Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

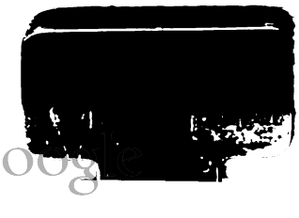
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS AUSLAND

WOCHENSCHRIFT

FÜR

ERD- UND VÖLKERKUNDE

DREIUNDSECHZIGSTER JAHRGANG

VOM ZWEITEN QUARTAL AB

HERAUSGEGEBEN VON

KARL VON DEN STEINEN

1890

STUTTGART
VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG
NACHFOLGER

NF 78

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
SEP 29 1977
AP30
A8S6
V.63
H12
1910

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1890.

Die Zahlen bedeuten die Seiten der Schrift. Den »Kleineren Mitteilungen« ist M. vorangestellt. Wo keine besondere Ueberschrift gegeben ist, sind unter I. die Aufsätze geographischen, unter II. diejenigen ethnographischen Inhalts eingeordnet.

Afrika.

I.

Kurbrandenburg an der Westküste von Afrika (1683—1707). Von Th. Schott. 221. 241.
Politisch-geographische Rückblicke (1. Afrika). 1. 21. 41.
M. L. G. Bingers Reise ins Innere von Westafrika. 317.
Die neuesten Fortschritte der geographischen Forschung im Kamerungebiet. Von A. v. Danckelman. 464.
M. P. Chautard, französischer Missionar über Dahome. Von Ph. Paulitschke. 457. — M. Crampels Reisen in Afrika. 318. — Die Erforschung des Lomami. 80.
Reisebilder aus Aegypten. Von Ernst Schrecker. IV. Von Kairo bis zum 1. Katarakt. 133. 151. — M. Der Straussenpark zu Matarié bei Kairo. Von G. Zacher. 179. — Aethiopien, sein Flächenraum und seine Bevölkerung. 160.
Die Goldländer Punt und Sasu im Somâlilande. Von Ed. Glaser. 521.
Borellis Forschungen im Gallaslande. 59. — M. Jules Borellis Reisen in die Gallagebiete südlich von Schoa. 317.
Graf S. Telekis Afrikaexpedition. Von Ludw. v. Höhnel. 281. 306.
Faunistische Ergebnisse einer Reise durch das Wituland mit besonderer Berücksichtigung der Süsswasserfauna. Von A. Voeltzkow. 541.
Am westlichen Kilimandscharo. Von Hans Meyer. 263. 294.
Berichte von Dr. Oskar Baumann (Rangaira). 377. (Mgambo). 434.
Madagaskar. 99. — Die südafrikanischen Goldfelder. 71.

II.

Merkwürdige Inschriften aus Fajum. Von Ludw. Wilser. 347. — Alte Felszeichen in Süd-Oran. Von R. Andree. 539.
Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas. Von H. Schurtz. 861. 888. 910.
Das afrikanische Häuptling- und Königtum. Von A. W. Hubner. 166. 181.
Das Recht in Afrika. Von A. Fleischmann. 401. 555. 570.
Rechtszustände in Ostafrika. Eine juristisch-ethnographische Studie. Von A. Fleischmann. 827. 844.
Ueber Gesten und Mienenspiel der Neger. Von E. Zintgraff. 461.
Gebärden und Mienenspiel des Negers. Von P. Reichard. 381. 406. 425.
Negerfabeln. Von Dr. Emin. 681.
Tunesische Volkssagen. Von R. Fitzner. 651.
Wie die Udâia Mohammedaner wurden. Von M. Quedenfeldt. 806.
Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis. Von M. Quedenfeldt. 314. 321. 354. 368. 495. 515. 532. 560.
M. Die israelitische Propaganda in Marokko. Von Ph. Paulitschke. 479.
Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen. Von M. Quedenfeldt. 716. 730.
Das türkische Schattenspiel im Maġrib (Tunis). Von M. Quedenfeldt. 904. 921.
Die Senussi. Von P. Asmussen. 256.
Zur Ethnologie des Albert-Sees. Von Dr. Emin. 263.

Amerika.

Nord- und Mittelamerika.

I.

Politisch-geographische Rückblicke (3. Amerika). 64.
In den nordamerikanischen Kaskaden. Easton. Von J. Röll. 489. 511.
Enumclaw in den nordamerikanischen Kaskaden. Von. J. Röll. 1021.
Der Mount Hood. Von C. A. Purpus. 947. 961.
Geologische Mitteilungen aus dem Staate Washington. Von K. Ludloff. 194. — Kansas. 51. — Die Entdeckung von Gold in Nieder-Kalifornien. 160. — Das nördliche Mexiko. 98.
Durch den Süden Mexikos und durch Centralamerika. Von G. Pauli. 101. 121. 141. 161. 189. 204. 229. 246.
M. Vom Nicaragua-Kanal. Von. H. Polakowsky. 918. — Die Einführung von Nutzgewächsen auf Jamaica. 60.

II.

Das gelöste Moundbuilderproblem (Nordamerika). Von R. Andree. 441.
Religion und Kultus der alten Mexikaner. Von Ed. Seler. 781. 814.
Die Kinder der Indianer Nordamerikas. Von F. J. Pajeken. 157. — M. Wie die Indianer Fleisch räuchern. Von K. Ludloff. 439.
Geheimbünde der Küstenbewohner des westlichen Nordamerikas. Von J. A. Jacobsen. 267. 290.
Nordwestamerikanische Sagen. Von J. A. Jacobsen. 421. 981. — Bella-Coola-Sagen. Von J. A. Jacobsen. 352.
Sintí, der erste Mensch. Eine Schöpfungssage der Kayowē-Indianer. Von A. S. Gatschet. 901.
Religion und religiöse Vorstellungen der Arrapahoë-Indianer. Von F. J. Pajeken. 1011.
Die Quekchi-Indianer (Guatemala). Von K. Sapper. 841. 892.

Südamerika.

I.

Die brasilianische Paranatinga-Expedition. 959.
Vom Madre de Dios zum Acre. Von Ch. Nusser. 792.
Die physische Beschaffenheit der peruanischen Provinz Carabaya. Von Ch. Nusser. 898.
Chiloé. Von Hugo Kunz. 737. 754.
Ursprung der in Chile gebauten Kürbisarten. Von Philippi. 798.
M. Guano- und Salpeterlager in Chile. Von G. Zacher. 179.
Die Verbreitung des Coca-Genusses in Südamerika. Von H. v. Ihering. 908.

II.

Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften. Von H. Cunow. 821. 853. 872.
Das Unterrichtswesen in Bolivia. 249.

Asien.

I.

Politisch-geographische Rückblicke (2. Asien). 61. — Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien. Von R. Sieger. 561. 597. 605.

Digitized by Google

Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. Von E. Glaser. 955. 990.
Russland in Mittelasien. 232. — Forschungsreisen im asiatischen Russland. 77.
Merkwürdige Winkel des Kaukasus. Von N. v. Seidlitz. 234. — Aus dem Kaukasus. Von C. Hahn. — Eine Besteigung des Kasbek. 250.
Wasserverbindung mit Sibirien. 37.
M. Eröffnung einer chinesichen Eisenbahn. 119. — Der Fortschritt von Handel und Gewerbe in China. 115.
Wohlthuende Einrichtungen zur Bequemlichkeit des Lebens in Indien. Von O. Feistmantel. Wasser- und Eisversorgung von Kalkutta. 201. 226.
Indochina (Cambojda, Laos, Siam, Annam und Cochinchina). 5. Reise 1887—1890. Von C. W. Rosset. 481. 505.
M. Nephrit in Burma. 260. — Die Bai von Bengalen und die Küsten von Indien. 78.
Die Nikobaren und ihre Bewohner. 79.
Im Osten von Asien (Guillemards Forschungsreise in den Archipelen). 25. 45. — Ein Eckchen von Niederländisch-Indien (die Ké-Inseln). Von G. Langen. 17.
M. Vulkane in Borneo. Von Th. Posewitz. 219. — M. Veränderungen auf der Sundainsel Borneo. Von Th. Posewitz. 359. 439.
M. Max Weber über seine Reise in Holländisch-Indien. 499.
M. Die Pflanzen- und Tierwelt von Deli (Sumatra). Von E. Metzger. 699.
Grenzlinien zwischen Asien und Australien. Von E. Metzger. 609. 629.

II.

Centralasiatische Inschriften. Von J. R. Aspelin. 326.
Karl Humanns und Otto Puchsteins Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Von Dr. Obst. 657. 676.
Das Moharrem-Fest der Perser (25. August). Von G. Albert. 786.
Amiran, ein grusinischer Prometheus. Von N. v. Seidlitz. 554.
Ueber Körpermessungen im Kaukasus. Von C. Hahn. 250.
Ethnologische Klassifikation der kaukasischen Stämme. Von H. v. Aurich. 704.
Kirgisische Volksdichter und -Sänger. Von N. v. Seidlitz. 645.
Burjatische Volksüberlieferungen (Sibirien). Von F. S. Krauss. 721. (Bemerkung von K. Bürger.) 834.
Die Wotjaken. Von P. v. Stenin. 576. 590.
Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes. Von P. v. Stenin. 757. 771.
Ueber den mongolischen Gottesdienst. Von M. v. Beguelin. 378. 395. 416.
Japanisches Familienrecht. Von A. H. Post. 448.
Die Japanesen. Von R. Schück. 76.
Die Subanos (auf der Insel Mindanao). Von Ferd. Blumentritt. 392.
Indochinesische Stämme. Von C. W. Rosset. 1. Die Stieng. 636. 2. Die Benong. 647. 3. Die Ahong und Nhong. 669.
Leben der Eingeborenen in Britisch-Borneo. 13. — Ein Fest der Dajak. Von E. Metzger. 474.
Aus Bali (Klein-Java). Von E. Metzger. 435. — M. Tempelruinen von Prambanan (Java). 399.

Australien und Polynesien.

Politisch-geographische Rückblicke (4. Australien). 81.
Tietkins' Forschungsreise in Centralaustralien. Von H. Greffrath. 174.
Das Gold in Australien. Von R. v. Lendenfeld. 135. 145. — Die Zuckerindustrie in Bundaberg (Queensland). 96. — M. Der Riesen-Erdwurm von Gippsland. 116. — Die Kolonie Neu-Südwales. Von H. Greffrath. 34. — Die Kolonie Viktoria 1888. 97.
Erinnerungen an Neu-Guinea. Nach Tagbuchnotizen von F. Grabowsky. 91. 111.
Mc. Gregors Besteigung des Mount Owen Stanley. 58. — M. Mc. Gregors Besteigung des Mount Victoria und die Erforschung der Owen-Stanley Kette. Von H. Greffrath. 418. — Namen und Höhen der Gipfel im Owen-Stanley-Gebirge. 59. — Mc. Gregor in British New Guinea. 198. — Aus British New Guinea. 73.
M. Die Niederkunft auf den Loyalty-Inseln (Melanesien). 500.
Aus der Südsee. 9. 30. — M. Denkmalenthüllung und Industrieausstellung in Suva, Hauptstadt Fidschis. Von A. Vollmer. 419.
Unterricht und Erziehung im Königreich Hawaii. Von L. Fleischner. 926.

Europa.

Geologie.

Der vulkanische Sand in der Eifel und seine Bedeutung. 36.
Wie ist die diluviale Nagelfluh der bayrischen Hochebene entstanden? Von K. Sapper. 213.
Der neuentstandene Naturschacht von Brunndorf. Von Fr. Kraus. 255.
Der geologische Bau Rumäniens. Von A. Rzehak. 978.

Länderkunde.

Aus dem skandinavischen Norden. Von H. v. Schönberg. 154. 169. 187. 210.
Das alte Nordfriesland. 216.
Zur Geschichte des Weinbaues in Deutschland. Von G. Buschan. 868.
Die preussische Wallonie. Von A. Dronke. 944.
Cettinje. 56.
M. Flächeninhalt und Bevölkerung Russlands. 100. — Zur Demographie des europäischen Russlands. Von H. Obst. 848.
Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn. 934. 951. 976. 995. 1016. 1037.

Völkerkunde.

Die Lappen und ihre Sagen. Von H. v. Aurich. 508. 536. 552.
Die alten Bewohner der kimbrischen Halbinsel. Eine kulturhistorische Skizze. Nach C. F. Allen. 85. 105. 125.
Problems of Greater Britain. Von L. Abel. 1035.
Zur litauischen Volksmusik. Von E. Lemke. 138.
Die Nationaltracht der alten Dithmarscher. Mit Illustr. 176.
Einige alte Volkssitten und Volksgebräuche aus dem Kanton Zürich. Von H. Messikommer. 239.
Zur Kenntnis der heutigen Basken. Mit Illustr. Von O. Stoll. 695. 701. 734. 751. 775. 796.
Die Zigeuner. Von Guido Cora. 615. 621. 652. 673. 710.
Skizze von den Banater Romänen. Von M. Przyborski. 593.
Die Slawen in Italien. Von J. Okič. 238.
Die Quälgeister bei den Südslawen. Von Fr. S. Krauss. 329. 410.
M. Hochzeits- und Begräbnisgebräuche bei den südungarischen Serben. 779.
Aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen. 75.
Albanesische Familienfehden. 6.
Ueber Ramasan und Khidreless (Türkei). Von G. Albert. 574.
Der Volksglaube und die Gebräuche der Kasaner Tataren. Von P. von Stenin. 1031.

Urgeschichte.

Die arische Urzeit im Lichte der neuesten Anschauungen. Von Karl Penka. 741. 764.
Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen. Von Fr. Th. Köppen. 1001.
Der Ursprung der Bronze. Von L. Wilser. 366.
Die vorgeschichtlichen Einflüsse des Orients auf Mitteleuropa. Von M. Hörnes. 272.
Die Sigynnen. Von M. Hörnes. 451.
Fergunna (Erzgebirge). Von Heinr. Schurtz. 301.
Pfahlbauten im Greifensee bei Zürich. Von J. Messikommer. 439. — M. Zweifelhafte Steinwerkzeuge vom mittleren Innthale. Von C. Mehlis. 839. — M. Höhlenfunde im Harz. 60.
Eine Römerburg in der Nordpfalz. Von C. Mehlis. 545. — Neue Ausgrabungen auf der Römerburg in der Nordpfalz. Von C. Mehlis. 973. — M. Donnerkeile in der Südpfalz und im Nordelsass. Von C. Mehlis. 700. — Neue Gräber der fränkischen Zeit vom Mittelrhein. Von C. Mehlis. 404.
Forschungen über das deutsche Wohnhaus. Von G. Bancalari. 467. 485. 528.
Eigentümliche Kultusgegenstände im Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin von J. A. Jacobsen. 825.
M. Das archäologische Museum zu Chambéry. Von H. Messikommer. 338.
Das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum in Sarajewo. Von M. Hörnes. 761.

Digitized by Google

Polargegenden.

Politisch-geographische Rückblicke (5. Die Polarländer). 83.
Die deutschen Polarexpeditionen 1882—1883. Von E. Goebeler und Ed. Hahn. 581.
Kükenthals Spitzbergenfahrten. Von M. Lindeman. 373.
Ueber die Verwendung des Luftballons bei Polarexpeditionen. Von Assmann. 501.
M. Die antarktische Polarwelt. 117.
Das Verschwinden der asiatischen Eskimos. 519. — Die Grönländer. (Nach dem Tagbuch eines Missionars.) 66.

Allgemeine Geographie und Verwandtes.

Zur Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen. Von A. Häbler. 414.
Die Lehre von den Klimaschwankungen bei den Forschern des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Von S. Günther. 625. 641.
Kant und die moderne Theorie der Winde. Von M. Schneidemühl. 661.
Die Eiszeit. Von O. Ankel. 443. 476. 492.
Das geophysische Hauptproblem. Von H. Habenicht. 428. 430. — Der Abkühlungsprozess der Erde und Experimente zur Klärung desselben. Von H. Habenicht. 684.
Ueber Temperaturbeobachtungen in den heissen Klimaten. Von R. Assmann. 269.
M. Das Baersche Gesetz. 316. Pro Baer. Von A. Kirchhoff. 358.
Die geographische Verbreitung der Flussmuscheln. Von H. v. Ihering. 941. 968.
Die Datumgrenze im Grossen Ozean und ihr wirklicher Verlauf. Von Dr. von Danckelman. 1033.

Allgemeine Ethnologie.

Bastians Lehre von den geographischen Provinzen. Von Th. Achelis. 361.
Ethnologie und Philosophie. Von Th. Achelis. (Psychologie.) 744. (Erkenntnistheorie.) 811. 830. (Ethik.) 1007. 1026.
Eine Religion der Urzeit. Von H. Schurtz. (Bemerkungen dazu: „Durch die Kulturbrille". Von K. v. den Steinen.) 692.
Das Recht im Völkerleben. Von M. Alsberg. 965. 986.
Das männliche Wochenbett. Eine kritische Betrachtung. Von K. Friedrichs. 801. 834. 856. 878. 895.
Anthropologie und Geschichte. Von Ludw. Wilser. 913. 928.

Vermischtes.

Geographische Neuigkeiten. 58. 77. 98. 115. 160.
Ueber die Verbreitung der Deutschen auf der Erde ausserhalb Europas. 99. — M. Londoner Verhältnisse. 220. — Ein unerwünschtes Geschenk für England (Verbrecher-Zuflucht). Von Rud. Schück. 16. — Arbeiterausschüsse und Aeltestenkollegien. 53. — M. Virgils Grab. 20. — M. Der Palazzo di Venezia in Rom. 39. — M. Die Riviera. 139. — M. Heilige Goldschmiede. 40. — M. Christi Himmelfahrt im alten Wien. 39. — M. Die portugiesische Königsgruft. 120. — M. Thee-Montage in Wien. 20. — M. Russische Klöster. 115. — M. Der Viehstand der Welt. 119. — M. Sage über die Affen aus „India past and present". 1040.

Personalien.

Baumann, Oskar, Dr. 377. 434. — M. Binger, L. G. 317. — M. Borelli, Jules. 59. 317. — M. Crampel. 318. — Douls, Camille †. 59. — Hehn, Viktor † Berlin. 385. — Humann, Karl. 657. 676. — Koseritz, Karl v., Dr., in Porto Alegre †. 502. — Kükenthal, Willy, Professor in Jena. 373. — Mac Gregor, W. 58. M. 418. — Metzger, Emil † Stuttgart. 600. — Prshewalskij, Nikolai Michailowitsch. 788. — Puchstein, Otto. 657. 676. — Telcki, Graf Samuel. 281. 306. — Tietkins, W. H. 174. — M. Warburton, Peter Egerton †. 220.

Versammlungen.

Bremen. 63. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. 808.
Münster. 21. Anthropologen-Versammlung. 714. 727.
Paris. Internationaler Amerikanistenkongress. 864. 881.

Bücherbesprechungen.

D'Abbadie, Antoine: Géographie de l'Etiopie. Paris, Mesnil. 580.
Ainsworth, W. F.: The River Karún, an opening to British Commerce. London, Allen & Co. 320.
Bartsch, Christian: Dainu Balsai (Litauische Melodien). Heidelberg, Winter. 138.
Baumann, Oskar: In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Olmütz, Hölzel. 300.
Baumgartner, Alexander: Island und die Faröer. Freiburg, Herder. 180. — Nordische Fahrten. Freiburg, Herder. 999.
Becker: Geology of the Quicksilver Deposits of the Pacific Slope. Washington. 739.
Borchard, H.: Die deutsche evangelische Diaspora. I. Gotha, F. A. Perthes. 1040.
Brecher, Adolf: Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des bayrischen Staatsgebietes. Berlin, Reimer. 340.
Brehm, A. E.: Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge. Stuttgart, Union. 337.
Brinton, Daniel G.: On Etruscan and Lybian names. Philadelphia. 520.
Brückner, Eduard: Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit. Olmütz, Hölzel. 939.
Büttikofer, J.: Reisebilder aus Liberia. Leiden, Brill. 299.
Büttner, Richard: Reisen im Kongolande. Leipzig, Hinrichs. 300.
Buschan, Georg: Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. Münster. 800.
Costi, E.: Storia d'Etiopia. Mailand, Brigola & Co. 1040.
Curtin, Jeremiah: Myths and folk-lore of Ireland. Boston. 559.
Curzon, George N.: Russia in Central-Asia. London. 232.
Dilke, Sir Charles: Problems of Greater Britain. London, Macmillan u. Co. 1035.
Dubrowin, N. F.: Nikolai Michailowitsch Prshewalskij. Eine biographische Skizze. St. Petersburg. 789.
Ettinghausen, v.: Das australische Florenelement in Europa. Graz, Leuschner & Lubensky. 399.
Exner, A. H.: China. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Leipzig. 420.
Fisher, Osmond: Physics of the Earth's Crust. 341.
Förster, Brix: Deutsch-Ostafrika. Leipzig, Brockhaus. 300.
Gasner, Ernst: Zum deutschen Strassenwesen. Leipzig, Hirzel. 400.
Geiger, Wilhelm: Die Pamirgebiete; eine geographische Monographie. Olmütz, Hölzel. 260.
Glaser, Eduard: Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. Berlin, Weidmann. 955, 990.
Gonzenbach, C. v.: Nilfahrt. Deutsche Verlagsanstalt. 580.
Gopčević, Spiridion: Altserbien und Makedonien. Die Wahrheit über Makedonien. Wien. 458.
Günther, Siegmund: Handbuch der mathematischen Geographie. Stuttgart, Engelhorn. 780.
Haardt, V. v.: Physikalisch-statistischer Schulatlas. Olmütz, Hölzel. 340.
Hein, Alois Raimund: Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Wien, Hölder. 719.
Hellwald, Fr. v.: Die Welt der Slawen. Berlin. 960.
Hespers, Karl: Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika. (Reisetagebuch von P. A. Schynse.) Köln, Bachem. 380.
Hesse-Wartegg, Ernst v.: Mexiko, Land und Leute. Reise auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Olmütz, Hölzel. 640.
Hildebrandson, Koeppen u. Neumayer: Wolkenatlas. Atlas des nuages. Cloud-Atlas. Moln-Atlas. Hamburg, Seitz. 620.
Hinterwaldner, Joh. Max: Wegweiser für Naturaliensammler. Wien, Pichlers We. u. Sohn. 259.
Hron, Karl: Das Volkstum der Slaven Makedoniens. Wien. 458.
Humann u. Puchstein: Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Reimer, Berlin. 657. 676.
Junkers, Wilhelm, Reisen in Afrika 1875—1886. Olmütz, Hölzel. 278.
Kan, C. M.: Het hooger onderwijs in aardrijkskunde hier te Lande. Leiden, Brill. 480.
Kanewski, J.: (Liubopytnyje ugolki Kawkasa). Batumer Bezirk, Swanetien. Lebens- und Naturbilder. Tiflis. 234.
Kayser, Friedrich: Aegypten einst und jetzt. Freiburg, Herder. 200.
Kiepert, H.: Spezialkarte vom westlichen Kleinasien. Berlin, Reimer. 560.
Kiepert u. Koldewey: Itinerare auf Lesbos. Berlin, Reimer. 959.
Krauss, Friedrich S.: Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Münster. 700. Am Ur-Quell. Monatsschrift. Lunden, Timm. 760.

Digitized by Google

Lannoy de Bissy, Regn.: Carte de l'Afrique. Paris. 300.
Lebendiges Altertum. (Russische Zeitschrift.) Petersburg. 918.
Lüddecke, R.: Afrika in 6 Blättern. Gotha, Perthes. 360.
Marshal, William: Die Tiefsee und ihr Leben. Leipzig, Hirt u. Sohn. 259.
Mayr, H.: Die Waldungen von Nordamerika, ihre Holzarten, deren Anbaufähigkeit und forstlicher Wert. München, Rieger. 919.
Modigliani, Elio: Un viaggio a Nias. Mailand. 275.
Nachtigal, Gustav: Sahârâ und Sûdân. Ergebnis sechsjähriger Reisen in Afrika. Leipzig, Brockhaus. 333. 348.
Nassyroff, K.: Powjerja i obrjady kasanskych Tatar. 1031.
Noë, Franz: Geologische Uebersichtskarte der Alpen. Olmütz, Hölzel. 339.
Otto, August: Zur Geschichte der ältesten Haustiere. Breslau, Preuss u. Jünger. 860.
Polarforschung, die internationale, 1882—1883. Hamburg. 581.
Posdnâjew, A.: Ueber die buddhistischen Klöster und die buddhistische Geistlichkeit in der Mongolei. St. Petersburg. 378. 395. 416.
Post, Alb. Herm.: Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrikas. Oldenburg, Schulze. 166. 181.
Proskowetz, Max v.: Vom Newastrand nach Samarkand. Olmütz, Hölzel. 298.
Quatrefages, A. de: Histoire générale des races humaines. Paris. 979.
Rausch v. Traubenberg, Frhr. Paul: Hauptverkehrswege Persiens. Halle, Tausch u. Grosse. 540.
Russel: Subaërial decay of rocks and origin of the red color of certain formations. Washington. 440.
Scharling, H.: Haurân. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, Heinsius. 400.
Schmeltz, J. D. E.: Indonesische Prunkwaffen. Ein Beitrag zur Kunde des Kunstgewerbs in Indonesien. 817.
Schück, Richard: Brandenburg-Preussens Kolonialpolitik unter dem Grossen Kurfürsten und seinen Nachfolgern. Leipzig 221. 241.
Scott, Keltin J.: Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung. Leipzig, Brockhaus. 300.
Seehäfen, die, des Weltverkehrs. Wien, Dorn. 360. 840.
Sombart, Werner: Die römische Campagna; eine socialökonomische Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. 20.
Ssmirnoff, J. A.: Wotjaki. Istoriko-etnografitschesky otscherk. Kasan. 576. 590.
Stanley, H.: „Im dunkelsten Afrika." Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas. Leipzig, Brockhaus. 601. 633. 665.
Staudinger, Paul: Im Herzen der Haussa-Länder. Reise im westlichen Sudan etc. Berlin, Landsberger. 120.
Stielers Handatlas. Gotha, Perthes. 318. 839.
Stokvis, B. J.: Ueber vergleichende Rassenpathologie und die Widerstandsfähigkeit des Europäers in den Tropen. Berlin. 799.
Taramelli, T., e Bellio, V.: Geografia e geologia dell' Africa. Mailand, Hoepli. 580.
Vug, Oscar: Schlesische Heidenschanzen, ihre Erbauer und die Handelsstrassen der Alten. Grottkau. 1020.
Weber, Max: Ethnographische Notizen über Flores und Celebes. 1000.
White: On invertebrate Fossils from the Pacific Coast. Washington. 660.
Wlislocki, Heinr. v.: Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. Berlin, Nicolai. 240. — Vom wandernden Zigeunervolke. Volksdichtungen der siebenbürgischen und ungarischen Zigeuner. Hamburg. 818.

Namen der Mitarbeiter.

Zahl die Wochennummer. u. f. = und folgende.

Abel, L., Wiesbaden. 52.
Achelis, Thomas, Bremen. 19. 28 u. f. 38. 41 u. f. 51 u. f.
Albert, Gottfried, Pera. 29. 40.
Alsberg, Moritz, Kassel. 19. 49. 50.
Altona, Hans, Braunschweig. 12.
Andree, Rich., Heidelberg. 23. 27. 35.
Ankel, Otto, Frankfurt a. M. 23 u. f.
Asmussen, P., Leck. 13.
Aspelin, J. R., Helsingfors. 17.
Assmann, R., Berlin. 14. 26. 31. 47.
Aurich, H. v., St. Petersburg. 26 u. f. 36.
Bancalari, Gustav, Linz a. d. Donau. 24 u. f.
Baumann, Oskar, Wien. 19. 22.
Beguelin, Max v., Berlin. 19 u. f.
Blumentritt, Ferdin., Leitmeritz. 20.
Brückner, A., Dorpat. 15.
Bürger, K., Berlin. 42.
Buschan, Georg, Kiel. 40. 43. 44. 48. 51.
Cora, Guido, Turin. 31 u. f.
Cunow, Heinrich, Hamburg. 42 u. f.
Danckelman, A. v., Berlin. 24. 52.
Dronke, Adolf, Trier. 48.
Drygalski, Erich v., Berlin. 18.
Ehrenreich, P., Berlin. 49.
Emin, Dr., z. Z. in Ostafrika. 14. 35.
Feistmantel, Ottokar, Prag. 11 u. f.
Fitzner, Rudolf, Tunis. 33.
Fleischmann, Adolf, München. 21 u. f. 42 u. f.
Fleischner, Ludwig, Wien. 47.
Friedrichs, Karl, Breslau. 41 u. f.
Gatschet, Albert S., Washington. 46.
Geigel, F., Metz. 7.
Glaser, Eduard, München. 27. 48. 50.
Goebeler, Erich, Perleberg. 20. 22. 30. 33. 37. 46.
Grabowsky, F., Marggrabowa. 5 u. f.
Greffrath, Henry, Dessau. 2. 9. 11. 22.
Günther, S., München. 24. 32 u. f.
Habenicht, H., Gotha. 35.
Häbler, A., Leipzig. 21.
Hahn, C., Tiflis. 13. 47 u. f.
Hahn, Ed., Berlin. 20. 30.
Hellwald, Friedr. v., Tölz. 23 u. f. 30 u. f.
Henckel, Wilhelm, München. 40.
Henne am Rhyn, O., St. Gallen. 15 u. f.
Hirth, Friedrich, Shanghai. 21.
Höhnel, Ludwig v., Wien. 15 u. f.
Hoernes, Moritz, Wien. 14. 23. 39.
Hoernes, R., Graz. 17.
Hubner, A. W., Wien. 9 u. f.
Jacobsen, J. Adrian, Berlin. 14 u. f. 18. 22. 27. 42. 50.
Ihering, H. v., Rio Grande do Sul. 46. 48 u. f.
Kirchhoff, A., Halle. 18.
Köppen, F. Th., St. Petersburg. 51.
Kraus, Franz. 13.
Krauss, Friedrich S., Wien. 17. 21. 37. 41.
Kunz, Hugo, Santiago-Haiti. 37 u. f.
Lange, Henry, Berlin. 16. 18. 26. 42. 52.
Langen, G. 1.
Lemke, E. 7.
Lendenfeld, R. v., Innsbruck. 7 u. f.
Lindeman, M., Bremen. 19.
Ludloff, K., Washington. 10. 22.
Mehlis, C., Dürkheim. 17. 21. 28. 35. 42. 49.
Messikommer, H., Wetzikon. 12. 17.
Messikommer, J., Wetzikon. 22.
Metzger, Emil, † Stuttgart. 20. 21. 22. 24. 25. 31 u. f. 35.
Meyer, Hans, Leipzig. 14 u. f.
Nusser-Asport, Chr., Ulm. 40. 45.
Obst, Hermann, Leipzig. 33 u. f. 43.
Okič, J., Udine. 12.
Pajeken, Friedr. J., Hamburg. 8. 51.
Pauli, Gustav, Berlin. 6 u. f.
Paulitschke, Ph., Wien. 14. 15. 17 u. f. 19. 23. 24. 29. 31 u. f. 34. 52.
Penka, Karl, Wien. 38 u. f.
Philippi, Santiago-Chile. 40.
Polakowsky, H., Berlin. 46.
Posewitz, Theodor, Budapest. 11. 18.
Post, Alb. Herm., Bremen. 23.
Przyborski, M., Kladno. 30.
Purpus, C. A., Illinois. 48 u. f.
Quedenfeldt, M., Berlin. 16 u. f. 36 u. f. 41. 46 u. f.
Reichard, Paul, Berlin. 20 u. f.
Reinisch, L., Wien. 26.
Röll, Julius, Darmstadt. 25 u. f. 52.
Rosset, C. W., Frankfurt a. M. 25 u. f. 32 u. f.
Rzehak, A., Brünn. 49.
Sapper, Karl, Coban. 11. 43 u. f.
Schneidemühl, M., Hamburg. 34.
Schönberg, Hans v., Dresden. 8 u. f.
Schott, Theodor, Stuttgart. 12 u. f.
Schrecker, Ernst, Wahlstatt. 7 u. f.
Schück, Rudolf, London. 1. 4.
Schurtz, Heinrich, Loschwitz. 14. 16. 35. 40. 41. 44 u. f. 50.
Seidlitz, N. v., Tiflis. 12. 28. 33.
Seler, Eduard, Berlin. 32. 40 u. f.
Sieger, Robert, Berlin. 16. 20. 23. 27. 28. 29 u. f. 48. 50.
Steinen, Karl v. den, Marburg-H. 17. 26. 35. 36. 38.
Stenin, P. v., St. Petersburg. 29 u. f. 38 u. f. 52.
Stoll, Otto, Zürich. 35 u. f.
Voeltzkow, A., z. Z. Madagaskar. 28.
Vogel, P., München. 39.
Vollmer, A., Lübeck. 21.
Wilser, Ludwig, Karlsruhe. 18. 19. 46 u. f.
Zacher, G., Wien. 9.
Zintgraff, E., z. Z. Kamerun. 24.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 27. **Stuttgart, 7. Juli 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, z. Z. Marburg-Hessen, Haspelstrasse 20, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Goldländer Punt und Sasu im Somâlilande. Ein Beitrag aus Anlass des deutsch-englischen Afrikavertrages. Vom Arabienreisenden Eduard Glaser. S. 521. — 2. Forschungen über das deutsche Wohnhaus. Von Gustav Bancalari. (Schluss.) S. 528. — 3. Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis. Von M. Quedenfeldt. (Schluss.) S. 532. — 4. Steine als Amulette bei wilden und civilisierten Völkern. Von J. Adrian Jacobsen. S. 534. — 5. Die Lappen und ihre Sagen. Von H. v. Aurich. (Fortsetzung.) S. 536. — 6. Entdeckung von Felszeichnungen in Süd-Oran. Von R. Andree. S. 539. — 7. Litteratur. S. 540.

Die Goldländer Punt und Sasu im Somâlilande.

Ein Beitrag aus Anlass des deutsch-englischen Afrikavertrages.

Vom Arabienreisenden Eduard Glaser.

Wichtige und folgenschwere Entscheidungen über Ostafrika sind in diesen Tagen getroffen worden. Kein Unbefangener wird sich verhehlen dürfen, dass die Aussichten der Deutschen, neben einem überaus handelskräftigen englischen Zanzibar erfolgreich an der dortigen Festlandküste kolonisieren oder Handel treiben zu können, nicht gerade sehr vielversprechend sind. Es liegt indes nicht in meiner Absicht, diese Verhältnisse näher zu untersuchen, ich will vielmehr einen kleinen Beitrag liefern, der zeigen soll, dass selbst im Somâligebiete die Engländer ganz ausserordentliche Vorteile erzielt haben, welche der britischen Regierung gewissermassen die — wenigstens moralische — Verpflichtung auferlegen, etwaigen noch nicht realisierten Wünschen Deutschlands in Afrika oder anderwärts bereitwilligst entgegenzukommen.

Die Frage, was denn die Engländer an dem vorläufig gewiss nur theoretischen Besitz der grossen Somâli-Halbinsel gewonnen haben, möchte ich dahin beantworten, dass ihnen nicht nur eines der interessantesten, sondern auch der einträglichsten Länder Afrikas, welches selbst Aegypten nicht wesentlich nachstehen dürfte, mit jenem Gebiete zugefallen ist. Allerdings gibt es auf der Somâli-Halbinsel zur Zeit keinen geregelten Landwirtschaftsbetrieb. Einzelne Distrikte werden sogar als völlig unfruchtbar bezeichnet werden müssen. Allein bei einer tropischen Kolonie kommt es überhaupt nicht in erster Linie auf rein landwirtschaftliche Produkte an, sondern darauf, ob dieselbe andere Erzeugnisse liefert, die für den Handel von Wert und Bedeutung sind, und ob auch das Pflanzen- und Mineralreich irgend etwas Brauchbares und Begehrenswertes bietet. Da muss man nun sagen, dass die Somâli-Halbinsel in fast allen diesen Beziehungen einer der gesegnetsten Striche Afrikas ist, ein Land, das in den Händen einer starken Regierung, welche den förmlich wilden Eingeborenen zu imponieren vermag, alle darauf verwendete Mühe gar bald in ausgiebigster Weise belohnen würde. Somâliland hat nämlich nicht nur schon jetzt bedeutenden Handel in fast allen Produkten Ostafrikas, sondern es zeichnet sich auch vor allen Nachbarländern durch seinen Reichtum an Harzen und Gummi aller Art, worunter besonders Weihrauch und Myrrhe hervorragen, wie nicht minder — und das ist das Ueberraschende — durch das Vorhandensein von Goldminen aus. Ueber diese letzteren, die ich durch die Interpretation der Angaben der alten Autoren und der Inschriften festzustellen in der Lage war, möchte ich etwas ausführlicher berichten, bei dieser Gelegenheit bemerkend, dass ich längere Zeit vor dem Erscheinen meines Buches[1]) über die Geschichte und Geographie Altarabiens, welches die hierauf bezüglichen Auseinandersetzungen enthält, in erster Linie Deutschland das Anerbieten machte, ihm die nötigen Aufklärungen über ein Goldland der Alten geben zu wollen (ich nannte Puna und Sasu), Aufklärungen, welche auf die Kolonialpolitik orientierenden Einfluss haben könnten. Diese Mitteilungen wurden in Berlin nicht entgegengenommen. Ein Gleiches traf meinen nun an die Imperial British East Africa Company in derselben Angelegenheit gerichteten Antrag, indem auch diese Gesellschaft Mitteilungen über ein afrika-

[1]) Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Muḥammad. II. Band. Berlin 1890, Weidmannsche Buchhandlung.

Digitized by Google

nisches Goldland ablehnte, weil der betreffende Golddistrikt voraussichtlich nicht innerhalb der Interessensphäre der Gesellschaft gelegen sein dürfte! Angesichts dieser Sachlage — ich hatte überall Puna und Sasu als das Goldland bezeichnet — musste ich annehmen, dass man sowohl in Berlin als auch in London auf Grund von Erkundigungen, wahrscheinlich gerade bei Gelehrten, deren Ansichten über Puna und Sasu durch meine Untersuchungen umgestossen werden, die Entscheidung getroffen habe. Um nun aber doch das wiederentdeckte Goldland der Alten an den Mann zu bringen, schickte ich die erforderlichen Aufklärungen an die Regierung eines dritten Landes; dieselben wurden entgegengenommen, ohne dass ich aber bis heute eine Empfangsbestätigung erlangt hätte. Fast muss ich vermuten, dass auch dort ein gelehrtes Parere dahin abgegeben worden ist, Puna und Sasu könnten nicht im Ost-Somâlilande gewesen sein, und leider habe ich Grund zu der Befürchtung, dass man zu diesem Urteil gelangte, nicht etwa, weil meine Gründe widerlegbar und nicht stichhaltig sind, sondern weil man um Lebens oder Sterbens willen heilig halten soll, was vielleicht vor zehn oder zwanzig Jahren verkündet und seither nachgebetet worden ist.

Also ich will nachweisen, dass es im Somâlilande Goldminen gibt, und dass diese aller Wahrscheinlichkeit nach nun von den Engländern ausgebeutet werden dürften.

Ich schicke voraus, dass man an allen wichtigeren Küstenpunkten des Somâlilandes, besonders in Berberâ und Zeila', ja sogar auch in Massaua' bisweilen Gold kaufen kann, welches die Eingeborenen aus dem Innern bringen. Italienische Händler erzählten mir, dass das nach Abessynien und Massaua' gebrachte Gold von keinem Punkte der Afrikanischen Schweiz herrühre und englische Offiziere, die in Berberâ garnisonierten, sagten mir, dass die Eingeborenen, über den Fundort des Goldes befragt, erklärten, derselbe liege nur drei Tagereisen landeinwärts von Berberâ. Die Offiziere unternahmen zu wiederholten Malen eigene Expeditionen ins Innere, allein von Gold konnten sie keine Spur entdecken. Sie waren offenbar durch die sich in ihrem Erwerbe bedroht fühlenden Eingeborenen auf falsche Fährte geleitet werden. Die Goldminen befinden sich also auch nicht in der Nähe von Berberâ. Darüber aber, wo wir sie zu suchen haben, klären uns die alten Nachrichten auf, und in erster Linie der Kirchenschriftsteller Kosmas Indopleustes, welcher im sechsten Jahrhundert das axumitische Reich und andere Länder des fernen Orients besuchte.

Kosmas schildert ein sehr goldreiches Land Sasu und sagt, dass (zu seiner Zeit noch) der axumitische (abessynische) König (damals Kaleb Ela Asbeha) alljährlich den Gouverneur des Agaustammes mit zahlreicher Karawane nach diesem ca. 50 Tagereisen von Axum (unweit der heutigen Hauptstadt Awdoa) entfernten Lande entsende, damit er dort im Wege des Tauschhandels von den Eingeborenen gegen Ochsen, Salz und Eisen Goldnuggets kaufe.

Zur Beurteilung der 50 Tagereisen dienen folgende andere Distanzangaben: Kosmas rechnet von Alexandrien bis zu den Katarakten 30 Tage, von hier bis Axum wieder 30 Tage. Weiter teilt er mit, Sasu liege am äussersten Ende von Aethiopien, dem Weihrauchlande oder der Barbaria benachbart und nahe dem südlichen Ozean. Dieses Meer nennt er bei Monfaucon, Collectio II, 139 ff. den Zingion-Ozean, worin ersichtlich das bekannte Wort Zindj (Zing) oder Zendj (Zeng) steckt, mit welchem man ja noch heutzutage eine Insel jenes grossen Meeres bezeichnet, nämlich »Zanzibar«, das nichts anderes bedeutet als Barr ez Zendj, d. i. Land der Zendj. Gerade dieser Name könnte uns verleiten, an eine verhältnismässig sehr südliche Gegend, an Zanzibar und das gegenüberliegende Festland zu denken. Damit aber stimmen schon die 50 Tage nicht, für welche wir nun in der Distanz von Alexandrien bis Axum einen Maassstab haben. Nach diesem gemessen, kann das Land Sasu nur irgendwo in der Nähe der Ostküste der Somâli-Halbinsel liegen, etwa von Râs Hafûn bis zur Mündung des Webi oder Jub. In der That brauchen wir nicht an das heutige Zanzibar zu denken; denn auch Ptolemäus kennt ein Zendj und zwar in der Form des Zingis promontorium, das ich auf S. 301 meiner »Skizze« unter ca. 7° n. Br. etwa bei Râs al Khyle oder bei Kap Beduin der Karten ansetzte. Sonach haben wir unter dem Zingion-Ozean den an Ost-Somâliland anstossenden Teil des Indischen Ozeans zu verstehen und haben den Spielraum für Sasu einzuschränken. Wo das Weihrauchland oder die Barbaria ist, wissen wir völlig genau: am Nordosthorn der Somâli-Halbinsel. Da nun Sasu als Nachbarland des Weihrauchgebietes bezeichnet wird, so haben wir es offenbar unweit der Küste anzusetzen, etwa nördlich und südlich des Nogâlflusses, also bis zum Borłâb- (oder Burdhâb-) Gebirge. Südlich kann es bis in die Nähe der italienischen Besitzung Obbia gereicht haben.

Ochsen, Salz und Eisen waren im sechsten Jahrhundert die Gegenwerte für das Gold. Auch heute noch kann man im Gebiete der salzarmen Somâlihalbinsel, diese in ihrer grössten Ausdehnung aufgefasst, für Salz alles erzielen. Sogar Sklaven kauft man für eine kleine Quantität dieses unentbehrlichen Minerals!

Nun wir das Goldland Sasu lokalisiert haben, können wir auch daran gehen, eine alte Streitfrage aus der Welt zu schaffen, die noch in diesem Jahre, zuletzt von unserem trefflichen Georg Schweinfurth in einem der Genfer physikalischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 6. Februar überreichten und wohl gleichzeitig mit meiner »Skizze« veröffentlichten Aufsatz [1]) erörtert worden ist. Ich

[1]) Sur certains rapports entre l'Arabie Heureuse et l'ancienne Egypte. Genf, H. Georg 1890, eingelaufen bei mir am 13. Juni.

Digitized by Google

meine die Frage: wo lag das berühmte Land Puna (Pun-t, Puena) der alten Aegypter, aus welchem sie neben vielen anderen Dingen auch Weihrauch und Gold bezogen?

Schweinfurth ist der Ansicht, dass man unter Punt »die gesamte Region zu verstehen habe, welche zu beiden Seiten des südlichen Teiles des Roten Meeres gelegen ist«. An einer anderen Stelle derselben Abhandlung (S. 10) meint er auf Grund der alten Inschriften, dass unter Punt »in erster Linie der eigentliche Jemen und im allgemeinen der ganze Süden Arabiens« zu verstehen sei. Er stützt sich dabei hauptsächlich auf das Vorkommen eines Ausdruckes in den ägyptischen Inschriften (chet-n'anti), welchen Dümichen: »Weihrauchstufen« und Maspero: »échelles de l'encens« übersetzte und welche Weihrauchstufen Schweinfurth in den horizontalen Kulturterrassen der jemenischen Berge erblickt. Weiter beruft sich der geniale Afrikakenner, der auch Arabien interessante Seiten abzugewinnen wusste, auf den durch ihn zuerst bekannt gewordenen Umstand, dass die Sykomore, dieser der speziellen Puntgöttin Hat-hor geweihte Baum, ihre Heimat im glücklichen Arabien habe und dass auch die Persea der griechischen Autoren (*Mimusops Schimperi* H.), welche aus Aethiopien stammte und deren Vorkommen auch gegenwärtig noch in Tigre bezeugt ist, ursprünglich im Jemen anzusetzen sei, wo Schweinfurth diesen Baum (unter dem Namen Lebbakh) im wilden Zustande gefunden hat. Ebenso bringt Schweinfurth mit den »Weihrauchstufen« auch den Klimax des Ptolemäus und »Goblan al 'arkyya« Sprengers in Verbindung und meint, er habe nun »für dasselbe Gebiet drei Namen identischer Bedeutung in drei Sprachen und zu drei verschiedenen Epochen«.

Neben diesen Dingen teilt Schweinfurth einige Auszüge aus Briefen des gelehrten Aegyptologen H. Brugsch mit. In einem derselben (S. 11) heisst es: »Zur Zeit der Ptolemäer erscheint als Herr von (des) Puone ein Gott von hässlicher Gestalt (à forme naine), geschwänzt, welcher den Namen eines Tieres »Bes« (Gepard, Cynailurus guttatus) trägt«. In derselben Note teilt Professor Brugsch mit, dass in einem Papyrus der Berliner Museen (Roman aus der Zeit der zwölften Dynastie, ca. 2300 v. Chr.) auch eine Göttin Uerre-t oder Uelle-t, »die Dame des Landes Puone« erwähnt werde, welche den gelehrten Aegyptologen unwillkürlich an die Göttin Lele (Lailâ?) der Araber erinnert. Beides (Bes und Uerre oder Uelle) weise auf Arabien hin.

Ich glaube nun, dass Schweinfurth in Bezug auf Punt sich im Irrtum befindet, weil keiner seiner Gründe zwingend oder gar ausschliesslich auf Jemen weist, und weil im Gegenteil alle anderen Thatsachen hauptsächlich für die Somâli-Halbinsel sprechen, mit welcher sich auch die Schweinfurthschen Stützen ebenso gut wie mit dem Jemen in Einklang bringen lassen, während eine ganze Anzahl von Gründen die Annahme von Punt im Jemen direkt unmöglich erscheinen lassen.

Damit soll nicht gesagt sein, dass in sehr alten Zeiten kein Teil Arabiens zu Punt gehörte; im Gegenteil habe ich in meiner Geographie und Geschichte Altarabiens dargethan, dass wir für das dritte vorchristliche Jahrtausend zu Punt auch jenen Teil der südarabischen Küste rechnen müssen, den wir heute Mahra nennen, und der eine Dependenz des Imâmates von Maskaṭ ist. Allein wir werden nicht wie Schweinfurth »in erster Linie den eigentlichen Jemen und im allgemeinen den ganzen Süden Arabiens« unter Punt verstehen, sondern (besonders für die ältere Zeit, etwa um 2000 v. Chr.) in erster Linie Nordost-Somâliland und neben diesem die Insel Soḳoṭrâ und das arabische Weihrauchland oder Mahra. Nur wenn wir in noch ältere Zeiten zurückgehen wollen, können wir Punt allein in Mahra und an den Ufern des Persergolfes vermuten. In der späteren Zeit, etwa um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends bis herab zu den Ptolemäern, können wir nur noch an Ost-Somâliland denken. Aus dieser letzten und grössten Periode aber haben wir die interessantesten Nachrichten und Abbildungen von Punt. Sie ist, auch schon wegen des Goldes, für uns die wichtigste.

Zunächst einige Worte gegen die Gründe, welche Schweinfurth für den Jemen geltend macht:

Die »Stufenberge« oder »Terrassenberge« sind nichts speziell Jemenisches, sondern in ganz Südarabien zu finden, soweit hier alte Kulturreiche vorhanden waren, also bis nach 'Omân hinein. Ist nun in den ägyptischen Texten thatsächlich von Weihrauchstufen die Rede, so kann sich dieser Ausdruck auf alle jene Länder beziehen, in denen der Weihrauchbaum vorkommt. In Südarabien gibt es Weihrauch nur in Mahra, wo wir ihn so weit zurückverfolgen können, als wir überhaupt Schriftwerke kennen. Hingegen gibt es im Jemen keinen Weihrauch, und auch die alten Autoren und die Inschriften wissen nichts von jemenischem Weihrauch. Dagegen kennen die Autoren ausser dem arabischen Weihrauchlande auch eines im Somâlilande, genau wie noch in unseren Tagen. Aber, könnte man einwenden, vielleicht gab es Weihrauch im Jemen in der vorinschriftlichen Zeit oder wenigstens in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, aus welcher Zeit die so merkwürdige Abbildung einer ägyptischen Schiffsexpedition (unter der Königin Hatschepsu) nach dem Lande Punt stammt. Dagegen ist zu erwidern, dass selbst in den ältesten (minäischen) Inschriften, die meiner Ansicht nach das ganze zweite Jahrtausend vor Christus ausfüllen, keine Spur vom Vorhandensein des Weihrauchbaumes im Jemen aufzufinden ist, und dass ein so wichtiger Baum, wie es der Weihrauchbaum besonders in alten Zeiten war, gewiss weiter gepflegt worden und noch heute im Jemen vorzufinden wäre, wenn er überhaupt jemals auf den Bergen oder in den Thälern jenes Landes

Digitized by Google

vorhanden gewesen wäre; denn der Weihrauch war zu allen Zeiten und zwar bis auf unsere Tage ein sehr gesuchtes und geschätztes Produkt.

Die griechische Bezeichnung eines Teiles des jemenischen Gebirges durch Klimax (Treppenberg) bei Ptolemäus hat sonach sicher nichts mit den mir immer noch etwas mysteriös vorkommenden Weihrauchstufen der ägyptischen Inschriften oder besser der Uebersetzer dieser Inschriften zu thun, sondern besagt nichts weiter, als dass der damals (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) den Kaufleuten bekannte Bergzug Jemens seines Aussehens wegen von den Fremden das »Stufengebirge« genannt wurde. Wären die Fremden in den anderen Teilen Südarabiens gleichfalls genügend weit in die Bergregion hinein gelangt, dann hätten sie den Namen Klimax wahrscheinlich überhaupt allgemeiner angewandt oder sie hätten ihn vermieden.

Noch weniger scheint mir Sprengers »Goblan al 'arkyya« zu beweisen; denn erstens heisst der betreffende Teil des jemenischen Gebirges nicht Goblan el 'arkyya, und selbst wenn er so hiesse, würde dieser Name noch immer nicht die ihm von Sprenger zugeschriebene Bedeutung haben, wovon man in jedem arabischen Wörterbuch sich überzeugen kann.

Aber auch das von Schweinfurth betonte Vorkommen der Sykomore und der Persea im Jemen schliesst nicht aus, dass diese Bäume auch in anderen ähnlich gelegenen Ländern gedeihen, so dass wir Punt deshalb noch keineswegs im Jemen suchen müssen. In der That hebt Schweinfurth selbst hervor, dass man die Persea in Tigre im nördlichen Abessynien konstatiert habe, ganz so wie es nach den griechischen Autoren zu erwarten war, da diese den Baum aus Aethiopien stammen lassen. Warum soll ein Aehnliches nicht auch bezüglich der Sykomore wahrscheinlich sein? Ja ich frage, warum sollen Persea und Sykomore nicht auch im Somâlilande und in Mahra vorkommen? Diese Frage zu verneinen, weil die beiden Länder botanisch noch nicht erforscht sind, geht offenbar nicht an. Das Vorkommen der Sykomore und der Persea im Jemen würde nur dann für Punt im Jemen sprechen, ja beinahe entscheidend sein, wenn nachgewiesen wäre, dass diese beiden Bäume in keinem anderen Lande, in dem man Punt etwa sucht, vorkommen. Davon aber sind wir noch weit entfernt, wie schon das Beispiel der Persea zeigt, die vorläufig auch im nördlichen Abessynien konstatiert wurde.

Die von Herrn Professor Brugsch namhaft gemachten Gründe sind gleichfalls nicht stichhaltig. Zunächst fällt auf, dass das Land noch zur Zeit der Ptolemäer Pun-t (Puone) geheissen habe. Das soll der Jemen sein? Wenn damals der Jemen wirklich Pun-t, Puone, Puano, Pueno oder ähnlich geheissen hätte, dann müsste das irgendwie aus den sabäischen Inschriften hervorgehen, die ja alle möglichen jemenischen Landesteile nennen (Ḥimjar, Raidân, Ḥadhramôt, Sabâ, Hamdân, Ghaimân, Sam'â u. s. w.). Ein einziger Name erinnert vielleicht an Pun-t, nämlich Baun oder El Baun, vulgär gesprochen El Bôn (nördlich von Ṣan'â). In der That liess ich mich vor Jahren in einem (1886) in der k. k. Geograph. Gesellschaft gehaltenen und in der Zeitschrift dieser Gesellschaft in Wien abgedruckten Vortrag über meine Reisen durch die Namensähnlichkeit verleiten, Puna mit dem Baun zu identifizieren, eine Ansicht, von der ich wieder zurückgekommen bin, hauptsächlich oder richtiger unter anderem auch deshalb, weil der Name El Baun nicht der alten Zeit angehört. Ebenso wie die Inschriften kennen auch die alten Autoren keinen Namen ähnlichen Klanges in Südarabien, während sie (z. B. im Periplus Maris Erythraei) am Nordosthorn der Somâli-Halbinsel einen Ort Pano und einen andern, Opone, kennen. Auch sei bemerkt, dass wir im Gegensatz zu Jemen den alten Namen der Somâli-Halbinsel aus Inschriften oder Autoren überhaupt nicht kennen. Wir können also auch schon aus diesem Grunde Punt im Somâlilande suchen. Von Südarabien könnte aus dem gleichen Grunde überhaupt nur Mahra und der darangrenzende Teil Südost-'Omâns in Betracht kommen. Die ältere Geschichte dieser Distrikte aber ist noch zu wenig bekannt, als dass wir feststellen könnten, bis zu welchem Zeitpunkt sie mit Punt (Ost-Somâliland) ein politisches Ganzes bildeten.

Die Göttin Uerre oder Uelle endlich erinnert Herrn Professor Brugsch unwillkürlich an arabisch Lele, richtiger wohl Lailâ. Ich muss gestehen, mich erinnert Uerre oder Uelle durchaus nicht an Lailâ, überhaupt an nichts Arabisches.

Schauen wir uns nun die anderen Thatsachen an, die sich auf Punt beziehen.

Da haben wir zunächst das von Golenischef und von Erman (Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum S. 673 ff.) publizierte Märchen aus der Zeit der XIII. Dynastie, auf welches ich durch Schweinfurths geistvollen Vortrag über seine in Gemeinschaft mit Dr. Riebeck unternommene Reise nach Soḳoṭrâ aufmerksam wurde. Ich betonte auf Grund der geographischen Angaben in dem Märchen (S. 182 und 297 meiner »Skizze«), dass damals das gesamte Weihrauchgebiet zu beiden Seiten des Golfes von 'Aden, also sowohl Mahra als auch Nordost-Somâliland zu einem Königreich gehört habe, dessen König auf Soḳoṭrâ residierte, welche Insel Golenischef als den Schauplatz des Märchens bezeichnet.

In diesem Märchen nun, in welchem der auf der Insel A-a-penenka oder Pa-Anch (Soḳoṭrâ) residierende König des Weihrauchlandes eine Rolle spielt, werden unter anderen folgende Produkte Punts erwähnt: ein Wohlgeruch Anti, der als Spezialität von Punt im Gegensatz zu dem auch anderwärts vorkommenden gewöhnlichen Weihrauch bezeichnet wird, ferner Ḥeken, Juden, Kassia, Thias (nach Erman T'e-T'eschepes-)holz, Scha'asholz, Felle, dann Schwänze

Digitized by Google

des Mâmâtieres (nach Schweinfurth Zibethkatzenschwänze), Mereritholz, gewöhnlicher Weihrauch, Elefantenzähne, Windhunde und Affen.

Was Anti ist, scheinen die Aegyptologen noch nicht zu wissen; die einen halten es für Weihrauch, die anderen (Erman) für Myrrhe.

Ich glaube, wir haben es fast durchgehends, wenigstens soweit die Namen erkennbar sind, mit somâlischen Produkten zu thun, und nur Mererit und Schaʿas scheinen auf Mahra zu weisen.

So erblicke ich in Juden nichts anderes als die Myrrhe, welche auf somâlisch ɬidin, ɬiden, dhidin, dhiden heisst, wobei der erste Laut zwischen dem polnischen ł und dem arabischen dhad schwankt, aber so schwer erfassbar ist, dass ein fremdes Ohr neben einem l oder einem dhad unter Umständen auch ein j hören kann. Jiden aber ist identisch mit Juden, da u in der Vulgäraussprache sehr häufig zu i wird. Die Sabäer hörten das Wort als ludan, luden oder liden; denn so (mit den drei Konsonanten l, d, n) schreiben sie auf ihren Denkmälern den Namen dieses Harzes. Hätten die Aegypter die Bezeichnung Juden aus dem Jemen, so müsste sie Luden oder ähnlich, aber immer mit L lauten, nicht mit J, da die Sabäer wie alle Araber ein völlig reines L und ein ebenso reines J haben, welche Laute kein Fremder verwechseln kann. Sonach müssen wir annehmen, dass der ägyptische Name Juden nur aus dem Somâlilande stammen kann, wo der undeutliche Laut noch heute alle Welt, nicht zum wenigsten die Engländer, irreführt. Ist aber Juden die Myrrhe, dann kann nicht auch Anti dasselbe sein. Ich glaube nun, dass Anti und Ḫeken zwei Weihrauchsorten sind. Man könnte wegen Anti auch noch an andere jener Gegend eigentümliche Produkte denken, so an Zimt, der nach Herodot (3, III) phönizischen (puonetischen?) Ursprungs war und nach Theophrast (Hist. Plant. IX, 4) mit Myrrhe, Kasia und Weihrauch aus Arabien (sicher irrig) stammte, ferner an Cancamum, das nach Dioscorides der Myrrhe ähnlich sei und nach Plinius aus der Zimt- und Kassiagegend komme, dann an die Aloe, das Drachenblut, Ṣa'tar oder an den Balsam (?). Im Märchen sagt der König: »An Anti bist du aber nicht reich; denn das alles ist ja nur der gewöhnliche Weihrauch. Aber ich, der Fürst des Landes Punt, ich besitze Anti (Erman: Myrrhe)«. Die Aegyptologen mögen doch nochmals prüfen, ob wirklich von »gewöhnlichem Weihrauch« die Rede ist! Ueberhaupt mögen sie die Weihrauchnamen neuerdings untersuchen; denn da scheint noch vieles sehr dunkel zu sein, vielleicht auch die »Weihrauchstufen«! Oder ist Anti mit Ḫandjo zusammenzustellen, wie im Somâlilande eine Sorte von Miṭiweihrauch auch heisst? Ḫeken dürfte mit der somâlischen Weihrauchsorte Ḫâḳar (Ḫeḳer) identisch sein. Ḫaḳar heisst eigentlich der Baum, während man das Harz Bêjo oder Bêju nennt. Der Baum kommt nach Aussage von Somâlileuten, die in ihrem Vaterland und in Südarabien, besonders im Jemen Harze sammeln, in Südarabien, speziell im Jemen nicht vor, also wieder ein Beweis, dass wir das Weihrauchland des ägyptischen Märchens nicht im Jemen, sondern nur auf der Somâlihalbinsel suchen dürfen.

Kassia (wenn die Aegyptologen hier richtig übersetzen, was ich, da ich das ägyptische Wort dafür nicht kenne und auch auf eine Anfrage bei einem Aegyptologen bisher keine Auskunft erhielt, nicht zu beurteilen vermag) wurde seit jeher an allen Hafenorten der grossen Somâli-Halbinsel, nie in Arabien verladen, wie aus dem Periplus Maris Erythraei klar hervorgeht.

Schaʿas ist ersichtlich identisch mit Schaḥaz, wie in Mrhra das Weihrauchharz im allgemeinen heisst, so dass wir wohl annehmen müssen, es habe im Altertum zwei Weihrauchsorten dort gegeben: Schaḥaz und Mhayrot, deren Namen sich aber heute auf dieselbe Pflanze (Harz und Baum) beziehen.

In Mahra heisst der Weihrauchbaum Mghairot oder Mghâr. Mghairot ist Feminin und Diminutiv von Maghr oder Mughr (ot oder ut und ôt oder ût im Mahritischen entspricht zumeist den arabischen Feminin-Endungen at und ât; so ist Sêḥût = arabisch Sêḥât = Ebenen, Ḥadhramût oder Ḥadhramôt = Ḥadhramât etc.). Das in dem Märchen erwähnte Mereritholz identifiziert Professor Hommel mit meinem Mghairot, wie ich glaube, mit Recht, da arabisch gh, das nichts weiter ist als ein uvulares r (r grasseyé der Franzosen), in fremdem Ohre sehr leicht mit r verwechselt werden kann. Die genaue Form von Mghairot ist Mughairut, woraus (u wird häufig i oder e) Mighairit und weiter Mirairit, d. i. Mirerit oder Mererit entstanden ist. Professor Schweinfurth (briefliche Mitteilung an mich) dagegen glaubt, Mererit sei die Myrrhe, welche auf arabisch Murr heisst. Auch gebe es mehrere bittere Pflanzen in Aegypten und Arabien, welche ähnlich heissen, »z. B. Morrêr, murrêr etc. für mehrere Kompositen«. Wiewohl ich gern zugebe, dass Mererit auch auf Murr zurückführbar ist, besonders auf das Diminutiv Murair oder Murairat, vulgär Merêre, so halte ich doch Mererit lieber für Mghairot, weil die Myrrhe (Juden) ohnehin in dem betreffenden Passus schon genannt ist. Dass nur von Mereritholz die Rede ist, spricht gleichfalls gegen die Myrrhe, deren Holz unschön und krumm ist, während hingegen der Mghairotbaum hübsche, gerade Zweige entwickelt.

Der Mghairotbaum nun kommt nur in Mahra, Nordost-Somâliland und in der Nähe der Tadjurrabai vor, hingegen an keinem Punkte Jemens. Es folgt also auch daraus wieder, dass wir das altägyptische Weihrauchland zur Zeit der XIII. Dynastie nicht im Jemen suchen dürfen, sondern bloss im Somâlilande und höchstens noch in Mahra, was auch aus dem Schaʿatholze hervorgeht.

Die Elefantenzähne verweisen uns ausschliesslich auf Afrika.

Die älteste Punt-Expedition der Aegypter, von

Digitized by Google

der die Denkmäler berichten, war (nach Lepsius, Nubische Grammatik, 1880, Einleitung S. XCVII, welches treffliche Buch ich leider erst nach Vollendung des Druckes des II. Bandes meiner »Skizze« zu Gesicht bekam) die vom König Rā-sānχ-ka (Râsânchka) ausgesandte. Sie brachte »Weihrauch, edle Steine und andere kostbare Dinge« heim.

In Bezug auf diese Expedition möchte ich nicht behaupten wollen, dass sie nur nach dem Somâlilande gerichtet gewesen sei. Damals, also vier oder fünf Jahrhunderte vor der Abfassung des bereits besprochenen Märchens, nämlich um die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr., scheint Punt der Hauptsache nach das arabische Weihrauchland gewesen zu sein; denn, abgesehen vom Weihrauch, der sowohl im Somâlilande als in Mahra vorkommt, darf nicht verschwiegen werden, dass wir aus dem Somâlilande keine Nachrichten über das Vorkommen von Edelsteinen besitzen. Wenigstens ist mir nichts davon bekannt. Hingegen gibt es an vielen Stellen der arabischen Berge Edelsteine oder Halbedelsteine, besonders auch in Jemâma und in der Gegend von Dhûrân und Ṣan'â im Jemen. Auch in den damals vielleicht zu Punt gehörigen Ländern des heutigen Indien und Persien ist das Vorkommen von Edelsteinen durch die alten Autoren bezeugt. In jener alten Zeit also kann Punt hauptsächlich Mahra und angrenzende Gebiete umfasst haben, zumal wir ohnehin annehmen müssen, dass der ursprüngliche Sitz der Puoneti, d. i., wie wohl allgemein anerkannt wird, der Phönizier (nach Sprenger), an den Ufern des Persergolfes war, etwa im ganzen Umfange des heutigen Imamates von Masḳaṭ bis über Baḥrein. Damals kann dazu auch Jemen gehört haben. Wir haben aber dafür keinen Beweis, sondern nur eine schwache Möglichkeit, weil es Edelsteine nicht ausschliesslich im Jemen gibt, worüber man besonders meine Auseinandersetzungen über (Magan und) Mêlûkha (im östlicheren Centralarabien) nachlese.

Haben wir aber schon durch das Märchen aus der XIII. Dynastie ein Vorrücken der Puoneti — so schreibe ich nach Brugsch den Namen des Volkes — nach Südwesten konstatiert, indem als der Mittelpunkt des Weihrauchlandes nunmehr die Insel Soḳoṭrâ kenntlich gemacht wird, so zeigen uns die späteren Nachrichten über Punt, dass wir dieses Land beispielshalber um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends nur noch auf der Somâli-Halbinsel suchen dürfen. Offenbar wurden die Puoneti in Arabien mittlerweile durch ein anderes Volk, ersichtlich durch die Minäer, verdrängt und ersetzt, deren Aufkommen wir sonach um 2000 v. Chr. anzusetzen hätten.

Nach den Minäern konstatierte ich aus den sabäischen Inschriften gerade mit Bezug auf Mahra ein Volk der Ḥabaschat, d. i. der Abessynier, das seine eigenen Könige hatte. Gerade zur Zeit der Ptolemäer ist dieses ḥabeschitische Reich in Arabien zu Grunde gegangen und zum grössten Teil nach Ostafrika (Somâli-Halbinsel) ausgewandert, wo es die Puoneti entweder verdrängte oder sich mit denselben amalgamierte, als mit einem stammverwandten Volke. Nun verschwindet der Name Punt überhaupt, und die Autoren (der Verfasser des Periplus, der meinen Untersuchungen zufolge zwischen 56 und 70 n. Chr. schrieb) nennen Nordsomâliland einfach die Barbaria, während sie für die Ostküste den Namen Azania überliefern. Gleichzeitig erfahren wir durch denselben Autor, dass zu seiner Zeit schon ein kleines Abessynierreichlein dort entstanden war, wo die Abessynier noch heute leben. Zweifellos gab es in Afrika auch noch andere von dem Puntvolk allein, oder in Verbindung mit anderen Stämmen gegründete Reiche.

Nach den Puoneti finden wir im ersten Jahrhundert n. Chr. als Herren von Ost-Somâliland, nämlich von Azania, die Ḥimjaren, deren Stammsitz im eigentlichen Jemen war. Nord-Somâliland gehörte ihnen nicht. Man ersieht daraus, dass die Ḥimjaren, ein den Ḥabeschiten und vielleicht auch den Puoneti verwandter Stamm, Erben des somâlischen Puntgebietes geworden sind. Die Ḥimjaren aber sassen (immer unter eben diesem ihrem Namen) im Jemen seit undenklichen Zeiten; wenigstens werden sie in den sabäischen Inschriften auch der älteren Zeit erwähnt, und sie blieben im Jemen bis auf den heutigen Tag. Jetzt heissen sie freilich nicht mehr Ḥimjaren, da dieser Name seit dem Untergang des Ḥimjarenreiches (525 n. Chr.) immer mehr und mehr ausser Gebrauch kam. Wo wäre da im Ḥimjarenlande Raum für Punt, besonders wenn wir wissen, dass dieser Name noch in der Ptolemäerzeit gebräuchlich war? Dass aber die Puoneti vielleicht verwandt waren mit den Ḥimjaren und mit den Ḥabeschiten, möchte ich ausdrücklich betonen; also auch sprachlich werden sie sich nahe gestanden sein. Aber bewohnt haben sie verschiedene Gebiete: die Ḥimjaren den Jemen, die Ḥabeschiten hauptsächlich Mahra, die Puoneti Nordost-Somâliland. Ersichtlich sind die Puoneti der älteste Stamm. Sein erster Gegner, vielleicht sein Bruderstamm, waren die Minäer. Von diesen wurden die Puoneti schon in alter Zeit aus Arabien verdrängt. Von den direkten Nachkommen der Minäer, nämlich von den Ḥabeschiten und Ḥimjaren, wurden die Puoneti dann auch in Ostafrika abgelöst, indem die Ḥimjaren Azania (Ost-Somâliland) in Besitz nahmen und die Ḥabeschiten bis Abessynien vordrangen. Das Gros der Puoneti muss schon lange vorher sich mehr gegen das Innere des afrikanischen Kontinents vorgeschoben haben, wohl bis zu den oberen Nilländern, in Nordost-Somâliland nichts zurücklassend als die Ortsnamen Pano und Opone, die zweifellos irgendwie mit Puane, Pun-t zusammenhängen, und die wir noch bei Claudius Ptolemäus, also im zweiten Jahrhundert n. Chr., erwähnt finden.

Die Spezialgöttin Hat-hor von Punt, welche in den ägyptischen Inschriften, wie Schweinfurth betont, seit der IV. Dynastie genannt wird, war immer die

Digitized by Google

Göttin der Puoneti (der Phönizier). Ihren Ursprung haben wir also nicht dort zu suchen, wo die Puoneti später sassen, sondern am Ursitz der Puoneti selbst, also irgendwo am Persergolf. Die Göttin aber wanderte begreiflicherweise stets mit dem sie verehrenden Volke, so dass wir sie später im Somâlilande wiederfinden. Dasselbe wird mit den dem Kultus dieser Göttin geweihten Bäumen geschehen sein. Auch diese werden in ganz Südarabien und auf der Somâli-Halbinsel konstatiert werden. Daran zweifle ich nicht im mindesten.

Die für uns wichtigsten Schilderungen des Puntlandes rühren zumeist aus der Zeit um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. her. Dahin gehören die Abbildungen im Grabe des Rech-ma-râ zur Zeit Thutmes' III. im 16. Jahrhundert (XVIII. Dynastie) und die fast gleichzeitige Abbildung der Punt-Expedition einer Königin Hatschepsu (Rāmāka Hatâsu nach Lepsius).

In dem erwähnten Grabe sind unter anderen auch die Punt- und die Südvölker mit ihren Geschenken abgebildet. Die Puntvölker bringen Weihrauchbäume in Kübeln, Steinböcke, Leoparden, kleine Affen, Elfenbein, Ebenholz, Gold, Straussenfedern, Strausseneier etc., also durchaus afrikanische Produkte, speziell somâlische, wie besonders aus dem Gold und dem Weihrauch hervorgeht. An Südarabien können wir hier nicht denken, weil es in diesem Lande kein Elfenbein, kein Ebenholz und kein Gold gibt. Die Südarabien und dem Somâlilande gemeinsamen Produkte oder Tiere beweisen nichts. Das Ausschlaggebende sind die nur in einem der beiden Länder vorkommenden Produkte, zumal wir keinen Grund zur Annahme haben, dass gerade die in beiden Ländern vorkommenden Produkte nicht aus demselben Gebiete stammen sollten, wie die nur dem einen Lande eigentümlichen. Interessant ist der Umstand, dass unter den Geschenken der Puntgruppe keine Haus- oder Nutztiere genannt werden. Die Südvölker, ersichtlich Stämme der oberen Nilländer, hingegen bringen neben Elfenbein, Affen, Giraffen, Strausseneiern, Straussenfedern, Ebenholz und Gold speziell auch Rinder und Hunde. Erinnern wir uns an die oben gegebene Mitteilung des Kosmas, dass noch im sechsten Jahrhundert n. Chr. die Abessynier gegen Rinder, Salz und Eisen im Sasulande Gold eintauschten! Sasu war also ebenso wie das Puntland im Vergleich zu den südlich an Aegypten angrenzenden Stämmen arm an Rindern, woraus man abermals ersieht, dass die beiden Länder Punt und Sasu identisch sein müssen.

Genau zu demselben geographischen Resultate gelangen wir durch die Hatschepsu-Expedition. Diese verladet im Puntlande: Weihrauchbäume (von der Mghairotsorte) in Kübeln, Panther oder Leoparden, eine Giraffe, geradrückige Rinder. Ferner sind genannt oder abgebildet: Affen, Strausseneier, Elfenbein, Ebenholz und andere kostbare Hölzer, Harze, Gold und andere Mineralien und Sklaven.

Hier spricht alles gegen Arabien, ganz besonders aber gegen den Jemen. So zunächst die geradrückigen Rinder, das Elfenbein, Ebenholz, das Gold und die Sklaven. Das Vorkommen der Rinder ist zwar angesichts der im obigen konstatierten Armut des Puntlandes an Nutztieren auffällig, aber keineswegs von entscheidender Bedeutung, da man auch trotz der Rinderarmut annehmen muss, dass für die Schiffsmannschaft dennoch Rinderproviant herbeigeschafft wurde. Wichtiger ist die Geradrückigkeit der verladenen Rinder. Das verbietet uns entschieden, an Südarabien zu denken, da dort durchgehends nur das kleine Buckelrind vorkommt. Nicht minder wichtig ist das Fehlen des Kameels in der Abbildung. Dieses in Südarabien bis in die ältesten inschriftlichen Zeiten nachweisbare Tier dürfte, wenn Punt in Arabien liegen soll, nicht fehlen. Im östlichen Somâlilande dagegen fällt sein Fehlen nicht auf, da hier das Kameel ersichtlich erst später eingebürgert wurde und auch heute noch nicht überall zu finden ist, besonders gegen den Aequator hin.

Allein die Somâli-Halbinsel ist gross, und wir haben Punt enger zu lokalisieren. Dazu dient uns der Weihrauch und das Gold, weil diese auf bestimmte Distrikte beschränkt sind. Dass der meiste und beste Weihrauch im nordöstlichen Teile der Somâli-Halbinsel vorkommt, dürfte allgemein bekannt sein. Dass es gerade dort auch Gold gibt, habe ich oben nachgewiesen, indem ich das von den Axumiten (Abessyniern) aufgesuchte Goldland Sasu nördlich und südlich des Nogâlflusses lokalisierte. In den Hafenorten jener Küste, speziell in Opone, wurden nach dem Zeugnisse des Periplus Maris Erythraei noch im ersten Jahrhundert n. Chr. Sklaven nach Aegypten verladen. Dass die anderen Artikel aus dem Innern des Landes kamen, versteht sich von selbst. Wie weit aber Punt damals ins Innere reichte, ist nicht auszumachen. Seine wichtigste Provinz aber war ersichtlich der nördlichste Teil von Ost-Somâliland. So ist es auch nach allem, was ich oben sagte, historisch begreiflich; vom Persergolf über Mahra und Soḳoṭrâ nach Afrika vordringend, mussten die Puoneti zunächst Nordost-Somâliland in Besitz nehmen. Von hier dehnten sie ihren Einfluss nach und nach bis in die oberen Nilländer aus, d. h. über Abessynien und Gallaland hinein, bis Meroe einerseits und etwa bis zum Baḥr el Djebel andrerseits. In die Seenregion des äquatorialen Afrika werden sie wohl nicht gelangt sein; sicher aber drangen sie mit der Zeit an der ostafrikanischen Küste weit nach Süden vor, da wir ihre ḥimjarischen Erben im ersten Jahrhundert n. Chr. an der ganzen Ostküste bis über Dâr es Salâm hinaus antreffen.

Ueber die eigentliche Herkunft des Puntvolkes, das ohne Zweifel, wie übrigens schon Lepsius betont hat, identisch ist mit den Phöniziern, und über die Wanderungen und Verzweigungen dieses interessanten Volkes werde ich mich ein anderes Mal äussern. Einstweilen möchte ich den Leser nur auf

Digitized by Google

das verweisen, was ich im II. Bande meiner Geschichte und Geographie Arabiens über die Beziehungen der Uferländer des Persergolfes zum Ḥidjâz, zu den Mittelmeergebieten, zu Jemen und zu Ostafrika festzustellen versuchte. Im allgemeinen dürfte ich bezüglich der südlichen Puoneti mit Lepsius, dessen nubische Grammatik ich vor Vollendung des II. Bandes meiner »Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens« leider nicht kannte, übereinstimmen oder, wenn man will, mich zu ihm im direktesten Gegensatz befinden, insofern Lepsius alle Kuschiten, also auch die Puoneti, in fabelhaft alter Zeit nach Afrika wandern und dort mit der alten ägyptischen Kultur bekannt werden lässt, um sie hierauf wieder, sogar als Kolonisatoren Babyloniens, in den Persergolf zurückzubringen. Wir haben gesehen, dass sich die Sache viel einfacher darstellt und dass wir keinerlei Rückflutung der Puoneti nach Nordosten annehmen dürfen, sondern vielmehr förmlich Schritt für Schritt konstatieren konnten, dass die Wanderung dieses Volkes von seinen asiatischen Ursitzen kaum über das dritte Jahrtausend v. Chr. zurückreicht, dann aber ununterbrochen in ihrem Zuge nach Südwesten erkennbar ist bis in die nachchristliche Zeit.

Um nun zu meinem Ausgangspunkte zurückzukehren, glaube ich behaupten zu dürfen, das Goldland Pun-t der Aegypter und das mit ihm identische Goldland Sasu der Abessynier in Nordost-Somâliland nachgewiesen zu haben. Phönizier der verschiedensten Epochen besassen dieses Goldland. Sobald Nichtphönizier das Land besetzten, gerieten die Goldminen auch wieder in Vergessenheit. Es liegt nur in der Tradition der Phönizier, dass gerade in einem Augenblicke, in welchem abermals Phönizier, unsere Phönizier der Jetztzeit, die Hand auf jenen halbvergessenen und ganz verkannten Erdenwinkel legen, die Goldminen des merkwürdigen Landes wieder zur Sprache kommen. Punt oder Puone und Sasu gehören heute England. Sie würden ihm vielleicht nicht gehören, wenn die hier mitgeteilten Erhebungen an maassgebender Stelle Beachtung gefunden hätten. Alles lässt sich auch nicht vom grünen Tisch aus richtig und sachverständig beurteilen.

München, am 21. Juni 1890.

Forschungen über das deutsche Wohnhaus.

Von Gustav Bancalari.

(Schluss.)

III.

Bedenken gegen die volkstümliche Entstehung und Entwickelung des Halbwalmdach-Typus.

Wer heutzutage den wohlhabenden Teil des Czechenlandes durchfährt, wird verleitet werden, in den hübschen und ziemlich einförmigen gemauerten Häusern der Dörfer etwa einen Typus anzunehmen, und doch sind es eben nur städtische, von Stadtbaumeistern ersonnene Häuser, deren Grundzüge nicht so sehr im Nationalgeschmack, als in — der Bauordnung und der eindringlichen Thätigkeit der Assekuranzen wurzeln. Diese Neubauten sind nicht über 25 Jahre alt und geben dem Lande doch ein ganz neues Gepräge. Wie wär's, dachte ich, wenn auch das Tschopfdach nichts Nationales, Volkstümliches wäre? Meine durchmusterte Sammlung geographischer Photographien zeigte mir in der That das Tschopfdach in überraschend vielen Städten und Märkten gerade solcher Länder, wo es auf dem Lande nicht vorkommt, oder von denen die Bücher nicht erwähnen, dass diese charakteristische Form dort beim Bauen herkömmlich oder üblich wäre. Mir fiel das Mansardendach bei, bekanntlich eine erst seit 1550 datierende, dann verlassene und von François Mansard um 1650 wieder aufgebrachte, seither internationale Bauform, welche niemals und nirgends national geworden ist und lediglich der Technik und Kunstgeschichte angehört.

Ich fand meinen Typus natürlich städtisch verändert:

a) In Oberösterreich in den Städten und Märkten: Linz, heute und schon 1610, Ottensheim, Lambach, Spital am Pyrn, Kremsmünster, Enns (1626), Hallstadt (verkümmert), Unterach am Attersee, Aigen und in anderen Orten des oberen Mühlkreises.

b) Salzburg. Noch 1872 stand in Salzburg, dessen bürgerliche Häuser keinen Zusammenhang mit dem Bauernhause verraten und 1553 nach einem gleichzeitigen Bilde noch mehr oberitalienischen Charakter zeigen als heute, unmittelbar neben dem S. Petersfriedhof ein komplettes Tschopfhaus mit Söller, als wäre es geradezu aus dem Lieserthale hierher übertragen worden. S. Johann im Pongau, in dessen Umkreise das Alpenhaus herrscht, hat ebenfalls Tschopfhäuser.

c) In Tirol, wo der Typus selten ist — ich habe ihn dort nie beobachtet — erscheint er, städtisch verändert, in Zell am Ziller.

d) Bayern. Passau hat Tschöpfe mit der Giebelseite an der Strassenfront. In der Ramsau bei Berchtesgaden steht der Pfarrhof vornehm im Tschopfgewand unter Alpenhaustypen, welche ihrerseits auch in der Umgebung vorherrschen.

e) Leitomischl und Turnau im nordöstlichen, Taus im südwestlichen Böhmen haben Tschopfhäuser, und ebenso Meissen im Königreich Sachsen u. s. w. u. s. w.

Wenn das Tschopfhaus ein blosser »Baumeistertypus« ist, dann ist eine so weite, städtische Verbreitung allerdings leicht erklärlich, aber meine ganze Arbeit hinfällig.

Da Linz an der Donau ganz auffallend reich an städtischen Tschopfhäusern ist, welche grossenteils ihre Giebelseite der Strasse zukehren und sehr genaue Uebersetzungen des kärntnerschen Holz-

Digitized by Google

hauses in städtische Mauerform darstellen, so fand ich mich angeregt, unter den stattlichen Bauernhöfen der Umgegend, welche nach der Meitzenschen Karte unbedingt dem Typus des fränkischen Hauses zugehören, gelegentlich Musterung zu halten und zu untersuchen, ob denn nicht doch wenigstens Anklänge an das Tschopfhaus in ländlichen Ansiedelungen zu finden wären. Zu meiner Ueberraschung fand ich den Tschopftypus allerorten, aber so versteckt und durch die schmucklose, protzige, kasernenmässige Form des quadratisch geschlossenen Bauernhofes gleichsam so erdrückt, dass man ihn suchen muss. Er fällt nicht auf. An Giebelseiten, wo sie ausnahmsweise nicht in der geschlossenen Hofecke verschwinden, sondern zur Geltung kommen, dann besonders an ärmlichen »Auszüglerhäuschen«, die sich wie verschämt hinter dem Hauptgebäude verbergen; dann an den meisten »Keuschen« oder »Sölden« von Kleinhäuslern, besonders wenn sie recht versteckt im Walde oder in der Nähe des Thalursprungs stehen, zeigen sich fast immer Kennzeichen des Tschopftypus, und zwar erscheint dieser, wenn ich nicht mit Voreingenommenheit sehe und urteile, nicht wie eine Neuerung, sondern wie eine abgeschwächte, aber unabweisliche Reminiszenz, — nur selten in seiner vollständigen Entwickelung, wie z. B. an einem Kleinhause der Diesenleithen nächst dem Pöstlingberg bei Linz.

Wer zu raschen Folgerungen hinneigt, könnte hier sofort behaupten, dass der mächtige oberösterreichische Bauernhof, welcher in den fruchtbaren Teilen des Landes (Efferding, Thening, Kirchberg, S. Florian u. s. w.) die Edelsitze manches anderen Landes durch seine herrschaftliche, wenn auch nicht hübsche Erscheinung weitaus in den Schatten stellt, denn doch ein Gebilde neuerer Zeit und der Tschopftypus sein Vorgänger gewesen sei. Ich schliesse mich einer solchen Behauptung vorerst nicht an, muss aber die interessante Thatsache feststellen, dass Linz, abgesehen von modernen Zinshäusern, Gebäude bloss von zwei Grundtypen besitzt. Die grossen, durchweg neueren Häuser, höchstens 200 Jahre alt, folgen der Grundform des heutigen quadratischen Bauernhofes, alle älteren und alle nicht ganz modernen Kleinhäuser der abgelegneren, ärmeren Stadtteile, besonders dort, wo Land und Stadt ineinander greifen, sind Modifikationen des kärntnerschen Hauses, durchweg ohne Balkon und ganz gemauert. Die Beziehung der ländlichen Bauweise zur städtischen ist in diesem Falle ganz besonders klar. Sie darf nicht wunder nehmen, da ja bekanntlich »alle Stadthäuser entweder aus dem Bauernhause der Umgegend hervorgegangen oder, sei es schon bei der Gründung, sei es durch spätere Beziehungen, aus einer fernen, fremdartig entwickelten Kultur übertragen« sind[1]). — In Linz findet sichtlich das erstere statt.

Vielleicht gelänge es aufmerksamer Untersuchung, solchen Zusammenhang auch für andere der genannten Orte und ihre ländliche Umgebung zu entdecken, und auch für hier nicht genannte, in welchen der Tschopftypus ausserdem noch besteht. Nürnberg, Frankfurt a. M., Mainz und das östliche Frankreich zeigen nach meinen Erinnerungen und nach den mir vorliegenden Bildern keine Spur von Tschopfhäusern. Es wäre erwünscht, die Grenze des Auftretens dieser Form durch negative und positive Feststellungen zu ermitteln.

Fig. 23. Haus in Stadt Steyr. 15. Jahrhundert. (Die Oesterr.-Ung. Monarchie in Wort und Bild, Oberösterreich und Salzburg, S. 229.)

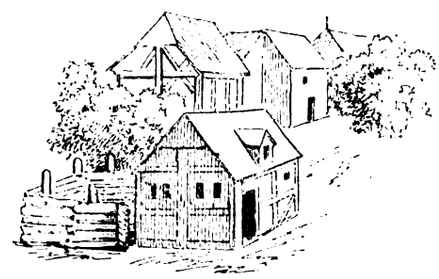


Fig. 24. Tafel CII. »Auf der Landstrasse«. 15. Jahrhundert. (Kulturhistorischer Bilderatlas. II. Mittelalter von Dr. Essenwein. Leipzig, Seemann 1883.)

In Stadt Steyr (Oberösterreich) hat nach einem Brande der Umbau der meisten Hausfronten in Barok stattgefunden; nur das sogen. »Bummerlhaus« (Fig. 23) hat seine ursprüngliche, gotisch ornamentierte Aussenseite bewahrt. Das Innere der restaurierten Häuser zeigt sich jenem des Bummerlhauses ganz ähnlich, woraus man schliessen darf, dass im 15. Jahrhundert die meisten Familienhäuser Steyrs jene Grundform an sich getragen haben müssen, welche Fig. 23 darstellt. Niemand wird verkennen, dass wir hier eine künstlerische (gotische) Veredelung des Tschopf-

[1]) August Meitzen, »Das deutsche Haus«, S. 4.

Digitized by Google

hauses vor uns haben, was ein hohes Alter des Typus voraussetzt.

Ebenso bezeichnend scheint mir ein gleichzeitiges Bild des mittelalterlichen Bauernhauses des 15. Jahrhunderts (Fig. 24), welches die Hauptmerkmale unseres Typus deutlich zeigt: das halbe Walmdach und den Eingang an der Längsseite. Diese Hütten sind mit Riegelwänden gebaut, welche noch heute am Rhein und Main allgemein gebräuchlich sind. Wenn man dieses Bild gelten lässt, dann ist die uralte Volkstümlichkeit unseres Typus gerettet. Noch heutzutage, wo das Kulturniveau manches Bauern höher ist, als vor vier Jahrhunderten das manches Grundherrn, klebt der Landmann, besonders der in Einschichten lebende, am Gewohnten. In alter Zeit muss dies noch ärger gewesen sein. Der Hausbau des Landmannes hat im allgemeinen etwas vom Instinkt nestbauender Tiere[1]). Polnische Bauern, welche ihre abgebrannten Dörfer wieder aufbauen, und die Schwalben, welche ihre mitverbrannten Nester erneuern, machen gleichartigen Eindruck. Rückschlüsse auf die ferne Vergangenheit zwingen zur Voraussetzung einer grossen Zähigkeit und Beständigkeit der Typen, und so könnte selbst die Vermutung A. Meitzens, dass an einer der ausgegrabenen germanischen Hausurnen ein Viertel- oder Halbwalmdach zu erkennen sei, ausser Zweifel gesetzt werden.

IV.

Schlussfolgerungen.

Nach A. Meitzens Uebersichtskarte des deutschen Hauses fiele Kärnten, Salzburg, Steiermark und Krain, dann ein Teil von Oberösterreich in den Bereich des Alpen- (Schweizer- und Tiroler-) Hauses. Diese ganz allgemein gehaltene Charakteristik ist daher vor allem mit unserer Darstellung des Kärntnertypus zu vergleichen.

Die äusserliche Unähnlichkeit fällt stark in die Augen: einerseits das hohe, ziemlich steile Tschopfdach mit der genagelten Schindel- oder Bretterdecke, andrerseits das flache Legschindeldach des Alpenhauses[2]). Wichtig, aber nicht so auffällig ist der weitere Unterschied, dass das Alpenhaus meist quadratisch und stets gänzlich Wohnhaus ist (das Vieh ist in Sennereien, das Futter in zerstreuten Berghütten verwahrt!), während das Kärntnerhaus stets länglich, rechteckig und Wohn- und Wirtschaftshaus zugleich ist. Im Alpenhaus ist der Söller oft Zierat und Wohnungsbestandteil, im Kärntnerhaus fast stets Bestandteil des Bodenraumes.

Mit dem Schweizerhaus hat das Kärntnerhaus die Lage des Einganges, die Anordnung der Hausflur und der an dieselbe grenzenden Gemächer, des Familientisches und der Bänke an den Wänden gemeinsam, mit dem Tirolerhaus nur das letztere. Es ist unverkennbar, dass der abgetrennt gedachte Wohnungstrakt des Kärntnerhauses nahezu mit dem Schweizerwohnhaus übereinstimmt. Vielleicht wäre hieraus in der That eine Verwandtschaft zu folgern. Nimmt man die Disposition der Wohnräume als Leitmotiv, so steht das Kärntnerhaus dem Schweizerhaus näher, als dieses letztere dem Tirolerhaus. Lässt man hingegen die äussere Form die Erwägung beherrschen, so gesellen sich allsogleich Tiroler- und Schweizerhaus zu einer nahverwandten Sippe, und das Kärntnerhaus schliesst sich gegen beide als Fremdling ab.

Nach Meitzen »tritt das Alpenhaus aus den Alpenthälern nicht weit heraus«, während das Tschopfdachhaus in ländlichen und städtischen Formen, wie ich oben nachgewiesen habe, in einem sehr grossen, noch nicht genau begrenzten Gebiete unverkennbar auftritt.

Das Verhalten des Tschopftypus inmitten der zweifellos fränkischen Bauformen Oberösterreichs reizt zu einem Vergleiche mit der fränkischen Grundform und vor allem mit dem alemannischen Hause[1]), von welchem A. Meitzen sagt: »Es lässt nur so unwesentliche Verschiedenheiten vom fränkischen bemerken und ist in allen seinen Gebieten mit den charakteristischen fränkischen Bauformen so untermischt, dass man darin füglich nicht mehr als eine Abwandlung des letzteren, eine Art Uebergangsform (ich möchte hinzusetzen: vielleicht eine ältere Form) erkennen kann.«

Ich werde das alemannische Haus mit seinen zweifellos zahlreichen Varietäten erst später an Ort und Stelle kennen lernen und vermag jetzt nur auf dessen schematisch-typische Darstellung A. Meitzens (Tafel V, Figuren 3, 4) zu fussen. Wer aber meine Zeichnungen mit dieser vergleicht, muss sie auf den ersten Blick übereinstimmend finden. Allerdings ist das alemannische Hauptgeschoss bloss Wohnraum; aber der Stall ist im Untergeschoss, wie auch in vielen Kärntnerhäusern (Fig. 5c). Der Bodenraum ist in beiden ein mächtig entwickelter Speicher; der Eingang ist bei beiden seitlich, die Giebelseite ist bei beiden die Hauptseite des Hauses; kurz, äusseres Ansehen und innere Einrichtung bieten mehr Uebereinstimmung als Unterschiede. Der Söller ist nicht immer, sondern, allerdings nur zuweilen im Kärntnerhause, dem alemannischen gleichartig angeordnet, aber das halbe Walmdach haben sie gemeinsam.

Vergleicht man in Dr. A. Birlingers[2]) »Rechts-

[1]) In Teilen Oberösterreichs herrscht eine Baumethode, welche obige Behauptung stützt. Vor allem wird der Dachstuhl »abgebunden«, d. i. auf dem Bauplatze zusammengestellt. Dann wird derselbe auf Pfeilern in seine endgültige Lage gebracht, und dann erst — das Haus unter das Dach hineingemauert. Dass der Maurer nun vor Regen geschützt arbeiten kann, ist gewiss ein Vorteil; aber hierin liegt keineswegs der Beweggrund. Wir sehen hier eine instinktive Handlung, eine unbewusste Angewöhnung — an den längst verlassenen Block- oder Riegelbau!

[2]) Meitzen, Tafel I, Fig. 8—12.

[1]) Ebenda, S. 13, Tafel V, Fig. 3. 4.

[2]) »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde«, herausg. von Dr. A. Kirchhoff. Stuttgart 1890. IV. Bd. 4. Heft.

Digitized by Google

rheinisches Alamannien; Grenzen, Sprache, Eigenart« die Hausbilder aus den von ihm »Alamannien« zugeschriebenen Gebieten mit Meitzens Type und dem Kärntnerhause, so würde der flüchtige Blick ein gegenteiliges Ergebnis, nämlich fast nur Unterschiede, liefern. Genaue Prüfung aber zeigt, dass Birlinger keinen alemannischen Typus, sondern landschaftliche Typen innerhalb seines Gebiets bringt, von welchen einige dem Schweizerhause (das Vorarlberger), andere vielleicht dem Tirolerhause (das Algäuer) angehören, während das Schwarzwälderhaus (nach R. Henning in Strassburg geschildert) in der That mit Meitzens »alemannischem Hause« vieles gemein hat.

Meine Meinung kann natürlich nicht dahin gehen, dass der Kärntnertypus alemannischen Einflüssen entstammen könne, weil unter den deutschen Besiedlern Karantaniens bloss Franken und Bajuvaren den Ausschlag gegeben haben[1]). Aber ich folgere, dass die Ansicht Meitzens über die Zusammengehörigkeit der alemannischen und fränkischen Haustypen durch das Ergebnis unserer Vergleichung eine schöne Bestätigung findet. Wenn die bajuvarisch-fränkischen Besiedler Haustypen begründet haben, welche wir jetzt dem alemannischen Typus sehr ähnlich finden, so muss eben ihre Bauweise zur Zeit der Einwanderung in Karantanien — also vom 8. bis zum 13. Jahrhundert — der heute alemannisch genannten ähnlich gewesen sein; und ein erlaubter Schluss führt zu dem Resultat, dass eben der alemannische Typus von heute der fränkischen Bauweise von damals (abgerechnet gewisse Verfeinerungen und sonstige Modifikationen) entsprechen dürfte; oder mit kühnerer Fassung, dass der sogen. alemannische Typus die ältere Form des heutigen fränkischen sei, welche sich neben dem letzteren erhalten hat.

Gebirgsbewohner sind, bis die Eisenbahn zu ihnen hinein und hinan kriecht, höchst konservativ. Es liegt also kein Widerspruch darin, dass im Schwarzwald und in Kärnten die alten Entwickelungsformen des fränkischen Typus erhalten und sie andererseits im flachen Lande am Rhein, Main, Donau u. s. w. weitergebildet worden sein sollen. Die allmähliche Trennung von Wohntrakt, Scheuer und Stall ist aber offenbar die Weiterentwickelung eines früheren, einfacheren Zustandes, von welcher wir zwei Etappen bereits ins Auge gefasst haben: erstlich die von mir »Hof-Embryos« genannten Gebäudegruppen in Lieserhofen; dann die getrennte Gebäudeanlage im Lungau (Fig. 9) und hie und da im steirischen mittleren Bauernhause. Je urwüchsiger und unentwickelter ein Volk, desto enger ist sein Wohnverband. Mensch und Vieh, Werkzeug und Vorrat, alles umschliesst eine einzige Hütte. Wir haben im sächsisch-friesischen Hallentypus des Bauernhauses ein höchst merkwürdiges Weistum germanischer Ursitte, jenes einfachen, ärmlichen Zustandes. Die zwei Stallzeilen, der Herd und der Wohnraum liegen da in einer Halle, und es ist den reichen Nachkommen der starrköpfigen westfälischen Sachsen nicht beigefallen, in der allmählichen Trennung der Hausteile einen Fortschritt anzubahnen. Vielleicht ist das Kärntnerhaus ebenfalls ein solches Weistum und gibt einen angenäherten Begriff, wie gesagt, von der nach Karantanien eingeführten und dann mit geringen Aenderungen beibehaltenen Bauweise der Franken des 8—13. Jahrhunderts, wobei allerdings die rohe Hüttenform (Fig. 6) bezüglich der technischen Ausführung der Wände in Rechnung gezogen werden muss. Die netten »Schrott-« und Bretterwände der Neuzeit setzen vervollkommnete Schrott- und andere Sägen, die Anwendung des Mauerwerks für Stall- und Flurwände manche andere Fortschritte voraus.

Nachdem die Uebereinstimmung des Kärntnerhauses mit dem »Uebergangstypus«, dem alemannischen, nicht bewiesen, aber sehr wahrscheinlich gemacht worden, wächst der Mut, es unmittelbar mit dem fränkischen (also mit dem neufränkischen) Wohntrakte zu vergleichen. Eigentlich hat dieser letztere, das »Stöckl« des oberösterreichischen Bauernhofes, die Räume nicht anders disponiert als das Kärntnerhaus, nur ist es reich, das Kärntnerhaus ärmlich, während ja auch das fränkische Bauernhaus in der Regel neben den Kammern des »Hausstöckels« noch ein paar Ställe unter demselben Dache beherbergt.

Somit wäre der Kärntner- dem fränkischen Haustypus beizugesellen.

Wie bekannt, war vor der Ankunft der deutschen Besiedler ganz »Innerösterreich« nebst dem Pusterthale und wohl das ganze Küstenland slovenisch. Die deutschen Einwanderer waren anfangs überall, später (und auch noch heute) je mehr gegen Südost, desto mehr in verschwindender Minderzahl. Die Slaven müssen Dach und Fach, Haus und Wirtschaft gehabt haben, denn 3—4 Jahrhunderte waren ihnen zur Entwickelung gegönnt. Auch später wurden die slavischen Dorfbewohner nicht verdrängt, sondern in jenen Teilen, welche heute ganz deutsch sind, aufgesogen. Was ist aus ihrer Bauweise geworden? Sollte denn gar nichts von ihrer Sitte, ihrem Geiste, ihrer Eigenart im oberkärntnerschen Bauernhause erhalten sein? Was ich bisher von den Slavenhäusern des fraglichen Bereichs erwähnt habe, das konnte über die Annahme einer Modifikation und zwar einer gewissen Verkümmerung gegen das Küstenland zu und auch in der südlichen Steiermark nicht hinausgehen. Von dem (Fig. 15, 16) küstenländischen Typus wage ich ausser seiner Beschreibung noch nichts zu sagen, als dass »die slovenischen Bauern zwischen Caporetto und Tolmein ziemlich wohlhabend sind, aber an den altüberlieferten abscheulichen

[1]) Vgl. Dr. Fr. v. Krones, »Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer«. III. Bd. 5. Heft der »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde«, herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff.

Digitized by Google

Hütten festhalten«, wie mich Landeskundige belehrten.

Mir schiene das Verschwinden slavischer Eigenart im Wohnhause höchst merkwürdig, da sie ja doch sonst in anderen Stücken kernig und markig beibehalten wurde und die slovenische Bevölkerung kräftig, tapfer, besonders im sterilen Küstenlande bei aller Armut höchst widerstandsfähig, moralisch und trotz ihrer Hausierzüge durch halb Europa slovenisch geblieben ist. Eingehende Untersuchung im Trentathale (oberster Isonzo), in der Wochein, in Istrien, auf dem Čičenboden, an der Ostgrenze von Innerösterreich, in Friaul und besonders in dem merkwürdigen Resiathale Friauls müsste und könnte Aufklärung verschaffen, was etwa in nationalen Hausformen besteht oder nach Spuren als einst Bestandenes erkennbar wäre.

Und wie nennen wir nun den Typus, welchem diese ganze Arbeit gewidmet ist? Ich habe bisher von dem »fraglichen Typus«, vom »Kärntnerhause« — offenbar falsch, weil es nicht auf Kärnten beschränkt und wahrscheinlich nicht dort entstanden ist — gesprochen. Das waren Verlegenheitsworte. Richtig und anwendbar scheint mir der andere, von mir einigemal gebrauchte Name »Tschopfhaus«, wenn er auch komisch klingen mag. Wenn man bei einem Typus ein ausnahmslos erscheinendes Merkmal technischer oder anderer Natur entdeckt, so scheint mir dies in den Typennamen zu gehören.

Landschaftliche Namen sind nicht immer, aber meistens unbrauchbar; denn wenige Landschaften haben eine eigene, ungemischte, mit der Landschaft verwachsene Hausform. Das »Salzburger Haus« sagt z. B. nichts als: »die verschiedenen im Salzburgischen auffindbaren Typen und ihre Varietäten«.

Nationalnamen sind gut, aber erst dann, wenn die Resultate der Forschung abgeschlossen sind. Die Wohnungsforschung hat unter anderem das Ziel, jedem Typus seine nationale Zugehörigkeit zu ermitteln. Die Nomenklatur soll der Forschung nicht voreilen, weil sie sonst vorgefasste Meinungen verschuldet.

Technisch beschreibende Namen verdienen dem oben Gesagten nach den Vorzug. Hallenhaus für das sächsische, Vorhallenhaus für das nordische, Hoftypus für das neufränkische, und Halbwalmhaus für das Kärntner und für Meitzens »alemannisches«, also nach meiner Meinung für das altfränkische Haus, würde die Typen bezeichnen, ohne irgendwie die Begriffe zu binden und zu verwirren.

Der Halbwalm heisst in Kärnten, wie bereits erwähnt, »Tschopf«, bei den Slovenen »Šobh« (Schobh) d. i. Büschel, Strauss, Schopf; und da ein kurzer Name, wenn er genügend bezeichnet, besser ist als ein langer, so sei dieser weit verbreitete Haustypus Schopfhaus genannt.

Die hiermit versuchte Darlegung eines ostalpinen Haustypus samt seinen südlichen und östlichen Nachbartypen muss und möge nunmehr in jenen Punkten, welche in meinem Aufsatze bezeichnet wurden, von anderen Beobachtern vervollständigt und wohl auch berichtigt werden, so wie auch ich dieser Sache weitere Fussreisen (andere führen nicht zum Ziele) widmen will. — Meine Schlussfolgerungen, deren eine das Schopfhaus zu einer altfränkischen Bauform machen will, bitte ich von der Schilderung desselben getrennt zu betrachten. Letztere halte ich für genau und in Beziehung auf das bisher Beobachtete erschöpfend. Sie liefert hoffentlich auf alle Fälle eine brauchbare Grundlage der Diskussion, auch wenn diese andere Wege gehen sollte, wie die meine. Meine Argumente — ich bin mir dessen bewusst und betone es hier aus Gewissenhaftigkeit — haben eine Schwäche: die Besiedler des heutigen »Innerösterreich« waren nämlich in Mehrheit Bajuvaren, von deren charakteristischer Bauweise zur Zeit ihrer Einwanderung vorerst denn doch nichts Verlässliches bekannt ist, und von welchen vielleicht etwas willkürlich angenommen wird, sie hätten schon damals fränkische Typen angenommen. Erst weitere Beobachtungen im ganzen Verbreitungsgebiete der Bajuvaren werden vielleicht in dieser Sache Licht schaffen. Ich hoffe bei den entlegensten Bajuvarenresten, in den deutschen Sprachinseln Südtirols, in den fälschlich »cimbrisch« genannten bajuvarischen dreizehn und sieben Gemeinden Aufklärungen ehestens zu suchen — und vielleicht auch zu finden.

Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis.

Von M. Quedenfeldt.

(Schluss.)

Die Juden in den kleineren tripolitanischen Oasen-Orten, wie Missrâta, Sliten etc., stammen wohl ohne Zweifel alle von diesen altangesessenen Hebräern ab. Ich sah unter den Frauen derselben Typen, welche im Gesichtsschnitt und auch in der Kleidung — Barakan aus dunkelblauer Leinwand, als Schmuck die runden Silberplatten an der Stirn — vollständig den Weibern der mohammedanischen Landbevölkerung glichen. Auch ihre Magerkeit, in so schroffem Gegensatze zu der Körperfülle vieler städtischen Jüdinnen, kommt der der ländlichen Araberinnen sehr nahe.

Ebenso alten Ursprungs sind auch die subterran in Gemeinschaft mit den Berbern des Djebel Ġeriân lebenden Juden, von denen uns Kapitän Lyon, H. Barth, G. Rohlfs und andere Reisende berichten. In den Kultus dieser alteingewanderten maġribinischen Juden hat sich vielfach eine Heiligenverehrung, ähnlich wie bei den Mohammedanern, gemischt. Ich selbst konnte dies in Urika, in den Vorbergen des Hohen Atlas, südlich von der Stadt Marrakesch, beobachten, wo sich das Grab eines Hei-

Digitized by Google

ligen befindet, zu dem zahlreiche Juden, namentlich auch Frauen, wallfahrten. Auch in Tripolitanien und auf der Insel Djerba ist diese Heiligenverehrung bei den Juden verbreitet. Sie starren überhaupt von abergläubischen Bräuchen aller Art.

In der Stadt Tripolis sind infolge der europäischen Judenverfolgungen im Mittelalter zu diesem Stamm der alten Hebräer aus der Pentapolis jüngere Elemente gekommen, in noch neuerer Zeit auch Juden aus Italien, aber diese Zuzüge haben hier nicht in dem Umfange stattgefunden, wie in den übrigen Barbareskenstaaten.

Die tripolitanischen Juden lebten früher in äusserst gedrückten Verhältnissen und hatten namentlich bei den politischen und kriegerischen Wirren im Lande stets zu leiden [1]). Auch gegenwärtig ist die Behandlung derer, welche sich nicht der Protektion irgend einer europäischen Macht erfreuen, nicht besonders glimpflich; sie sind noch oft genug der Misshandlung des mohammedanischen Pöbels oder den Anzapfungen der Machthaber ausgesetzt.

Die Ḥâra [2]), welche der jüdischen Bevölkerung — einige wenige, besonders reiche, protegierte Familien ausgenommen — zur Wohnung dient, erstreckt sich im Nordwesten der Stadt bis an das Neue Thor (Bâb-djedîd) auf der Landseite. Im Durchschnitt sind die Gassen der Ḥâra unreinlicher, als die der mohammedanischen Quartiere, und namentlich am Vorabend des Sabbat, wo beim Reinigen aller Unrat auf die Strassen geworfen wird, spottet der Schmutz jeder Beschreibung.

Aus der Ḥâra ist eine Anzahl reich gewordener Familien hervorgegangen, unter welchen wohl einige Repräsentanten der weitverzweigten Familie Arbib die erste Stelle einnehmen. Das grosse Ḥalfa-Haus Arbîb besitzt nicht nur auf Malta und in den grösseren tunesischen Küstenplätzen Filialen, sondern auch eine solche in London. Die Ḥalfa-Ausfuhr nach England, wo die Pflanzen besonders zur Papierfabrikation verwendet werden, ist sehr bedeutend, und drei Kompanien haben dieses Geschäft vollkommen monopolisiert [3]).

Die etwa 8000 Seelen zählende, sehr orthodoxe jüdische Bevölkerung hat, wie überall in den maġribinischen Städten, einen Schêch aus ihrer Mitte als Oberhaupt, der hier aber nach Maltzan [4]) den Titel Rabbiner führt. Diese politischen Rabbiner haben — im Gegensatze zu den geistlichen, welche sich übrigens nach dem genannten Autor durch geringes religiöses Wissen auszeichnen sollen — eine administrative Stellung und üben auch in den meisten Fällen die Justiz bei ihren Glaubensgenossen. Die Machtbefugnisse des obersten Schêch, der vom Wali ernannt wird, sind ziemlich gross.

Die Juden in Tripolis, namentlich die der ärmeren Klasse, kleiden sich meist in der Weise, dass sie das Hemd nicht auf dem blossen untern Leibe, sondern über den weiten, bis zum Knie reichenden Beinkleidern tragen, so dass sie wie beschürzt aussehen. Diese Sitte, welche jedem Besucher der Stadt auffällt, soll nach Maltzan ihren Ursprung in der Furcht, ihr Hemd zu verunreinigen [1]), haben, da es für koscherer gilt, eine beschmutzte Hose als ein beschmutztes Hemd zu tragen.

Auch hier, wie im übrigen Nordwest-Afrika, sind die Juden geschickte Gold- und Silberarbeiter; viele treiben das Schneider- oder Schusterhandwerk, verschiedene sind Klempner, einige halten Schenken, in denen vorzugsweise koscherer Dattelschnaps, Bôcha, getrunken wird. In der Mehrzahl widmen sie sich, je nach ihren Mitteln, dem Klein- oder Grosshandel.

C. Christen.

Unter der europäischen Bevölkerung sind am zahlreichsten die orthodox katholischen Malteser in der Stärke von etwa 3500—4000 Seelen vertreten. Mit Ausnahme von Marokko sind diese Insulaner im ganzen Maġrib und auch in den östlichen Mittelmeerländern zahlreich. In Tripolis bewohnen sie hauptsächlich das Viertel im Nordwesten der Stadt, zwischen der Ḥâra und dem Meere. Nach einer von Pellissier [2]) erwähnten Ueberlieferung bei den Ulêd Ssa'îd, einem tunesischen Stamme, welcher südöstlich vom Djebel Saġuân wohnt, wären die Malteser die Abkömmlinge von jenen.

Es sei mir gestattet, noch eine Notiz des ebengenannten Autors wiederzugeben, die eigentlich unter die Besprechung der christlichen Bevölkerung von Tunis gehört, aber hier am Schlusse des Ganzen nachgetragen sein mag. Pellissier [3]) führt die sog. Tabarkiner auf, Nachkommen von Genuesern, die früher auf der nordtunesischen kleinen Insel Tabarka eine abgeschlossene christliche Kolonie bildeten und dann nach Tunis verpflanzt wurden, wo ihre Nachkommen heute noch existieren, aber ganz mit der tunesischen Bevölkerung verschmolzen sind. Interessant ist, dass diese Tabarkiner (die Insel wurde im 16. Jahrhundert von dem berüchtigten Seeräuber

[1]) Mac Carthy, Voyage à Tripoli etc., trad. de l'Angl. 1819, Tome II, Chap. 9 et 10.

[2]) Die in Marokko übliche, bei der Besprechung der tunesischen Juden bereits erwähnte Bezeichnung »Millah« für Judenquartier ist in Tripolitanien nicht bekannt, die Bedeutung des letzteren Wortes ist »salzhaltiger Ort« (so führt z. B. eine Ssebcha bei Tripolis den Namen Milláha). Bei der in Marokko so beliebten und häufig angewendeten Kontradiktion — ich erinnere nur an die bekannte Bezeichnung »chfîf«, leicht, für »Rssáss«, Blei, welches doch schwer ist — sagt man nun zum Hohne häufig »Missûss«, d. h. ein Ort ohne Salz, für Millah.

[3]) In Tripolitanien und auch anderwärts im Maġrib fasst man zwei Pflanzen, Stipa tenacissima und Lygeum spartum, unter der Bezeichnung Ḥalfa zusammen.

[4]) l. c. T. III, S. 339.

[1]) Durch einen Tropfen Urin oder beim Beischlaf. Auch die frommen Mohammedaner scheuen eine derartige Verunreinigung sehr; sie müssen, wenn eine solche stattgefunden hat, baden und das Hemd wechseln, bevor sie wieder beten. Vergl. das oben über diese Vorschrift Gesagte.

[2]) Description de la Régence de Tunis, p. 113.

[3]) l. c. p. 34 et 338.

Digitized by Google

Chêir-ed-Dîn Barbarossa an die Genueser Familie der Lomellini abgetreten) geraume Zeit hindurch als Unterthanen der Beys betrachtet wurden, bis sie im Jahre 1816 die Rechte sardischer Unterthanen erhielten.

Ferner haben 600—700 Italiener, ca. 150 Griechen, welche auch unter den türkischen Militärärzten vertreten sind, und gegen 100 Personen anderer europäischer Nationen in Tripolis ihren Wohnsitz. Schliesslich sind noch etwa 80 Armenier, sowie nach E. Reclus[1]) einige koptische Familien zu nennen.

Steine als Amulette bei wilden und civilisierten Völkern.

Von J. Adrian Jacobsen.

In dem Aberglauben der Landbevölkerung Deutschlands und der benachbarten Länder spielen unter anderem auch besondere Arten und Formen von Steinen eine bedeutende Rolle. Man findet dieselben sowohl für Vieh wie für Menschen als Schutzmittel oder Amulette gegen Krankheiten und Unglücksfälle in Gebrauch. Doch nicht allein in Europa ist dieser Aberglaube anzutreffen, man findet ihn auch fast bei allen Völkern Ostasiens, des Indischen Archipels, bei den Eskimos in Alaska, sowie bei einzelnen Indianerstämmen an der nordamerikanischen Westküste verbreitet. Der Ausdruck Donnerkeil, den man häufig im Volksmunde für derartige Steine hört, ist ohne Zweifel aus dem sehr gewöhnlichen Aberglauben zu erklären, dass der Blitz in Gestalt eines Keiles oder Beiles herniederfahre. Das auf der ganzen Erdoberfläche überall häufige Vorkommen und Herabfallen von Meteorsteinen mag bei den verschiedenen Völkern zu diesem Glauben Veranlassung gegeben haben. Solche Steine wurden daher eifrig gesucht und galten als ein überaus wertvoller Schatz. In manchen Gegenden, wo Steingerät der verschiedensten Art aus uralter Zeit häufig auf dem Felde beim Ackern gefunden wurde, hob man sie als Blitz- oder Donnerkeile sorgfältig auf, um sie als Zaubermittel zu benutzen, und unsere Museen haben viele der schönsten Exemplare solcher Steinäxte, Dolche, Hämmer u. s. w. diesem Aberglauben zu verdanken.

Nach und nach wurde das Volk durch eifrige Forscher der Anthropologie, Urgeschichte oder Geologie belehrt, dass diese rätselhaften Steine nicht als Blitz vom Himmel auf die Erde herabgekommen seien, sondern als Gerätschaften anzusehen sind, die in grauer Vorzeit von Menschenhand gefertigt wurden, oder als geologische Gebilde, welche im Laufe von Jahrtausenden den im Schosse der Erde wirkenden Naturkräften ihre Entstehung verdanken. Unter den geologischen Gebilden sind die aus Feuerstein und Quarz bestehenden Seeigel oder Krötensteine oder Echiniten und die Belemniten (eigentlich sogen. Donnerkeile) am häufigsten zu abergläubischen Zwecken verwendet worden. Es sind versteinerte Seetiere, die am häufigsten in Kreideformationen oder in grösseren Kiesschichten vorkommen. Daneben finden sich aber überall, wie schon gesagt, verschiedenartig bearbeitete und geschliffene Steine als Amulette in Gebrauch.

Das in Berlin seit Jahresfrist gegründete Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes (Klosterstrasse 36) hat bereits eine Reihe interessanter volkstümlicher Gegenstände erworben, von denen wunderbarerweise manche eine ausserordentliche Aehnlichkeit mit Sachen von wilden und halbwilden Völkern anderer Weltteile haben. So besitzt das Museum auch eine Reihe steinerner Amulette (Fig. 1); unter ihnen fällt ein Amulett aus Serpentin, aus dem Spreewald stammend, ein sogenannter Schreckstein auf, welcher besonders Kindern als Schutz gegen Krankheit um den Hals gehängt wird (Fig. 2). Der Stein ist ca. 4 cm lang, 2 cm breit und 2 mm stark, bildet ein langgezogenes Viereck und ist mit einer Durchlöcherung versehen. Solche Steine wurden häufig in den Flussbetten von kundigen Frauen gesucht, und es ist vielleicht noch sehr wenig bekannt, dass sie noch bis in die Neuzeit hinein in einigen Landesteilen durch die Apotheken von den regelmässig erwähnten Frauen bezogen und dann wie eine Medizin an das Volk verkauft wurden! Ich traf bei meinem Besuch des Museums einen Apotheker aus dem Braunschweigischen, der mir, als ich ihn auf die Steine aufmerksam machte, erzählte, dass in den ersten Tagen des Deutsch-französischen Krieges die zum Dienst einberufenen Soldaten in die Apotheken gestürmt seien und Blitzsteine oder Donnerkeile, die nach ihrem Glauben gegen die Kugeln schützen, verlangt hätten; er selbst habe an einem Tage seinen ganzen Vorrat an Steinen, der aus mehreren Dutzenden bestand, verkauft. Schon dies allein dürfte ein Beweis jenes Aberglaubens in den niederen Volksklassen sein. — Das Berliner Museum besitzt ferner durchlöcherte Versteinerungen aus anderen Gegenden Deutschlands, die, um den Hals getragen, gleichfalls als Schutzmittel sowohl für Menschen wie für Vieh dienen.

Aehnlich wie die Steine in Norddeutschland, spielen in Oberbayern die Kröten bei den Landhebammen noch heute als Medizin eine nicht unbedeutende Rolle. Derartige und ähnliche abergläubische Vorstellungen scheinen besonders noch in der Mark Brandenburg, in Pommern und im Braunschweigischen zu herrschen.

In China kommen namentlich die Nephrite, die von Männern hauptsächlich als Armringe, von Frauen als Ohrringe und Haarschmuck getragen werden, unter vielen anderen Amuletten in Betracht. So versicherte mir ein Chinese, der einen schönen Nephrit-Armring trug, dass er sich, wenn er auch vom höchsten Berge herabfalle, nicht verletzen würde,

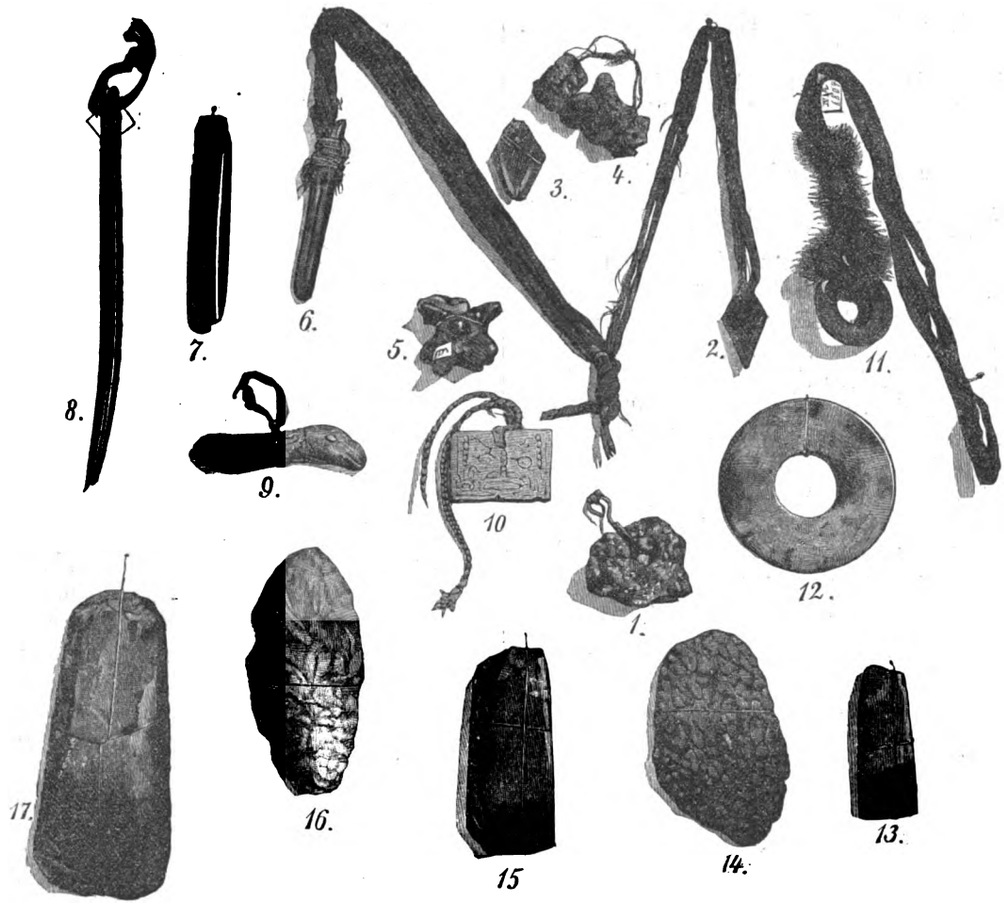
[1]) Nouvelle Géographie universelle, Paris 1886, Tome XI, p. 75.

Digitized by Google

da ihn der Nephrit vor jedem Unfall schütze. Er erzählte mir darauf zwei Fälle, wie einer von einem Dach, ein anderer von einem Berge heruntergefallen sei, ohne dass beiden nur das Geringste geschehen sei, da sie eben der Nephrit beschützt habe.

Auch die Maori auf Neuseeland tragen schön geschliffene Nephrit-Amulette.

Auf meiner Reise in Alaska (Fig. 3—10) sammelte ich bei den Eskimos an der Jukon-Mündung, sowie auf der Cap Prince of Wales-Halbinsel und im



1. Versteinerungen aus dem Spreewald, als Amulett bei allerlei Krankheiten um den Hals getragen von Menschen und Vieh. — **2.** Amulett aus Serpentin mit daranhängendem Bande, wird besonders den Säuglingen um den Hals gebunden. »Schreckstein« aus dem Spreewald. — **3.** Ein ähnliches Amulett aus Schiefer, von den Eskimo um den Hals oder am Gurt als Amulett getragen. Cap Prince of Wales-Halbinsel. Alaska. — **4.** Drei Versteinerungen an einem Lederriemen als Amulett getragen. Desgl. Alaska. — **5.** Versteinerungen, besonders von den Medizinmännern gebraucht. Desgl. Alaska. — **6.** Amulett aus Nephrit von den Eskimo auf Reisen, Jagden, Fischfang etc. um den Hals oder an dem Gurt getragen. Kotzebue-Sund. — **7.** Desgl. aus dem Jukon-Delta. — **8.** Desgl. aus der Cap Prince of Wales-Halbinsel. Alaska. — **9.** Steinernes Amulett in Form eines Seelöwen mit mythischen Figuren versehen, dient besonders als Amulett auf langen Seereisen, um den Mast des Kanoes gebunden. Kupferfluss. Süd-Alaska. — **10.** Amulett aus Schiefer, der Schutzgeist des Amuletts darauf eingeritzt. Kupferfluss. Alaska. — **11.** Steinerner Ring, mit Klauen von wilden Tieren und Lederriemen versehen zum Umhängen. In demselben befindet sich der Hilfsgeist des Medizinmannes. Britisch-Kolumbien. — **12.** Amulett aus Nephrit, Familien-Amulett, dasselbe wird vom Bräutigam der Braut geschenkt, welche es stets an dem Halse hängend tragen muss. Bei den Golden am Amur. — **13.** Steinaxt von den russischen Bauern, sowie von den Golden und Giljacken am Amur als Amulett verwendet. — **14.** Ein von der Natur sonderbar geformter Stein von einem goldischen Medizinmann als wertvolles Amulett gebraucht. Amurfluss. Sibirien. — **15.** Steinaxt, als Amulett am Amurfluss verwendet. Die abgeschlagenen Stücke werden den Kranken als Medizin eingegeben. — **16.** Flintsteinerne Lanzenspitze, als Amulett verwendet. Amurgebiet. — **17.** Steinaxt, als Amulett bei Krankheiten, auf Jagden etc. verwendet. Sogenannte Blitzsteine. Amurgebiet.

Kotzebue-Sund wohl gegen 50 steinerne Amulette aus Nephrit, gen. Isignak, von der Stärke eines kleinen Fingers und oft 4—5 Zoll lang. Ein jeder Eskimo, der im Besitze eines Amuletts ist, legt dieses an und befestigt es am Hals oder am Gurt, wenn er eine Reise oder sonst irgend etwas Wichtiges unternimmt. Auch beim Kurieren von Krankheiten, sowie beim Wahrsagen bedient sich der Medizinmann eines Amuletts, wie ich selbst Augenzeuge war. Bei einem Eskimo, in dessen Hause wir uns vorübergehend aufhielten, besass dessen einziger Sohn, der lange Zeit kränklich gewesen war, ein schönes langes Nephrit-Amulett, das sich der Medizinmann, der seit einigen Tagen in dem Hause verweilte, von dem Kranken hatte geben lassen. Eines Abends kam plötzlich der Geist über den Schamanen, wobei derselbe unter Schreien und Stöhnen allerlei Hokuspokus machte. Darauf nahm er das erwähnte Ne-

Digitized by Google

phrit-Amulett des Burschen und wickelte es in eine Rentierjacke, welche er, damit sie befühlt werden konnte, rings im Kreise herumgab. Jeder konnte sich dabei überzeugen, dass sich der lange schmale Stein noch in der zusammengerollten Jacke befand. Mit offenem Munde und offenem Auge starrte die Eskimofamilie auf das sich abspielende Wunder. Mit geheimnisvoller Gebärde schritt der Zauberkünstler im Kreise herum und blies wiederholt auf die Rolle mit dem Stein. Zuletzt erklärte er, er wolle den Stein biegen, um zu sehen, ob er sich biege; geschehe dies, so sei dies ein Zeichen der baldigen Genesung des Kranken. Dies that er, indem er den Stein selbst heimlich und unbemerkt im Innern der Rolle seitwärts schob und nun vor seinen Zuschauern das gerollte Stück Rentierjacke hin- und herbog und die gekrümmte Rolle von jedermann befühlen liess. Es war ein kostbares Schauspiel, die atemlose Spannung zu beobachten, die auf den Gesichtern aller Familienmitglieder lag. Denn nach ihrem Glauben wäre auch die Lebenskraft des Kranken gebrochen gewesen, wenn sein Stein-Amulett bei dem Wunder zu Grunde gegangen wäre. Dann rollte der Schamane die Jacke auf und nahm den Nephrit an das Licht der Thranlampe, um zu zeigen, dass der Stein keinen Riss bekommen habe. Hierüber herrschte allgemeine Freude, denn man wusste nun, dass der Kranke genesen werde. Der Zauberarzt aber hing das Amulett dem Kranken feierlichst wieder um den Hals.

Unter den russischen Bauern, sowie unter den wilden und halbwilden Völkern Sibiriens sind Steinamulette sehr allgemein. Bei meinem Dortsein im Jahr 1884 und 1885 erfuhr ich, dass sich fast in jedem Dorfe, bei den sogen. klugen Frauen, derartige Blitzsteine (Gramowarstrillao) befanden, denen man alle möglichen Eigenschaften und Zauberkräfte zuschrieb. So wurde z. B., wenn jemand im Dorfe erkrankt war, ein Stück von einem solchen Stein abgeschlagen, pulverisiert und dem Kranken eingegeben. Auch werden sie verwendet, um das Euter der Kühe zu bestreichen, wenn sie nicht genügend Milch geben, und sonst noch in vielen anderen Fällen. Als ich schliesslich solche Steine zu Gesicht bekam, zeigte es sich, dass es Steinäxte waren, die man beim Pflügen der Felder gefunden hatte. Am unteren Amurfluss, wo ich viele Steinäxte von den angesiedelten Russen erwarb, war bereits bei den meisten die Schneide zu dem erwähnten Zweck abgebrochen. Auf meine Frage, warum man stets die Schneide dazu verwende, erklärte man mir, dass diese am kräftigsten sei. Auch von den Golden und den Giljaken am Amurfluss erwarb ich eine Anzahl Steingeräte, die nicht mehr als Waffen oder Werkzeuge, sondern ausschliesslich als Amulette verwendet werden. Besonders sollen sie bei der Zobeljagd Glück bringen, weshalb ein Jäger, der eins besitzt, dasselbe immer bei sich führt. Bei den Hauptschamanen am Amurfluss erwarb ich einen rundlichen Stein in Grösse eines Fünfmarkstücks, dem eine aussergewöhnliche Heilkraft in Krankheitsfällen zugeschrieben wurde. Vereinzelt fand ich einen schön geschliffenen Bernstein als Amulett, desgleichen erhielt ich zwei runde, flache, durchlöcherte Nephrite, wie sie Bräute auf der Brust tragen, nachdem sie ihnen der Bräutigam zur Verlobung geschenkt hat, und die dann als Erbstück in der Familie aufbewahrt werden (Fig. 12—17).

Im Indischen Archipel ist die Verbreitung steinerner Amulette allgemein. Auch dort kommen zwei Arten vor, erstens die aus der Vorzeit stammenden und von Menschenhand gefertigten Steinäxte (Gigi gondero), Donnerzahn von den Malaien genannt, und zweitens schwarze natürliche Steingebilde, die oft die Grösse eines Hühnereies haben. Letztere nennen sie Batu-babi (Schweinstein), weil sie nach ihrer Behauptung aus dem Kopf der Wildschweine herstammen. Beide Arten dienen als Amulett für die verschiedensten Zwecke. Die Steinäxte werden dabei oft in den Tempeln (Roma-luli) aufbewahrt und nur in Kriegsfällen den Vorfechtern oder Kriegern von königlichem Geblüt von den Priestern zugeteilt. Auf denjenigen Inseln, wo sie häufiger vorkommen, z. B. auf Timor-Laut, besitzt fast jede Familie ein solches Kleinod. Die Steine werden auf Reisen nach den Nachbarinseln oder auf Kriegszügen in dem Siri oder Bettelsack unter dem linken Arm getragen oder im anderen Falle in einem besonders dazu angefertigten Beutel, zusammen mit aus Holz oder Knochen geschnitzten Ahnenbildern, aufbewahrt. Es werden die Steine, sowie die Ahnenbilder, vor einem Kriegszug nebst Feldfrüchten geopfert. Die runden Steine, die Schweinsteine, betrachten sowohl die Heiden wie die Mohammedaner als Glücksbringer. Am meisten findet man sie in kleinen Wachhäusern auf Feldern aufbewahrt, da sie dann mehr Früchte gewönnen.

Aus diesen kurzen Notizen ist ersichtlich, wie die abergläubischen Vorstellungen der verschiedensten Rassen und Völker oft eine wunderbare Aehnlichkeit miteinander haben. Trotz aller hereindringenden Kultur steht der Aberglaube noch bei fast allen Naturvölkern der verschiedenen Kontinente in hoher Blüte, und auch in dem hochcivilisierten Europa beherrscht er noch heute die Phantasie breiter Volksschichten und ist noch keineswegs, wie man so oft gemeint hat, im Verschwinden begriffen.

Die Lappen und ihre Sagen.

Nach einem vom Kais. Russischen Konsul D. Ostrowski in der Ethnographischen Sektion der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg gehaltenem Vortrage zusammengestellt und bearbeitet von H. v. Aurich.

(Fortsetzung.)

7. Ein andermal kam der Tschude nach Sundefjeld, als gerade nur die Frauen und Kinder daheim waren. Die Loparen waren in die Tundra hinaus-

Digitized by Google

gezogen, um die Rentiere zu verteilen. Die Frauen dachten nach, wie sie ihre Männer retten könnten, und verfielen auf den Gedanken, an der Strasse hölzerne Figuren aufzustellen und in eine jede derselben ein Messer hineinzustossen. Die Männer jedoch, mit Ausnahme von zweien, errieten nicht, was solches zu bedeuten habe, und kamen nach Haus. Der Tschude erschlug sie nebst den Frauen und Kindern und liess nur zwei Frauen am Leben, und zwar die jüngsten und schönsten. Darauf schlug der Tschude ein Loch in das Eis des Sees, warf die zerstückelten Leichname hinein und machte Anstalten, aufzubrechen.

Da sagten jene beiden Frauen: Ihr Lieben, fahrt nicht so davon! Eure Kleider sind ganz mit Blut befleckt: gebt sie her, wir werden sie im Flusse waschen. Der Tschude zog sich völlig nackt aus und gab seine Kleider den Frauen zum Waschen. Es war im Frühjahr und viel Wasser im Flusse. Die Frauen gingen zum Flusse, warfen die Kleider hinein, und das Wasser trug sie davon. Als der Tschude solches sah, eilte er, nackt wie er war, jenen nach und jagte auch den Frauen bis tief in die Nacht hinein nach; doch nachts trat ein starker Frost ein, und der Tschude erfror. Die Frauen aber hatten sich bis zum Morgen in einer Höhle am Ufer verborgen. Des Morgens gingen sie in den Wald, wo auf einer Fichte ihr Warenspeicher (njalle) stand, und wo ihre Vorräte und Kleider aufbewahrt waren. In eben demselben Speicher hatten sich auch die Männer verborgen, die allein verstanden hatten, was die hölzernen Figuren mit den Messern bedeuteten. Als einer von den beiden gewahrte, dass sich jemand dem Walde nähere, wollte er einen Pfeil abschiessen, doch hielt ihn der andere zurück, in der Voraussetzung, dass es die Frauen sein könnten. Als sie dieselben nun erkannten, war natürlich die Freude gross, und alle begaben sich ins Kirchdorf. Die beiden Männer waren Brüder und die beiden Frauen Schwestern. Sie lebten lange und glücklich, und ihnen verdankt das sondelskische Kirchdorf seinen Ursprung.

8. Einst war der König von Lappland in der Tundra, in der Nähe von Kautokeino, und begegnete dem Tschuden, der ihn nicht erkannte und die Frage an ihn richtete, wo der König wohne. Als letzterer ihm solches mitgeteilt hatte, versprach er ihm eine grosse Belohnung, wenn er ihn mit jenem zusammenführe. Dies ist gefährlich, erwiderte der König, denn er hat viel Volk bei sich, und es ist besser, wenn ich ihn hierher auf den See führe, und ihr begegnet euch in der Mitte desselben auf dem Eise, dann kann er euch nicht entfliehen.

Nachdem solches verabredet worden, ging der König in das Dorf, versammelte die Leute und befahl ihnen, die Kumags (d. i. lange wollene Strümpfe, mit denen man ebensogut auf dem Eise wie auf dem Lande gehen kann) anzuziehen und sich ausserdem mit Knütteln zu versehen. Er selbst nahm ausserdem einen astfreien Klotz mit sich. Als die Loparen zum See kamen und sahen, dass der Tschude vom gegenüberliegenden Ufer zur Zusammenkunft komme, legten sie den Klotz auf das Eis und schoben ihn dem Tschuden, der in einfachen Stiefeln erschienen war, unter die Füsse, so dass er hinstürzte. Da fielen die Loparen über ihn her und erschlugen ihn.

Dies sind einige Episoden, die von den Loparen über die Einfälle des Tschuden erzählt werden.

Ausser dem Tschuden hatten die Loparen noch einen anderen Feind; dies war Stallo. Der Tschude erschien stets mit Soldaten, Stallo dagegen allein und nur von seinem Hunde begleitet. »Stallo« bedeutet einen Menschen, der von einem Panzer umgeben ist, und während der Name Tschude hauptsächlich auf die Finnländer Bezug hat, ist mit Stallo der Russe oder Norweger gemeint, der den Tribut eintrieb und die Loparen knechtete.

Stallo ist eben solch ein Mensch wie ich und du, sagt der Lopare, doch ist ihm vom Teufel eine grosse Kraft gegeben, und er kann sich in den Werwolf verwandeln. Die Leiber der Erschlagenen vergräbt er in die Erde und wünscht, selbst vergraben zu werden (die Lappen legen ihre Toten einfach in Gruben und bedecken sie mit Steinen oder lassen sie einfach unter freiem Himmel liegen).

Stallo schlägt stets nur mit der Faust, bisweilen aber kratzt und beisst er und stösst mit dem Fusse, tötet jedoch stets mit dem Messer. Verteidigen kann man sich gegen ihn nur mit dem Messer, man kann ihn nur mit diesem oder durch eine silberne Kugel töten. Stallo trägt sein Geld stets auf dem Rücken mit sich. Wenn man Stallo tötet, so muss man auch seinen Hund töten, weil dieser letztere sonst das Blut aufleckt und Stallo wieder zum Leben zurückkehrt. Am allerbesten ist es, Stallo zu überlisten. Die auf Stallo Bezug habenden Sagen sind ebenso zahlreich als mannigfaltig.

Nicht minder interessant sind die Erzählungen der Loparen, die auf die erste Zeit der Annahme des Christentums Bezug haben.

Der erste, welcher von den enerskischen Lappen den lutherischen Glauben annahm, war der unter den Lappen berühmte und bekannte Athlet Vuolab. Er vergötterte einen Stein, doch nach dem Rate des Pastors vertraute er einstmals nicht der Göttlichkeit desselben und zog zum Fischfang nach einer Seite aus, die derjenigen entgegengesetzt war, welche ihm die Gottheit angezeigt hatte. Der Fang war günstig, und die Gottheit verlor in den Augen Vuolabs ihre Bedeutung. Er zerschlug infolgedessen den Stein und verbrannte ihn.

Ein ganzer Cyklus von Sagen hat sich auch unter den russischen und norwegischen Loparen über den Missionar der orthodoxen (griechisch-katholischen) Kirche, Trifon erhalten.

In Kjöfjord, gegenüber von Nordre dervaag, ragt eine grosse steile Felswand empor, die von den

Digitized by Google

Loparen Akkrobaft genannt wird. Im Altertum brachten die Loparen hier der Göttin Akko, Gattin Adjás, einer der mächtigsten ihrer Gottheiten, ihre Opfer dar, wenn sie dieselbe um reiche Jagdbeute anflehten. Jetzt, seitdem das Christentum unter ihnen eingeführt ist, werden hier zwar keine Opfer mehr dargebracht, doch steht Akko noch bis zu diesem Augenblicke in Gestalt eines grossen Steins am Ufer.

Es lebte, so geht die Sage, der heilige Trifon, der Taufsohn Gottes. Er erbaute in Goevnjes eine Kirche und begann gegen die Heiden und Zauberer zu predigen. Als er von dem Götzendienste zu Ehren Akkos hörte, fuhr er auf einem Boot aus Goevnjes über den Bogfjord und Korsfjord nach Kjoffjord und sah, dass sich auf dem Galtefjordnves viele Heiden versammelten. Auf diesem Vorgebirge schlachteten sie Rentiere, und die Zauberer trugen das Fleisch über die Bucht nach dem Akkofelsen. Dort sollte ein Gastmahl und Opferdarbringung stattfinden.

Der heilige Trifon ergrimmte darüber und befahl seinen Leuten, stehen zu bleiben, und im Boote aufrecht stehend, hob er die Hände gegen das Idol und machte über seinem Kopf das Zeichen des Kreuzes. Das Kreuz aber drückte sich sofort in den Felsen ein und ist heutzutage noch sichtbar. Die Zauberer aber wurden in Steine und ihre Opfer in Staub verwandelt und stehen bis zum heutigen Tage noch dort. Im Sommer, wenn das Gras grünt, grünt es auch auf den Schultern der Zauberer, an Stelle des Fleisches, das sie zum Opfer trugen.

Wir möchten nicht zwei interessante Sagen, über die Inseln Akkowa und Kildin, mit Schweigen übergehen.

Wir waren noch nicht Christen, so wird erzählt, und in unseren Wohnstätten gab es noch keine wilden Rentiere, oder wenigstens sehr wenige. In Finnland und Norwegen dagegen gab es sehr viel davon. Infolgedessen begannen unsere Alten darüber nachzudenken, wie sie es anzufangen hätten, um die wilden Rentiere auch bei uns heimisch zu machen. In dieser Zeit lebten in Petschenka, in der Nähe der Ansiedelung Waido-Guba, drei Riesen, welche Brüder waren und das Unglück zu beschwören verstanden. Einst sagten sie ihrer alten Mutter (Akka) und ihren Freunden folgendes: Wir gehen nach Norwegen und schneiden ein Stück Land ab, auf dem viele wilde Rentiere weiden, und kommen auf diesem Landstück und mit allem, was darauf Gutes vorhanden ist, hierher geschwommen. Unser Leben wird dann ein besseres, und wir werden bald reich. Gesagt, gethan. Die alte Mutter schläft ein und sieht im Schlafe, dass ihre Söhne mit einem Stück Landes und Rentieren heimkehren. Wie wahnsinnig springt sie auf, erklettert den Felsen und sieht, dass ihre Kinder thatsächlich Gutes mit sich bringen: sie sieht ein grosses Stück Land und hört das Geschnaufe und Getrampel der Rentiere. Aus Freude darüber begann die Alte zu singen und die kühne That ihrer Söhne zu verherrlichen. Doch gleich darauf wurde sie in Stein verwandelt; auch ihr Haus wurde zu Stein, und die Ueberreste davon, so heisst es, kann man noch bis jetzt sehen.

Das auf dem Ozean schwimmende Land aber zerriss infolge der von der Alten gesprochenen Worte in zwei Inseln und blieb stehen. Ihre Kinder und alles darauf befindliche Gut ertranken.

In Petschenga und Kola, so erzählt man, taufte der heilige Trifon in dieser Zeit viele Loparen, die zum Christentum übergetreten waren. Darüber ergrimmten die Noiden oder Kebunen (Zauberer) und waren auf den Apostel Trifon wie auch auf die getauften Loparen erzürnt. Um ihnen Böses zuzufügen, beschlossen sie, die Petschenga- und Kolabuchten zu schliessen und schwammen zu diesem Behufe auf losgelöstem Lande dorthin. Dies bemerkten vom Ufer aus die Loparen und riefen ihnen zu: »Das Land geht!« Die Schreienden aber wurden sofort in Stein verwandelt, das Land indes blieb stehen, und es bildeten sich die Inseln Akkowa und Kildin.

Alle diese Erzählungen weisen unzweifelhaft darauf hin, dass die Loparen in vorhistorischen Zeiten den Norden bewohnten und Zeugen irgend einer mächtigen zoologischen Umwälzung waren. Diese Meinung — so fährt der Referent fort — scheint sich bis zu einem gewissen Grade zu bestätigen und zwar dadurch, dass die Loparen die sich von Kjolen nach Enara hinziehende Gebirgskette »Suvelotsjilge«, d. i. Inselkette, nennen, wahrscheinlich von jener Zeit her, als der Norden Skandinaviens noch unter Wasser lag und diese Berge aus den Wellen in Gestalt von Inseln hervorragten.

Wie Professor Fries, so haben auch Quigstadt und Sandberg, ausser mehrfachen historischen Ueberlieferungen, einen ganzen Kreis von Sagen und Mythen gesammelt.

Die Lappländer glauben, dass die Verstorbenen nach dem Tode fortleben, ebenso wie sie auf der Erde gelebt haben, mit Rentieren fahren u. s. w. Infolgedessen verbrannten sie ehedem Rentiere auf dem Grabe des Verstorbenen; jetzt entrichten sie die Zahlung für die Beerdigung ihrer Toten ausschliesslich durch Darbringung von Rentieren. Der Himmel ist nach ihrer Meinung mit allerlei Hausrat angefüllt. Das Sternbild des grossen Bären heisst bei ihnen Dovgak, d. h. Bogen (zum Schiessen), der Orion Skipak, auf deutsch Schneeschuhe, das Sternbild der drei Könige oder der Gürtel des Orion heisst in ihrer Sprache Senkblei am Fischernetz.

Nach dem Glauben der Lappländer hören die Toten die Unterhaltung der Lebenden und sind im stande, gutes oder schlechtes Wetter zu veranlassen.

Einen namhaften Teil der lappländischen Sagen bilden diejenigen, welche auf die Zauberkunst und und auf die Fähigkeit Bezug haben, sich nach eigenem Willen zu verwandeln, wie andrerseits auf Strafen, die auf irgend eine böse That folgen.

Von diesen Sagen sei hier eine mitgeteilt, die

Digitized by Google

ein Ausfluss bittern Humors über die fürchterliche Armut und das Elend ist, welche den Lappländer zwingen, sich in einen Bären zu verwandeln, weil im Sommer sich überall Nahrung böte, dagegen im Winter sich zu nähren nicht nötig sei.

Die Sage lautet also: Auf den Suvelotsjilgis (Inseln) nomadisierte ein Lappländer Namens Irjan (Urje) mit seiner Frau Audne (Agnes) und zwei Söhnen, Hendo (Heinrich) und Gabe (Gabriel). Sie hatten weder Rentiere noch anderes Vieh, lebten in einer tiefen Einöde und kamen nie mit anderen Leuten zusammen. Irjan war ein schweigsamer, doch guter und friedliebender Mensch. Einst ging er in die Tundren und kehrte mehrere Tage nicht zurück. Seine Frau begann sich zu beunruhigen und schickte mehrmals ihre Söhne aus, um nach ihm auszuschauen. Doch als er schliesslich zurückkehrte, wagte niemand, ihn zu fragen, wo er gewesen sei. Ein solcher Mensch war Irjan, dass er nicht einmal eine Frage zuliess.

(Schluss folgt.)

Entdeckung von Felszeichnungen in Süd-Oran.

Mehrfach schon haben deutsche und französische Reisende und Forscher das Vorkommen von in den Fels eingeritzten Figurenbildern im nördlichen Afrika nachgewiesen, und wir wissen jetzt, dass diese Gebilde, eine Art Seitenstück zu den Felsritzungen der Buschmänner im Süden, sich durch die ganze Breite des schwarzen Erdteils von Marokko bis zur Sinaihalbinsel hinziehen. Ob dadurch aber der Schluss gerechtfertigt wird, dass ein einziges, prähistorisches Volk diese Figuren eingemeisselt hat, mag dahingestellt werden; denn die Völkerseele arbeitet auch auf diesem Gebiete in allen Erdteilen mit grosser Gleichmässigkeit, so dass in Australien, Nordasien, Amerika sich ganz Aehnliches zeigt, wie in Nordafrika. Wenn daher der Entdecker der Felsfiguren im südlichen Oran, Dr. Bonnet (Revue d'Ethnographie VIII, 158) sagt: »La race des graveurs de rochers a occupé tout le Nord de l'Afrique,« so ist dies uns bei der Verschiedenheit, welche die nordafrikanischen Felsritzungen zeigen, noch nicht beweiskräftig genug.

Dr. Bonnet, welcher seine Entdeckung jetzt in der genannten Zeitschrift veröffentlicht, führt die französischen Reisenden, wie Duveyrier, Hamy, Vignerol, Jacquot, Armieux, Mirault an, welche vor ihm über dergleichen Felsfiguren in Nordafrika gehandelt haben; von Deutschen weiss er aber nur den einen, Barth, zu nennen, der die Figuren von Telissare in Fezzan beschreibt. Indessen haben gerade hier noch mehr Deutsche sich Verdienste erworben, von denen ich anführen will: O. Lenz für Südmarokko (Timbuktu II. 10 und 367), G. Rohlfs für die Gegend zwischen Tripolis und Ghadames (Quer durch Afrika I. 52), derselbe für das südliche Oran (Petermanns Mitteilungen 1864, 339), G. Nachtigal für das Land der Tibbu (Sahara und Sudan I. 307). Der Franzose Lejean hat ausserdem ganz ähnliche Darstellungen in Kordofan gefunden (Hartmann, Nigritier I. 41).

Ich will auf einen Vergleich der verschiedenen Felsritzungen hier nicht eingehen, da dies zu weit führt, sondern mich nur auf einen kurzen Bericht über Bonnets Entdeckung beschränken. Die Figuren sind in den gelblichweissen bis ziegelroten Sandstein eingegraben, dessen Oberfläche durch Oxydation schwarz gefärbt ist. Für das hohe Alter der Ritzungen spricht, dass sie selbst an dieser, einige Millimeter unter die Oberfläche reichenden, Oxydation teilgenommen haben. Die Oertlichkeiten, wo Dr. Bonnet sie fand, sind Thiout, Hadjar Mahisserat und Morhar-Tahtaria im südlichen Oran. Es sind Szenen aus dem täglichen Leben der alten Bewohner jener Gegend, und namentlich Darstellungen von Tieren, alles kindlich, ohne Perspektive, aber trotzdem mit vieler Naturwahrheit dargestellt, wie dieselbe sich aus der fortgesetzten Beobachtung der eingeritzten Tiere ergeben hat.

„Auf den Felsen von Morhar-Tahtaria erstrecken sich die Figuren über eine Länge von zwei Kilometern, jedenfalls ein Zeichen, dass dort verschiedene Geschlechter nacheinander daran gearbeitet haben. Die menschlichen Figuren, unter denen man Männer, und Frauen in wunderlichen Stellungen unterscheidet, treten sehr zurück vor den massenhaft vorkommenden Tieren. Es sind Löwen, die Bubalisantilope, der Elefant, das Flusspferd, die Giraffe, welche hier eingeritzt sind, Tiere, welche jetzt meistens aus jener Gegend durch den Menschen nach Süden verdrängt werden. Oft stehen sie einzeln auf den Felsblöcken, manchmal zu Gruppen vereinigt, immer aber nach demselben Typus und mit der gleichen Technik hergestellt, so dass die Einheit ihres Ursprungs sicher erscheint. Alle sind mit sicherer Hand, 1 bis 1½ cm breit und 5 bis 10 mm tief, glatt und abgerundet eingegraben, wie es scheint, durch die fortgesetzte Reibung mit einem stumpfen Geräte. Die Furchen sind, wie schon bemerkt, mit der schwarzen Oxydrinde des Felsens überzogen.

Neben diesen grösseren Figuren bemerkt man viel kleinere, weniger sauber und weniger tief eingegraben, die offenbar auch weit jünger sind, da sie die natürliche rote Farbe des Sandsteins, ohne das dunkle Oxyd, zeigen, mithin lebhaft von der schwarzen Oberfläche abstechen. Auch diese Figuren stellen Tiere vor: kleinere Vögel, den jetzt gleichfalls aus Süd-Oran verdrängten Strauss und einen kleinen eichhörnchenartigen Nager, den Sebseb der Araber.

Endlich tritt eine dritte Gruppe von Felsritzungen neben den beiden vorigen auf. Es sind dieses Zeichen des libysch-berberischen Alphabets, die förmliche Inschriften bilden.

In diesem Nebeneinander-Vorkommen von Felsritzungen aus verschiedenen Epochen, vielleicht von verschiedenen Völkern herrührend, vermögen wir wieder das völkerpsychologische Gesetz zu erblicken, dass da, wo einer anfängt, eine Wand, eine Thür, einen Baum, eine Felswand zu bemalen oder zu beschreiben, es ihm niemals an Nachfolgern fehlt, ein Zug, der in unserem Sprichworte »Narrenhände beschmieren Tisch und Wände« ausgedrückt ist, und der sich bei Negern, Südsee-Insulanern oder amerikanischen Rothäuten gleichmässig nachweisen lässt. (Vergleiche Andree, Ethnograph. Parallelen 258.)

In der Nähe der Felsritzungen fand Dr. Bonnet einen Stein, der, nach den auf ihm befindlichen Rillen und Furchen zu urteilen, offenbar als Wetzstein und zum Schärfen der Geräte gedient hat, mit welchen die Felsritzungen ausgeführt wurden. Auch diese Geräte selbst hat er gefunden; überall lagen bei den geritzten Felsen zahlreiche geschlagene Feuersteine in Schaber- und Messerform, Pfeilspitzen u. dergl., fast alle zerbrochen und von der nämlichen Gestalt, wie sie weit durch Nordafrika verbreitet sind. Danach wird man nicht fehlgreifen, wenn man die Felsfiguren von Morhar der afrikanischen Steinzeit zuschreibt.

Die zweite von Dr. Bonnet auf Felsfiguren untersuchte Oertlichkeit ist die Oase von Thiout. Hier treten auf einem Sandsteinblocke von 5 m Höhe und 10 m Länge neben den Tieren die Menschen mehr in den Vordergrund, und zwar besser und natürlicher dargestellt als in Morhar. Es sind Männer, Frauen und Kinder, die meist einen Gürtel tragen. Eine Frau ist mit einem Armbande, an dem sich Anhängsel befinden, dargestellt; mehrere Männer tragen Kronen aus Federn und sind mit Bogen bewaffnet, im Begriffe, Pfeile auf Löwen oder Leoparden, einen Elefanten oder einen Strauss abzuschiessen. Einige erheben die Arme wie zum Gebet, bei anderen ist ein grosser Phallus angebracht, wie sich aber aus der Art der Zeichnung und aus der Farbe der Ritzen erkennen lässt, von späterer Hand. Die Zusammengehörigkeit der Ehepaare und der Familien überhaupt ist dadurch angedeutet, dass die Geschlechtsteile der einzelnen Personen durch lange gebogene Linien miteinander verbunden sind. Zu den bereits früher bei Morhar erwähnten Tieren gesellen sich hier noch die Darstellungen von Trappe, Gazelle, Ziege und Hornviper. Inschriften finden sich bei Thiout nicht. Ein Unterschied zwischen den dargestellten Tieren an beiden Oertlich-

Digitized by Google

keiten besteht insofern, als bei jenen von Morhar die Füsse äusserst nachlässig gezeichnet, in Thiout aber sorgfältig und mit Ausführung der Zehen, Krallen und Hufe behandelt sind. Ich will daran erinnern, dass den gleichen Mangel H. Barth bei den Tierfiguren von Telissare in Fezzan hervorhebt (Reisen I. 211): »Die Beine endigen in einer Spitze, ein Mangel, den ich auch an einer anderen Skulptur zu erwähnen Gelegenheit habe.« Auch die Figuren von Thiout, etwa 50 an der Zahl, sind mit Feuersteinen eingeritzt, wie sie Dr. Bonnet dort vorfand.

An der dritten figurenreichen Oertlichkeit, Hadjar Mahisserat, bemerkt Dr. Bonnet eine Herde von fünf ausgezeichnet dargestellten Elefanten, alle nach einer Richtung marschierend, vier davon etwa 1 m hoch, der fünfte, ein Junges, nur 30 cm hoch. Der Charakter der Zeichnungen ist derselbe wie an den beiden schon erwähnten Oertlichkeiten; auch bei Hadjar Mahisserat sind denselben zahlreiche libysch-berberische Schriftzeichen gesellt, und desgleichen die kleineren, späteren, weil in roter Naturfarbe des Sandsteins erscheinenden Tierfiguren wie in Morhar. Könnte man noch daran zweifeln, dass sie einem jüngeren Geschlechte von Künstlern angehörten, so werden diese Zweifel durch die deutliche Zeichnung eines Kameels behoben, eines Haustiers, das erst etwa im fünften Jahrhundert in Mauretanien eingeführt wurde. Danach lässt sich also die äusserste Zeitgrenze der zweiten Art von Felsritzungen jener Gegend bestimmen. Selbst eine vierte Reihe von Felsritzungen vermag Dr. Bonnet nachzuweisen: es ist die arabische Inschrift Allah akbar, die sich zwischen den Figuren der zuletzt genannten Oertlichkeit befindet.

Die ersten grossen Tier- und Menschenfiguren, die mit Feuersteinen eingeritzt wurden, gehören also der vorgeschichtlichen Zeit an, der Steinzeit Afrikas. Der dort dargestellte Elefant, das Flusspferd und andere Tiere sind jetzt in Süd-Oran nicht mehr vorhanden. Es folgen dann die kleineren, roher dargestellten und mit libysch-berberischen Schriftzeichen vermischten Darstellungen, die alle heute noch in jener Gegend lebende Tiere betreffen. Jenes Alphabet wird noch teilweise von den heutigen Tuareg benutzt, denen die Herstellung dieser Zeichnungen zugeschrieben werden kann. Die jüngste Zeit wird endlich durch die arabische Inschrift vertreten. R. Andree.

Litteratur.

Hauptverkehrswege Persiens. Versuch einer Verkehrsgeographie dieses Landes. Von **Dr. Paul Freiherr Rausch v. Traubenberg.** 128 Seiten, 1 Karte, 3 Profile. Halle a. S. Tausch & Grosse 1890. (Preis 5 Mark.)

Eine sorgfältige und übersichtliche, auf gründlicher Kenntnis des umfangreichen Quellenmaterials beruhende Schilderung der verschiedenen Zugänge, die sich dem europäischen Handel ins Innere Persiens bieten, darf gerade zu einer Zeit, welche diesem noch so wenig erschlossenen Lande wieder erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, doppelt willkommen geheissen werden. Sie ist auch nach der klassischen Arbeit von Stolze und Andreas durchaus nicht überflüssig — denn einerseits legt diese gerade auf die Strassen als solche und auf ihre Abhängigkeit von den natürlichen Bedingungen weniger Gewicht, andererseits zeigt eine Vergleichung der Traubenbergschen Karte mit derjenigen des erwähnten Werks die bedeutenden Umgestaltungen, welche gerade in den letzten Jahren wesentlich durch russische Thatkraft in den Verkehrsverhältnissen Persiens bewirkt worden sind. Freiherr v. Traubenberg, selbst Russe, war in der Lage, diese Verhältnisse zum grossen Teil nach russisch geschriebenen Quellen vorzuführen, hat sich aber ein durchaus sachliches und unparteiisches Urteil auch über die englischen Gegenbestrebungen bewahrt. Es ist vollkommen gerechtfertigt, wenn er dem Wege von Täbriz nach Astâra, der jenen über Dschulfa nach Tiflis verdrängt, in Text und Karte grössere Bedeutung zuschreibt als seine Vorgänger, andererseits aber z. B. auch den Kerchathalweg von Kirmânschâh nach Dizfûl auf der Karte einträgt und das besonders von Konsul Keun hervorgehobene Anwachsen des Verkehrs über Baghdâd zu Ungunsten des bisherigen südlichen Hauptweges über Ispahân nach Buschehr stark betont. Vielleicht etwas zu zurückhaltend zeigt sich der Verfasser in Bezug auf die Aussichten des nunmehr von England in Angriff genommenen Weges von Kom nach Mohammerah — und es hätte wohl auch bei der mit Recht ungünstigen Darstellung des uralten Weges von Ispahân nach Schûschter die von allen neueren Reisenden gerühmte gute Organisation und verkehrsfreundliche Gesinnung der Grossluren (im Gegensatz zu den räuberischen Kleinluren) hervorgehoben werden können. Die Auslassung manches bei Stolze und Andreas verzeichneten Verkehrswegs von bloss örtlicher Bedeutung erklärt sich aus dem Grundsatze, nur die für den Aussenhandel des Landes bedeutenden Verkehrsmöglichkeiten zu berücksichtigen; eben diese Rücksicht auf den Weltverkehr liesse aber eine Bezeichnung der Telegraphenlinien auf der Karte wünschenswert erscheinen, die ja in der Regel mit den Hauptwegen zusammenfallen. Dagegen kann die Weglassung der Poststationen, über die keine neuen Angaben vorliegen, nur gebilligt werden. Und als ein sehr glücklicher Gedanke muss es bezeichnet werden, die Erstreckung und hypsometrischen Verhältnisse der drei Hauptwege trotz der in den mangelhaften Höhenangaben (so weichen z. B. für Profil II Bellew und Loftus bedeutend voneinander ab) gelegenen Schwierigkeit durch Profile zu veranschaulichen. Bei dem Umstande, dass der »Kârûnweg« heute so viel genannt wird, wäre es lohnend und nach Loftus', Houtum-Schindlers und Bells Angaben auch möglich gewesen, ihnen als 4. Profil jenes von Kom nach Dizfûl anzureihen. Hier mag auch bemerkt sein, dass die Schiffbarkeit des Âbi Diz bis nahe an Dizfûl doch nicht bloss Vermutung von Bell ist, sondern durch die Fahrt der »Assyria« unter Selby im Jahre 1842 thatsächlich erprobt wurde. Es ist freilich bedauerlich, dass weder Bell noch Curzon Gelegenheit hatten, die heutige Beschaffenheit dieses Flusses zu untersuchen, dessen Benutzung eine grosse Wegabkürzung bedeuten könnte. Von den zahlreichen Angaben der Wegabstände, die Verfasser bei der Schilderung der einzelnen Strassen, leider aber nirgends in tabellarischer Zusammenstellung, gibt, seien hier einige nebeneinander gestellt:

	km	Tagereisen
Teherân-Resecht-Enzeli	345	11
Teherân-Täbriz-Dschulfa-Tiflis	1159	—
(Teherân-Dschulfa	689	22—23)
Teherân-Täbriz-Trapezunt.	1469	48—50
Teherân-Hamadân-Baghdâd	821	31
Teherân-Kom-Mohammerah (zu Lande)	974	32
Teherân-Mohammerah mit Kârûnfahrt . .	—	29
Teherân-Ispahân-Schirâz-Buschehr	1201	32—36
Meschhed-Askhâbâd (Transkasp. Bahn)	260	8
Täbriz-Ardebil-Astâra	288	9

Diese Zahlen zeigen in ebenso beredter Sprache, wie die Profile, dass die in russischen Händen befindlichen Zugänge nach dem Herzen Persiens die kürzesten und bequemsten sind. Doch sind die Wege über Buschehr, Baghdâd, zum Teil auch Bender-Abbas (und sogar der alte geschichtliche Handelsweg von Trapezunt) noch immer die Hauptpforten europäischer und indischer Einfuhr. Der Verfasser hat in einer längeren Einleitung die Naturbedingungen auseinandergesetzt, welche auf die Wahl der Verkehrswege von Einfluss sind und die, wie er richtig bemerkt, gerade in einem Lande, dessen Strassen nur Naturstrassen sind, sich besonders gut beobachten lassen. Es ist ihm gelungen, im einzelnen zu erweisen, dass die sämtlichen Hauptwege Persiens den Flussthälern oder dem wasserreichen Gebirgsrande gegen die Wüste hin folgen, dass aber daneben auch besonders die Rücksicht auf die Sicherheit des Verkehrs entscheidend war. Diese eingehende und sachgemässe Erörterung der einzelnen Wege und Wegstrecken bildet den Hauptteil der Abhandlung. Allein auch die vorangehende »kurze geographische Skizze von Persien mit Rücksicht auf die Verkehrsverhältnisse«, welche natürliche und Kulturverhältnisse gleichmässig behandelt, zeichnet sich durch Uebersichtlichkeit aus und enthält manche neuere Daten über Produktions- und Handelsverhältnisse. Robert Sieger.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 28. **Stuttgart, 14. Juli 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Faunistische Ergebnisse einer Reise durch das Wituland mit besonderer Berücksichtigung der Süsswasserfauna. Von Dr. A. Voeltzkow. S. 541. — 2. Eine Römerburg in der Nordpfalz. (Mit Abbildung.) Von Dr. C. Mehlis. S. 545. — 3. Ethnologie und Geschichte. Von Th. Achelis. S. 548. — 4. Die Lappen und ihre Sagen. Von H. v. Aurich. (Schluss.) S. 552. — 5. Amiran, ein grusinischer Prometheus. Von N. v. Seidlitz. S. 554. — 6. Das Recht in Afrika. Von Adolf Fleischmann in München. (Fortsetzung.) S. 555. — 7. Irischer Folklore. Von A. S. 559. — 8. Litteratur. S. 560.

Faunistische Ergebnisse einer Reise durch das Wituland mit besonderer Berücksichtigung der Süsswasserfauna.

Von Dr. A. Voeltzkow.

Einer Einladung meines Freundes, des Herrn Toeppen, Vertreters der deutschen Witugesellschaft in Lamu, folgend, begab ich mich Ende November mit dem englischen Postdampfer dorthin und wurde von ihm aufs herzlichste und gastfreundlichste aufgenommen. Seinem Wunsche gemäss schlug ich mein Quartier in seinem Hause auf und unternahm von Lamu aus dann längere und kürzere Ausflüge durch das Wituland. Neben einigen embryologischen Studien richtete ich mein Hauptaugenmerk auf die Untersuchung der Süsswasserfauna.

Mein erster Ausflug hatte als Ziel den südwestlich von Lamu auf dem Festland gelegenen Pecce-tonisee. Vermittelst einer Dhau fährt man zuerst den Meeresarm hinter der Insel Lamu entlang, dann einen Creek hinauf in südwestlicher Richtung, und ist mit günstigem Wind und einlaufendem Wasser in 3½ Stunden in Mkonombi. Von dort aus führt der Weg über Land südwestlich in etwa 2½ Stunden bis zum Ufer des Sees. Zuerst passiert man Grasebenen, die stellenweise mit Akazien und anderem Buschwerk bestanden sind, hin und wieder überragt von einem Affenbrotbaum, Adansonia digitata, von ungeheurem Umfang; er ist ein Malvengewächs und zeichnet sich in der jetzigen Jahreszeit durch seine vollständige Kahlheit aus. Von den Suaheli wird er Mbuju genannt. Das Buschwerk wird dichter und geht schliesslich in den Urbusch über. Nach einiger Zeit wird der Weg wieder freier, und die Landschaft erhält ihren Charakter durch die Dumpalme, eine Fächerpalme. Der Stamm teilt sich in halber Höhe in zwei Aeste, die sich wieder in derselben Weise verzweigen. Es gibt zwei Arten, eine schlankere mit weit auseinandergehenden Zweigen und wenig Laub, und eine gedrungnere mit dichter zusammenstehendem Wipfel; der Stamm der letzteren erhält dadurch, dass die Blattstiele der abgestorbenen Blätter am Stamm haften bleiben, ein stacheliges Aussehen. Der Boden zwischen den Bäumen ist mit dichtem hohen Gras bestanden.

Der See ist von ziemlich bedeutender Grösse: ein Umschreiten bei dem jetzigen geringen Wasserstand erforderte etwa 2½ Stunden. Seine Hauptrichtung ist fast genau von Nord nach Süd. Er ist ungefähr dreimal so lang als breit, an seinem Nordende schmaler werdend und in einen sich nach Nordwesten umbiegenden Zipfel auslaufend, der in ein sumpfiges Terrain übergeht. Die Ufer sind nicht flach, sondern erheben sich ziemlich rasch ansteigend bis zu einer Höhe von 50 Fuss.

An der Ost- und Nordostseite tritt überall Korallenkalk zu Tage, bildet die Höhen und erstreckt sich bis in das Wasser. Hin und wieder sieht man am Boden grössere Stücke wohlerhaltener Madreporen u. s. w. liegen. Zum Teil ist der Korallenkalk überlagert von einer starken Humusschicht von grosser Fruchtbarkeit, darunter findet sich weisser Sand, der besonders an frisch umgeackerten Feldern sichtbar wird.

In der Mitte der Ostseite treten die Höhen bis dicht an das Wasser heran. An einer Stelle befindet sich ein kreisförmiger Teich von ungefähr 50 Fuss im Durchmesser, mit dem See durch sumpfiges Terrain in Verbindung stehend und flach auslaufend, nach dem Land zu schnell tief werdend, und seine grösste Tiefe an den steil in das Wasser abfallenden Felsen erreichend. Nach Aussage der Eingeborenen soll sich dieser Teich unter den Felsen bis zum Meere fortsetzen und ein starker nach aussen gerichteter Strom vorhanden sein. Früher wäre einmal ein silberner Teller hineingeworfen worden und

Digitized by Google

dann in dem zwei Stunden entfernten Meer zum Vorschein gekommen. Die Eingeborenen haben eine abergläubische Furcht vor diesem Teich und sind nicht dazu zu bewegen, in das Wasser zu gehen. Der Teich ist am Rand mit Wasserpflanzen bedeckt, unter denen Salvinia sp. vorherrscht. In der Mitte ragen ein paar grosse Korallenblöcke mehrere Fuss über die Oberfläche des Wassers hervor. Das Ergebnis mit dem Schleppnetz war vollkommen negativ. Der Boden ist bedeckt mit einer dicken zähen Schlammschicht, von Schneckenschalen am Boden war keine Spur vorhanden.

Der Boden ist mit Korallenblöcken besetzt, an denen das Schleppnetz fortwährend hängen bleibt. Von einem nach aussen gerichteten Strom ist absolut nichts zu entdecken. Die grösste Tiefe an der dem Lande genäherten Seite beträgt etwa 20 Fuss. Von Fischen leben darin zwei Sorten, eine Welsart, die fortgesetzt mit lautem Geräusch an die Oberfläche stiegen, und viele Exemplare einer Karpfenart. Da ich diese letzteren mit dem Netz nicht erhalten konnte, schoss ich sie mit Schrot und erbeutete eine ganze Anzahl gut erhaltener Tiere. Am Uferrand zwischen den Pflanzen gab es viele Schnecken, Lanistes sp., sonst ist von Tieren nichts zu entdecken.

An der Südwestecke des Sees liegt der Ort Peccetoni, ein freundliches Dorf, nach dem auf unseren Karten der See benannt wird, die Eingeborenen nennen ihn Kunguja. Er ist auf der Ostseite tiefer als auf der Westseite. An der Ostseite, an der Umbiegungsstelle nach Nordwesten, tritt eine starke Quelle ungefähr drei Fuss unter dem Wasserspiegel unter Korallenfels zu Tage. Der Geschmack ist süss, mit einer kaum merklichen brackigen Beimengung. Einen Abfluss hat der See nicht.

Faunistisch ergab die Untersuchung folgendes. Der Strand ist bedeckt mit einer Unmenge von Muschelschalen, die ihrem ganzen Bau nach unserer Anodonta entsprechen. Die Lebensweise ist dieselbe wie die unserer Unioniden. Schmarotzer enthielten die Tiere nicht, weder im Herzbeutel noch zwischen den Kiemen. Lanistes sp. wurde in einer Menge Schalen gefunden, doch nur in dem oben erwähnten kleinen Teich solche mit Tieren. Schalen von Ampullaria waren riesengross, wie ein kleiner Kindskopf, mit den ihnen eigenen starken Kalkdeckeln, jedoch ohne Tiere. Dann fand sich eine kleine kegelförmige Deckelschnecke in grosser Anzahl, 2½—3 cm lang, Grundfarbe grau mit bräunlicher Zeichnung.

In faulendem Holz im Wasser waren eine Lumbricusart, Nais und einige Protozoen, die ich später in mitgebrachtem Schlamm zu erhalten hoffe. Die Fauna der niederen Tiere ist recht arm: einige Ostracoden, die nichts Bemerkenswertes boten, Copepoden, eine an Aulostoma erinnernde Hirudinee u. s. w. An Insektenlarven ist besonders Eristalis bemerkenswert. Von Fischen fanden sich im See die schon oben erwähnten Siluriden in zwei Arten, bis ½ m lang. Es ist der auch auf der Insel Sansibar häufige Clarias Gariepinus. Dann fand ich eine kleinere Siluride, wahrscheinlich Synodontis, von den Eingeborenen »Go-Go« genannt, von ungefähr 1½—2 dm Länge. Fast sämtliche Individuen waren geschlechtsreif. Sie werden von den Fischern sehr vorsichtig behandelt, ihrer scharfen Stacheln in der Brust- und Rückenflosse wegen, mit denen sie ganz empfindlich verwunden können, wie ich dies an mir selbst erfahren habe. Es gibt zwei Spezies, die eine schieferblau mit dunkleren Punkten, nach dem Bauch zu heller werdend, die andere mit gleicher Grundfarbe, aber weniger deutlichen Punkten, mit deutlicher Seitenlinie und leicht angedeuteter Streifung des Körpers. Ausgezeichnet sind beide durch den Besitz von je zwei gefransten Bartfäden am Unterkiefer; der Oberkiefer-Bartfaden ist ungefranst und länger als der Kopf.

Von Cypriniden erhielt ich einen echten Cyprinus, Pali der Eingeborenen, in zwei Varietäten, einen helleren und dunkeln, und ausserdem eine unserem Ukelei (Alburnus) nahestehende Form, Dagá der Eingeborenen. Im Schlamme am Ufer fand ich eine Amphisbaena, dunkelbraun, fast braunschwarz.

Ausser den oben angeführten Fischen scheint es im See keine weiteren Arten zu geben, wenigstens wusste keiner der Fischer etwas davon; die Anzahl der Arten ist also sehr gering, die Individuenzahl dagegen sehr gross.

An Insekten war der See sehr arm, und ausser einigen kleineren Wasserkäfern, zwei Formen von Nepa, nichts zu entdecken.

An Amphibien scheint grosser Mangel zu sein; ein paar Kröten und einige kleinere Frösche waren alles, was ich erbeutete.

Schlangen wurden mir in fünf Arten gebracht, von denen alle bis auf eine grüne Baumschlange, die auch die Makutidächer der Häuser bewohnt, giftig sein sollen. Ausserdem wurde mir noch von einer roten, im Gebüsch lebenden und von einer das Seeufer bewohnenden Riesenschlange erzählt.

Der See wird belebt durch eine Anzahl Flusspferde; die Angabe aber der Eingeborenen von 100 Stück ist wohl übertrieben: ich selbst sah ungefähr zehn Stück und schätze ihre Anzahl auf 25—30.

Von Vögeln bemerkt man auf und an dem See grosse Züge von Enten, hin und wieder den grossen braunen Fischadler mit weissem Kopf, über den Häusern schwebt der Schmarotzermilan, Milvus parasiticus, die Möwe der Suaheli, in den Mtamafeldern der Feuerweber, Euplectes flamniceps. Auf einsam stehenden Bäumen findet man in Menge die flaschenförmigen Nester von Hyphantornis, im hohen Gras an den Halmen das Elstervögelchen Spermestes cucullata, eine der gemeinsten Erscheinungen, zwischen den Kronen der Dumpalmen kleine

Digitized by Google

Honigsauger, Nectarinia gutturalis, mit in den lebhaftesten Metallfarben prangendem Gefieder, im Gebüsch einige Würgerarten, in niederem Gesträuch den dummdreisten Sporenkuckuck, Centropus senegalensis, einige Arten Spechte, Tauben mit ihrem eintönigen Ruf, truppweise die Paradieswitwe, Vidua paradisea, und andere. Am Strand hausen Scharen von Strandläufern, Actitis, Reihern, Regenpfeifern.

Nach viertägigem Aufenthalt verliess ich Peccetoni und langte am 16. Dezember 1889 am Ipesee an. Derselbe liegt fast genau nördlich von Lamu, etwa eine Tagereise landeinwärts.

Die Umgebung des Ipesees ist schwach hügelig, nach dem See zu sanft abfallend. Er ist etwas kleiner als der Kunguja, hat ungefähr 1½ Stunden im Umfang, ist länglich mit der Hauptrichtung von Nordost nach Südwest, und an seinen Enden geht er durch breites Sumpfland in ein paar kleinere Seen über, die während der Regenzeit eine grosse Fläche bilden. Die Ufer sind mit Gras bestanden und sehr sumpfig, Wasserpflanzen sieht man hier so wenig wie im Ipesee.

Im See waren fünf Nilpferde, darunter ein junges, fast erwachsenes. Die Bewohner von Ipe erzählten mir, wenn das Wasser höher steige, also in 3—4 Monaten, bekämen die Tiere Junge. Da nun diese Aussagen mit denen am Peccetonisee gleichlauten, so scheint festzustehen, dass die Jungen während der grossen Regenzeit, wo die Existenzbedingungen für die Tiere günstiger sind, geworfen werden. Damit stimmt auch die Grösse des jungen Tieres im See überein. Wann die Begattung erfolgt, weiss ich bis jetzt noch nicht, wahrscheinlich geschieht sie jährlich einmal. Es gelang mir leider nicht, ein Exemplar zu erlegen, jedoch beabsichtige ich im nächsten Jahr ein paar Monate der Erlangung von Embryonen zu widmen.

Von Fischen erhielt ich nichts Neues. Ich fing einen Wels und fand die auch im Peccetonisee häufigen Cypriniden.

Von Schnecken fanden sich wieder Ampullaria und Lanistes, aber kein Exemplar der im Kunguja so massenhaft vorkommenden Anodonten. Die Eingeborenen kannten sie gar nicht. Sie scheinen demnach gänzlich zu fehlen, und es ist mir auch auf meinen späteren Reisen im Wituland nie gelungen, an einer anderen Stelle ein Exemplar dieser Muschel aufzufinden.

Die Ufer des Sees sind belebt durch grosse Scharen von Vögeln, darunter ein reizend braun und schieferblau gefärbter Regenpfeifer, den zu erlegen mir jedoch nicht gelang.

Von Ipe aus kehrte ich nach einer längeren Tour über die Insel Patto Ende Dezember nach Lamu zurück.

Dicht bei Witu, der Hauptstadt des Witulandes, befindet sich ein grosser Salzsee, der für mich noch dadurch an Interesse gewann, dass trotz des darin hohen Salzgehaltes zu jeder Jahreszeit Fische leben sollten. Ich beschloss deshalb den See einer genauen Untersuchung zu unterwerfen.

Es führen von Lamu aus zwei Wege nach Witu: zu Schiff den Meeresarm zwischen Lamu und dem Festland entlang, dann einen Creek hinauf bis Mkonombi, ungefähr 3½ Stunden, und von dort zu Land über Fungasombo in etwa 7 Stunden nach Witu, oder zu Schiff über das Meer bis Kipini an der Mündung des Osi, dann den Fluss hinauf bis zur Fähre zwischen der Insel Kau und dem Festland, und von dort in zwei Stunden nach Witu zu Fuss. Ich wählte den letzteren Weg. Am 7. Januar langte ich nach einer Fahrt von ungefähr acht Stunden in Kipini an und fuhr sogleich den Osi hinauf, da gerade einlaufendes Wasser war. Der Osi ist in der Nähe der Mündung sehr breit, etwa 1000 Fuss, aber wohl weniger ein Fluss, als ein sich weit in das Land hineinerstreckender Creek. Die Ufer sind dicht bewaldet und mit Affen und Vögeln zahlreich belebt; besonders fällt darunter ein schwarz und gelb gefärbter Webervogel (Ploceus) auf, der seine Nester mit Vorliebe an den aus dem Wasser aufragenden abgestorbenen Bäumen aufhängt. Die Fahrt bis zur Fähre dauerte gegen sechs Stunden, und es wurde in der Nähe derselben übernachtet. Der Einfluss der Flut zeigt sich bis weit über Kau hinaus stromaufwärts. Im Fluss leben zahlreiche Flusspferde und Krokodile. In Kau werden Ende Januar Krokodileier in Menge zum Verkauf angeboten, und ich werde mich zu jener Zeit dorthin begeben: vielleicht gelingt es mir, für die Embryonal-Entwickelung der Krokodile wichtiges Material zu erlangen. In Witu kam ich am 8. Januar vormittags an.

Der Salzsee liegt etwa 20 Minuten nordwestlich von der Stadt, erstreckt sich von Ost nach West und ist bedeutend länger als breit und sehr flach; denn er ist jetzt sehr eingetrocknet, hat aber immerhin noch einen Umfang von etwa zwei Stunden. Fast überall kann man ihn durchwaten, das Wasser reicht dabei bis zum Bauch. Der See liegt in einer flach abfallenden Niederung, die zur Regenzeit vollständig mit Wasser angefüllt ist. Die Ufer des Sees sind überzogen von einer verfilzten übelriechenden Decke, und darunter befindet sich schwarzer zäher Schlamm. Das Wasser ist seinem Geschmack nach eine sehr starke Salzlösung, und den Boden bedeckt eine dicke salzige Kruste. Von lebenden Wesen fand ich im Wasser nichts vor, weder Fische noch niedere Tiere. Der Boden war stark durchsetzt mit Schalen von Ampullaria, Lanistes und der kleinen turmförmigen Deckelschnecke, alle ohne Tiere. Auch von Krustaceen war ausser ein paar zertrümmerten Brustpanzern einer Krabbe nichts zu finden; die mikroskopische Untersuchung verlief gleichfalls resultatlos.

Während der Regenzeit füllt sich nun das ganze Becken des Sees, derselbe versüsst sich naturgemäss bedeutend und tritt schliesslich durch einen kleinen

Digitized by Google

Wasserlauf mit dem Osi in Verbindung. Zu dieser Zeit gelangen jedenfalls auch viele Fische aus dem Osi in den See, der vielleicht dann nur noch schwach brackiges Wasser enthält, jedenfalls aber den Tieren die zum Leben nötigen Bedingungen gewährt. Zu jener Zeit enthält der See wirklich Fische, was nicht nur durch die Erzählungen der Eingeborenen, sondern auch durch die im See angelegten grossen Fischreusen bewiesen wird. Auch fand ich am Ufer des Sees die Kopfskelette von grossen Welsen. Dann werden wohl auch die Schnecken ihr Leben beginnen und sich entwickeln, ob indes aus einer Art Wintereier, das muss erst später die Untersuchung der mitgebrachten Schlammproben erweisen. Dann wird sich auch herausstellen, ob eine reiche Fauna niederer Tiere im See existiert. Mit der allmählichen Verdunstung des Wassers nach der Regenzeit sterben dann die Tiere mit dem zunehmenden Salzgehalt ab, bis zuletzt kurz vor der Regenzeit jedes tierische Leben darin erloschen ist.

Die Eingeborenen versichern zwar, in anderen Jahren gebe es stets Fische im See und es seien infolge der geringen Regenmenge erst in diesem Jahr keine aus dem Osi hineingelangt, und ausserdem sei der See mehr als sonst ausgetrocknet. Jedoch konnte ich darüber nichts Bestimmtes ermitteln.

Die Angabe der Europäer und anderer Besucher von Witu, sie hätten zu jeder Jahreszeit Fische aus dem See zum Essen erhalten, ist nun, wie ich mich selbst überzeugte, so zu erklären, dass die Fische dann eben nicht aus dem See, sondern aus zwei grösseren, im Osten und Westen des Sees gelegenen Wassertümpeln stammen.

Von den an anderen Seen so häufigen Scharen von Vögeln bemerkt man hier nichts. Hin und wieder zeigen sich ein einsamer weisser Reiher und ein paar Strandläufer, die sich dorthin verirrt haben: dies findet ja seine Erklärung in dem Mangel an lebenden Wesen im See.

Es fragt sich nun, wie die Entstehung dieses Salzsees mitten im Lande zu erklären ist. Ueberall in der Umgebung von Witu tritt Korallenkalk zu Tage, ein Zeichen dafür, dass das ganze Gebiet das Resultat einer Hebung und früher vom Meer bedeckt gewesen ist; die Hebung muss ziemlich bedeutend gewesen sein, immerhin gegen 20—30 m. Durch die Hebung ist nun dieser Teil des früheren Beckens isoliert worden, ohne Gelegenheit zum Abfliessen zu erhalten. Durch Verdampfung wurde dann der Gehalt an Salz in der Weise konzentriert, wie er sich jetzt darbietet; ein völliges Verdunsten konnte infolge des jährlichen Zuwachses an Wasser durch den bedeutenden Regenfall nicht eintreten. Dass der Salzgehalt das Resultat der Auslaugung eines alten Salzlagers sei, glaube ich nicht, da bis jetzt von einem solchen in der Umgebung von Witu nichts bekannt ist.

Die sonstigen faunistischen Ergebnisse im Wituland sind sehr gering. Tropische Formen findet man fast gar nicht. Lepidopteren sind weder an Arten noch an Individuenzahl reichhaltig, ebensowenig Coleopteren und andere Insekten. Dipteren sind noch am bemerkenswertesten. Unsere Musca ist überall, auch im Innern massenhaft vorhanden, ebenso einige Arten von Culex, dagegen fehlt Pulex vollständig. Hin und wieder findet man an den Bäumen hohle Stämme zur Aufnahme von Bienenkolonien aufgehängt. Soweit ich bis jetzt erkennen konnte, handelt es sich stets um eine unserer Apis mellifica nahestehende oder identische Form. Unsern Hummeln ähnliche Formen kommen häufig vor, sind aber grösser (Xylocopa), und zeichnen sich, soweit ich fand, dadurch aus, dass sie nie ohne Schmarotzer am Mittelleib sind, und zwar immer mit Braula sp., das eine Mal sogar mit drei Stück. Die von mir erbeuteten Gryllotalpa gehörten sämtlich einer kleinen Art an und waren immer stylopisiert. Auffällig ist sonst noch Ateuches sacer L. durch seine Kotpillen. Sie werden im Darm der hier gemeinen Periplancta sp. Gregarina gefunden, die mit der bei uns häufigen grosse Aehnlichkeit hat; der Kern sitzt nicht im vorderen, sondern ausnahmslos im hinteren Drittel des Körpers.

Die Fauna des süssen Wassers der Insel Lamu ist bei dem Mangel jeder grösseren Wasseransammlung naturgemäss sehr arm. Die einzige Ausbeute gewährten einige Wasserlöcher in den Dünen von Schellah, am Eingang zum Hafen. Ausser einigen Larven von Ephemeriden und Culex sind nur noch einige Taumelkäfer bemerkenswert, dagegen fand ich in jedem Wasserloch einige Frösche und zwar Rana oxyrhynchus, während die auf der Insel Sansibar so häufige Dactylethra hier gänzlich fehlte. Auch auf dem Festlande war es mir bis jetzt unmöglich, deren Vorkommen zu konstatieren.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle auf den fast vollständigen Mangel an Schmarotzern bei Amphibien hinzuweisen. Bei den hier untersuchten Batrachiern fand ich ausser Opalina n. sp. und einigen Nematoden nichts von Bedeutung, dagegen in einem Exemplar von Rana oxyrhynchus aus einem kleinen Teich in Kokotoni auf der Nordspitze der Insel Sansibar zwei Exemplare von Polystomum in der Harnblase, die sich nur wenig von dem in Deutschland so häufigen Polystomum integerrimum unterschieden. Er ist schlanker, und die Saugnäpfe sind sehr weit vorsteckbar, so dass es aussieht, als ob sie auf Stielen sitzen. Es war mir dies um so interessanter, als bis jetzt meines Wissens Polystomum nur in Europa gefunden worden, und das Vorkommen einer derartig ausgeprägten Form ohne Verbindungsglieder auf zwei so weit getrennten Gebieten höchst wunderbar wäre. Leider blieb mein Suchen danach hier im Wituland bis jetzt vergeblich.

Gemein in den Flüssen des Witulandes ist das Krokodil (Crocodilus communis). Während meines

Digitized by Google

Aufenthaltes in Kau am Osi gelang es mir, ein vollständiges Gelege von Eiern in meinen Besitz zu bringen; das Nähere darüber habe ich im »Zoologischen Anzeiger« veröffentlicht. Schildkröten habe ich hier nie bemerkt, und es ist mir deren Vorkommen auch sehr zweifelhaft.

Interessant war mir zu beobachten, dass das sogenannte Meeresleuchten flussaufwärts fast bis Kau, eine Tagereise oberhalb der Mündung, wo das Wasser bei auslaufendem Strom schon stark brackig ist, sichtbar war. Eine nähere Untersuchung war bei dem Mangel eines Oberflächennetzes leider unmöglich. Soviel ich erkennen konnte, waren es jedoch nur kleinere Formen. Die Ufer des Flusses bis hinauf nach Kau sind bedeckt mit den Löchern einer Krabbe, Telphura, und einer anderen noch nicht bestimmten Art.

Wie ein Blick auf die ausführlichere Karte des Hinterlandes von Lamu zeigt, ist dasselbe von Meeresarmen, sogenannten Creeks, die tief in das Land eindringen, durchschnitten. Die Ausbeute, die dieselben boten, war sehr spärlich: ein paar neue Schnecken, sonst nichts Neues. Die Ränder der Creeks sind mit Mangrovewald bedeckt, an den Wurzeln findet man dicht aufeinander gehäuft Ostrea und Balanus. Der Hafen von Lamu selbst ist auch sehr arm. Ein Arbeiten im Meer mit dem Schleppnetz dürfte voraussichtlich erfolgreicher sein, ist aber jetzt beim Nordost-Monsun der stark bewegten See wegen nicht ausführbar.

Lamu, 25. Januar 1890.

Eine Römerburg in der Nordpfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Mit einem Grundriss, gezeichnet vom Königlichen Forstamtsassessor Eschenlohr.

Die Nordvogesen bergen noch manche vergessene Stätte der Geschichte, noch manche »Heidenburg« aus römischer, noch manches »Schloss« aus frühmittelalterlicher Epoche. Erst die neueste Zeit hat mittels zielbewusster Ausgrabungen begonnen, Licht auf diese epheuumrankten Stellen aus vergangenen Kulturperioden zu werfen. Eine der interessantesten Oertlichkeiten dieser Art ist ohne Zweifel eine bisher nur vom münzenbegierigen Landmann besuchte »Heidenburg«, welche sich auf dem Wege zwischen Kaiserslautern und Meisenheim am rechten Ufer der Lauter erhebt, eines Nebenflusses der Glan, die zur Nahe geht. Zwischen das Bauernörtchen Kreimbach und die Schmeissbacher Mühle schiebt sich von NO. nach SW. in der Richtung auf Kaulbach ein Melaphyrberg, dessen höchste Erhebung im Nordosten liegt und etwa 400 m Meereserhebung bei ca. 200 m relativer Höhe über dem Lauterspiegel besitzen mag.

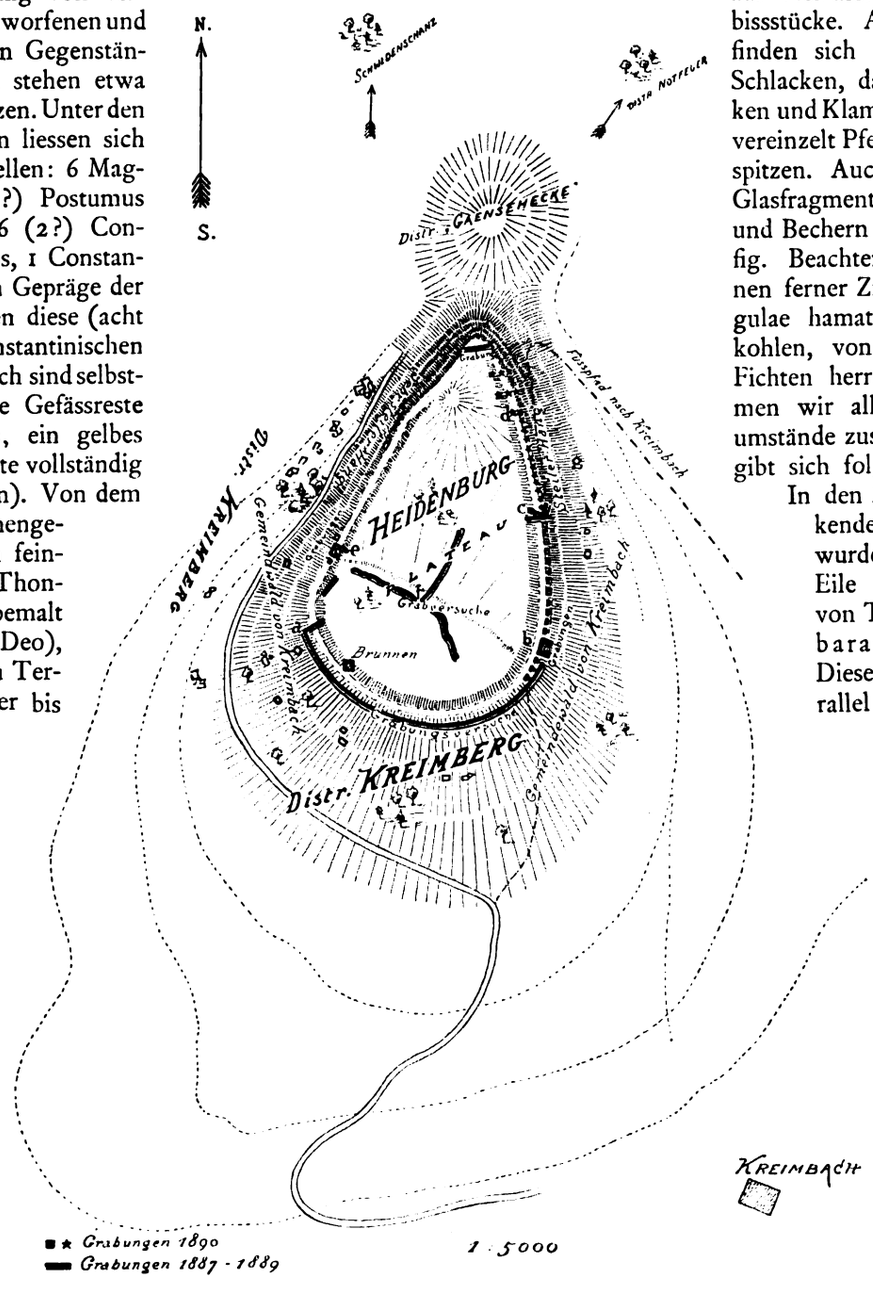
Schon vor 125 Jahren wurden hier nach den Acta academiae Theodoro-Palatinae (I. 33) Funde gemacht, worunter eine Bronzelanze, eine Münze von Kaiser Magnentius (350—353 n. Ch.). Zwei römische Denksteine, welche aus dieser Gegend damals ins Antiquarium nach Mannheim gelangten, darunter ein von einer gewissen Antonia Selma gewidmeter Grabstein, scheinen ebenfalls aus dieser »Heidenburg« zu stammen (vgl. darüber Corpus inscriptionum Rhenanarum N. 1769). Aber erst in den letzten Jahren — 1887, 1889, 1890 — fanden auf Veranlassung und unter Leitung des Verfassers auf dieser einsamen Bergkuppe regelrechte Ausgrabungen statt, über deren Resultat hier in Kürze berichtet werden soll.

Im Jahre 1887 wurde die Westseite des eiförmigen Plateaus, das eine grösste Länge von 300 m (N—S) bei einer grössten Breite von 200 m (W—O) und einen Flächeninhalt von ca. 2½ ha hat, untersucht und bei c die Reste eines aus mächtigen Sandsteinblöcken bestehenden Eingangsthores blossgelegt. Die weitere Untersuchung ergab, dass sich auf der ganzen Südseite ein aus losen Steinen bestehender Wallzug von 16 m im Querdurchschnitt bei 2—2½ m Höhe erstreckt. In diesen, nach den an ihr vorgefundenen La Tène-Scherben und gallischen Münzen, vorrömischen Mauerzug hatten die Spätrömer eine Mörtelmauer bis 40—70 m Tiefe, von der jetzigen Krone gerechnet, eingelegt. Diese Mauer hatte eine regelmässige Stärke von 1,70 m, war wohl 4 m hoch und mit starken, vorspringenden Gesimssteinen gekrönt, von denen noch mehrere erhalten sind. Dass diese Maueranlage römischen Ursprungs ist, dafür sprechen unzählige Scherben von blasser terra sigillata, zahlreiche römische Bronzemünzen (von 10: 1 Gordianus, 2 Magnentius, 3 Constantius II., 1 Constantinus, 1 Constans), ferner spätrömische Fibeln von Kreisgestalt und der Form einer Armbrust, ausserdem zahlreiche Reste anderer Utensilien von spätrömischer Arbeit, wie Eisennägel, Eisenhaken, Schlüssel, Riegel, Beschläge, Eisenlanzen, Pfeilspitzen, ferner Fragmente von Mahlsteinen, Leistenziegeln, Bleistücke, Spinnwirtel u. s. w. Es wurde durch genaue Messungen festgestellt, dass die Mauer der Südseite (von a bis b etwa 110 m) keinen Halbkreis, sondern ein Polygon, ein Fünfeck, bildete, dessen Seiten eine Länge von 13, 12, 33, 16, 30 m haben.

Südlich von b bis nördlich nach c, wo sich das Ostthor befindet, ändert sich der Charakter des Mauerzuges. Hinter dem verfallenen Steinwall, und vom inneren Rande desselben 2,70 m entfernt, fanden sich im Humus ½—1 m tief viereckige, mit Löchern versehene Satzsteine. Dieselben sind 42—50 cm lang, ca. 30 cm breit, 20 cm hoch. Sie stehen in einer regelmässigen Entfernung von 3 m voneinander und bilden so, da sich 20 derselben konstatieren liessen, eine von S. nach N. laufende gerade Linie von 60 m. Bei Untersuchung des am Rande befindlichen Walles gelang es, die regelmässige, noch 60—80 cm hohe Mörtelmauer blosszulegen. Sie hat am Sockel eine Breite von 1,50 bis 1,70 m und besteht aus Melaphyrbrocken,

Digitized by Google

welche zum Teil schief auf die schmale Kante nebeneinander gestellt sind. Diese Art zu mauern — opus spicatum — ist charakteristisch für die spätrömische Zeit. Innerhalb dieses Raumes von etwa 60 m Länge und 2,70 m Breite stiess man auf eine ganze Sammlung von verlorenen, weggeworfenen und halbverbrannten Gegenständen. — Voran stehen etwa 60 Bronzemünzen. Unter den 30 erkennbaren liessen sich folgende feststellen: 6 Magnentius, 5 (1?) Postumus (259—268), 6 (2?) Constans, 1 Licinius, 1 Constantius; nach dem Gepräge der übrigen gehören diese (acht Stück) der constantinischen Zeit an. Zahlreich sind selbstverständlich die Gefässreste (nur 1 Gefäss, ein gelbes Krüglein, konnte vollständig erhalten werden). Von dem gröbsten Küchengeschirr bis zum feinsten bemalten Thonbecher (einer bemalt mit ? EO = Deo), vom hochroten Terrasigillata-Teller bis zur groben Waschschüssel herab sind alle Arten und Formen vertreten. Die für die constantinische Zeit charakteristische Verzierung — durcheinanderlaufende Querstriche, Parallelstriche, eingedrückte kleine Quadrate und Rauten — findet man zahlreich an Stelle der früheren plastischen Ornamente auf den roten Tellern und Schüsseln. Diese Verzierungsformen leiten schon hinüber zur fränkischen Ornamentik und gehören sicherlich dem Ende des vierten Jahrhunderts nach Christus an, derselben Zeit, in welcher sich Magnentius und Constantius am Rhein und an der Donau um die Hegemonie in blutigem Kampfe stritten [1]).



An runden Fibeln, Armbrustfibeln, Armreifen aus Bronze ist gleichfalls kein Mangel. Eine Phalere aus Bronze, geziert mit acht massiven Knöpfen, enthielt ein Knochenstückchen, wahrscheinlich ein Amulett. Kuhschellen aus Bronze und Eisen deuten auf Vierfüssler, ebenso Gebissstücke. An Eisensachen finden sich hier besonders Schlacken, dann Nägel, Haken und Klammern in Masse, vereinzelt Pfeil- und Messerspitzen. Auch Bleiklumpen, Glasfragmente von Fenstern und Bechern sind hier häufig. Beachtenswert erscheinen ferner Ziegelstücke (tegulae hamatae) und Holzkohlen, von Tannen oder Fichten herrührend. Nehmen wir alle diese Fundumstände zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

In den Zeiten des sinkenden Römerreichs wurden hier in aller Eile zur Aufnahme von Truppen Holzbaracken errichtet. Dieselben wurden parallel der bestehenden Umfassungsmauer so angelegt, dass von der inneren Kante der letzteren bis zu den Barackenständern ein Zwischenraum von 2,70 m = 9 Fuss sich befand. Gedeckt waren diese Baracken mit Leistenziegeln. Angebracht waren sie gerade hier, weil vom Ostthor aus, zu dem der leichteste Zugang vom Thale aus führte, der schwerste Angriff zu gewärtigen war. In diesem Barackenlager, von dem sich Reste auch innerhalb des Plateaus (bei f) vorfanden, konnte man eine Besatzung von mehreren Hundert Mann wohl unterbringen. Das Barackenlager endet am Ostthor bei c. Die Schwelle desselben bestand aus drei Sandsteinquadern mit einer Gesamtbreite von 2 m, von denen der dritte südöstlich zur Zeit herausgerissen ist. Die Länge der Thorschwelle

[1]) Vgl. Schiller, »Geschichte der römischen Kaiserzeit«, I. Band, 2. Abt., S. 825, Note 1.

Digitized by Google

beträgt zur Zeit 77 cm. Daneben und darauf stiess man auf zahlreiche tegulae hamatae, welche zur Eindeckung des Thores dienten, während Hohlziegel den Dachfirst schützten. Zwei Meter hinter dem Thore stiess man in 60 cm Tiefe auf einen fragmentierten Inschriftstein. Von der 55 cm breiten, 28 cm dicken Sandsteinplatte sind nur noch 20 cm Höhe erhalten. In regelmässigen, 7 cm hohen Buchstaben steht auf der gerundeten Platte:

AENIO
NT

zur Rechten sind Blumenornamente eingehauen. Ferner fand sich hier ein Stück einer Säulentrommel von 22 cm Höhe und 20 cm Durchmesser, verziert mit fortlaufenden Rauten.

Vom Ostthor an ändert sich der Charakter der Befestigung abermals. Man traf eine Mauer von 1,30 m auf eine Länge von 31 m an, welche aus grossen behauenen Sandsteinblöcken besteht. Einige dieser Blöcke zeigen ihren ursprünglichen Charakter noch deutlich; es sind Fragmente wie oben am Thor, von zertrümmerten Grabdenkmälern und Grabbauten. Ein Block von 75 cm Länge, 55 cm Breite, 25 cm Höhe trägt als Verzierung ein Band aus Lotosblumen und Lotosblättern. Letztere bilden bekanntlich ein Symbol der Unsterblichkeit und finden sich zahlreich auf römischen Grabdenkmälern. Ein zweiter Block von 50 cm im Kubus trägt auf der einen Seite in Basrelief den Unterteil einer nackten, emporschwebenden Gestalt, etwa eine Tänzerin, auf der anderen die Abbildung eines römischen Erntewagens mit zwei achtspeichigen Rädern und einer Seitenleiter mit 20 Speichen. Auch das obige Inschriftfragment gehört zu einem Grabbau. — Wie auf der nahen »Heidenburg« zu Oberstaufenbach, wie auf der bekannten »Heidelsburg« bei Waldfischbach, wie bei den Befestigungen spätrömischer Art von Neumagen und Jünkerath an der Mosel, von Bitburg nördlich von Trier, vom »Schlossgebirge« bei Limbach in der Saargegend[1]) haben auch hier die von Not gedrängten Romanen in den kriegerischen Zeiten des 4. Jahrhunderts die Grabdenkmäler ihrer Vorfahren nicht geschont, sondern dieselben zusammengestürzt, um mit ihren Quadern auf sicherer Höhe sich eine Befestigung zu türmen, deren Charakter Ammianus Marcellinus bei Beschreibung der Befestigung auf dem mons Pirus oberhalb Heidelberg offenbar mit »raptim« ausdrücken will. Bei d hört diese aus gewaltigen Blöcken bestehende Mauer völlig auf, wie verschiedene Querschnitte beweisen. Wahrscheinlich deckten die Verteidiger hier bis zur Nordspitze den steilen Hang durch eingerammte Palissaden. Eine Durchgrabung der Nordspitze ergab neben spätrömischen Gefässscherben einzelne Ziegelstücke.

Auch an der Westseite, welche einen sehr steilen (35—45°) und rauhen, von Melaphyrblöcken gebildeten Hang aufweist, konnten die bisherigen Grabungen eine regelmässige Mörtelmauer nicht an den Tag bringen. Auch von Barackensatzsteinen ward bisher hier keine Spur entdeckt. Danach ist eine Mörtelmauer nur auf der polygonalen Südseite und auf der Ostseite, nördlich und südlich des Haupttthores festgestellt; nördlich und südlich des Westthores scheint eine solche zu fehlen.

In archäologischer Beziehung ist bemerkenswert das massenhafte Vorfinden römischer Münzen in zwei Durchschnitten an der Westfront der Befestigung. Es fanden sich hier an 90 Stück, darunter mehrere Tetricus († 274 v. Chr.), viele Magnentius, Constantinus I. und II., Constantius, Constans u. s. w., von älteren Kaisermünzen zwei Commodus († 192 n. Chr.) Grosserz: alles aus Bronze. An der Westseite ergaben sich zahlreiche Funde an glatten Bronzenadeln mit runden Köpfen, Bronzemesserchen, Bronzefibeln vom Nauheimer Typus, Armreifen aus cylindrischem Bronzedraht, Beschlägen aus Bronze und Eisen, einzelnen Mosaikperlen, glatten Fingerringen aus Bronze und Eisen, mehreren Lanzen- und Pfeilspitzen, Thonwirteln, Schleifsteinen, zahlreichen Geschirrresten der La Tène-Zeit und der römischen Spätzeit. Unter den Schmucksachen ist ein silberner Siegelring bemerkenswert. Er trägt die Inschrift: IOVANTVCAR = Iovantucar, offenbar ein gallischer Eigenname. Unter den Lapidarfunden am Westthor sind 3 Steine hervorzuheben, 1. ein mächtiger, 74 cm langer, 5 cm breiter und 34 cm hoher Gewölbstein aus weissem Sandstein, 2. ein 40 cm hoher Rumpf einer Figur, bedeckt von einem faltigen Obergewande (?), 3. eine 50—57 cm lange, 15—33 cm breite und 15 cm starke Platte. Auf diesem Fragment sind unterhalb einer in Relief gearbeiteten Längsborde zwei Doppelkreise eingehauen. Am oberen Rande sind die Schenkel und Hufe eines starken Tieres, wahrscheinlich eines Stieres, sichtbar. Nr. 2 und 3 sind aus rotem Sandstein.

Die Resultate im ganzen zeigen bisher, dass dieser Platz schon von der Bronzezeit an bewohnt war. In der späteren La Tène-Zeit war die Burg schon von einem mörtellosen Steinwall umgürtet, hinter dem die gallischen Bewohner des mittleren Lauterthales Schutz bei feindlichen Einfällen suchten und fanden.

In den drei Jahrhunderten einer geordneten römischen Centralregierung war wohl dann die »Heidenburg« öde und verlassen; die Mauern fielen zusammen. Aber als seit Mitte des 3. Jahrhunderts, nach Besetzung des linken Rheinufers durch die Alamannen, die Verteidigung des rechten Rheinufers in den Vordergrund trat, wurde wohl an der von Bingen über Kreuznach, Wolfstein, Landstuhl, Pirmasens, Weissenburg direkt nach dem wichtigen Waffenplatze Argentoratum = Strassburg[1]) führen-

[1]) Vgl. Schiller a. a. O., II. Band, S. 255—257.

[1]) Vgl. Bonner Jahrbücher, Heft 77; »Ausgrabungen d. historischen Vereins zu Speier« 1884/85 und 1885/86, S. 28—46; Korrespondenzblatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1890, Nr. 5, S. 46; Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1890, Nr. 1, S. 26—30.

Digitized by Google

den Strasse die Anlage von Strassenkastellen nötig, welche den Legionär und den Kaufmann gegen räuberische Ueberfälle, besonders an den Flussübergängen, zu schirmen hatten.

In dieser Zeit wurden die alten »Heidenburgen« von Kreimbach, Oberstaufenbach, Heidelsburg, die alle drei an Flussübergängen liegen, neu befestigt, indem man den alten gallischen Wallzug benutzte und nur an wichtigeren Defensivstellen neue Mörtelmauern in den Wallring einzog. Dafür spricht hier der architektonische Befund, dafür die zahlreichen Münzen des Postumus und Gallienus, der Gegner im Westen des Reiches zur Zeit der sogenannten »dreissig Tyrannen« [1]). In diesen Kämpfen mögen manche dieser Strassenkastelle durch Brand zu Grund gegangen sein; manche mögen die eingefallenen Germanen verwüstet haben [2]).

Zur Zeit des Constantius hat man dann von neuem die schadhaften Stellen mit Hilfe der unten stehenden römischen Grabbauten »raptim« und »opere tumultuario« wieder hergestellt. Damals baute man die Barackenlager südlich und die Blockmauer nördlich des Ostthores, während der Brunnen bis zur Quellenschicht schon unter Postumus abgeteuft war. Ohne Wasser war ja kein ständiges Kastell möglich. — In den Kämpfen zwischen Magnentius und Constantius (351—353) war nach den zahlreichen Münzen des ersteren dieses zur Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen Bingen-Mainz und Weissenburg-Strassburg nicht unwichtige Kastell von den Truppen des Magnentius besetzt. Nach Zosimos (III, 1) waren während dieses Thronstreites gegen Constantius herbeigerufene Franken und Alamannen im Wettbewerb über den Rhein gezogen, hatten 40 Städte am Rhein zerstört, die Einwohner und ihre Schätze mit fortgeschleppt. Natürlich bemächtigten die Germanen sich hierbei auch der wichtigsten festen Punkte zwischen den Rheinstädten. Damals, also 353/354, oder aber im Unheiljahr 406/407, in dem die Germanen, Vandalen und Alanen, Sueven und Burgunder über den Rhein gingen und die Römerherrschaft auch am rechten Ufer dieses Stromes beendeten, geschah die definitive Zerstörung der »Heidenburg« — des ἀνάστατον ποιεῖν des Geschichtschreibers Zosimos.

Zum Schluss dieser Bemerkungen sind noch einige Worte über den Stil der Artefakten, deren Zahl in die Hunderte geht, zu sagen. Ueber die Ornamentik der Gefässe haben wir uns schon oben geäussert. Von plastischem Schmuck findet sich an ihnen nur eines: ein Löwenkopf an einer Schüssel. Ein gleiches Gefäss mit gleichem Schmucke kommt bei Sambach, oberhalb Kreimbach, an der Lauter, vor. — Die Eisensachen, Waffen und Geräte entbehren jedes überflüssigen Schmuckes und sind alle so einfach als möglich hergestellt. Man sieht ihnen die »dira necessitas« an, welche ihr Entstehen diktiert hat. — Kunstreicher erscheinen natürlich die Schmucksachen aus Bronze und Silber. Die verschiedenen Armreife mit verdickten Enden aus gewundenem Draht, glatt, aus einzelnen ovalen Gliedern bestehend, plattig u. s. w., nähern sich zum Teil ebenso wie die Gefässe den Erzeugnissen der merovingischen Zeit. Den Uebergang zwischen spätrömischer und frühfränkischer Stilisierung bilden viele Geräte, und hierin liegt teilweise die archäologische Bedeutung der Fundstücke. Die Fingerringe sind meist glatt, nur der Silberring mit Jovantucar trägt eine verdickte Platte. — Die Glasbecher haben parallele Riefen, auch plastische Spitzenverzierung und zeugen von hoher technischer Vollendung. — Die Architekturreste, soweit sie von Grabbauten herrühren, sind von handwerksmässiger Art. Die Ornamente und Figuren sind nicht ungeschickt, aber flüchtig eingehauen und von geringerem Kunstwert, als die Bildwerke von der Heidelsburg bei Waldfischbach (vgl. Bonner Jahrbücher, Heft 77).

So legen diese Funde in archäologischer wie in historischer Beziehung beredtes Zeugnis ab von der letzten Zeit der Römerherrschaft am Rhein, in der nicht mehr die Kunst, sondern nur noch das Handwerk und der Handel blühten. Die Erinnerungen dieses Handwerkes waren aber noch so mächtig, dass sie zum Teil die Grundlage einer neuen Kultur, der fränkischen, gebildet haben, die in ihrem Wesen nichts anderes bedeutet, als eine barbarische Fortsetzung der spätrömischen Kulturepoche. Gerade für solche Uebergangsstadien liefert diese Heidenburg massenhaften und dankbaren Stoff. — Sämtliche Funde gelangten in das Kreismuseum zu Speier, welches auch die Kosten der dreijährigen Grabungen trug.

[1]) Vgl. Schiller a. a. O., I. Band, 2. Abt., besonders S. 814 bis 816, 827—833.

[2]) Vgl. Schiller a. a. O., S. 832.

Ethnologie und Geschichte.

Von Th. Achelis.

Das tiefeingewurzelte Misstrauen, ja man könnte fast sagen, die grundsätzliche Abneigung, mit der besonders von historischer Seite der vergleichenden Völkerkunde begegnet wird, hat wohl wesentlich seinen Grund in der Verkennung sowohl der eigenartigen Methode als der erstrebten Ziele, welche diese angefochtene Wissenschaft verfolgt. Dazu kommt, dass sie sich erst ihren Platz neben älteren, schon durch die Würde von Jahrzehnten oder Jahrhunderten geheiligten Disziplinen zu erkämpfen hat und ihr dadurch die Anerkennung ungemein erschwert wird; endlich dass der Naturwissenschaft, welcher in psychologischer Hinsicht die Völkerkunde viel zu verdanken hat, in weiten Kreisen immer noch nicht gerade besonderes Wohlwollen entgegengebracht wird, wie wir beiläufig auch wohl noch bemerken dürfen. Vielleicht verlohnt es sich deshalb, die gegenseitigen Beziehungen und die durchgreifenden Verschieden-

Digitized by Google

heiten beider Wissenschaften einer kurzen Erörterung zu unterziehen.

Schon Tylor wusste von jenem Skepticismus der exakten Geschichtsforscher zu berichten und schildert seine Situation so anschaulich, dass wir es uns nicht versagen können, seine eigenen Worte hier anzuführen: »Vor einigen Jahren legte mir einmal ein bedeutender Historiker eine Frage vor, welche diesen Punkt berührt, er sagte: ‚Wie kann man eine Angabe über Sitten, Mythen, Glauben etc. eines wilden Volkes als Beweismittel betrachten, wo sie auf dem Zeugnis irgend eines Reisenden oder Missionars beruht, welcher möglicherweise ein oberflächlicher Beobachter, der Sprache des Landes mehr oder minder unkundig ist oder leichtsinnig ungesichtete Erzählungen nachspricht, von Vorurteilen beeinflusst ist oder vielleicht gar absichtlich betrügt?‘ Diese Frage sollte in der That jeder Ethnograph beständig klar vor Augen haben. Natürlich ist er verpflichtet, seinem besten Urteil über die Glaubwürdigkeit aller Autoren, welche er anführt, zu folgen und sich womöglich mehrere Berichte zu beschaffen, welche jeden Punkt an jeder Oertlichkeit bezeugen. Aber über diesen Vorsichtsmaassregeln steht der Beweis, dass sich die Erscheinungen wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohammedaner in der Tartarei und ein moderner Engländer in Dahome oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien und ein Wesleyaner auf den Fidschiinseln in der Beschreibung irgend einer Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betruge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, dass sie auf Irrtum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, dass er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Entscheidung über eine solche absichtliche oder unabsichtliche Mystifikation wird oft ganz einfach dadurch gewonnen, dass eine ähnliche Behauptung in zwei getrennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, von denen A. ein Jahrhundert vor B. lebte und B. aller Wahrscheinlichkeit nach nichts von A. gehört hat. Wie weit die Länder auseinander liegen, aus wie verschiedenen Zeiten die Berichte stammen, wie verschieden der Glaube und die Charaktere der Beobachter im Katalog der Civilisationserscheinungen sind, bedarf für jeden, der nur einen Blick auf die Noten in diesem Werk wirft, keines weiteren Nachweises und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, dass mehrere Leute sie an mehreren Orten falsch gemacht haben sollten. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt anzunehmen, dass die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und dass ihr genaues und regelmässiges Zusammentreffen daher rührt, dass man ähnliche Thatsachen aus verschiedenen Kulturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Thatsachen in der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt. Erfahrung lässt den Forscher bald erwarten und finden, dass die Kulturerscheinungen als Ergebnis weit verbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt immer und immer wieder vorkommen. Ja er misstraut sogar vereinzelt dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen weiss, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der anderen Seite der Erde oder vom anderen Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der That dieses Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Behauptung festzustellen, dass der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid.« (Anfänge der Kultur I, 9.)

Durch diese Ausführungen werden wir zu einer kritischen Erörterung der Grundlagen geführt, auf welche die Ethnologie sich stützt, wie andrerseits der Voraussetzungen und des eigentümlichen Charakters, der für die Geschichtswissenschaft maassgebend ist. Wenden wir den einzig zutreffenden socialen Gesichtspunkt an, so würden wir mit Gumplovicz die Sociologie als die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft und von den socialen Gesetzen bezeichnen können, während es die Ethnographie mit der Beschreibung, Charakterisierung und Vergleichung der verschiedenen existierenden Völker und Menschenstämme zu thun hätte (vgl. Grundriss der Sociologie, Wien 1885, S. 79). Und zwar will dieser Forscher als Substrat der socialen Gesetze nicht etwa nach dem Vorgange Comtes die Menschheit annehmen, sondern eine Mehrheit heterogener ethnischer Elemente, an denen sich der Prozess der Vergesellschaftung vollzieht. »Wenn wir von jeder Einheitlichkeit und jedem Anfangspunkt der Entwickelung absehen, so bleibt uns als konkreter Rest ein zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten immer nach demselben Gesetze verlaufender Entwickelungsprozess. Was wir oben schilderten, jene Uebergänge von der für uns primitiven Horde mit Weibergemeinschaft und Mutterfamilie zu Frauenraub und Raubehe und weiter zu einfachen Herrschaftsorganisationen, zu Eigentum, Staat und Gesellschaft: das haben wir uns als einen Prozess vorzustellen, der nicht etwa der Menschheit als einer einheitlichen oder auch vielheitlichen, doch von einem bestimmten Zeitpunkt an sich entwickelnden Gesamtheit zukommt, sondern als einen Prozess, der sich immer und überall erneuernd vollzieht, wo und wann die zu demselben erforderlichen socialen Voraussetzungen zusammentreffen. Nur mit einer solchen Auffassung ist es vereinbar, dass wir die primitiven Stadien dieses Prozesses noch heutzu-

Digitized by Google

tage ebenso frisch und originär in fernen Weltteilen beobachten können, wie sie sich einst in unserer eigenen Vergangenheit abspielen mochten. Die von uns geschilderte soziale Entwickelung beansprucht keine chronologische und lokale Wahrheit — bezieht sich nicht auf ein bestimmtes Subjekt, es kommt ihr nur typische Wahrheit zu — insofern sie einen Prozess schildert, der von der Gattung Mensch gilt, wo immer und wann immer Gruppen derselben sich in den entsprechenden socialen Bedingungen vorfanden oder vorfinden.« (a. a. O. S. 80.) Oder man bezeichnet es als Aufgabe der Ethnologie, alle Thatsachen des Völkerlebens innerhalb der menschlichen Rasse auf den verschiedensten Gebieten (Religion, Mythologie, Recht, Sitte u. s. w.) zu sammeln und nach ihrem ursächlichen Zusammenhang zu ordnen. Ganz besonders anschaulich lässt sich dieses vergleichende, Ort und Zeit völlig ignorierende Verfahren der Völkerkunde an der neueren Rechtswissenschaft nachweisen, die eben erst auf Grund ihres ungeheuern Materials zu den revolutionären, die bisherigen Ableitungen der historischen Schule von Grund aus umstürzenden Folgerungen gelangen konnte. Es braucht hier nicht weitläufig auseinandergesetzt zu werden, wie es gerade dieser Disziplin glückte, bei den entlegensten, durch kein geschichtliches Band verknüpften Stämmen des Erdballs genau dieselben Bräuche und Anschauungen zu konstatieren, welche in der That die Thatsache der psychischen Einheit oder mindestens Gleichartigkeit unseres Geschlechtes jedem Unbefangenen beredt verkündeten. Und doch konnte die systematische Verwertung dieses Materials nur erfolgen, wenn eben mit dem herkömmlichen Grundsatz der chronologischen und topographischen Betrachtung vollständig gebrochen wurde. Ueberlassen wir einem rührigen Arbeiter dieser vergleichenden Rechtswissenschaft, Post, das Wort: »Man hält mir vor (so verteidigt er seine Methode), dass ich den verschiedensten Rassen aus den verschiedensten Kulturzeiten Angehöriges zusammenstelle, während es nach Ansicht meiner wissenschaftlichen Gegner unerlässlich ist, nach Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm, nach Jahrhunderten und nach Jahrzehnten genau zu sondern. Dies würde richtig sein, wenn es sich bei meinen Arbeiten bereits um Detailforschungen handelte. Es liegt mir aber daran, gewisse Erscheinungen zu konstatieren, welche auf der Basis der überall gleichmässig wirkenden menschlichen Natur überall gleichmässig sich zeigen. Hierfür sind Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgültig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiete gleichmässig auftritt, in den Grundlagen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustrieren, welche, obgleich sämtlich nach Rasse, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprinzip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgültig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwickelung in einem einzelnen ethnischen Gebiete eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwickelungsstufen nebeneinander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar Tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt.« (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I, 17.) Ganz besonders aber hat es unsere Wissenschaft mit den, im gewissen Sinne ja natürlich immer hypothetischen Anfängen der menschlichen Gesittung zu thun, wenn man diese auch weder in dem romantischen Lichte einer paradiesischen Reinheit und Unschuld, noch nach Art der neuerdings mehr beliebten völligen tierischen Versumpftheit zu schildern braucht; aber eben eines bestimmten Ansatzpunktes, den wir in der Existenz gewisser, wenn auch noch so dürftig organisierter Verbände sehen, kann schliesslich keine Fortsetzung entbehren. Was soll nun für jene pfadlose Nacht prähistorischer, durch kein schriftliches Dokument erhellter Verhältnisse eine chronologische Berechnung? Sie wäre die bare Willkür, die uns noch dazu keinen Schritt weiter zu der viel bedeutsameren Aufgabe führte, nämlich die treibenden Ursachen zu enträtseln, welche der ganzen sozialen Entwickelung zu Grunde liegen. Und sodann, nach welchem Leitfaden sollten wir selbst für die Vorstadien der sog. Kulturvölker (von den eigentlichen Naturvölkern ganz zu schweigen) diese Rubriken entwerfen? Es erhellt, wie bei dem geringsten Versuch einer etwaigen Verwirklichung des Projektes alles sich auf den Kopf stellen würde. Wenn wir nun auch diesen durchaus inkongruenten Maassstab für die Ethnologie preisgeben, wäre denn damit sogleich die Unzulässigkeit des spezifisch geschichtlichen Gesichtspunktes für die Probleme der vergleichenden Völkerkunde bewiesen? Wir glauben, dass selbst der exakteste Historiker, und gerade, je vorsichtiger er in seiner eigenen Disziplin verfährt, diese Frage bejahen müsste. Aber man könnte auch noch eine ganze Reihe von Thatsachen namhaft machen, die jeder einfach historischen Erklärung hartnäckig widerstehen; wir können hier natürlich nur auf gut Glück einige solche Erscheinungen herausgreifen. Was will z. B. die Geschichtswissenschaft mit der bekannten Institution der Couvade machen oder dem vielfach konstatierten Brauch der Verlobung erwachsener Mädchen mit unmündigen Knaben, so dass bis zu ihrer Mannbarkeit ihre Stelle durch andere vertreten wird, oder mit der Entstehung der Blutrache oder des Matriarchats u. s. w.? Andrerseits sind das Probleme, die sich nicht mehr (wie das gelegentlich früher geschah) mit einem geringschätzigen Lächeln als blosse Anomalien, als merkwürdige Reste barbarischer Anschauungen, als Karikaturen und Capricen des Volksgeistes und wie

Digitized by Google

solche geistreiche Verlegenheitsausdrücke mehr lauten mögen, beseitigen lassen; sie fordern vielmehr unzweideutig eine organische, jeden supranaturalen Kunstgriff ausschliessende Erklärung, die ihnen eben nach unserer Ueberzeugung nur durch die vergleichende Perspektive der Völkerkunde zu teil werden kann.

Der zweite Stein des Anstosses für den Historiker ist der angeblich beklagenswerte Mangel von Dokumenten, litterarisch fixierten Berichten über die betreffenden Völker, welche der Ethnograph bearbeitet, und da jener nur den kritisch gesicherten Zusammenhang des geschichtlichen Lebens verfolgt, nur das Nacheinander der Erscheinungen betrachtet und aus diesem post hoc gelegentlich auch ein philosophisch etwas zweifelhaftes propter hoc hervorlockt, so ist das Misstrauen gegen die völlig anders geartete Methode seines Gegners einigermaassen begreiflich. Letzten Endes spitzt sich nämlich gerade in diesem Punkte der tiefgreifende Unterschied beider Forschungen darin zu, dass die geschichtliche Auffassung sich streng an den chronologischen und topographischen Maassstab hält, die ethnologische aber nach naturwissenschaftlichem Muster vergleichend auftritt. Diese Vergleichung bildet ihr eigentliches methodologisches Charakteristikum und überhebt sie, wie schon Tylor oben ausgeführt hat, jeder speziellen Rücksichtnahme auf mehr oder weniger bestimmte Nachrichten. Selbstverständlich kann erst ein wirklich umfassendes Material die nötige wissenschaftliche Stringenz liefern, und deshalb heisst es noch zur Zeit bei manchen Problemen des socialen Lebens (so, um nur ein Beispiel zu nennen, betreffs des Matriarchats als allgemeinen Ausgangspunkt der ehelichen Entwickelung): Non liquet. Aber wie wenig eine Angabe nur deshalb, weil sie unseren Anschauungen nicht zusagt, Misstrauen verdient, das zeigt recht eindringlich die schlimme Erfahrung, welche die geschichtliche Kritik mit der bekannten Notiz des alten Herodot gemacht hat, dass die Lykier sich nach dem Namen ihrer Frauen nannten. Welche Fülle von Witz und Bosheit hat nicht der Vater der Geschichte ob dieser vermeinten Einfalt erdulden müssen! — als plötzlich durch die übereinstimmenden Berichte der modernen Völkerkunde der jähe Umschlag kam, erfolgte die restitutio in integrum mit allen Ehren, und sich jene Angabe auf Grund eines vergleichenden Materials als völlig stichhaltig erwies, obschon schwerlich Herodot von der universellen Tragweite seiner Beobachtung eine Ahnung gehabt hatte. Gestützt also auf eine thunlichst ausgedehnte Statistik kann dann die Ethnologie ihrer zweiten schwierigen Aufgabe sich zuwenden, nämlich die Erscheinungen des socialen Lebens kausal zu erfassen, in ihrer Struktur zusammenhängend auseinander zu erklären. Und hier ist wiederum kein besonderer litterarischer Apparat erforderlich, die Thatsache eines einfachen Brauches, einer eigentümlichen Sitte u. s. w. genügt oft schon im Zusammenhang mit anderweitigen bedeutungsvollen Analogien, um die Entstehung und weitere Entwickelung der darin zum Ausdruck gelangenden rechtlichen oder religiösen Vorstellung zu verdeutlichen. Mit welcher Meisterschaft wieder Tylor diese Methode der Erklärung aus den sog. survivals gehandhabt hat, bedarf hier wohl keiner ausführlichen Beleuchtung; man kann geradezu sagen, dass der ganze Animismus als ein hervorragendes Kapitel der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes durch ihn entdeckt ist. Wenn er sagt: »Obschon nun viele Ueberlebungserscheinungen an sich höchst unbedeutend sind, so ist doch ihr Studium so wichtig, um den Gang der historischen Entwickelung, durch den man einzig und allein ihren Sinn verstehen kann, verfolgen zu können, dass es ein wesentlicher Punkt der ethnologischen Forschung geworden ist, eine möglichst klare Einsicht in ihre Natur zu gewinnen« (Anfänge I, 17), so möchten wir diese Behauptung durch eine Erscheinung aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte belegen. Es handelt sich um die so ausserordentlich weit verbreitete Sitte des Erdienens der Braut seitens des Mannes; wie ist diese Anschauung, die sich bei den stammfremdesten Völkerschaften findet, so dass jede Rezeption von vornherein ausgeschlossen ist, zu erklären? Post antwortet so: »Wir haben bereits die Vermutung ausgesprochen, dass diese Erscheinung mit der eigentümlichen Eheform in Zusammenhang steht, bei welcher der Ehemann in die Familie der Ehefrau übergeht und lediglich deren gesetzlicher Liebhaber ist, ohne dass er Familienvater würde, einer Form, wie sie namentlich in der Ambel-anak- und Beena-Ehe uns noch in vollkommener Klarheit vor Augen liegt, dass wir es hier mit einem Ueberrest der Sklaverei zu thun haben, in welche der Mann in der Familie seiner Frau geriet. Ist dies der Fall, so wird man das Erdienen der Frau auf eine Entwickelungsstufe zu verlegen haben, welche von der Stufe der Weiberverwandtschaft und der Gruppenehe zur patriarchalischen Verfassung hinüber leitet. Der Mann erwirbt die Frau jetzt durch den Dienst für sich, während er früher lediglich in der Familie der Frau Sklave war und blieb.« (Bausteine I, 113). Also unter Zuhilfenahme anderweitiger Analogien (auch die bedeutsame Couvade gehört dahin) lässt sich aus einem solchen prähistorischen Rest die organische Struktur der ganzen ethnischen Bildung rekonstruieren, und zwar um so mehr, weil dies Verfahren sich auf die Grundsätze unserer heutigen biogenetischen Weltanschauung überhaupt stützt. Jedes Individuum enthält in minutiöser Verkleinerung sämtliche Phasen der Entwickelung seiner Rasse in sich, und es bedarf somit nur eines geschulten Auges, um aus der Betrachtung jenes die Geschichte der Gattung herstellen zu können. Auch diese Anwendung des allgemeinen kosmischen Gesetzes auf das Studium der socialen Gesetze hat Post anschaulich erläutert: »Es ist eine der grössten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage,

Digitized by Google

dass jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwickelung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Struktur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschliessen lässt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Struktur irgend einer Pflanze oder eines Tieres auf die Stufen zurückzuschliessen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwickelungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Struktur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwickelung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspektrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so gibt uns auch das Gesamtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus.« (Ursprung des Rechts, S. 8.) Es ist möglich, dass im einzelnen Fall manche Hypothesen vor der Hand nicht zu entbehren sind, ja dass mitunter offenbare Fehlschlüsse mit unterlaufen, allein diese in jeder Wissenschaft vorkommenden Schwankungen der Methode beweisen nichts gegen die prinzipielle Bedeutung der auf ausgedehnte Vergleichungen sich stützenden Rückschlüsse, wie sie in dieser Form der an das Nacheinander der Erscheinungen streng gebundenen geschichtlichen Forschung fremd sind.

(Schluss folgt.)

Die Lappen und ihre Sagen.

Nach einem vom Kais. Russischen Konsul D. Ostrowski in der Ethnographischen Sektion der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg gehaltenen Vortrage zusammengestellt und bearbeitet von H. v. Aurich.

(Schluss.)

Es war bereits Spätherbst, das Laub begann zu fallen, es traten die dunklen Nächte ein, und Irjan verschwand abermals. Die Frau suchte ihn, konnte ihn aber nicht finden. Sie schickte die Söhne aus, um den Vater zu suchen, doch auch diese kehrten unverrichteter Sache heim.

Der Winter ging vorüber, die Tage begannen bereits länger zu werden, und der Schnee fing an zu tauen; der Frühling war bereits in vollem Anzuge, und siehe da — eines guten Tages erblickten die Kinder ihren Vater in der Tundra, still und ruhig, wie er immer gewesen war. Sofort erkannte er seine Kinder und begann zärtlich mit ihnen zu reden und kehrte nach Hause zurück. Die Frau traute kaum ihren Augen, als Irjan heimkehrte, und war hocherfreut und überglücklich und begann ihn natürlich auszufragen, wo er so lange gewesen sei; doch er erzählte nichts.

Den ganzen Sommer blieb er daheim; doch als der erste Schnee fiel, verschwand er abermals. Diesmal gewahrte einer der Söhne, dass er in den Wald ging, und erzählte solches der Mutter. Diese ihrerseits folgte den Spuren des Mannes und gelangte zu einer hohen Tanne. Hier gewahrte sie, dass die Spuren des Mannes in mehrfachen Kreisen um ein Gebüsch herum gingen und schliesslich in Bärenspuren ausliefen. Die Frau begann den Spuren des Mannes rings um das Gebüsch zu folgen und fühlte plötzlich, dass sie sich in eine Bärin verwandle. Sie verstand sofort, was das zu bedeuten habe, und gelangte, die Bärenspuren verfolgend, zur Bärenhöhle. »Um des Himmels willen«, schrie der Mann, als er sie gewahrte, »warum bist du mir gefolgt? Wir werden jetzt nicht sobald in Menschen verwandelt werden; die Kinder werden denken, dass uns die Bären gefressen haben, werden hierher kommen und uns töten. Doch da ist nichts weiter zu thun, man muss eben die Ankunft der Kinder abwarten. Wenn sie kommen, werde ich gerade auf Hendo zulaufen, und er wird mich töten; du aber liege still und warte, bis er mir das Fell abgezogen und es auf der Erde ausgebreitet hat. Dann laufe du aus der Bärenhöhle heraus und sei bestrebt, auf mein Fell zu fallen, dadurch erhältst du wieder menschliche Gestalt.« Die Frau weinte und versuchte ihren Mann zu überreden, nach der Tundra zu gehen. Er aber antwortete: »Damit ist nichts geholfen«, und sie mussten hier bleiben. Drei Tage lang verblieben Irjan und Audne so in der Höhle. Am dritten Tage hörten sie im Walde jemand von weitem rufen. Dies waren ihre Kinder. Als die Stimmen sich näherten, sagte der Mann seiner Frau: »Thue, wie ich dir gesagt habe«; lief aus der Höhle heraus, und Hendo erlegte ihn gleich darauf mit einem Pfeil. Als er das Fell abgezogen hatte, lief der andere Bär aus der Höhle, fiel auf dasselbe und wurde wieder Mensch und verwandelte sich in die Mutter. Als sie nun ihren Kindern erzählte, dass sie ihren Vater getötet hätten, weinten diese bitterlich.

Die Mutter aber behielt für immer eine Bärentatze, weil sie mit einem Fusse nicht auf das Fell getreten war.

In dieser Erzählung kennzeichnet sich ein Beispiel einer bei den Lappen ungewöhnlichen Selbstaufopferung. Im Gegensatz hierzu finden wir in dem nomadisierenden Leben der Lappen nicht selten Fälle, wo Kranke und Altersschwache, die ihnen nicht zu folgen vermögen, der Willkür des Schicksals preisgegeben werden.

Der Mensch, so glaubt der Lappe, entgeht für

Digitized by Google

alles Böse, das er thut, niemals der Bestrafung. So war eine in Lappland häufig vorkommende Käferart (silpha lapponica) nach der Meinung der Lappen früher ein Weib, das eine Tochter hatte. Beide lebten vom Diebstahl. So lange sie auf der Erde weilten, ging noch alles ziemlich gut, doch als sie in den Himmel kamen, wurde ihre Lage schlimm.

In ihrer Nachbarschaft lebte eine arme, sehr friedliche und stille Frau, die weiter nichts besass als ein einziges Schaf. Eines Tages nun sagte Nats jadne — so hiess die böse Frau — zu ihrer Tochter: »Ich liebe frisches Fleisch sehr; wenn die Nacht anbricht, so wollen wir uns zu der Nachbarin begeben und ihr das Schaf wegnehmen.« Die Nacht brach an, sie war mondhell und klar. Nats jadne sagte zu ihrer Tochter: »Nimm das Teerfässchen und einen Pinsel, verwandle dich in einen Vogel, fliege zum Mond hinauf und beschmiere ihn mit Teer, damit er nicht leuchte.« Die Tochter nahm das Teerfässchen, verwandelte sich in einen grossen Vogel und flog zum Monde hinauf. Doch der Mond zog sie an sich, hielt sie fest und liess sie bis zu dieser Stunde nicht wieder los; und wenn Vollmond ist, kann man sie dort mit ihrem Fässchen sitzen sehen. Die Mutter aber wurde in jenen Käfer verwandelt.

Weiter sei noch bemerkt, dass die Lappen verschiedene Vogelarten für ominös halten, z. B. den Kuckuck, die Taube, die Brachschnepfe, die Bekasse. Sie sind des Glaubens, dass, sobald ihr Lockruf ertönt, sich irgend ein Unglück oder Todesfall ereignen werde.

Behufs Heilung von Krankheiten verbergen die Lappländer in den Wänden der Kirche Geld, um es den verstorbenen Verwandten gleichsam als Opfer darzubringen. Als vor nicht langer Zeit die Kirche in Rodenes neu eingerichtet wurde, fand man in den Wänden derselben 130 alte norwegische, dänische und schwedische Münzen. Nach dem Zeugnis früherer Pastoren (Scheffer-Lapponia) hielten die Lappländer die Kirche selbst für eine besondere Gottheit.

Ausser den Sagen, die bis zu einem gewissen Grade historischen Charakters oder ihrem Glauben entsprungen sind, existieren deren nicht wenige, die nach der Meinung norwegischer Gelehrter zum grossen Teil von den Norwegern, Finnen und Russen entlehnt sind. Diese Ansicht entbehrt wenigstens nicht der Glaubwürdigkeit in Beziehung auf Sagen, in denen Könige, Königinnen, Prinzessinnen als handelnde Personen auftreten. Doch die grösste Aufmerksamkeit verdienen diejenigen, welche dem Tierleben entnommen sind. Diese hält Professor Fries für die ältesten; doch sind sie nur in verhältnismässig geringer Zahl vorhanden. Merkwürdig hierbei ist, dass das Rentier, das doch mit dem Leben des Lappländers so eng verwachsen ist, hier fast gar keine Rolle in ihnen spielt. Unwillkürlich wird man dadurch auf den Gedanken geführt, dass diese Sagen nicht von den Lappländern stammen, sondern anderseits entlehnt sind. Im allgemeinen muss man sagen, dass die Lappen trotz ihrer nicht selten namhaften geistigen Fähigkeiten und hochgradigen Empfindsamkeit dem Anschein nach wenigstens jeglicher schöpferischen Phantasie bar sind. Ihre Lieder sind in hohem Grade einseitig und einfach und tragen einen völlig uninteressanten, ausschliesslich nur beschreibenden Charakter (der Lappländer besingt z. B., wohin und auf was für einem Wagen er fährt, mit was für einem Rentiere, und wie dasselbe aufgeschirrt ist, wie er selbst angezogen, was für Bänder er auf seiner Mütze trägt u. s. w., u. s. w.).

Ein deutlicher Beweis dafür, dass die Sagen anderorts entlehnt sind, ist folgende, von Quigstadt erzählte, die unwillkürlich an die alte russische Sage von »Anastassja Mikulischna« erinnert.

Es lebte einst ein Riese. Derselbe suchte durchaus eine Begegnung mit solchen, die ihm an Stärke gleich seien, und eines guten Tags bemerkte er auf dem Felde eine Pferdespur. Allem Anschein nach musste hier ein sehr starker Mensch vorübergeritten sein, denn die Füsse des Pferdes waren bis zu den Knieen in den Boden eingesunken. Der Riese jagte dem Reiter nach, erreichte ihn und schlug mit einem eisernen Stock von fünf Pud Gewicht auf jenen los. Der Reiter kratzte sich nur ein wenig und brummte: »Sieh da, eine verfluchte Laus!« Da warf der Riese den Eisenstock zur Seite, riss eine Birke mit der Wurzel aus dem Boden und schlug von neuem auf den Reiter los. Dieser nahm den Schlag nur für einen Flohstich und ritt ruhig seines Weges weiter. Nun ergriff der Riese eine Tanne und versetzte dem Reiter mit dieser einen Schlag, so dass das Pferd stürzte und jener mit der Nase zu Boden fiel. Da erst bemerkte er den Riesen, warf ihm eine Wurfschlinge aus starkgeflochtenem Draht um den Hals, band ihn ans Pferd und ritt weiter in den Wald. Sie kamen an einer Hütte an. Der Reiter stieg vom Pferde und rief: »Väterchen, ich habe dir einen Gast gebracht!« »Führe ihn herein«, rief der Vater aus der Hütte. Darauf legte der Reiter weibliche Kleidung an, denn er war ein Frauenzimmer, band den Riesen los, führte ihn ins Haus und gab ihm zu essen.

Hier lebte er mit jenen eine Zeit lang, bis eines Tages der alte Vater dem Riesen sagte: »Heirate meine Tochter.« Zwar war der Riese nicht sehr erfreut darüber, doch war nichts zu ändern, und er heiratete jene. Auf der Hochzeit tranken beide stark. Das junge Ehepaar leerte einen halben Anker, der Vater trank einen ganzen aus. Ihnen wurde ein Sohn geboren; derselbe wuchs heran und begleitete den Vater zur Jagd. Einstmals, als sie nicht daheim waren, erschienen zwölf Räuber und verlangten von der Wirtin zu essen. Als sie sich satt gegessen hatten, bemerkten sie, dass die Wirtin nur allein zu Hause war, und begannen alles, was im Hause nur einigermaassen Wert hatte, zusammenzuscharren. Darüber

Digitized by Google

ergrimmte die Wirtin, ergriff eine Ofengabel, fegte sämtliche Räuber damit in den Ofen und verschloss die Ofenthür.

Vater und Sohn kehrten von der Jagd zurück und erfuhren, was geschehen, öffneten den Ofen und boten den Räubern an, bei ihnen zu dienen und auf der Jagd zu helfen. Diese waren damit einverstanden. Anderen Tags begab sich der Sohn mit ihnen auf die Jagd. Nach der Jagd schlief jener ein. Da beschlossen elf der Räuber, ihn zu töten, fällten eine Tanne und wollten dieselbe auf jenen stürzen, doch der zwölfte Räuber weckte den Schlafenden. Dieser sprang auf, schleuderte die Tanne mit einer Hand zur Seite und zwang die Räuber, mit ihm zum Vater zu gehen. Der Vater war schrecklich aufgebracht, als er hörte, was jene thun wollten, und wollte sämtliche Räuber sofort töten; doch der Sohn bat, einem von ihnen, und zwar dem, der ihn gerettet hatte, das Leben zu schenken. Der Vater wollte nichts davon wissen, der Sohn aber verbarg den Räuber in einer Höhle und rettete ihn damit vom Tode.

Von diesen Riesen entstammt ein in Nord- und Süd-Waranger weit verbreitetes Geschlecht, norwegisch »Staerk« genannt.

Dies ist in kurzem eine Skizze der inneren Welt, die in der Seele des Lappländers lebt, jenes Volksstammes, der, ebenso schwach als gering an Zahl, für unseren fernen Norden aber von grossem Nutzen ist.

Ich wage die Frage nicht zu lösen — so schloss der Referent seinen Vortrag — welchen Platz und welche Bedeutung dem lappländischen Volksstamme inmitten der übrigen ihm verwandten Stämme: der Finnländer, Esthen, Ungarn und anderer ugro-turischen Stämme, anzuweisen und beizumessen ist, gebe mich aber doch der Hoffnung hin, ich werde es noch erleben, dass an der hiesigen (Petersburger) Universität ein Katheder für die finnische und folglich auch die lappländische Sprache errichtet wird, und dass Russland, aus Finnland eine neue politische Einheit schaffend und einen neuen Volksstamm ins Leben zurückrufend, schliesslich den Wunsch hegt, sich mit diesem für uns so wenig bekannten Teil des Reiches näher bekannt zu machen.

Vom praktischen Gesichtspunkt aus darf ich dreist behaupten, dass die Lappen für den Norden eine dringende Notwendigkeit sind, schon aus dem einfachen Grunde, dass wir Europäer, die wir den Norden bewohnen, noch vieles von den Loparen lernen können, besonders, wie man im Norden zu leben und sich seinem rauhen Klima anzupassen hat. Mit unserem europäischen Zuschnitt können wir nur am Meer und in Städten leben. Sobald wir aber den Wunsch hegen, in das Innere des Landes einzudringen, müssen wir völlig Lappländer werden, ihre ausgezeichnete, für den Norden so praktische Kleidung anlegen und die Rentierzucht lernen, die für lange, wenn nicht für immer eine Lebensfrage für den Norden bleiben wird, vor allem in Bezug auf die Kommunikation. Mit den Rentieren können weder das Pferd noch die Eisenbahn konkurrieren. Bald wird Lappland von einer Eisenbahn durchschnitten sein; die norwegische Regierung hat bereits mehrfach Chausseen in Finnmarken angelegt, der finnländische Senat weist alljährlich 20000 Mark für Fortsetzung der Wege nach Lappland an, und trotzdem hat das Pferd und noch viel weniger die Eisenbahn das Rentier verdrängen können. Ich werde dies durch ein Beispiel erhellen. Im Laufe dieses Frühjahrs (1889) fuhr ich mit Rentieren durch Finnisch-Lappland nach Norwegen, und man kann sich meine Freude vorstellen, als ich nach langer Fahrt in der Einöde schliesslich wieder die ersten Telegraphenstangen erblickte und auf die Chaussee gelangte, die ich im Sommer mehr als einmal mit allem Komfort befahren hatte; doch jetzt im Frühjahr war die Sache anders. Mein Postpferd stürzte bereits nach den ersten Schritten im Schnee zusammen und war thatsächlich nicht im stande, weiter zu gehen. Es blieb nichts übrig, als abermals das lappländische Kostüm anzulegen und die Fahrt mit Rentieren fortzusetzen. So gelangte ich leicht und schnell nach der Stadt Wadsö, zum Endziele meiner Reise.

Amiran, ein grusinischer Prometheus.

Von N. v. Seidlitz.

Nach abchasischer Ueberlieferung ist in der Tschilou-Höhle[1]), unweit der Küste des Schwarzen Meeres, ein Fürst Antschibadse, dessen Nachkommen noch heute zu den angesehensten Eingeborenen des Ssuchumer Bezirks gehören, für seinen Hochmut mit seinem Rosse an die Decke der Höhle angeschmiedet, bis dass es in Abchasien keine Adlerfarne, keine Weinreben und keine rothaarigen Leute mehr geben werde, an denen er seinen Uebermut ausliess, solange Gottes Langmut reichte und solchen Frevel zuliess. Jenseit der kaukasischen Hauptkette, in Ciskaukasien, werden im Hochgebirge zwei verschiedene Höhlen von den Riesen Daschkal und Abdez belebt.

An den Berg Ssakornia, den von ewigem Schnee eingehüllten Geierberg im oberen Pankia-Thale, im tionetischen Kreise des Tifliser Gouvernements, knüpfen sich verschiedene Sagen vom grusinischen Amiran, der den Perserkönig Darius und Alexander den Grossen an den Fuss dieses Berges gelockt haben soll. Den Erzählungen der Schmiede zufolge drohe ihnen Amiran beständig, denn als derselbe mit einer Kette an den Felsen angeschmiedet wurde, begann sein treuer Hund die Kette zu belecken und hatte es zum Gründonnerstag so weit gebracht, dass sie gerissen wäre, wenn nicht ein Schmied an diesem

[1]) Siehe meine Abhandlung »Die Tschilou-Höhle, der Schauplatz einer abchasischen Variante der Prometheus-Sage«, im »Globus« 1889, Bd. LVI, Nr. 10, S. 155.

Digitized by Google

Tage auf den Amboss geschlagen und dadurch der Kette ihre frühere Stärke wiedergegeben hätte. So glauben denn die Schmiede noch heute, dass es ihnen schlecht ergehen werde, wenn sie zugäben, dass die Kette zerreisse. Und deshalb schlagen sie an diesem Tage mit dem Hammer auf den Amboss. Niemandem ein Wort sagend, kommt der Schmied früh morgens in seine Schmiede und macht mit mehreren Streichen ein Kreuz, das, wie man sagt, auch gegen Hagelschlag schützen soll.

Es schlenderte ein Bauer, so erzählte ein Schmied in Kachethien dem Lehrer Gassiew[1]), um den Berg Ssakornia herum und gewahrte, dass ein mächtiger Fels klaffe und in seinem Grunde der mit einer Kette angeschmiedete Amiran sichtbar werde. Sich biegend, strengte er alle Kräfte an, um ein unweit liegendes mächtiges Schwert zu erlangen . . . doch vergeblich. Als nun Amiran den Bauer gewahrte, bat er ihn um Hilfe. Der herzliche Ton, der aus seiner Bitte sprach, veranlasste den Bauer, sich dem Riesen zu nähern. Amiran liebkoste ihn und begann ihn zu versichern, er (Amiran) sei ein Freund der Armen und Bedrängten. Dabei langte er aus dem Sacke des Bauern Brot hervor, drückte es mit seiner mächtigen Hand zusammen, und aus dem Brote troff Blut und Schweiss hervor. »Unglückliche, wie vermögt ihr solches Brot zu essen?« sagte Amiran. »Was für ein Brot issest denn du?« fragte der Bauer. »Ein solches!« erwiderte Amiran, drückte sein Brot zusammen, und aus diesem floss Milch heraus. »Wenn ich frei werde«, sagte er dabei, »so wird niemand mehr auf Erden Brot mit Schweiss und Blut essen.« »Ich will dir helfen!« rief der Bauer aus. »Wenn du mir helfen willst«, sprach Amiran, »so lege dich zwischen das Schwert und mich, fass' dessen Griff, und ich werde dich an den Füssen ziehen. So werden wir das Schwert vielleicht erreichen.« Der Bauer führte solches aus. Doch kaum zog Amiran an seinen Füssen, so begann er vor Schmerz arg zu schreien. »Wenn du zu Hause eine Gvedi[2]) besitzest, so laufe schnell nach Hause und bringe sie, ohne gegen jemand ein Wort zu verlieren, hierher«. Der Bauer schoss wie ein Pfeil nach Hause und nahm, das strengste Stillschweigen beobachtend, die Gvedi auf seinen Rücken, um damit zum Ssakornia zu laufen. Doch an der Thür traf er mit seiner Frau zusammen, die ihm unter Scheltworten die Gvedi zu entreissen sich bemühte. Schweigend wehrte sie der Bauer ab und drängte dem Hofe zu. Gerade dies Schweigen regte die Frau noch ärger auf, welche, ohne die Gvedi aus den Händen zu lassen, schrie: »Das allein noch besitzest du heil und vollständig in deiner Wirtschaft und willst es trotzdem verderben? Nein, um alles in der Welt nicht!« — »Wirst du nicht von mir lassen, alte Hexe!« rief der Bauer endlich aus und stiess sie so heftig, dass sie auf die Schwelle hinstürzte. Atemlos kam der Bauer an den Felsen gelaufen, doch der Riese war nicht mehr da . . . Der Berg hatte ihn im selben Augenblick, als der Bauer das Schweigen brach, verschlungen. Und so blieb denn die Menschheit beim Brote mit Schweiss und Blut. Amiran aber erzürnte heftig über die Weiber.

Auf die Frage, wer denn den Amiran an den Felsen geschmiedet habe und weshalb, erwiderte der Schmied: Man sagt, er sei mit dem Himmel darüber in Streit geraten, dass auf Erden nicht alles gerecht und vollkommen sei; dafür hätte man ihn an den Felsen des Ssakornia angeschmiedet und die Geier geheissen, sein stolzes Herz zu picken.

[1]) Wir entnehmen diese Erzählung der »Sammlung (Ssbornik) von Materialien zur Beschreibung der Länder und Völker des Kaukasus«, die, auf Verfügung des Kurators des Kaukasischen Lehrbezirks herausgegeben, schon bis zu ihrem 10. Bande angelangt ist und eine Fülle der interessantesten Nachrichten zur Sprachen- und Völkerkunde des Kaukasus enthält.

[2]) Die Gvedi wird aus Rinderhäuten dargestellt, um mit ihrer Hilfe 8—10 Paar Ochsen vor den tiefgehenden grusinischen Pflug zu spannen. Sie hat in der Wirtschaft des Bauern einen so hohen Wert, dass, wenn das Gespann eines Pflugs aus gemeinsamen Mitteln der Bauern hergestellt wird, dem Besitzer der Gvedi für deren Darleihung auf 24 Tage eine zweitägige Feldarbeit als Ersatz geleistet wird.

Das Recht in Afrika.

Von Adolf Fleischmann in München.

(Fortsetzung.)

II.

Wenn schon die Kenntnis der Grundzüge des öffentlichen Rechts den verdienstvollen Männern, welche als Reisende den schwarzen Erdteil durchforschen, und den deutschen Kolonisatoren von Interesse und Nutzen ist, so dürfte ihnen einige Bekanntschaft mit dem Privatrecht, wie es sich in Afrika vorfindet, geradezu ein Bedürfnis sein und hierin liegt der praktische Wert der ethnologischen Jurisprudenz. Wenn wir es nun versuchen, die Grundlinien dieses Privatrechts hier zu skizzieren, so besteht diese Aufgabe darin, das Sachenrecht, das Forderungsrecht, das Familienrecht und das Erbrecht, soweit es der gegenwärtige Stand der Forschungsergebnisse möglich macht, zu kennzeichnen und von der Art und Weise, sein Privatrecht zu verfolgen und geltend zu machen, d. h. vom Prozessrecht, ein allgemeines Bild zu entwerfen.

1. Unser Begriff des Rechts an einer bestimmten beweglichen Sache, wonach dasselbe an dieser so fest haftet, dass es mit ihr nicht verloren geht und das Eigentum daran stets und überall beansprucht und gegen jeden Besitzer zur Anwendung gebracht werden kann, d. i. unser Recht der Vindikation des Eigentums, scheint dem einheimischen afrikanischen Recht völlig fremd zu sein. Statt des dinglichen Charakters waltet insofern ein mehr persönlicher vor, als der Eigentümer, dem seine Sache abhanden gekommen ist, sich rechtlich immer nur an diejenige Person halten kann, durch deren Schuld er

Digitized by Google

sie verloren hat. Das schliesst aber nicht aus, dass er thatsächlich, wie dies bei unkultivierten Völkern nicht anders zu erwarten ist, seine Sache da, wo er sie etwa findet, wieder an sich nimmt, was der nicht gutgläubige Besitzer gewöhnlich nicht zu hindern pflegt. Es befinden sich auch nur sehr wenige Sachen im Eigentum des Einzelnen, weil der Inhaber des beweglichen Vermögens infolge der Clanverfassung der Häuptling oder die Familienoberhäupter sind. Sie haben die Verwaltung des beweglichen Familienvermögens, welches ohnehin gering ist, weil es keine Geldwirtschaft gibt, in der Hand. Dies Familienvermögen setzt sich zusammen aus dem Viehstand, dem Erwerb der Familienglieder, aus den Kaufpreisen, welche für eine aus der Familie geheiratete Frau meist an Vieh oder Früchten erlegt werden, aus den Blutpreisen für erschlagene Familien- oder Geschlechtsgenossen. Dafür müssen aber auch diese Preise aus dem Familienvermögen erlegt werden, wenn ein Familienglied heiratet oder eine Blutschuld begeht. Bei manchen Stämmen fällt derjenige Erwerb als Zubehör des Familieneigentums ins Gewicht, den ein Familienglied auf europäischen Schiffen verdient. Ohne Genehmigung des Familienoberhauptes darf über das Familienvermögen nicht verfügt werden und nur hie und da hat sich ein Sondergutssystem geringen Umfangs ausgebildet, welches dem Einzelnen die freie Verfügung gestattet. Nur in diesem letzteren Fall kann man von einem Individualeigentum reden, welches sich allmählich aus dem ursprünglichen Familienvermögen ausgeschieden hat. Dagegen ist es sehr unwahrscheinlich, dass das letztere aus ursprünglich vorhanden gewesenem Sondergut entstanden sein sollte.

Insofern der Erwerb beweglicher Sachen durch die Jagd stattfindet, wird die Beute des Jägers gewöhnlich Sondergut und gehört das Tier dem, der es zuerst verwundet hat, wenn es dann erlegt oder gefangen wird. Doch hat auch der Herr des Grund und Bodens (s. u.), auf welchem gejagt wird, ein Recht auf die Beute bei der Elefantenjagd. Der erlegte Elefant gehört nur zum Teil dem Jäger. Welcher Teil dem Besitzer des Grund und Bodens zufällt, ist bei verschiedenen Völkerschaften verschieden. Livingstone berichtet in seinen neuen Missionsreisen (I. S. 182. 183), dass nach altem einheimischen Recht der Kopf und das rechte Hinterbein dem, der dem Tier die erste Wunde beigebracht, das linke Hinterbein dem, welcher die zweite Wunde schlug und verschiedene andere Teile den Grundherren gehörten, was als Absonderlichkeit hier nicht unerwähnt bleiben soll. Werden Löwen, Panther und Leoparden erlegt, so gehören die Felle dem Häuptling, als dem Grundherrn. Auch der Honig gehört dem Grundbesitzer, wenn er auf bebautem Land gelegen ist; der in der Wildnis gefundene fällt dem Finder zu.

Wer ist denn aber der Herr des Grund und Bodens? Dies führt uns auf die interessantere Seite des Sachenrechts, nämlich zur Betrachtung des Rechtes am unbeweglichen Vermögen. Die Form unseres Individualeigentums oder eines Sondergutes findet sich hier wohl nirgends, vielmehr ist das sogenannte Stammland die charakteristische. Dieses besteht darin, dass alles von einem afrikanischen Volksstamme bewohnte Land auch im Eigentum dieses Stammes steht, aber nicht im Sinn unseres europäischen Eigentumsbegriffes, sondern in der Weise, dass der Stamm berechtigt ist, die äussere Einwirkung anderer Stämme auf das Land auszuschliessen. Nach innen ist das Rechtsverhältnis der Stammesgenossen zum Land nur insofern rechtlich geregelt, einmal: als man bebautes und unbebautes Land und sodann: als man das Recht am Grund und Boden von demjenigen an den Früchten desselben im weitesten Sinn, der auch Bäume und Brunnen in sich schliesst, unterscheidet. Vom Stammland kann jeder Einzelne und jede Familie, soweit es unbebaut ist, einen beliebigen Teil für sich ausschliesslich anbauen und nutzbar machen. Solange er das angebaute Stück in gehöriger Kultur hält, so lange hat er auch das ausschliessliche Nutzungsrecht. Die Eigentumsfrage dem Stamme gegenüber wird hiermit nicht alteriert, denn wenn der bisherige Nutzniesser die Kultur unterlässt, so steht es einem anderen frei, das betreffende Stück Land wieder in Kultur zu setzen und auszunützen — eine Anschauung, die übrigens sehr verbreitet und keineswegs eine afrikanische Eigentümlichkeit ist. Die altdeutsche Verfassung der ehemaligen Markgenossenschaften (Gemeinden) ist im wesentlichen dieselbe. Besitz und Eigentum, bei uns ganz verschiedene Begriffe, decken sich beim Stammlandssystem. Wer den Besitz aufgibt, verliert alle Rechte und jeder Dritte kann sich den Besitz und die Nutzniessung aneignen. Hiervon kommen aber Ausnahmen vor. Wer bei den Kaffern bei den Barea und Kanana (im oberen Nubien) das occupierte Land verlässt, kann es von dem späteren Besitzer zurückfordern oder einen Bevollmächtigten zurücklassen, der statt seiner das Land bebaut und etwaige Abgaben dem Häuptling entrichtet. Dasselbe gilt regelmässig von dem Grund und Boden, auf welchem ein Haus steht. Bei den Bogos im Norden Abessyniens geht dies so weit, dass, wenn ein weggezogener Hausbesitzer bei seiner Rückkehr auf der Stelle, wo sein Haus stand, ein von einem anderen erbautes findet, er diesen zwingen darf, es abzubrechen und ihm den Platz zu räumen.

Dass die Zubehörungen des Bodens dem Eigentümer, soweit er sie nicht selbst erzeugt hat, sondern vorfindet, d. h. dem Bebauer desselben gehören, ist weder beim Stammland, noch beim Land des Königs (s. u.) immer und durchgehends der Fall. Zwar wird, wer ein Stück Urwald säubert, Eigentümer der gefällten Bäume; Fruchtbäume aber und namentlich Palmen werden dadurch, dass sie gepflanzt werden, Eigentum des Pflanzers und bleiben

Digitized by Google

es, wenn auch andere den Grund und Boden durch Bebauung sich, wie vorhin bemerkt worden, angeeignet haben. Wer einen Brunnen gegraben hat, bleibt ebenfalls Eigentümer desselben, mag auch Grund und Boden anderen gehören. Goldgruben sind immer Eigentum des Stammes; Könige und Häuptlinge haben nur das Recht der Aufsicht und gleichsam die Polizeigewalt, so dass das gefundene Gold dem Stammes- resp. Familienvermögen (s. o.) zufällt. Bei einzelnen Stämmen gilt das Land nicht als Stammes-, sondern als Königs- oder Häuptlingseigentum, so dass der Einzelne von ihnen sich Land zum Anbau erbitten muss und es, wenn er es bebaut, auf seine Nachkommen vererbt. So bei den Mandiogos in Senegambien und Nordguinea.

Eine eigentümliche Art zeitweisen Erwerbes von Grund und Boden findet sich unter den Bewohnern der Ufer und Umgebungen des grössten Sees in Mittelafrika, des Tsâde, dessen Wasserstand nie gleich ist und oft so anschwillt, dass er die Ländereien und Niederlassungen jener Bewohner zerstört. Deshalb wird, wenn er nach der Regenzeit auf mittleren Wasserstand zurückgegangen ist, das kultivierbare Terrain den Bewohnern immer von neuem zugemessen. Erwerb und Verlust wechseln also mit der Regenzeit.

Man sollte meinen, dass bei der geringen Ausbildung des Individualeigentums an Grund und Boden dessen Veräusserbarkeit ausgeschlossen wäre. Das ist aber nicht der Fall, nur ist sie insofern beschränkt, dass man beim Verkauf eines Grundstücks das Näherrecht, Einlösungs- und Verkaufsrecht kennt. Gewöhnlich wird die Bedingung der Rückkaufsmöglichkeit um denselben Preis gestellt. Auch wenn die Bedingung nicht gestellt ist, kann bei den Bogos der Verkäufer dem Käufer das verkaufte Land wieder abnehmen, muss aber dann den doppelten Preis zahlen. Nach einem berberischen Rechtsgebrauch muss der Verkäufer seine Verwandten und Dorfsgenossen vom geschehenen Verkauf benachrichtigen, weil diese den Kauf innerhalb 3 Tagen rückgängig machen und an die Stelle des Käufers treten können.

Von anderen Rechtsbildungen unseres Sachenrechts, z. B. Sevituten, Ersitzung, Pfandrecht u. dgl., finden sich nur von letzterem einige Spuren, von denen wir sogleich beim Forderungsrecht sprechen werden.

2. Wenn wir nunmehr diese Forderungsrechte kurz erörtern wollen, so müssen wir die Bemerkung vorausschicken, dass gemünztes Geld in Afrika sowenig wie bei anderen Völkern geringer Kultur einheimisch, sondern nur in den Gegenden zu finden ist, wo fremde Kulturen eingewirkt haben, z. B. in den Kolonieen und in den deutschen Schutzgebieten. Fremdes Geld, namentlich sogen. Maria-Theresiathaler, ist auch ausserdem weit verbreitet; geprägt werden Gold-, Silber- und Kupfermünzen nur in Marokko. Als Zahlungsmittel werden vielmehr die verschiedenartigsten Dinge, wie Perlen, Muscheln, gewebte Stoffe u. dgl. benutzt, von denen sich eine grosse Anzahl aufführen liesse. Welches Zahlungsmittel gewählt wird, muss beim Vertrag bestimmt werden, der in Marokko, wenn es sich um den Ankauf oder Verkauf von Sklaven, Wohnungen, Grundstücken und Haustieren handelt, vor einem öffentlichen Notar oder vor drei Zeugen, nämlich einem Mann und zwei Frauen, abgeschlossen werden muss, um Gültigkeit zu erlangen. Im übrigen ist die Form, unter welcher Rechtsgeschäfte abgeschlossen werden, nur in Kulturgegenden die schriftliche; anderwärts finden sich sonderbare Gebräuche, die zur Gültigkeit eines Vertrags nötig sind. Es ist z. B. bei den Denqua am Bar-el-Abiad Rechtens, dass man zum Zeichen des Vertragsabschlusses einander in die Hand spuckt, statt sich des Handschlages zu bedienen. Bei den soeben erwähnten Geldverhältnissen ist der Tausch dem Kauf sehr ähnlich. Bei jenem hat man am oberen Niger eine eigentümliche Form beobachtet. Die Beteiligten bekommen sich beim Geschäft gar nicht zu sehen. Die Leute, welche gewisse Dinge kaufen, oder richtiger eintauschen wollen, begeben sich zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Platz, wo die Verkäufer oder Vertauscher ihre Waren auszulegen pflegen und sich dann entfernen. Finden jene, was sie suchen, so legen sie, was sie dafür geben wollen, z. B. Korallen oder Perlen, neben die Waren hin und entfernen sich ebenfalls. Andern Tages kommen die ersteren wieder. Sind sie mit dem vorgefundenen Angebot zufrieden, so nehmen sie es mit und lassen die Ware liegen. Sind sie nicht zufrieden, so kürzen sie entweder die Ware, wenn dies angänglich, oder sie nehmen sie ganz wieder mit und die letzteren finden dann das Resultat und sind damit zufrieden. Vom eigentlichen Kaufvertrag verdient nur die Eigentümlichkeit eine kurze Erwähnung, dass der Rücktritt vom Vertrag selbst nach dessen Abschluss im Lauf des Tages noch gestattet zu sein scheint. Auch für heimliche Mängel des Kaufobjekts muss der Verkäufer einstehen und die Sache zurücknehmen, bezw. auch noch Schadenersatz leisten. Und wie bei Grundstücken haben auch bei beweglichen Sachen gewisse Angehörige des Verkäufers ein Vorkaufsrecht.

Was die Dienstmiete betrifft, die sehr viele Aehnlichkeit mit unserem Recht hat, so bietet der »Kissongo« eine besondere Eigentümlichkeit. Der Kissongo ist der Begleiter und Beschützer der von Südguinea aus in das innere Afrika reisenden Karawanen. Er hat ein feierliches Gelöbnis der Treue abzulegen, indem er seinem Herrn eine mit Blut bemalte Patrone übergibt, mit welcher dieser ihn erschiessen soll, wenn er ihm in Gefahren nicht treu zur Seite steht. Das Dienstverhältnis ist ein dauerndes. Die Gegenleistung des Herrn besteht darin, dass er beim Tod des Kissongo dessen Angehörigen ein Wehrgeld zu zahlen hat, welches in Rindern, Branntwein und Sklaven besteht; dass er den Kissongo

Digitized by Google

aus einer etwaigen Gefangenschaft auslösen und ihm von Zeit zu Zeit eine gewisse Quantität Zeuge schenken muss. Es wäre vielleicht von Interesse, zu versuchen, ob dies Rechtsverhältnis für Entdeckungsreisende verwertet werden könnte. — Die Bürgschaft beschränkt sich nicht nur auf das Darlehen, wo bei den Bogos der Schuldner, für den der Bürge hat zahlen müssen, ihm den doppelten Betrag zu ersetzen hat, sondern auch dafür pflegt Bürgschaft geleistet zu werden, dass erledigte Ansprüche jeder Art nicht noch einmal geltend gemacht werden dürfen. Auch in der Form von Geiselstellung kommt sie vor und wird die übernommene Verbindlichkeit nicht erfüllt, so wird die Geisel Eigentum, d. h. Sklave des Gläubigers. — Was schliesslich das Pfandrecht betrifft, so ist die Pfandsklaverei die einzige Eigentümlichkeit, denn dass das gegebene Pfand einfach Eigentum des Gläubigers wird, wenn der Schuldner nicht zahlt oder dass jener es veräussern darf und nur den Ueberschuss herausgeben muss, liegt in der Natur der Sache, hat aber bei den geschilderten Geldverhältnissen grosse Unzukömmlichkeiten bei der Ausführung.

3. Das Erbrecht ist in Afrika ein sehr verschieden gestaltetes, wenig ausgebildetes, daher — namentlich wenn entferntere Verwandtschaftgrade in Frage sind — ein sehr bestrittenes. Zwei Grundgedanken beherrschen es aber fast durchgehends. Einmal charakterisiert sich die Erbschaft als Universalsuccession im Sinn des römischen Erbrechts, so dass der Erbe die gesamte Persönlichkeit des Erblassers repräsentiert, mit seinem gesamten Vermögen auch seine Verpflichtungen gegen die Familie überkommt und für die Schulden des Verstorbenen zu haften hat. Sodann richtet sich wohl überall die Erbfolgefähigkeit überhaupt, vorläufig abgesehen von der Erbfolgeordnung im einzelnen Fall, nach dem geltenden Verwandtschaftssystem, ist also verschieden, je nachdem Mutterrecht, Vaterrecht oder Elternrecht existiert. Was den ersten Punkt betrifft, so sind sogen. Singularsuccessionen, d. h. die Erbfolge in einen Teil des Nachlasses ohne Uebernahme von Verbindlichkeiten des Erblassers, schon deshalb sehr selten, weil letztwillige Verfügungen überhaupt vielfach ganz unbekannt sind und die gesetzliche Erbfolge wohl nur in einem Fall eine Singularsuccession zulässt, indem das Zelt, welches die Mutter bei der Hochzeit vom Hause mitgebracht hat, bei ihrem Tod auf die älteste Tochter übergeht. In Bezug auf den zweiten Punkt kommt ausser dem nach den Verwandtschaftsgraden sich richtenden Erbrecht noch ein Erbrecht der Sklaven und ein Erbrecht der Häuptlinge und Könige in Betracht. Auch sind die Weiber häufig ganz von der Erbfolge ausgeschlossen, indem sie vielmehr einen Teil des Nachlasses bilden und mit diesem vererbt werden. Bei den Fantis an der Goldküste ist der erste Sklave, mit Ausschluss des Sohnes, der Erbe. Letzterer erbt nur das Vermögen seiner Mutter. Auch illegitime Kinder von Sklavinnen erben zuweilen mit Ausschluss der letzteren, weil man annimmt, dass die legitimen Kinder ohnehin eine bessere Stütze an ihren Verwandten hätten, als die illegitimen.

Die Häuptlinge oder Könige sind bei verschiedenen Stämmen subsidiäre Erben, wenn keine erbberechtigten Verwandten des Verstorbenen berufen sind, geradeso wie nach römischem Recht der Fiskus. Bei anderen sind sie, wenigstens der Theorie nach, die gesetzlichen Erben des Eigentums aller ihrer Unterthanen, treten aber in Wirklichkeit den Nachlass an den ältesten Sohn oder den sonst nächsten Verwandten des Verstorbenen ab. Wieder in anderen Gegenden ist der König nur der Erbe seiner Beamten, wo er aber nur das unverarbeitete Gold des Nachlasses an sich nimmt und das verarbeitete, das Geschmeide, den hinterbliebenen Frauen überlässt. In Sansibar nimmt der Sultan den ganzen Nachlass eines verstorbenen Beamten an sich und die Kinder gehen leer aus [1]).

Die Reihenfolge, in welcher nach den verschiedenen Verwandtschaftssystemen die Erben berufen sind, charakterisiert sich fast überall durch das Recht der Erstgeburt. Erbschaftsteilungen unter mehreren konkurrierenden Erben sind fast nur beim Vaterrecht gebräuchlich und über jene Reihenfolge, über die Erbfolgeordnung, bricht, wie schon angedeutet worden ist, gewöhnlich Streit aus. Beim Mutterrecht, z. B. im Königreich Aschanti an der Goldküste erbt zunächst der Bruder des verstorbenen Mannes; in dessen Ermanglung sein Schwestersohn u. s. f. Beim Vater- und Elternrecht erben zuerst die Söhne und wenn keine da sind, der Bruder. Ob bei mehreren Brüdern eine Teilung stattfindet, lässt sich nicht festellen.

Wir haben bisher nur das Erbrecht im Fall des Todes des Familienhauptes im Auge gehabt. Wie sich das Erbrecht gestaltet, wenn der Todesfall bei anderen Gliedern der Familie sich ereignet, z. B. bei den Frauen und bei den Kindern, wird sich besser erst dann besprechen lassen, wenn wir die Frage erörtert haben, ob nach dem Familienrecht in Afrika die Frauen und die Kinder überhaupt Vermögen, welches Gegenstand einer Erbschaft sein würde, besitzen können und diese Frage wird nunmehr

4. bei der Darstellung des Familienrechts berührt werden. Vom Vormundschaftsrecht, von der Lehre über väterliche Gewalt, Adoption, Arogation u. dgl., was nach unserem Rechtssystem zum Familienrecht gehört, ist nicht viel zu sagen. Von einem Vormundschaftsrecht kann man bei den afrikanischen Volksstämmen sowenig reden, wie bei anderen Völkern der Erde, die auf niedriger Kulturstufe stehen. Die Vormundschaft ist vielmehr bei all diesen Völkern ein rein thatsächliches Schutz-

[1]) Bremseyer und Kühne, 4 Jahre in Asante, Basel 1875, S. 101.

Digitized by Google

verhältnis und privatrechtlich gar nicht ausgebildet. Von der väterlichen Gewalt ist oben schon in ihrer Ausdehnung auf das Recht über Leben und Tod der Kinder und vor der Unfähigkeit der letzteren, eigenes Vermögen zu besitzen, die Rede gewesen. Es bleiben uns also nur noch die ehelichen Verhältnisse zu betrachten übrig. Vermögen zu erwerben und als eigenes Gut (in der Ehe als Sondergut) zu besitzen, sind die Frauen durchaus nicht überall unfähig. Wo der reine Fraukauf besteht (s. u.), ist die Frau eine Ware und besitzt nur dann und daran Vermögen, was ihr der Mann in der Ehe schenkt. Was sie erwirbt oder ererbt, gehört dem Mann. Wo nicht jener Kauf, sondern Werbung und Verlobung der Ehe vorausgehen, wird zwar auch gewöhnlich ein Brautpreis bezahlt, aber oft wird er von der Familie der Braut ganz oder zum Teil an sie nach der Hochzeit zurückgegeben und dient dann zur Aussteuer. Auch abgesehen hiervon kommen Aussteuern der Braut seitens des Vaters vor und man kann annehmen, dass jede Aussteuer in dieser oder in jener Form alleiniges Eigentum und Vermögen der Frau ist, über welches sie frei und selbständig verfügen kann. Sie muss aber die Aussteuer zurückerstatten, wenn sie durch ihr Benehmen eine Ehescheidung veranlasst. Stirbt die Frau, so gestalten sich die erbrechtlichen Verhältnisse, wenn die Eheleute in getrenntem Güterrecht leben, sehr verschieden. Gewöhnlich fällt das Vermögen an die Familie der Frau zurück; bei den Südarabern, Somali und Waswaheli erhalten es die Kinder, ebenso bei den Hottentotten. Der Mann verwaltet dann das mütterliche Vermögen und hat es bei seiner Wiederverheiratung herauszugeben. Zuweilen gehört auch die gesamte Hochzeitsgabe ausschliesslich den Söhnen, nicht den Töchtern. Ob und inwieweit eine Gemeinschaftlichkeit des Vermögens der Ehegatten stattfindet, lässt sich um so schwerer feststellen, als die fast durchgehends gebräuchliche Polygamie ein solches Gütersystem nicht füglich aufkommen, noch weniger aber durchführen lassen dürfte. Höchstens besteht eine solche Gemeinschaft zwischen dem Manne und der sogen. Oberfrau.

(Schluss folgt.)

Irischer Folklore.

Die Irländer in den Vereinigten Staaten bewahren auch fern von ihrer alten Heimat, im Gegensatz zu den Angelsachsen, den nationalen Charakter und die Gebildeten unter ihnen beschäftigen sich mit Vorliebe mit irischer Litteratur. Eine Anzahl wissenschaftlich tüchtiger Männer betreibt die keltische Sprachforschung, andere widmen ihre Kräfte den Volkssitten und Volksüberlieferungen, welche ja gerade bei den keltischen Irländern noch ein sehr altertümliches Gepräge bewahrt haben. Unter den letzteren ragen durch die Herausgabe wichtiger Schriften hervor James Mooney und Jeremiah Curtin. Der letztere, Sprachforscher von Fach, hat die alte Heimat wiederholt besucht und in den westlichen Teilen Irlands, wo die gälische Sprache noch unbeeinflusst vom herrschenden Englisch erklingt, die alten Sagen und Volkslieder gesammelt, welche er jetzt in einem handlichen Werke veröffentlicht, das den Titel führt: Myths and folk-lore of Ireland (Boston 1890).

In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über die Natur und den Ursprung der Mythen, wobei er sich in scharfen Gegensatz zu den Ansichten stellt, die z. B. von Max Müller u. a. vertreten werden. Wir wollen auf diese in der letzten Zeit öfter erörterte Streitfrage über den Ursprung der Mythen, wiewohl wir auf der Seite Curtins stehen, hier nicht weiter eingehen, sondern nur eine kurze Uebersicht der mitgeteilten Geschichten geben, damit der Leser über den thatsächlichen Inhalt des Buches unterrichtet ist. Während bei uns die Märchen und Sagen von unbestimmten Personen in einem unbestimmten Lande reden und anfangen: »In einem Lande war einmal ein König« oder ähnlich, ist in Irland alles bestimmt an gewisse Personen und Oertlichkeiten geknüpft, die mit Namen bezeichnet werden, als handle es sich um Menschen und Dinge, die geschichtlich sind. Alles ist in den irischen Märchen und Mythen genauer ausgedrückt und zeigt den Charakter des fest Ueberlieferten, so dass Curtin zu dem Ausspruche gelangt: »The Gaelic mythology, so far as it is preserved in Ireland, is better preserved than the mythology of any other European country.«

Die wichtigsten Sagen des Buches gehören zu dem grossen epischen Kreise der Féinne, welcher dem Nibelungenliede an die Seite gestellt wird. Diese Féinne waren die Recken des alten Irland, die sich unter der Führung von Fionn Mac Cumhail zusammengefunden und von ihm den Namen entlehnt hatten, der jetzt wiederum auf die modernen »Fenier« übergegangen ist. Der Ursprung der Féinne ist folgender. Die Hand einer schönen Königstochter kann nur durch die Vollführung einer Heldenthat gewonnen werden, welche alle Fürsten und Helden Irlands vergeblich zu vollbringen versucht hatten; dafür werden sie in den Kerker geworfen und zu einem grausamen Tode verurteilt. Da tritt Fionn, ein bisher ganz unbekannter Jüngling, auf, vollbringt die That und rettet die Helden, die sich nun seiner Führung anvertrauen und ihm blindlings überallhin folgen. So entstanden die Féinne Eirinn, die irischen Fenier. Fionn selbst ist der heimlich geborene Sohn Cumhals und einer Königstochter; um der Rachsucht seines königlichen Grossvaters zu entgehen, dem gewahrsagt war, sein Enkel werde ihn einst vom Thron stossen, ist er heimlich auferzogen worden. Aber er entkommt glücklich den Gefahren und vollbringt nun zahlreiche Abenteuer, bei denen er von seinem wunderbaren Hunde Bran, der mit ihm an einem und demselben Tage geboren wurde, und von seinen Recken unterstützt wird, deren jeder mit irgend einer magischen Gabe versehen ist. Fionn selbst braucht nur an seinem Daumen zu kauen, so weiss er alles, was in der Welt vorgeht, denn mit diesem Daumen hat er einst den weisen Salomo berührt. Eine der Legenden, die vom Tode Cuchullins, gleicht in auffallender Weise der pathetischen Geschichte von Sohrab und Rustem im Schahname. Der Sagenkreis endigt mit dem Beginn der christlichen Aera, doch wird er durch das Wiedererscheinen Oisíns (des Macphersonschen Ossian) noch weiter geführt, der aus dem Lande der Jugend zurückkehrt, wo er 300 Jahre lang verzaubert zugebracht hat. Er kommt gerade noch, um vom heiligen Patrick getauft zu werden, worauf er stirbt. Diese Legenden, deren Teile an einzelne Oertlichkeiten in Irland geknüpft sind, finden sich auch bei den stammverwandten Hochländern Schottlands.

Liest man die jetzt vergriffenen, aber demnächst in einem Neudruck wieder erscheinenden Popular Tales of the West Highlands von Campbell, so wird man in denselben nicht nur die fenischen Geschichten, sondern auch manche Parallele zu den irischen Märchen finden. In der irischen Geschichte »Der König von Erin und die Königin der einsamen Insel« muss die falsche Königin einen Zaubergürtel anlegen, der sie allmählich so zusammendrückt, dass sie bekennt, ihre Kinder seien nicht die echten Söhne des Königs. Bei Campbell nun heisst es: »Conall steckte der Königin einen Ring an den Finger. Er wird enger und enger und quetscht sie endlich so, dass sie bekennt, ihre Kinder seien nicht des Königs Söhne, worauf Conall, als der echte Königssohn, zur Regierung gelangt.« Die »einsame« Insel heisst bei Campbell die »grüne«, offenbar eine Verwechslung, entstanden aus dem ähnlichen Laute der gälischen Wörter

Digitized by Google

uaine = grün und uaigneach = einsam. Man sieht, wie nahe sich die schottischen und irischen Erzählungen berühren. Auch »Aschenbrödel«, als Cinderella u. s. w. auch bei den romanischen Völkern weitverbreitet, kommt in Irland vor, doch hat hier die Erzählung im Munde des gälischen Erzählers offenbar gelitten. Hier geht der Königssohn zur Messe und wartet vor der Kirchenthüre auf das Mädchen, welches nachher von ihren neidischen Schwestern eingesperrt wird, um sie vor den Augen des Prinzen zu verbergen. In der in Leinster umgehenden Erzählung begibt sich das Mädchen zu einem grossen Balle im Königspalaste, wird aber dann unter einem grossen Korbe vor dem Königssohne versteckt, dem indes ein kleines, zur Thüre hereinhüpfendes Vögelein den Aufenthalt verrät, indem es singt:

Bonny foot and hily foot
Is under the basket.

Man braucht die deutschen Parallelen nicht heranzuziehen. Den Vergleichen mit den Sagen und Märchen der übrigen europäischen Völker hätte Curtin wohl mehr Raum schenken und sein Werk reichlicher mit Anmerkungen versehen dürfen. Seit Kennedys Sammlung, die vor 25 Jahren erschien, ist es aber das beste, was wir über die alten Sagen- und Märchenschätze Irlands besitzen, das erste überhaupt, welches in der der Wissenschaft genügenden Form die alten Legendenschätze einer Kultur dem gebildeten Europa zugängig macht. A.

Litteratur.

H. Kiepert, Spezialkarte vom westlichen Kleinasien nach seinen eigenen Reisen und nach anderen grösstenteils noch unveröffentlichten Routenaufnahmen. 15 Blätter. 1 : 250 000. Berlin, Dietrich Reimer 1890. 1. Lieferung. (Prospekt mit Uebersichtskarte. Begleitworte. Die Blätter: 1. Gallipoli; 2. Konstantinopel; 7. Smyrna; 10. Samos; 14. Rhodos.) Preis der ganzen Karte 30 Mark, der einzelnen Sektionen je Mark 2.40. Die 2. Lieferung wird voraussichtlich im September, die 3. (Schluss-)Lieferung vor Jahresschluss erscheinen.

Als seine Lebensaufgabe bezeichnet Altmeister Kiepert selbst die »Bearbeitung der Spezialtopographie von Kleinasien« — und es ist allgemein bekannt, in welch grosser Anzahl von Kartenkonstruktionen bald mehr übersichtlichen, bald speziellen Charakters er seit der ersten grossen Karte von 1844 dieser Aufgabe näher getreten ist. Die weitaus meisten Itineraraufnahmen archäologischer und anderer Reisender, die Vermessungsarbeiten der türkischen Bahngesellschaften und viele andere vereinzelte Beobachtungen sind zunächst durch seine Hand gegangen und durch seinen kritischen Scharfsinn mit dem vorher ermittelten Kartenbilde verbunden worden. So sind ausser den Kiepertschen Spezialkarten in den letzten Jahren die beiden schönen zusammenfassenden Kartenbilder der »Carte générale de l'Empire Ottoman« und der »Nouvelle Carte générale des provinces Asiatiques de l'Empire Ottoman« entstanden, willkommene Begleiter jedes Reisenden, den nicht etwa Kieperts stets bereite Freundlichkeit mit handschriftlichen Skizzen seines engeren Reisegebietes ausrüstete. Vermochten schon diese Karten unsere bisherige Kenntnis und ihre Lücken zu deutlicher Anschauung zu bringen, so wird es den nunmehr erscheinenden abschliessenden Arbeiten schon infolge ihres grossen Maassstabes um so leichter gelingen, »künftigen wissenschaftlichen Besuchern des Landes die erwünschten Plätze neuer Entdeckungsthätigkeit bestimmter nachzuweisen«, zugleich aber die Summe gesicherten Wissens in klarer Uebersicht festzulegen. Der für nächstes Jahr angekündigten Gesamtkarte Kleinasiens in 1 : 500000 sendet Kiepert eine Darstellung der westlichen Landesteile bis über 31 ° östl. L. v. Gr. in doppelt so grossem Maassstabe voran, welche (mit Ausnahme der aus politischen Gründen noch zurückgehaltenen englischen und russischen Aufnahmen der letzten Jahre) das gesamte vorhandene Material verarbeitet enthält. Da astronomische Ortsbestimmungen und räumlich sehr beschränkte Vermessungsarbeiten fast nur aus älterer Zeit vorliegen, wurden als Grundlage der Konstruktion die Aufnahmen für Eisenbahnzwecke verwendet, die zum grössten Teile hier zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit treten. Ihnen schliessen sich zuverlässige Routenaufnahmen in grosser Zahl an, vor allem die Itinerare von Kieperts eigenen Reisen 1841/42, 1870, 1886, 1888, dann jene der grossen archäologischen Expeditionen. Wie die gedrängte Uebersicht der Quellen in den »Begleitworten« zeigt, ist es überwiegend unveröffentlichtes Material, das zu Kieperts älteren Karten hinzukam, zum Teil bisher unbenutzte Aufzeichnungen aus den Anfängen des Jahrhunderts, welche für die Erforschung Vorderasiens so bedeutungsvoll waren. Besonders hervorzuheben ist, dass auf der Karte selbst, insbesondere für Höhenangaben, nach Möglichkeit versucht wurde, die Quellen und den Grad ihrer Zuverlässigkeit ersichtlich zu machen. Auch sind Kieperts und Fabricius' Routen durch farbige Linien bezeichnet worden. Mit besonderer Spannung dürfen wir den für die letzte Lieferung versprochenen »ausführlicheren Erläuterungen« entgegensehen — pflegt doch Kiepert in der gedrängten Form solcher Begleitworte zu seinen Karten eine Fülle wichtiger kritischer Bemerkungen zu bieten, bei denen es kaum möglich ist, das Bedauern über seine allzugrosse Selbstbeschränkung zu unterdrücken. Kein anderer wäre, so wie er, in der Lage, uns den Stand unserer Kenntnis von Vorderasien und die Geschichte seiner Erforschung zusammenfassend und erschöpfend zu schildern — mit anderen Worten: Ritters »Asien« bis zur Gegenwart fortzuführen. Allein wir bleiben auf gedrängte Kommentare zu seinen kartographischen Kompendien angewiesen, und der Fernerstehende vermag daher zum Teil die ungeheure Geistesarbeit, die in diesen Blättern vergraben liegt, kaum zu würdigen. Das mag insbesondere auch von der historischen Seite dieser Karten, den ebenso vorsichtigen, als auf allseitiger Kenntnis beruhenden Gleichsetzungen antiker und moderner Namen gelten, die zum grossen Teil Kieperts eigenen Forschungen entstammen. — Die bisher vorliegenden fünf Blätter umfassen Teile der Nordküste, wobei vom europäischen Kontinente nur die von Kiepert bereisten und die durch militärische Vermessungen (Krimkrieg, letzter Krieg) festgelegten Gebiete ausgeführt, im übrigen bloss die Küstenlinien nach britischen Marine-Aufnahmen gegeben wurden, dann Teile der Westküste und der Inselwelt, wobei zum Teil auch neugriechische litterarische Quellen verwendet werden konnten. Ueber die technische Ausführung der Karte, deren Gesamteindruck jenem der »Nouvelle Carte générale« entspricht, die aber an Plastik der Gebirgszeichnung dieser letzteren überlegen ist, braucht kaum viel gesagt zu werden: vielleicht hätte es sich doch empfohlen, die Flussläufe durch blaue Farbe hervorzuheben. Die Reste antiker und mittelalterlicher Ansiedelungen sind sorgfältig bezeichnet, die sicheren und die zweifelhaften antiken Namen durch verschiedene Schrift unterschieden. Wir werden auf dieses monumentale Werk beim Erscheinen weiterer Blätter noch zurückkommen. Robert Sieger.

M. Quedenfeldt: Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis. Durch den Verlust einer Korrektur sind in dem in Nr. 26 abgedruckten Teile der Arbeit verschiedene Fehler nicht entfernt worden. Auf S. 515 muss es heissen »achdar« statt achdan, »Chomss« statt Chomso, »Sensûr« statt Sentûr, »Hauuâra« statt Haunara. Die Bewohner von Nalût (S. 516) nennen sich nicht »Nafâlut«, sondern »Nalâlut«, und ebenso bezeichnen sich die Berber von Suâga nicht als »Ataïlûl«, sondern als »Atuilûl«, ein Wort, in welchem sehr wahrscheinlich der Name eines ihrer Stammväter, Uatîl, enthalten ist. — Statt »Vaceur«, Note 3, S. 516, lies »Naceur«, auf S. 517 statt »Baḥmanîa« »Raḥmanîa«, statt »Taunâife« »Tauâif«; statt »An'ameria« »Au'ameria«, in Note 1 statt »Hirjam« »Mirjam« und» Ssif« statt »Suf«. Ferner in Note 2 »Kubberîn« statt »Subberîn«. Der Stammname »Urschfâna« ist so und nicht getrennt zu schreiben, und endlich heisst es »Nu'âil« und nicht »Nuâil«.

In dem Aufsatz von **Ed. Glaser** in Nr. 27 ist zu lesen Adowa statt Awdoa (S. 522), T'eschepes statt T'e T'eschepes (S. 524) und Mghairot statt Mhayrot (S. 525).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 29. **Stuttgart, 21. Juli 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien. Von Robert Sieger. S. 561. — 2. Ethnologie und Geschichte. Von Th. Achelis. (Schluss.) S. 566. — 3. Das Recht in Afrika. Von Adolf Fleischmann in München. (Schluss.) S. 570. — 4. Antiker Aberglaube, ethnographisch beleuchtet. Von A. S. 572. — 5. Ueber Ramasan und Khidreless. Von Gottfried Albert-Pera. S. 574. — 6. Die Wotjaken. Von P. v. Stenin. S. 576. — 8. Litteratur. S. 580.

Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien.

Von Robert Sieger.

Während wir aus Afrika, Südamerika, Centralasien, in geringerem Maasse auch aus manchen andern Gebieten am Abschlusse des gegenwärtigen Zeitalters der Entdeckungen noch immer von aufschlussreichen und räumlich weitgreifenden geographischen »Entdeckungsreisen« im eigentlichen Sinne des Wortes vernehmen, beschränkten sich unsere Nachrichten aus Vorderasien während der letzten Jahre fast ausschliesslich auf Arbeiten zur genaueren Erkenntnis engerer und engster Gebiete, zumeist im Sinne einer bestimmten Sonderwissenschaft. So wichtige Ergebnisse diese Forschungsweise auch liefert, so erregt sie doch in weit geringerem Grade die allgemeine Teilnahme. Umfassende Veröffentlichungen erfolgen dabei spät und wenig zahlreich, oder sie gehen doch wesentlich nicht von geographischer Anschauungsweise aus. Manchmal bleiben wir recht lange auf abgerissene und versteckte »vorläufige Mitteilungen« angewiesen und haben Mühe, zu einer vollständigen Uebersicht der gebotenen Einzelheiten zu gelangen und aus ihr das für uns Wichtige zu erkennen.

Die Ursache liegt weniger in unserer verhältnismässig guten Kunde von den allgemeinen Grundzügen dieser im einzelnen oft noch sehr wenig bekannten Gebiete, als in dem schachbrettartigen Durcheinander der genau erforschten und der fast unbetretenen Landschaften, das die Karte Vorderasiens aufweist. Dieses Kartenbild ladet weit eher zur vollständigen Ausfüllung einzelner der vielen Lücken ein, als zu grossen verbindenden und erkundenden Wegaufnahmen, für die es immerhin noch Raum genug bietet. Im Zusammenhang damit treten die rein topographischen Bestrebungen neben anderen zurück oder vielmehr in ihre Dienste. Und für Vorderasien müssen wir unter jenen Unternehmungen, in deren Gefolge geographischer Gewinn zu Tage gefördert wird, vor allem die Forschung des Archäologen und Ethnographen nach den Resten alter Kulturstätten und Kulturvölker nennen. Gegen sie treten hier sowohl die Unternehmungen zur Belebung örtlicher Verkehrsstrassen und zur Ausbeutung vorhandener Naturschätze, als auch die rein naturwissenschaftliche Forschung merklich zurück.

Aber auch die grossen Antriebe der Politik und des Weltverkehrs [1]), welche zum Aufschlusse des inneren Afrika und Asien gerade in den letzten Jahrzehnten so viel beitrugen, sind in Vorderasien zu derselben Zeit nur wenig wirksam geworden. Die orientalische Frage war gerade auf diesem Gebiet etwas zur Ruhe gekommen: hatten doch Ereignisse, wie die Vollendung des anglo-indischen Telegraphen und die Eröffnung des Suezkanals, hernach die territorialen Ergebnisse des Berliner Kongresses eine Grenzlinie zwischen den Einflussgebieten Englands und Russlands hergestellt, innerhalb deren es Aufgaben genug zu lösen gab und die sich also nur sehr allmählich verschob. Erst in allerjüngster Zeit, seitdem Russlands Einfluss auf Persien durch die Vollendung der transkaukasischen und ganz besonders der transkaspischen Bahn eine grosse Steigerung erfahren hat, wendet auch England diesen für die politische und handelspolitische Stellung eines »greater Britain« wichtigen Landschaften volle Aufmerksamkeit zu, und man strebt in regem Wetteifer beiderseits, sich bequemere Zugänge ins Innere Persiens zu schaffen. Hat England die Freigebung der Schiffahrt auf dem Kârûn endlich erreicht, so

[1]) Die Mission, die in Vorderasien sich von vornherein auf die eingeborenen Christen und Juden beschränken musste, leistete Wichtiges für die geographische Erkenntnis, solange sie noch nach geeigneten Stätten ihrer Wirksamkeit suchen musste (ich erinnere an die Reisen der Amerikaner im Nestorianerland); seither sind ihre wissenschaftlichen Ergebnisse zumeist auf einzelne Beobachtungen an den wenigen Stationen beschränkt geblieben.

Digitized by Google

wusste Russland nach neueren Zeitungsnachrichten (Nationalzeitung 31. März 1890) von der persischen Regierung das Versprechen zu erlangen, russischen Unternehmern beim Bau von Eisenbahnen jederlei Vorzug einzuräumen, ferner während der nächsten fünf Jahre Russland jedes auf Bahnbau bezügliche Anerbieten anzuzeigen. Zugleich verpflichtete sie sich, binnen zwei Jahren Landstrassen von Ardebil nach Astâra und von Rescht nach Teherân fertigzustellen, sowie auch jene von Khorassân nach der Bahnstation Askhabâd zu vollenden, deren Fertigstellung auf russischer Seite schon 1889 gemeldet wurde (Verh. Berl. Ges. f. Erdk. 1889, 64). Und schliesslich gibt Persien der russischen Schiffahrt die Bucht Murdâb, d. h. die unmittelbare Zufahrt nach seinem kaspischen Haupthafen Rescht, frei, welche allerdings erst für grössere Schiffe zugänglich gemacht werden muss.

Vielleicht sind mit diesen Vereinbarungen die vielbesprochenen nordpersischen Bahnen ihrer Ausführung näher gerückt [1]). Von Süden her durch die Gebirgsketten des Zagros kann demgegenüber (ausser etwa einer Bahnlinie von Baghdâd nach Hamadân und Teherân, die aber mehr in türkischem als europäischem Interesse liegt) nur eine Strassenanlage ernstlich ins Auge gefasst werden. Diese aber dürfte in kurzem fertig dastehen, da wir eben erfahren, dass ihre Herstellung der britischen »Imperial Bank of Persia« übertragen und der zweckmässigste Weg über Khorremâbâd, Burudschird, Kom (s. S. 320) endgültig gewählt worden ist [2]).

Es scheint, dass bei dieser Entscheidung wesentlich Gewicht gelegt wurde auf das Urteil des Ingenieurobersten Mark Sever Bell, von dessen umfangreichen Reisen zu verkehrspolitischen Zwecken noch die Rede sein wird. Auch den untern Kârûn hat Bell 1884 besucht, und es ist lehrreich, seinen Bericht mit den Mitteilungen des Parlamentsmitglieds George N. Curzon (Fortnightly Review 1890, April 479—499 und Mai 694—716) zu vergleichen, welcher im Dezember 1889 den Kârûn (hauptsächlich zu Schiff) bis Schûschter hinauf verfolgte, um sich über die Verkehrsverhältnisse und die unmittelbaren Wirkungen der neu eingerichteten Schiffahrt zu unterrichten, also aus denselben Beweggründen, die ihn vorher zum Besuche Transkaspiens und seiner Bahn veranlasst hatten. Nach beiden ist die gegenwärtige Bedeutung von Mohammera, dem Eingangshafen des Kârûn, herzlich gering und eher in den letzten Jahrzehnten gesunken, als gestiegen. Auch der Verkehr auf dem Strome, von Behörden und Bevölkerung lässig und widerwillig gefördert, ist noch unbedeutend. Vorläufig verkehrt ein Dampfer der Firma Lynch Bros. [1]) bis Ahwâz und ein kleinerer persischer oberhalb der Stromschnellen.

Dagegen äussert sich aber der Einfluss der geplanten und begonnenen Unternehmungen bereits in einer Zunahme der persischen Macht über die bisher nahezu unabhängigen Gebiete Arabistâns, durch die namentlich Englands alter Freund, der Schêch von Mohammerah, in eine unhaltbare Stellung geraten und sein kleines Dampfboot dem Handelsverkehr gänzlich entzogen worden ist — und andrerseits in dem wachsenden Misstrauen der Türken, die sich durch Festungsbauten die Mündung des Schatt el Arab zu sichern und durch Zollplackereien der drohenden Ablenkung des Handels von Basra und Baghdâd vorzubeugen suchen. Der Mündungsarm des Kârûn, der auf rein persischem Gebiete verläuft und dessen Benutzung daher des öftern vorgeschlagen wurde, der Behemschîr, ist nach Curzon seit Selbys und Layards Zeit immer mehr verschlammt und unbrauchbar geworden. Curzon hat seinen Ausflug auch zu genauer Untersuchung der Stromschnellen bei Ahwâz, die man nach seiner Ansicht auch durch Hinaufziehen mittels einer am Ufer aufgestellten Maschine überwinden kann, sowie der berühmten sassanidischen Wasserbauten in Schûschter benutzt. Eine ausführliche Arbeit über den Kârûn, die er demnächst der Londoner Geographischen Gesellschaft vorlegen will, dürfte sich bei dem eingehenden Studium, das er dem Gegenstande selbst sowohl, wie den älteren Quellen, gewidmet hat, vorteilhaft von ähnlichen Versuchen unterscheiden.

Auch in der asiatischen Türkei denkt man wieder an raschere Ausführung der längstgehegten Eisenbahnpläne [2]). Die Arbeiten der Strecke Jaffa-Jerusalem sind begonnen (Mitt. Wiener Geogr. Ges. 1890, 258). Die Linie von Haider Pascha (Konstantinopel) nach Ismid (93 km) soll nach Angora fortgesetzt werden (Gesamtstrecke 600 km). Es ist ein deutsches Unternehmen, und deutsche Ingenieure haben die Aufnahmen vorgenommen, die bereits gleich anderen Bahnvermessungen in Kieperts neuer Karte benutzt sind. Man hofft auch hier im Jahre 1892 die Arbeiten abschliessen zu können (Globus LVII, 127 ff. Humann u. Puchstein S. 407 ff.).

[1]) Eine kleine Bahnstrecke (10 km) von Teherân nach Schah Abdul Azim, dem Sommersitze des Schah, ist seit 1888 eröffnet.

[2]) Curzon, Fortnightly Review 1890, April, S. 479 ff. Russische Berichterstatter aus Teherân (s. National-Zeitung vom 17. Mai, Abendausgabe) lassen diese Strasse schon vollendet und mit Befestigungen und Telegraphen versehen sein! Auch wäre nach ihnen die Hauptschwierigkeit, das Räuberwesen der Kleinluren, bereits durch geeignete Maassregeln beseitigt.

[1]) Nicht »Blosse und Lynch«, wie man immer wieder liest. Blorse Lynch ist der Name eines bei Chesneys Expedition und späteren Forschungen in Mesopotamien hervorragend beteiligten Offiziers, nach welchem der kleine Tigrisdampfer benannt ist, der ursprünglich zur Kârûnfahrt verwendet wurde.

[2]) Ueber Bahnen und Bahnpläne der asiatischen Türkei siehe Deckert, Globus LIII, S. 305, Umlauft, Geographische Rundschau 1889, XI. Es mag hier bemerkt sein, dass eine neue arabische Karte von Palästina (von der American Press in Beirût herausgegeben, siehe Petermanns Mitt. 1889, L. B. 2763) neben der neuesten administrativen Einteilung auch die geplanten und im Bau begriffenen Bahnen (Latakieh-Hama-Homs-Tripolis-Beirût-Damaskus-Jaffa-Jerusalem) verzeichnet, sowie dass 1889 die erste Brücke über den Jordan bei Jericho dem Verkehr übergeben wurde.

Digitized by Google

In Zusammenhang mit den kleinasiatischen Bahnbauten hört man auch wieder von der »Euphratbahn«. Unter der Menge von Vorschlägen, die seit Chesneys erster Anregung 1857 aufgetaucht sind, darf man wohl die seinerzeit von Cameron befürwortete »Tigrisbahn« vom Mittelmeer durch Hochmesopotamien nach Mosul und Baghdâd, nicht bloss vom türkischen Standpunkt aus, der eigentlichen »Euphratlinie« des ursprünglichen Projektes vorziehen, da jene durch verhältnismässig reiche und besiedelte Gegenden, diese durch eine verkehrslose Wüste führt. Allein sowohl eine englische Parlamentskommission 1872 als auch der französische Ingenieur Dumont (Bulletin Soc. de Géogr. 1888, IX 557—573), der Frankreich zur Ausführung der Bahn zu bewegen suchte, sprachen sich für die Euphratlinie über Meskene aus. Nunmehr scheint man sich in Konstantinopel zu einer Vereinigung beider Vorschläge entschlossen zu haben. Ich entnehme wenigstens einer freilich sehr unklaren Notiz der Wiener »N. Fr. Presse« (8. April 1890 Abendblatt), dass im Januar d. J. der technische Direktor des Vilâjets Baghdâd J. Schöndorfer und sein Adjunkt Duvent (?) im Auftrage der Regierung den Euphrat und Tigris einer genauen Untersuchung über ihre Schiffbarkeit unterzogen, um am Euphrat einen Umschlagplatz für die projektierte Bahn Tripolis-Aleppo-Euphrat zu ermitteln, welche dann nach Diârbekr oder Mosul weiter geführt werden soll. Die damit zugleich auftretende Nachricht, dass eine englische Gesellschaft einen Dampfschiffverkehr »auf diesem Doppelstrom« begründen will, besagt wohl nur, dass man plant, die bisher von zwei Schiffen betriebene Dampferlinie der englischen Gesellschaft zwischen Basra und Baghdâd nun auch auf den Euphrat, vielleicht auch den oberen Tigris etwa bis Mosul auszudehnen. Man scheint eben in England zu einer weniger ablehnenden Haltung gegenüber der Nutzbarmachung des Euphratweges zurückkehren zu wollen, der im Zusammenhang mit einem türkisch-asiatischen Eisenbahnnetz und den besprochenen Zugängen nach Persien in der That von grosser Bedeutung werden könnte. Dass auch dabei politische Hintergedanken im Spiele sind, zeigen die Ausführungen eines so scharfen Beobachters, wie es Oberst Bell ist, über die grosse strategische Wichtigkeit des armenischen Hochlandes und die Notwendigkeit eines vorderasiatisch-indischen Gegenstücks zur canadischen Pacificbahn. Er hält (Scotish Geogr. Mag. 1890, Märzheft) die Ausführung derselben für dringlich und die Zeit dazu bereits reif. Selbstverständlich empfiehlt er eine Berührung der hochmesopotamischen und nordsyrischen Ebenen, ohne welche die Bahn keinen Handelsgewinn bringen würde, und verwirft deshalb ebenfalls die Euphratlinie zu Gunsten der Strecke Alexandrette- (Iskenderûn-)Aleppo-Urfa-Mardin-Nisibin-Mosul-Baghdâd, welche von Mosul aus durch das mittelpersische Hochland in Verbindung mit den nach Beludschistân vorgeschobenen indischen Bahnen treten sollte und mehrfachen Anschluss an das Netz der kleinasiatischen Bahnen erstreben müsste.

Eine Verwirklichung so weit greifender Pläne liegt wohl noch in beträchtlicher Ferne. Dass man nun aber auch von türkischer Seite wieder einmal die Euphratbahn in Aussicht nimmt, dürfte sich wohl aus Curzons Mitteilungen über die Bemühungen, eine Ablenkung des Verkehrs nach dem Kârûn hin zu hintertreiben, wohl genügend erklären. Ob die neue Untersuchung des Euphrats Ergebnisse von praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung haben wird, ist schwer zu sagen: die Expedition von Chesney, die trigonometrischen Aufnahmen in Babylonien, die Sondierungen von Schmitt (Maschud Bey s. Mitt. Wiener Geogr. Ges. 1870, S. 649) und zahlreiche Befahrungen des Unterlaufs haben den allgemeinen Lauf des Stroms genügend festgestellt, allein die Veränderungen dieses ewig wechselnden Strombettes von einer Aufnahme zur andern sind nicht unbedeutend und nicht ohne Interesse. Es wäre zu wünschen, dass bei dieser Gelegenheit auch der »westliche Euphrat«, der wohl dem Arm von Hille bald seine Bedeutung als Hauptarm und damit auch den Namen »Euphrat« abnehmen dürfte, und seine Tauglichkeit zur Schiffahrtstrasse sorgfältig untersucht würde.

Auch Frankreich hat sich von Zeit zu Zeit lebhafter um den Euphratweg und die Zugänge nach Persien bekümmert (man denke an Rivoyre, Dumont u. a.). Wenn wir nun (Globus LVIII 15) von der Entsendung des Herrn Develay und Pisson nach Kleinasien, Persien und Afghanistân durch das französische Handelsministerium hören, dürfen wir dabei wohl handelspolitische Absichten vermuten, wenn auch die rein wissenschaftlichen Zwecke einer Erforschung der grossen persischen Salzwüste (Kewîr) und der Gebiete zwischen Herât und Kabul vorangestellt werden.

Von den Veröffentlichungen, die mit diesen politischen und Handelsunternehmungen zusammenhängen[1]), war zum Teil schon die Rede. Wir wollen hier nur auf die Reisen Bells zurückkommen, der seit mehreren Jahren thätig war, diejenigen Handelsstrassen, die für das asiatische Reich Englands von Bedeutung werden könnten, auch nach der Seite ihrer militärischen Eignung hin zu untersuchen. Wir finden ihn 1882 im nördlichen China, 1884 in Südwestpersien, 1885—1886 in Mesopotamien und Armenien, 1887 im westlichen

[1]) Es ist hier angezeigt, auf den inhaltreichen Bericht des holländischen Konsuls in Buschehr, de Keun, für 1886 hinzuweisen, den die »Annalen der Hydrographie« 1889, S. 189 ff. im Auszug wiedergeben (Die Häfen- und Handelsverhältnisse des persischen Golfs und des Golfs von Oman). Er bespricht, unter weitgehender Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse und der geschichtlichen Entwickelung des Verkehrs, insbesondere Basra, Buschehr, Lingeh, Bender-Abbas, Bahrein und Maskat. — Ueber Freiherr v. Traubenbergs Zusammenstellung der »Verkehrswege Persiens« siehe »Ausland« 1890, S. 540.

Digitized by Google

China und in Kaschgarien, endlich Juli 1888 bis Januar 1889 in Beludschistân und Persien und begegnen in den Proceedings der Londoner Geographischen Gesellschaft vom Februar 1890 einem Aufsatze über die Handelswege von Peking nach Kaschgâr aus seiner Feder. Der schon erwähnte kurze Bericht über seine Reisen in Armenien und Nordsyrien (Scot. Geogr. Mag., März 1890, S. 113—135) bespricht namentlich die verschiedenen Zugänge in den Taurus und die Hauptknotenpunkte des Verkehrs, besonders eingehend Wân. Neben verkehrsgeographischen und politischen Erörterungen enthält er aber auch mancherlei lesenswerte ethnographische Mitteilungen über Armenier, Kurden, Nestorianer, Kizzilbasch und Jeziden, sowie über die türkischen Soldaten, die Bell den persischen entschieden vorzieht. Ausführlicher berichtet er über seine Reisen im südwestlichen Persien im 145. und 146. Band (1889) von »Blackwoods Edinburgh Magazine« unter Beigabe von Distanzkarten und Profilen. Er verfolgte zunächst Frühjahr 1884 den Kârûn von der Mündung bis Schûschter, begab sich dann zu dem Ilchâni der Bâchtiâren (Grossluren), in deren Winterlager Âbi Bid und erhielt von diesem Machthaber Empfehlungen an den Häuptling der kleinlurischen Segwend, die durch das von Aufruhr und Räuberei beunruhigte Gebirgsland nach Chorremâbâd zogen. Nachdem er sie (von Dizful aus in eiligem Ritt) eingeholt hatte, wanderte Bell mehr als zwei Wochen lang mit dem kriegsbereiten Nomadenstamm und konnte so die Lebensweise der Kleinluren genau beobachten. Er schildert sie als ein kräftiges, hochgewachsenes und schlankes Volk von dunkler Komplexion und rötlicher Gesichtsfarbe, das schlicht, fröhlich und leichtherzig und ohne jede Spur von religiösem Fanatismus, dagegen gesetzlos und räuberisch ist. Um so bedenklicher musste ihm bald das Benehmen des Häuptlings erscheinen, auf dessen Schutz er angewiesen war: es gab mehrere Zerwürfnisse und Beraubungsversuche, und Bell meint, ohne den Brief des Ilchâni hätte er kaum lebend Chorremâbâd erreicht. Seither soll nach Bell dieser Weg wieder sicher und für Karawanen gangbar geworden sein; Rodler hat jedoch Nachricht von einem Aufstand im Jahre 1889 erhalten. Und auch der Bericht von Th. Strauss über seinen vorjährigen Ausflug zu dem von ihm und Rodler 1888 entdeckten Bergsee Kehere Âb (Mitteil. Geogr. Ges. Jena 1889 VIII, S. 21 ff.) zeigt, wie sehr in den abgelegneren Landesteilen von Luristân noch Räuberei und Fehdewesen herrschen. Von Chorremâbâd ging Bell über Burudschird nach Kom und wandte sich von dort auf dem Gebirgswege über Komain und Gulpaïgân nach Feridân, teils zur Erforschung dieser wenig bekannten Gebiete, teils in der Hoffnung, einen unmittelbaren Zugang an den Kârûn bei Ardal, dem Sommersitze des Ilchâni, zu finden. Mehrfache Abstecher (Ali Godarz, Dima) zeigten ihm jedoch, dass die Gebirgswege zum Teil (im Mai) noch ungangbar, vor allem aber keine Führer zu erlangen seien, er sah sich daher genötigt, über Ispâhân nach Ardal zu gehen. Ganz ähnlich ist es später (1888) dem Wiener Geologen Rodler ergangen, dem die »Feigheit der Perser« ein Vordringen von Norden her an den Kârûn unmöglich machte.

Rodlers und Bells Reisegebiet berührt sich hier des öftern, und es ist um so mehr bedauerlich, dass der erstere bisher durch Krankheit an einer Veröffentlichung seines Itinerars verhindert ward[1]). Bei den Bâchtiâren fanden beide Reisende gleich gute Aufnahme, obwohl bei Rodlers Besuch soeben sich ein Personenwechsel in den Häuptern des Stammes vollzogen hatte. Bell wurde es durch die Unterstützung des damaligen Ilchâni ermöglicht, in die wilde Gebirgslandschaft der Kaschghâi (die Bell für Luren anzusehen scheint, während man sie sonst zu den Türken zu rechnen pflegte) und der Kuhgelû im Süden des Kârûn einzudringen. Hier hat er von Europäern noch unbetretene Wege zurückgelegt, welche diesem Teil seiner Reise besondere Bedeutung verleihen. Dem Kuh i Dinâ, nach St. Johns von Tietze bestrittener Ansicht der höchsten Erhebung des Zagros, näherte sich Bell von Norden (Felat) und überschritt dieses mächtige Gebirge in einem 11 000 englische Fuss hohen Passe »Garden i Bazurr«, der wohl gleichzusetzen ist mit dem »Mulle Bizhân« Haussknechts, welcher den Südabhang des Kuh i Dinâ bereist hatte. Dem Wege dieses Reisenden folgend, kam dann Bell nach Bebehân und ging von dort nach dem kleinen Hafenplatz Bender Dilem und die Küste entlang nach Buschehr. Er kam zu dem Ergebnisse, dass die Wege über Bebehân und Felat nach Ispahân, obwohl die kürzeste Verbindung dieser Stadt mit dem Meere, doch für Handelszwecke nicht geeignet sind, und es sich nach wie vor nur um die Wege von Buschehr und von Mohammerah über Dizfûl und Kom handeln könne, in zweiter Reihe vielleicht auch um den von ihm nicht betretenen Weg von Schûschter nach Ispahân, den er wohl zu günstig beurteilt.

Der wissenschaftliche Gewinn dieser Reisen, ebenso wie eines Besuches bei den Nestorianern im Hakkarigebirge, über den wir von Bell noch nähere Mitteilung erwarten müssen — kann erst vollständig beurteilt werden, sobald die Aufnahme seines Weges vorliegt. Leider pflegt man sich in England mit der Veröffentlichung der topographischen Ergebnisse solcher halbpolitischen Reisen wenig zu beeilen: Jahrzehnte sind verflossen, ehe die Aufnahmen der »Euphrates-Expedition« und später des »Trigonometrical Survey« in Mesopotamien vollständig bekannt wurden; noch heute ist die vielgenannte Karte

[1]) Ueber Rodlers letzte Reise vgl. »Wiener Sitzungsberichte Mathem.-Naturw. Kl.« XCVIII. 1889, Januar. — Ferner »Wiener Akadem. Anzeiger« 1888, Nr. XXI, und seine Anzeige von Bell in den »Mitteilungen d. Wiener Geographisch. Gesellschaft« 1890, S. 137 ff.

Digitized by Google

der türkisch-persischen Grenzkommission zur Ausführung des Erzerumer Friedens (1849—1852), gleichwie die indischen Karten von »S. W. Asia«, nicht im Handel und für Ausländer fast unzugänglich. Die Aufnahmen der sogenannten »militärischen Konsuln« in Kleinasien 1879—1882 aber werden durchaus geheimgehalten, so dass sie nicht einmal Kiepert für seine neue grosse Karte von Kleinasien benutzen konnte. Ich führe diese schwer oder gar nicht zugänglichen Aufnahmen an, weil sie neben den ebenso geheimgehaltenen Ergebnissen russischer Rekognoszierungen und der einen oder anderen genaueren Vermessung zu archäologischen Zwecken nahezu das einzige sind, was wir auf diesem Gebiete mit dem Namen »Aufnahme« bezeichnen dürfen [1]). Die Zahl der astronomisch bestimmten Punkte ist in Vorderasien ebenfalls überraschend gering (wie man z. B. in Bezug auf Kleinasien aus Kieperts Begleitworten zu der eben genannten Karte ersehen kann), und so sind wir im allgemeinen auf die Festlegungen von Reisewegen angewiesen, soweit nicht die neueren Eisenbahnpläne zu einer sorgfältigeren Ausmessung einzelner Strecken führten.

Nur auf zwei Landschaften sehr verschiedener Grösse an den äussersten Grenzen Vorderasiens findet das Gesagte keine Anwendung. Sie bilden insofern eine Ausnahme, als sie einer regelrechten militärischen Aufnahme unterzogen worden sind und zugleich vermöge eigenartiger Verhältnisse einer allseitigen und planmässigen Durchforschung unterliegen, infolge deren wir sie auch, was ihre natürliche Beschaffenheit und die Reste ihrer geschichtlichen Vergangenheit betrifft, zu den gut bekannten zählen dürfen. Diese Länder, welche somit aus dem Rahmen einer allgemeinen Betrachtung Vorderasiens gewissermaassen heraustreten, sind der Kaukasus und das heilige Land; wir wollen uns aus den genannten Gründen über sie kürzer fassen. Wieviel in den russischen Kaukasusländern neben den topographischen Aufnahmen durch die umfassende Thätigkeit von Naturforschern wie Abich und Radde geleistet wurde, ist allgemein bekannt; aber auch die ethnographischen Forschungen, zu denen sein Völkergemisch vor allem einladet, haben unsere geographische Kenntnis bereichert. Wenn im Kartenbilde des Landes eine grössere Lücke geblieben war, so umfasste dieselbe wesentlich die höchsten Gebirgshöhen, an deren unbewohnter Oede der älteren Kartographie wenig gelegen war. Gerade diese wurde aber in den beiden letzten Jahrzehnten schrittweise ausgefüllt durch die Kreuz- und Querzüge der Alpinisten, namentlich von englischer Herkunft, denen wir die ersten genaueren Einblicke in die centralen Gebirgsmassen verdanken. Wenn man sich auch russischerseits manchmal etwas eigentümlich gegen ihre Bestrebungen verhält und durch Vereinsbeschlüsse die Bergbesteigungen glaubwürdiger Fremder aus der Welt schaffen möchte (vgl. Ausland 1890, S. 250) so muss doch anerkannt werden, dass die kaukasischen Hochgebirgspioniere manche wertvolle topographische Bestimmung und Berichtigung geliefert haben und den Vergleich mit den Alpenwanderern nicht zu scheuen brauchen. Es ist ein Verdienst von Déchys und insbesondere des unermüdlichen Freshfield, dass sie (jener vornehmlich in Peterm. Mitt., dieser in den Proceedings of the Royal Geogr. Soc.) das geographische Publikum über die Ergebnisse dieser alpinistischen Thätigkeit von Zeit zu Zeit zusammenfassend unterrichten. Insbesondere waren, wie man aus Dents (Alpine Journal 1890, II, 26—39) und Freshfields Berichten (Proceed. R. G. S. 1890, Maiheft mit Karte) ersieht, die Bemühungen zur Auffindung der 1888 verunglückten englischen Bergsteiger auch wissenschaftlich nicht ohne Gewinn. Inzwischen hat sich die russische Regierung nun auch entschlossen, an eine Neuaufnahme des Hochgebirgs zu schreiten, und einer neuesten Mitteilung Venukoffs (Scot. Geogr. Mag. 1890, 318 f.) entnehme ich, dass die Aufnahme des Centralkaukasus zwischen Elbrus und Adaichoch bereits im April fertig vorlag, wie auch ein Teil dieser Aufnahme schon in Freshfields letztem Kärtchen benutzt ist.

Sprachunkenntnis hindert mich, über die neuesten naturwissenschaftlichen Arbeiten der Russen im Kaukasus zu berichten (vgl. übrigens die Litteraturberichte in Peterm. Mitt.), und ich will daher vom Kaukasus Abschied nehmen, indem ich die Ergebnisse einer geologischen Forschungsreise von Sjögren in Baku im Sommer 1888 nach seinem Berichte im letzten Jahrbuch der k. k. Geolog. Reichsanstalt (Wien 1889, 417 ff.) vorführe. Gegenstand derselben war das bisher geologisch noch wenig untersuchte Gebirgsland von Dâghestân mit Ausschluss seiner südlichsten Teile. Sjögren kennzeichnet in anschaulicher Weise die Tertiärlandschaften des äusseren Daghestân, deren Thäler von flach nach aussen einfallenden Antiklinalen gebildet werden, dann eine Uebergangszone (Kreide, weiter nach innen Jura) zum inneren Land, die sich durch schiefe Faltung und unsymmetrische Synklinalthäler auszeichnet. Darauf folgt ein Gebiet mehr symmetrischer Synklinalen, dessen sanft geneigte muldenförmige Plateaus (Malm, Neokom) von steilen Erosionsthälern zerrissen werden. Grosse klimatische Verschiedenheit herrscht zwischen den Höhen und dem Grunde dieser Schluchten, der so schmal ist, dass die menschlichen Wohnsitze sich an die Steilwände klammern, um den kostbaren Anbaugrund des Thalbodens zu sparen. Dagegen zeigen die liassischen Sandsteine und die alten Schiefer des obersten Dâghestân sanftere Oberflächenformen und vielfach verzweigte, aber mässig tiefe Erosionsthäler und legen sich, allmählich ansteigend, an die grosse Centralkette des Kaukasus an. Verfasser hebt be-

[1]) Bartholomews Karte über den Grad unserer Kenntnis der einzelnen Länder und Erdteile (im Scot. Geogr. Mag. 1890, Juniheft) ist sehr anschaulich, erweckt aber für Vorderasien eher etwas zu günstige Vorstellungen.

Digitized by Google

sonders hervor, dass Dâghestân durchaus das Gepräge eines Faltengebirges aufweist, ohne jede Spur von Verwerfungen, Bruchlinien, Gräben u. s. w., dass also Abichs Ansicht, wonach es ein »halb eingesunkenes Gebirgsland ist«, zu verwerfen sei. Sjögren kommt ferner zu dem Schlusse, dass die Gebirgsbildung im östlichen Kaukasus nicht ausschliesslich erst dem Tertiär, sondern in ihren Anfängen sogar schon der Jurazeit angehöre [1]).

Verdanken wir Aufnahme und Erforschung des Kaukasus zunächst politischen Antrieben, so ist es das religiöse und historische Interesse, welches zu dem eingehenden Studium Palästinas führte. An dem fruchtbaren Wetteifer aller Nationen beteiligt sich in hervorragender Weise der Deutsche Palästinaverein, der uns neuerlich wieder eine ebenso genaue, als schöne „Handkarte" von Palästina in 1 : 700000 von Fischer und Guthe (Zeitschr. des Vereins XIII. H. 1) bietet. Die kartographische Grundlage aller weiteren Forschungen verdanken wir aber den reichen Mitteln des Palestine Exploration Fund, der seine Aufnahme mit einem monumentalen Werk über Palästina begleitet hat. In den letzten Jahren schloss sich daran eine Aufnahme des Ostjordanlandes, die leider infolge türkischer Einsprache nicht vollendet werden konnte. Nachdem schon vorher die Karte ausgegeben worden, liegt nun der erste Band des »Survey of Eastern Palestine« (Vol. I. The 'Adwân Country by Major C. R. Conder, London 1889) vor. Gleichzeitig hat Conder in einer zusammenfassenden Schilderung für weitere Kreise Verlauf und Ergebnisse der vom Exploration Fund ausgegangenen Arbeiten zusammengestellt (The Worlds Great Explorers and Explorations. Vol. II: Palestine by C. R. Conder, London 1889). Und Guérin hat mit einem Buche über Jerusalem die vielbändige Reihe seiner Studien über Palästina zum Abschluss gebracht (Comptes rendus Soc. de Géogr. Paris 1890, 166). Auf alle diese Werke sei hier nur kurz hingewiesen. Beachtenswert ist noch die Mitteilung (Peterm. Mitt. 1890, Februar), dass der Palestine Exploration Fund nunmehr in Tiberias und in der Nähe des Toten Meeres meteorologische Beobachtungen anstellen lässt; dieselben beanspruchen besondere Beachtung wegen der bedeutenden Tiefenlage dieser Orte unter dem Meeresspiegel. Bisher bestanden Stationen in Sarona und Jerusalem.

(Schluss folgt.)

[1]) Bei diesem Anlass mag erinnert werden an die Schilderungen aus den dâghestânischen Hochalpen, welche der unermüdliche Radde (der jetzt wieder im Gouvernement Jelisawetpol unterwegs ist) in »Petermanns Mitt.« 1885, Ergänzungsheft, brachte und welche bereits auf einzelne der von Sjögren hervorgehobenen kennzeichnenden Züge der Landschaft hingewiesen haben. Auch Max v. Proskowetz (»Vom Newastrand nach Samarkand«, Wien 1889) hat Dâghestân 1888 besucht und den Djultidâgh bestiegen. Sollten sich neuere Nachrichten über die Entdeckung reicher Quecksilbererze bestätigen, so dürfte auch dies Gebirgsland bald näher erforscht sein.

Ethnologie und Geschichte.

Von Th. Achelis.

(Schluss.)

Ganz im Gegensatz steht nach Methode und Inhalt die Geschichtswissenschaft. Statt die Entwickelung der socialen Erscheinungen der Menschheit überhaupt oder ihre ersten Stufen der Gesittung zu verfolgen, die noch im scheinbar undurchdringlichen Dunkel vorgeschichtlicher Verhältnisse verhüllt sind, gliedert sie ihren Stoff in bestimmt abgegrenzte Perioden und ebenso scharf getrennte Völkergruppen, um so ein (zeitlich und örtlich) zusammenhängendes Bild der menschlichen Kultur zu entwerfen. Freilich drängen sich schon gleich zu Beginn allerlei Bedenken und unbequeme Fragen auf; es tauchen vollständig entwickelte mächtige Civilisationen, wie die uralte ägyptische, mit einem Schlag vor unseren Augen empor, ohne dass wir geschichtlich ihre Entstehung abzuleiten wüssten. Aber eben diese Kontinuität steht selbst in Frage; denn abgesehen von jenen orientalischen Reichen, mit denen unsere übliche weltgeschichtliche Perspektive beginnt, treten z. B. die ostasiatische oder, um eine ganz andere zu nennen, die mexikanische und peruanische Kultur noch auf, die gleichfalls der Enträtselung harren. Nach allen Seiten hin erhält der imposante Bau Sprünge und Risse, die sich nur schwer verdecken lassen, und es ist somit ein offenes Geheimnis, dass die wenigen Jahrtausende, in welche unsere Vorväter die menschliche Geschichte eingekapselt wähnten, eben so unzulänglich sind, wie die bekannten Areale, auf welchen sich die sog. Weltgeschichte abgespielt haben soll. Doch das auszumachen ist nicht unseres Amtes; wir beabsichtigen statt dessen in einem kurzen Umriss die verschiedenen Formen der Betrachtung, die einzelnen Standpunkte, namentlich sofern sie sich der Auffassung der Völkerkunde nähern, zu beleuchten.

Wenn wir von Montesquieu absehen, so war es der trotz aller rationalistischen Beschränktheit und trotz aller religiösen Intoleranz doch geistig ungemein regsame und weitblickende Voltaire, der zuerst einer tieferen Auffassung geschichtlicher Vorgänge das Wort redet. Ganz besonders wendet er sich mit Recht in seinem dreibändigen, auf sorgfältigen Quellenstudien beruhenden Werk: »Essai sur les moeurs et l'esprit des Nations« gegen die Ueberschätzung des bloss thatsächlichen oder gar nur chronologischen Materials, indem er sagt: »Le but de ce travail n'est pas de savoir en quelle année un prince indigne d'être connu succéda à un prince barbare chez une nation grossière. Si l'on pouvait avoir le malheur de mettre dans sa tête la suite chronologique de toutes les dynasties, on ne saurait quie des mots.« (Oeuvr. compl. XI, 157.) Und auch um deswillen verdient er Anerkennung, als er den Gesichtskreis ganz erheblich vergrössert, indem er die reiche ostasiatische Kulturwelt mit berücksichtigt, obschon er eine zu einseitige Vorliebe für das damals in Frankreich besonders modisch gewordene

Digitized by Google

China zeigt. Um für diese kulturgeschichtliche Richtung noch einen Vertreter aus unserem Jahrhundert zu nennen, so sei hier noch die reiche Materialsammlung von Klemm erwähnt, der seine Auffassung so entwickelt: »Der Standpunkt, den ich mir erwählt habe, ist weder der politische der Menschheit in ihrem Verhältnis zum Staat, noch der litterarische, artistische, antiquarische, gewerbliche, — sondern mein Versuch geht dahin, die allmähliche Entwickelung der Menschheit von den rohesten, an die schwächste Kindheit, ja an das tierische Wesen grenzenden Uranfängen bis zu deren Gliederung in organische Volkskörper nach allen ihren Richtungen, also in Bezug auf Sitten, Kenntnisse und Fertigkeiten, häusliches und öffentliches Leben im Frieden und Krieg, Religion, Wissenschaft und Kunst, unter von Klima und Lage von der Vorsehung dargebotenen Verhältnissen zu erforschen und nachzuweisen. Ich betrachte die Menschheit als ein Individuum, dessen Körper ebenso geheimnisvolle Uranfänge hat, wie der des einzelnen Menschen, der ebenso wie dieser seine Kindheit, seine Jugend, sein männliches Alter hat, — der da wächst und zunimmt und Träger geistiger Neigungen, geistiger Keime und Kräfte ist, welche zur Entwickelung, zur Blüte und Frucht bestimmt sind, — der aber alternd sich immer wieder erneuern wird, bis die Absicht erfüllt und erreicht ist, welche die höchste Macht bei Erschaffung derselben hatte.« (Kulturgesch. d. Menschh. I, 21.) Es bedarf keiner weitläufigen Erörterung, dass gerade diese kulturgeschichtliche Auffassung, namentlich sofern sie das Wachstum des geistigen Lebens möglichst unter allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet, die nächste Berührung mit den Ideen der vergleichenden Völkerkunde bietet. Im übrigen werden wir auf diese Richtung noch später, wo es sich um einen spezifisch naturwissenschaftlichen Einfluss auf die Ethnologie handelt, zurückkommen.

Die eigentliche Philosophie der Geschichte dürfen wir hier ganz übergehen, weil es ihr wesentlich nur auf die Quintessenz spekulativer Ideen ankommt, denen gegenüber der thatsächliche Verlauf des geschichtlichen Lebens mehr oder minder zurücktritt. Ausserdem ist diese rein philosophische Verwertung des Materials zur Zeit völlig in Misskredit. Eher hat der Standpunkt, wie ihn Herder in seinem bekannten Werk vertritt, und die Anschauung, welche Schiller in seiner Abhandlung über den Zweck der Universalgeschichte entwickelt, einen Anspruch auf unsere Teilnahme. Vor allem ist dem grossen Bahnbrecher des Humanitäts-Ideals die Enthaltsamkeit gegen alle bloss abstrakten Begriffsformulierungen, die nicht genügend induktiv gestützt sind, nachzurühmen. »Lasset uns also (so leitet er seine Untersuchung ein), wenn wir über die Geschichte unseres Geschlechtes philosophieren wollen, so viel möglich alle engen Gedankenformen, die aus der Bildung eines Erdstriches, wohl gar nur einer Schule genommen sind, verleugnen. Nicht was der Mensch bei uns ist oder gar was er nach den Begriffen irgend eines Träumers sein soll, sondern was er überall auf der Erde und doch zugleich in jeglichem Striche besonders ist, d. h. wozu ihn irgend nur die reiche Mannigfaltigkeit der Zufälle in den Händen der Natur bilden konnte, — das lasset uns auch als Absicht der Natur betrachten.« Es ist augenscheinlich, wie behutsam Herder hier die allgemeinen Grundzüge des menschlichen Naturells von der durch die verschiedenartigsten Gründe bedingten spezifischen Gestaltung einzelner Völker zu trennen sucht. Andererseits versteht es sich von selbst, dass selbst bei der vorurteilsfreiesten Auffassung doch diese Sonderung nur dann fruchtbar werden kann, wenn der Forschung ein alle Völker des Erdballs umspannendes Material zu Grunde liegt, wie es eben erst die moderne Völkerkunde kennt. Deshalb ist trotz alles Reichtums an Ideen und trotz der verhältnismässigen breiten empirischen Unterlage des Herderschen Werkes die Skizze, welche Oscar Peschel in den sechziger Jahrgängen des »Auslands« über die Beziehungen der Topographie zur geschichtlichen Entwickelung der Menschheit veröffentlicht hat, selbstverständlich unendlich viel wertvoller. Bei Schiller ist wesentlich ein methodologisches Moment maassgebend, nämlich wie es der Untersuchung gelingen kann, bei dem fragmentarischen, lückenhaften Zustande unserer positiven Kenntnisse ein wirklich verlässliches, zusammenhängendes Bild der socialen Entwickelung zu entwerfen. »Die Weltgeschichte würde (so folgert er) nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmässig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemütes, welche Einheit Ursache ist, dass die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluss ähnlicher Umstände von aussen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren, dass also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslose Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluss gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann.« Mit genialer Sicherheit hat Schiller hier die Grundsätze der vergleichenden Völkerkunde antizipiert, und vor allem das so fruchtbare Hilfsmittel der Ueberlebsel, wenn auch er selbst, aus begreiflichen Gründen, die angedeutete Perspektive wenig zu verwerten im stande war.

Während wir von der auf streng chronologischer und topographischer Basis beruhenden Universalgeschichte, dem umfassenden Kompendium aller Detailforschungen, mit Recht absehen, erheischt da-

Digitized by Google

gegen diejenige Richtung der historischen Forschung, welche unter dem unverkennbaren Einfluss naturwissenschaftlicher Strömungen zum erstenmal den Versuch machte, bestimmte, allgemein gültige Gesetze der socialen Entwickelung aufzustellen, eine kurze Erörterung. Wir denken hierbei an das auf umfassende Quellenstudien gestützte, leider unvollendet gebliebene Werk Buckles: »Geschichte der Civilisation in England«. Es ist hier nicht unseres Amtes, uns in den Streit der Fachgelehrten zu mischen und im besonderen zu untersuchen, inwiefern die Konsequenzen, welche der Verfasser mit einer gewissen Schroffheit aufzustellen liebt, stichhaltig sind oder nicht, sondern uns kommt es nur auf die prinzipielle Streitfrage an, ob jene Anschauung, welche anstatt individueller Willkür für das sociale Leben objektive Faktoren einsetzen will, berechtigt ist oder nicht. Dass nun diese Gesetzmässigkeit der Entwickelung auch für die gesamte psychische Sphäre festzuhalten ist, dass alle Schöpfungen des menschlichen Geistes in Sprache, Religion, Recht, Sitten und Kunst Produkte sind, welche nur auf dem Boden einer vergleichenden socialen Psychologie erklärt und abgeleitet werden können, erscheint uns heutigestags nicht mehr zweifelhaft. Und ebenso wichtig ist für die Ausgestaltung des geschichtlichen Lebens die ganze Summe der Existenzbedingungen, unter denen ein Volk zu leben gezwungen ist (Boden, Klima, Nahrung, Beziehungsverrichtungen der mannigfaltigsten Art, ethnographische und politische Momente etc.). Dass endlich für das Studium der socialen Erscheinungen die Statistik mindestens ein sehr wertvolles Material liefern kann (das ja natürlich ebenso leicht missbraucht, wie richtig verwendet werden kann), wird schwerlich irgend jemand leugnen. Wenn Buckle für die Anatomie einer Nation, wie er sich ausdrückt, eine möglichst umfassende Fülle von Thatsachen verlangt, um für die verschiedenen Stufen der Civilisation bestimmte Analogien und sich daraus ergebende Verallgemeinerungen aufstellen zu können, wenn er den Zufall und jeden supranaturalen Eingriff aus der Forschung verbannen will, so wird ihm darin jeder unbefangene Beurteiler nur recht geben können. Sein Programm bestimmt er so: »Auf der einen Seite haben wir den menschlichen Geist, der den Gesetzen seines eigenen Wesens gehorcht und sich, wenn er von äusseren Wirkungen frei bleibt, den Bedingungen seiner Organisation gemäss entwickelt. Auf der anderen Seite haben wir das, was man die Natur nennt, die gleichfalls den eigenen Gesetzen gehorcht, aber auch unaufhörlich mit den Geistern der Menschen in Berührung kommt, indem sie ihre Leidenschaften erregt, ihren Verstand reizt und daher ihren Handlungen eine Richtung gibt, die sie ohne eine solche Störung nicht würden genommen haben. So erhalten wir den Menschen, der auf die Natur, und die Natur, welche auf den Menschen einwirkt, während aus dieser gegenseitigen Modifikation notwendig alle Hergänge entspringen müssen.« (I, 15.) Allerdings muss zugegeben werden, dass unser Gewährsmann in seinem Eifer bisweilen zu weit geht, den äusseren Faktoren gelegentlich einen zu weiten Spielraum beimisst und die Bedeutsamkeit des intellektuellen Fortschritts wohl etwas überschätzt; aber das verschlägt doch nichts gegen die Thatsache, dass Buckle energisch für die geschichtliche Forschung die Forderung allgemeiner, vom individuellen Belieben unabhängiger Gesetze vertritt. Doch gilt hier die Untersuchung wesentlich den höheren Stufen der Kultur, während gerade die Völkerkunde ihre allmähliche Entfaltung aus den kümmerlichsten und verächtlichsten Anfängen behandelt; andrerseits fehlte dem Verfasser das reiche Material, welches erst die letzten drei Decennien der Wissenschaft zugeführt haben. Es konnte deshalb nicht ausbleiben, dass die kulturgeschichtliche Forschung gerade in unseren Tagen und eben unter dem Einfluss naturwissenschaftlicher und ethnologischer Faktoren einen ganz besonderen Aufschwung nahm. Die ganze prähistorische und anthropologische Disziplin ist, obschon auch linguistische Momente mit unterlaufen, wesentlich ein Kind eben jener Ideen, die (soweit sie die biologische Unterlage der neu entstehenden Sociologie betreffen) letzten Endes natürlich auf den grossen Begründer der modernen Deszendenzlehre zurückgreifen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass gelegentlich von einzelnen Vertretern der Darwinschen Lehre die äusseren Bedingungen der eben mit besonderer Prägnanz »natürlich« genannten Entwickelung zu einseitig hervorgehoben sind und das eigentlich Menschliche, die psychische Kehrseite des Prozesses, allzusehr in den Hintergrund zurücktritt — namentlich ist das Bestreben unverkennbar, die an und für sich schon etwas zweifelhafte Gestalt des Urmenschen möglichst abschreckend und tierisch zu zeichnen. — Aber man darf dabei nicht vergessen, dass die sentimentale Naturschwärmerei, wie sie das gefühlsselige 18. Jahrhundert erzeugte, und der idyllische Charakter, den man in dieser Beleuchtung den ehrwürdigen Vorvätern unseres Geschlechtes beizulegen liebte, sich vollends mit den Thatsachen nicht vertragen. In erster Linie sei hier v. Hellwald angeführt, der durch seine ethnographischen und sociologischen Arbeiten, namentlich aber durch die populäre Verwertung des fachwissenschaftlichen Details, sich einen geachteten Namen verschafft hat. Obwohl er sich thunlichst streng an die Erfahrung halten will und auf keine exakte Kenntnis der sogen. Urzeit Anspruch erhebt, so meint er doch, »es sei gestattet, den Weg der Menschheit rückwärts bis zu seinem Ausgangspunkt zu ahnen, den man frühestens in die Tertiärzeit und an die äusserste Grenze des Tierreiches verlegen darf, an jene denkwürdige Stelle, wo aus dem höchst begabten Lebewesen der vermutlich sprachlose Urmensch ganz allmählich, ohne jeden Sprung sich entwickelte.« (Die menschl. Familie S. 45.) Und weiter vervollständigt er das

Digitized by Google

Porträt unseres Ahnherrn so: »Der Urmensch, dem zuerst die Sprache fehlte, war auch lange nach Entwickelung dieses Vermögens ein nach unseren Begriffen unbeholfenes und hilfloses Wesen. Er wusste nichts von Obdach und Kleidung; das Feuer war noch nicht erfunden, seine Nahrung also eine vegetabilische, den Früchten der Bäume und Sträucher entnommen. Er hatte keine Waffen und kein Gerät. Es gab kein Eigentum. Fürsorglosigkeit ist eines seiner Merkmale. Das Sinnen um die Erhaltung des Lebens, das Ringen um die tägliche Nahrung, die Abwehr der natürlichen, ihn stets und von allen Seiten her bedrohenden Feinde nimmt ihn völlig in Anspruch. Keine Spur von höheren geistigen Interessen ist noch bei ihm zu finden. Kein religiöser Begriff erhellt sein Dasein, moralische Regungen sind noch nicht vorhanden.« (a. a. O. S. 55.) Wir müssen gestehen, dass diese Schilderung, die eingestandenermaassen doch nur hypothetisch vorgetragen ist, der erforderlichen wissenschaftlichen Begründung zu entbehren scheint, da einerseits die Naturvölker mindestens keimartig alle höheren Anlagen in sich tragen, und andrerseits nach den prähistorischen Funden nicht auf eine völlige Tierheit jener angeblich sprachlosen Vorfahren geschlossen werden kann. Lippert hat sodann jenen Standpunkt der Beurteilung des Menschen als einer socialgezähmten Bestie in zusammenhängender Untersuchung weiter entwickelt, indem er das spekulative Prinzip der Lebensfürsorge zum Leitfaden der civilisatorischen Entfaltung nimmt. Andererseits unterscheidet er mit Recht zwischen äusseren Faktoren (wozu er namentlich die relativ grosse Möglichkeit des Menschen rechnet, sich den mannigfaltigsten Lebensbedingungen anzuschmiegen) und geistigen, indem er sagt: »Wenn es schon möglich wäre, den Prozess der Kulturentwickelung so weit zu zergliedern, dass nur noch physikalische Kräfte als die letzten elementaren Faktoren zurückblieben, so dürfte man doch nie übersehen, dass aus diesen Elementen Verbindungen zweiter und höherer Ordnung im Menschen selbst hervorgehen, welche dann selbst wieder gleich Naturgewalten in die Reihe der wirksamen Faktoren treten. Das ist das spezifisch Menschliche, oder wenn wir es lieber so nennen, das Geistige in der Kulturgeschichte, dessen Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann.« (Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau I, 21.) Wenn er aber meint: »Die Logik allein ist es, welche wir mit dem Urmenschen qualitativ gemein haben; das Gefühlswesen trennt uns von ihm, wie von einer anderen Spezies« (a. a. O. S. 49), so würde ja durch diese fundamentale Trennung die geforderte ebenmässige Entwickelung unterbrochen werden; ausserdem sprechen die vielfach beglaubigten Züge von wirklicher Gutartigkeit bei den Wilden (welche im übrigen empörende Roheit nicht ausschliesst) für die Gleichartigkeit des psychischen Naturells auch in sittlicher Hinsicht, wenn auch für die späteren Formen nur die allerersten, dürftigsten Ansätze vorliegen. Wir sollten uns aber immer vorhalten, dass auch die auf der Basis der modernen Völkerkunde errichtete kulturgeschichtliche Forschung sich in ihrer ganzen Untersuchung streng an die historische Methode zu binden hat und daher keinen Schritt über die durch bestimmte Dokumente, sei es litterarischer oder monumentaler Art, verbürgte Erfahrung hinausgehen darf. Zeit und Ort gewinnen hier wieder eine ausschlaggebende Bedeutung, während das für die Sociologie charakteristische Prinzip der Vergleichung mehr oder minder zurücktritt oder nur eine durch Rasse und Topographie beschränkte Geltung zu erringen vermag.

Wir schliessen diese Skizze, die selbstverständlich nicht den Anspruch auf eine alle Nüancierungen der verschiedenen Auffassungen erschöpfende Umschau macht, mit einer Auslassung unseres Altmeisters Bastian, der auch hier wieder die richtige Lösung an die Hand gibt: »Als erste ist hier die Frage zu stellen, wie weit ein geschichtlicher Gesichtspunkt in die Ethnologie überhaupt hineingetragen werden darf, oder wie weit er für dieselbe zulässig ist. Jedenfalls doch so weit nur, wie eine geschichtlich gesicherte Basis gebreitet ist, als an sich erforderliche Unterlage, um überhaupt festen Fuss zu fassen. Die Geschichte hat aus den verschiedenen Epochen ihrer Geschichtsvölker die Dokumente vor sich liegen, und ihre Kunst erweist sich darin, den hier historisch verbindenden Faden für belehrende Aufklärungen weiter zu weben. Dieser ganze Apparat fällt von vornherein aus, wenn es sich um schriftlose Naturstämme handelt. Wir treffen sie so, wie sie beim Auftauchen in der Entdeckung sich für die Darstellung gestaltet, vielleicht noch mit dem schwachen Nachhall einiger Traditionen in die letztvergangenen Jahrhunderte zurück. Darüber hinaus: alles dunkle Nacht, das Rollen des Po im polynesischen Ausdruck ... Was also wäre hier alt, was jung? ... Uralt klingt meinem Ohr das, worin Ursprüngliches noch tönt, und uralt deshalb jene Liederklänge Hawaiis, gleich uralt vielleicht mit jenen Hesiods.« (Zur Kenntnis Hawaiis S. 125.) Oder: »Im geraden Gegensatz zu den nach historischen Gesichtspunkten angestellten Vergleichungen haben die ethnologischen diesen zunächst völlig ausser Augen zu lassen. Als erstes handelt es sich bei ihnen darum, den überall gleichartigen Wachstumsprozess des psychischen Lebens im Völkergedanken auf Basis langer Vergleichsreihen aufzuklären und den durchgehenden Grundelementen nach festzustellen, sowie den Index der Fortentwickelung unter den in den Variationen der geographischen Provinzen gegebenen Bedingungen. Erst nach Eliminieren dieser zwei Hauptfaktoren — des durch die allgemeine Gesetzlichkeit im psychischen Zellleben und des durch die einfallenden Reize der wandelnden Umgebungswelt normierten — nach völliger Absolvierung aller hiermit verknüpften Fragen erst wird dann allmählich gewagt werden dürfen, histo-

Digitized by Google

rischen Beziehungen, soweit Anlass dafür geboten, vorsichtig sondierend nachzugehen, aber stets nur auf geschichtlich erkennbaren Wegen.« (a. a. O. Vorr. S. XII.) Unseres Erachtens müsste daher, da beide Wissenschaften eben in Methode und Inhalt grundverschieden sind, bei einigermaassen gutem Willen gegenseitig völliges Einvernehmen zwischen ihnen herrschen, was freilich leider durchaus nicht der Fall ist.

Das Recht in Afrika.

Von Adolf Fleischmann in München.

(Schluss.)

Die Polygamie findet fast allgemein in der Weise statt, dass unter den Frauen, deren Anzahl sich nach Reichtum und Stellung des Mannes richtet, eine bevorzugte dem Manne am nächsten steht. Sie hat die herrschende Stellung gegenüber den anderen Frauen, besorgt das engere Hauswesen des Mannes und wird deshalb als »Oberfrau« nach unserem Sprachgebrauche bezeichnet. Oft sind auch nur die Kinder dieser Frau erbberechtigt. Auf dieses Verhältnis hat die Art und Weise, wie die Frauen erworben, also wie die Ehe eingegangen worden ist, keinen Einfluss, sei es, dass Frauenraub stattfindet, der ohnehin gegenwärtig nur noch als Hochzeitsceremonie vorkommt, sei es, dass die Frauen wie Waren gekauft werden, wo die schönste, fruchtbarste und teuerste die Oberfrau wird; sei es, dass die mehr der europäischen Sitte ähnliche Werbung und Verlobung gepflogen wird, wobei aber auch eine Art Kaufpreis nicht ausgeschlossen ist; sei es endlich, dass der Bräutigam die Braut durch Dienstarbeit bei deren Eltern erdienen muss, was gewöhnlich geschieht, wenn er kein Vermögen hat, um einen Brautpreis zu erlegen. Der Dienst dauert 3 bis 4 Jahre. Prinzessinnen — so können wir die Töchter mächtiger Häuptlinge und Könige nennen — dürfen sich vielfach ihre Gatten, aber immer nur je einen, selbst wählen. Der Erwählte muss die Wahl annehmen und verliert das Recht, noch andere Frauen zu halten. Vereinzelt findet sich die Rechtsbildung, dass nur der König oder der Häuptling die Frauen vergibt. Der Heiratslustige stellt seine Bitte an den König, und dieser verschafft ihm eine Frau. Wo dies vorkommt, gilt der König als Eigentümer aller Frauen des Landes, z. B. in Dahomey an der Goldküste, und der Freier muss ihm das Mädchen abkaufen. Man nimmt dann den Frauen auch die Kinder weg und verteilt sie in Dörfer, wo sie bleiben, bis der König sie sich zueignet.

Während die Polygamie fast nirgends im schwarzen Erdteil verboten ist oder Anstoss erregt, vielmehr wohl als Regel anzunehmen ist, herrschen über das Recht der Ehehindernisse die allerverschiedensten Anschauungen, indem man in der Blutsverwandtschaft hier die unüberwindlichsten, dort gar keine Schranken für die Ehe findet, so dass sogar Geschwisterehen, Ehen zwischen Vater und Tochter, nie aber zwischen Mutter und Sohn vorkommen. Oft verlangt man nicht einmal die Geschlechtsreife des Mädchens zur Eingehung der Ehe; in Sansibar pflegen Mädchen mit 13 und 14 Jahren verheiratet zu werden. Ein ebenfalls bald in der einen, bald in der entgegengesetzten Richtung gefundenes Ehehindernis liegt in der Stammeszugehörigkeit. Bisweilen ist es nur gestattet, im eigenen Stamme zu heiraten, bisweilen ist es verboten. Sogar Standesunterschiede bilden bei verschiedenen Stämmen ein unübersteigliches Ehehindernis, und doch hat der Adelige das Recht, die Tochter eines Knechtes zu heiraten, während die Tochter eines Adeligen nie einen Knecht heiraten darf. Die Ehe beginnt mit der Hochzeit, deren Förmlichkeiten ein sehr buntes Bild darbieten. Da es sich hierbei aber nur um Sitten und Gebräuche, nicht um Rechte handelt, so übergehen wir dieselben, um uns vielmehr der Frage zuzuwenden, wie sich der, wenn auch noch so wenig entwickelte, Staat und wie die Religion (»die Kirche« kann man kaum sagen) zu der Eheschliessung verhält. Ob die Mitwirkung beider Faktoren oder nur des einen vorgeschrieben, also festes Recht ist, und ob gewisse rechtliche Folgen eintreten, wenn sie unterlassen wird, dürfte bis jetzt kaum festzustellen sein. Bei den Galla in Ostafrika, in Marokko und in Abessinien scheinen Eheverträge vor einer obrigkeitlichen Person, in Galla vor dem Kriegsobersten die Regel zu bilden, häufiger aber pflegt fast allenthalben ein religiöser Charakter bei der Eheschliessung, eine Art religiöser Trauung, wie wir sagen würden, stattzufinden und sich in Opfern auszudrücken. Bei den Völkern an der Mündung des Senegal muss der Bräutigam am Hochzeitstag den Gottheiten Opfer bringen; dem Priester müssen die Brautleute Geflügel darbringen, damit er das Armband, das Symbol der Verbindung, welches Braut und Bräutigam tragen, einsegne; bei den Fulah im westlichen Sudan segnet ein Fetischpriester die Ehe mit Gebeten ein; anderwärts vollzieht er die Opfer mit Rum und Palmwein u. dgl. In Abessinien bestehen Civilehen und religiöse Ehen nebeneinander, und die letztere ist eine kirchlich-christliche, unlösbare, deshalb nur selten eingegangene. Einheimisch ist sie nicht und beruht wohl nur auf vereinzelter Einführung europäischer Sitte. Ihre Form besteht im gemeinschaftlichen Genuss des heiligen Abendmahls [1]). Man wird wohl annehmen dürfen, dass solche Ehen auch nur monogamische sein können, und dass bei ihnen eine Gleichberechtigung beider Ehegatten in ihrer Stellung zu einander stattfindet, während sonst allenthalben die Frau eine mehr oder weniger untergeordnete, gedrückte, ja unwürdige und der Grausamkeit des Mannes oft schutzlos preisgegebene Stellung einnimmt, so dass er sie sogar verkaufen darf und die Wiederauflöslichkeit der Ehe von seinem, oft aber auch

[1]) Rüppell, Reise in Abessinien. 1838—40. II. S. 49.

Digitized by Google

von dem Belieben beider Gatten abhängt. Treue des Mannes wird fast nirgends verlangt, während sie von der Frau gewöhnlich gefordert wird.

Die Wirkung der Ehe auf die Familienzugehörigkeit der Ehegatten äussert sich in vielfacher Verschiedenheit, die aber oft sich miteinander mischen und nicht in konsequenter Durchführung vorkommen. Sieht man von den durch solche Vermischungen herbeigeführten Unregelmässigkeiten ab, so zeigen sich folgende Systeme. Je nachdem Mutter- oder Vaterrecht gilt, tritt der Mann in die Familie der Frau, oder die Frau in die Familie des Mannes ein, ebenso die Kinder. Im ersteren Fall, der nach malaiischem Recht auf Java und Sumatra in ganz reiner Form vorkommt, scheidet der Mann durch seine Verheiratung aus seiner Familie völlig aus; sein Vermögen und sein Erwerb fällt der Frauenfamilie zu, die zuweilen sogar für den Bräutigam einen Kaufpreis zahlt. Ein drittes System besteht darin, dass Mann und Frau in ihren Familien bleiben und auch die Kinder beiden Familien angehören, und nach einem vierten gründen die Ehegatten eine neue Familie, welcher auch die Kinder angehören, und durch welche nur eine und zwar gleichberechtigte gleiche Verwandtschaft mit der Familie des Mannes und der Frau entsteht.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über das Ehescheidungsrecht. Wir finden auch hier, dass es sich sehr verschieden gestaltet.

Man findet das Recht der willkürlichen Scheidung sowohl auf seiten des Mannes, als auch, wenn auch seltener, auf seiten der Frau. Das Recht erlischt aber häufig mit der Geburt von Kindern, und die Wiederverheiratung ist dem Mann oft nur gestattet, wenn er für die Existenz der Frau gesorgt hat. Abgesehen von dieser Willkürlichkeit gibt es aber auch bestimmte Ehescheidungsgründe, und wo dergleichen vorliegen, sind die rechtlichen Wirkungen der Scheidung andere, als im Fall der Willkür. Die Frau kann Scheidung verlangen wegen andauernder Vernachlässigung in sexualer Hinsicht und wegen schlechter Behandlung, wegen Untreue und wegen Impotenz des Mannes. Wenn in Aschanti eine Frau drei Jahre lang nichts von ihrem Manne hört, so kann sie einen anderen heiraten, der dem etwa Wiederkehrenden gegenüber bessere Rechte hat. Die Kinder der zweiten Ehe sind aber Eigentum des ersten Mannes, der sie sogar verpfänden, d. h. in Pfandsklavschaft geben kann. Auch ihre eigene Unfruchtbarkeit kann für die Frau ein Scheidungsgrund sein, wenn der Mann die Schuld trägt. — Für den Mann ist die Unfruchtbarkeit der Frau stets ein Scheidungsgrund, oft auch, wenn sie ihm keine Knaben gebiert; ebenso der Ehebruch der Frau, während für sie die eheliche Untreue des Mannes nie einen Scheidungsgrund abgibt. In vermögensrechtlicher Beziehung sind die Folgen einer begründeten Ehescheidung verschieden von den Folgen der willkürlichen Auflösung der Ehe. Verstösst der Mann eine von seinen oder seine einzige Frau ohne Scheidungsgrund, so ist er entschädigungsfähig, aber die Form der Entschädigung ist sehr verschieden; sehr häufig muss er ihr eine Ausstattung mitgeben und stets, wo ein Brautpreis gezahlt worden ist, diesen, oft auch den doppelten Betrag an die Frau oder an deren Familie restituieren. Verlässt die Frau einseitig den Mann, so ist ihm ihre Familie entschädigungspflichtig und zahlt gewöhnlich den Kaufpreis der Frau zurück. Tritt eine Scheidung aus Gründen ein, so fällt jede Entschädigung fort, die schuldlose Frau erhält ihr Heiratsgut ganz oder teilweise zurück. Eine Rückerstattung des Kaufpreises findet nicht statt.

Für die Kinder sind die Folgen der Scheidung, mag sie willkürlich oder aus Gründen geschehen sein, nur insofern verschieden, als sie da, wo Mutterrecht gilt, in der Regel der Mutter und deren Familie zufallen; aber es finden Ausnahmen statt, wonach sie beim Vater bleiben müssen oder geteilt werden, so dass der Vater die Söhne, die Mutter die Töchter erhält. Verlässt aber die Frau ihren Mann ohne Scheidungsgrund, so muss sie bei mehreren Stämmen an der Goldküste für jedes Kind dem Mann eine gewisse Summe als Lohn für die ihr geleisteten ehelichen Pflichten zahlen. Dafür bleiben oft die Kinder als Pfänder im Hause des Vaters, der mit ihnen wie mit Sklaven verfahren kann.

Aus diesem kurzen Abriss über das öffentliche und das Privatrecht in Afrika geht hervor, dass der künftigen Forschung auf dem Gebiet der ethnologischen Jurisprudenz noch ein weites Feld offen steht. Je mehr diese Aufgabe gelöst wird, desto klarer erkennbar werden die Punkte werden, an denen die Arbeit der Civilisation, die den europäischen kolonisierenden Mächten obliegt, anzusetzen hat, um auch unter den Stämmen des schwarzen Erdteils eine Kultur zu verbreiten, die sich in viel weitere Kreise ausdehnen muss, als die von den Missionaren ausgehende. Mag auch immerhin diese letztere, die nur mit Hilfe des Friedens und des belehrenden Wortes, vielleicht auch des Beispiels und Vorbildes bis jetzt erreicht worden ist, ideal angesehen den Vorzug verdienen im Vergleich mit den Mitteln der Gewalt und des Krieges, welche von den Herrschern der Schutzgebiete angewendet werden müssen, so wird man doch nicht verkennen dürfen, dass der weise geführte Krieg nicht nur in viel rascherem Tempo ein Förderer der Kultur wird, sondern auch namentlich der Rechtsbildung, dem Sinn für Staatsgewalt und materielles Wohl am dienlichsten ist. Er ist nicht nur der »Beweger des Menschengeschicks«, sondern viel mehr noch der Erzieher des Menschengeschlechts. Das lehrt die Geschichte aller Jahrhunderte. Wo er die Kultur zerstampfte, erblühte eine neue und eine höhere aus der Verwüstung. Zwar leben die wilden Völker nicht im süssen Frieden miteinander, und müssige Ruhe ist nicht das Grab ihres Mutes. Aber diese Kriege

Digitized by Google

tragen keine Kulturfrüchte. Wir werden in nicht allzulanger Zeit wahrnehmen können, dass jetzt, wo das Deutsche Reich seine Kolonialpolitik in Afrika mit den Waffen bethätigt hat, in den Schutzgebieten eine Rechtsbildung lebendig werden wird, die uns bald ein anderes Bild zeigen dürfte, als das in vorstehenden Zeilen entworfene.

Antiker Aberglaube, ethnographisch beleuchtet.

Die Ethnographie ist weit genug vorgeschritten, um bereits anderen Wissenschaften helfend zur Seite treten zu können. Wie selbst die Rechtswissenschaft ihrer nicht mehr entraten kann, haben der Ethnolog Post und andere gezeigt. Auch die klassische Altertumskunde wird sich die Früchte der Völkerkunde zu Nutzen machen und aus ihrer vornehmen Abgeschiedenheit heraustreten müssen, die ihr durch die Berührung mit den orientalischen Studien schon ohnehin empfindlich gestört worden ist.

Ein hervorragender schottischer Ethnograph und Folklorist, J. G. Frazer, hat jetzt den Aberglauben der klassischen Völker untersucht, der bisher vielfach ganz unverständlich erschienen ist, sofort aber helles Licht empfängt, wenn wir ihn mit dem Aberglauben der Naturvölker oder mit dem, welcher noch heute bei den ungebildeten Klassen in Europa herrscht, in Parallele bringen. Wir glauben daher unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir aus einer grösseren Abhandlung Frazers (veröffentlicht in der englischen Zeitschrift »Folk-Lore«, Juni 1890) das Wesentliche mitteilen.

Die unteren Volksschichten des alten Griechenlands und Roms, führt Frazer aus, steckten ebenso voll Aberglauben, wie noch heute der Bauer bei allen europäischen Völkern, oder der »Wilde«. Ja dieser Aberglaube ist sich im wesentlichen gleich, es ist nur, als ob man verblasste und verletzte Kopien von einem und demselben Originalbilde vor sich habe. Die eine Kopie hat hier, die andere dort gelitten; bei beiden aber ist gewöhnlich noch so viel übrig geblieben, um das Original wieder zusammensetzen zu können.

Bei den hochgebildeten klassischen Schriftstellern finden wir im ganzen sehr wenig über den Aberglauben des niederen Volkes berichtet, und wo sie es thun, da geschieht es ohne Verständnis, wie sich dies z. B. an den Autoren nachweisen lässt, die über die sogenannten »Symbole des Pythagoras« geschrieben haben. Ein Ethnograph von heute erkennt aber in denselben nichts weiter als einfachen Folklore der Alten, geradeso, wie dieser noch jetzt in gleicher Weise bei den europäischen Bauern im Schwange ist. Dies führt Frazer nun zunächst aus, stets unter peinlichster Quellenangabe, die wir hier, auf das Original verweisend, weglassen.

Schon einige alte Schriftsteller bemerkten die auffällige Uebereinstimmung, die gewisse Lehren des Pythagoras mit den Lebensregeln der indischen Fakire, jüdischen Essäer, der Aegypter, Etrusker und Druiden hatten. Plutarch sagt aus diesem Grunde, Pythagoras müsse ein Etrusker gewesen sein, denn er lehre, was diese thäten, nämlich nie über einen Besen wegzuschreiten, niemals den Eindruck eines Topfes in der Asche zurückzulassen, und ähnliches. Derselbe Schriftsteller bemerkt, dass manche der Lehren des Pythagoras schon in den heiligen Schriften der Aegypter enthalten seien, wie z. B. »Du sollst nicht in einem Wagen essen« oder »Schüre das Feuer nicht mit einem Schwerte«. Pythagoras lehrt, die Luft sei voller Geister, die er Dämonen und Heroen nennt. Die Geräusche in der Luft, die den Menschen als Omina gelten, waren die Stimmen von Geistern, und so lehrt er, dass, wenn man den Wind pfeifen höre, man diese Töne verehren solle. Nun sagen die Eskimo am Point Barrow, also am amerikanischen Eismeere, dass die ganze Luft mit Geistern erfüllt sei. Der eine zieht die Menschen an den Füssen in die Erde, aus der er sich niemals wieder befreien kann; der andere erschlägt den Menschen, ohne dass man an ihnen eine Spur des Schlages sähe. Diese Stimmen in der Luft rühren von Geistern her. Pythagoras lehrte auch, dass der Klang eines kupfernen Kessels von einem in demselben eingeschlossenen Dämon herrühre. Als Mohammed el Tunsy, ein den Geographen wohlbekannter Reisender, in der Sahara von einem seiner Begleiter hörte, derselbe habe eben einen Teufel getötet, forschte er darüber nach und fand, dass dieser seine Uhr zerschmettert hatte, deren Ticken er für die Stimme des Teufels hielt. Wenn Pythagoras glaubte, die Erdbeben entstünden dadurch, dass die Toten in der Unterwelt miteinander kämpften, wodurch die Erde erschüttert werde, so stand er damit völlig auf dem Standpunkte zahlreicher Naturvölker. Statt vieler Parallelen, die wir hier anführen könnten, mögen nur ein paar stehen. Die Tlinkiten an der Nordwestküste Amerikas glauben (nach Holmberg), dass die Erde auf einem Pfeiler ruhte, den ein Weib behütet. Kämpfen nun die Götter mit dem Weibe, um sich in den Besitz des Pfeilers zu setzen und die Erde zu zerstören, so entstehen durch die Erschütterungen die Erdbeben. Fühlen die Eingeborenen der Insel Timor (Ostasien) einen Erdstoss, so klopfen sie auf den Boden und rufen aus: »Wir sind noch hier«, damit die unten kämpfenden Geister erfahren, dass oben für sie kein Raum mehr vorhanden sei.

Die erwähnte Vorschrift des Pythagoras, man solle das Feuer nicht mit einem Schwerte schüren, steht ohne alle Erklärung da. Wollen wir diese kennen lernen, so müssen wir zu den Tataren gehen, die nach dem alten Plano Carpini kein Messer mit dem Feuer in Berührung brachten, weil sonst des Feuers Haupt abgeschnitten werde. Unser Landsmann Steller berichtet, dass es bei den Kamtschadalen für eine Sünde galt, eine glühende Kohle mit einem Messer anzuspiessen.

Digitized by Google

Niemals, so lehrte Pythagoras seinen Schülern, dürften sie mit den Fingern nach den Sternen deuten. Warum? Man frage die deutschen Bauern (in Schwaben oder bei den Siebenbürger Sachsen), und sie werden euch antworten, wer mit den Fingern nach den Sternen deutet, der steche den Engeln die Augen aus. In Böhmen oder in Norddeutschland aber sagt man, der Finger falle ab, mit dem man auf die Sterne zeige. Hat man dies aber wirklich gethan, dann muss man zur Verhütung des Abfallens in den Finger beissen. Für solchen deutschen Aberglauben gibt uns aber wieder der nordamerikanische Odschibwä-Indianer die Erklärung. Der Mond, so erläutert er, wird dadurch, dass man nach ihm deutet, beleidigt und beisst den Finger ab. Der Deutsche also, der selbst, nachdem er auf die Gestirne gedeutet, sich in den Finger beisst, täuscht diese, macht sie glauben, der Mann habe selbst den Finger abgebissen, und sie brauchen sich daher nicht mehr die Mühe zu geben, dieses selbst zu thun. Also der Odschibwä kommentiert den Pythagoras am besten.

»Betrachte dein Spiegelbild nicht im Flusse,« lehrt ferner Pythagoras. Genau so der Hindugesetzgeber Manu: »Man schaue nicht auf sein eigenes Bild im Wasser,« das ist eine feststehende Regel. Aber weder der griechische Philosoph noch der indische Gesetzgeber begründen ihr Gebot. Wollen wir die Gründe kennen lernen, so müssen wir schon zu den Zulu in Südafrika oder den Melanesiern in der Südsee gehen. Der Zulu erzählt, im Wasser lebe ein Tier, das den Schatten des Menschen ergreife, der ins Wasser schaut. Der Mensch empfängt dadurch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Wasser, in welchem er alles Glück wähnt, es treibt ihn hinein, und das Tier verschlingt ihn. Daher ist es verboten, in einen Tümpel oder Teich zu schauen. Die Melanesier von Saddle Island (Salomoinseln) aber berichten von einem Strom, in dem ein böser Geist haust, der jene töte, deren Spiegelbild hineinfällt. Da haben wir also einen schwarzen Narcissus.

Griechischer Brauch war es, während eines Gewitters das Feuer zu löschen und dabei zu zischen. Die Pythagoreer erläuterten dieses dahin, dass dadurch die Geister des Tartaros, welche Blitz und Donner erzeugten, erschreckt würden. So zischen auch die Australier beim Gewitter, denen der Donner als eine Aeusserung der Dämonen erscheint, während es in Deutschland allgemeiner Aberglaube ist, dass man beim Gewitter das Feuer auslöscht; denn das Feuer zieht den Blitz an, der persönlich, als böser Geist, gedacht wird.

»Begegnet euch beim Ausgang ein altes hässliches Weib, dann bleibt daheim,« lehrt Pythagoras. Nun, das ist wörtlich, was hundertfach im heutigen Aberglauben unserer Bauern vorkommt. W. von Schulenburg führt es bei den Wenden, Bezzenberger bei den Litauern, Boecler bei den Esthen, Zingerle bei den Tirolern, Knoop bei den Pommern, Witzschel bei den Thüringern an. Eine andere Form dieses Aberglaubens, die von J. Grimm unter dem Stichwort »Angang« zusammengefasst wurde, bezieht sich auf das Wiesel. »Kreuzt ein Wiesel deinen Pfad, dann kehre um,« sagt Pythagoras. Wo ein Wiesel ist, glauben, nach Callaway, die Zulu, da gibt es nichts zu essen; einem Wiesel begegnen, bringt Unglück, meint der Irländer, und auch die Azteken betrachteten ein Wiesel auf ihrem Pfade als böses Omen.

Das bayrische Stubenmädchen schreitet, aus Angst vor den Hexen, niemals über den Besen, mit dem es die Stube kehrt, und auch Pythagoras verbot das Ueberschreiten eines Besens. Schreitet man, während im Hause eine Gebärende sich befindet, über einen Besen — gleichfalls in Bayern — so verzögert sich die Niederkunft und das Kind bekommt einen grossen Kopf. Genau dasselbe glaubt der Inder in Bombay.

Mit der Form des Sympathie-Aberglaubens hängt die Lehre des Pythagoras zusammen, dass man weder ein Messer noch einen Nagel in die Fusstapfen eines Menschen stechen soll. Durch Verletzung des Abbildes wird der Fuss selbst verletzt, was weit und breit auf der Erde angenommen wird. »Schlägt man in einen in den Erdboden eingedrückten Fusstapfen einen Nagel, so wird die Person, der diese Fussspur angehört, lahm.« (In Mecklenburg nach Bartsch.) Ein Australier, welcher lahmte, sagte dem Reisenden Howitt auf Befragen nach der Ursache: Ein Feind habe Flaschenglas in seine Fusstapfen gedrückt, daher komme sein Uebel, welches in Wirklichkeit Rheumatismus war. Die Karenen in Birma stecken vergiftete Tierkrallen in die Fusstapfen ihrer Feinde, die nun an Fussgeschwüren zu Grunde gehen. Aehnlich bannt der deutsche Jäger das Wild in sein Revier, indem er dessen Spur mit einem Sargnagel befestigt. Der Odschibwä wirft zu diesem Zwecke »Medizin« in die Spuren. Man versteht nun auch, wenn Pythagoras gebietet, dass man die Eindrücke des Körpers, die man nach dem Schlafe im Bette zurücklässt, verwischen solle. Könnte doch sonst ein feindlich Gesinnter damit denselben Zauber wie mit der Fussspur treiben! So prügeln die Australier den vom Sitzen eines Menschen zurückgebliebenen Abdruck im Boden mit spitzen Stöcken, die nun in des Opfers Körper dringen und es töten. Der Basuto schneidet die Rasenerde aus, auf der sein Verbündeter sass, hebt sie auf und hat damit eine Bürgschaft, dass jener treu zu ihm steht. Die Mauren in der Sahara ebnen, nach Richardson, alle Eindrücke, die ihr Körper beim Lagern im Sande zurückliess, dass kein Unfug damit getrieben werden könne.

Dies sind also einige Beispiele, wie der allgemeine Weltaberglaube unter der Bezeichnung »Symbole des Pythagoras« im Altertum vertreten war und dort als tiefe Philosophie und erhabene Sittenlehre betrachtet wurde. Die niedrigen Schichten der klassi-

Digitized by Google

schen Völker besassen diesen Aberglauben genau so, wie er noch heute beim europäischen Bauern, beim schwarzen Australier, bei der Rothaut oder dem Neger lebt.

Sieht man sich aber weiter um und lässt den Pythagoras einmal beiseite, so ist anderweitig genug an Aberglauben bei den Alten vorhanden, um das eben Gesagte zu bestätigen. Es mag daher, an der Hand Frazers, noch einiges hier betrachtet werden. Der alte griechische Landbauer hatte bei seiner Beschäftigung ganz dieselben abergläubischen Anschauungen wie der unsrige. Hagelstürme, Unkräuter und Ungeziefer sind seine Feinde und waren es von jeher. Mit ihnen beschäftigt er sich, gegen sie kämpft er, und findet er keine natürlichen Mittel, so greift er zu anderen. In der Stadt Cleonae in Argolis wurde von der Gemeinde ein Wächter unterhalten, der nach Hagelstürmen ausschauen musste. Gewahrte er einen herannahen, so machte er ein Zeichen, worauf die Bauern auszogen und Lämmer und Hühner opferten. Hatten die Wolken das Blut gekostet, dann schoben sie ab, anderswohin. War ein Mann zu arm, um ein Lamm oder Huhn zu opfern, so stach er sich in den Finger und brachte dessen Blut dar; auch von dessen Feld zog nun der Hagel ab. Litten aber die Ernten unter dem Hagel, dann wurde der Wächter wegen Pflichtvernachlässigung bestraft. Dieser Brauch aus dem hochkultivierten Griechenland findet sich wieder bei den wilden Stämmen, die in den Dickichten der malaiischen Halbinsel hausen. Sie fürchten den Donner gewaltig, und wenn er sich hören lässt, schneiden sich die Weiber mit Messern in die Beine, fangen das Blut in Bambusröhren auf und werfen diese gen Himmel, um die erzürnten Götter zu besänftigen. Wie Sahagun berichtet, hatten die Azteken bestimmte Zauberer, deren Geschäft es war, die Hagelstürme von den Maisernten abzuhalten und in wüste Länder zu lenken. Wir übergehen den vielen landwirtschaftlichen Aberglauben der Alten, den Frazer noch anführt, und wenden uns zu einem anderen Thema.

Belagerten die Römer eine Stadt, so luden ihre Priester die Schutzgottheiten der Belagerten feierlich ein, die Stadt zu verlassen und ins römische Lager zu kommen, wo sie besser behandelt werden würden. Der Name der Schutzgottheit Roms selbst wurde als tiefstes Geheimnis behandelt, damit ihn die Feinde nicht erführen und den Gott zur Fahnenflucht verleiteten. Der Missionar Ellis erzählt nun von der Belagerung einer Feste auf der Südseeinsel Tahiti, dass die Eingeborenen die schönsten Matten, Stoffe und dgl. an die Befestigung herantrugen und dort den Göttern der Belagerten darboten und ausriefen: Tane in der Festung, Oro in der Festung, komm heraus, hier sind Gaben für dich. Die Priester der Belagerten opferten nun ihrerseits wieder ihren Göttern alles mögliche, damit sie ja bei ihnen blieben.

Wir schliessen mit dem Aberglauben der Alten und Neuen, der sich auf die Schlachtfelder bezieht. Diese wie jene glauben, dass in der Nacht die gefallenen Krieger wieder auferstehen und von neuem in den Lüften die Schlacht kämpfen, deren Lärm unten die Menschen hören. Wie Pausanias erzählt, konnte man jede Nacht das Schlachtgetöse und die wiehernden Rosse über dem Felde von Marathon dröhnen hören. In Böotien war, nach Plutarch, ein Ort, der die Rosse des Pyraichmes genannt wurde. Dieser, ein König von Euböa, hatte gegen Böotien gefochten, war unterlegen, an Pferde gebunden und von diesen zerrissen worden. Noch hörte man dort das Schnauben der Rosse. Die ganze Ebene von Troja war verzauberter Grund und Boden. Die Schäfer erblickten dort Phantome, aus deren Erscheinung sich allerlei weissagen liess. Waren sie weiss von Staub, so erfolgte ein trockener Sommer; standen ihnen Schweisstropfen auf der Stirn, dann konnte man auf heftige Regen rechnen, waren sie blutbedeckt, so deutete das auf Pestilenz. Waren weder Staub noch Blut noch Schweiss zu sehen, dann folgte ein gesegnetes Jahr, und die Schäfer opferten aus ihren Herden. Durch glitzernde Waffen, Schönheit und Höhe der Gestalt war stets Achilles unter den übrigen Gespenstern zu unterscheiden; er ritt in einem Wirbelwind. In dem späteren römischen Kaiserreich erzählte man (Damascius in der Vita Isidori), dass nach einer grossen Schlacht, die gegen Attila und die Hunnen unter den Mauern Roms gefochten worden war, die Geister der Erschlagenen wieder auferstanden und drei Tage und drei Nächte lang miteinander kämpften. Man sah die Angriffe der Krieger und hörte den Klang ihrer Waffen.

Es ist unnötig, die deutschen Parallelen hier anzuführen, welche zahlreich sind. Auch bei den Bretonen sind diese Geisterschlachten (nach Sebillot) bekannt. Die vielen deutschen Sagen sind aufgeführt bei Liebrecht, Gervasius von Tilbury 195. In Veckenstedts Mythen der Zamaiten (Litauer) steht folgendes: »In der Nähe des Haines, welcher sich bei Okmiany befindet, soll einst eine Schlacht stattgefunden haben; die gefallenen Krieger wurden auf der Walstatt beerdigt. Jährlich nun pflegen die toten Krieger sich des Nachts einmal im Hain zu versammeln und unter Trompetenhall kriegerische Uebungen abzuhalten. Darauf halten sie einen Schmaus und verschwinden wieder unter der Erde.«

A.

Ueber Ramasan und Khidreless.

Von Gottfried Albert-Pera.

Alle Gläubigen, welcher Religion sie auch angehören, sind stets bestrebt, mit der aussersinnlichen Welt in möglichst enge Berührung zu treten, und je mehr sie ihre Gottheiten fürchten, um so weniger halten sie einen rein geistigen Verkehr durch Bitten und Gebet für zureichend zur Erfüllung ihrer Wünsche oder zur Sühne, deren jeder in Sünden Geborene nach ihrer Anschauung bedarf.

Digitized by Google

Das strenge dreissigtägige Fasten des Mohammedaners gleicht einem Marsch durch die Wüste, während dessen er sich, durch Hunger und Durst gepeinigt, ganz dem Schutze Allahs überlässt. Im Fastenmonat, »Ramasan«, enthält sich der Gläubige bekanntlich jeglichen Genusses. Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang kommt keine Speise über seine Lippen, kein Tropfen kühlt seine Zunge, und auch jeder andere Genuss, wie der des Tabaks, ist ihm strenge untersagt. Wird auch in der Nacht das tagsüber Entbehrte zum Teil nachgeholt, so gleicht die Nacht doch eben nur einem flüchtigen Aufenthalt auf einer Oase, nach welchem der traurige Marsch durch die Wüste früh morgens fortgesetzt wird. Dass nicht jeder Mohammedaner die vorgeschriebenen Fasten genau befolgt, ist wohl selbstverständlich, aber jedenfalls kommen Missachtungen religiöser Vorschriften bei ihm weit seltener vor als bei den Christen.

Wer die strengen Vorschriften des Ramasan übertritt, der hat sich später einer Busse zu unterziehen, welche ihm der Imam, je nach der begangenen Sünde, auferlegt. Zu Uebertretungen der Fasten gehören auch Zärtlichkeiten gegen das schöne Geschlecht, sogar von seiten des Mannes seiner Frau gegenüber. Und selbst derjenige, welcher unfreiwillig sündigt, etwa aus Vergesslichkeit isst, in dessen Nase oder Ohren Wasser eindringt oder der infolge Erbrechens seine Lippen entweiht, macht sich eines Fehlers schuldig.

Stirbt ein Gläubiger, dessen Gewissen durch einen Verstoss wider die Fasten belastet ward, so hat er ein Almosen zu vermachen, welches später seine Erben gewissenhaft verteilen sollen. Alte Leute, welche die Fasten laut ärztlichen Zeugnisses nicht ertragen würden, sind zwar von denselben befreit, haben aber während ihrer Dauer täglich eine Spende an die Armen zu leisten.

Die Fasten im Ramasan sind die »kirchengesetzlichen«, denen sich jeder majorenn Gewordene zu unterziehen hat. Der Fastenmonat behält seine Reihenfolge unter den übrigen Monaten und verschiebt sich mit denselben nach dem Mondjahr, doch beginnt er erst, wenn der Neumond gesehen wurde; bei bewölktem Himmel genügt hierfür das Zeugnis eines einzigen, sonst müssen mindestens zwei Gläubige Zeugenschaft ablegen. Wer zu Beginn des Ramasan den Mond sieht, ist gehalten, sogleich mit den Fasten anzufangen; eine hierauf bezügliche Unterlassungssünde wäre nur durch ein sechzigtägiges Bussfasten gut zu machen.

Wer sich auf Reisen befindet oder krank ist, der braucht nicht zu fasten, doch muss er es später nachholen; indessen kommt es vor, dass Kranke während des Ramasan die Annahme von Medizin verweigern.

Die vornehmsten Pflichten im Ramasan sind das Gebet, die Ausübung der Barmherzigkeit und die Wiederholung des Koran. Für das letztere hat der Imam Asam Ebu Hanife ein rührendes Beispiel aufgestellt, indem er während des Ramasan den Koran 61 mal wiederholte (d'Osson). Es gibt wirklich unter den Gläubigen Leute, die im Ramasan fast die ganze Nacht in der Moschee zubringen, nachdem sie schon vorher fleissig gebetet haben.

Obwohl die Fasten dem Gläubigen Entbehrungen auferlegen, werden sie doch als eine festliche Zeit begangen, und etwa in der Art, wie dies bei uns zu Weihnachten üblich ist, pflegen die Mohammedaner sich im Ramasan zu beschenken, namentlich werden Bedienstete von ihrer Herrschaft mit Kleidern bedacht. Bettlerinnen erhalten nicht selten Erlaubnis, im Harem mitzuspeisen, und dürfen sich abwechselnd in dieser und jener Familie aufhalten.

Ein guter Mohammedaner soll überhaupt 2% seiner Habe den Armen geben. Das geschieht zwar durchschnittlich nicht; dennoch ist das Gefühl für Mildthätigkeit und Barmherzigkeit im Charakter des Mohammedaners tief eingewurzelt und bethätigt sich besonders während des Ramasan.

* * *

Die »Khidreless«-Feier, welche unabhängig vom Fasten jährlich am Tage des heil. Georg, in diesem Jahre am 5. Mai, stattfand, fiel also heuer in den Ramasan.

Unter der grossen Zahl der Propheten, welche der Mohammedaner verehrt, sind Elias und Khidir hoch angesehen. Nach dem letzteren wird die eigentümliche Ceremonie der Krankenheilungen benannt, die in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai vor sich gingen. Khidir heisst der Grünende; er ist gleichsam der Schöpfer des Frühlings, dann aber, wie auch Elias, der Schutzheilige der Reisenden. Doch teilen sich die beiden Propheten derart in ihr Amt, dass Elias die Sorge für die zu Lande Reisenden übernimmt, jener aber die auf dem Wasser Fahrenden überwacht. Khidir ist also ein mohammedanischer Georg und sichert securitatem in tempestate. Nach der Tradition begegnen sich die beiden in ihrem Laufe durch die Welt jährlich einmal zu Mina, einer Pilgerstation bei Mekka. Der St. Georgstag bildet einen Zeitpunkt für verschiedene Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens, gleichwie der Tag des heil. Dimitri (»Kassim«) im Oktober.

Die erwähnten Krankenheilungen werden in der Nacht auf den Georgstag auf dem Friedhof zu Kassim-Pascha durch einen Hodscha vorgenommen, dessen Familie sich des Besitzes jenes Mantels rühmt, der von dem gen Himmel gefahrenen Elias zurückgelassen wurde.

Im genannten Friedhof, der einen westlich von Pera nach dem Goldenen Horn absinkenden Rain bedeckt und unten von einem durch Zigeuner bewohnten Quartier und Gebäulichkeiten zur Marinekaserne begrenzt wird, ist es sonst nicht ganz geheuer infolge vieler Gauner, die ihn unsicher machen. Aber in jener Nacht ist der Friedhof, der übrigens

Digitized by Google

schon seit Jahren nicht mehr als Begräbnisstätte dient, von vielen Leuten besucht. Kaffeesieder und Limonadenverkäufer haben darin ihre Buden aufgeschlagen, und Laternen, Kerzen und Oellichtchen erhellen dürftig den sonst wenig einladenden Platz, über den Cypressen und halbverwitterte Grabsteine lange Schatten werfen.

Hier werden in der erwähnten Nacht viele kranke Leute herbeigeschafft, nicht nur Türken, sondern auch Angehörige anderer Nationalitäten, vorzugsweise Griechen und Armenier. Frauen und Männer, Knaben und Mädchen, eingehüllt in Decken oder nur dürftig in Tücher gewickelt, werden hier von ihren Pflegern auf die Gräber gebettet, stets in der Nähe eines heilkräftigen Pflänzchens, welches angeblich hier gefunden wird, nämlich der Ochsenzunge, türkisch saghir-dilissi. Auf dem Friedhofe wächst sie allerdings nicht, aber sie wird von eingeweihten Burschen tags zuvor hier an verschiedenen Stellen heimlich eingesetzt, dann scheinbar aufgefunden und an die Angehörigen der Kranken verkauft. Genau um Mitternacht erscheint der Hodscha in seinem langen wattierten Rocke, der »Herka«. Er nähert sich einem Kranken, um den sich Verwandte und Neugierige versammelt haben, das Pflänzchen wird ihm gezeigt, der Kranke richtet sich auf, seine halb erloschenen Augen heften sich auf das wunderwirkende Kräutchen, der Priester stösst sein Messer in die Erde, um es abzuschneiden. »Ghese-i-mi« (soll ich schneiden)? fragt er, und der Kranke muss antworten: »Ghes« (schneide)! Hierauf murmelt der Hodscha einige Worte, ein leises Gebet und richtet noch einmal die nämliche Frage an seinen Patienten. »Ghes!« stammeln dessen blasse Lippen noch einmal. Das Pflänzchen wird dann abgeschnitten, und aus der Mitte eines bereit liegenden runden Brötchens sticht der Hodscha gleichzeitig ein Stückchen aus, drückt dieses auf die Ochsenzunge, legt eine Prise Salz darauf und presst die drei Dinge mit dem Daumenfinger aufeinander. Gleichzeitig muss sich der Kranke entfernen, und zwar so rasch als möglich; wenn er dazu selbst nicht fähig ist, so wird er von seinen Leuten förmlich fortgerissen. Der Kranke darf sich nicht umschauen, sonst verliert die Ceremonie ihre heilende Kraft, und der Aermste ist verloren.

Wir sahen ein etwa zehnjähriges Mädchen, hager und bleich, mit trüben Augen, ein weisses Tuch um die Stirne gebunden. Es trippelte auf den Zuruf seiner Mutter, einer Griechin, rasch davon, dann machte es Halt, denn es fürchtete sich, in der Dunkelheit weiterzugehen. »Sieh dich nicht um«, rief die Frau, liess aber das Kind stehen, um langsam ihr Bettzeug zu einem Bündel zusammenzupacken. Dann suchte sie schimpfend den Vater. Das Töchterchen musste wohl 20 Minuten in seiner Stellung verharren, ohne sich umschauen zu dürfen. Wie, wenn das kleine, kranke Kind aus Furcht oder Neugier nur ein einziges Mal zurückgeblickt hätte? Dann würde es von der unverständigen Mutter bittere Vorwürfe gehört haben: »Amann, amann! Jetzt habe ich das Geld umsonst gezahlt, du Tolpatsch! jetzt wirst du sterben! was schaust du zurück?« — Welchen erschütternden Eindruck würden solche Worte auf das arme Mädchen ausüben? Wir blieben bei ihm stehen und forderten es fortwährend auf, sich ja nicht umzudrehen, weil wir jene Katastrophe befürchteten.

Wie mancher Kranke, der das ganze Jahr sein Bett im engen Zimmer hütete und jetzt stundenlang der kühlen Nachtluft ausgesetzt wird, wird dadurch dem sicheren Tode zugeführt! Aber ist es nicht ebenso wahrscheinlich, dass demjenigen, welcher an die Heilkraft der Ochsenzunge und den Spruch des Hodscha glaubt, in der That geholfen wird? Kommt es ihm nicht vor, als sei er wirklich dem Tod entronnen? und sagt nicht auch Jesus: Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe? Khidir, der ewig grünende, der Hüter des Flusses im Paradiese, wird dem, der im Glauben an ihn stirbt, wenigstens ein warmer Fürsprecher sein vor dem Richterstuhle Allahs.

Die Wotjaken.

Von P. v. Stenin.

Im Herzen des russischen Reiches, im Wolgabecken, gibt es noch eine Masse Arbeit für die ethnographische Forschung, welche gleichwohl, trotz der Nähe eines bedeutenden Centrums geistigen Lebens — der Universität Kasan — noch wenige Gelehrte bewogen hat, sich dem Studium der Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen der finnischen und türkischen Völker dieses weiten und interessanten Gebietes zu widmen. Desto dankbarer muss man jeden Beitrag zur Ethnographie der Wolgavölker annehmen, um so mehr, als viele von ihnen zum Teil vollständig russificiert sind und sich den Sitten und Gebräuchen der Russen fügen, wodurch allmählich ihre eigenen in Vergessenheit geraten und sich dadurch der Forschung entziehen. Wenn daher ein jedes ethnographische Werk über die Wolga-Finnen mit Freuden begrüsst werden muss, so verdient im erhöhten Maasse den Dank aller Ethnographen ein so gründliches Werk wie das Buch des Professors J. N. Ssmirnoff über die Wotjaken, welches als Separatabdruck in den Abhandlungen der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Universität Kasan 1890 erschienen ist [1]). Das Buch zerfällt in sieben Kapitel, in welchen der gelehrte Verfasser teils auf Grund eigener Forschungen, teils mit Hilfe der über die Wotjaken vorhandenen Litteratur ausführlich und mit seltener Gründlichkeit Geschichte, Natur des Landes, Familien- und Gemeindeorganisation, Religion und geistiges Leben der Wotjaken schildert. Wir werden

[1]) J. A. Ssmirnoff, Wotjaki. Istoriko-etnografitschesky otscherk. Kasan 1890.

Digitized by Google

versuchen, in kurzem den Inhalt des Buches mitzuteilen, in der Hoffnung, dass das Buch des Professors Ssmirnoff recht bald in eine der westeuropäischen Sprachen übersetzt und so allen Fachmännern und Freunden der Völkerkunde zugänglich gemacht wird.

Die Anfänge der Geschichte des wotjakischen Volkes sind, wie bei allen Nationen, sowohl Naturvölkern als Kulturvölkern, in Dunkel gehüllt. Dies schreckt jedoch Ssmirnoff nicht ab, auf Grund der Legenden und Traditionen der heutigen Wotjaken und mit Rücksicht auf die Ortsnamen, in den Gang der Einwanderung und der ältesten Geschichte des Volkes einiges Licht zu bringen. Danach wären die Wotjaken ursprünglich im Westen des jetzigen Gouvernements Wjatka und in den angrenzenden Teilen der Gouvernements Wologda und Kostroma ansässig gewesen. Aus ihren Sitzen drangen sie dann nach Osten und Süden, wo sie im Osten die rätselhaften Tschuden teils verdrängten, teils unterwarfen. Natürlich ist dieser Versuch bei den mangelhaften Quellen zur ältesten Geschichte nur als Hypothese aufzufassen.

Die Tschuden sind bekanntlich ein ziemlich mythisches Volk, welches im ganzen Osten des Urallandes bis zum Altai gehaust haben soll, wofür zahlreiche Funde von Geräten, Waffen und verlassenen Bergwerken sprechen. Früher versuchte man diesem Volke eine hohe Kultur zuzuschreiben, was vielleicht auch im Vergleiche zu seinen, noch jetzt in sehr primitivem Zustande lebenden Nachbarn seine Richtigkeit hat[1]). Professor Ssmirnoff weist darauf hin, dass in dem in Frage kommenden Lande viele Flussnamen weder dem Wotjakischen, noch dem Russischen entnommen sind und doch immer wieder mit denselben Endungen vorkommen, wie z. B. Barma, Dis ma, Lek ma, Sis ma, oder Jag wai, Tylo wai, Koly wai, und es liegt die Vermutung nahe, dass diese den jetzigen Bewohnern unverständlichen Namen dem Sprachschatze der verschwundenen Tschuden angehören. Aus den Messungen der Schädel aus den sogen. Tschudengräbern, aus der Bauart ihrer Hütten[2]) und den Orts- und Flussnamen ist zu schliessen, dass die Tschuden der permischen Gruppe der östlichen Finnen angehörten. Diese Ansicht vertritt auch Professor Maliëff, welcher die Tschudengräber (russ. tschudskija gorodistscha) in anthropometrischer Hinsicht durchforscht hat. Dmitriëff beschreibt in seinen »Permischen Altertümern«, dass die Permjaken selbst ihre Ahnen für die Tschuden halten, die, vor der russischen Einwanderung fliehend, sich in den Wäldern von Biarmien niederliessen.

Die lange dauernde Herrschaft der Tataren hinterliess tiefe Spuren in den Sitten und in der Sprache der Wotjaken. Merkwürdig ist der Umstand, dass die Wotjaken die Tataren Biger, d. h. Bulgaren nennen, woraus der verdienstvolle Forscher N. G. Perwuchin schloss, dass die Wotjaken die Wolga-Bulgaren noch vor dem Eindringen der Tataren kennen gelernt hatten und die Bezeichnung Biger nach dem Verschwinden der Wolga-Bulgaren auf ihre Glaubensverwandten, die mohammedanischen Tataren, übertrugen. Hier sei nebenbei bemerkt, dass die Wotjaken sich selbst Ud oder Ud-murt nennen und von den Tscheremissen Odo, von den Tataren Ary (nach dem Städtchen Arsk, dessen tatarische Fürsten oder Ulanen einst über die Wotjaken herrschten) genannt werden; die letztere Benennung war auch von den ersten russischen Kolonisten adoptiert worden. Die Russen beliessen noch lange nach der Eroberung von Kasan (1552) den Fürsten von Arsk eigene Gerichtsbarkeit und Herrschaft über die Wotjaken. Erst der Zar Fedor Iwanowitsch (1584 bis 1598) befreite die Wotjaken von der Hörigkeit, in welcher sie tatarische Fürsten und Edelleute (mursa) hielten. Die Christianisierung der Wotjaken ging sehr langsam von statten. Die Nowgoroder Freibeuter, die sogenannten uschkuiniki, die angeblich schon im Jahre 1181 die Feste Chlynow (jetzt Wjatka) gründeten, kümmerten sich nur wenig um die unterjochten Eingeborenen. Mit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts beginnt eine eifrige, sogar durch die Gewaltmaassregeln der Behörden unterstützte Missionsthätigkeit, welche bis zur jüngsten Zeit dauert. So bat z. B. im Jahre 1831 der Bischof Cyrill den Gouverneur von Wjatka, den heidnischen Tempel im Dorfe Werchnekossinskoje zu zerstören, weil unter den Wotjaken der Glaube verbreitet war, dass dieser heilige Bau unzerstörbar wäre. Die Behörden waren durchaus nicht immer geneigt, den Forderungen der Geistlichkeit Folge zu leisten, und selbst der Kaiser Nikolaus I. befahl, die Neubekehrten im Kreise Jelabuga für die bei ihnen noch immer kultivierten Opferfeste nicht zu bestrafen, sondern vielmehr der örtlichen Geistlichkeit einzuschärfen, durch die Macht der Ueberredung die Wotjaken zur Abschaffung der Opfer zu zwingen[1]).

Bemerkenswert ist der Umstand, dass die Russificierung der Wotjaken nicht vom Staate ausgeht, sondern dass sie sich allmählich ihren russischen Nachbarn in Sitte und Tracht assimilieren, so dass

[1]) Solche relativ entwickelten Kulturen in der Nachbarschaft roher Jäger- und Fischerhorden haben immer die kritiklosen Geschichtschreiber früherer Zeiten zu Uebertreibungen verleitet, man denke nur an den früher so oft überschätzten Kulturzustand der Azteken und des Reiches Tahuantinssuyu, welche Vorstellungen noch durch die vom Nationalstolz diktierte Beschreibung eines Garcilasso Inca de la Vega ins Fabelhafte gesteigert wurden, bis die nüchterne wissenschaftliche Forschung unserer Tage diese Phantasiegebilde aus der Kulturgeschichte ausmerzte.

[2]) Dieselben bestanden, nach Ibn-Dosta, einem arabischen Gelehrten des 10. Jahrhunderts, aus Erdlöchern, welche mit hölzernen Dächern bedeckt und mit Erde überschüttet waren.

[1]) Wie es mit dem Christentum heutzutage bei den Wotjaken steht, illustriert am besten der Versuch der Bewohner des Kirchdorfes Multanskoje (im Kreise Malmysh), ihren griechisch-katholischen Geistlichen Iwan Basilewsky im Jahre 1885 dem keremet zum Opfer zu bringen. Der Unglückliche wurde nur durch die Dazwischenkunft eines urjadnik (Landgendarmen) gerettet, der zufällig ins Dorf kam.

Digitized by Google

wir im Gouvernement Wjatka Dörfer in allen Uebergangsstadien der Russifizierung sehen, von den Dörfern mit nur einem russischen Hause bis zu den Dörfern mit nur einem wotjakischen.

Das Land, welches die Wotjaken jetzt bewohnen, liegt zwischen den Flüssen Wjatka und deren Zufluss Nolja, der Kossa [1]), einem Zuflusse der Tschepza, der Ssiwa und der Kama. Ausserdem als zersprengte Kolonien wohnen noch die Wotjaken in den Kreisen Birsk (Gouvernement Ufa), Ossa (Gouvernement Perm) und Mamadysh [2]) (Gouvernement Kasan). Treffend schildert der Verfasser die rauhe, traurige Natur des Wotjakengebiets: »Wenn man die Poststrasse von Wjatka nach Glasow befährt, so führt beinahe der ganze Weg auf dem rechten Ufer der Tschepza entlang. Links erblickt der Reisende auf Dutzende von Kilometern, so weit das Auge sehen kann, ein und dasselbe Bild — ein welliges, mit dunkeln Wäldern bewachsenes Land. Der Weg ist grausig und bildet einen schmutzigen Graben, welcher, wie mit Absicht, zum Ertränken der Menschen und Pferde geschaffen ist.«

Das Gouvernement Wjatka ist eins der ärmsten unter den Gouvernements des europäischen Russlands. Das Klima ist streng und der Boden unfruchtbar und sumpfig. Der Ackerbauer muss den Morgenfrost im Frühling ebenso für seine Ernte befürchten, wie die häufigen, den zahllosen Sümpfen entsteigenden Nebel im Sommer. In Uebereinstimmung mit der Natur seiner Heimat ist der Wotjake schwach, klein von Wuchs, wortkarg und geduldig. Professor Ssmirnoff führt, im Gegensatz zu allen früheren Forschern (von Gmelin an), welche die Wotjaken als rothaarig, mit gelblicher Gesichtshaut und blauen oder grauen Augen beschreiben, den Beweis, dass diese Beschreibung durchaus nicht für alle Wotjaken zutreffend ist. Denn unter 100 von ihm untersuchten Knaben befanden sich im Dorfe Kruglowskaja (Kreis Slobodskoi) 43 brünette und 57 blonde. Im grossen Dorfe Ssoldyr (in der Umgegend der Kreisstadt Glasow) beobachtete der Verfasser vorherrschend brünette oder dunkelblonde Personen mit schwarzen oder braunen Augen. Die primitive Art der wotjakischen Hütten war die der oben beschriebenen, überdachten Erdlöcher der Tschuden. Das jetzige Wotjakenhaus ist unter dem Einflusse der Tataren und Baschkiren entstanden, worauf die dem Tatarischen entlehnten Bezeichnungen für Hof (asbar), Thor (kapka), Badstube (muntscho, baschkirisch muntscha), Sitzbank (kibet), Fensterrahmen (ssarandyk) u. s. w. deuten. Charakteristisch ist bei den Wotjaken nur der kenos geblieben, welcher als Aufenthaltsort für Weiber, Sommerwohnung und zur Aufbewahrung verschiedener Geräte und Kleider dient. Ueberhaupt ist der Bauernhof eines Wotjaken mit seinen Gebäuden einem Dorfe ähnlich.

Die innere Ausstattung der Wohnung ist teils tatarisch, teils russisch, und in den Gegenden, wo der tatarische Einfluss vorherrschend ist, das Innere der wotjakischen Bauernhütte (isba) viel reinlicher und komfortabler. Blumentöpfe schmücken die Fensterbretter, das Bett hat Federbetten und Kissen (die ersteren sind bekanntlich dem russischen Bauern unbekannt), und Bettvorhänge aus grossblumigem Kattun schützen den Schlafenden während der Nacht vor den Stichen der Mücken, welche im Sommer hier in Myriaden auftreten. Der Verfasser meint, dass diese Zimmereinrichtungen ein Beweis für die Putzsucht der Tataren seien, unserer Meinung nach spricht es aber mehr für den Reinlichkeitssinn dieser Muselmanen. Denn jeder, der die Wohnungen der Tataren von Kasan und der unter ihnen ansässigen russischen Bauern je gesehen und verglichen hat, wird den ersteren, was Reinlichkeit und Gemächlichkeit anbelangt, immer den Vorzug geben. Das Geschirr der Wotjaken, das sie gewöhnlich selbst verfertigen, ist von alters her aus Holz. Das Glas haben die Wotjaken entweder den Tataren oder den Russen entlehnt; denn im Wotjakischen gibt es keinen Ausdruck für Glas, die Wotjaken gebrauchen entweder das russische selennik oder das tatarische s'umik. Der russische und tatarische Einfluss äussert sich auch bei den Wotjaken in ihrer Kleidung; am meisten konservativ sind, wie überall, die Weiber, und namentlich herrscht noch die Nationaltracht bei den Weibern in den Kreisen Slobodskoi, Malmysh und Ssarapul vor. Das Hemd ist aus weisser Leinwand, mit Seide, Silber und farbigem Zwirn an den Aermeln reich gestickt, bei den verheirateten Weibern längs dem Aermel, bei den Mädchen an den Schultern herum.

Ueber das Hemd ziehen die Wotjakinnen einen gestickten Brustlatz — kabatschi, und einen weissen, runden Mantel — schot-derem. In ihrer Kopfbedeckung kommt der Einfluss der umwohnenden Mohammedaner deutlich zum Vorschein, denn die Frauen tragen einen Turban (yyrkyschet), und die Mädchen eine Art Fes oder ein kleines Mützchen mit darauf aufgenähten Münzen, welche über die Stirn herabhängen (takja). Eigentümlich ist der Schmuck der Wotjakinnen und namentlich das meriwes, eine Schnur von grossen Glasperlen, welche über der Schulter getragen wird, und der kres-kal, ein Halsschmuck mit einer Zinn- oder Bleimünze. Früher trugen die Wotjakinnen im Kreise Malmysh den aischon. Das war ein zusammengedrehtes Handtuch, welches um den Kopf gelegt wurde und dessen reichgestickte Enden auf den Rücken niederfielen. Zur Vervollständigung dieses Kopfputzes, der an die schurka der Tscheremissen erinnerte, diente ein Kegel aus Birkenrinde, welcher mit irgend einem Tuch überzogen und mit Silbermünzen geschmückt war, und mitten in dem vom Handtuch geformten Kranz

[1]) Hier sei nebenbei bemerkt, dass die Flüsse im Russischen meistens fem. gen. sind, und deshalb klingt der in Deutschland gebräuchliche Name »der Ob« einem Russen komisch.

[2]) sh = dem französischen j.

Digitized by Google

getragen wurde. Auf den Füssen tragen die Weiber dicke, leinene Strümpfe, welche in Form eines Sackes genäht und tschugles genannt werden, und Bastschuhe, ähnlich den lapti der Russen. Um den letzteren ein hübscheres Aussehen zu verleihen, schmückt man sie mit schwarzen Schnüren und gespaltenen Gänsefedern.

Trotzdem die besseren Ländereien den Tataren und Tscheremissen im Süden vom Wjatkaflusse gehören, sind Wotjaken nach Rytschkoff »das arbeitsamste Ackerbauvolk im ganzen russischen Reiche«. Da der Ackerbau wegen des rauhen Klimas und des unfruchtbaren Bodens wenig lohnend ist, beschäftigt sich der Wotjake noch mit Viehzucht (jedoch sind infolge schlechten Futters die Pferde und Kühe unansehnlich und schwach), Jagd (hauptsächlich auf Eichhörnchen, Hasen und Birkhühner; Eichhörnchen, welche der Wotjake schiesst, indem er ihnen beim Anschleichen Loblieder singt, in der Meinung, dass sie ihn anhören und so zum Schuss kommen lassen werden, kosten im Kreise Malmysh 150 Stück nur 15 bis 19 Rubel), Bienenzucht, Holzfällen und Birkenrindensammeln. Bemerkenswert ist die Branntweinbrennerei der Wotjaken, womit sich ihre Weiber beschäftigen, und jede Frau und jedes Mädchen ist sehr stolz auf ihre kumyschka (Schnaps), und, nach Perwuchin, sollen jedem Gast, je nach seinem Range und Ansehen, verschiedene Sorten von kumyschka vorgesetzt werden. Die gewöhnlichen Gerichte der Wotjaken sind: Suppe mit Graupen und Erbsen (schid), Brei (dschuk), eine unter dem Namen kissél in Russland bekannte Mehlspeise, Pfannkuchen (tabani).

Da die Kühe der Wotjaken nur sehr wenig Milch geben, gehören Butter und Käse zu den seltenen Delikatessen; frische Milch geniesst der Wotjake selten, er isst sie eher sauer, und der Bezeichnung der Sauermilch (arjan) nach muss er den Genuss derselben den Tataren entlehnt haben. Fleisch wird nur an Feiertagen gegessen und zwar entweder im Brei oder im Kuchen gebacken. Beim Fleischgenuss ist der Wotjake nicht wählerisch, nur Krähen isst er nicht, nämlich aus Furcht, unversehens einen Zauberer, der die Gestalt dieses Vogels angenommen hat, zu verspeisen.

Infolge der schlechten Nahrung und der ganz unglaublichen hygienischen Verhältnisse (z. B. Winter und Sommer haben die Kinder nichts an, als ein leinenes Hemd, und sind dabei barfuss!) ist auch die Vermehrung des Volkes gering, und der jährliche Zuwachs soll nur 1,6 % betragen. Eine schreckliche Seuche, die direkte Folge der geschlechtlichen Ausschweifungen der wotjakischen Jugend, die Syphilis, ist auch mit in erster Linie schuld an der Entartung dieses Naturvolkes.

Sehr treffend schreibt Ssmirnoff den Spielen der Erwachsenen bei den Wotjaken eine religiöse, jetzt allerdings vergessene Bedeutung zu. So steht z. B. das überall bekannte Fangspiel bei den Wotjaken in Verbindung mit den primitiven Hochzeitsgebräuchen, was leicht sprachlich nachgewiesen werden kann, da im Wotjakischen bysisko ebensowohl »ich hasche nach jemand« als auch »ich werde verheiratet« heisst. Aus dem Kreise Ssarapul beschreibt Bogajewsky ein Fangspiel, das den Mädchenraub versinnbildlicht[1]). Ssmirnoff beobachtete das Spiel ssüan duryskon, welches an die alte Sitte erinnert, dass der Schuldner Sklave seines Kreditoren wurde[2]). Interessant ist auch das Spiel tau karon — die Abstattung des Dankes, wobei gewöhnlich ein Familienvater, mit einem Ochsenschwanze bewaffnet, eine Tasse kumyschka, ohne sie mit Händen zu berühren, auszutrinken hat, während ihn die Umstehenden daran zu hindern suchen und reichlich mit dem Ochsenschwanz gepeitscht werden. Während des Frühlingsfestes Ekeljan wird eine Neuvermählte von Burschen und Dirnen ergriffen und mit einem unfreiwilligen Bade im Flusse bedroht, zur Vermeidung dessen sie irgend etwas schenken muss. In seiner Vorlesung »Spuren der Menschenopfer in der Poesie und in den religiösen Gebräuchen der Wolga-Finnen« deutet Professor Ssmirnoff dieses Spiel als ein Ueberbleibsel alter Menschenopfer.

Aus der wotjakischen Terminologie der Verwandtschaftsgrade schliesst Ssmirnoff auf den früher unter den Wotjaken herrschenden Hetärismus[3]), d. i. die Zeit, wo ein jeder Mann jedes beliebige Weib beanspruchen konnte, und ein jedes Weib sich jedem Manne in freier Liebe hingeben konnte. Um seine Behauptung zu illustrieren, führt Ssmirnoff folgende Beispiele aus der wotjakischen Sprache an:

aï — der Vater, eigentlich der Mann, das Männchen des Tieres;
pöres-aï — der Oheim, älter als der Vater, der Grossvater;
agai oder njunja — der ältere Bruder, der Oheim, der Vater, der Grossvater;
mumy — die Mutter, das Weibchen des Tieres;
eke — der Knabe, der jüngere Bruder, der Sohn (= pi);
nyl — das Mädchen, die Tochter;
dydy — das Kind, die Tochter, das Mädchen, die jüngere Schwester, die Frau des jüngeren Bruders;

[1]) Aehnliche Entstehung des Fangspieles aus dem Frauenraub hat trefflich der ausgezeichnete Geograph O. Peschel in seiner »Völkerkunde« bei den Maori in Neu-Seeland und bei den Korjaken in Ost-Sibirien geschildert. Wieder ein Beleg für die Aehnlichkeit einiger Gebräuche bei räumlich getrennten und physisch verschiedenen Völkerstämmen.

[2]) Eine Sitte, welche leider noch heute von russischen Händlern (promyschlenniki) und den Syrjanen den Samojeden, Ostjaken und anderen Polarvölkern gegenüber ausgeübt wird, naturgemäss ohne die Sanktion der Regierung, vor welcher sie unter der unschuldigen Bezeichnung »dolg sarabotywat« (die Schuld abarbeiten) von den gewissenlosen Wucherern maskiert wird.

[3]) Sir John Lubbock gebührt das Verdienst, auf diesen Zustand der menschlichen Gesellschaft zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Seine Ansicht fand merkwürdigerweise einen erbitterten Gegner in dem trefflichen Geographen O. Peschel. Vergl. seine »Völkerkunde«, S. 238.

Digitized by Google

apai — die Tante, die ältere Schwester;
akai — die ältere Nichte, die ältere Schwester, die Tante;
ssuser — die jüngere Schwester, die Nichte;
wyn — der jüngere Bruder, der Neffe.

Ausserdem bezeichnet das Wort kart den Mann, Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, und die Wörter kyschno — das Weib, die Ehefrau, und peras — Geliebte, Frau, Köchin.

(Schluss folgt.)

Litteratur.

Africana.

Gonzenbach, C. v., Nilfahrt. Mit 203 Illustrationen im Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1890. Deutsche Verlagsanstalt. 4°. 212 S.

Der Prachtwerke über das Land der Pharaonen gibt es eine grosse Zahl, aber dieselben haben zumeist die Schilderung der grossen Baudenkmäler und der Naturschönheiten zum Gegenstande. Hier liegt ein Werk vor, das in Wort und Bild das moderne Volksleben vorführt, ein Stück Anthropogeographie glücklich veranschaulicht. Das Ganze ist in Tagebuchform gehalten, die prächtigen Bilder sind der Mehrzahl nach mit ausserordentlich einfachen Mitteln graphischer Technik entworfen. Das, was dargestellt werden musste oder konnte, ist mit Scharfsinn und künstlerischem Blick erfasst; Werken, wie dem vorliegenden, gebührt ein entschiedenes Verdienst vom Standpunkte der Völkerkunde, welche verlangt, dass man den Menschen, wofern es darauf ankommt, ihn in seiner Abhängigkeit von dem Platze, den er besiedelte, zu malen, eben natürlich darstelle und phantastische Idealisierung vermeide. Das ist Mainella und Gonzenbach gelungen, ob ernstlich und immer beabsichtigt oder nicht, können wir nicht beurteilen; aber das Resultat ist erfreulich und wird von jedem gern anerkannt werden, der das Wunderland Aegypten mit eigenen Augen geschaut und sein Volksleben beobachtet und studiert hat. Gonzenbachs Erzählung der Dahabjen-Fahrt im »Sesostris« von Kairo bis Philae und zurück ist schlicht, ansprechend, voll geistreicher Reflexionen. Auch vom rein geographischen Standpunkte kann dem herrlichen Illustrationswerk nachgerühmt werden, dass es z. B. die Nil-Katarakte ausserordentlich naturwahr und treu zur Anschauung bringt; wie Kennern bekannt ist, keine leichte Sache. Das Buch will nicht im Salon kostbare Tischdecken drücken, sondern ernstlich und verständnisvoll durchgeblättert und gelesen werden; dann wird man gewiss auch das anerkennen, was es enthält.

Taramelli, T., e Bellio, V., Geografia e geologia dell' Africa. Con sette carte. Milano 1890. Ulrico Hoepli. 8°. 334 S.

Zusammenfassende Darstellungen der geographischen Verhältnisse des gesamten afrikanischen Kontinents oder seiner einzelnen Teile mehren sich mit der Zunahme der Detail-Erforschung Afrikas. Dass dabei ebenso wie die naturwissenschaftliche namentlich auch die bisher stark vernachlässigte geologische Seite des Gegenstandes im Vordergrunde steht, ist lobenswert. Was in dem vorliegenden Werke die beiden Professoren der königlichen Universität zu Pavia bieten, fällt in die Kategorie geographischer Kompendien, besser gesagt, geographischer Lehrbücher nach Schema, Anordnung, Stoffverwebung und Diktion. Das Buch hat einen gesunden Kern, ist aber, was die einzelnen Kapitel anbelangt, ungleichmässig gearbeitet. Manches ist mit Benutzung umfassender Litteratur und mit Aufwand wissenschaftlicher komparativer Kritik abgefasst, anderes wieder nur skizzenhaft, lose gefügt, einfach ein wissenschaftliches Forschungsergebnis neben das andere gestellt. Der geologische Exkurs, 117 Seiten umfassend, behandelt die Formationen und zum Schluss den Aufbau der ganzen Landmasse unter häufigem Hinweis auf die zahllosen Lücken der zoologischen Kenntnis Afrikas, von der die Verfasser mit Recht behaupten: per ora essa è alle prime lettere del suo alfabeto. Der meteorologische Teil wäre gleich dem geologischen einer sehr erheblichen Vertiefung fähig gewesen. Die Quellenbenutzung lässt viel zu wünschen übrig, denn es muss ein für allemal gefordert werden, dass man bei wissenschaftlicher Behandlung der Geographie Afrikas auf die Originalberichte (Quellen) zurückgreife. Der politische (anthropogeographische) Teil im allgemeinen ist dürftig. Aber was aufs schärfste getadelt werden muss, ist eine an das Unglaubliche grenzende falsche Schreibung der Namen afrikanischer Forscher. In dieser Beziehung wimmelt das Werk von Druckfehlern, namentlich in dem Kapitel »Conquiste, viaggi, scoperte« S. 313 ff. Manche Seite enthält hier über 20 falsche Angaben von Namen. Grotesk z. B. ist die Namensform Maulhs für Mauch u. a. m. Wer etwa in dem Werke nachschlüge und unglücklicherweise in die durch die Druckfehler entstellte Partie geriete, könnte leicht einen Fehlschluss auf den Kern und das Wesen des Ganzen thun, das, wie erwähnt, im ernsten Ton gehalten und nicht ohne Verdienst ist.

D'Abbadie, Antoine, Géographie de l'Éthiopie: ce que j'ai entendu, faisant suite à ce que j'ai vu. Premier volume. Paris 1890. Gustave Mesnil. 8°. XLI und 457 S.

Der Nestor der Afrikaforscher, Antoine d'Abbadie, bietet der wissenschaftlichen Welt ein eigenartiges Werk: eine Geographie der äthiopischen Lande, bestehend aus einem grossartig angelegten Namenbuche, wenn man so sagen darf, dessen Inhalt Tagebüchern, die um 1840 beginnen, entnommen ist und darüber Rechenschaft gibt, was der greise Forscher bei seinen Reisen in Abessinien und den Galla-Gebieten im Süden dieses Reiches über die mannigfaltigsten Verhältnisse Nordost-Afrikas erkundet hat. Itinerare, Richtungsangaben, Topographisches, Ethnologisches, Etymologisches, Mathematisches u. v. a. in buntem Wechsel mit minutiöser Sorgfalt zusammengetragen, mit der Akribie eines grübelnden Sprachforschers niedergeschrieben und chronologisch aneinander gereiht, füllt die Seiten. Vorangestellt ist eine Art Schlüssel zu dem Gebrauch, ja sogar zur Lektüre des Ganzen und mancher nützliche Wink für die Sammlung ähnlichen Materials in unerforschten Erdenräumen. Hunderte von Paragraphen, oft nur Bruchstücke von Briefen oder Tagebuchnotizen enthaltend, Briefe von Missionaren, namentlich des wackeren Léon des Avanchers, von Massaja und Taurin Cahagne, Berichte von Händlern, wie jener von A. Bardey, Abbadies bereits in England und Frankreich publizierte, sowie seine noch ungedruckten Reisebriefe und eine Uebersetzung des Reiseberichtes Antonio Fernandez über des Portugiesen Reise nach Godjam und Inarja, zusammen mit einer Kritik der neueren Reisen in Abessinien beschliessen das merkwürdige Buch, dessen zweiter Teil, wie Referent vom Verfasser durch briefliche Nachricht erfährt, eine noch staunenswertere Fülle von Materialien enthalten soll. Abbadies »Géodésie d'Éthiopie« enthält das mathematische Gerüst, dieses Werk die topographische und sprachliche Decke, das Reisewerk von Abbadies Bruder Arnould den erzählenden Faden der ausgezeichneten Forschungen des gelehrten Akademikers. Wenngleich nun vieles von dem Gebotenen nur noch historisches Interesse hat, das Ganze abstrakten Studien- und Nachschlagestoff, keinen eigentlichen Lesestoff bietet, so muss doch zugestanden werden, dass es nicht ohne Reiz ist, sich darin zu vertiefen, zum Zwecke des Vergleichs, der Aufklärung und Gewinnung eines Kommentars zu ethnologischen Dingen, welche Abessinien und dessen Nachbarländer betreffen. Ein genaues, praktisches Inhaltsverzeichnis erleichtert die Benutzung des Werkes, zu dessen Beendigung wir dem greisen Forscher Gesundheit und Ausdauer wünschen. Adolf Holzhausens berühmte Druckerei in Wien hat den schwierigen Druck musterhaft geliefert.

Ph. Paulitschke.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 30. **Stuttgart, 28. Juli 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die deutschen Polar-Expeditionen 1882/83. Mit Besprechungen von Erich Goebeler und Ed. Hahn. S. 581. — 2. Ursprung und Entwickelung des Schmuckes. Von Friedrich v. Hellwald. S. 586. — 3. Die Wotjaken. Von P. v. Stenin. (Schluss.) S. 590. — 4. Skizze von den Banater Romänen. Von M. Przyborski in Kladno. S. 593. — 5. Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien. Von Robert Sieger. (Fortsetzung.) S. 597. — 6. Emil Metzger †. S. 600.

Die deutschen Polar-Expeditionen 1882/83[1]).

An dem grossartigen Unternehmen der internationalen Polarforschung von 1882 bis 1883 hat Deutschland bekanntlich durch Entsendung zweier Expeditionen teilgenommen, die beide ungefähr auf demselben Längengrad arbeiteten, der arktischen im Cumberland-Golf, der antarktischen in Süd-Georgien. Während der Dauer eines Jahres wurden auf sämtlichen Stationen Tag und Nacht zu genau denselben nach Göttinger Zeit geregelten Terminen umfassende magnetische und meteorologische Beobachtungen angestellt; die Ergebnisse dieses »obligatorischen« Teils des Forschungsplanes sind deutscherseits 1886 in zwei stattlichen Grossquartbänden veröffentlicht worden. Ihr Inhalt ist ausschliesslich streng fachwissenschaftlich: er besteht nur aus Zahlen, ebenso wertvoll für den Kenner, wie geheimnisvoll für den Nichtkenner; nicht in Kolonnen, sondern in Armeen sind sie aufmarschiert, und der ungeheuern Majorität der Sterblichen ist nur die Wahl gelassen, entweder andächtig zu bewundern oder die Flucht zu ergreifen. Für die Veröffentlichung der Geschichte und Entwickelung des Forschungsplanes sowie der naturwissenschaftlichen »fakultativen« Untersuchungen sind zwei kleinere Bände bestimmt, von denen jetzt der zweite zuerst erschienen ist. Derselbe enthält das heimgebrachte geologische, botanische, zoologische, und für den Cumberland-Golf auch das ethnologische Material, dessen Bearbeitung der Vorsitzende der Deutschen Polar-Kommission, Herr Professor Dr. Neumayer, einer Reihe von Spezialforschern, sowie etlichen Mitgliedern der Expeditionen übertragen hat. Seite 1—109 ist den Verhältnissen des Cumberland-Golfes, Seite 109—572 denjenigen Süd-Georgiens gewidmet.

Folgendes sind die einzelnen Beiträge und die Namen der Verfasser:

1. Die Eskimos des Cumberland-Golfes. Von H. Abbes (60 Seiten). 2. Allgemeines über die Vegetation am Kingua-Fjord. Von Dr. H. Ambronn (14 S.). 3. Phanerogamen und Gefäss-Kryptogamen vom Kingua-Fjord. Von Dr. H. Ambronn (18 S.). 4. Pilze und Flechten vom Kingua-Fjord. Von Dr. G. Winter und B. Stein (4 S.). 5. Liste der von Dr. Boas gesammelten Pflanzen (3 S.). 6. Zur Geologie der Küsten des Cumberland-Golfes. Von Professor Dr. Steinmann und Professor Dr. Bücking (9 S.).

7. Geognostische Beschreibung der Insel Süd-Georgien von Dr. Hans Thürach (57 S.). 8. Die Phanerogamenflora in Süd-Georgien. Nach den Sammlungen von Dr. Will bearbeitet von A. Engler (6 S.). 9. Vegetationsverhältnisse Süd-Georgiens von Dr. Will (24 S.). 10. Allgemeines über die zoologische Thätigkeit und Beobachtungen über das Leben der Robben und Vögel auf Süd-Georgien von Karl von den Steinen (85 S.). 11. Bryologia Austro-Georgiae. Auctore Carolo Müller Hal. (43 S.). 12. Lichenes, quos elaboravit Dr. J. Müller (Müll. Arg.) (6 S.). 13. Filices von K. Prantl (1 S.). 14. Die Süsswasser-Algenflora von Süd-Georgien von P. F. Reinsch (37 S.). 15. Zur Meeres-Algenflora von Süd-Georgien von P. F. Reinsch (83 S.). 16. Die Lebermoose Süd-Georgiens von Dr. C. M. Gottsche (6 S.). 17. Die niedere Tierwelt des antarktischen Ufergebietes von Dr. Georg Pfeffer (117 S.).

Die in dem Werke bereits stark ausgesprochene Ungleichheit zu Gunsten Süd-Georgiens wäre noch weit bedeutender ausgefallen, wenn nicht infolge des Umstandes, dass der grösste Teil der naturhistorischen Sammlungen in den Besitz des Naturhistorischen Museums zu Hamburg übergegangen ist, eine grössere Reihe von Arbeiten über die zoologische Sammlung von den Steinens in dem »Jahrbuch der wissenschaftlichen Anstalten zu Hamburg« niedergelegt worden wäre. Es sind daselbst erschienen:

Band II. 1885. Professor Dr. Pagenstecher, Die Vögel Süd-Georgiens, nach der Ausbeute der Deutschen Polarstation in 1882 und 1883. Professor Dr. Th. Studer, Die Seesterne Süd-Georgiens. Dr. Fischer, Die Fische von Süd-Georgien.

Band III. 1886. Dr. Georg Pfeffer, Mollusken, Krebse und Echinodermen von Cumberland-Sund. Professor Dr. Eduard

[1]) Die internationale Polarforschung 1882/83. Die deutschen Expeditionen und ihre Ergebnisse. Band II. Beschreibende Naturwissenschaften in einzelnen Abhandlungen, herausgegeben im Auftrage der deutschen Polar-Kommission von deren Vorsitzenden Dr. G. Neumayer, Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg. Hamburg 1890.

Digitized by Google

v. Martens und Dr. Georg Pfeffer, Die Mollusken von Süd-Georgien. K. Lampert, Die Holothurien von Süd-Georgien.

Band IV. 1887. Dr. Georg Pfeffer, Die Krebse von Süd-Georgien. 1. Teil.

Band V. 1888. Dr. Georg Pfeffer, Die Krebse von Süd-Georgien. 2. Teil. Dr. W. Michaelsen, Die Oligochäten von Süd-Georgien.

Band VI. 2. Hälfte 1889. Dr. Georg Pfeffer, Zur Fauna von Süd-Georgien. Dr. W. Michaelsen, Die Gephyreen von Süd-Georgien. G. Gercke, Vorläufige Nachricht über die Fliegen Süd-Georgiens; — sämtlich nach der Ausbeute der Deutschen Station 1882/83.

Wir geben im folgenden einige kurze Besprechungen über etliche der allgemeinsten und hauptsächlichsten, in dem neuerschienenen Bande des Polarwerkes enthaltenen Ergebnisse.

I. Zur Geologie und Flora des Cumberland-Golfes.

Nach Suess (Antlitz der Erde, II, S. 42 ff.) besteht der gesamte Nordosten Amerikas von der Mündung des Lorenzo bis zum Mackenzie, samt den nördlich davorliegenden Inseln, aus einer weiten Tafel gefalteter und abradierter, archäischer Gesteine, welche ringförmig von mehreren, regelmässig aufeinander folgenden Zonen flachgelagerter, paläozoischer Sedimente umgeben werden. Am Ost- und Nordostrande dieses »canadischen Schildes« erhebt sich eine selbständige, bis 2000 m hohe, aus Gneis und archäischen Gesteinen bestehende Gebirgskette, welche an der Nordostküste Labradors von der Belle-Isle-Strasse bis zur Hudson-Strasse zieht und sich jenseit derselben an der Cumberland-Küste und weiter nördlich bis Kap Sabine im Smith-Sunde fortsetzt, mehrfach durch quergerichtete Buchten und Meeresstrassen unterbrochen. Tiefe Fjorde schneiden von beiden Seiten in dieses Gebirge ein und werden durch enge, steilwandige Thäler, deren Passhöhe kaum 150 m erreicht, miteinander verbunden. Im Westen des Gebirges dehnt sich ein granitisches Hügelland aus, welches sich weiter westlich immer mehr abflacht und zuletzt in eine, aus ziemlich ungestört liegenden silurischen Kalken bestehende, weite Ebene übergeht. Diese von Suess auf Grund älterer Beobachtungen und namentlich der Mitteilungen von Boas gegebene Darstellung fand durch die Untersuchungen am Cumberland-Golf eine weitere Bestätigung. Gneise, zum Teil deutlich geschichtet, und Granite bilden vorzugsweise das Gebirge um den Cumberland-Golf und an der Ostküste der Cumberland-Halbinsel; daneben erscheinen noch andere kristallinische Massengesteine von granitischer und porphyrischer Struktur, die nicht mit voller Sicherheit bestimmt werden konnten. Gegen Westen wird das kristallinische Gebirge in der Gegend des Lake Kennedy von Kalksteinen überlagert, die sich durch ihre Fossilien als untersilurisch erweisen.

Von der See aus bilden die Küsten des Cumberland-Golfes ein ausgedehntes Hügelland mit steiler Küste, welche durch Fjorde und Scheeren stark zerklüftet ist und nur in einzelnen, tieferen Einschnitten Anschwemmungen von geringer Ausdehnung trägt. Durch die Fjorde und durch tiefe Schluchten längs der kurzen, an Stromschnellen und Wasserfällen reichen Flüsse, welche sich in jene ergiessen, gelangt man allmählich auf die Höhe des Gebirges. Zwischen den regellos zerstreuten, rundlichen Bergkuppen sammeln sich hier die sommerlichen Schmelzwasser in kesselförmigen Thalsenkungen zu kleinen Bergseen, um aus diesen in kleineren und grösseren Rinnsalen weiter abzufliessen. Ausgebreitete Schutthalden weisen überall auf die intensive Thätigkeit des Spaltenfrostes hin.

Die Vegetation der Küsten des Cumberland-Golfes ist eine ziemlich dichte. Vegetationslose Strecken von grösserer Ausdehnung kommen kaum vor, da überall genügende Feuchtigkeit zum Gedeihen der Pflanzen dargeboten wird. Da andrerseits überall genügender Wasserabfluss vorhanden ist, so sind moosige Stellen selten. Ueberhaupt bestimmen die Moose den Charakter der Flora weit weniger als in manchen anderen arktischen Gebieten. Ueberall ist das Gestein von Flechten überzogen. An den steinigen Süd- und Südostabhängen der Berge, wo die Zersetzungsarbeit der Vegetation eine dünne Schicht lockerer Erde geliefert hat, erscheint eine relativ reiche Flora von Flechten, Laubmoosen, Binsen, einigen Skrophularineen (Pedicularis), mehrerer zu den Heidekräutern und Heidelbeerarten gehöriger Spezies (Arctostaphylos alpina, Vaccinium uliginosum), und namentlich zweier Rosaceen, Potentilla Vahliana und Dryas integrifolia. Dazu gesellen sich als einzige, grössere Sträuche ein paar Weiden, die mit mehrere Fuss langen Stämmen am Boden hinkriechen, namentlich Salix groenlandica. An den Ufern der kleinen Gebirgsseen und auf dem Schwemmlande im unteren Teile der feuchteren Thäler tritt oasenförmig in der felsigen Oede der Küsten Mitte Juni unter dem belebenden Einfluss einer fast zwanzigstündigen Insolation die eigentliche arktische Blumenflora auf: Steinbrecharten, Silenen (acaulis), Ranunkeln, eine Mohnblume (Papaver nudicaule), die Krähenbeere (Empetrum nigrum), mehrere Erikaceen, von denen Cassiope tetragona den Charakter der Pflanzendecke beherrscht, verschiedene Gräser und Cyperaceen, und andere. Phyllodoce caerulea und Ledum palustre, zwei Erikaceen, scheinen gleichmässig auf Abhängen und im Thale verbreitet zu sein. Von Gefässkryptogamen sind zwei Lykopodien, ein Farn (Lastraea fragrans) und ein Equisetum gefunden worden. Eine Strandflora ist wegen des steilen Küstenabfalls nicht vorhanden. Die Hochebenen jenseit des Gebirges und die sumpfigen Niederungen um die grossen Binnenseen zwischen Cumberland-Golf und Foxbecken, die Weidegründe des Rentieres, werden von üppigem Graswuchs bedeckt.

Die abnormen Existenzbedingungen der arktischen Pflanzen erfordern allgemein besondere Anpassungen. Einjährige Gewächse, die nur durch Samen ihre Erhaltung von Jahr zu Jahr ermöglichen

Digitized by Google

können, gehören zu den Seltenheiten; im allgemeinen wird die Erhaltung der Art durch möglichst lange Erhaltung des Individuums und durch vorwiegend vegetative Vermehrung desselben angestrebt. Wir finden daher namentlich perennierende, strauchförmige Holzgewächse, die nach Massgabe der Jahresringe ein hohes Alter erreichen können, so die Weidenarten, die Erikaceen, Empetrum, Dryas, Diapensia u. s. w. Kraus schätzt manche arktische Weidenstämme auf 150 Jahre, einzelne Vacciniumsträucher auf über 90 Jahre. — Wegen der geringen Tiefe der im Sommer auftauenden Bodenschicht ist das Wurzelsystem der arktischen Pflanzen von relativ geringen Dimensionen, und der grösste Teil der perennierenden Organe befindet sich über der Oberfläche. Dieselben müssen daher eine ausserordentliche Widerstandskraft gegen hohe Kältegrade besitzen. Ferner erfordert die kurze Dauer des Sommers — höchstens zwei bis drei Monate — eine ausgiebige Benutzung, und alle vegetativen Vorgänge müssen auf diese Zeit zusammengedrängt werden. Ende April oder im Mai, bei den Weiden schon Ende März, beginnt das Austreiben der Knospen; im Juni oder Juli entfaltet sich die Blüte, und Ende Juli oder im August reifen die Früchte. Natürlich kann in dieser kurzen Zeit nur eine geringe Menge von Baustoffen erzeugt werden, und der jährliche Zuwachs kann nur ein minimaler sein. Z. B. wird bei Salix herbacea in jedem Jahre ein Blattpaar und gewöhnlich ein Blütenkätzchen gebildet; die Länge des Jahrestriebes beträgt dabei nur wenige Millimeter, die Breite der Jahresringe im Durchschnitt 0,02 mm, und ein etwa zehnjähriges Stämmchen ist kaum 30 mm hoch. Salix herbacea zeigt zwar den geringsten jährlichen Zuwachs an Länge und Dicke, aber bei den übrigen, strauchförmigen Gewächsen ist es nicht viel anders: Sträucher von 10—20 cm Höhe, mit Stämmchen von höchstens 4 mm Dicke, erreichen nach der Zahl der Jahresringe ein Alter von 20—30 Jahren.

Die bis jetzt durch die Sammlungen von Taylor, Kumlien, Boas und der Deutschen Expedition zwar noch unvollständig bekannt gewordene Flora des Baffinslandes beläuft sich auf 147 Arten. Dieselben kommen fast alle in Nord-Grönland vor; dagegen fehlen gänzlich die für Süd-Grönland charakteristischen, und die in Grönland überhaupt vorkommenden europäischen Typen. Vierzehn Arten sind darunter, die nur in Nord-Grönland vorkommen, und von diesen sind sechs als amerikanische Typen aufzufassen. Somit schliesst sich die Flora des Baffinslandes aufs engste an die nordgrönländische an. Nun haben Langes und Warmings Untersuchungen gezeigt, dass, entgegen der älteren Ansicht von Hooker, nicht die Davisstrasse, sondern die Strasse zwischen Grönland und Island die Grenze zwischen der europäischen und amerikanischen Flora bildet. Zwar ist im grossen und ganzen das europäische und amerikanische Florenelement auf Grönland annähernd gleich stark vertreten, aber dies kommt nur daher, dass die Flora Süd-Grönlands infolge der Verschleppung europäischer Formen durch die Zugvögel und die vorherrschenden östlichen Winde einen überwiegend europäischen Charakter hat, während im nördlichen Grönland der amerikanische Habitus unvermischter erhalten ist. Die Flora von Grönland ist somit im Grunde eine amerikanische, und die Flora von Baffinsland bildet zwischen jener und der amerikanischen ein Zwischenglied. Erich Goebeler.

II. Zur Geologie und Flora Süd-Georgiens.

Süd-Georgien besitzt eine längselliptische Form, mit einer Längsausdehnung von etwa 150 km, in nordwest-südöstlicher Richtung, und einer Breite bis zu 45 km. Die ganze Insel wird erfüllt von einem gewaltigen Hochgebirge mit Gipfeln bis etwa 2200 m Höhe, welches den Eindruck eines zum grösseren Teil unter das Meer versenkten Kettengebirges macht. Ein Hauptgebirgszug folgt der ganzen Längserstreckung; durch Längsthäler getrennt, begleiten denselben mehrere parallele Züge, welche durch Querthäler in kürzere, querstehende Bergrücken zerschnitten werden. Klammartige Verengungen und Querstufen verleihen den oberen Thalabschnitten einen Hochgebirgscharakter, während der untere Teil der Thalsohlen durch zahlreiche, von den Gehängen herabrieselnde Wasseradern oft in ein sumpfiges Gelände verwandelt wird. Die höheren Gebirgsregionen sind von Schnee und Eis bedeckt und senden zahllose Wasseradern und mächtige Gletscher bis zum Meere hinab, deren früher noch ausgedehntere Entwickelung durch das Vorkommen von alten Moränen und Rundhöckern in den Thälern erwiesen wird. Soweit sich nicht der ewige Schnee ausdehnt, sind die Abhänge oberhalb der steilen, oft senkrechten Küsten- und Thalwände in ihren eigenen Verwitterungsschutt gehüllt, in welchem die atmosphärischen Niederschläge schnell verschwinden; über den steilen und trostlos einförmigen Schutthalden erheben sich mauerförmig und scharf abgesetzt die vielzackigen, scharfen Grate, welche den Bergen im Profil oft spitz-kegelförmige Umrisse verleihen. Grössere und kleinere Plateaus lehnen sich stellenweise an die Berggehänge an. Ueberall fällt das Gebirge steil und ohne breiteres Vorland, oft mit mehrere 100 m senkrechten Wänden zum Meere ab; die Küste zeigt einen ausserordentlichen Reichtum an Fjorden, vielfach ausgezackten Halbinseln, Inselchen und Klippen. Die verschiedene Natur der Gesteine hat zu dieser Zerstückelung wesentlich beigetragen, indem die resistenteren Phyllitgneise dem Frost und den Wellen grösseren Widerstand geleistet haben, als die oft vertikalen Einlagerungen von Phyllit und Thonschiefer, und daher vielfach in Form von mauerförmigen, gradwandigen Vorsprüngen (Hucks) und Klippen stehen geblieben sind.

Die geognostischen Verhältnisse sind sehr einförmig. Die vorkommenden Gesteine sind durchweg

Digitized by Google

ganz- oder halbkristallinische Schiefergesteine, fossilfrei, regelmässig geschichtet und selten gefaltet, und gehören teils zu den jüngeren Urgebirgsgesteinen, teils zu den Uebergangsgebilden der paläozoischen Epoche. Mannigfache Wechsellagerungen und transversale Schieferungen weisen auf grossartige Umformungen hin. Das Streichen der Schichten ist im allgemeinen von Südost nach Nordwest, das Fallen nach Südwest gerichtet: und zwar liegen die Schichten im Norden der Royalbai noch ziemlich horizontal, richten sich aber weiter südlich mehr und mehr auf und erreichen gegen den Hauptgebirgszug hin eine Neigung bis zu 70°. Dementsprechend kommen im nordöstlichen Teile des Gebietes, an der Royalbai, ältere Gesteine zum Vorschein, Phyllite und Phyllitgneise, mit eingelagertem Kalke, die mit den Sericitgneisen des Rheinischen Schiefergebirges grosse Aehnlichkeit haben; dagegen südlich davon sind jüngere Gesteine, nämlich Thonschiefer, Quarzitschiefer und Diabasschalsteine verbreitet: eine Schichtenfolge, die sich in allen grösseren Urgebirgsgebieten als Regel wiederholt. Diabase selbst und andere Eruptivgesteine sind nicht beobachtet worden. Die Verwitterung wird wesentlich durch Spaltenfrost hervorgebracht, dessen Produkte, wie schon bemerkt, überall in grossen Schutthalden sichtbar sind; durch Tiefenzersetzung entstandene Bodenarten fehlen gänzlich. In den Thälern sind weite Areale von Gletscherthonen und -lehmen bedeckt.

Die Flora von Süd-Georgien war bisher ziemlich unbekannt. Der Vegetationscharakter ist gekennzeichnet durch das Fehlen jeglicher Art von Bäumen. Während das auf gleicher Breite liegende Feuerland noch von Buchenwäldern umgürtet wird, ist hier nur noch ein niedriger Strauch, Acaena ascendens, vorhanden, der im Verein mit dem Toussockgras, Poa flabellata, den übrigen Pflanzen gegenüber durch Massenhaftigkeit des Auftretens und der Verbreitung überwiegt und der ganzen Vegetation einen äusserst monotonen Vegetationscharakter gibt. Die Acaena bildet in den wasserreichen Thälern und an feuchteren Stellen der Berggehänge dichtverflochtene, bis 30 cm hohe Buschwerke. Das Toussockgras, bis 1,5 m hoch, schilfähnlich und dicht gedrängt, bildet an trockeneren Standorten kleine Polster, die aus Rhizomen und vermoderten Resten der Pflanze bestehen und an den Nordabhängen von der Flutmarke an über weite Flächen hinweg in gleichmässiger Ueppigkeit bis etwa 300 m Höhe sich ausdehnen. Ein anderes Gras, Aira antarctica, und eine Binse, Rostkovia magellanica, setzen am sumpfigen Unterlaufe der Gebirgswässer grössere, saftig grüne Wiesenflächen zusammen. Die übrigen Blütenpflanzen kommen, weil klein und versteckt, für das Vegetationsbild nicht weiter zur Geltung, um so mehr aber die Laubmoose, deren dicht verfilzte, oft fussdicke Rasen auf den Thalböden und den sumpfigen Plateau-Terrassen tundrenähnliche Flächen bilden und im Verein mit Gräsern und Binsen stellenweise kleine Torflager erzeugt haben. Von den Flechten treten nur wenige Arten massenhafter auf, wie Cladonia rangiferina, das »Rentiermoos« auf den moosbedeckten Plateauflächen, ferner Neuropogon melaxanthus, welches die Abhänge und Kämme des Gebirges massenhaft bedeckt.

Die Grenze der Phanerogamenflora liegt bei etwa 300 m Höhe; noch höher gedeihen nur noch Moose und Flechten, von denen die letzteren aber auch bei etwa 600 m Höhe aufhören. Die Vegetation dringt daher nirgends tief in das Innere der sich steil erhebenden Insel ein, sondern hält sich innerhalb weniger Kilometer von der Küste. Ausserdem ist die Verbreitung der Vegetation abhängig von der Form und Lage des Terrains. Die Neigung sowohl als auch die Stabilität des Bodens und die Schnelligkeit des Wasserabflusses, sowie der Grad der Insolation und der Exposition gegen die vorherrschende Windrichtung sind die Faktoren, welche die Ausbreitung der Pflanzendecke beeinflussen. Die Steilabhänge, Schutthalden und überhaupt die Südabhänge sind daher öde und vegetationslos, erstere, weil sie der Vegetation und dem Wasser keinen festen Halt bieten, letztere, weil sie nur eine geringe Sonnenbestrahlung erhalten, welche nur langsam oder gar nicht imstande ist, die Schneewehen der winterlichen West- und Südwestwinde hinwegzuschmelzen. Dagegen sind die stärker besonnten Nordabhänge, soweit es die Neigung und Feuchtigkeit des Bodens erlaubt, von der üppigsten Vegetation bedeckt. Ebenso dehnt sich dieselbe in den Thälern gegen die Südabhänge hin bis zu einer ziemlich scharfen Grenze aus, bis zu welcher die Lage und Form der davor sich erhebenden Berge eine genügende direkte Sonnenwirkung gestattet.

Was nun spezieller die Flora anlangt, so wurden im ganzen dreizehn Phanerogamen gefunden, die sich auf sechs Familien verteilen: Gramineen, Juncaceen, Portulaceen, Karyophyllaceen, Ranunkulaceen, Rosaceen und Kallitrichaceen. Von diesen dreizehn Arten finden sich zwölf auf Feuerland oder den Falklandsinseln oder in beiden, pflanzengeographisch zusammengehörigen Gebieten. Die dreizehnte Art, einen Juncus (Novae Seelandiae), hat Süd-Georgien nur mit Neuseeland gemeinsam; dieselbe ist aber wahrscheinlich nur eine Varietät einer chilenischen Form. Von jenen zwölf Arten finden sich ferner sechs auch auf Kerguelenland, eine auf den Campbellinseln und eine in Australien. Von Farnen sind drei gefunden worden: ein Hymenophyllum (peltatum), welches in den Gebirgen von Patagonien, am Kap, in Tasmanien und weiter nördlich weit verbreitet ist, eine Cystopteris (fragilis), die auf den Gebirgen fast der ganzen Erdoberfläche, zunächst auf Feuerland vorkommt, und ein Aspidium (mohrioides), welches von Patagonien und Marion bekannt geworden ist. Somit zeigt die höhere Pflanzenwelt Süd-Georgiens die nächste Zugehörigkeit zu der Flora des südlichsten Süd-Ame-

Digitized by Google

rikas und vereinigt sich mit dieser und der Flora von Kerguelen zu einem gemeinschaftlichen Ganzen. Auch die Laubmoosflora Süd-Georgiens weist darauf hin. Feuerland hat bisher 182 Moosarten geliefert, welche 19 Familien angehören. Von diesen kommen elf Familien, mit nicht ganz 100 Arten, auch auf Kerguelenland vor, und von diesen wiederum neun Familien mit 52 Arten auf Süd-Georgien. Im übrigen sind diese Laubmoose Süd-Georgiens alle endemisch und zum Teil höchst eigenartig, ausgenommen eine, mit Kerguelenland gemeinsame Form.

Erich Goebeler.

III. Zur Fauna Süd-Georgiens.

Es ist durch die natürlichen Verhältnisse bedingt, dass diese sturmumrauschten Felsen bei ihrer entfernten Lage nur flugbegabte Wesen haben erreichen können. Die geringe Landfauna setzt sich daher aus Vögeln, Insekten und Spinnen zusammen. Dass sich hier Spinnen finden, kann uns nicht wundernehmen, da vielen die Gabe geworden ist, an Fäden ihres Gespinnstes sich auf bedeutende Entfernungen vom Winde tragen zu lassen. Sonst überwiegen naturgemäss die durch ihr Flugvermögen am meisten begünstigten Vögel. Von ihrem Leben auf der Insel hat Dr. von den Steinen eine reizvolle und lebendige Schilderung gegeben und dieselbe durch drollige, ungemein charakteristische Bilder unterstützt, die den Vorzug haben, an Ort und Stelle nach der Natur angefertigt zu sein. Unter den Vögeln befinden sich auch die beiden einzigen wirklichen Landbewohner, Anthus antarcticus, der einzige Singvogel, und Chionis alba. Schon diese beiden Vögel sind geeignet, uns einen weiten Blick auf die Beziehungen jenes Gebietes zu verschaffen.

Die Pieper sind kosmopolitisch, es ist daher nicht so auffallend, dass Anthus antarcticus unserm Pieper trotz der ungeheuern Entfernung des Wohnortes ganz nahe steht. Dies ist auch der einzige wirklich ganz ans Land gebundene Bewohner. Mit Chionis alba steht die Sache schon etwas anders. Der durch seine weisse Farbe und das zutrauliche Benehmen auffallende Vogel, der abgesehen von dem plumpen Scheidenschnabel in seinem äusseren Habitus einer Taube auffallend ähnlich sieht, ist jetzt allerdings sowie sein Verwandter auf Kerguelensland ein Landvogel geworden, aber seine Verwandtschaft mit den Regenpfeifern verrät, dass seine Beziehungen zum Strande ursprünglicher Art sind. So dürfte auch die Art der Verbreitung bis in diese Gebiete erklärlich sein. Dieselbe Art bewohnt auch die Falklandsinsel und kommt vielleicht noch südlicher vor. Auf Kerguelen und den Crozetinseln wird er durch eine nahe verwandte Art, Chionis minor, vertreten. Noch eine Form eines Schwimmvogels ist für die antarktische Inselwelt typisch geworden, es ist das Querquedula Eatonii[1]). Von ihr führt Moseley an, dass sie an das Vorkommen von Pringlea antiscorbutica gebunden sei, das kann also nur für die östlicheren Inseln gelten, da diese Pflanze auf Süd-Georgien nicht wächst. Alle übrigen Bewohner dieses meerumrauschten Gebiets aus der höheren Tierwelt sind mit ihrer ganzen Existenz an den Ozean gebunden und benutzen die Landfeste nur, um ihrem Fortpflanzungsgeschäft obzuliegen. Von Robben sind es nur drei, die in Frage kommen, und eine davon, die Otaria, kam unserer Expedition schon gar nicht mehr zu Gesicht. Bald wird auch am See-Elefanten das Ausrottungswerk vollzogen sein. Von ihnen gibt von den Steinen eine lebendige Schilderung. Leider kann er mit Recht hervorheben, dass sich die Angabe von einer grossen, etwa 400 Stück haltenden Herde, von der seine Leute zu sagen wussten, nicht allein nicht bestätigt hat, sondern auch den übrigen Nachrichten gegenüber schon ziemlich unwahrscheinlich klingt. Moseley hat in seinem Buche »Notes of a Naturalist on board the Challenger« eine ausführliche Schilderung der See-Elefantenjagd auf Kerguelensland geliefert, die erklärt, wie dieses nützliche und wertvolle Tier so schnell hat ausgerottet werden können. Ist der See-Elefant einmal verschwunden, — und wer weiss, ob selbst die Unwirtlichkeit seines Wohngebiets einem zusammenhängenden Bestande das Leben über den Beginn des 20. Jahrhunderts hinaus fristet — dann wird es immer rätselhaft erscheinen, wie man ruhig hat dulden können, dass ein so wertvolles Tier, das uns die einzige Möglichkeit gewährte, aus jenen unwirtbaren Gebieten einen bescheidenen wirtschaftlichen Gewinn zu ziehen, vor der ruchlosen und stupiden Ausschlachtung der Robbenschläger verschwinden musste. Den andern Seehund — Stenorhynchus leptonyx, — den Vertreter unserer Phociden, wird sein geringer Wert zunächst vor diesem Schicksal schützen.

Zu den Vögeln stellt die Familie der Procellariden, der Sturmvögel und Seeflieger, nicht weniger als zehn Arten. Dazu kommen noch drei Arten der weitverbreiteten Möwen und Seeschwalben. Auch ein Kormoran von weiter Verbreitung kommt bis in dieses Gebiet. Wir wollen hier nicht weiter auf von den Steinens lebendige Schilderung des Brutlebens dieser Vögel, ihrer Nahrung und ihres Benehmens eingehen. Wir wollen dazu nur eins bemerken, was die Verbreitung dieser Tiere interessant macht. Alle sind ausgezeichnete Flieger, wenn auch in verschiedenem Grade; alle sind zu Land und zu Wasser so sehr in allen Sätteln gerecht und in ihrer Nahrungsaufnahme so wenig wählerisch, dass es doch eigentlich sehr auffallen muss, wenn sie nicht sämtlich kosmopolitisch verbreitet sind. Die Möwen zeigen denn ja auch für einzelne ihrer Arten ein ungeheures Wohngebiet, so Larus dominicanus, der auch hier vorkommt. Aber wie kommt es, dass Vögel, wie Diomedea, der Albatross, die trotz ihres grossen Flugvermögens und obgleich nicht allzu selten ein vereinzelter Flüchtling auch bei uns erscheint, doch

[1]) Die südgeorgische Ente ist von Prof. Cabanis als eine neue Art, Querq. antarctica, bestimmt worden. D. R.

Digitized by Google

im allgemeinen im Atlantischen Ozean nicht über die Meere der Wendekreise hinausgehen?

Auffallender wird diese Erscheinung nicht allein dadurch, dass im Stillen Ozean die Küstenländer bis in hohe Breiten von ihnen, wenn auch nicht als Brutvögeln, so doch als Gästen, besucht werden, und dass andererseits Sir Richard Owen im älteren Tertiär Englands den Flügelknochen einer Diomedea gefunden zu haben glaubt. Zwar geht die Konvergenz der Charaktere bei den Vögeln so weit, dass es misslich ist, aus einem einzelnen Rest weitgehende Schlüsse zu ziehen, aber es wäre doch interessant, wenn wir in der Beschränkung des jetzigen Gebiets unserer Vögel ein Zurückweichen vor unbekannten Faktoren, wie man es diesen grossen Fliegern freilich nicht leicht zutrauen sollte, annehmen dürften.

Den Glanzpunkt der Schilderung Steinens bilden die Kapitel, die er den Pinguinen im Freileben wie in der Gefangenschaft widmet. Auch bei ihnen haben wir, freilich zunächst ohne eine Bestätigung der Paläontologie, ein Zurückweichen auf diese unwirtlichen Wohnstätten und den arktischen Pol vorauszusetzen. Einzelne weit vorgeschobene Posten zeigen uns, dass wir es mit Tieren zu thun haben, die ein ehemals weit ausgedehntes Gebiet verloren haben. Noch jetzt finden wir sie unter dem Aequator auf den Gallapagos. Einen ähnlich vorgeschobenen Posten bildet im Atlantischen Ozean Tristan d'Acunha. In Verbindung mit diesen Plätzen finden sich die Pinguine an der Westküste Amerikas ziemlich hoch hinauf und besuchen auch die Südspitze Afrikas, wo wahrscheinlich »Penguin-Insel« in der Bucht von Angra Pequeña noch nach ihnen benannt ist, ebenso wie die Südküste Australiens. Der früher auf Neuseeland gefundene Pinguin soll bereits verschwunden sein.

Von den Fischen wollen wir nur hervorheben, ohne einen definitiven Schluss daraus zu ziehen, dass kein Selachier, also weder ein Hai, noch eine Roche, von der Expedition gefangen wurde.

Dr. Pfeffer hat am Schluss dieses Bandes eine verdienstvolle Zusammenstellung der gesamten Fauna gegeben, in der er auch einige allgemeine Bemerkungen bei den einzelnen Tieren hinzufügt. Ganz besonders aber hat er im allgemeinen Teil die Verbreitung der niederen Tierwelt des Meeres an diesen Küsten bearbeitet und in dankenswerter Weise die Beziehungen zur Bevölkerung der Tiefsee und der arktischen Meere hervorgehoben. Auch hier finden wir arktische Genera und arktische Arten durch vikariierende Geschlechter und Spezies vertreten. So ist es auch bei den Arthropoden des Meeres der Fall. Interessanter sind für uns die Verhältnisse, die die Gliedertierwelt des festen Landes bietet. Es ist wohl die grössere Landnähe, der es Süd-Georgien verdankt, dass von den drei Fliegenformen noch zwei ihr Flugvermögen gewahrt haben, während Kerguelen nur flügellose Formen kennt. Die eine erinnert aber schon durch ihre weit zurückgebildete Form an den Verwandten, der auf Kerguelensland lebt. Mit dem Kohl fehlt auch die interessante Fliegenform, die ihn auf Kerguelen bevölkert. Drei kleine Käferchen von nicht ganz klarer Beziehung bilden den Rest der geflügelten Formen Süd-Georgiens. Dass Spinnen auch nach Süd-Georgien kommen konnten, haben wir schon erwähnt, aber auch eine flügellose Form der allerniedrigsten Insekten findet sich, es ist ein Poduride. Wodurch sich diese kleinen Geschöpfe eine so weite Verbreitung sichern, ist nicht ganz klar. Am einfachsten ist wohl die Verbreitung mit Treibholz. Jedenfalls besitzt diese Gattung durch ihre Anspruchslosigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Temperatur und andere schädlichen Einflüsse ein enorm ausgedehntes Wohngebiet. Wie sie überhaupt kalte Gebiete nicht meiden, vielleicht sogar vorziehen, — bevölkern sie doch bei uns auch im Winter weite Schneeflächen, — so sind sie, wie nach Süd-Georgien, auch weit gegen den Norden unserer Welt vorgedrungen, und selbst noch auf Jan Mayen gibt es einen Vertreter.

Ed. Hahn.

Ursprung und Entwickelung des Schmuckes.

Von Friedrich v. Hellwald.

I.

Die Lust oder wenn man will die Sucht, sich zu schmücken, ist ausnahmslos der gesamten Menschheit eigen, so sehr, dass man gerade in ihr ein sehr bedeutsames Merkmal erblickt, welches uns über die Tierwelt erhebt, ja geradezu als unüberbrückbare Kluft zwischen dieser und dem Menschen gähnt. In der That ist auch das höchst entwickelte Tier, so weit die Beobachtung reicht, einem solchen Bestreben fern geblieben, und der Mensch allein das Wesen, das sich schmückt, das schon auf der niedrigsten Stufe der Gesittung das Bedürfnis danach fühlt und ihm in der mannigfachsten Weise nachkommt. Die Sitte des Schmuckes, so darf man kühnlich sagen, ist ebenso alt, als die Menschheit selbst. Schon in den ersten vorgeschichtlichen Zeitaltern liebte der Mensch, ein roher Wilder, den Schmuck. In den Höhlen von Périgord fanden sich Reste einer roten Farbe, wie nicht minder durchbohrte Muscheln als ein Beweis, dass auch jener vorzeitigen Bevölkerung von Rentierjägern das Schmücken und Bemalen des Leibes schon bekannt war. Warum liebt es nun der Mensch, sich zu schmücken? Die Frage scheint allerdings ungemein naiv, die Antwort auf der Hand zu liegen: wenn der Mensch sich putze und ziere, so gehe dies offenbar aus seinem Schönheitstriebe hervor, der ihm schon auf den untersten Kulturstufen eigen sei und selbst den Tieren nicht fehle. Hat man doch beobachtet, dass der Pfauhahn behufs günstiger Entfaltung seiner Reize sich vor das Weibchen stellt, um dieses zu gewinnen. Würde man einen Gelehrten fragen, warum das Opium einschläfert, und er die Auskunft erteilen, weil es eine

Digitized by Google

schlaferzeugende Eigenschaft besitze, man würde ihm wahrscheinlich ins Gesicht lachen. Vergleicht man aber die beiden Antworten, so sind sie im Grunde völlig gleichwertig, laufen auf das Nämliche hinaus und setzen bloss ein Wort an die Stelle des andern. Denn woher kommt uns dieser Schönheitstrieb? Und das Schöne selbst, was ist es? Damit würde die Frage einfach in die hohen Wolkenschichten der Aesthetik entschweben. Soweit nun die Völkerkunde mit dreinzureden hat, muss sie sagen, dass der ästhetische Sinn, diese geheimnisvolle verborgene Macht, eine Wirkung, ein Erzeugnis der Gesittung ist und keineswegs an deren Anfängen steht. Die Liebe zum Schmucke, die Putzsucht beginnt bei den Rohen und Wilden, die den Luxus einer Kleidung nicht kennen, mit der Verzierung des eigenen Körpers. Gerade auf diesem Felde legen jedoch viele Völker so seltsamen Geschmack an den Tag, dass wir ihn mit dem besten Willen nicht auf ein ästhetisches Bedürfnis, einen Schönheitstrieb, zurückführen können. Bei diesen Barbaren verstümmeln sich vielmehr Mann und Weib nach Herzenslust. Hier reisst man sich die Vorderzähne aus, dort durchbohrt man sich Nase und Lippen, Ohren oder gar die Wangen, und durch alle diese Löcher, Risse und Schnitte steckt man Glasstücke, Metallringe, Schnüre oder Stücke von Holz, Knochen oder Stein. Solche Verunstaltungen verleihen dem menschlichen Antlitz ein wahrhaft abschreckendes Aussehen, und ich kann mich der Ansicht des Prof. Dr. W. Jerusalem nicht anschliessen, der auch diese Dinge dem Schönheitstrieb entspringen lässt. Dem Barbaren allerdings gelten sie als Zeichen höchster Eleganz. Empfahl doch ein Negerhäuptling dem englischen Reisenden Sir Samuel White Baker dringlichst, seiner Gemahlin, die ihn auf der gefahrvollen Reise mutig begleitete, die unteren vier Schneidezähne auszuschlagen und die Lippen zu durchbohren, um ein Kristallpflöckchen dareinzustecken. »Dadurch,« meinte der Schwarze, »wird sie sehr schön werden.« Das Studium der Entwickelungsgeschichte, welche auch der Schmuck, wie jedes Ding auf Erden, durchlaufen hat, lehrt nun, auf welche Weise solche uns widerstrebende Anschauungen sich befestigen konnten, erweist aber, dass sie in nichts weniger als in einem etwa angeborenen Sinne für das Schöne wurzeln.

Das erwähnte Beispiel vom Pfauhahn führt Prof. Jerusalem auf den Schönheitstrieb zurück. Eitelkeit, Ruhmsucht, Ehrgeiz können nicht Ursache desselben sein, sagt er, weil diese Eigenschaften sich erst mit der Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens entwickeln. Es muss ein ursprünglicher, dem Menschen von Natur aus innewohnender Trieb sein, und er glaubt nicht zu irren mit der Annahme, der Mensch schmücke sich, weil er Liebe erlangen will, und jeder Schmuck sei ursprünglich eine Liebeswerbung. Die Liebe, um welche geworben wird, ist allerdings zunächst nur der Sinnentrieb, die noch tierische Anziehungskraft beider Geschlechter zu einander; aber aus diesem Triebe entwickelt sich im Verlaufe der Gesittung die innige, zarte und allgewaltige Liebe im höheren Sinne. Der Zweck jedes Schmuckes wäre also ursprünglich Liebeswerbung. Fürwahr, ein geistreicher und auch bestechender Gedanke! Sicherlich steckt viel Wahres darin, — ob er aber ausreicht zur Erklärung jedes Schmuckes? Da scheint mir denn doch Julius Lippert, einer der scharfsinnigsten Forscher auf dem Felde der Kulturgeschichte, noch das Richtigere zu treffen, wenn er nicht das Verschönern, sondern das Auszeichnende, Hervorhebende der Person auf alle Fälle als den Zweck des Schmuckes erklärt. Innerhalb dieses Rahmens findet wohl auch Jerusalems Voraussetzung Platz. Bei der Werbung ist es gewiss eines jeden Bestreben, sich durch irgend etwas auszuzeichnen, die eigene Person zur Geltung zu bringen, hervorzuheben, und wird er erhört, so erscheint dann der wie immer Geschmückte schön. So weit, glaube ich, hat Professor Jerusalem wohl recht. Allein der Naturmensch hat noch andere Gründe, seine Person hervorzuheben, als bloss die Liebeswerbung. Gewiss lag ihm diese zunächst, doch berührt sie nur eine Seite, gewissermaassen die innere Seite des wilden Lebens, welches nach aussen hin in der Urzeit nur Feinde kennt. Diesen durch Schreckhaftigkeit zu imponieren, musste ein ebenso sehnlicher Wunsch des Menschen sein, was ihn wieder in der Wahl seiner Schmuckmittel leitete. Lippert, welcher diese Doppelseitigkeit des Schmuckes betont, weist mit Recht darauf hin, dass heute noch viele Völker einen für den inneren und einen für den auswärtigen Verkehr berechneten Schmuck besitzen, zu welch letzterem aller »Kriegsschmuck« gehört. Der Zweck dieses Putzes ist nicht andern zu gefallen, sondern sich ein hohes und schreckliches Ansehen zu verschaffen. Nur jedoch im inneren Verkehr konnte Schmuck als Liebeswerbung auftreten.

Der Naturmensch ist aber mehr als wir auf die künstliche und äusserliche Kennzeichnung seines Ichs noch aus dem Grunde angewiesen, weil auf jenen niedrigen Stufen das Geistesleben der Individualität noch kein Gepräge aufgedrückt hat, daher auch, je niederer die Rasse ist, desto mehr eine Physiognomie der anderen gleicht. Die Putzsucht des Wilden folgt dem Drange nach persönlicher Auszeichnung, und alles was dazu dient, ist ihm gut. Im Grunde gibt es ja gar nichts, was nicht den beabsichtigten Zweck erreichen könnte. Die Zahl der zu verwendenden Mittel ist Legion, sollen sie doch auch zunächst nicht verschönern, sondern bloss das Individuum von den anderen unterscheiden. Damit gewinnen wir schon ein Verständnis, wie die uns oft so abstossenden Schmucksitten in die Welt gekommen sind. Wenn wir jetzt mit dem Worte Schmuck den Begriff Verschönerung verbinden, so lag dieser Gedanke dem Menschen der Urzeit wie dem Wilden der Gegenwart noch fern. Erst die unabsehbare Dauer der Gewohnheit, die damit ver-

Digitized by Google

erbte Anschauung liess das Auszeichnende auch zum Schönen aufrücken, zum Schmucke in unserem Sinne werden.

Auf diesem langen Wege von der blossen Auszeichnung zum Schmuck hat derselbe verschiedene Stadien durchlaufen. Seinen Ausgangspunkt nahm er vom nackten Wilden der Urzeit. Niemand zweifelt wohl daran, dass der Mensch ursprünglich in völliger Nacktheit einherging, wie wir dies heute noch an gar vielen Stämmen sehen. Eben dieser Nackte hatte aber noch weit mehr als später der Bekleidete das Bedürfnis, sein Ich hervorzuheben, und es ist heute ein nicht mehr zu bestreitender Satz der Völkerkunde, dass der Schmuck der Bekleidung des Menschen voranging. Auch jetzt noch treffen wir Verständnis für Schmuck bei allen jenen Völkern, denen sich der Begriff der Bekleidung noch nicht eröffnet hat. In späterer Zeit freilich treten Schmuck und Bekleidung, welch letztere zum Teil sogar aus diesem hervorgegangen ist, in so innige Verbindung, dass es schwierig wird, beide in der Geschichte ihrer Entwickelung auseinander zu halten. Betreffs des Schmuckes in der kleidlosen Zeit muss man nun einen einfachen, der unmittelbar am Leibe haftet, und einen zusammengesetzten unterscheiden, der zweifellos jünger ist, weil er erst entstanden sein kann, nachdem man das Befestigen eines Gegenstandes am anderen durch Binden und Schnüre kennen gelernt hatte. Dieser zusammengesetzte jüngere Schmuck hat dann einen weitgehenden Einfluss auf die Entwickelung und Gestaltung der Bekleidung gewonnen, indem er in einigen Formen sich selbst zu Urkleidungsstücken erweitert und umgestaltet, in anderen als Zierat zu solchen hinzugetreten ist. Aber auch innerhalb des älteren einfachen Schmuckes zeigen sich uns wiederum zweierlei Strebungen: die eine, ältere, bezweckt eben bloss die Kennzeichnung des eigenen Ichs, die andere, jüngere, aber auch jene der Familienangehörigkeit, in weiterer Folge jene des Stammes. Dahin gehören die mannigfaltigen Stammesmarken, welche wir an einer Unzahl von Völkerschaften beobachten und welche also erst entstanden sein konnten, nachdem die Gliederung in Familien und Stämme vollzogen war. Es liegt in der Natur der Sache, dass die erste Art der Kennzeichnung, welche lediglich dem einzelnen Individuum galt, sich des freisten Wechsels erfreut; sie kann, wenn es ihr beliebt, unter Umständen täglich anders sein. Dagegen erfordert der Zweck der zweiten, jüngeren, Familien- oder Stammesbezeichnung, dass sie wo möglich in dauernder Art angebracht wird.

Das Gebiet des einfachen Schmuckes, sowohl des älteren, wie des jüngeren, ist für den nackten Naturmenschen die ganze Haut, soweit sie sich nur immer bemalen und bezeichnen lässt. Denn das einfachste und wohl auch älteste Mittel, sich auszuzeichnen, ist das Einreiben des Körpers mit Erden und Stoffen von leuchtender Farbe in solcher Zusammenstellung, dass sie das Individuum erkennbar macht, also das Bemalen der Haut, am meisten des Gesichts. Hierin besteht unter allen Naturvölkern grosse Uebereinstimmung, bis auf die Auswahl der Farben, wobei jedoch nur die gebotenen Mittel maassgebend sind, nicht ein schon vorhandener ästhetischer Geschmack. Rot, Weiss und Schwarz treten überall am häufigsten auf, weil diese Farben teils aus Erden, teils aus Kohle am leichtesten sich herstellen lassen. Viele Wilde bemalen sich, ehe sie in den Kampf ziehen, und da ist der Farbenschmuck sicher nicht Liebeswerbung. Allmählich ward die Körperbemalung Volkssitte, so sehr, dass ihr Fehlen Schande brachte, etwa wie uns das der Kleidung. Alexander von Humboldt berichtet von den Orinoko-Indianern, sie drückten die verächtliche Armseligkeit eines Menschen mit den Worten aus: »Der Mensch ist so elend, dass er sich den Leib nicht einmal halb bemalen kann.« Manchmal, nachdem einmal eine gesellschaftliche Gliederung sich ausgebildet hatte, wurde die Körperbemalung das auszeichnende Vorrecht der Häuptlinge. Jene der Thraker unterschieden sich nach Herodot vom gemeinen Volke durch ihre Bemalung, sowie auch in den ältesten Tagen Roms der Triumphator erst dann das Kapitol bestieg, nachdem er sich den Leib mit Mennig gefärbt hatte. Paul Mougeolle, ein französischer Gelehrter, der sich gleichfalls mit unserem Gegenstande befasst hat, meint, die rote Farbe bedeute in diesem Falle das Blut, welchem ja die Vorzeit, wie die wilde Welt, wichtige Eigenschaften zuschreibt. Auf manchen Eilanden der Südsee z. B. taucht der Sieger seinen Speer in das Blut seines Opfers und wähnt sich dann unüberwindlich. Nach Mommsens Auffassung wurde nicht nur das Bildnis des römischen Jupiter, sondern auch das Antlitz des Königs nach einer uralten Sitte mit Mennig bemalt, und Lippert deutet dies auf die Gepflogenheit einer älteren Bevölkerungsschicht zurück, welche dem Schmucköle auch noch die Farbe beimischte. Denn dass das Salben des ganzen Körpers mit Oel, das sowohl die homerischen Helden wie auch die historischen Griechen und Römer übten, ein letzter Rest der alten Hautbemalung war, ist kaum zweifelhaft.

Weiter als das Bemalen und Färben geht die Tättowierung, welche sich einer weiten Verbreitung erfreut und oft fast alle Körperteile, von der Stirn bis zu den Füssen, mit den mannigfachsten Zeichnungen überzieht. Diese Tättowierung ist eine andere, dauerhaftere Form der Hautbemalung, allein die Sitte hat nicht immer, wenn auch meistens die schmückende Kennzeichnung eines Individuums im Auge, sondern steht bisweilen mit Alters- und Rangunterschieden, sowie mit der Religion im Zusammenhang. Ihre höchste Vollendung konnte diese eigenartige Kunst des Schmuckes natürlich nur in der Region völliger Nacktheit erlangen; vor der Bekleidung zog sie sich immer mehr, schliesslich bis auf ein rudimentäres Restchen, zurück. Ursprüng-

Digitized by Google

lich waren die Frauen meist viel weniger tättowiert als die Männer, wie denn unter den einfachsten Verhältnissen der Naturvölker auf die Frau überhaupt nur ein geringer Anteil am Schmuck fällt; es ist der Mann, der sich am reichsten und auffälligsten schmückt. Es war dies eine Folge der untergeordneten rechtlichen Stellung des Weibes; aus gleichem Grunde durften auch die Sklaven vielfach keine Tättowierung tragen. Im Laufe der Zeit hat sich indes der Brauch bei manchen Völkern dahin geändert, dass bei ihnen jetzt hauptsächlich das zarte Geschlecht diesen Schmuck zeigt, während das stärkere den Schmerz der Operation scheut und darum das peinlose Bemalen vorzieht. Uebrigens hat die fortschreitende Gesittung überall den Uebergang in der Putzsucht auf die Frau im Gefolge.

Sowohl nach Methode als nach Bedeutung steht die Tättowierung mitteninne zwischen der Bemalung und der Einschneidung, welche dauernde Hautnarben erzielt — eine gleichfalls weit über die Erde vorkommende Sitte. Wenn nun dieser Schmuck auch noch zur persönlichen Anwendung gebracht wird und z. B. bei den Kaffern als »Ordenszeichen« für bewiesene Tapferkeit im Kriege dient, so gilt er doch vorzugsweise schon zur Auszeichnung der Familien, gehört somit schon der jüngeren Periode der Schmuckgeschichte an. Nicht anders verhält es sich mit der Verwendung des Haares zur auszeichnenden Manneszier. In den meisten Fällen ist die Haarzurichtung wie die Bemalung immer noch ein primärer Schmuck, bestimmt, das Individuum als solches auch innerhalb seiner Familie auszuzeichnen. In anderen Fällen aber haben die Familien eine Auswahl getroffen, und der Haarputz ist dadurch gleich der mittelalterlichen Helmzier, eine Art Wappenbestandteil, die Kennzeichnung der ganzen Familie, ja sogar zum auszeichnenden Volkscharakter geworden. Noch viel mehr gilt dies für die übrigen Erscheinungen des einfachen Schmuckes, die sich hauptsächlich an die gleichsam für diesen Zweck von der Natur überschüssig gelassene Haut, wie z. B. den Ohrlappen, haften. Aber auch die Zähne dienen zur Kennzeichnung, und selbst die Form des Schädels sucht man in der Richtung eines Rassenideals zu beeinflussen. Endlich erscheinen noch Lippen und Nase besonders geeignet, gekennzeichnet zu werden oder ein äusseres Kennzeichen aufzunehmen. Sie alle jedoch kommen dem lieben Ich nicht mehr als solchem zu, sondern sind mehr oder minder Familien- und Stammesmarken, gehören also der erwähnten jüngeren Geschichtsperiode an.

Als jene Stammesmarken aufkamen, war die Menschheit den Urzuständen längst entrückt. Es bestand schon eine Familienorganisation mit einem väterlichen Haupte und damit enge verbunden ein häuslicher Kult. Ueberwunden ist die auf Blutsgemeinschaft beruhende Urstufe der auf Mutter und Kind beschränkten Muttergruppe, das Weib ist die Untergebene des Mannes geworden. Noch aber weiss der unbeholfene Mensch dieser jüngeren Stufe von keinem anderen Gesellschaftsverbande als jenem der Blutsverwandtschaft, welche die älteste Organisation der Natur nach thatsächlich war. Und nachdem nunmehr das Band der wirklichen Blutsgemeinschaft verloren gegangen ist, sucht er dasselbe in künstlicher Weise herzustellen durch Blutsvermischung mit der stammväterlich gedachten Gottheit. Blut musste fliessen, um die Zugehörigkeit zum Gesellschaftsverbande zu besiegeln. In der Sitte des Blutsbruderschaftrinkens, der sich in unseren Tagen die deutschen Afrikareisenden mit so manchen eingeborenen Häuptlingen unterziehen, lebt dieser kindliche Gedanke ungeschwächt fort. Zugleich erscheint er aber allerwärts unter den Schutz des primitiven Kultes gestellt. Es ist eine feierliche, eine Kulthandlung. Dieser nämliche Gedanke ist es, welcher die Aufnahme in den Gesellschaftsverband an die Blutentnahme knüpft. Von dieser Aufnahme musste aber ein sichtbares Zeichen zurückbleiben, kurz ein jeder musste die Marke seines Stammes tragen, und diesem Grunde verdanken ihre Entstehung zunächst alle jene Verzierungen des Leibes, die auf einem blutigen Eingriff beruhen. Aber nur in südlichen Breiten, wo nicht der ganze Körper des Schutzes der Kleidung bedurfte und durch diese bedeckt war, konnte man darauf verfallen, die Narben und Zeichen jener Blutentnahme so zu erhalten und zu ordnen, dass sie gleichsam als Bundesmarken erkennbar blieben, wie es bei den Hauteinschnitten so vieler Stämme der Fall ist. Dabei lag es nahe, zur Blutentnahme, welche als Marke des vollzogenen Gottesbundes zu einer heiligen Handlung, zu einer Art »Opfer«, aufgestiegen war, besonders jene Hautpartien am Körper zu wählen, die scheinbar ohne andere Bestimmung diesen an irgend einem Teile überragen. Der weitverbreitete Brauch der Beschneidung, der selbstredend ursprünglich völlige Nacktheit voraussetzt, findet darin seine naturgemässe Erklärung. Ebenso die Durchlöcherung der Ohrlappen, der beiden Lippen und der Nase und zwar sowohl in der Scheidewand, wie in den beiden Flügeln, sie alle sind ursprünglich Kulthandlungen zur Herstellung von Stammeszeichen gewesen. Diese sollten aber unverlöschlich bleiben, denn sie waren die einzige Stütze des historischen Sinnes; eben zur Erinnerung an den vollzogenen Kultakt sollte das so geschaffene Mal nicht wieder verschwinden. Um es zu erhalten, erweiterte man es im Gegenteil durch einen hineingesteckten Gegenstand. So rückten die genannten Körperteile allmählich zu Schmuckträgern auf. Obwohl nun diese Art Auszeichnung an Ohr, Lippe und Nase auch bei Völkern anwendbar blieb, welche ein kälterer Himmel zwang, ihren Leib zu umhüllen, so blieben doch nicht diese, sondern jene Hautzeichen, welche nicht geeignet waren, Schmuckgegenstände aufzunehmen, am längsten ihrem ursprünglichen Berufe, als wirkliche Stammesmarken zu dienen, treu. Als solche bemerken wir jetzt noch Hautschnitte auf der Stirn, den Schläfen, Wangen,

Digitized by Google

auf Schultern und Brust, seltener Ohrklötze und Ohrringe, Lippen- und Nasenhölzer. Dagegen haftete an diese sich zuerst der Begriff des Schmuckes im engeren Sinne, zum mindesten der schmückenden Auszeichnung. Immer mehr und mehr erlosch die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung der Sitte, und in den meisten Fällen kann man nicht mehr entscheiden, ob ein Gegenstand in die Oeffnung gesteckt wurde, um sie sichtbar zu erhalten, oder ob sie gemacht wurde, um zum Träger jenes Schmuckgegenstandes zu dienen. Für die der Urzeit entfernteren Epochen wird man wohl schon das letztere als das Gewöhnliche annehmen dürfen.

Mougeolle hat für die mannigfachen Durchbohrungen eine andere Deutung. Er leitet sie von der einst allgemeinen Sklaverei her, die stets eine Folge der Unterjochung war. Er meint, dass der Sieger seinen Gefangenen, der Herr also seinen Sklaven, welcher ihm das nützlichste Haustier war, wie dieses behandelte. Wie dieses zwang er ihn zur Arbeit, indem er ihm Ringe durch Nase und Lippen zog und ihn daran mit Seilen leitete. In der That besitzt man Beispiele für einen solchen Vorgang, und es ist auch wahr, dass die Durchlöcherung bei denjenigen Wilden fehlt, die in den äussersten Winkeln der Erde hausten und daher von der Unterjochung durch höhere Rassen verschont geblieben sind. Ich gebe indes der oben mitgeteilten Erklärung Lipperts entschieden den Vorzug. Sie umfasst nicht bloss eine weit grössere Anzahl von Erscheinungen, sondern ist auch viel ungezwungener und stützt sich auf eine unendlich grössere Reihe heute noch lebender Anschauungen und Gebräuche. Wenn wir nun bedenken, dass Essen das grosse Dichten und Trachten des Wilden ist, der Lippenschmuck dieses Geschäft beträchtlich erschwert, dass das Atmen ebenso wesentlich gehemmt wird, wenn man eine fingerdicke Stange durch die Nase zieht, so liefert diese Art des einfachen Schmuckes wohl den bündigsten Beweis dafür, wie hoch dem Naturmenschen die Auszeichnung über der Bequemlichkeit steht und wie fernab vom Ideale der Schönheit der menschlichen Figur er jene sucht.

(Schluss folgt.)

Die Wotjaken.

Von P. v. Stenin.

(Schluss.)

Auch Dr. M. Buch weist in seiner trefflichen Monographie über die Wotjaken[1]) Spuren des Hetärismus nach, indem er erzählt, dass die Blutschande, namentlich während der Trinkgelage, nichts Strafbares in den Augen der Wotjaken sei. Im geschlechtlichen Verkehr kennt das Wotjakenmädchen keine Schranken und geniesst die Liebe nach dem Eintritt der Menstruation, also vom 15. bis 16. Jahre an; nicht selten besitzt das Mädchen schon mit 12 Jahren einen Liebhaber. Wird das Mädchen schwanger, so wird ihr dieses zur Ehre gerechnet, und je mehr sie uneheliche Kinder besitzt, desto mehr Bewerber hat sie. Sobald aber die Wotjakin sich verheiratet, bewahrt sie die eheliche Treue. Bei den Wotjaken herrscht auch die Sitte, dem Gaste die Frau oder die Tochter zur Nacht anzubieten.

Früher feierten die Wotjakinnen im Kreise Glasow im Sommer das mehrtägige Fest in der sog. deek kwala, welches sie mit den heidnischen Priestern in Orgien verbrachten, so dass natürlich dabei nicht selten Ehebrüche vorkamen. Die Maternität (Matriarchat), eine direkte Folge des Hetärismus, bei dem doch die Vaterschaft als etwas Unsicheres angesehen werden musste, hinterliess Spuren in der Sprache und in den Gebräuchen der Wotjaken. So rechnete der Wotjake die Verwandtschaft nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter[1]), woher die Ausdrücke für verschiedene Verwandtschaftsgrade mit dem Worte tschush (im Permjakischen heisst tschush-ny — Gebären) zusammengesetzt sind, um die Verwandtschaft nach der Mutter zu bezeichnen, z. B. tschushmurt — Vater der Mutter oder Bruder der Mutter (= dem griechischen μητράδελφος). Perwuchin macht darauf aufmerksam, dass der Wotjake seine Frau nicht nach ihrem Namen ruft, sondern nach dem Namen, welchen sie von ihrer Mutter und Grossmutter geerbt hat, also eine Art Familiennamen, der jedoch nach der Mutter und nicht nach dem Vater lautet. Die Frauennamen der Wotjaken stimmen mit den worschud- (oder Geschlechtsnamen überein. Nach Perwuchin bezeichnet worschud den vergötterten Begründer oder Begründerin) des Geschlechts, und Ssmirnoff betrachtet dies wieder als einen neuen Beweis für das frühere Vorhandensein des Matriarchats, indem er sagt: »Neben den Geschlechtern, welche die Abstammung von einem gemeinsamen Ahnherrn anerkennen, hatten auch die Wotjaken solche Geschlechter, welche die Abstammung von einer gemeinschaftlichen Ahnfrau vereinigt, und dieses Band dehnte sich nicht nur auf die Weiber, sondern auch auf die Männer aus. Wir haben mit anderen Worten vor uns ein Vorkommen der Maternität, jedoch auf der Stufe der äussersten Degeneration.«

Da bei den Wotjaken noch im 18. Jahrhundert Knaben von 8—12 Jahren mit 20jährigen Mädchen verheiratet wurden, herrschte bei ihnen die Sitte, dass, bis der jugendliche Ehemann die Geschlechtsreife erreicht hatte, sein Vater bei der Schwiegertochter den ehelichen Pflichten nachkam. Auch herrschte unter den Wotjaken, wie bei den alten Juden, die Sitte, dass nach dem Tode des einen

[1]) M. Buch, Die Wotjaken. Eine ethnologische Studie. Aus: Acta societ. scient. fennicae. Helsingfors und Stuttgart. 1883.

[1]) Eine bei vielen Völkern herrschende Sitte, so im Altertum bei den Lyciern, und noch jetzt bei den Maori, den Marschalls- und Fidschi-Insulanern.

Digitized by Google

Bruders der andere dessen Witwe ehelichte. Professor Ssmirnoff hörte selbst im Dorfe Kilmes-Sselty von alten Männern, dass sie mit neun Jahren verheiratet worden waren.

Die Exogamie herrscht seit alters her bei den Wotjaken, so z. B. durfte ein Mann aus dem Geschlecht Egra unter keinem Vorwande ein Mädchen aus demselben Geschlecht zur Frau nehmen [1]), ja sogar jungen Leuten, die in derselben kwala (Tempel) beten, ist die Heirat untereinander untersagt.

Als eine Erinnerung an den Mädchenraub besteht in einigen Gegenden die Sitte, dass die Hochzeitsgäste erst nach langem Suchen die Braut in irgend welcher entfernten Ecke, im Sommer sogar im Roggenfelde, finden und sie dann trotz heftiger Gegenwehr in den Hof hineinstossen, wo sie der Bräutigam pro forma mit einem Stock auf den Rücken schlägt [2]); ihr Rücken ist jedoch durch ein Kissen gegen den Schlag geschützt.

Die Braut wird bei den Wotjaken gekauft, und der Brautkauf hat neben dem der türkischen Sprache entlehnten Namen kalym, noch eine wotjakische Bezeichnung iyrdun (d. i. der Preis eines Kopfes).

Nicht selten besteht eine Wotjakenfamilie aus 25—30 Personen, welche alle nur einen Hausstand bilden. An der Spitze einer Familie steht der kus'o — der Grösste, der Hauswirt; dies Amt bekleidet gewöhnlich der Vater, solange er noch arbeitsfähig ist; wird er alt und schwach, so ernennt er zum kus'o einen seiner Söhne.

Wird ein Kind krank, so erfolgt die unter dem Namen shage kuschton oder schakta-wyle kuschton bekannte Ceremonie, indem das kranke Kind ohne jegliche Bekleidung auf den Kehricht gelegt wird. Ein Vorbeigehender nimmt das Kind, spricht einige Segenssprüche und bringt es den Eltern zurück, ihnen zum Neugeborenen gratulierend. Der Archäolog Perwuchin erblickt darin die gemilderte Sitte, kränkliche Kinder umzubringen. Im Kreise Glasow kommt auch Kindertausch vor (pinal woschton).

Der Mann ist unbedingter Herr im Hause und kann seine Frau nach Belieben verstossen, sie dagegen darf nicht über ihn Beschwerde führen. Daraus erklärt sich auch das wotjakische Wort kyschno djukys'kem (das Vertreiben des Weibes) für die Ehescheidung. Die abhängige Stellung des Weibes in der wotjakischen Familie wird äusserlich dadurch bezeichnet, dass sie nicht mit Männern zusammen essen darf; ebenso kann sie sich nie auf den Platz des kus'o setzen. Vor ihrem Schwiegervater muss die Frau das Gesicht bis zum Kinn mit einem Tuche verhüllen und darf sich ihm nie barfuss zeigen. In Hinsicht auf die ökonomischen Verhältnisse und bei den Gemeindeangelegenheiten spielen die Weiber eine hervorragende Rolle, im Gegensatz zu ihrer Lage in der Familie, sogar bei den Opferfesten versehen Frauen und Mädchen das Priesteramt. Neben den Familienbanden ist noch für den Wotjaken der Bund der Nachbarn oder bölak wichtig; die bölak teilen Freud und Leid miteinander. Manchmal ist dieser Bund identisch mit der Gemeinde (buskel). Viele wotjakischen Dörfer weisen in ihren Namen auf die Abstammung ihrer Bewohner von einem Gründer hin: so haben wir patronymische Benennungen, wie Nalagapi, Malekpi (pi = Sohn).

Dass die wotjakischen Dorfgemeinden aus einer Sippe gebildet worden sind, beweist auch die Bedeutung des Wortes gurt, welches sowohl ein einzelnes Haus als auch ein Dorf bezeichnet. Grosse Macht besitzt der Gemeinderat (kenesch); für den Wotjaken ist er die höchste Autorität bei der Entscheidung aller Lebensfragen. Gottesgerichte (Ordalien) sind bei den Wotjaken noch jetzt an der Tagesordnung. So erzählt Werestschagin, dass ein Dieb ermittelt wird, indem der Geschädigte zu sich alle Dorfbewohner einladet und sie auffordert, von einem auf einem Heiligenbilde liegenden Messer ein Stück Brot zu essen, während er Wolfssehnen und besondere Kräuter in den Händen hält. Erdmann berichtet, dass, wenn bei zwei Wotjaken Streitigkeiten über Ländereien entstehen, der kenesch den Kläger auffordert, mit einem Erdklumpen auf dem Kopfe über das Feld des Angeklagten zu gehen. Kaum einer aber, fügt der Reisende hinzu, wagt dies zu thun, aus Furcht vor keremet.

Die Wotjaken unterscheiden das gemeine Volk (tokma kalyk), Kaufleute (kus'o-jos), Reiche (usyr-jos) und Erfahrene, Wissende (tolschak-jos). Erfreulich ist das Verhältnis zwischen den Reichen und den Armen bei den Wotjaken: hat ein Armer, der kein Pferd besitzt, es nötig, so leiht ihm sein Nachbar das Pferd ohne Bezahlung; das Geld wird gewöhnlich ohne Prozente, aber auch mit zehn Prozent aufs Jahr geliehen. Die alten religiösen Verbände mer und el haben jetzt jede Bedeutung verloren.

Abstrakte Begriffe sind den Wotjaken ziemlich fremd und ihre Bezeichnungen dafür meist dem Tatarischen entlehnt. Der niedrigen Stufe der geistigen Entwickelung entspricht auch der Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen der Thätigkeit selbst und ihrem Urheber. So nennt der Wotjake z. B. osh das Heer, den Krieg, die Schlacht; döi — die Not, das Leiden, die Krankheit, das Gift, den Zauber.

Wie die meisten Naturvölker glauben auch die Wotjaken daran, dass einem jeden Gegenstand ein Geist innewohne. Wenn ein Wotjake vor Schrecken starr wird, nennt er diesen Zustand urtes koschkem — der Geist ist entwichen. Daraus kann man schliessen, dass neben dem körperlichen Ich der Wotjake auch ein geistiges Ich, eine Seele im Men-

[1]) Das erinnert an die Australier, die Mortlock- (Lukunor-) Insulaner, Samojeden, Ostjaken, Tlinkiten (Koluschen), Arowaken in Süd-Amerika und Battas auf Sumatra, welche der gleichen Sitte huldigen.

[2]) Diese Ceremonie hat viel Aehnlichkeit mit der altrussischen Sitte, wonach der Bräutigam zum Schein nach der Trauung nach seiner Frau mit der Peitsche einen Schlag führte.

Digitized by Google

schen vermutet. Auch wenn ein Mensch schläft, entweicht seine Seele, nach der Ansicht der Wotjaken, dem Körper und wenn der Schlafende etwas im Traume sieht, meint der Wotjake, dass sein Geist in Wirklichkeit dies erlebt hätte. Ebenso steht es in der Macht eines Verstorbenen, namentlich eines Verschollenen oder Ertrunkenen, auf die Oberwelt zurückzukehren.

Bei der Beerdigung wird neben der Leiche auf die Sitzbank von der ältesten Frau des Hauses Kuchen mit Fleisch (tukmatschi) hingelegt. Der älteste Mann der Familie bricht drei Stücke vom Kuchen ab, giesst dreimal kumyschka in eine Schale und bittet dabei den Verstorbenen, dass er im Jenseits ordentlich lebe, die Lebenden nicht belästige und das Vieh vor Unglück beschütze. Diese Ceremonie wiederholen nach dem Aeltesten alle Familienmitglieder. Das nennt man tyron (Bezahlung) des Verstorbenen.

Dieselbe Prozedur findet auch bei der Einsargung des Verstorbenen statt, dabei muss bemerkt werden, dass die Wotjaken sich sehr mit der Beerdigung beeilen. Wenn die Leiche aus dem Hause hinausgetragen wird, rufen die Familienmitglieder: »Glück und Erfolg geht nicht mit ihm, bleibt bei uns!« Auf dem Grabe des Verstorbenen wird gegessen und reichlich kumyschka getrunken, und auch für die Toten wird Speise und Trank auf dem Kirchhofe zurückgelassen. Im Kreise Glasow gibt die Mutter ihrem verstorbenen Säugling die Brust. Der Wotjake glaubt, dass der Tote dasselbe Leben im Jenseits wie auf der Erde führt, deshalb wünscht er einem Kinde im Jenseits gut zu wachsen, einem Jüngling oder einem Mädchen, sich bald zu verheiraten; im Winter bedeckte man früher den Toten mit einem Pelz. Dem Verstorbenen werden ins Grab ein Kessel, ein Beil und andere Sachen mitgegeben, und damit er das Vieh seiner Verwandten nicht vernichte, wird einem verstorbenen Mann ein Pferd, einer verstorbenen Frau eine Kuh geschlachtet. Bei allen wichtigen Begebenheiten in seinem Leben opfert der Wotjake seinen Toten irgend etwas, sei es nur ein Stück Brot, das er über den Zaun wirft, damit sie auch ferner ihm ihre Hilfe und ihren Schutz angedeihen lassen.

Professor Ssmirnoff meint, dass die Wotjaken noch früher die Hausgeister als die Naturgewalten verehrten. Uns will diese Behauptung nicht recht einleuchten. Denn die Wotjaken haben, wie jedes Volk, im Uranfang sicher keine festen Wohnungen gehabt, und die nordische Natur trat ihnen in ihrem primitiven Zustande mit all ihrer wilden Pracht und Allmacht entgegen. Nur soweit mag die Meinung des verdienstvollen Kasaner Gelehrten ihre Richtigkeit haben, als die Hausgeister nichts anderes als die früher vergötterten, jetzt nur gefürchteten Ahnen sind, wie der Schreiber dieser Zeilen an anderer Stelle[1]) nachzuweisen versucht hat. Aehnlich wie die Russen haben auch die Wotjaken den Hausgeist (korka-murt, den domowoi der Russen), den Badstubengeist (tedi- oder muntscho-murt, den banny der Russen), den Scheunengeist (obiń-murt, den pod'owinnik der Russen); ausserdem bewohnt der gondyr-murt die Ställe, und in verlassenen Gebäuden haust der unheimliche wosho, nach Werestschagin der Geist des Schreckens und der Gespenster, dem bei Fussschmerzen und Frauenkrankheiten geopfert wird.

Als Schutzgeister der Menschen erscheinen: Mesha-utiss, welcher die Saaten vor den Vögeln und schädlichen Insekten schützt; Muschur-utiss sorgt dafür, dass die Flüsse nicht austrocknen. Im Gegensatze zu diesen guten Geistern existieren die bösen Geister, darunter Njuless-murt, welcher Wind und Krieg erzeugt, aber auch dem Jäger beisteht; ein erbitterter Feind der Menschen und ein arger Menschenfresser ist der im Walde hausende Iskal-pyd-murt; ebenso feindlich sind dem Menschen gesinnt Kuspine-murt, ein grausamer Waldgeist, und Kalmyk-kuschno (die baba Jagá der Russen), eine mächtige Waldhexe. In Flüssen, Seen und Brunnen wohnt der Wu-murt, dessen Frau sich durch ihre bezaubernde Schönheit auszeichnet; seine Pferde sind ertrunkene Menschen[1]). Der Geist der Winde ist, nach Sschestakoff, Tyl-murt. Die Wotjaken kennen auch die Geister der Sonne (schundy-mumy = Mutter der Sonne), der Erde (musjem-mumy = Mutter der Erde), des Donners (guduri-mumy = Mutter des Donners) u. a. Als oberster Gott der wotjakischen Mythologie erscheint der Inmar, dessen Namen einige von in (Himmel) und mar (was) ableiten; Professor Ssmirnoff meint, dass mar aus murt verderbt wäre und danach Inmar, eigentlich Inmurt, der himmlische Mensch bedeute. In den Kreisen Glasow und Slobodskoi beten die Wotjaken neben dem Erdgeist Kyldyssin noch den Geist der Luft — Kwas an. Dabei führt Professor Ssmirnoff an, dass er im Dorfe Tschuraschur von den Wotjaken für das Beten den Ausdruck »kuasly wossasko« hörte, in anderen Gegenden (z. B. im Dorfe Warjash im Kreis Birsk des Gouvernements Ufa) für das Beten auch »Inmarly wossaskon«. Daraus nun schliesst dieser Forscher, dass Kwas und Inmar identisch seien. Als Schutzgeist einer jeden Wotjakenfamilie erscheint der worschud, in den Kreisen Ssarapul, Jelábuga und Birsk Mudor genannt. Mudor heisst auch der heilige Baum eines Geschlechtes, dessen Zweige in der kwala aufbewahrt werden — eine deutliche fetischistische Ueberlieferung. Endlich besteht noch die Legende, dass der Bär und der Frosch verdammte Seelen seien, und der Kuckuck ein von dem Wu-murt verführtes Mädchen.

Als Geister, die Krankheiten verursachen, gelten bei den Wotjaken Tscher und Dei.

Damit all diese bösen und guten Geister nicht schaden, sondern schützen und Wohlthaten erwei-

[1]) P. v. Stenin, Ueber den Geisterglauben in Russland im »Globus«, Bd. 57, Nr. 17 und 18.

[1]) Im Gegensatz zum russischen Wassergeist, dem wodjanoi, dem die Ertrunkenen als Diener verfallen.

Digitized by Google

sen, veranstaltet man ihnen Opferfeste. Im Anfang des Frühlings feiert man das Opferfest bussywoss für das Gedeihen der Getreidefelder. Am 11. Juli (29. Juni a. St.) ist das Fest der Nachbarn und Geschlechtsgenossen — mer'en-woss. Beim Frühlingsfeste görny-potton vergräbt jeder Vater der Familie Eier, Fleisch, Bier und kumyschka für den Kyldyssin. Beim Feste gushdor giesst man dem Inmar kumyschka und Blut und wirft Knochen von einem weissen Rinde ins Feuer. Zum Herbstfeste osiń-dure schlachtet jeder Hausvater auf seinem Felde ein Schaf und vergräbt dessen Knochen. Njulessmurt wird im Frühling um Schutz des Viehes gebeten, und dabei opfert man ihm kumyschka, Schafs- und Gänseknochen, im Kreise Glasow sogar Blut und Knochen eines braunen Ochsen. Im Herbst werden für ihn Blut, Eingeweide und Federn einer Gans, ein Handtuch und bliny (Pfannkuchen) geopfert. Während des Frühlingsfestes ekeljan giesst man für den Wu-murt Bier, kumyschka und Suppe ins Wasser, dazu wirft man Brot und Eierkuchen ins Wasser. Dem worschud wirft man ein Stück Brot und Pfannkuchen ins Feuer. Dem Obiń-murt opfert man Brot mit Salz und einige Tropfen kumyschka. Nur dem Tscher opfert man bei der Pferdeseuche ausser Blut und Knochen noch die Haut des ihm zu Ehren geschlachteten Pferdes.

Den Mohammedanern und vielleicht auch den Chasaren, deren in Etil residierender Herrscher bekanntlich mosaischer Konfession war, entlehnten die Wotjaken den Teufel, den Geist der Hölle — keremet, auch unter dem türkischen Namen schaitan bekannt und als ein Bruder des Inmar geschildert, der beständig bestrebt ist, alles von seinem Bruder geschaffene Gute zu vernichten und zu zerstören.

Auch die griechisch-katholische Geistlichkeit sanktioniert in gewissem Sinne die Opfer der Wotjaken, indem der Priester die Opferspeisen weiht und dafür den Kopf und die Eingeweide des Opfertieres bekommt, ja die Wotjaken kommen in die Kirchen der Kreisstadt Glasow, um das Fleisch der Opfertiere einweihen zu lassen, und in einigen Kirchen des Gouvernements Wjatka sind besondere »Opferräume« (russ. »shertwenniki«) nach dem Muster der wotjakischen deek-kwala eingerichtet, wo das eingeweihte Fleisch von den Gläubigen beim reichlichen kumyschka-Genuss verspeist wird.

Zur Kirchweihe (russ. prestolny prasdnik) und am Tage des Propheten Elias werden den Heiligen der griechischen Kirche zum Opfer Tiere geschlachtet und ihr Fleisch, nach der vorhergehenden Einweihung, von dem Priester und den Gläubigen verzehrt, natürlich dabei auch reichlich Bier und kumyschka ad majorem Dei gloriam getrunken.

Im letzten Teile seines Buches führt Professor Ssmirnoff den kurzen Inhalt der bis jetzt über die Wotjaken erschienenen Werke und einige, in seinem Auftrage vom Lehrer im Dorfe Staro-Warjash, Aptiëff (in wotjakischer und russischer Sprache) aufgezeichneten Märchen an.

Nachdem wir in kurzem den Inhalt der interessanten Monographie des Kasaner Forschers mitgeteilt haben, hoffen wir, dass die Fülle ganz neuer Details und die Gründlichkeit, mit welcher die ganze Litteratur über die Wotjaken benutzt worden ist, jeden Ethnographen beim Lesen des Werkes mit grosser Befriedigung erfüllen wird.

Skizze von den Banater Romänen.

Von M. Przyborski in Kladno.

Derjenige Teil Südungarns, der mit dem Namen Banat bezeichnet wird, welcher heute, ebenso wie Siebenbürgen, nichts mehr als ein geographischer Begriff ist und früher den grössten Teil der »Wojwodschaft Serbien und des Temescher Banats« bildete, umfasst die im jenseitigen Theissdistrikt liegenden Komitate Torontal, Temesch und Krascho-Szörény. Dieses Gebiet, wohl das fruchtbarste und gesegnetste Ungarns, nimmt einen Flächenraum von 25 931 qkm ein und wird nördlich vom unteren Laufe des aus Siebenbürgen kommenden Flusses Marosch, westlich von der Theiss, gegen Süden von der Donau und nach Osten und Südosten von dem, Ungarn von Siebenbürgen und Romänien trennenden, hohen Gebirgszuge der »Muntje« begrenzt. Die Einwohnerzahl des Banats beträgt nach der letzten, in Oesterreich-Ungarn vorgenommenen Volkszählung (Anfang 1881) 1 307 000 Seelen; an dieser Zahl ist das Komitat Torontal mit 530 000, das Temescher Komitat mit 396 000 und das Krascho-Szörényer mit 381 000 Einwohnern beteiligt. Unter der, aus vier Nationalitäten — Romänen, Deutschen, Magyaren und Serben (in Ungarn Raizen genannt) — zusammengesetzten Banater Bevölkerung gibt es 535 000 oder ungefähr 41 Prozent Romänen. Die grösste und dichteste romänische Bevölkerung findet sich im südöstlichen Teile des Banates, im Krascho-Szörényer Komitate, wo 298 900 Romänen — ungefähr 78,4 Prozent von der ganzen Einwohnerzahl dieses Komitats — wohnen. Im Temescher Komitate gibt es deren 154 400 (39 Prozent), und in dem zum grossen Teile von Deutschen (dort Schwaben genannt) bewohnten Komitate Torontal 81 700 (15,4 Prozent).

Im Krascho-Szörényer Komitate, dem südöstlichsten Winkel des eigentlichen Ungarn, bilden die Romänen fast die ausschliessliche ländliche Bevölkerung, und nur in den Städten und jenen grösseren Ortschaften im gebirgigen Teile des Komitats, wo Bergbau und Eisenhütten-Industrie betrieben wird, wohnen sie zwischen und neben anderen Nationalitäten, namentlich Deutschen, die in solchen Ortschaften den Stamm der Arbeiterbevölkerung bilden und dort seit dem vorigen Jahrhundert angesiedelt sind, so in Orawitza, Moldowa, Szaszka, Dognacska, Reschitza, Bogschan.

Digitized by Google

Diese Bergwerks- und Industrieorte bestehen alle aus zwei, durch die Bauart und das Material ihrer Häuser, dann durch ihren Gesamtcharakter deutlich voneinander zu unterscheidenden, streng voneinander abgesonderten Teilen, einem deutschen und einem romänischen Teil. So kennt man nebeneinander ein Deutsch- (oder Montan-) und Roman-Orawitza, ein Deutsch- und Roman-Szaszka u. s. w. Für den Fremden, der eine solche Ortschaft betritt, ist hier die beste Gelegenheit zu vergleichenden Kulturstudien zwischen den Banater Deutschen und den Romänen geboten.

Er erhält dadurch ein ziemlich richtiges und übersichtliches Bild aus dem romänischen Kulturleben und kann sich augenscheinlich überzeugen, wie weit die Romänen gegenüber ihren Nachbarn noch zurückstehen, und was Fleiss, Ausdauer, Schaffenslust und Reinlichkeitssinn bei den letzteren auf derselben Scholle und unter denselben äusseren Verhältnissen hervorzubringen vermögen.

In dem waldreichen und grösstenteils gebirgigen Komitat Krascho-Szörény haben die Romänen die Eigenarten ihrer Nation wohl am unverfälschtesten bewahrt. Hier erscheint ihr ganzes nationales Wesen, im Vergleiche zu den anderen Banater Romänen, die durch innigeren Verkehr mit den Nachbarnationen schon viel davon abgestreift haben, am schärfsten ausgeprägt, und das, was im folgenden von den Banater Romänen gesagt wird, soll sich daher vornehmlich auf diese beziehen.

Man kann im Banate zwei Hauptstämme der Romänen unterscheiden: die Pofanen und Fradutzen. Erstere unterscheiden sich von letzteren mehr durch einige Verschiedenheiten in der Tracht als durch Sitten und Gebräuche und sind aus der Walachei unter Kantakuzene im 17. Jahrhundert eingewandert. Die Fradutzen waren schon im 3. Jahrhundert als nomadisierendes Hirtenvolk in diesen Gegenden zu Hause, haben aber erst gegen das 18. Jahrhundert feste bleibende Wohnsitze bezogen und beschäftigen sich erst seit jener Epoche mit dem Feldbau.

Während die Fradutzen ausschliesslich von der Landwirtschaft und Viehzucht leben und sich in seltenen Fällen oder nur auf kurze Zeit als Arbeiter und Taglöhner in grösseren Ortschaften verdingen, suchen die Pofanen, die zumeist in und bei den Bergwerksorten des Krascho-Szörényer Komitats wohnen, als Berg- und Hüttenarbeiter, Holzschläger, Köhler, Fuhrleute, Strassen- und Eisenbahnarbeiter ihren Lebensunterhalt.

Die wenigen, inmitten deutscher und ungarischer Arbeiter in einzelnen Bergwerksorten und -Kolonien wohnenden »Tseraner« (zu deutsch: Landbewohner oder Bauern) sind in späterer Zeit aus der benachbarten Walachei eingewandert und unterscheiden sich nach ihrer Tracht kaum von den Pofanen; indessen heiraten sie häufig aus deutschen Familien und legen allmählich ihre Nationaltracht und ihre nationale Originalität ab.

Die Banater Romänen nennen sich Rumunji oder Rumanjesch und hören es nicht gern, wenn man sie, wie dies im Lande noch häufig geschieht, Walachen nennt. Sie sind im allgemeinen von mittlerer Körpergrösse und zumeist etwas dunkler Gesichts- und Haarfarbe; in ihrem Gange, in Haltung und Bewegung, sowie namentlich bei der Arbeit fast immer schwerfällig und langsam, zeigen sie einen entschiedenen Hang zur Trägheit, und der geringe Sinn für nützliche, ausdauernde Arbeit gehört zu ihren Hauptcharakterzügen.

Wie der ungarische Landmann, so trägt auch der romänische Bauer ausser dem Schnurrbart keinen anderen Bart. Der Vollbart wird nur von den Popen getragen, denen mit grosser Ehrfurcht und Unterwürfigkeit begegnet wird; dieselben üben auf ihre noch in tiefer Unwissenheit dahinlebenden Gläubigen einen nach jeder Richtung mächtigen Einfluss aus, den sie häufig genug missbrauchen. Unter den Weibern und Mädchen gibt es viele schöne und anmutige Erscheinungen, doch altern sie frühzeitig und rasch. Dazu trägt wohl nicht wenig der Umstand bei, dass das Weib, zufolge der durchaus untergeordneten Stellung, welche es bei den Walachen im Banate, ähnlich wie bei den christlichen Balkanvölkerschaften, einnimmt, gewöhnlich die schwersten Arbeiten im Hause und im Felde zu verrichten hat. Nicht minder ungünstig wirkt die bei Mädchen und verheirateten Weibern allgemein herrschende Unsitte, Gesicht, Lippen und Augenbrauen mit zumeist sehr giftigen Stoffen zu schminken. Man kann häufig bei ihren ländlichen Vergnügungen, insbesondere bei Tänzen, junge Mädchen in einer Weise grell rot und weiss geschminkt sehen, dass ihre Gesichter ein puppenartiges, fratzenhaft abstossendes Aussehen bekommen. Da sie in der Auswahl der zum Färben der Lippen verwendeten Ingredienzien nichts weniger als skrupulös vorgehen, so erscheinen ihre sonst schönen weissen Zähne bald verunstaltet und meist schwarzgerändert.

Die Tracht des Mannes besteht im Sommer aus einem langen, bis an die Knöchel reichenden, grobleinenen oder hanfenen Hemde, Camasc genannt, welches oben gewöhnlich in bunter Wolle ausgestickt ist. Diese Stickereien sind nach Muster und Farben in jedem Dorfe verschieden, und man könnte schon nach diesen Hemdverzierungen den Heimatsort des Mannes erkennen. Das Hemd wird stets über den weiten grobleinenen Hosen — Ismenje — getragen. Vom Knie abwärts wird das Bein mit bunten, karrierten Streifen aus grobem Tuch — den Obelje — umhüllt, die durch rote Bänder oder Lederstreifen festgehalten werden. Jedes Dorf hat anders gefärbte Obelje, so dass auch dieses eigenartige Kleidungsstück ein Erkennungsmerkmal des heimatlichen Dorfes seines Trägers abzugeben vermag. Die Füsse stecken in Sandalen aus dickem Leder; sie werden Opintsche genannt. Strümpfe werden von den Männern nicht getragen. Diese

Digitized by Google

originelle Fuss- und Beinbekleidung wird zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter und häufig auch von den Weibern angelegt. Ueber dem Hemde trägt der Bauer stets eine bis an die Lenden oder auch etwas weiter reichende Jacke ohne Aermel, aus weisser, grauer oder graublau gefärbter Wolle — Djurka — die mit farbigen Tuchstückchen und bunten Wollstreifen und Schnüren verziert und in manchen Gegenden auch mit einer Reihe grosser Metallknöpfe besetzt ist. Im Winter wird unter dieser Jacke ein aus Lammfell hergestelltes, westenartiges Kleidungsstück, mit der haarigen Seite nach innen, getragen, welches seitwärts zugeknöpft wird. Diese Weste, Peptare genannt, ist bei beiden Geschlechtern in Gebrauch.

In der Ebene tragen die Bauern um den Leib einen sehr breiten, schweren, mit grossen Messingschnallen gezierten Ledergürtel, in dessen verschiedenen Abteilungen sie Taschenmesser, Tabak und Tabakspfeife, Feuerzeug und Geld aufbewahren. Die Gebirgsbewohner schmücken sich dagegen mit einer etwa handbreiten Schärpe aus grober Wolle in grellen Farben, die mehrfach um die Taille gewunden wird. Als Kopfbedeckung dient in der wärmeren Jahreszeit gewöhnlich ein niedriger schwarzer Filzhut, Palaria — im Winter dagegen zumeist eine hohe, unförmige, tief in die Stirne fallende, zottige Schaffellmütze, Klepetz genannt, welche ihrem Träger ein äusserst wildes Aussehen verleiht. Die Leinenhose wird im Winter zuweilen mit einer eng anliegenden Hose aus grober weisser Wolle — Nadras — vertauscht. Bei rauhem Wetter und grosser Kälte hüllt sich der Walache entweder in einen bis an die Kniee reichenden Mantel, der mit Schaffell gefüttert ist, die Schuba oder Bunda geheissen wird und häufig mit bunten Lederstückchen reich verziert sowie am Kragen und an den Aermeln mit Schaffell verbrämt ist, oder er trägt einen langen Mantel aus grober Wolle, dessen Kragen sich weit nach rückwärts in Form eines Quadrates verlängert und bei Regen und Schnee, nach vorn über den Kopf geworfen, als Kapuze dient.

Die Unterschiede, welche zwischen der Tracht der Pofanen und jener der Fradutzen bestehen, beschränken sich darauf, dass bei den letzteren die Kleidungsstoffe gewöhnlich gröber und die Verzierungen an denselben mit weniger Geschmack angeordnet sind; der Gürtel ist breiter, hat mehr Schnallen, und der Hut breitkrempiger und gröber. Bei den Pofanen, insbesondere den wohlhabenderen, werden auch häufig an Sonn- und Festtagen die landesüblichen Obelje und Opintsche durch hohe Stiefel vertauscht.

Die walachischen Popen tragen lange dunkelblaue Röcke mit vielen Knöpfen und über der Taille ein blaues Band. Der Kopf wird mit einem breitkrempigen niedrigen Hut aus langhaarigem schwarzen Filz bedeckt. Sie zeichnen sich stets durch langes, oft bis auf die Schultern niederfallendes Haupthaar und grosse Bärte aus; als Fussbekleidung dienen Stiefel.

Die weibliche Tracht, welche wegen der mitunter recht geschmackvollen Farbenzusammenstellungen oft hübsche Effekte erzielt, besteht bei den Pofanen und Fradutzen zunächst aus einem langen, bis an die Knöchel herabfallenden, weissleinenen Hemde, welches auf den Brust- und Achselteilen zumeist bunt und reichlich gestickt ist. An Festtagen wird das Hemd häufig mit Spitzen geziert getragen. Ueber dem Hemde wird an Festtagen noch ein vorn offenes Leibchen von dunkelm Wollstoff getragen; für gewöhnlich bildet aber das Hemd in der warmen Jahreszeit das einzige Kleidungsstück der romänischen Bäuerin. Um die Taille trägt sie stets einen etwa 15—20 cm breiten wollenen Gürtel in verschiedenen Mustern und Farben, von welchem sowohl nach vorn als nach rückwärts eine viereckige Schürze von demselben Stoff und in gleichen Mustern und Farben herabfällt. Die Ränder dieser Schürzen sind bunt gestickt; die rückwärtige ist kürzer und heisst Obreg, die vordere reicht bis an die Kniee. Bei den Fradutzen sind Obreg und Schürze mit langen bunten Fransen dicht verziert. Im Sommer und bei günstiger Witterung gehen Mädchen und Weiber barfüssig. Im Winter und an Festtagen sowie beim Tanze tragen sie entweder Obelje und Opintsche, wie die Männer, oder Strümpfe und Schuhe. Die Mädchen gehen barhäuptig und tragen das Haar sorgfältig gescheitelt und in Zöpfe geflochten; falsche Zöpfe werden häufig eingeflochten. Die Pofanen lassen die Flechten frei über den Rücken fallen, die Fradutzen tragen sie kranzförmig um den Kopf gewunden.

Verheiratete Weiber tragen zumeist bunte Kopftücher, die unter dem Kinn gebunden werden, in manchen Gegenden auch niedrige Hauben, die hinten mit einem breiten Bande geziert sind, welches oft mit Gold und Silberfäden durchwirkt und mit Flitterwerk besetzt ist. Als Kopf- und Halsschmuck bei festlichen Gelegenheiten sind bei den Walachinnen Silber- und Goldmünzen — Salbe genannt — ungemein beliebt; je grösser und schwerer, desto lieber. Oft ist der Kopf von den Augenbrauen bis zum Scheitel hinauf mit vielen Reihen grosser Thaler dicht bedeckt, und Hals und Brust mit Thalern, Guldenstücken und sogenannten Zwanzigern wie gepanzert. Reiche Mädchen tragen wohl auch Dukaten um den Hals, und da und dort kann man selbst alte römische Münzen, die man an manchen Orten im Banate zeitweilig findet, als Schmuckstücke walachischer Bauernschönheiten figurieren sehen. Solche Schmuckmünzen bilden oft den grössten Reichtum der Bauernfamilie; sie vererben sich durch viele Generationen, und die romänische Bäuerin macht in Fällen dringender Not lieber Schulden, als dass sie sich dieses Geschmeides entäussern würde.

Die Mädchen verheiraten sich früh; wenn sie mit 15 bis 16 Jahren die Ehe eingehen, so gehören

Digitized by Google

solche Fälle durchaus nicht zu den seltenen, sondern bilden eher die Regel. Sie sind von Jugend auf gewöhnt, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen. So tragen die Weiber auch ihre Kinder in schmalen, aus Baumrinde hergestellten und mit Baststreifen zusammmengehaltenen Schachteln stets auf dem Kopfe mit sich herum. Häufig tragen sie dabei noch kleine Bündel am Rücken und spinnen beim Gehen eine Spindel mit Wolle ab.

Vielen Geschmack und Geschick bekunden die Erzeugnisse der weiblichen Hausindustrie. Die walachischen Weiber weben gute starke Leinwand, sie bearbeiten, reinigen, kartätschen, kämmen und färben die Wolle für den Bedarf der Familie und führen sehr hübsche Stickereien von Garn und Seide, mit Gold- und Silberfäden und Goldblättchen durchzogen, aus, die durch die schönen Farbenzusammenstellungen und geschmackvolle Ornamentik häufig effektvoll wirken. Auch schöne Teppiche werden in manchen Gegenden erzeugt, die in Ungarn sehr beliebt sind und in manchen Salons Aufnahme finden.

Die Banater Romänen bekennen sich zum allergrössten Teile zur griechisch-nichtunierten Kirche; ein kleiner Teil ist griechisch-katholisch. Nur die sogenannten Kraschowenen, ein romänisch-bulgarisches Mischlingsvolk, welche das Dorf Kraschowa und dessen Umgebung bewohnen, bulgarischer Abkunft sind und ein besonderes, halb romänisch, halb bulgarisches Idiom sprechen, sind römisch-katholischer Religion.

Das Kirchenjahr der Romänen schreibt eine grosse Menge von Fasttagen vor, und diese werden in der Regel von dem zumeist strenggläubigen Volke auch streng beobachtet. Selbst Eier, Milch und Butter dürfen in der Fastenzeit nicht genossen werden. Die Walachen stehen stark unter dem Banne des Aberglaubens und halten grosse Stücke auf allerlei Vorbedeutungen, Zauber und Hexerei, was sich insbesondere bei Krankheits- und Todesfällen in der Familie mannigfach manifestiert. Ihre Popen, die sich durch ihren Bildungsgrad nicht viel vom Volke unterscheiden, geben sich leider nur in seltenen Fällen die Mühe, die gewaltige Macht, mit der sie ihre Getreuen beherrschen, in belehrender Weise zu gebrauchen, im Gegenteil, sie nutzen, wie schon bemerkt, die Unwissenheit des Volkes in der Regel für ihre selbstsüchtigen Zwecke aus.

Die Hauptgetreide der Walachen im Banate sind Mais — Kukuruz genannt — und Weizen, dann Gerste und Hafer. Roggen bauen sie wenig. In manchen Bezirken wird auch Tabak (Doan) und Wein kultiviert. Gemüse wird fast gar nicht angebaut. Von der Viehzucht kommt hauptsächlich die Zucht der Schafe in Betracht, dann jene der Schweine; Rindviehzucht und Pferdezucht sind von untergeordneterer Bedeutung. Was die Obstkultur anlangt, für welche gerade das Banat so günstige Verhältnisse von Klima und Boden bietet, so spielt die Kultur der Pflaumen die Hauptrolle, da sie zum Branntweinbrennen, zur Erzeugung des bei den Walachen so beliebten Raki verwendet wird. Es kommen im Banate alle Sorten von Obst in reichen Mengen fort, allein edlere und feinere Sorten werden nicht erzielt, denn in der Gartenwirtschaft sind die Walachen wie in so vielen anderen Zweigen der Landwirtschaft noch ganz und gar nicht bewandert.

Das wichtigste Nahrungsmittel liefert der Mais, aus dessen grob gemahlenem Mehl sowohl ein Malai genanntes Brot gebacken, als auch ein steifer Brei, nach Art der italienischen Polenta, mit Salzwasser und zuweilen etwas Speck, Mamaliga genannt, zubereitet wird; derselbe wird stets in besonderen kupfernen Kesseln gekocht und bildet sozusagen das Nationalgericht. Mamaliga mit einem Stück Schafkäse und Zwiebeln oder Knoblauch, Bohnen, getrocknete Fische, etwas Speck, das stellt fast Tag für Tag den Speisezettel des walachischen Bauernhauses dar. Rindfleisch kommt gewöhnlich nur Sonntags auf den Tisch, Geflügel nur an Festtagen. Die walachische Sitte verlangt, dass zu Weihnachten stets ein Spanferkel, zu Ostern aber ein Lamm verzehrt werde; denn das bringt Glück ins Haus, meinen sie. Milch wird wenig getrunken, und da deren Genuss der vielen Fasttage wegen sehr eingeschränkt ist, wird die Milchwirtschaft, die bei den vorzüglichen Weideplätzen gewiss prosperieren würde, nur sehr mangelhaft und nachlässig betrieben. Die Kühe werden nur zeitweilig gemolken und von den Walachen mehr zur Zucht als zur Milcherei benutzt.

Dass bei einer so elenden Ernährung, wie sie oben erwähnt wurde, die Arbeitsleistungen des Mannes nicht bedeutend sein können, liegt klar zu Tage und zeigt sich insbesondere dort in augenfälligem Maasse, wo romänische neben anderen einheimischen oder kolonisierten Arbeitern in den Banater Bergwerken und Fabriken und verschiedenen anderen Betriebsstätten angestellt sind. Man hat hierbei beobachtet, dass sich die mechanische Leistung des romänischen Arbeiters zu jener der anderen im Durchschnitt wie 3 zu 5 verhält. Gewöhnlich werden die Walachen nur zu Hilfsarbeitern und als Taglöhner, Fuhrleute, Pferdeknechte u. s. w. bei den erwähnten Etablissements, selten aber zur Verrichtung von Leistungen verwendet, die anhaltenden Kraftaufwand, eine gewisse Handfertigkeit, Geschicklichkeit und Selbständigkeit erfordern. Der romänische Bauer ist in den meisten Fällen nur dann ein tüchtiger und brauchbarer Arbeiter der Industrie, wenn er unter beständiger, energischer Aufsicht und Anleitung arbeitet.

Das Wohnhaus baut sich der Banater Romäne zumeist aus roh gezimmerten Balken oder aus Weidengeflecht, welches mit Lehm beworfen und mit einem Kalkanstrich übertüncht wird. Fundament und Sockel werden je nach den lokalen Verhältnissen aus Bruchsteinen oder ungebrannten Ziegeln

Digitized by Google

hergestellt. Tritt man durch die niedrige Hausthür, zu welcher gewöhnlich zwei bis drei aus Steinblöcken oder Holzklötzen bestehende Stufen führen, ein, so gelangt man in die von Rauch erfüllte Küche; nahezu im mittleren Teil steht der offene Feuerherd, der durch einen zumeist aus Flechtwerk hergestellten und mit Lehm beworfenen grossen Kamin überwölbt wird. Rechts und links von der Küche befindet sich je eine Stube, von welcher die eine grösser ist und als gemeinschaftliche Wohn- und Schlafstube für alle Familienmitglieder, die andere aber gewöhnlich als Vorratskammer u. dergl. dient. Der Fussboden besteht durchweg aus gestampftem Lehm; einige rohe Schränke und Bettstätten, ein Tisch und etliche Stühle bilden die Einrichtung der Wohnstube. Neben oder hinter dem Wohnhause steht der luftige, aus Flechtwerk hergestellte Maisspeicher, die Kukuruzkora, ein käfigartiger Bau, der häufig 60—70 m lang und gewöhnlich nur 2 m breit ist. Daneben befindet sich der Viehstall, die Tenne und ein Holzschuppen für Wagen und Wirtschaftsgeräte. Den Bauernhof und Garten umschliesst eine Zaunhecke. Der Lieblingsbaum der Romänen, die Akazie, findet sich stets im Hofe und vor dem Hause.

Der Tag des Hauspatrons oder Hausheiligen wird stets durch einen grossen Festschmaus gefeiert. Dieses Fest, an dem Verwandte und Freunde der Familie reichlichst bewirtet werden, wird von den Walachen Prasnez — wörtlich übersetzt: »Esstag« — genannt. Gastfreundschaft üben sie überhaupt gern; sie geben dem bei ihnen einsprechenden Fremden, den sie weder nach Namen, noch Stand und Herkommen befragen, stets das Beste, was sie haben und überlassen ihm auch die beste Schlafstelle.

Die Volkslieder und Gesänge der Walachen haben sämtlich eintönige und schwermütige Weisen. Musikalische Instrumente, welche den Banater Walachen eigen wären, gibt es nicht. Ihre Musik wird von umherziehenden Zigeunern besorgt, die ihnen insbesondere zu ihren Tänzen aufspielen. Der Tanz — Joc (spr. Schock) — bildet die bei alt und jung beliebteste Unterhaltung; er gehört gewissermaassen zu ihren Religionsgebräuchen. So wird stets zu Mariä Empfängnis, Weihnachten, Ostern und zum Kirchweihfest auf dem freien Platze vor der Kirche getanzt. Ihre Tänze sind meistens Kreistänze, deren verbreitetste der Hora und der Kaluscheste sind. Nach einer eher monotonen und kreischenden, als anregenden Musik, welche zwei bis vier Zigeuner auf schlechten Geigen kratzen, zuweilen in Begleitung des Dudelsackes, bewegen sich Tänzer und Tänzerinnen, die sich an den Händen oder um die Hüften halten, in langsamem Rhythmus, mehr gehend als tanzend, unermüdlich oft stundenlang. Seltener wird der Dedoi getanzt; diesen tanzt man nach der Art des Walzers paarweise.

Stirbt ein Familienmitglied, so werden bezahlte Klageweiber aufgenommen, die den Toten laut zu beweinen und zu beklagen, sowie anzukleiden haben. Beim Begräbnisse sind die kirchlichen Ceremonien und Gesänge schier endlos. Die Totenträger tragen statt des Trauerflors grosse bunte Kattuntücher an der Achsel befestigt. Nach dem Begräbnisse wird im Trauerhause ein Totenmahl — die Pomana — gehalten, das zumeist in ein gewöhnliches Trinkgelage ausartet und nach mehreren Wochen und hierauf nach sechs Monaten wiederholt wird.

Die Trauer bezeugt der Romäne der Welt gegenüber dadurch, dass er mehrere Monate und selbst ein Jahr lang barhäuptig geht. Auch das schlechteste Wetter vermag ihn von dieser eigenartigen Pietätsbezeigung nicht abzuhalten.

Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien.

Von Robert Sieger.

(Fortsetzung.)

Ueber einen naturwissenschaftlichen Ausflug nach der Sinaihalbinsel und die Besteigung ihrer höchsten Gipfel durch L. Rütimeyer und die beiden Herren Sarrasin bringt ersterer im »Globus« (LVII Nr. 11—13) einen vorläufigen Bericht mit anschaulichen Abbildungen. Die von Fraas (und Grad) für Moränen gehaltenen Ablagerungen des Wâdi esch Schêch erklärt er mit Bestimmtheit für »lacustrine Sedimente« und daher die Ansicht, dass der Sinai eine Vergletscherung durchgemacht habe, für noch unbewiesen.

Neuestens ist auch die Insel Cypern auf dem Wege, sich den »gut bekannten« Teilen Vorderasiens anzureihen. Seit der englischen Besitznahme, welcher alsbald eine schon 1884 beendete trigonometrische Aufnahme der Insel folgte, beginnt die letztere Gegenstand einer lebhaften Forschungsthätigkeit zu werden, die bereits zur Gründung einer eigenen Vierteljahrsschrift unter dem Titel »Journal of Cyprian studies« geführt hat. Nachdem dieselbe eine Zeitlang in Nikosia, der Hauptstadt Cyperns, erschienen war, wurde voriges Jahr ihr Sitz nach Berlin verlegt (Verh. Berl. Ges. f. Erdk. 1889, S. 492). Der Inhalt derselben ist bislang vorwiegend archäologisch. Für die naturwissenschaftliche Erkenntnis der Insel versprechen dagegen die Anstalten wichtig zu werden, welche die Regierung trifft, um die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu entwickeln, und über deren bisherige Erfolge der ehemalige Kronkommissär Cyperns, General Biddulph, in einem Vortrage vor der Londoner Geogr. Ges. sich geäussert hat. Er schildert zunächst (Proc. R. G. S. 1889, S. 705—719) in kurzen Zügen die Naturbeschaffenheit der Insel, die in drei scharf ausgeprägte Teile zerfällt: eine lange und unverzweigte Bergkette am Nordrand der Insel, ausgebreitetes Gebirgsland im Süden, aus dem sich der Trudos zu 6400 Fuss erhebt, und zwischen beiden eine frucht-

Digitized by Google

bare, jedoch von den meist trockenliegenden Wildbächen des öfteren verheerend überflutete Ebene (Mesaorea), aus der sich zahlreiche flache Felsplateaus von 1—200 Fuss Höhe erheben. Die Wasserversorgung muss vielfach durch artesische Brunnen und unterirdische Kanäle bewirkt werden.

Der Wald ist so sehr zurückgegangen, dass er gegenwärtig nur noch etwa ein Neuntel der Insel (deren Flächeninhalt 3584 engl. Quadratmeilen beträgt) bedeckt: die dichtesten Bestände sind im Südwesten der Insel bis zum Trudos, dann auf dem Kamm der Nordkette. Ausserhalb dieser Gebiete findet sich nur Buschwald. Die Versuche, gegen die Entwaldung anzukämpfen, finden weniger Hindernisse in der Raubwirtschaft, als in der ungemein grossen Verbreitung der Ziegen, die hier nach den Untersuchungen eines französischen Forstmannes, Madon, so gründlich gewirtschaftet haben, dass auf etwa 100 stehende Bäume durchschnittlich nur 25 Setzlinge entfallen, während auf je 100 stehende auch noch 72 gefällte, an Ort und Stelle vermodernde Bäume kommen. Während in Italien 14 Ziegen auf die englische Meile und 63 auf 1000 Bewohner kommen und die entsprechenden Zahlen für Sardinien 25 und 374 sind, betragen sie in Cypern 64 und 1430. — Als eine Folge der Ziegenwirtschaft und Entwaldung sieht Biddulph die Heuschreckenplage an, die noch vor wenigen Jahren einen jährlichen Schaden von 80000 Pfund verursachte. Für die Verbreitung und Fortpflanzungsfähigkeit der kleinen, in Cypern einheimischen Heuschreckenart ist bezeichnend, dass bei dem Versuch, sie durch Einsammeln der Eier zu bekämpfen, in einem Jahre Eier im Gewicht von 1300 Tonnen gesammelt werden konnten. Man wendete daher eine andere Kampfweise an, die wesentlich in der Aufstellung förmlicher Fallen für die jungen Heuschrecken bestand, welche im März massenhaft hervorzukommen pflegen, aber erst nach sechs Wochen fliegen können. Auf diese sechs Wochen beschränkte sich der Feldzug, der nach sieben Jahren (1879—1885) siegreich beendet war[1]). Die Kosten hatten 66000 Pfd. betragen: die kulturelle Bedeutung dieses Erfolges für die Insel kann aber nicht hoch genug geschätzt werden. Man wird nun an die Regelung der Wald- und Ziegenfrage zu schreiten haben, die bei der ausserordentlichen Zersplitterung des Grundeigentums (drei registrierte, freieigene Grundstücke kommen auf jeden der 186000 Einwohner!) besondere Schwierigkeiten bietet.

II.

Unter den rein wissenschaftlichen Bestrebungen, welche die geographische Kenntnis Vorderasiens fördern, haben wir die archäologischen vorangestellt, die in diesen Ländern während der letzten Jahrzehnte zu überraschenden Entdeckungen geführt haben. In der Altertumswissenschaft hat sich in unserem Jahrhundert recht allmählich und in ungleichmässigem Schritt, aber von Anfang an deutlich ausgeprägt, eine durchgreifende Veränderung vollzogen. Handelte es sich ursprünglich darum, die grossen, geschichtlich hervortretenden Kulturkreise als abgeschlossene Einheiten aus ihren Trümmern wieder erstehen zu lassen, ihre fertige Eigenart und die gegenseitigen Unterschiede auf der Höhe ihrer Entwickelung zu erkennen, so war diese Aufgabe bald in ihren Grundzügen gelöst, und man durfte daran gehen, die Entwickelung und die gegenseitige Einwirkung selbst, den Aufbau einer Kulturwelt aus verschiedenartigen und ungleichaltrigen — zum Teil vorgeschichtlichen — Bestandteilen und ebenso ihre Zersetzung durch das Eindringen fremder Einflüsse und Anschauungen zum Gegenstande der Untersuchung zu machen. Das antiquarische Interesse hat sich dem geschichtlichen und dieses zum Teil wieder dem völkerkundlichen untergeordnet. Das bedeutet zugleich eine zunehmende Abwendung unserer Aufmerksamkeit von den Ländern mit starkem geschichtlichen Leben, in denen ausgesprochene Kulturcentren sich bilden, zu denjenigen mit mehr unruhigen und unvollkommenen, vielseitigeren und doch weniger eingreifenden Entwickelungen: zu den Grenz- und Uebergangsländern, in denen vielerlei Einflüsse sich begegnen, aber kaum jemals einer mächtig genug wird, um die Reste älterer Kulturschichten völlig zu verdrängen.

In ausgesprochener Weise stellt in unserem Gebiete Kleinasien mit den anschliessenden Gebirgslandschaften ein solches Land vor: hier, wo semitisches, griechisches und arisches Wesen sich berührte, finden wir nicht nur wichtige Zeugnisse ihrer Verschmelzung, sondern zugleich auch die unterlagernden Schichten einer vorindogermanischen und vorsemitischen Kultur in guter Erhaltung. Schliemanns Ausgrabungen in Troja dürfen wohl als ein erster, grosser, ermutigender Erfolg bezeichnet werden; in immer reicherer Fülle erschlossen sich die Baudenkmäler und Inschriften der Karer und Lykier, die altarmenischen, nicht indogermanischen Keilschriften, endlich die Bauwerke und die noch unaufgelösten Hieroglyphen, die wir nach dem Vorgange von Sayce mit dem Namen des Cheta-Volkes, der vorsemitischen, aus Kriegsberichten der Aegypter und Assyrer bekannten Bevölkerung Nordsyriens, verbinden — und so ist allmählich die Frage nach den ursprünglichen Bewohnern Kleinasiens und seiner Nachbargebiete (einschliesslich Griechenlands) aus dem Bereich unsicherer, ob auch scharfsinniger Erwägungen und Vermutungen herausgehoben worden und löst sich in eine Reihe immer greifbarer hervortretender Einzelfragen auf, an deren Beantwortung grundverschiedene Wissenszweige gemeinsam arbeiten. Die Sprachwissenschaft, die zuerst in das Dunkel der Vorgeschichte einzudringen pflegt, ist aus den vorliegenden

[1]) Nach »Globus« LVIII, 15, wurden jedoch noch 1885 bis 1886 250 Millionen Eierhäufchen (gegen 5 Milliarden 1883 bis 1884) eingesammelt.

Digitized by Google

Denkmälern noch zu keinem abschliessenden Ergebniss gelangt. Die irânische Zugehörigkeit der Lykier und anderer kleinasiatischer Stämme ist immer noch eine blosse Wahrscheinlichkeit. Und eine neuere Ansicht, welche die Urbevölkerung von Susiana (Elamiten, Kossäer, Achämenideninschriften zweiter Ordnung), von Armenien und grossen Teilen Kleinasiens, sowie die Cheta mit den Georgiern und den »Alarodiern« des Altertums in enge Verbindung bringt, beruht auf guten, aber ebenfalls noch der Ergänzung bedürftigen sprachwissenschaftlichen Gründen und hat jedenfalls alle Aussicht, den turanisch-skythischen, germanisch-thrakischen, kuschitischen und anderen Phantastereien den Rang abzulaufen. Sie erhält eine besondere Stütze durch die anthropologischen Untersuchungen von Luschans, der eine Rasse mit ausgesprochen hohem und kurzem Schädel (»hypsibrachycephal«) im ganzen Süden Kleinasiens und bei den Armeniern, vom Kaukasus bis nach Syrien hinein, nachgewiesen hat. Sie hat sich besonders rein bei den in sich abgeschlossenen halbheidnischen Sekten erhalten, die er deshalb für Reste einer Urbevölkerung hält. Wenn man neuerlich diesen »alarodischen« Stamm als pelasgisch-alarodische Völkergruppe bis zu den Basken, Libyern und Etruskern ausdehnt, so wird es gut sein, hierfür weitere Bestätigungen noch abzuwarten; und ebenso ist es wohl noch nicht an der Zeit, aus den kleinasiatischen Entdeckungen der letzten Jahre weitgehende Rückschlüsse auf die Zeit und die Richtung der indogermanischen Wanderungen zu ziehen. Man kann aber kaum bezweifeln, dass auch für diese Frage, wie für so viele andere wichtige Punkte der historischen Völkerkunde oder der »Geographie der Geschichte«, sich aus den vorderasiatischen Ausgrabungen noch wichtige Anleitungen ergeben werden, insbesondere wenn die ethnographische Forschung in diesen Gebieten in stärkerem Maasse einsetzt. Als gesichert dürfen wir wohl schon jetzt die Einheitlichkeit der vorsemitischen und vorindogermanischen Bevölkerung Kleinasiens betrachten, zu welcher wahrscheinlich schon ziemlich früh eine starke semitische und irânische Einwanderung hinzukam.

Es kann sich hier nicht darum handeln, diese archäologischen Untersuchungen im einzelnen zu verfolgen, sondern nur ihre jüngsten geographischen Ergebnisse vorzuführen. Bekanntlich sind neben französischen, englischen und amerikanischen Reisenden in den letzten Jahren ganz besonders die grossen wissenschaftlichen Unternehmungen Deutschlands und Oesterreichs auf kleinasiatischem Boden hervorgetreten: die Ausgrabungen Humanns in Pergamon und die archäologische und topographische Erforschung der Pergamene von deutscher Seite, diejenige Lykiens durch Benndorf von seiten Oesterreichs. Vor kurzem erst ist in Wien der umfassende Bericht über Petersens und Luschans »Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis« (Bd. II der »Reisen im südwestlichen Kleinasien«, beschrieben und herausgegeben im Auftrage des Unterrichtsministeriums 1889) erschienen, aus dem wir bereits die ethnographisch-anthropologischen Ergebnisse Luschans (vgl. auch seinen Bericht in Verh. der Ges. f. Erdk. Berlin 1888, 47) hervorhoben. Es mag hier noch beigefügt werden, dass dieser Forscher auch in den religiösen Gebräuchen ketzerischer kleinasiatischer Sekten, wie die Tachtadschys, Anklänge an die Vorstellungen anderer, räumlich und der Sprache nach von ihnen getrennter, körperlich aber verwandter Ketzerstämme fand, die in den östlicheren, kurdischen Gebieten wohnen, wie die Kizilbasch und die sogenannten »Teufelsanbeter« oder Yeziden, ferner auch mit den syrischen Nosairiern, so dass aller Wahrscheinlichkeit nach all diese noch so wenig bekannten Sekten versprengte Reste einer gemeinsamen uralten Religion darstellen. Weitere Untersuchungen über ihre Sitten und Gebräuche werden wohl kaum lange auf sich warten lassen, und es mag hier auf einen kleinen, freilich etwas oberflächlichen Aufsatz von Kowalewski (Les Kourdes et les Jesides; Bull. Soc. Belge de Géogr. 1890, p. 157—187) hingewiesen sein, der die Ergebnisse russischer Forschungen über die im Kaukasus angesiedelten Zweige der Teufelsanbeter zusammenfasst. »Die Erforschung der Sitten der kleinasiatischen Nomadenstämme« bildete auch neben archäologischen Ausgrabungen den Zweck, zu welchem der noch zu nennende Th. Bent von einer Kommission der »British Association for the advancement of knowledges« (Brit. Ges. zur Verbreitung von Kenntnissen) ausgesendet wurde.

Von den archäologischen Ergebnissen der genannten österreichischen Expeditionen, sowie der Lanckoronskischen nach Pamphylien, deren erste grosse Veröffentlichungen soeben erschienen sind (»Städte Pamphyliens und Pisidiens.« Unter Mitwirkung von Niemann und Petersen herausgegeben vom Grafen Lanckoronski. I. Bd.: Pamphylien. Wien 1890), kann hier nicht die Rede sein — die Namen des Heroon von Gölbaschi, des Opramoasbaus in Rhodiapolis u. a. sind ja bekannt genug geworden; aber auch auf die topographische Erschliessung dieser Gebiete im Gefolge solcher grossen Ausgrabungsexpeditionen brauchen wir nur ganz kurz hinzuweisen, da die Kiepertschen Bearbeitungen all dieser Itinerarien den jeweiligen Fortschritt klar aufzeigen und in kurzem eine vollständige Verarbeitung des durch Archäologen beschafften topographischen Stoffes von der Hand H. Kieperts vorliegen wird. Erwähnen wir noch, dass die Wiener Akademie zu dem Zwecke der Erforschung Kleinasiens neuerlich wieder bedeutende Geldbeträge vom Fürsten Liechtenstein zugewendet erhielt — und wenden wir uns zu den Forschungsgebieten der deutschen Archäologen, für deren reiche kartographische Ausbeute das eben Gesagte natürlich ebenfalls gelten muss! — In der Troas sind im Zusammenhange mit der litte-

Digitized by Google

rarischen Fehde Bötticher-Schliemann und ihrem eigenartigen Abschluss (durch eine gemeinsame Besichtigung der Oertlichkeit) neue Besuche von Schliemann, Dörpfeld, Niemann, Virchow u. a. zu nennen, von denen insbesondere Virchow der topographischen Kunde des Landes und den Höhenmessungen sein Augenmerk zuwendete. Eine Frucht seiner Reise von 1888 legt H. Kiepert in der Zeitschrift der Ges. f. Erdk., Berlin 1889, S. 290, vor unter dem Titel »Die alten Ortslagen am Südfusse des Idagebirges« mit einer Karte der Gegend von Adramyti (Edremîd) und des gleichnamigen Golfes in 1 : 200000 und Profilen (Panoramen). In dieser Karte sind auch die Bergwerksgebiete der griechischen Gesellschaft von Laurion eingezeichnet und die Höhenmessungen ihrer Ingenieure mit verwertet; Bergingenieur Kunze hat das geologische Kolorit geliefert. Wir sehen an den Granitstock der Ida südlich (auf beiden Seiten der adramyttischen Ebene) eine Zone von Thonschiefern und Sandstein sich anschliessen, die von einzelnen Trachytkuppen durchbrochen ist; weiter nach Süd und Ost hin erweitern sich diese letzteren zu einer zusammenhängenden Trachytdecke. Adramyttion, die uralte semitische Gründung (der Name wird mit Hadrumetum und Hadhramaût in Verbindung gebracht) und blühende Handelsstadt des Altertums und Mittelalters kann nach Kieperts Untersuchungen nicht an der Stelle gelegen haben, die heute ihren Namen trägt. Sie ist vielmehr, wie der Neugrieche Kazakis bereits vermutete, etwa 8 km südwestlich von der heutigen, landeinwärts gelegenen Stadt an der Küste zu suchen, wo sich bei einem stark hervortretenden, 23—24 m hohen Trachythügel, einer ursprünglichen Insel, Reste eines alten Hafens und sonstige Trümmer finden. Von dort ist sie wahrscheinlich nach einer Zerstörung durch die Türken 1100 n. Chr. landein verlegt worden. Diese Gleichsetzung in Zusammenhang mit Kieperts Bestimmung des alten Antandros gibt dann Anhaltspunkte, um die Lage der homerischen Ortschaften in der »Ebene von Thebe« an der Hand der Quellen ungefähr zu bestimmen. Es läge demnach Chryse, die Vaterstadt des Chryseïs, bei der heutigen Dampferstation Aktschai, Thebe, die Heimat der Andromache, in der unmittelbaren Nähe des heutigen Edremîd, Lyrnēssos an der östlichen Spitze der Küstenebene. Reste dieser kleinen Orte gelang es Kiepert jedoch nicht zu entdecken. (Schluss folgt.)

Emil Metzger †.

Am 6. Juli starb in Stuttgart unser fleissiger und bewährter Mitarbeiter, der Ingenieur Emil Metzger. Er hat besonders in der Zeit der Ratzelschen Redaktion dem »Ausland« zahlreiche Beiträge aus seinem Spezialgebiet, den geographischen, handelspolitischen und ethnologischen Verhältnissen von Niederländisch-Indien, geliefert. Sein Lebensgang lässt uns verstehen, wie er sich dort zu Hause fühlen musste. Wir entnehmen die Umrisse desselben dem »Neuen Tagblatt« (Stuttgart, 10. Juli 1890), welches die Thätigkeit des Dahingeschiedenen mit folgenden Zeilen würdigt:

»Metzger wurde 1836 in Koblenz geboren, widmete sich nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums der militärischen Laufbahn und wurde preussischer Artillerieoffizier. Seine besondere Vorliebe für geographische Studien und der lebhafte Drang, die weite Welt zu sehen, bewogen ihn, den Abschied zu nehmen und in holländische Dienste zu treten. Nach Ablegung eines Staatsexamens wurde er dem Geniekorps der holländisch-indischen Armee zugeteilt und brachte eine Reihe von Jahren in Holländisch-Indien zu. Er rückte bis zum Rang eines Oberstlieutenants vor und wurde Chef der trigonometrischen Abteilung. Als solcher lernte er weite Gebiete des Ostindischen Archipels gründlich kennen und hatte reichlich Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beobachtungen. 1875 erhielt er zur Erholung einen zweijährigen Urlaub, von dem er einen Teil in Stuttgart zuzubringen gedachte. Da trat eine Hüftgelenk-Entzündung ein, deren Folgen ihn nötigten, seinen Abschied zu nehmen. Stuttgart wurde sein bleibender Wohnsitz. Die Musse, die ihm jetzt zu Gebote stand, verwendete er vor allem zu schriftstellerischen Arbeiten, die ebenso den Reichtum seines Wissens, wie die Kunst der Darstellung bekunden. Rasch nacheinander erschienen von seiner Hand zahlreiche Aufsätze in den bedeutendsten deutschen und ausländischen Fachschriften und Zeitungen, auch grössere Werke, wie das ‚Weltlexikon', das eine erstaunliche Fülle von Stoff bietet, und die ‚Geschichte der württembergischen Forschungsreisenden', ein Werk, dem S. M. der König durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft seine Anerkennung zollte. Nicht weniger erfolgreich war die Thätigkeit des Verstorbenen im hiesigen Stuttgarter Handelsgeographischen Verein, dessen Mitbegründer und Sekretär er gewesen ist. Seine Vorträge gehörten zu den gediegensten und schönsten, und seinen eifrigen Bemühungen verdankt der Verein in erster Linie seine jetzige Blüte. Dabei war er überaus bescheiden, liebenswürdig im Umgang, voll Geist und Humor in der Unterhaltung. Sein Hinscheiden hinterlässt eine schmerzliche Lücke. Ein dankbares, ehrendes Andenken wird ihm stets bewahrt bleiben. Die schwere Krankheit, die ihn in letzter Zeit betroffen, vermochte seine Arbeitskraft nicht zu hemmen, und bis wenige Stunden vor seinem Tode ist er litterarisch thätig gewesen.«

Auch wir besitzen noch einige Beiträge aus seiner Feder, die er in diesen letzten Wochen verfasste. Pläne und Entwürfe für grössere Arbeiten, von denen er uns schrieb, sind mit ihm zu Grabe getragen worden. v. d. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 31. **Stuttgart, 4. August 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. H. Stanleys »Im dunkelsten Afrika«. Von Prof. Ph. Paulitschke. S. 601. — 2. Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien. Von Robert Sieger. (Schluss.) S. 605. — 3. Grenzlinien zwischen Asien und Australien. Von Emil Metzger †. S. 609. — 4. Ursprung und Entwickelung des Schmuckes. Von Friedrich v. Hellwald. (Schluss.) S. 612. — 5. Die Zigeuner. Von Professor Guido Cora-Turin. S. 615. — 6. Litteratur. S. 620.

H. Stanleys „Im dunkelsten Afrika“[1]).

Von Prof. Ph. Paulitschke.

I.

H. Stanley hat über die geographischen Ergebnisse der Emin Pascha-Relief-Expedition am 5. Mai 1890 in der Geographischen Gesellschaft zu London (siehe die Proceedings of the Royal Geographical Society of London, Vol. XII, Nr. 6, S. 313—328) und früher schon bei seinem Aufenthalt in Belgien am 24. April 1890 in einer feierlichen Sitzung der Société Royale Belge de Géographie (siehe J. Dufiefs Bericht in dem diesjährigen Bülletin dieser Gesellschaft) eingehend berichtet, sowie auch eine Uebersichtskarte der durchzogenen Landschaften »from the mouth of the Aruwimi to Bagamayo« (S. 372 der citierten Proceedings) herausgegeben.

Aus diesen zusammenfassenden Berichten ist der wissenschaftlichen Welt rasch bekannt geworden, — von den brieflichen Avisos ganz abgesehen, die in der Tagespresse nicht immer die richtige Deutung erfahren haben — dass die Expedition for the relief and rescue of Emin 6000 engl. Meilen zurückgelegt, 987 Tage unterwegs gewesen, von welchen 500 auf die Durchquerung des grossen centralafrikanischen Waldes, 487 auf die Passierung von Graslandschaften verwendet werden mussten, dass der grosse afrikanische Wald mit Bäumen von 20 bis 200 englischen Fuss Höhe, in der Zahl von etwa 1752 Millionen Stämmen, dessen Westrand schon Paul Belloni Du Chaillu betreten haben will, ungefähr 321057 englische Quadratmeilen Fläche umfasse, dass es in dem Walde etwa 150 Tage im Jahre Regenfall gebe und er von einem Zwergvolke bewohnt werde; dass die Expedition ferner den Lauf des Aruwimi bis nahe an seinen Ursprung verfolgt habe, den Südrand des Albert-Nyanza erforscht, den Semliki-Fluss entdeckt und dessen Thal durchzogen habe, die Konturen des Nord- und Nordostrandes des Albert-Edward-Nyanza festgestellt und den Stock des schneebedeckten Ruwenzori (die Mountains of the Moon) umkreist habe, sodann die Landschaften im Nordwesten von Karagwe und dieses selbst bis Kizinga am Victoria-Nyanza durchzogen, die grössere Ausdehnung des Sees nach Südosten, als bisher angenommen worden war, festgesetzt habe, und vieles andere Neue mehr.

Wenn wir es unternehmen, das grosse Reisewerk Stanleys in diesen Blättern zu besprechen, so geschieht dies nur in der Absicht, den Charakter desselben von der wissenschaftlich-geographischen, namentlich völkerkundlichen Seite zu betrachten und auf einzelne Details, betreffend die Araber in Centralafrika, die Zwergrasse, die Ethnologie des centralen Afrika, das Wahumavolk, die Waldlandschaften, die »Mondberge« u. a. m. aufmerksam zu machen. Stanleys letzte Forschungsreise ist eine Pionierfahrt par excellence. Ein wissenschaftliches Ziel hat sie nicht gehabt, ebenso keine weiteren wissenschaftlichen, sondern vielmehr nur eminent praktische Zwecke und zwar solche, die der Welt offenkundig bekannt waren, und solche, die nur Eingeweihte kannten. Die ganze Aktion von 1886, 1887 und 1888 stellt sich als grossartige Suche dar, denn Stanley suchte Emin, und, wie uns jetzt der heimgekehrte Kapitän Casati belehrt, Emin und die Seinen suchten Stanley. Dieses Verhältnis sollte nicht verkannt werden. Als man sich gegenseitig gefunden hatte, zog man nach der Küste des Indischen Ozeans auf einem Wege, der eben der sicherste zu sein schien, wiederum ohne besondere Absicht, der Wissenschaft zu dienen. Hält man sich dies vor Augen, so wird man begreiflicherweise an das, was der kühne Reisende in seinem neuen Werke beschreibt, den wissenschaftlichen Maassstab nicht legen dürfen, wir meinen den wissenschaftlichen Maassstab, wie

[1]) H. Stanley, Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Aequatorial-Provinz. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. v. Wobeser. 2 Bände. Leipzig 1890. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

man ihn an die modernen Afrikawerke überhaupt anlegen darf und muss. Indes ist ja der allgemeine Charakter der Stanleyschen Reisewerke sattsam bekannt und das neueste Werk von den früheren nicht sehr verschieden.

H. Stanley erzählt uns selbst S. 423 die näheren Umstände über die Entstehung und Abfassung seines Werkes. Danach suchte er im Januar in Kairo ein stilles Haus, um den Bericht abzufassen. Er entdeckte ein solches in der Villa Victoria und griff am 25. Januar zur Feder, wusste aber nicht, wie sein Werk zu beginnen, wie zu vollenden. Er hatte, sagt er, sein Gedächtnis voll Stoff und wollte gern schreiben, um sich zu erleichtern, konnte sich aber keine Luft machen. Seine rechte Hand hatte die Geschicklichkeit verloren, und die Kunst des Satzbaues war ihm durch die lange Nichtübung abhanden gekommen. Er liess daher, sich wehrend gegen die Mengen von Erinnerungen, die Auslass begehrten, nach peinlicher Ueberlegung eine nach der anderen ans Tageslicht gleiten. Aber während seine Feder an einem Tage mit der Geschwindigkeit von neun Folioseiten in der Stunde über das Papier glitt, vermochte er zu anderen Zeiten kaum 100 Worte in der Stunde zusammenzubringen. Endlich nach 50tägiger eifriger Arbeit war er, einem unwiderstehlichen Antriebe folgend, so erzählt er, bei der letzten Seite angelangt und hatte nebenbei etwa 400 Briefe und 100 Telegramme geschrieben.

Es bedurfte nicht der besonderen Erklärung, Stanley sei ein eifriger und gewissenhafter Briefschreiber; es erhellt dies aus dem zweibändigen Werke selbst. Dieses besteht nämlich aus einer ungeheuren Anzahl von Briefen des Forschers und seiner Freunde, wie überhaupt aller an der Expedition beteiligten Leute, von denen sich voraussetzen liess, dass sie Briefe schreiben, und diese zahlreichen, chronologisch angereihten Schreiben sind in den Kontext des Werkes mit allen Ansprachen und Unterschriften und Titeln der Schreiber sorgfältig aufgenommen, bezw. eingestreut. Man ersieht daraus, dass Stanley hierin den fleissigen Professor Pechuel-Loesche nachahmt, der einmal durch seine sorgfältig gebuchte Korrespondenz die Partie in einem wichtigen Streite gewonnen hat. In der Darstellung der Ereignisse und in der Erzählung überhaupt schliesst sich Stanley auch der Form nach eng an seine Tagebücher an. Einzelne Züge aus dem Reise- und Lagerleben sind aber mit dramatischer Lebendigkeit, meist im Dialog, geschildert.

Im Vordergrunde des Interesses stehen Daten, die Stanley im ersten Bande über die Wirtschaft der Araber zwischen dem Kongo und dem Nilseengebiete bietet. In Ipoto, zwischen den Flüssen Lenda und Ituru, Tributären des Aruwimi, hatte er Gelegenheit, das abscheuliche Treiben der Araber zu beobachten. Hier hatten sie, schreibt er kurz vor der Ankunft der Expedition, eine der blutigsten und verheerendsten Laufbahnen begonnen, mit der sich nach Stanleys Worten sogar diejenigen Tippu-Tibs und Tagamojos nur schlecht vergleichen lassen. In der Gegend der Flüsse Lenda und Ituru haben sie jede Niederlassung bis auf den Boden in Asche gelegt, ja ihre Zerstörungswut hat sich sogar gegen die Bananenhaine gerichtet; jedes Kanoe auf den Flüssen wurde in Stücke zersplittert, jede Insel durchsucht; sie sind in die verborgensten Schlupfwinkel, wohin nur irgend ein Pfad führen mochte, hineingedrungen, nur getrieben von der einen in ihnen vorherrschenden Leidenschaft, so viel Männer zu töten und so viel Weiber gefangen zu nehmen, wie Grausamkeit und List es ihnen möglich machte. Ungefähr 15 Tagemärsche nördlich und 9 Tagemärsche östlich von dem Halteplatze sollen sie in die Wildnis vorgedrungen sein und alles Waldland (104000 qkm Fläche) in eine schreckliche Wildnis verwandelt und auf dem ganzen ungeheuren Gebiet nicht eine einzige Hütte stehen gelassen haben. Was diese Zerstörer an Hainen und Pflanzungen von Bananen- und Paradiesfeigen, an Maniok- und Maisfeldern übrig gelassen haben, ist, hebt Stanley hervor, von Elefanten, Schimpansen und sonstigen Affen zu verwesendem, stinkendem Kot zertreten und zermalmt worden, und an der Stelle der früheren Dörfer sind mit der Schnelligkeit der Pilze grossblättrige, in dem Schutt heimische Pflanzen aufgeschossen, Dornsträucher, Rohr und Gestrüpp, das die Eingeborenen in früheren Zeiten mit Messern, Aexten und Hacken ausgerodet hatten. Mit der Zeit wurde das Gestrüpp kräftiger und höher, und es bedurfte einiger weniger Jahre, um alle Spuren der früheren Wohnplätze und Arbeiten zu bedecken. Weiss man, ruft Stanley aus, wo die Centren der Araber liegen, dann kann man leicht mit einem Zirkel um jedes derselben einen Kreis schlagen, der je eines der grossen Gebiete von 100000—130000 qkm umfasst, in welche ein halbes Dutzend entschlossener Männer mit Hilfe einiger hundert Banditen ungefähr drei Viertel des grossen Waldes am Oberkongo geteilt haben, um nur zu morden und um Erben etlicher hundert Elefantenzähne zu werden.

Alles das würde, meint Stanley, unmöglich sein, wenn die Araber kein Schiesspulver besässen. Es gebe nur ein Mittel gegen diese Vernichtung der afrikanischen Ureinwohner im grossen, und das sei eine förmliche Vereinbarung zwischen England, Deutschland, Frankreich, Portugal, Süd- und Ostafrika und dem Kongostaate entweder gegen die Einfuhr von Schiesspulver in irgend einem Teil des Kontinents, ausgenommen für den Gebrauch ihrer eigenen Agenten, Soldaten und Beamten, oder zur Beschlagnahme jedes Elefantenzahns. Denn es gebe heutigestags im Innern kein einziges Stück mehr, das auf gesetzmässige Weise erworben werde. Jeder Elefantenzahn, jedes Stück und aller Abfall, kurz alles, was sich davon in dem Besitze eines arabischen Händlers befindet, sei in Blut getaucht und damit gefärbt. Jedes Pfund Elfenbein habe das Leben eines Mannes, einer Frau

Digitized by Google

oder eines Kindes gekostet, für jede fünf Pfund sei eine Hütte niedergebrannt, für je zwei Zähne ein ganzes Dorf zerstört, für je 20 Zähne die Vernichtung eines ganzen Distrikts mit seiner Bevölkerung, mit seinen Dörfern und Pflanzungen als Preis bezahlt worden. Wenn man kein Schiesspulver mehr nach Afrika hineinlasse, so sei es mehr als wahrscheinlich, dass rasch eine allgemeine Wanderung der Araber aus dem Innern von Afrika nach dem Meere stattfinden würde, da die Eingebornenhäuptlinge unermesslich viel stärker sein würden als jede Verbindung von speerbewaffneten Arabern.

Die Berührung der Expedition mit der centralafrikanischen Zwergrasse erweckt ein nicht geringes wissenschaftliches Interesse. Stanley hätte gut gethan, etwas Zusammenfassendes, Ganzes über die Zwergrasse zu bieten. So müssen die einzelnen Daten über dieselbe aus den dickleibigen Bänden zusammengesucht werden. Die ersten Repräsentanten der Zwerge traf Stanley in der Ansiedelung des Kilonga-Longa oder Uledi, und auch an dem linken Ufer des Semliki hatte er deren Vorhandensein konstatiert, im ganzen aber beiläufig 100 Dörfer der Pygmäen passiert. Bei Uledi untersuchte er ein durchaus wohlgebildetes Mädchen von etwa 17 Jahren, 84 cm gross; der Körper war glatt und glänzend, die Statur die einer farbigen Miniaturdame, der es nicht an einer gewissen Anmut mangelte, mit sehr ansprechenden Zügen. Die Hautfarbe war die der Quadronen oder wie gelbgewordenes Elfenbein. Die Augen waren prachtvoll, aber, wie Stanley bemerkt, übermässig gross für ein so kleines Geschöpf, fast so gross als die einer grossen Gazelle, voll, vorstehend und glänzend. Ein zweites weibliches Wesen konnte Stanley im Fort Bodo untersuchen, eine sogenannte »Königin der Zwerge«, die Frau eines Häuptlings. Sie hatte eine hellbraune Hautfarbe, ein breites rundes Gesicht, grosse Augen, kleine, aber volle Lippen und war 1,32 m gross und etwa 19—20 Jahre alt. Wenn sie die Arme gegen das Licht hielt, bemerkte man einen weisslich-braunen Flaum auf ihnen. Die Haut fühlte sich beim Berühren nicht so glatt und seidenartig an, als bei den Sansibariten. Als am 4. April 1888, die Expedition zum zweitenmal nach dem Albert-Nyanza aufbrach, fing man fünf Zwerge ein (vier Frauen und einen Knaben), bei welchen Stanley zwei verschiedene Typen unterschied. Die eine der Frauen gehörte, so berichtet er, offenbar derselben Rasse an, welche als Akká von Georg Schweinfurth beschrieben wurden, und hatte kleine, schlaue, tiefliegende und nahe zusammenstehende Affenaugen. Die vier anderen Zwerge besassen grosse, runde, volle, vorstehende Augen, breite, runde Stirn und rundes Gesicht, kleine Hände und Füsse, etwas vorstehende Kinnladen, wohlgeformte, wenn auch sehr kleine Figur und backsteinartige Farbe. »Halbgerösteter Kaffee«, »Schokolade«, »Kakao« und »Milchkaffee« sind nach Stanleys Ansicht Nüancen, welche die Farbe nicht genau wiedergeben, vielmehr würde der gewöhnliche rote Ziegelstein in halbgebranntem Zustande der Farbe des Körpers dieser kleinen Leute am besten entsprechen. Das affenäugige Weib hatte ein Paar merkwürdige, unheilverkündende Augen, über das Kinn hängende Lippen, vorstehenden Unterleib, schmalen, platten Brustkasten, hängende Schultern, lange Arme, stark einwärts gebogene Füsse und sehr kurze Unterschenkel, wie sie, meint Stanley, dem lange gesuchten Mittelgliede zwischen dem modernen Durchschnittsmenschen und seinen Darwinistischen Vorfahren charakteristisch sein dürften. Sie verdiente, hebt der Reisende hervor, entschieden als ein ausserordentlich niedriger, entarteter und fast tierischer Typus menschlicher Wesen klassificiert zu werden. An den übrigen Frauen fiel Stanley ein seltsamer Schnitt der Oberlippe auf, wie er diesen Zwergen allgemein eigen ist. Der obere Rand der blassroten Lippe biegt sich steil nach oben und fällt wieder senkrecht ab, so dass die Linie einem geschickten Zickzackschnitt ähnelt, wobei die Haut gekräuselt ist, als hätte sie sich etwas zusammengezogen, ein Umstand, in dem Stanley ein besonderes Charakterzeichen der Wambutti erblickt. Die Gliedmaassen wiesen volles Ebenmaass auf. Die Hände waren klein, die Finger zierlich und lang, aber mager und runzelig, die Füsse maassen 18 cm, und die Körpergrösse betrug 1,32 m.

Am 28. Oktober 1888 gelang es Stanley, ein Zwergenpaar in seine Gewalt zu bekommen. Der Mann war jung, etwa 21 Jahre alt, und der erste erwachsene Zwerg, den er bis dahin gesehen hatte. Er wurde sorgfältig gemessen, und zwar ergab die Grösse 1,219 m; der Umfang des Kopfes betrug 51,4 cm, die Länge vom Kinn bis zur höchsten Stelle des Hinterkopfes 61,6 cm, der Umfang der Brust 64,7 cm, der des Leibes 70,5 cm, der Hüften 57,1 cm, des Handgelenks 10,8 cm, der Muskeln des linken Armes 19,0 cm, des Fussgelenks 17,8 cm, der Wade 19,7 cm, die Länge des Zeigefingers 5,0 cm, der rechten Hand 10,2 cm, des Fusses 15,8 cm, des Beines 55,9 cm, des Rückens 47,0 cm, des Armes bis zu den Fingerspitzen 50,1 cm. Die Haut war von kupferiger Farbe und fühlte sich auf dem Körper beinahe pelzartig an, mit Haaren von fast 1,3 cm Länge. Der Kopfschmuck bestand aus einer Art Kappe, ähnlich wie sie die Priester tragen, und war mit einem Büschel Papageienfedern geschmückt. Ein breiter Streifen von Baumrindenstoff verhüllte die Nacktheit des Mannes.

Diesen Daten über einzelne Individuen hat Stanley im zweiten Bande S. 91 ff. die Schilderung eines Typus angereiht. Nach dem früher Erwähnten unterschied der Reisende unter den Pygmäen zwei Spezies, die sich an Hautfarbe, Form des Kopfes und charakteristischen Gesichtszügen vollkommen unähnlich sind. Ob die Batua die eine, die Wambutti die andere Nation bilden, lässt er unentschieden; sie unterscheiden sich, bemerkt er, jedoch so sehr voneinander, wie der Türke von dem Skandinavier. Die Batua

Digitized by Google

haben längliche Köpfe, lange, schmale Gesichter, rötliche, kleine, zusammenstehende Augen, die Wambutti ein rundes Gesicht, gazellenartige, weit voneinander stehende Augen, hohe Stirn, dunkelgelbe Elfenbeinfarbe. Die Wambutti bewohnen die südliche, die Batua die nördliche Hälfte des Aruwimi-Distrikts der Zwerge. Stanley hält daran fest, dass die Zwergrasse von den Ufern des Niger in mehreren aufeinander folgenden Wanderzügen an den Aruwimi gelangt sei. Ihre Verwandten seien in der Kapkolonie als Buschmänner, im Becken des Lulongo als Watua, in Manbuttu als Akká, bei den Mabode als Balia und unter den Schatten des Mondgebirges als Batua bekannt. Hinzugefügt hätte noch werden sollen, dass sie als Obongo fast die Ufer des Atlantischen Ozeans erreichen und wahrscheinlich auch in Ostafrika als Parias unter den Galla und Somâl, freilich nur mehr als Ruine, verbreitet seien. Sie werden auch mit dem Namen Basungu bezeichnet und sind Nomaden, die in dem ungelichteten Urwalde leben und sich von Wild, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen, ernähren. Ihre Grösse schwankt zwischen 90 cm und 1,4 m[1]) (39 bis 50 inches). »By the side of dwarfs, of mature age«, sagte Stanley in London, »a Zanzibary boy of thirteen would appear large und when we place by their side a European, a Soudanese, or a Madi their appear exceedingly diminutive«. Ein erwachsener männlicher Zwerg wiegt 40 kg. Sie schlagen ihre Dorflager in der Entfernung von 3 bis 5 km im Umkreis um einen Stamm der ackerbautreibenden Eingeborenen auf, von denen die meisten schöne, kräftige Leute sind. Um eine grosse Lichtung, schreibt Stanley, haben sich vielleicht acht, zehn oder zwölf getrennte Gemeinden dieser kleinen Leute niedergelassen, die insgesamt 2000—2500 Seelen zählen mögen. Mit ihren Waffen, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift beschmiert sind, und Speeren töten sie Elefanten, Büffel und Antilopen; ausserdem graben sie Gruben und bedecken sie geschickt mit leichten Stöcken und Blättern, worauf sie Erde streuen. Sie stellen schuppenartige Bauwerke her, deren Dach an einer Ranke hängt, und breiten Nüsse oder reife Bananen darunter aus, um Affen hineinzulocken, worauf bei der geringsten Bewegung die Falle zufällt und die Tiere gefangen sind. Auch Bogenfallen für Zibetkatzen, Ichneumons und kleinere Nagetiere verstehen sie aufzurichten. Haut, Pelz und Elfenbein der Tiere wird verwendet, Honig gesammelt, Gift bereitet und alles an die grösseren Eingeborenen für Bananen, süsse Kartoffeln, Tabak, Speere und Messer verkauft. Der Wald würde, hebt Stanley hervor, bald von Wild entblösst sein, wenn sich die Zwerge nicht auf wenige Quadratmeilen auf die Lichtungen beschränkten; sobald das Wild spärlich wird, sind sie daher gezwungen, nach anderen Niederlassungen weiter zu ziehen.

Die Zwerge leisten, fährt Stanley fort, den ackerbautreibenden, grösser gewachsenen Klassen der Eingeborenen noch weitere Dienste. Sie sind vorzügliche Kundschafter und ermöglichen es durch bessere Kenntnis in den Wirrsalen des Waldes, rasch Nachrichten von dem Herannahen von Fremden zu erhalten und ihren angesessenen Freunden Mitteilung davon zu machen. Sie seien alle gewissermaassen freiwillige Posten, welche die Lichtungen und Ansiedelungen bewachen. Jeder Pfad, gleichviel nach welcher Richtung er zieht, führt durch ihr Lager; ihre Dörfer beherrschen jeden Kreuzweg. Gegen fremde Eingeborene, welche angriffslustig sind, würden sie sich mit ihren grösseren Nachbarn vereinigen; als Feinde (Stanleys Expedition behelligten sie besonders auf nächtlichen Ausflügen) seien sie keineswegs zu verachten. Im übrigen fasst Stanley die Wambutti als Schmarotzer an den centralafrikanischen Waldstämmen auf. Ich bin überzeugt, dass die Parias unter den Somâl und Galla gleichfalls Reste der afrikanischen Zwergrasse sind — das bestätigen die Autopsie mehrerer Individuen und die Messungen an dem Schädel eines Individuums, das im Hospital zu Aden verschied. In Ostafrika, wo es kein Deckmittel des Waldes gibt und keine opulente Natur eine behagliche physische Existenz erbietet, wurden sie einfach Hörige der Somâl.

Da die Parias in Ostafrika eine von der Somâlisprache gänzlich verschiedene Sprache sprechen, so wäre es interessant, ausgiebigere Sprachproben der Wambutti zu erhalten, wofern ihre Sprache von den Bantusprachen abweicht. Doch auf Henry Stanley ist in sprachlichen Dingen ausserordentlich wenig Verlass, wie die gänzlich verworrenen »Erläuterungen« im zweiten Bande, Anhang II, S. 434 f. beweisen, wo von einer Adaielsprache, einem Lande Hurrur u. a. die Rede ist, überhaupt Haarsträubendes beisammensteht.

Ueber die Siedelungsweise der Zwergrasse im besonderen gibt Stanley ebenfalls Aufschluss. Die Zwerge, so schreibt er, stellen ihre Wohnungen, niedrige Bauwerke in Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen eiähnlichen Körpers mit einer Thür von 60—90 cm Höhe an jedem Ende, roh in einem Kreise auf, dessen Mittelpunkt für die Residenz des Häuptlings samt seiner Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz reserviert ist. Etwa 100 m vor dem Lager befindet sich auf jedem Pfade ein Schilderhaus, das gerade gross genug für zwei der kleinen Leute ist und auf den Weg hinausblickt. Das Leben in den Dörfern vollzieht sich in der Weise, dass die Weiber alle Arbeit verrichten, die Männer dagegen jagen und kämpfen, rauchen und die Politik des Stammes besorgen. Auch die männlichen Kinder sind bewaffnet. Mehrere Sorten des zum Bestreichen der Pfeil- und Speerspitzen ausserhalb der Ansiedelungen bereiteten Pflanzen- oder Insektengiftes sind

[1]) Vergl. die von Stanley publizierten, von Emin Pascha ausgeführten Körpermessungen an den zur Expedition gehörigen Wambutti bei Stanley II., S. 152.

Digitized by Google

im Gebrauche. Die Wirkung desselben sind der Mundsperre ähnliche Krämpfe, ausserordentliche Schwäche, Herzklopfen, Uebelkeit, Totenblässe, Schweissperlen auf dem ganzen Körper und der Tod. Ein Mann von Stanleys Karawane starb an den Wirkungen desselben innerhalb einer Minute, nachdem er eine nadelstichähnliche Wunde erhalten hatte, die durch den rechten Arm und die rechte Brust ging.

Die Haustiere der Eingeborenen sind Ziegen von schöner Rasse, vielfarbige Hunde der gewöhnlichen Art. Hauskatzen scheinen in Käfigen gehalten werden zu müssen.

Von anderen, als den geschilderten Zügen der Psyche dieser Zwergrasse erwähnt Stanley noch Hinterlist, hebt aber hervor, dass sie sich in der Gefangenschaft (die Expedition führte ein Zwergenpaar mit, das zu persönlicher Dienstleistung bei Dr. Parke und Stanley verwandt wurde) für das Beste und Edelste in der menschlichen Natur empfänglich zeigten. (Fortsetzung folgt.)

Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien.

Von Robert Sieger.

(Schluss.)

Uns mag das besondere Interesse an der Oertlichkeit des homerischen Epos entschuldigen, wenn wir die Forschungen in diesem Zusammenhang etwas ausführlicher erwähnten und nun doch nur in aller Kürze auf die neuesten vorliegenden grösseren Werke deutscher Kleinasienreisender hinweisen. Es sind dies das Buch von Humann und Puchstein »Reisen in Kleinasien und Nordsyrien«, Berlin 1890 (samt Atlas: 3 Karten, LIII Tafeln) und der mehr geographisch gehaltene Bericht des Rittmeisters von Diest über seine Reisen und Aufnahmen im Jahre 1886 (Petermanns Mitt., Ergänzungsheft Nr. 94, 1889, mit 2 Karten). Von den Reisen der ersteren fallen auf kleinasiatischen Boden nur die 1882 unternommene Reise von Humann und von Domaszewsky über Brussa nach Angora (zur Untersuchung der als Monumentum Ancyranum bekannten Selbstbiographie des Kaisers Augustus) und von dort über das wegen seiner Cheta-Denkmäler bemerkenswerte Boghazköi nach Samsûn.

Diest hat sich zunächst der näheren Erforschung der pergamenischen Landschaft gewidmet und dieselbe auf Grund einer vermessenen Basis aufgenommen. Dann zog er in Begleitung des Prinzen Carolath, dem wir eine Anzahl guter Photographien verdanken, von Alaschehr (Philadelphia) im Hermosthal in das Quellgebiet dieses Flusses und überschritt in 2041 m Höhe den von ihm auf 2500 m Gipfelhöhe geschätzten Murâd Dagh, den Dindymos der Alten. Er durchschnitt das Quellgebiet des Sangarios, in welchem er besonders durch Erforschung der Flüsse Muradscha-tschai und Tschatakboghaz eine grössere Lücke der Karten ausfüllte — und folgte dann im ganzen dem Laufe des Boli Tschai an die Küste, die er bei Amasra erreichte. Den Rückweg nach Eregli (Heraklea) längs der Küste und dann landein über die Ebene des Evtenigöl und den See Sabandscha nach Konstantinopel benutzte er, um an verschiedenen Stellen, besonders an den Mündungen der Flüsse, genauere topographische und archäologische Untersuchungen anzustellen. Besonders hervorzuheben ist die Aufmerksamkeit des Reisenden auf die ethnographische Gliederung der Bevölkerung, die er auf seiner Karte durch den Ortsnamen beigesetzte Buchstaben ersichtlich macht, und auf die Berichtigung und Erklärung der Ortsnamen, besonders der türkischen, bei der er von wissenschaftlichen Sprachkennern unterstützt wurde. Die ungemeine Einfachheit der türkischen Namenbildung tritt aus seiner Arbeit sehr lebhaft entgegen [1]).

Ueber die Reisen der Gebrüder von Quast (1887) zur Ermittelung der Lage des alten Gordion liegt meines Wissens noch kein geographischer Bericht vor. Auch von Theodor Bents vierjährigen Reisen in Vorderasien, deren Sammlungen dem British Museum zu gute kamen, gibt es ausführliche Berichte weder über die archäologischen Arbeiten im griechischen Archipel, noch über jene an der karisch-lykischen Küste (Scot. Geogr. Mag. 1890, S. 49). — Nur über seine Reise nach Azerbeidschan — von Sendschân über den Tacht-i-Suleimân an den Urmiasee — wurde ein Auszug seines Berichtes in dem Scotish Geographical Magazine (1890, S. 84 ff.) veröffentlicht, der neben mancher bemerkenswerten Beobachtung doch auch eine bedenkliche Neigung des Reisenden zu kühnen Schlussfolgerungen zeigt. Der Zweck des Ausflugs war wesentlich ethnographisch, und Bent hatte Gelegenheit zu Beobachtungen über mancherlei türkische Nomadenstämme, dann insbesondere auch über die kurdischen »Vergötterer Alis« (Ali-illâhi), in welchen er eine ursprünglich christliche Sekte vermutet, und die eigenartigen Tschehâr-daula, denen er arabischen Ursprung zusprechen möchte. Eine neue Entdeckung scheint die des Bergsees Tschamli-göl (Wiesensees) am Sehendgebirge, mit seiner schwimmenden Insel, über die wir hoffentlich bald Näheres erfahren.

Kehren wir nach Kleinasien zurück, so dürfen wir wohl noch die letzten Karten von Wünsch erwähnen, obwohl seine Reisen in Armenien bereits 1882 und 1883 fallen und ihre Ergebnisse schon in der Kiepertschen Karte von 1884 verwertet wurden.

---

[1]) Beachtenswert sind die Mitteilungen über das Wirken Ismael Kemalbeys, eines einstigen Vertrauten Midhat Paschas, als Müteserîf in Boli und die Erzählungen des vordem einflussreichen Mannes über politische Begebenheiten. Doch mag einige Kritik geboten sein; die Gleichsetzung eines am Kriegsgericht über Midhat beteiligten Emin mit dem Afrikaforscher gleichen Namens zum mindesten (S. 63) beruht auf Irrtum.

Digitized by Google

Eine Hauptaufgabe des österreichischen Reisenden war die Aufsuchung von altarmenischen Keilschriften, besonders im Umkreise von Wan, welche Stadt er uns in der Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient 1889, Nr. 5 lebhaft schildert. Allein er verband damit auch die Absicht einer kartographischen Feststellung der Tigrisquellen und des Murâd oder südlichen Euphrat, von welchen er einzelne Teile zugleich mit gedrängten Mitteilungen über die Reise bereits in früheren Jahren veröffentlichte. Ihnen schliessen sich nun (Petermanns Mitteil. 1889, Mitteilungen der Wiener Geogr. Ges. 1890) Kartenskizzen aus dem Gebiete des östlichsten Tigrisquellflusses an, dessen Ursprung aus einem verfirnten Schneefelde des etwa 4000 m hohen Sinur Dâgh zuerst von Wünsch näher festgestellt worden ist.

An die Südgrenze Kleinasiens und in das syrisch-mesopotamische Nachbarland führen uns die Reisen, deren Schilderung den grösseren Teil des schon erwähnten Werkes von Humann und Puchstein ausmacht. Sie wurden bekanntlich dadurch veranlasst, dass Sester, ein Ingenieur in türkischen Diensten, 1881 auf dem 2100—2200 m hohen Gipfel des Nimrûd Dagh bei Samosata Denkmäler von ganz eigentümlicher Art entdeckt hatte, die sich bei den genauen Untersuchungen durch Sester und Puchstein 1882, durch Humann, Puchstein und v. Luschan 1883 und durch Hamdy Bey, den Direktor der türkischen Museen, ebenfalls in dem letzteren Jahre, als Grabmal eines hellenistischen Königs, Antiochos von Kommagene erwiesen. Von der eigentümlichen Durchdringung griechischen und orientalischen Wesens, welche diese kommagenischen Gräber — noch ein paar kleinere wurden gefunden — so sehr anziehend macht, kann hier nicht weiter die Rede sein. Hervorgehoben aber muss werden, dass die um ihretwillen unternommenen Reisen erst einen tieferen Einblick in das kommagenische Gebirgsland am Euphrat und die nordöstliche Umrahmung des issischen Meerbusens gewährt haben. In Verbindung damit drang Puchstein nach Hochmesopotamien (Gerger — Siwerek — Wirânschehr — Diarbekr — Samsat) ein, und im syrischen Gebiete wurden bei Sendschirly wichtige chetitische Denkmäler gefunden, deren Ausgrabung Hamdy Bey begann und deutsche Forscher in späteren Jahren fortsetzten. Der geographische Gewinn dieser späteren Expeditionen, Humanns und Luschans 1888, Luschans und Winters 1889 und der Herren Luschan, Koldewey und Euting im gegenwärtigen Frühjahre, bei denen es sicherlich auch an ethnographischer Ausbeute nicht fehlte, liegt noch nicht vor. Zum Teil konnte er allerdings noch in dem Reisewerke und auf Kieperts zugehörigen Karten verwertet werden. Die letzteren bereichern übrigens auch verschiedene andere Wegaufnahmen von Reisenden, deren geographische Ergebnisse sonst nicht veröffentlicht sind. Aus den letzten Jahren seien davon für Syrien die Archäologen Hartmann und Moritz und der Geolog Blanckenhorn angeführt.

Von diesen Reisenden hat B. Moritz auch selbständig im Gefolge eines Aufsatzes »Zur antiken Topographie der Palmyrene« (Abhandl. d. Berliner Akademie 1889) eine schöne Karte von Mittelsyrien 1 : 750000 wesentlich auf Grund seiner eigenen Reisen 1884/85 und 1886/87 erscheinen lassen, welche etwa von Damaskus bis über den Euphrat und an den Châbûr im Osten, bis über Aleppo hinaus nach Norden reicht. Der Inhalt des Aufsatzes bezweckt wesentlich die Feststellung der einzelnen Strassenzüge, die im Altertum von Palmyra ausgingen, und ihrer Stationen — also ein beachtenswertes Stück Verkehrsgeschichte; die Behandlung ist eine durchaus philologische.

Auch in Mesopotamien und Babylonien selbst ist die Forschung nicht unthätig geblieben. War es anfangs natürlich, dass sich die Ausgrabungsthätigkeit auf die Hauptstädte und einige andere ausbeutereiche Fundorte vereinigte, so wendet man sich jetzt immer mehr — und auch hierin ist, wie in so vielem andern, Loftus in den fünfziger Jahren als einer der ersten vorangegangen — den über das flache Land zerstreuten kleineren Fundstätten zu — und eine archäologische Aufnahme des Landes ist hier ebenso Bedürfnis geworden, wie im vorderen Kleinasien, wo man sie durch das Zusammentreffen so vieler archäologischer Wegaufnahmen zum grossen Teile schon erreicht hat. Die englische trigonometrische Vermessung eines Teiles von Babylonien kam diesem Bedürfnisse etwas entgegen: von einer Weiterführung derselben durch eine amerikanische, ziemlich in Dunkel des Geheimnisses gehüllte, archäologische Expedition war im Vorjahre viel die Rede, allein diese Erwartung scheint sich als irrig erwiesen zu haben. Von Wichtigkeit dürften dagegen die Ergebnisse der umfangreichen Wüstenreisen von B. Moritz werden, da dieser schon genannte Reisende nach Möglichkeit eine Uebersicht über die vorhandenen Ruinenstätten und »Tells« zu gewinnen suchte. Bisher liegt von ihm noch keine Karte vor, und nur ein in seiner gedrängten Kürze und Anschaulichkeit mustergültiger Vortrag in der Berliner Gesellschaft f. Erdkunde (Verhandl. 1888, S. 185 ff.) lässt die geographische Bedeutung seiner Reise ahnen. Umfassende Ausgrabungen sind französischerseits im letzten Jahrzehnt an der Stelle des alten Susa vorgenommen worden. An der Spitze der Arbeiten stand Marcel Dieulafoy, dem wir als Frucht dieser Studien bereits seit mehreren Jahren das bedeutsame Werk »L'art en Perse« verdanken und von dem soeben ein neues wissenschaftliches Buch »L'Acropole de Suse. I. Histoire et Géographie. Paris, Hachette, 1889« angekündigt wird. Seine mutige Frau und Mitarbeiterin, Mme. Jane Dieulafoy, hat nach dem Vorbild der Lady Blunt auch die ausführliche Beschreibung dieser Reisen übernommen, die, mit aus-

Digitized by Google

gezeichneten, zumeist archäologischen und ethnographischen Abbildungen versehen, in mehreren Bänden des »Tour du monde« erschien und auch in selbständiger Form herausgegeben wurde [1]). Streng geographische Ergebnisse wird man in dieser lebhaften Schilderung nur wenige finden. Es ist übrigens eine ganz eigentümliche Erscheinung und darf vielleicht als Zeichen eines gewissen Abschnittes in der wissenschaftlichen Erforschung dieser Länder angesehen werden, dass gerade aus dem Euphratgebiet in den letzten Jahren zusammenfassende Reisewerke von mehr persönlicher Haltung sich mehren und dass dabei auf eine Zeit zurückgegriffen wird, deren wissenschaftliche Ergebnisse bereits lange verarbeitet sind. So hat uns Austen Henry Layard, dessen Name mit der Geschichte der Ausgrabungen von Ninive ebenso innig verbunden ist, wie mit der Erforschung der Zagrosberge, in seinen »Early Adventures in Persia, Susiana and Babylonia u. s. w. 1841/43«, London 1887 (2 Bd.), mit einer lebhaften und anregenden Schilderung seiner ersten Reisen und Abenteuer erfreut, und Ainsworth ist ihm mit einem freilich weit weniger frischen Buche über die Chesneysche Euphratexpedition (s. oben S. 320) gefolgt. Ich wage zu behaupten, dass mit derartigen ausführlichen Mitteilungen über den äusseren Verlauf einer Reise nicht bloss den weiteren Kreisen, sondern auch der späteren kritischen Forschung ein erheblicher Dienst erwiesen wird, wenn natürlich auch ihr wissenschaftlicher Gehalt mit jenem einer abgerundeten und unpersönlichen Darstellung der Reiseergebnisse nach dem Musterbild von Richthofens »China« nicht verglichen werden kann. Aber für historisch-geographische Vergleichung oder für die Verfolgung von Veränderungen in den natürlichen Bedingungen kann es oft von ungemeiner Wichtigkeit werden, Tag und Stunde einer Beobachtung oder die begleitenden äusseren Umstände genauer kennen zu lernen. Es wäre darum wünschenswert, wenn sich unsere Reisenden neben den streng fachlichen Veröffentlichungen derartige mehr persönliche Berichte nicht ganz abgewöhnen wollten.

Von den wenigen Reisen zu naturwissenschaftlichen Zwecken in Vorderasien, die wir zu erwähnen haben, ist die eine oder andere schon gestreift worden, so diejenige, welche Rodler 1888 (seine dritte persische Reise) unternahm, um die Schichtenfolge im Zagros näher zu erforschen und dadurch die Hypothese von Suess, die in diesem Gebirge einen engen Zusammenhang mit der vorliegenden Wüstentafel vermutet, an der Hand der Thatsachen zu prüfen. Sie ergab im grossen Ganzen eine Bestätigung der älteren Anschauungen, im einzelnen manche Abweichung, die zu weiteren Untersuchungen anregen muss. Ein anderer Wiener Geolog, v. Bukowsky, der schon vorher auf Rhodos thätig gewesen ist, ging im März dieses Jahres nach Kleinasien, um geologische und topographische Aufnahmen im Mäanderthal und an den südwestlichen anatolischen Seen zu machen (Mitt. der Wiener Geogr. Ges. 1890, 128). Dr. Alfons Stübel hat ebenfalls in diesem Frühjahr eine zweite geologische Reise in den Haurân angetreten. Der französische Bergingenieur J. de Morgan befindet sich auf einer für 2 Jahre berechneten Reise im östlichen Teile Kleinasiens. (Humboldt 1890, Nr. 1). Ferner hören wir von einer Reise, die Staatsrat Retowski 1889 im Auftrage der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft an die Südküste des Schwarzen Meeres unternahm. Die einzigen mir bekannten Nachrichten von derselben (Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient 1890, S. 32) beziehen sich auf die besuchten Küstenstädte, wobei das rasche Anwachsen von Batum unter russischer Herrschaft vielleicht hervorzuheben wäre. Ein Brief des Botanikers Bornmüller (Ges. f. Erdk. in Jena VIII 26) berichtet von einem Ausflug von Amasia auf den Akdagh, den er nur zu 2370 m Höhe bestimmte. Für den Zoologen wertvoll, dem Geographen dagegen ziemlich inhaltslos ist der umfassende Bericht über die zoologischen Ergebnisse der letzten afghanischen Grenzkommission (Transactions of the Linnean Society vol. V, Part. III); ihm sind jedoch zwei anschauliche und saubere Karten beigegeben.

Ist so im allgemeinen der Anteil streng naturwissenschaftlicher Reisender an der Erschliessung Vorderasiens gegenüber demjenigen der Archäologen geringer und von einem Ineinandergreifen der beiderseitigen Thätigkeit nur wenig die Rede, so gibt es doch ein Gebiet, in welchem Gleichgewicht und Zusammenhang mehr zur Geltung kommt, als in den übrigen. Es ist dies Arabien, das in den letzten Jahrzehnten wieder eine grosse Anziehungskraft auf wissenschaftliche Reisende ausübte, obwohl Vorfälle, wie die Ermordung Langers und jene von Huber und noch die diesjährige Nachricht von der Ermordung dreier Europäer in Südarabien immer wieder die Gefahren in Erinnerung bringen, die hier des Forschers harren. Es sei hier nur an Reisen, wie jene von Blunt, Doughty, Euting, Huber, Ed. Glaser u. a., und an das ebenso kühne, als ergebnisreiche Eindringen Snouck-Hurgronjes in die heilige Stadt Mekka erinnert [1]). Die Gebiete von Yemen und Hadhramaût insbesondere waren Gegenstand der letzten Forschungsreisen: während Glaser von dort zahlreiche Inschriften der vormohammedanischen Araberzeit heimge-

[1]) La Perse, la Chaldée et la Susiane. Relation de voyage. Paris, Hachette 1887. — A Suse. Journal des fouilles, 1884—86. Paris, Hachette 1889.

[1]) Erwähnenswert sind auch die Reisen, die der ägyptische Offizier Muhammed Bei Sâdik als Begleiter des Pilgerzugs unternahm und in arabischer Sprache beschrieb. Moritz hat daraus in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1890, S. 147 die auf den »Hedschâz und die Strasse von Mekka nach Medina« bezüglichen Nachrichten mitgeteilt, und Richard Kiepert eine Karte des von Sâdik durchzogenen, zum Teile bisher unbekannten Gebietes nach seinen Tagebüchern gezeichnet.

Digitized by Google

bracht hat, lenken die Reisen der Botaniker Deflers (1887) und Schweinfurth, des grossen Afrikareisenden (1888/89), nach Yemen den Blick in die ältesten historischen und vorhistorischen Zeiten zurück[1]). Sie erweisen die grosse Wichtigkeit der Gebiete um Bâb-el Mandeb als Verbreitungscentrum mannigfacher Kulturgewächse, ja als wahrscheinliche Stätte der ursprünglichen Kultivierung von Kaffee, Weihrauch u. s. w., und damit auch für den Weltverkehr des Altertums. Nach Deflers zeigt die Flora des Küstenlandes (Tehâma) den Charakter des nördlichen Aequatorialafrika (Senegambien, Bornu, Kordofan), das Gebirge (Serât) aber und ganz besonders seine Westabhänge abessinisch-ostafrikanischen, ja kapischen Pflanzentypus. Für die Wanderungen des Menschen und für die Entwickelung seiner religiösen Anschauungen hat man ebenfalls diesem Boden grosse Bedeutung zugeschrieben. Die ältere Ansicht pflegte das Wunderland Punt, die angebliche »Heimat der Götter«, von dem die Aegypter wiederholt berichten und in dem manche Forscher auch die Urheimat der Phönikier erkennen, im äthiopischen Süden, etwa in Habesch zu suchen — während neuere, darunter auch Schweinfurth, mit Entschiedenheit dafür eintreten, dass es auf beiden Seiten der Meerenge gelegen habe, vorwiegend aber auf der arabischen, dem Gebiete der ältesten Weihrauchkultur. Die Gründe hierfür bereicherte Schweinfurths Reise durch den Nachweis, dass die Kultpflanzen der angeblich aus Punt stammenden Gottheiten, Persia und Sykomore (die nach Aegypten eingeführt waren und in Mumienfunden häufig sind, jetzt aber im Verschwinden begriffen), noch heute in Yemen zahlreich in wildem Zustande vorkommen. Ganz neuerlich ist nun auch aus den ägyptischen Denkmalen sichergestellt worden, dass Punt zu beiden Seiten des Meeres lag (vgl. Verhandl. d. Ges. f. Anthrop., Ethnogr. u. Urgeschichte 1890, S. 48), und damit gewinnt die Ansicht, dass von diesen Landschaften einer uralten, auch heute noch hohen, wenngleich stehengebliebenen Kultur im Altertum mächtige Verkehrs- und Völkerbewegungen ausgegangen sind, wieder erheblich an Boden. Ob die Urheimat der Phönikier mit Brugsch in Punt zu suchen sei, bleibt freilich noch fraglich. Ganz unwahrscheinlich aber ist es anzunehmen, dass Punt die Küsten des persischen Golfs mit umfasst habe, wie dies Bent, der mehrfach genannte Reisende, in seiner schönen Skizze über die Bahrein-Inseln, das »Cypern des persischen Golfs« (unter britischem Schutze seit 1867) versucht (Proceed. Roy. Geogr. Soc. 1890, S. 1 ff.). Diese Inseln werden bei den klassischen Autoren seit Alexander mehrfach genannt, und infolge der ihnen beigelegten Namen »Tylos (Tyros) und Arados« entwickelte sich schon damals die Vorstellung, dass hier phönikische Niederlassungen, ja die Urheimat dieses Volkes, zu finden seien. Ausgrabungen von Bent in dem grossen Gräberfeld des Dorfes Ali[1]) ergaben nun nach Ansicht englischer Fachmänner ausgesprochen phönikische und zwar recht altertümliche Eigentümlichkeiten. Eine phönikische Niederlassung auf den Inseln scheint also nachgewiesen zu sein, allein es wird geratener sein, an eine Kolonie (vielleicht aus assyrischer oder persischer Zeit) zu denken, die durch die günstige Lage der Insel gegenüber der alten arabischen Handelsstadt Gerrha (jetzt Katîf) sich genügend erklärt — als mit Bent auf diesen Inselchen die Urheimat des Seefahrervolks und das Land Punt zu suchen[2]).

Deflers hat seine Reise auch zu zahlreichen Höhenmessungen benutzt, und Schweinfurth erwähnt eine leider noch unveröffentlichte Karte seines Forschungsgebietes, die manches Neue über die Strassen von San'a nach Taës enthält und soweit sie mit Glasers Wegen zusammentrifft, dessen Angaben bestätigt. Ende vorigen Jahres hat er sich wieder aufgemacht, um nach Hadhramaût einzudringen und dieses noch fast unbekannte Gebiet allseitig zu erforschen. Ein erster Versuch, die Yafiaberge zu erreichen und von dort ostwärts zu gehen, misslang nach einer, wie Deflers selbst sagt, »geographisch ergebnisreichen« Durchforschung der unabhängigen Gebiete zwischen Aden und der türkischen Grenze. Ende Februar 1890 verliess er Aden zum zweitenmal und wandte sich längs der Küste, die er an mehreren Stellen besuchte, zu Schiffe nach Makalla, von wo aus er nach Norden ins Hadhramaûtgebirge eindringen will. (Comptes rendus Soc. de Géogr., Paris 1890, 86 u. 153). Hoffentlich gelingt es ihm, die Widersprüche zwischen Wredes Reisen und Glasers Erkundigungen aufzuklären und der weiteren Forschung den schwierigen Zugang in diese Gebiete zu erschliessen[3]).

Am Schlusse dieser Rundschau sei der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass neben den naturwissenschaftlichen und historischen Zielen, welche so viele Forscher nach Vorderasien führen, auch das rein geographische Interesse an diesen Landschaften erstarken und ein planmässiges Zusammenarbeiten aller Forschungszweige sich herausbilden möge, wie es in einzelnen begünstigteren Teilen sich bereits erkennen lässt!

[1]) Deflers Voyage au Yemen. Paris 1889. (Vgl. Petermanns Mitteilungen 1890, Litt. Ber. 5). Schweinfurth, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1889, S. 299—308. Während letzterer nur von Hodeida nach Menâcha ging und dort einen Monat blieb, drang Deflers darüber hinaus auf verschiedenen Streifzügen tief ins Innere der Gebirgslandschaften ein.

[1]) Drei von ihm und zwei früher geöffnete Gräber.

[2]) Diese Zeilen wurden vor Erscheinen des Aufsatzes von F. Glaser über Punt und Sasu (»Ausland« 1890, Nr. 27) geschrieben, der höchst beachtenswerte Beiträge zur Lösung der Puntfrage enthält, jedoch meines Erachtens die Grundlage der Schweinfurthschen Anschauungen nicht zu erschüttern vermag.

[3]) Nach Globus LVIII, S. 79 ist Deflers bereits von Hadhramaût zurückgekehrt, ohne tiefer ins Innere gelangt zu sein.

Digitized by Google

Grenzlinien zwischen Asien und Australien.

Von Emil Metzger †.

Die von Wallace zwischen Asien und Australien aufgestellte Grenzlinie ist in den Niederlanden mehrfach der Gegenstand lebhafter Besprechungen geworden, so dass es wohl der Mühe wert sein dürfte, den augenblicklichen Stand der Frage übersichtlich zusammenzufassen. Mit Rücksicht darauf, dass der Ausgangspunkt der Auseinandersetzung wiederholt verschoben worden ist, scheint es angezeigt, auf den Ursprung der Frage, nämlich auf Wallace selbst, zurückzugehen. Selbstverständlich hat sich auch die sachliche Grundlage für die Erörterung infolge der Erweiterung, welche unsere Kenntnisse erfahren haben, verändert; auch aus diesem Grunde dürfte es zweckmässig sein, in diesen Zeilen, welche allerdings in erster Linie nur den gegenwärtigen Stand der Frage, nicht aber die ganze Entwickelung derselben zu erörtern bestimmt sind, soweit wie nötig, die geschichtliche Anordnung festzuhalten.

Die geringe Tiefe der die grossen westlichen Inseln des sogenannten Malaiischen Archipels trennenden Meere, ebenso wie die des Meeres zwischen Neu-Guinea und Australien, war früher schon bemerkt worden, und es ist das Verdienst des Engländers Georg Windsor Earl, des Verfassers von »Eastern Seas, or Voyages in the Indian Archipelago in 1832, 33, 34«, London 1837, in einem in der Roy. Geogr. Soc. 1845 gehaltenen Vortrag zuerst auf diesen Umstand aufmerksam gemacht zu haben; er sprach damals den Gedanken aus, dass die westlichen malaiischen Inseln einmal im Zusammenhang mit dem östlichen kontinentalen Asien, die östlichen Inseln dagegen mit dem australischen Festland in Verbindung gestanden haben, und verwertete denselben zur Erklärung der Thatsache, dass die Flora und Fauna des malaiischen Archipels einerseits mit denen des kontinentalen Indiens (namentlich Hinterindiens), andererseits mit denen Australiens eine so wesentliche Uebereinstimmung zeigen. Auch die Facies der verschiedenen Inseln bietet merkwürdige Aehnlichkeit neben scharfen Unterschieden; an erstere hat schon Peschel in den »Neuen Problemen der vergl. Erdkunde« erinnert. Auf alledem fusste Alfred R. Wallace (zuerst im Journ. of the R. G. S., Vol. 33) weiter, der während seines Aufenthalts auf Ternate in selbständiger Entwickelung der Theorie Darwins auf Grund derselben den Nachweis zu führen suchte, dass eine Anzahl Arten im Lauf der Zeit notwendig eine Umbildung erfahren mussten, nachdem sie auf der früher bestandenen Verbindungsbrücke an ihren gegenwärtigen Wohnplatz gelangt sind.

Wenn nun auch schon vor ihm mehrfach von den »Grenzlinien« der Fauna, der Flora u. s. w. die Rede gewesen war, so schlug er doch hinsichtlich des Gebrauches, den er von denselben machte, einen neuen Weg ein. Bis dahin hatte die Geologie aus den in den verschiedenen Ablagerungsschichten vorkommenden Resten das Alter der Hauptformationen festzustellen gesucht, die Paläontologie jene Ueberreste nach dem Alter der Schichten, in denen sie vorkommen, zusammengestellt und die verschiedenen, durch grosse Umwälzungen voneinander getrennten Perioden rekonstruiert. Wallace aber glaubte in der Verbreitung der jetzt lebenden Tiere und Pflanzen ein Mittel gefunden zu haben, um Länder, die schon längst im Meere versunken sind, wieder aufzufinden, ihre Umrisse festzustellen und somit die Geologie auf ihrem eigensten Felde in ihren Forschungen zu unterstützen.

Die Frage der Verbreitung von Tieren und Pflanzen, oder vielmehr nur die richtige Reihenfolge festzuhalten von Pflanzen, Tieren und Menschen, bietet einen eigentümlichen Reiz, sie hat von jeher den Philosophen sowohl, als den Naturforscher gefesselt, und so ist es sehr erklärlich, dass bei der Behandlung derselben sich Hypothese und Thatsachen zuweilen auf eigentümliche Art verbinden; letztere sind überhaupt in vielen Fällen nur sehr unvollständig bekannt, die systematische Forschung ist verhältnismässig noch sehr jung, und das Ergebnis, abgesehen von der mehr oder weniger mangelhaften Methode, schon aus dem Grunde unsicher, weil wir vielfach ganz ausser stande sind, die zur Erlangung eines annähernd vertrauenswerten Resultates erforderlichen räumlichen und zeitlichen Beobachtungsgrenzen a priori mit genügender Sicherheit festzustellen.

Wallace stellte eine dreifache Grenzlinie auf; zunächst verfolgte er die eigentümliche Fauna von Australien auf den diesem Erdteil benachbarten Inseln und untersuchte dann, wo dieselbe verschwindet, um einer anderen von indo-malaiischem Typus zu weichen. Daneben nahm er noch eine weiter östlich verlaufende anthropologische Grenzlinie an, deren Abweichung von ersterer er dadurch erklärt, dass es dem Menschen leichter geworden sei, sich zu verbreiten, ohne zu berücksichtigen, dass dieser Umstand auch für drei der vier von ihm zur Feststellung der Faunengrenze benutzten Tierarten — Säugetiere, Vögel, Schmetterlinge und Insekten — zutrifft. Endlich finden wir noch eine dritte Grenzlinie bei ihm, die vulkanische. Diese Scheidungslinie des ruhigen und des vulkanischen Teils des Archipels fällt weder mit der ersten, noch mit der zweiten zusammen, weshalb er annehmen zu müssen glaubt, dass sie eine Scheidung sehr jungen Datums sei, »eine Linie, welche noch nicht die Spuren einer älteren Verteilung von Land und Wasser zu verwischen vermocht habe.«

Die Faunengrenze, die am meisten besprochen worden ist, und die Wallace auch als geographische Grenze betrachtet, verläuft zwischen Bali und Lombok, Borneo und Celebes, Mindanao und Halmahera. Da wir im folgenden dem Zweifel begegnen werden,

Digitized by Google

ob nicht Wallace mit seiner Grenzlinie eine ausschliesslich faunistische Grenze im Auge gehabt habe, wollen wir darauf hinweisen, dass er in seinem, allerdings später erschienenen Werke »Australasia« (welches jedoch in mehrfacher Beziehung seinen übrigen Arbeiten nicht gleichwertig ist) ausdrücklich sagt: »Dieses ausgedehnte unterseeische (nämlich zu Asien gehörende) Plateau kommt bei der kleinen Insel Bali, östlich von Java, wo sich ein sehr tiefer, jedoch schmaler Kanal zwischen dieser und der benachbarten Insel Lombok befindet, zu einem plötzlichen Abschluss. Dieser schmale Kanal setzt sich nach Norden durch die Makassarstrasse und das Meer von Celebes, zwischen Nord-Celebes und der Insel Mindanao in den Stillen Ozean fort.« Und weiter: »Die östliche Hälfte ist wirklich australasisch, nicht nur was die Geschichte ihres Ursprungs, sondern auch was die Flora und Fauna betrifft. Auch ethnographisch gehört dieser Archipel zwei verschiedenen Rassen an — den Malaien und den Papuas — so dass der Ausdruck Malaiischer Archipel streng genommen auch hier nicht in aller Schärfe zutrifft.«

Wallaces Hauptwerk: »The Malay Archipelago« erschien, von der Meisterhand P. J. Veths übersetzt (unter dem Titel Insulinde), seit 1869 in Holland; es wurde vielfach mit lautem Beifall aufgenommen, doch blieb auch eine scharfe Kritik nicht aus. Prof. Dr. Pynappel veröffentlichte in den Bijdr. tot de Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde 3. Serie VII, S. 159: »Eenige Aanmerkingen ap Wallaces Insulinde«, in denen namentlich die »Grenzlinie« zur Besprechung kommt. Er meint (wohl nur eine captatio benevolentiae), Wallace habe nur an eine faunistische Grenzlinie gedacht, obgleich aus seinen Worten das Gegenteil geschlossen werden könnte. Wohl mit Recht weist Pynappel darauf hin, dass es nicht angeht, die faunistische Grenze zu einer entscheidenden zu machen, denn warum solle nicht auch die Flora mitstimmen, welche eine ganz andere Grenze zieht, deren östliche, durch Kasuarinen charakterisierte Gruppe schon in der Mitte der Insel Java beginnt? Dieser Unterschied zwischen West- und Ostjava fällt schon dem Laien auf; doch macht auch ein Botaniker, Dr. O. Kuntze, in seinem Buch »Um die Erde« 1883, die Bemerkung, dass die Grenze zwischen Australien und Asien bis zum Wilisgebirge (in der Residenz Madiun) vorgeschoben zu sein scheint; er spricht ferner die Ansicht aus, dass die Flora Ostjavas mit ihren vielen Abkömmlingen Australiens immer mehr nach Westen vorzurücken scheine, da die Flora der Sundalande, welche der Sumatras ähnlich ist und einer grösseren Feuchtigkeit bedarf, sich bei Abnahme der letzteren immer mehr zurückzieht.

Auch hinsichtlich anderer Punkte tritt Pynappel Wallace entgegen und macht kein Hehl daraus, dass er die dem letzteren gezollte Bewunderung in manchen Punkten nicht teilt. Wir brauchen hier nicht weiter auf seine Kritik einzugehen, wollen aber noch bemerken, dass schon er darauf aufmerksam macht, man dürfe unter einer geographischen Grenze keine scharf gezogene, konventionelle Linie verstehen, eine Wahrheit, die häufig übersehen wird. Die Wallacesche Theorie wird eingehend von Dr. Otto Mohnike, »Blicke auf das Pflanzen- und Tierleben in den niederländischen Malaienländern«, Münster 1883, besprochen. Der Verfasser ist überhaupt ein Gegner der Selektions- und Evolutionstheorie und sucht zunächst diesen Standpunkt näher zu begründen, dann wendet er sich speziell der Frage der Verbreitung der Fauna im Malaiischen Archipel zu und hebt hervor, dass ausser der früheren Verbindung mit dem Festland auch andere, zufällige Umstände hier mitgewirkt haben. Windsor Earl sieht in der geringen Meerestiefe den Beweis für die Zusammengehörigkeit, Wallace ausserdem den für eine späte (nicht früher als die jüngere Pliocänzeit) Trennung. Hierzu bemerkt Dr. Mohnike, dass beide eine höchst wichtige Thatsache, auf welche die Untiefe der betreffenden Meere zurückgeführt werden muss, ganz ausser acht gelassen haben, nämlich die allmähliche und mehr und mehr merkbare Erhebung des Meeresbodens von der Südküste von Java bis zur Nordküste von Borneo und von der Westküste von Sumatra bis östlich von Celebes. Dr. Mohnike ist der Ansicht, dass alle Ursachen, welche zur Landbildung beitragen, nicht im stande sind, die in dieser Hinsicht gemachten Beobachtungen zu erklären, wenn man nicht die Hebung zur Hilfe nimmt. Er führt hierfür eine Anzahl Belege an, auf die wir, so interessant seine Betrachtungen auch sind, schon aus dem Grunde nicht näher eingehen wollen, weil die Bekanntschaft mit der Geologie des Malaiischen Archipels seit seiner Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat und wir Gelegenheit haben werden, weiter unten auf die heutige Auffassung näher einzugehen. Wir wollen jedoch hier daran erinnern, dass Junghuhn sich wiederholt gegen die Hypothese eines Zusammenhanges der Inseln untereinander oder mit dem asiatischen Festlande ausgesprochen hat.

Handelte es sich in dem Bisherigen meistens um abweichende Meinungen, so trat in demselben Jahre 1883 der Leidener Professor der Geologie und Mineralogie, K. Martin, in einem bei Gelegenheit der kolonialen Ausstellung zu Amsterdam über »Wissenschaftliche Aufgaben, welche der geologischen Erforschung des Indischen Archipels gestellt sind« gehaltenen Vortrage nicht nur der von Wallace ausgesprochenen Ansicht sehr scharf entgegen, sondern wendete sich auch gegen die Methode, indem er die in derselben enthaltenen Irrtümer unter Gebrauch des ganzen Rüstzeuges, welches ihm der damalige Standpunkt seiner eigenen Wissenschaft lieferte, bekämpfte. Eine notwendige Ergänzung bildet eine zweite, in demselben Jahre erschienene Gelegenheitsschrift: »Die wichtigsten Daten unserer geologischen Kenntnis vom Niederländisch-Ostindischen Archipel«,

Digitized by Google

welche von derselben Hand verfasst ist und in den Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie u. s. w.« ter gelegenheid van het zesde internationale Congress der Orientalisten te Leiden« veröffentlicht wurde.

Martin wendet sich in erster Linie gegen die Methode, eine Grenzlinie der Fauna zu einer kontinentalen erheben zu wollen, dann gegen die Darstellung der Thatsachen. Wenn auch die damalige Auffassung Martins seither durch die Erweiterung unserer Kenntnisse im einzelnen selbstverständlich modificiert worden ist, so bewegt er sich doch so sehr auf positiver Basis, und seine Auffassung ist so interessant, dass wir derselben auch jetzt noch gern näher treten. Auch hier ist die Bestimmung der Grenzlinie zwischen Australien und Asien eine wissenschaftliche Aufgabe, welche aber die Geologie zu lösen hat. Seine Betrachtungen über dieselbe leitet er ein durch Feststellung des Begriffs der natürlichen Grenzlinie der Kontinente, wobei namentlich betont wird, dass es sich um natürliche Grenzen handelt, welche der wechselnden Küstenlinie gegenüber als feststehende Grösse erscheinen. Martin führt nun weiter an dem Beispiel der Zugehörigkeit der britischen Inseln zu dem europäischen Kontinente aus, dass es hier nicht auf dasjenige ankommt, was man in der Umgangssprache als »kontinental« bezeichnet. Die Aufgabe ist also zu untersuchen, ob in dem zwischen Asien und Australien gelegenen Archipel eine solche Grenze zwischen den Kontinenten gezogen werden kann, oder aber, ob dort etwa eine Brücke vorhanden ist, welche, wenn auch vielleicht etwas verwischt, beide Erdteile in ähnlicher Weise verbindet, wie dies Mittelamerika hinsichtlich des Süd- und des Nordamerikanischen Kontinents thut; diese Frage kann schon wegen mangelnder Tiefenmessungen nicht entschieden werden. (Beiläufig wollen wir hier daran erinnern, dass seither zwischen Buru und Celebes ein Teil einer solchen »Brücke« festgestellt worden ist. Vgl. Annalen der Hydrographie 1885, S. 207.)

Martin erklärt die von Wallace angenommene Grenzlinie für vollkommen unbegründet und gibt seiner Verwunderung Ausdruck, dass sie sich einer so allgemeinen, wenn auch teilweise vorbehältlichen Annahme zu erfreuen hatte, denn die Unzulässigkeit seiner Beweisführung liegt, wie er sagt, auf der Hand. Wallace geht von dem Grundsatz aus, dass Länder mit vollständig verschiedener Fauna und Flora während langer Perioden voneinander getrennt sein müssen, dass also ohne eine solche Trennung sich auch keine solche Verschiedenheit zu beiden Seiten der Grenzlinie habe herausbilden können, und dass somit einer solchen faunistischen und floristischen Trennungslinie der Wert einer Kontinentalgrenze zukomme. Nur der erste Teil dieses Satzes ist richtig; für die Tier- und Pflanzengeographie werden derartige Grenzen, wenn sie richtig gezogen sind, ihren Wert behaupten, unrichtig aber wäre es, auf dieselben einen Rückschluss hinsichtlich der kontinentalen Grenzen zu begründen, da schon eine Trennung oberflächlicher Natur genügt, um Unterschiede der Entwickelung von Fauna und Flora zu erklären. Auch diesen Gedanken setzt Martin an dem Beispiel der britischen Inseln und namentlich Australiens näher auseinander; den zuletzt genannten Erdteil wird man trotz der infolge der früheren Isolierung des westlichen Teiles in letzterem eigentümlich entwickelten Flora doch als einen Kontinent betrachten.

Man könnte den Einwurf machen, dass die Trennung der von Wallace aufgestellten Gruppen von ungleich längerer Dauer gewesen sein müsse, als die der beiden australischen Gruppen. Eine solche Annahme wäre jedoch unstatthaft, denn die Ergebnisse der Paläontologie zwingen zu der Annahme, dass die tier- und pflanzengeographischen Unterschiede auf den indischen Inseln sich sämtlich seit Beginn der Tertiär- oder höchstens seit der jüngeren Kreidezeit herausgebildet haben, und dass ihr Ursprung nur in jüngeren, nicht aber in älteren Perioden gesucht werden darf. Bis zu der Zeit aber — und einer solchen Annahme steht nichts entgegen — mag eine solche Verbindung zwischen Asien und Australien bestanden haben, so dass Pflanzen- und Tierwelt die innigste Verwandtschaft zeigten, und dass namentlich die Beutler einen ausgedehnten Verbreitungsbezirk auf der ganzen östlichen Halbkugel besassen. Als sich aber — vielleicht erst im Anfang des jüngeren Tertiär — Asien und Australien oberflächlich trennten, begann jeder Kontinent in seiner Weise, und der australische wegen seiner völligen Isolierung in ganz abweichendem Sinne, sein organisches Leben zu gestalten. In dem Vorkommen der Reste von gigantischen Repräsentanten von Känguruhs und Beutelmardern im jüngeren Tertiär (Pliocän) Neuhollands, aus einer Zeit also, wo aus den anderen Kontinenten der östlichen Halbkugel Reste von Marsupialien nicht mehr bekannt sind, liegt der Beweis, dass, wenigstens während dieser jüngeren Periode, eine Trennung Australiens und Asiens wirklich bestand. Mit dieser Thatsache hörte aber auch damals (1883) das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung auf.

Hinsichtlich der Bedeutung der anthropologischen Grenzlinie von Wallace spricht sich Martin ähnlich aus, um dann und desto länger bei der vulkanischen Linie zu verweilen, deren Verwendung für die Theorie von Wallace ihm mehr oder weniger unbegreiflich vorkommt; wir wollen seine Behandlung der Frage etwas ausführlicher ins Auge fassen.

Als die Kontinente sich bildeten, drückten die ozeanischen Schollen in seitlicher Richtung auf die kontinentalen und wulsteten sie an den Rändern auf, wodurch die grossartig gefalteten Kettengebirge entstanden, welche vor allem die grossen Ozeane begrenzen. Durch die Faltungen aber, mit denen

Digitized by Google

Spaltenbildungen in grossem Maassstab gepaart gingen, wurde die Bildung von Vulkanen begünstigt. Aus diesen und anderen, nicht näher zu erörternden Gründen müssen wir annehmen, dass letztere an der Begrenzung der kontinentalen Massen einen wesentlichen Anteil nehmen, was denn auch durch die Erfahrung bestätigt wird.

Hieraus folgt unmittelbar, dass die vulkanische Scheidungslinie von Wallace, wenn sie richtig gezogen wäre, was nicht der Fall ist, für die Aufstellung kontinentaler Grenzen eine viel höhere Bedeutung besitzen würde, als Wallace ihr beizumessen scheint. Wir müssen weiter unten, wenn wir über die Auffassung Professor Martins vom heutigen (1890) Standpunkt aus sprechen, auf diesen Punkt noch näher eingehen und begnügen uns jetzt, nur noch eine weitere von ihm (1883) gemachte Bemerkung folgen zu lassen.

Die Verteilung der Vulkane lässt vorläufig zwei sehr verschiedene Auffassungen zu, nämlich man kann einmal annehmen, dass zwischen Asien und Australien eine vollständige Trennung bestehe, sie gestattet aber auch, das Verhältnis beider Kontinente zueinander so aufzufassen, wie das von Nord- zu Südamerika. Endlich macht Martin darauf aufmerksam, dass trotz der verschiedenen Facies der verschiedenen Inseln so wesentliche Unterschiede im Bau derselben noch nicht nachgewiesen seien, um auf dieselben eine Trennung der Kontinente begründen zu können. Alles zusammen genommen, liegt vorläufig kein Grund vor, die ganze Inselkette Sumatra-Wetter unbarmherzig zu zerschneiden; wohl aber liegt die Vermutung sehr nahe, dass, wenn wir weitere Anhaltspunkte gewinnen, es möglich sein wird, eine kontinentale Grenzlinie zu finden, und dass Timor vielleicht einen Teil des australischen Grenzgebietes ausmacht. In der zweiten erwähnten Schrift: »Die wichtigsten Daten u. s. w.« kommt der bemerkenswerte Satz vor: »Nichts würde hindern, die Grenzlinie nordwestlich von Timor verlaufen zu lassen, und in diesem Falle würde mindestens eine Trennung geognostisch verschiedener Gebiete erreicht«.

Ursprung und Entwickelung des Schmuckes.

Von Friedrich v. Hellwald.

(Schluss.)

II.

Bewegt der einfache, ursprünglichste Schmuck, wie wir sahen, sich vielfach im Rahmen dessen, was wir nur als Verstümmelungen oder Verunstaltungen des Leibes ansehen können, so fällt dies allerdings hinweg bei jener höheren Schmuckordnung, die man als die »zusammengesetzte« bezeichnet. Verstümmelungen kommen dabei nicht mehr vor, vielmehr wird der Körper an verschiedenen Stellen mit Anhängseln »geschmückt«, die freilich unseren heutigen Begriffen von Zier oft herzlich wenig entsprechen. Auch waltet bei der Auswahl der zu schmückenden Körperstellen noch durchaus kein idealer Gesichtspunkt, nur allein das Praktische entscheidet. Schmuckträger am Leibe werden nämlich alle jene Stellen, welche als natürliche Verengerung über einer tragfähigen Erweiterung der Muskeln oder Kncohen zurücktreten. Diese Stellen sind: Stirn und Schläfe mit den untenhin vortretenden Knochen und der subsidiären Stütze der Ohrmuscheln, der Hals mit der vortrefflichen Stütze der Schultern, die Lenden mit den vortretenden Hüften, an den Beinen die Gegend über dem Knöchel, und an den Armen ausser diesen noch der Oberarm mit dem schwellenden Muskel, in geringerem Maasse der Finger. Alle diese Stellen empfehlen sich der Ausschmückung, lediglich weil sie die entsprechende Tragkraft besitzen. Ebenso wenig sind die Gegenstände, welche sie zu tragen haben und die mit der Zeit zum Schmucke werden, in künstlerischer Absicht gewählt; der Zweck der Auszeichnung allein ist maassgebend, und jeder beliebige Gegenstand, der diesem entspricht, kann angehängt werden. Wenn in der bekannten Operette »Pariser Leben« der Schweizer Admiral mit einer leeren Sardinenbüchse als »sardinischem Orden« geschmückt erscheint, so ist die Völkerkunde nicht verlegen, eine Menge gleich drolliger Beispiele aus dem Leben der Naturvölker anzuführen. Erst allmählich entwickelt sich bei ihnen eine Art Gesetz der Schönheit, dem die Auswahl immer ausschliesslicher folgt.

Der zusammengesetzte Schmuck, einer jüngeren Entwickelungsperiode angehörend, verfügt über eine weit reichere Geschichte als sein einfacher Vorgänger, zumal er — ich bemerkte es schon — mit der Geschichte der Kleidung sich innig verquickt. Er umfasst ein ungemein weitschichtiges Gebiet, aus welchem ich bloss die allerwichtigsten Erscheinungen hervorheben will. Am meisten, weil am tragkräftigsten, treten als Schmuckträger Hals und Lenden, nebstdem auch der Kopf hervor. Zur Vermittelung des zu befestigenden Schmuckgegenstandes dient zunächst immer ein Reif, Ring oder Gurt, der sich einer der genannten Tragstellen des Körpers dem Umfang nach anschliesst. Die Bedeutung dieses Schmuckmittels, das ursprünglich aus den wertlosesten Stoffen bestand, aus Tiersehnen, später erst aus Pflanzenfasern, sie ist für die Gesittung nicht zu unterschätzen, wie sich bald zeigen wird. Zuvörderst sei des einfachen Bandes um das Haupt gedacht, welches auf der ganzen Erde wiederkehrt und bestimmt ist, irgend einen auszeichnenden Gegenstand an der Stirn festzuhalten. Da gibt es denn gar nichts, was dieses Stirnband nicht irgendwo als Schmuck zu tragen hätte: Muscheln, Zähne, Steine, Federn, Blumen, Felle, selbst buschige Schwänze. Bei wachsender Gesittung wird dieses Stirnband aus immer ansehnlicheren, edleren Stoffen hergestellt und dadurch selbst Schmuck und Schmuckträger in einem. Pflanzenranken, Gewebe, Stoffe und

Digitized by Google

Metalle aller Art ziehen in seinem Dienste an unserem Auge vorüber. So begegnen wir ihm bei den klassischen Völkern in allerlei Verwandlungen: als Kopfbinde der Priester, als Kranz, Reif, Diadem und Krone, an welch letzterer nach einer älteren Anschauung das Recht der Herrschaft hängt, während der alte Schmuck des Haares auf die schirmende Bedeckung desselben als Federbusch, Rossschweif, Mähne, »Helmzier« übergegangen ist.

Ebenso wichtig, ja wichtiger noch ist der in tausendfältigen Wechselgestalten über die ganze Erde mit nur sehr geringen Ausnahmen verbreitete Lendengürtel, in seiner einfachsten Form eine blosse Schnur, an welcher allerlei Dinge zur Zier angehängt werden. Er ist also ursprünglich ein Schmuckgürtel, und es ist, wie Lippert sehr richtig betont, eine Verkehrtheit, ihn von vornherein, wie gemeiniglich geschieht, einen Schamgürtel zu nennen. Ebensowenig ist er an sich und ursprünglich ein »Schurz«. Zu einem solchen wird er erst in fast unausweichlicher Weise als Träger irgend eines Schmuckgegenstandes. Aber noch findet sich zur Genüge die Lendenschnur in Uebung, die gar nichts verdeckt, und noch wird der Gürtel vielfach in einer Weise getragen, welche beweist, dass jene Gewöhnung an Verhüllung eine Folge, aber nicht der ursprüngliche Zweck desselben war. Der am häufigsten zu beobachtende Gang in der Entwickelung der Lendenschnur ist das Anhängsel von Laub, Gras, Haar oder Fell beiderseits, allmählich rings um den Körper, dann ihre Verbreiterung zum flachen Gürtel und die Anheftung von Schmuckmuscheln an diesen. Kein Schmuckträger am menschlichen Körper bietet so viel Raum, und keiner ist daher auch so früh und in so vollendeter Weise bis zu einer Art Kleidungsstück entwickelt worden. In der That wurde er in seiner Verbreiterung das erste Kleidungsstück einer Menschheit, welche nicht die Not der Kälte, sondern der Wunsch nach Verzierung geleitet hat. Ich will hier nicht weiter in die Geschichte der Kleidung hinüberschweifen, sondern nur so viel bemerken, dass diese einen doppelten Ausgangspunkt besitzt: der Kleidung des Bedürfnisses ist ein nordischer Ursprung zuzuweisen, sie unterscheidet sich aber wesentlich von der Kleidung des Schmuckes, welche, in den südlichen Erdstrichen aus der wilderen Sitte, sich zu schmücken, hervorgegangen, dieser gleichsam nur aufgepfropft ist. Diese letztere, südliche Art der Bekleidung, welche bis auf die Gegenwart in unserer Frauentracht erkennbar ist, geht ursprünglich auf den einfachen Lendengürtel zurück.

Nächst diesem ist der Ring des Halses der wichtigste Schmuckträger. Sobald der Mensch nur irgend eine Sehne oder Faser gefunden hat, die er um diesen Teil schlingen kann, so hängt er auch jeden denkbaren Gegenstand, der ihm zur Auszeichnung dienen soll, daran: Fellstreifen, Vogelbälge, Tierschwänze, Muschelstückchen, Steinchen, Thonkügelchen, Bambusstäbchen, Zähne, Klauen, und alles, was schimmert und glänzt, gehört in diese endlose Reihe, in welcher sogar Menschenschädel nicht fehlen. Bemerkenswert ist, dass auch Gegenstände des Kultus, Götzenbilder und Amulette, mit Vorliebe am Halse getragen werden. Auch dieser Brauch zieht sich durch gar viele Völker selbst höherer Kultur, ja ist selbst unter uns noch nicht erloschen. Geweihte Gegenstände, Heiligenbilder u. dergl. in einer Kapsel, die zugleich ein Schmuckobjekt ist, hängt noch gar mancher an einer Schnur oder Kette um den Hals. Bei den Alten, den Aegyptern und Griechen, treffen wir schon ausgebildeten Halsschmuck. Mit dem Hervortreten der Edelmetalle und ihrer Bearbeitung entstehen kunstvolle Nachbildungen älterer Formen in neuem Stoff, und je nachdem man bei solcher Umbildung mehr die Betonung auf die angehängten kleinen Schmuckstücke oder den selbst zum Schmucke ausgestatteten Traggurt legte, entstanden zusammengesetzte Halsketten oder Halsringe, zumeist von Bronze oder Gold. Solche trugen noch die römischen Ritter als Standesauszeichnung, und in gleichem oder verwandtem Sinne gelangt die Halszier bei Männern heute noch zur Verwendung. Die um den Hals zu tragenden Ordensbänder, die Ketten und Bänder der Bürgermeister u. s. w. gehören hierher. Eine gleich oder ähnlich verlaufende Geschichte hatten alle jene Tragbänder, welche, mit Schmucksachen oder Kultgegenständen behängt, überall da angebracht wurden, wo eine Einschneidung der menschlichen Gliedmaassen das Anknüpfen erlaubte: über den Knöcheln, Waden und Knieen, am Oberarm, über der Handwurzel und zwischen den Fingergelenken. Von der Darmsaite bis zum Haarseil und von diesem bis zum Goldreife finden wir alle Stoffe als Schmuckträger verwendet, als angehängten Schmuck aber wieder jeden denkbaren Gegenstand; am gefälligsten scheinen bei vielen Völkern Fransenreihen von Federn oder entsprechenden Fasern. Je edler aber der Stoff des Tragbandes wird, desto mehr nimmt dieses selbst die Bedeutung des Schmuckes an, um das Anhängsel selbst zu verdrängen. So entstehen die Ringe und Spangen, wo dann der Schmuckgegenstand oft nur noch durch eine angefügte Volute oder einen eingesetzten Edelstein angedeutet ist. Man hat geglaubt, die Griechen von der barbarischen Tracht der Arm- und Fussringe freisprechen zu dürfen, aber dies trifft nur für eine spätere Zeit zu. Wohl aber zog sich bei Griechen und Römern diese ganze Art Schmuck immer mehr zurück, je mehr die Fülle des prächtig hergestellten Stoffes, des feinen Woll- und Leinengewebes der Hauptgegenstand des Prunkes wurde. Während aber die zunehmende Bedeckung des Körpers mit Stoffen den unmittelbaren Schmuck verdrängte, mussten gerade bei diesen Völkern die kunstvollen Nadeln und Fibeln zur Geltung gelangen und an seine Stelle treten. Andererseits zogen sich jene vor dem überwuchernden Gewande

Digitized by Google

der Toga gleichsam bis auf die Finger zurück, die dem Ringe in der kleinsten Form ein ruhiges Altenteil gewährten.

Die Lust am Schmucke, die Putzsucht ist, wie man sieht, ein allgemeines Weltgesetz. Im weiteren Verlaufe der geschichtlichen Entwickelung entdecken wir dann leicht die allgemeine Regel, dass die Südländer sich selbst, und die Nordländer ihren Anzug zu verzieren pflegen. Hier ist der Punkt, wo die Geschichte des Schmuckes mit jener der Tracht verschmilzt, welche selbst zum Schmucke wird. Wenn auch nicht in dem Maasse, wie Mougeolle will, der darin eine der Ursprungsquellen des Schmuckes überhaupt erblickt, hat doch zweifellos die sociale Ungleichheit der Stände auf die Ausbildung des Schmuckes einen tiefen Einfluss geübt. Die Hohen, Vornehmen und Reichen waren auch stets die Geschmückteren, und so ist es allerwärts noch heutigen Tages. Immerhin hat der Schmuck im Laufe der Zeit und mit zunehmender Gesittung eine tiefgehende Aenderung erfahren. Der geläuterte Geschmack hat eine ganze Reihe von Dingen aus der Liste des Schmuckes für immer gestrichen, ja mit Recht für sein Gegenteil, für Verunstaltungen erklärt, vor allem die Verstümmelungen des Körpers. Dabei gilt das Gesetz, dass die schmerzhaftesten und belästigendsten Gepflogenheiten zuerst erlöschen. Die Kulturwelt weiss nichts mehr von Lippenhölzern und Nasenpflöcken, und nur die schmerzloseste dieser Operationen, die Durchlöcherung des Ohrläppchens, fristet in kaum sichtbarer Form noch ihr Dasein. Gewiss denken aber die wenigsten Damen, welche ihr rosiges Läppchen mit einem glitzernden Demantknöpfchen oder Ringgeschmeide schmücken, dass sie im Grunde einem barbarischen Brauche huldigen, der als ein »Ueberlebsel« aus altersgrauer Vorzeit in die Gegenwart hineinragt. Parallel mit diesem Schwinden barbarischer Schmucksitten schreitet die wachsende Verwendung edler Stoffe, die schliesslich in dem alleinigen Gebrauche von Gold und Silber zu Schmucksachen ausläuft. Verächtlich blicken wir auf den Eisenschmuck, auf den viele Afrikaner so stolz sind, dass sie bis zu zehn Kilogramm davon tragen, auch das gleissende Kupfer und sogar die Bronze, ehedem das begehrteste Schmuckmetall gesitteterer, kunstgeübter Völker, findet keine Würdigung mehr. Wo echte Edelmetalle unerschwinglich sind, greift man wenigstens zu Nachahmungen, welche den Schein von solchen vortäuschen. Gleichen Schritt mit diesem Entwickelungsgange hält die zunehmende Gewichtsverringerung des Geschmeides selbst. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, bloss die Ringe, Ohrgehänge und Halsketten der alten Aegypter mit jenen zu vergleichen, welche uns die Hellenen aus der Zeit ihrer Kunstblüte hinterlassen haben: so sehr die ersteren überladen, schwer und massiv sind, ebenso sehr sind diese zart und zierlich. Die nämliche Umwandlung vollzieht sich alle Tage unter unseren Augen. Die Geschmeide werden immer kleiner, fast mikroskopischer. Ja nicht genug an dem, sie zeigen die Neigung, ganz zu verschwinden, in dem nämlichen Maasse, wie die künstlichen Unterschiede unter den Menschen, die Vorrechte u. s. w. auch. Ein gleiches zeigt die Geschichte der Kleidung. Längst schwelgen wir nicht mehr in der Kleiderpracht vergangener Zeiten; die Tracht wird immer schmuckloser. Die früheren äusseren Unterschiede zwischen dem Reichen und dem Armen verwischen sich, dieser rückt empor, jener steigt herab. Seit lange hat der Hut seinen Federschmuck, seine Metallketten und Edelsteine verloren, um der düstere Cylinder zu werden, den wir kennen und den höchstens ein bescheidenes Schnürchen oder ein einfaches Band ziert. Der Schuh bietet das nämliche Schauspiel: die silberne Schnalle, der rote Absatz liegen weit hinter uns. An Stelle der Samtröcke, der Seidenwesten, der Achselschleifen und Spitzenvorstösse, der Gold- oder Silberstickereien und reich damaszierten Degen stecken wir in den einförmigen Gewändern, welche die Livree der leitenden Kreise in der Kulturwelt geworden ist. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts versuchten unter dem Direktorium die sogenannten Incroyables sich aufzulehnen gegen die steigende Flut des allgemeinen Gleichwerdens. Unter anderen Ueberspanntheiten trugen sie zwei Uhren und zwei Uhrketten mit mächtigen Anhängseln. Heute sind die Anhängsel nicht mehr Mode, eine der Ketten ist verschwunden, und die Uhr, statt als Prunkstück zu gelten, verbirgt sich auf dem Grunde der Westentasche. Der Gehrock, dieses nach oben und unten schliessende Kleidungsstück, scheint wie erfunden, um den Blicken alles zu entziehen, was einem Geschmeide ähnlich sein könnte.

Die Geschichte der Bildhauerei bestätigt in allen Stücken diesen Niedergang des Schmuckes. Die Götzenbilder aus der Hinterlassenschaft der rohesten Völker des Altertums sind von oben bis unten gestreift, mit den schreiendsten Farben bedeckt, mit Diademen, Halsbändern und Anhängseln überladen. Je mehr aber die Kunst fortschreitet, mildert sich die Lebhaftigkeit der Farben, verschwindet die Polychromie, und der mit Vorliebe gewählte weisse Marmor ist eben der Stoff, welcher sich in die einförmigste Färbung kleidet; endlich verschwindet aller Zierat.

Die Venus von Milo, Venus Aphrodite, die jagende Diana, kurz alle die schönen Bildwerke unserer Museen aus der hellenischen Blütezeit, tragen weder Armbänder, noch Ringe, noch irgend ein Geschmeide. Seinem Jahrhundert vorauseilend, den Entwickelungsgang der Schmuckgeschichte ahnend, hatte der Künstler, ohne die Ursache zu kennen, erraten, dass des Weibes schönster Schmuck seine eigene Schönheit sei. Ebenso kann man unter den Menschenstämmen der Gegenwart deutlich wahrnehmen, dass der gesittetere stets jener ist, der weniger schmucklüstern ist. Die Farben der Kleider werden weniger auffallend, die Verunstaltungen

Digitized by Google

nehmen ab, die Schmucksachen desgleichen an Gewicht und Zahl.

So hat sich denn im Schosse der höchsten Gesittung aller Schmuck des Mannes schliesslich auf die Andeutung durch einen Fingerring, einen Stein oder Zahn an der Uhrkette und allenfalls eine Busennadel zurückgezogen. Dagegen ist merkwürdigerweise dem Weibe, etwa mit Ausnahme der Fussringe, keine Kategorie wilden Schmuckes ganz verloren gegangen. Sie trägt in der Ehe den Trauring, den glückbringenden Armreif und das Ohrgehänge, schwärmt eben für alles, was Ring, Arm- oder Halsband, Medaillon oder Berlocke heisst, mit einem Worte für allen Zierat, woran Gold und Silber gleisst und glänzt, wo Demanten, Rubine und Saphire funkeln. Sie setzt ihren Stolz darein, mit zahlreichem Geschmeide zu prunken, während der Mann, der Geschmücktere von ehedem, im Begriffe ist, auf all diesen Putz der Vorzeit zu verzichten. Längst hat er der mühsamen Haartracht entsagt, auf welche der Naturmensch so viel Wert legt und so viele Sorgfalt verwendet; jeder kämmt sich heute sein Haar und stutzt sich den Bart nach seiner Weise; die Putzsucht hat nichts mehr damit zu thun. Anders beim Weibe, dessen Haarputz keinen geringen Teil der Toilette bildet und zu festlichen Anlässen künstlich aufgebaut mit Blumen und Edelgestein sich schmückt. Da lebt in veredelter Gestalt allerdings die alte barbarische Haartracht des Wilden noch ungebrochen fort. So hat denn allmählich eine völlige Verkehrung des ursprünglichen Verhältnisses der beiden Geschlechter zu Putz und Schmuck stattgefunden, welche ungalante Erklärer aus dem Rückstande des Weibes hinter dem Manne ableiten. Je mehr indes die Menschheit fortschreitet, desto höher steigt auch das Weib, desto näher rückt es dem Manne und wird immer mehr und mehr seinesgleichen. Im Einklange damit tritt auch im Kreise der Damenwelt der Schmuck allmählich in den Hintergrund. Von der Alltagskleidung ist er schon stark zurückgedrängt, aber auch im Salon und Ballsaale nimmt man eine Abnahme des weiblichen Schmuckes in Zahl und Grösse wahr. Man scheut sich vor Ueberladung, welche der feine Geschmack verpönt. Gross ist sogar schon die Zahl der Damen aus den höheren Ständen, welche dem Ohrgeschmeide entsagen und das unverletzte Ohr mit Recht als die höhere Zier betrachten. Alles in allem aber darf man wohl sagen, dass die Lust am Schmucke in ihrer Entwickelung durch die Jahrhunderte, die Völker und die Geschlechter stets den der Gesittung entgegengesetzten Gang eingeschlagen hat: sie steigt, wo diese sinkt, und umgekehrt.

Die Zigeuner.

Von Professor Guido Cora-Turin.

I.
Vorbemerkung.

Zu den zahlreichen ethnographischen nnd sociologischen Problemen, welche die ungeduldige und so fruchtbare Thätigkeit moderner Wissenschaft bei allen verbesserten Methoden der Analyse und Kritik vollkommen und in Jedermann befriedigender Weise noch nicht zu lösen vermochte, gehört jenes über den Ursprung und die fortschreitende Entwickelung der Zigeuner. Gewiss sind diese eine der charakteristischsten Menschenrassen, und sie können mit den Juden um den Ruhm streiten, jenes lebhafte ethnische Gepräge, das sie deutlich von anderen Stämmen unseres Geschlechtes unterscheidet, den Lauf der Jahrhunderte hindurch wahrscheinlich rein bewahrt zu haben. Unser Vergleich eines Hinduzweiges, eines Teiles also derjenigen Rasse, die viele Völkerkundige nach dem Vorgang der Linguisten unpassend als Arier bezeichnen, mit einem semitischen Volke soll indes niemand erschrecken; denn wir gedenken Zigeuner und Juden bloss in jenem sociologischen Parallelismus nebeneinander zu stellen, von welchem sie ein so ausserordentliches Beispiel sind: nämlich in der fast gänzlichen Erhaltung je eines bestimmten anthropologischen und physiologischen Typus, in der Bewahrung einer Sprache, welche beharrlich jeglichem fremden Einflusse widersteht, in der Bewahrung endlich einer Summe von Gebräuchen und Ueberlieferungen und auch eines Geistes gegenseitiger Brüderlichkeit — von seltsamem Kontrast zu den physischen und socialen Umgestaltungen so vieler anderer Völker der Erde, welche aus dem Gesittungsfortschritt vielfachen Gewinn ziehen, aber nicht immer gerade als Beispiele der gepredigten christlichen Barmherzigkeit leuchten, in der sich alle zu gemeinsamem Gefühle vom Rechte erzogenen Völker vereinen sollten.

Wie nun der Anhänger Brahmas sagt, man werde als Brahmane geboren und könne es nicht werden, so kann man auch von den Zigeunern behaupten, sie werden als solche geboren und werden es nicht erst. Die Aristokratie des Blutes, welche die Völker anderen Stammes als unrein oder abstossend betrachtet, der völlige Mangel an Neigung Anhänger zu gewinnen, welche, weit entfernt dem Volksgeist Abbruch zu thun, ihn vielmehr kräftigt, da er nicht durch zersetzende Einmischungen oder Erörterungen geschwächt wird — alle diese verschiedenen Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben sind eben so viele Aehnlichkeitspunkte zwischen den beiden Völkern, die wir erwähnten. Und doch führten beide allem Anscheine nach ein ganz verschiedenes Leben, besonders hinsichtlich ihrer religiösen Entwickelung. Denn man kann wohl sagen, während die Juden als Propheten eines der ältesten Glaubenssysteme auftreten, welches sich in seiner

Digitized by Google

Umgestaltung nahezu ein Drittel der Menschheit eroberte, besitzen die Zigeuner, wenn sie religiöser Gefühle überhaupt fähig sind, keine eigentliche Religion und sind demnach in dieser Hinsicht der Gegensatz zu den ersteren.

Während nun die Juden ihr körperliches Gepräge bewahrten, so schlugen sie doch, sobald es ihnen verstattet war, die Pfade der neuen Gesittung ein und sind in dieser so sehr aufgegangen, dass das Streben, aus ihnen bloss ihres Glaubens und verschiedenen Ursprungs halber eine eigene Kaste zu machen, lediglich eine krankhafte Ausschreitung weniger Gruppen, von der Einheit des Menschengeschlechts schlecht überzeugter Individuen ist. Dagegen fuhren die Zigeuner fort, gleichviel ob unterdrückt oder frei, ob als Sklaven oder Herren, ob unwissend oder erleuchtet, ihr individuelles Leben weiter zu leben. Sie näherten sich andern Völkern, ohne je gänzlich mit ihnen zu verschmelzen, würdigten vielleicht den Wert eines gesitteten Lebens, ohne es zu beneiden, meistens umherschweifend, oft mit dem Hunger kämpfend — aber, wenn auch nicht wahrhaft glücklich, doch wenigstens frei, und ebenso unerschrocken und trotzig gegenüber den Widerwärtigkeiten wie fröhlich im Glücke.

Dieser Kastenstolz inmitten eines Zeitalters, welches über alle Vorrechte hinwegzuschreiten gewillt scheint, ist es indes nicht so sehr, was die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zieht. Weit mehr noch fesseln den Blick und erregen das allgemeine Interesse Leben und Schicksale des seltsamen, allerwärts rastlos umherstreichenden Volkes, welche abwechselnd bald traurig, bald freudig stimmen, bald erschrecken und rühren, bald ergötzen. Dies erklärt auch, warum so viele Schriftsteller, sowohl auf Grund eigener Beobachtungen, als älterer Forschungen, sich so häufig mit dem Studium des interessanten Volkes befasst haben, welches auf allen Gebieten des Wissbaren beständigen Anlass zu Beobachtungen und Untersuchungen bietet. Die verschiedenen Anlagen der Forscher, wie auch die Mannigfaltigkeit der von ihnen bevorzugten Studienfelder, welche bald sehr ausgedehnt das gesamte Volksleben, von seinem Ursprunge bis zu seinem gegenwärtigen Zustande umfassen, bald ziemlich eingeschränkt, bloss einige Punkte aus demselben betreffen, sind die Ursache der merkwürdigen Vielseitigkeit der über die Zigeuner bestehenden Litteratur; neben grösseren und kleineren Schriften geschichtlichen, sprachwissenschaftlichen Inhalts u. dgl. finden sich auch Studien über Musik, Gesang, Tanz u. s. w.

Wie gross nun auch zur Zeit die Zahl der dem Studium der Zigeuner gewidmeten Arbeiten ist, sowohl der selbständigen als jener, welche nur gelegentlich in grösserer oder geringerer Ausführlichkeit von ihnen handeln — man schätzt die erstere allein auf mehr denn 500, im Vereine mit den anderen aber vielleicht auf das Doppelte — könnte man doch, so unglaublich es klingt, aus dieser Fülle des Stoffes, selbst innerhalb nicht allzu ausgedehnter Grenzen, keine volle und erschöpfende Kenntnis dieses Volkes gewinnen. Bis zum verflossenen Jahre gebrach es, kann man sagen, unserer gegenwärtigen Litteratur an einem analytischen und beschreibenden Werke, welches den Stand unserer dermaligen Kenntnisse über die Zigeuner darlegte und auf die noch zu füllenden Lücken hinwies. Nunmehr darf man aber diese Lücke in der That zum grössten Teile als ausgefüllt betrachten durch das Erscheinen des trefflichen Buches Adriano Coloccis: »Die Zigeuner. Geschichte eines Wandervolkes«[1]). Eine lange Vertrautheit mit ihnen, die er im Morgenlande wie im Abendlande gewonnen, nahezu vollständige Kenntnis alles dessen, was von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage über die Zigeuner geschrieben worden ist, endlich eine tiefe, innige Liebe zu seinem Stoffe, die aus jeder Seite seines Buches spricht, haben den Verfasser zur Lösung seiner Aufgabe ganz wunderbar befähigt. Sein frisch geschriebenes, in streng wissenschaftlichem und künstlerischem Geiste zugleich gedachtes Buch nimmt in seiner ganzen Ausdehnung und mit sichtlichem Fortschritt eine Frage auf, worüber die wissenschaftliche Litteratur Italiens schon vor etwa einem halben Jahrhundert das Werk Francesco Predaris[2]) besass, der zweifelsohne zur Verbreitung und zur Vertiefung der Zigeunerstudien wesentlich beigetragen hat.

Obwohl das »Ausland« wiederholt Abhandlungen über die Zigeuner gebracht hat, schien uns doch das Erscheinen eines Werkes wie jenes Coloccis zu bedeutend, um die Leser dieser Zeitschrift nicht mit ihm bekannt zu machen. Um dies in einer der Person wie des Stoffes würdigen Weise zu thun, haben wir die vorliegende bescheidene Arbeit verfasst, welche ausser auf das erwähnte Werk sich auch auf die übrigen bisher erschienenen Schriften und andere Urkunden stützt.

II.

Ursprung der Zigeuner nach den geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungen. Ihr Erscheinen in Europa.

»Es gibt kein geschichtliches Problem, welches die Gelehrtenwelt emsiger beschäftigt hätte, als die

[1]) Adriano Colocci, Gli Zingari, storia d'un popolo errante. Turin 1889. 8° mit 430 Seiten, einer Karte und zahlreichen Abbildungen. Das Buch ist Seiner Kaiserl. und Königl. Hoheit dem Erzherzog Joseph von Oesterreich-Ungarn gewidmet, welcher die ungarischen Zigeuner zum Gegenstande seines besonderen Studiums gemacht und über sie ein in Erscheinung und Inhalt gleich prächtiges Werk veröffentlicht hat. [Das Buch, ursprünglich ungarisch und im Verlage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erschienen, ward 1888 auch deutsch herausgegeben unter dem Titel: »Zigeuner-Grammatik Seiner Kaiserl. und Königl. Hoheit des Erzherzogs Josef«. Diese vermehrte, mit wichtigen Daten, Sprach- und Musikproben bereicherte deutsche Ausgabe besorgte Professor Dr. Anton Herrmann. — Anm. des Uebersetzers.]

[2]) Francesco Predari, Origine e vicende degli Zingari. Mailand 1841. 8°. 288 Seiten mit Abbildungen.

Digitized by Google

Frage über den Ursprung der Zigeuner. Das tiefe Schweigen der Alten über den Ursprung dieses Volkes, seine Schicksale und die Ursachen seiner lang anhaltenden Zerstreuung, in welcher es dank einer Art unseliger Verwünschung ausdauerte, bietet der Phantasie des Romandichters einen wunderbaren Spielraum, macht aber zugleich auch die Verzweiflung der Geschichtsforscher und Ethnologen aus. Die moderne Kritik und die fruchtbaren Ergebnisse der vergleichenden Sprachkunde haben ebenfalls bisher keine sichere Antwort auf dieses schwierige Problem zu geben vermocht; daher denn auch seit drei Jahrhunderten die verschiedensten und oft unsinnigsten Meinungen betreffs des Ursprungs der Zigeuner in Umlauf gesetzt wurden.«

Mit diesen Worten nimmt Colocci den Gedanken seines Werkes auf. Indem er mit der Erörterung des Ursprungs der Zigeuner anhebt, folgt er dem Beispiele seiner meisten Vorgänger; er thut dies in klarer, lichtvoller Weise und berichtet zunächst über die zahlreichen Ansichten, welche über den Ursprung des Volkes auf Grund der ethnischen Bezeichnungen, wie Rom, Sinti, Zigeuner, Gitanos, Bohémiens, oder rücksichtlich gewisser charakteristischer Seiten ihres Wanderlebens und ihrer seltsamen Sitten bestehen. Er verschweigt auch nicht die Theorien, welche er mythische nennt, und die den Ursprung der Zigeuner in eine so entfernte Vergangenheit verlegen, dass die Forschung das Feld der Wissenschaft verlässt und sich in dem Nebel einer mythologischen Genesis verliert; Beispiele hierfür bieten die nach anderer Richtung sehr verdienstvollen Arbeiten Vaillants[1]), Predaris und Bataillards[2]). Letzterer ist übrigens der Vorkämpfer einer mehr paläo-ethnologischen als mythischen oder mythologischen Theorie. Zwar sind seine Schlussfolgerungen weniger unbesonnen als jene Predaris, dessen ausschweifende Phantasie die Meinungen aller seiner Vorgänger verwarf und mit viel Aufwand von Scharfsinn und Spitzfindigkeit die Zigeuner aus der sagenhaften Atlantis hervorgehen lassen wollte[3]). Immerhin müssen wir beim heutigen Stande der vorgeschichtlichen Studien Vorsicht beobachten und uns streng in den Grenzen unbestreitbarer Thatsachen halten. Diese liefern aber nicht den geringsten Beweis für die Ueberzeugung, in welcher Bataillard sich immer mehr bestärkt zu fühlen behauptet[4]), dass seit dem Bronzezeitalter die Zigeuner im Südosten Europas, in Kleinasien und einigen Teilen Nordafrikas lebten, wo sie sich überall mit den Bevölkerungen der Kabiren, Korybanten, Kureten, Daktylen u. s. w. vermischten. Obgleich Bataillard diese Ansicht seit mehr denn 40 Jahren mit grosser Beharrlichkeit und mit viel Aufwand von Gelehrsamkeit verficht, findet dieselbe nicht einmal in Frankreich viel Beifall.

Grösserer Verbreitung erfreuten sich die Meinungen jener Forscher, welche mehr als andere im Bereiche beobachteter Thatsachen blieben und bei einem mehr oder weniger gründlichen Studium der Zigeuner selbst deren Ursprung und Wanderungen innerhalb der geschichtlichen Zeit aufzuspüren suchten. Die Stellen bei Herodot und Strabo, welche von den Sigynnen (Σιγύνναι) reden, dienten einigen (wie übrigens auch Bataillard) als Grundlage zu der Behauptung, dass die Zigeuner aus den Kaukasusgegenden, aus Kleinasien und Thrakien stammten. Die meisten indes hielten sich hauptsächlich an die philologischen und linguistischen Vergleiche, und indem sie augenscheinliche Beweise der Verwandtschaft der Zigeuner-Idiome mit der Sindhsprache herausfanden, hielten sie auch eine Stammverwandtschaft der Zigeuner und der indischen Dschat für erwiesen. Unter den Verfechtern dieser letzteren Ansicht, die auch bei einigen persischen Schriftstellern Ausdruck findet, erwähnen wir als einen der ersten den britischen Reisenden, Kapitän Burton[1]); wissenschaftlich fallen aber hauptsächlich die Schriften von de Goeje, Leland, Miklosich und Ascoli[2]) ins Gewicht, welche die Verwandtschaft des Zigeunerischen und der neuarischen Sprachen Indiens am glücklichsten erhärteten.

Aus der Gesamtheit dieser Untersuchungen gelangt Colocci zu dem auch von uns angenommenen Schluss, dass die Zigeuner aus Indien stammen und ihre Auswanderung von dort wahrscheinlich auf zwei verschiedenen grossen Wegen bewerkstelligten: der eine folgte den Küsten, der andere lag im Binnenlande. Nachdem sie den Indus, die grosse Pulsader der arischen Wanderungen, allmählich herabgekommen waren, nimmt der Küstenweg seinen Ausgang an den Gestaden Beludschistans und zieht dem Persischen Meerbusen, den Küsten Arabiens und dem Roten Meere entlang nach den Küsten Syriens und den Eilanden des Archipels oder des Aegeischen Meeres. Zu diesem Zweige gehören wohl die Zigeuner Nubiens und Aegyptens, die Ragari, Elebj und Muri, die von Simeon 1322 auf Kreta gefundenen[3]) Kaym-Zigeuner, sowie die Kurbaten in Syrien. Der von den Zigeunern eingeschlagene Inlandsweg dürfte Persien, Mesopotamien und Kleinasien durchzogen und sich nach dem Kaspischen und Schwarzen Meere gewandt haben, wo ein Teil von ihnen den auf dem Küstenwege Gekommenen begegnete; die übrigen aber

[1]) Vaillant, Histoire vraie des vrais Bohémiens. Paris 1857.

[2]) Paul Bataillard, Les Tsiganes de l'âge du bronce. Paris 1876, und zahlreiche andere seiner Schriften.

[3]) Predari, a. a. O. S. 51—53.

[4]) Siehe seinen Aufsatz im Dictionnaire des sciences anthropologiques, Band I. Paris 1884, beim Artikel Bohémiens oder Tsiganes.

[1]) Richard Francis Burton, Sindh and the Races that inhabit the valley of the Indus. London 1851.

[2]) G. J. Ascoli, Zigeunerisches. Halle 1865.

[3]) Itinerarium Symonis Simeonis et Hugonis Illuminatoris ad Terram Sanctam, quod primus eruit ediditque Jac. Nasmith. Canterbury 1778.

Digitized by Google

wären nach Nordost abgebogen und in die entfernten nördlichen Provinzen Russlands und nach Sibirien fortgeschoben worden. Die Begegnung der beiden Zweige der Zigeuner am Schwarzen Meere würde deren grössere Verdichtung auf der Balkanhalbinsel, in Rumänien und Armenien erklären, wäre auch bis zu einem gewissen Grade geeignet, die von Paspati [1]) festgestellte Anwesenheit zweier deutlich verschiedener Zigeunertypen in den türkischen Provinzen aufzuhellen. Sie sind voneinander getrennt durch die Sprache und die Sitten, sowie durch ein gegenseitiges, in allen festeingewurzeltes Gefühl von Verachtung. Die einen bewohnen die Städte und Ufer des Bosporus wie des Archipels und sind sesshaftem Leben ergeben; die anderen begreifen die wilden Stämme der Zapari und hausen im Binnenlande, besonders in den Gebirgen. Der Annahme eines solchen Landweges widerstritte auch nicht ihre Gegenwart in Persien und Kleinasien, ja sie möchte vielmehr als Beweis dafür dienen. Schwieriger ist jedoch ihre Untersuchung in Mesopotamien.

Der ersten dieser beiden Wanderungen, dem Küstenzuge, scheint mir sehr wahrscheinlich der grösste Teil der Gitanos auf der Iberischen Halbinsel und folgerichtig auch jener Algeriens zuzuschreiben zu sein, obgleich ein Teil von ihnen erst später, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit den Banden des Herzogs Mihali nach Spanien einwanderte. Eine novellistische Chronik aus den letzten Zeiten Karls V., welche F. de Sales Mayo veröffentlichte [2]), spielt schon auf die Verbreitung der Sindhzigeuner nach Europa auf zwei Wegen an, den einen längs den Küsten Arabiens und Aegyptens, auf dem sie im Gefolge der sarazenischen Heere an den Küsten Spaniens landeten, und den anderen, auf welchem sie die türkischen Eindringlinge durch Ungarn und Böhmen begleiteten. Die Annahme, die Zigeuner im Gefolge oder in Gemeinschaft mit dem nach Europa einbrechenden asiatischen Heere einzuführen, ist zwar unhaltbar, wenigstens in ihrem zweiten Teile; denn es ist erwiesen, dass schon vor dem Türkeneinfalle Zigeuner in einigen Gebieten unseres Erdteiles, z. B. auf der Balkanhalbinsel [3]) anwesend waren. Immerhin eröffnet der Hinweis auf den doppelten Einwanderungsweg schon einen neuen Horizont für die Forschung nach der Herkunft dieses Volkes, obgleich der anonyme Chronist dann in einen Irrtum verfällt, wenn er die Sindh-Gitanos für Semiten hält [1]).

Was nun ihre Anwesenheit im südöstlichen Europa vor jener Zeit anbelangt, als sie sich nach allen Richtungen über unseren Erdteil zu zerstreuen begannen — ein Zeitpunkt, der, wie wir sehen werden, auf das Jahr 1417 anzusetzen ist — so lehren zahlreiche Urkunden, dass die Zigeuner in Griechenland mindestens seit dem 14. Jahrhundert wohnhaft waren und sich wahrscheinlich im nämlichen Jahrhundert, den Wanderungen der Walachen und Albanesen folgend, in Thessalien, Epirus, zu Nauplia und auf Korfu niederliessen. Ungemein zahlreich waren sie im Peloponnes, sie fanden sich aber nicht minder auf Negroponte, Candia, Rhodos und anderen Eilanden des Aegeischen Meeres bis nach Cypern [2]). Auch nach Italien müssen Zigeuner vor 1422, in welchem Jahre die Banden des Herzogs Andrash zu Bologna sich zeigten, gelangt sein und sich dort festgesetzt haben, da unter ihnen schon 1382 ein berühmter Zigeunermaler Namens Antonio Solari geboren wurde.

III.

Herkunft der Zigeuner nach ihren anthropologisch-ethnographischen Merkmalen.

Vergleichende Sprachforschung und Geschichte schreiten bisher einträchtig nebeneinander, um übereinstimmend die Herkunft der Zigeuner aus Indien und ihre grossen Einwanderungszüge nach Europa zu beweisen. Wir aber, die wir unerschütterlich den Grundsatz verteidigen, dass in der Klassificierung und Unterscheidung der Menschenrassen und -Stämme die Sprache kein ausschlaggebendes Moment sei, dass vielmehr in den physischen und ethnischen Merkmalen die wichtigste Entscheidung liege, wir können nicht umhin, wenigstens zu untersuchen, ob diese letzteren mit den Aussagen der Sprachforschung im Einklange stehen. Leider sind die anthropologischen Materialien, über welche die Zigeunerkunde bislang verfügt, nichts weniger als befriedigend und weisen beträchtliche Lücken auf; wenigstens muss man sagen, dass bis jetzt kein Anthropolog

[1]) Alex. G. Paspati, Etudes sur les Tschinghianés ou Bohémiens de l'Empire ottoman. Constantinople 1870. 8°.

[2]) Miserias Imperiales ó la gloria en un ataud. Cronica novelesca de los ultimos tiempos de Carlos V. Madrid. Mit Wiedergabe einiger Stellen angeführt in einer anderen Schrift des nämlichen Verfassers Sales Mayo: El Gitanismo, historia, costumbres y dialecto de los Gitanos con un epitome de Gramática Gitana y un diccionario Calo-Castellano, per Don Francisco Quindale. Neue Auflage. Madrid 1870.

[3]) Einige Schriftsteller behaupten, dass die erste Einwanderung der Zigeuner bis ins 8. Jahrhundert zurückreiche, als Kaiser Konstantin Kopronymos die Städte Theodosiopolis und Molitena am Euphrat bekriegte (733). Von dort hätte er jene Nomaden entführt, ihnen Ländereien in Thrakien angewiesen und dort eine Kolonie gestiftet, welche nach ihrem eigenen Oberhaupte Athingan sich Athingani genannt hätte; daraus wäre Azingani und Zingani entstanden. Die Anwesenheit besagter

'Αθιγγάνοι ist aus sieben Stellen byzantinischer Geschichtschreiber erwiesen, welche sie als »Zauberer, Wahrsager und Schlangenbeschwörer« schildern. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir indes anmerken, dass einige Autoren, darunter Coray, bestreiten, die 'Αθιγγάνοι seien 'Ατσίγγανοι (Zigeuner), und sagen, sie seien eine Häretikersekte gewesen, welche vor der Berührung mit den Ungläubigen flüchtete, und keine Zigeuner. (Colocci, a. a. O. S. 45.)

[1]) »Aún se conservan en el vasto espacio de la peninsula indica, y mas especialmente en las márgenes del Sind, algunos restos de la raza semítica en toda su pureza, que son de la misma familia que los gitanos, profesando solo algunas vagas nociones de la religion natural sin culto ni adoracion ninguna, sin conocimiento de otra moral que el mas absoluto materialismo, sin jefes ni leyes, sin propriedad y sin asilo.« (El Gitanismo S. 7.)

[2]) Colocci, a. a. O. S. 63—65.

Digitized by Google

die mehr oder weniger bruchstückartigen Abhandlungen und Angaben gesichtet und geordnet hat, welche der Kenntnis der physischen, anatomischen und physiologischen Merkmale jenes Volkes dienen und in den Schriften der anthropologischen und ethnographischen Gesellschaften, in allgemeinen Abhandlungen oder Reiseberichten zerstreut sind. Mit einer systematischen und kritischen Zusammenstellung dieses Materials wäre der Wissenschaft ein grosser Dienst erwiesen und zugleich ein Fingerzeig über den Wert des bereits Ermittelten, sowie über die zur Vervollständigung desselben einzuschlagenden Wege gewonnen. Natürlich konnte in einem Werke geschichtlich-linguistisch-sociologischer Art, wie jenes Coloccis ist (das wir zum Ausgangspunkte dieser unserer Arbeit nahmen), eine anthropologische Betrachtung in dem von uns gewünschten Sinne nicht Platz finden. Nichtsdestoweniger denken wir, der treffliche Zigeunerforscher hätte den Rahmen seines Werkes besser ausgefüllt, wenn er in demselben wenigstens ein paar Seiten den anthropologischen Merkmalen der Zigeuner gewidmet hätte, wenn auch nur betreffs derer, mit denen er selbst vertraut wurde oder solcher, die in physischer Hinsicht von anderen Gelehrten mehr oder minder studiert worden sind[1]).

Sprechen wir es sofort aus: die wenigen vorhandenen anthropologischen Angaben bestätigen in diesem Falle die Schlüsse der vergleichenden Sprachkunde, d. h. auch sie zeigen die Herkunft der Zigeuner aus Sindh, aus Indien. Nach Blumenbachs Beschreibung haben sie mehr oder weniger dunkle Hautfarbe nebst rabenschwarzen Haaren und Augen; das Gesicht ist länglich, schmal in der Höhe der Jochbeine, die Stirne schmal und fliehend, die Nase mässig vorspringend, aber mit scharfem Rücken und niemals abgeplattet, der Orbitalzwischenraum eher schmal; sie zeigen ferner etwas Prognathismus und besitzen weisse Zähne, die der Caries nicht unterliegen[2]). J. Kopernicki[3]) verglich 83 Hinduschädel mit 15 Schädeln von Zigeunern und fand zwischen beiden viele Aehnlichkeiten und nur geringe Abweichungen. Der von ihm ermittelte Kopfindex ist 77,40 für die männlichen, und (an fünf Frauen) 80 für die weiblichen Zigeunerschädel. Ausserdem fand er als eines der wesentlichsten Merkmale, durch welche sich die Zigeuner von allen anderen arischen Völkern unterscheiden, das überaus kleine Volumen und die geringe Kapazität ihrer Schädel, die auffallende Schmalheit der Stirne und Schläfen, die sehr starke Neigung des Stirnbeines und die relative Lage des Hinterhauptsloches. Abel Hovelacque[1]) nimmt zwei Zigeunertypen an: einen feinen mit länglicherem, ovalem Gesicht, zusammengedrängteren Zügen und ausgesprochnerer Adlernase, dann einen gröberen mit hübscheren Zügen und weniger stechendem Blick. Beide, meint er, bestehen seit ihrem Aufbruch aus Hindostan. Seinen hie und da in seinen Schriften erwähnten Messungen zufolge schwankt der Kopfindex der Zigeuner zwischen 77,45 und 77, bei den Hindu von 73,3 (nach B. Davis) bis zu 74 (Welcker) und 75 (Mantegazza). Nach der Gesamtheit aller bisher bekannten kraniologischen Messungen scheinen die Zigeuner an der Grenze der Mesatikephalie und Subdolichokephalie zu stehen und sind leptorrhin[2]). Die Hindu sind dagegen entschiedene Langköpfe.

Was wir an Messungen über die Körpergrösse besitzen, verrät nicht geringere Schwankungen: bald werden die Zigeuner unter die Völker von hoher Statur eingereiht, da einige im Mittel 1,74 m Höhe besitzen[3]), bald gibt man ihnen bloss Mittelgrösse[4]) und sogar nicht einmal diese[5]).

Dies, sowie die übrigen äusseren physischen Merkmale findet man aber generisch in ziemlich klarer Weise von verschiedenen Zigeunerkundigen[6]) beschrieben, so noch vor Colocci von Francesco Predari auf Grund der Quellen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wie der modernen[7]). Er schreibt, die blendendweissen Zähne, die glänzenden Haare von Ebenholzschwärze, die schwarzen, lebhaften Augen seien im Zigeunerantlitze sicherlich Bestandteile, denen sich ein gewisser Charakter von Schönheit nicht absprechen lasse; ihre Körperformen sind weder die eines Riesen noch die eines Zwerges; sie haben schlanke und sehr ebenmässige Glieder, mit Ausnahme der Weiber, deren Busen in der That von sehr seltsamem Umfang ist. Selten trifft man unter ihnen Schmerbäuche, Bucklige, Blinde oder mit sonstigen Gebresten Behaftete.

[1]) Einige flüchtige Hinweise auf die äusserlichen physischen und anthropologischen Merkmale gibt indes Colocci hie und da, um andere Thatsachen dadurch zu erhärten; siehe S. 188 und 219.

[2]) Einen Zigeunerschädel beschreibt Blumenbach wie folgt: »Characteres primarii: facies oblonga, frons parva fornicata, arcus superciliares pone glabellam valde prominentes, orbitae ad modum profundae, olfactus officina amplissima, conchis mediis utriusque in bullas insignes inflatis et sinibus santorinianis excavatis, dentes grandes, molares imprimis ingentes, mandibulae aliquantum prominulae. Alia observata: Suturae, maxime occipitales, eleganter flexuosae. Foramen occipitale fere quadratum, condyli ad latera ejus valde convexi. Palatum alte fornicatum. Ossis palatini lamina horizontalis perampla.«

[3]) Archiv für Anthropologie, Band V. 1872, S. 285.

[1]) Revue d'anthropologie, Band II, S. 161, und Band III, S. 234.

[2]) Paul Topinard, L'Anthropologie, Paris 1879, S. 471.

[3]) A. Hovelacque et G. Hervé, Précis d'anthropologie, Paris 1887, S. 333 und 533.

[4]) Dr. Weissbach bezeichnet sie (Zeitschrift für Anthropologie 1879, IX. Ergänzungsband) als nicht gross. F. Kanitz schreibt von den Zigeunern Bulgariens, dass sie Mittelgrösse besitzen, und ein gleiches meldet Diefenbach von den von ihm beobachteten deutschen Zigeunern.

[5]) Grande Encyclopédie (im Erscheinen begriffen zu Paris) beim Artikel Bohémiens I. Ethnographie (von Zaborowski).

[6]) Man vergleiche auch die Angaben bei L. Diefenbach, Völkerkunde Osteuropas, Darmstadt 1880, Band II, S. 320—322.

[7]) Anzeigen aus den sämtlichen k. k. Erbländern, V. und VI. Jahrgang. Wien 1775—76. Jac. Thomasius, Dissertatio philosophica de Cinganis. 1652. (Deutsche Ausgabe Leipzig 1748.)

Digitized by Google

Weder Wind noch Feuchtigkeit oder Kälte, wie rasch sie auch über sie hereinbrechen mögen, thun ihnen den geringsten Schaden. Zwar ziehen sie die Wärme vor, nichtsdestoweniger wandern sie bei der strengsten Kälte barhaupt und bloss mit einem einfachen, zerrissenen Hemde bekleidet, ohne weder Rheuma noch sonstige Uebel zu befürchten.

Ihre Leibesbeschaffenheit, derb und kräftig schon an sich, wird dann noch durch eine über alle Maassen rauhe, sozusagen wilde Erziehung gestärkt. Die Mutter trägt ihre drei bis vier Monate alten Kinder auf dem Rücken und wandert mit ihnen bei Hitze und Kälte, ohne dessen zu gedenken, was ihnen zustossen könnte. Hat das Kind ein Alter von drei Jahren erreicht, so gestaltet sich sein Leben noch viel härter. Bis dahin war es mit irgend einem Stofflappen umhüllt, jetzt wird es alles dessen beraubt und gleich den Eltern, welchen es nunmehr zu Fuss folgen muss, allen Unbilden der Jahreszeiten ausgesetzt. So wachsen die Kleinen heran und werden stark und kräftig unter Entbehrungen und Leiden. Während des Sommers bleibt das Kind beständig den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt; im Winter lebt es eingeschlossen in einer völlig raucherfüllten Hütte. Die häuslichen Sitten also, die Gewohnheit ferner mehrerer Mütter, ihre Sprösslinge mit einem schwarzen Fett einzureiben und sie dann dem Feuer oder der Sonne auszusetzen, endlich die eingewurzelte Gepflogenheit, niemals Wasser oder anderes zu gebrauchen, um sich das Antlitz zu reinigen — alles hilft zusammen, um den Zigeunern jene gelblich-schwärzliche Hautfarbe zu bewahren, die ihnen eigentümlich ist [1]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Predari, a. a. O. S. 74--76.

Litteratur.

Dr. H. H. Hildebrandson, Dr. W. Koeppen und **Dr. G. Neumayer, Wolken-Atlas. — Atlas des nuages. — Cloud-Atlas. — Moln-Atlas.** Hamburg 1890. Gustav W. Seitz Nachfolger.

Das seit längerer Zeit angekündigte wichtige Werk ist nun erschienen und dürfte wohl allgemein die gehegten Erwartungen übertreffen.

Ueber die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit eines Wolken-Atlasses sollte kaum ein Zweifel bei allen denen herrschen, welche wissen, wie schwierig es ist, die verschiedenen, vielfach ineinander übergehenden Wolkenformen derartig zu klassificieren, dass nicht nur die Bezeichnungen, sondern auch die unter diesen begriffenen Erscheinungsformen der Bewölkung direkt vergleichbar werden.

Wenn auch die meisten Beobachter einen wohl charakterisierten Cumulus von einem Cirro-Stratus sicher unterscheiden, so finden doch erfahrungsgemäss ausserordentlich häufig prinzipielle Verwechslungen zwischen Cirrus- und Stratus-Formen, besonders aber in den Unterabteilungen der verschiedenen Formen statt. »Es ist kaum möglich,« sagt der dem Atlas beigegebene kurze Text, »so unbestimmte und so wandelbare Formen, wie die der Wolken, durch Worte genügend zu definieren; es sind also bildliche Darstellungen notwendig, welche einem einigermaassen geübten und eifrigen Beobachter ermöglichen, das, was er am Himmel sieht, mit dem, was in seiner Instruktion steht, in einen von Missverständnissen und persönlichen Fehlern möglichst freien Zusammenhang zu bringen.«

Von der ungenügenden, geradezu verwirrenden Wiedergabe der Wolken durch Photographien geben die dem Atlas beigefügten beiden Lichtdrucktafeln Zeugnis. Die Cirrus-Bilder der ersten Tafel sind weit entfernt davon, charakteristisch zu sein: Nr. 2 sieht einem Cirrus recht unähnlich, Nr. 3 lässt, weil auf gewöhnlicher Emulsionsplatte aufgenommen, den Kontrast der glänzend silberweissen Cirro-Cumuli gegen den blauen Himmelsgrund fast gar nicht, Nr. 4 dagegen infolge der Eosin-Wirkung denselben in völlig unnatürlicher Weise äusserst hart hervortreten. Besser kommt in Nr. 6 der Fracto-Stratus zur Geltung, während in Nr. 7 der Strato-Cumulus recht matt ausgeprägt ist; wirklich gut sind allein die Cumulus-Formen, während Nr. 12 als Stratus wenig markant erscheint.

Dem gegenüber stehen die farbigen Tafeln auf einer erheblich höheren Stufe der Anschaulichkeit. Der Cirrus auf Tafel 1 ist prächtig wiedergegeben, ebenso der Cirro-Stratus auf Tafel 2; man hätte vielleicht wohlgethan, hieraus den tiefliegenden Stratus oder gehobenen Nebel unter dem Cirro-Stratus-Teppich fortzulassen. Bei dem Cirro-Cumulus auf Tafel 3 hätten wir gewünscht, die äusserst lichtstarken charakteristischen, Baumwollenbällchen ähnlichen, kugeligen Formen zu finden, welche sich mehr von dem Alto-Cumulus der Tafel 4 unterscheiden. Ganz vorzüglich gelungen ist der Alto-Stratus, der Vorbote des Regenwetters, nicht weniger als der winterliche Strato-Cumulus. Wer diese beiden Bilder einmal gesehen hat, wird sie stets und überall in der Natur wiedererkennen! Auch das Nimbus-Bild auf Tafel 7 ist prächtig geraten, während bei Nr. 8 unserer Ansicht nach die silberweiss mit einem Stich ins Goldgelbe glänzende Farbe der Cumuli nicht wiedergegeben wird; zugleich ist das Himmelsblau matter dargestellt, als dies bei dem sommerlichen Cumulushimmel unter dem Einfluss des zwischen den Wolken stattfindenden Niedersinkens der Luft gemeinhin erscheint, besonders wenn, wie in dem gewählten Falle, der Blick nach Nord gerichtet ist. Auch hätte man wohl dem Erdboden das charakteristische schattenunterbrochene Kolorit geben sollen. Von packender Naturwahrheit ist dagegen Nr. 9, der Cumulo-Nimbus mit seinem Schirme »falscher (Gewitter)-Cirren«; dem Berichterstatter erscheint dieses als das charakteristischste Bild der ganzen Reihe! Mit Nr. 10 dagegen, so schön das Bild auch ausgeführt ist, können wir uns nicht einverstanden erklären, da es einen viel zu speziellen, für 90 % der Beobachter niemals vorkommenden Fall darstellt. Die lokal beim Anwehen an ein Gebirge entstehende Wolke, oder der »gehobene Nebel« kann als Repräsentant der Stratus-Form doch wohl nicht gelten! Eine Wiedergabe des sogenannten »Hochnebels«, der feinen Sprühregen stundenlang fallen lassenden Novemberwolke, mag ja allerdings fast unausführbar sein, da ihr Charakteristikum eben das Fehlen jeder Kontur ist, aber andrerseits unterliegt es keinem Zweifel, dass für einen streng nach dem Atlas sich richtenden Beobachter der Ebene die Wolkenform Stratus gänzlich verschwinden wird.

Abgesehen von diesen geringfügigen Ausstellungen ist das Werk doch als ein ganz hervorragendes zu bezeichnen, und man kann nur dem Wunsche Ausdruck verleihen, dass nicht nur die meteorologischen Centralinstitute sämtlicher Kulturstaaten ihre Beobachter mit dem Wolken-Atlas ex officio versehen möchten, sondern dass auch derselbe keinem Freunde der Meteorologie fehlen möge!

Zum Schluss können wir aber den Ausdruck des Bedauerns nicht unterdrücken, welchem wir schon bei Gelegenheit der Besprechung des schönen Kiesslingschen Werkes »Untersuchungen über Dämmerungs-Erscheinungen« Ausdruck gegeben haben, dass man an Stelle des weissen Papierrandes nicht einen dunkeln gewählt hat, wodurch die Leuchtkraft der Farben um ein ganz Beträchtliches erhöht wird. Englische Publikationen dieser Art versäumen niemals die Anwendung dieses Kunstgriffes, von dessen Wirkung man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein dunkles Papier entsprechend ausschneidet und mit demselben den weissen Rand überdeckt.

Assmann.

Berichtigung. S. 460, Sp. 2 ist Z. 18 »S.« zu streichen, Z. 19 ist Poum statt Toum, Z. 20 Kurešišta statt Korosišta, Z. 21 Zagradžani statt Zagraženi zu lesen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 32. **Stuttgart, 11. August 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Zigeuner. Von Professor Guido Cora-Turin. (Fortsetzung.) S. 621. — 2. Die Lehre von den Klimaschwankungen bei den Forschern des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Von Professor Dr. S. Günther. S. 625. — 3. Grenzlinien zwischen Asien und Australien. Von Emil Metzger †. (Schluss.) S. 629. — 4. H. Stanleys »Im dunkelsten Afrika«. Von Prof. Ph. Paulitschke. (Fortsetzung.) S. 633. — 5. Indochinesische Stämme. Von C. W. Rosset. S. 636. — 6. Litteratur. S. 640.

Die Zigeuner.

Von Professor Guido Cora-Turin.

(Fortsetzung.)

Die spärlichen anthropologisch-ethnographischen Notizen bezeugen ihrerseits wohl auch deutlich die indische Herkunft der Zigeuner, gestatten aber meiner Ansicht nach nicht, zu bestimmen, ob sie für Abkömmlinge der Dschat, eines aus sehr verschiedenen, wahrscheinlich von vorarischen Ureinwohnern abstammenden Elementen bestehenden Volkes[1]), oder der Bandschari oder anderer mehr oder weniger reinen Hinduzweige zu halten seien. Es ist gewiss, dass ein vergleichendes anthropologisches Studium dieser Völkerschaften Indiens und aller hauptsächlichsten Zigeunerstämme der Gegenwart jeden Zweifel aufhellen würde. Eben deshalb befürworten wir aufs wärmste solche Untersuchungen, da sie, wenn mit ihnen noch länger gezögert wird, auch nicht mehr all den gewünschten Erfolg haben können. Denn obgleich die Zigeuner, wie erwähnt, bisher eine fast einzig dastehende ethnische Widerstandskraft bewiesen haben, so beginnen doch auch sie den Einfluss der fremden Bevölkerungen, in deren Mitte sie leben, zu fühlen. Ganz allmählich schwinden sie langsam dahin, an vielen Orten infolge der Verringerung ihrer Kopfzahl, anderwärts wegen der Unterdrückungsmaassregeln der heutigen Behörden, oder aber auch infolge des Sesshaftwerdens vieler Stämme, welche hoffnungslos jenen zersetzenden und umgestaltenden Kräften nachgeben, die unseren Erdball und seine Bewohner unablässig verändern. Es möchte sich der leider bei anderen Völkerschaften schon eingetretene Fall wiederholen, dass sie gänzlich verschwinden oder sich völlig umgestalten, bevor Anthropologen und Ethnographen daran gedacht haben, an Lebenden und Leichen die typischen Individuen zu studieren und die Elemente zu sammeln, welche sie im Kampfe um das materielle und gesellschaftliche Dasein auszeichneten[1]).

IV.

Verbreitung der Zigeuner in Europa.

Schon im zweiten Abschnitte dieser Arbeit haben wir auf die Epoche hingedeutet, in welcher sich, nach verschiedenen Quellen, die Zigeuner an mehreren Orten Europas gezeigt haben, d. h. auf alle Fälle vor dem fünfzehnten Jahrhundert.

Was nun den Zeitpunkt ihrer Ausbreitung betrifft, so hatte dafür schon Predari (in seinem grösstenteils meisterhaften Werke, dem Colocci[2]) nahekommt) das Jahr 1417 angegeben; er bezeichnete als ihren damaligen Ausgangspunkt die Gestade des Schwarzen Meeres und als erstes Centrum ihrer Ausbreitung in Europa die Gegenden der Moldau und Walachei. Diese Folgerungen wurden durch mancherlei Gründe unterstützt, insbesondere in Hinsicht des Datums durch eine bolognesische Chronik, von welcher Muratori meldet[3]). Es steht fest, dass ihre

[1]) Elisée Reclus, Nouvelle Géographie universelle. Paris 1883, Band VIII, S. 230—231 und 289.

[1]) Eine Teilung der Arbeit bei den Beobachtungen und monographischen Studien der verschiedenen Zigeunerstämme wäre von hohem Nutzen und ward auch von mehreren Forschern besonders empfohlen. So hat man diesen Gang in Bezug auf Philologie und Sociologie schon befolgt, aber ich vermag nicht zu ersehen, dass dasselbe, wenigstens auf breiter Basis, auch für die eigentliche Anthropologie und Ethnographie der Zigeuner bereits geschehen wäre.

[2]) Wir müssen bemerken, dass Colocci in seinem Buche häufig ganze Stellen aus Predari mit den bezüglichen Citaten der Fussnoten entnommen hat, ohne Predari selbst anzuführen.

[3]) »A dì 18 luglio 1422 venne in Bologna un duca di Egitto, il quale avea nome Andrea e venne con donne, putti ed uomini del suo paese, e potevano essere ben cento persone .... Quando coloro arrivarono in Bologna, erano andati cinque anni pel mondo, e n'era morto di loro più della metà ...« (Annali d'Italia, Band IX, S. 110 und Cronica di Bologna in Rerum Ital. Script. in annum 1422, Band XVIII, S. 611, bei Predari, a. a. O. S. 55—59.)

Digitized by Google

Ausbreitung in kurzer Zeit stattfand und allgemein wurde, besonders in Mitteleuropa, seit 1417—1418.

Ueber den Gang ihrer Ausbreitung in Europa bietet Colocci besser als Predari viele neue, aus genauen geschichtlichen Nachforschungen gewonnene Daten, welche ein helleres Licht auf die wichtige Frage werfen [1]). Bei ihrer Zerstreuung in Europa waren sie in Horden oder Banden (»Laï«) von 70 bis 200 Köpfen geteilt. Jede Bande besass ihren Anführer oder Häuptling (»Polgar«), ihren Richter (»Agil«) und ihre Würdenträger (»Dschamadari«), welche sich je nach ihrer Wichtigkeit Könige (»Palo«) oder Fürsten (»Radscha«), im Abendlande Herzoge und Grafen nannten. Die Zelte führte man auf Pferden, die Gerätschaften in Quersäcken, die Kinder trugen die Weiber auf den Schultern, die Waffen die Männer auf dem Rücken. So setzte sich jeder Trupp in Bewegung: die Könige, Fürsten und Häuptlinge hoch zu Ross, hinter ihnen die wirre Menge, barfüssig und barhäuptig, mit abgerichteten Hunden, den Gürtel von Gold strotzend und den Leib mit Lumpen behangen. Ihre Haupttruppe, die Grosse Bande, unter den Befehlen des Königs Sindel, der Herzoge Mihali, Andrash und Panuel, des Grafen Ion und des Ritters Petron, erschien 1417 im Temeser Banat und wandte sich von dort nach Ofen, wo sie Gastfreundschaft fanden und Geleitscheine erhielten. Einige nahmen die erstere an und liessen sich in Ungarn an den Ufern von Donau und Theiss nieder; andere aber zogen mit den Geleitsbriefen aus dem Lande und teilten sich wieder in zwei Scharen. Die eine, geführt von König Sindel und den Herzogen Mihali und Andrash, wandte sich nach Westen, die andere, unter Herzog Panuel, Graf Ion und Ritter Petron, zog gegen Norden, überstieg die Karpathen und gelangte durch Böhmen, Sachsen, Hannover und Mecklenburg an die Ostsee. So waren die Zigeuner binnen 20 Jahren seit der Zeit ihrer Zerstreuung in grösseren oder kleineren Horden in einem grossen Teile Europas erschienen und binnen eines Jahrhunderts bis nach Schottland, Dänemark, Schweden und Polen gedrungen, um bloss jene Länder zu nennen, für welche der Zeitpunkt ihres Erscheinens in jener Epoche gesichert ist.

Verzeichnen wir kurz das Datum ihres Erscheinens an den wichtigsten Orten: In den Jahren 1417 bis 1418 treffen wir sie in Ungarn, Böhmen und Sachsen [2]) (Meissen 1417, Leipzig 1418), in Mecklenburg (Rostock 1417), in Holstein und Hannover, in Lübeck und Hamburg (1417), in der Schweiz (Chur und Zürich 1417) und im Elsass (Strassburg 1418), dann 1419 in Augsburg und der Provence. Nach dreijähriger anscheinender Ruhe setzten sich die Banden allerwärts wieder in Bewegung. 1422 wandert eine Bande unter Herzog Andrash nach Italien, rastet in diesem Jahre zu Bologna, zu Forli und begibt sich dann nach Rom, um dem Papste ihre Verehrung zu bezeigen. Nunmehr steigen Banden um Banden von den Alpen hernieder und ergiessen sich zahlreich über das ganze Land, von Piemont bis in die Abruzzen. Im Jahre 1424 durchzieht Herzog Mihali Westfalen, 1425 Hessen und kommt 1426 nach Meissen zurück, während in den nämlichen Jahren 1424—1426 die Scharen des Königs Sindel in Bayern, zu Regensburg erscheinen. Im Jahre 1427 finden wir Andrash mit seinen Leuten in Frankreich zu Paris, von wo er wahrscheinlich nach Flandern und England abzog. In den folgenden Jahren wurden die Ueberbleibsel der Grossen Bande zu Erfurt (1432) und an einigen Orten Bayerns wahrgenommen; später (1438) durchwanderte König Sindel Bayern, Böhmen und das westliche Oesterreich [1]).

In England erschienen sie um 1430, aber das Jahr ihrer grossen Ausbreitung war 1514. In Schottland wurden sie besser als in irgend einem Lande aufgenommen; wir finden sie dort seit 1492 erwähnt. Nach Russland gelangten sie seit Anfang 1500 [2]), und in Polen tauchen sie 1501 auf. In Skandinavien dürften die Reste der Bande Panuels aller Wahrscheinlichkeit nach um 1420 in Dänemark erschienen sein, aber die ältesten schriftlichen Urkunden reichen nicht über 1554 zurück. Von Schweden berichtet Peter Oläus, sie in Stockholm im Jahre 1512 (vielleicht erst 1513 oder 1514) gesehen zu haben [3]).

Von Spanien habe ich bereits angedeutet, dass sie daselbst schon vor dem vierzehnten Jahrhundert Fuss fassten; es erfolgte somit ein doppeltes ursprüngliches Eindringen nach Europa, sowohl von der Pyrenäen-, als von der Balkanhalbinsel, dem wahrscheinlich ein drittes von Italien aus entsprach. Im übrigen ist es sehr wahrscheinlich, dass die Ueberbleibsel der provençalischen Bande Mihalis 1420 Spanien erreichten; ihr Erscheinen zu Barcelona 1445 wird durch thatsächliche Urkunden bezeugt.

Wenn die Zigeuner im ersten Jahrhundert ihres Auftauchens in Europa sich über den ganzen Erdteil verbreiteten, so ergossen sie sich in den nachfolgenden noch weiterhin bis nach Amerika und Australien.

V.

Verfolgung und Befreiung der Zigeuner.

Zu mehreren Malen schon hatte ich Gelegenheit, die beiden Werke Predaris und Coloccis ein-

[1]) Colocci, a. a. O. S. 36 -66.

[2]) Das erste beglaubigte Erscheinen der Zigeuner in Deutschland ward von Lüneburg gemeldet. [Anmerkung des Uebersetzers.]

[1]) Die letzten Spuren der berühmten Grossen Bande bezeichnen die Grabmäler des Herzogs Panuel, des Ritters und Grafen Peter und des Freigrafen Ion. Des ersteren Grab liegt in Steinbach unfern der gräflichen Stadt Fürstenau und trägt die Jahreszahl 1445. Das zweite ward 1453 zu Bautzen zum Andenken an den Grafen Peter von Kleinschild errichtet; das dritte endlich erst 1498 zu Pforzheim zu Ehren des »freien Grafen Johann von Unterägypten« (a. a. O. S. 63).

[2]) Nach Patkanow.

[3]) Olai Petri Svenska Krönika in den Script. Rerum Svec. Band I, S. 336.

Digitized by Google

ander gegenüber zu stellen, und es erschien mir dies gerecht und billig, weil das erstere, obgleich, wie man heute anerkennt, keineswegs frei von Irrtümern, doch in der Litteratur über die Zigeuner eine tiefe Spur hinterlassen hat und nach meiner Auffassung Colocci vielfach beeinflusst haben muss, denn sein Buch enthält häufig lange Stücke und Anführungen, welche sichtlich aus jenem geschöpft sind. Gerecht zu sein, muss ich aber auch bemerken, dass Colocci, indem er die unaufhaltsamen Fortschritte der Forschung heranzieht, das Betrachtungsfeld sehr ansehnlich erweitert und dabei eine Menge bisher unbekannter Urkunden ans Licht gezogen hat, welche sicherlich die Untersuchungen seiner Nachfolger wesentlich erleichtern werden. Dann noch eins. Aus den von Predari verfassten Zeilen leuchten hie und da Empfindungen weit eher des Widerwillens und der Verachtung, als des Mitgefühls für die Zigeuner hervor, ja mitunter, ich möchte sagen, stillschweigenden Gutheissens bezüglich harter Maassregeln ihrer Unterdrücker. Coloccis Buch dagegen atmet den Geist des Mitleids, sogar der Brüderlichkeit und Zuneigung für einen Stamm, der doch immer ein Teil des Menschengeschlechts ist und gewiss den Anspruch erheben darf, auf seine Weise ein seit so vielen Jahrhunderten gewohntes Leben weiter zu leben, wenn dieses sich in den Grenzen der Rechtlichkeit hält, und die Rechte Dritter nicht verletzt, ein Leben der Freiheit fern irgend einem wie immer gearteten Knechttume. So steht denn des letzteren Buch mehr im Einklang mit den freisinnigen Anschauungen unserer Tage, und wenn nun mancher dasselbe für ausschweifend in entgegengesetzter Richtung, d. h. für eine Parteischrift zu Gunsten des Volkes halten wollte, dessen Geschichte es vorträgt, so lässt sich diese Vorliebe leicht erklären, wenn man bedenkt, dass Colocci sich keineswegs begnügt hat, Pergamente, Urkunden und Bücher auszuziehen, sondern mit vollen Händen aus dem tiefen Borne der Natur schöpft, indem er die Zigeuner in ihrem Leben, in ihrem Thun und Treiben studiert hat, wobei ihm eine bei solchen Untersuchungen kostbare Eigenschaft, die genaue Kenntnis ihrer Sprache, zu statten gekommen ist.

So behandelt denn Colocci im dritten und vierten Kapitel seines Buches mit viel Gelehrsamkeit die Verfolgungen und später die Emanzipation der Zigeuner, Fragen, über die wir uns hier nicht weiter zu verbreiten gedenken. Wir werden bloss in Kürze Einleitung und Schluss derselben mitteilen, gewissermaassen als Korollar zu dem im vorstehenden gegebenen Ueberblick ihres Erscheinens und ihrer Verbreitung.

Das Ansehen, welches die Zigeuner in jenen Tagen genossen, entsprang hauptsächlich dem Charakter der von allem Wunderbaren erfüllten Epoche des niedergehenden Mittelalters; es war dies eine Zeit, in der noch Gott und der Teufel einander auf dem Felde des Wunders bekämpften, eine Zeit, die noch Heilige und Hexenmeister, noch Mirakel und schwarze Messen gebar: es war das Zeitalter der von der Vernunft untergrabenen, sinkenden Phantasie. Sehr natürlich daher, dass die Zigeuner eine grosse Anziehungskraft übten, sie, die in allen Windrichtungen umherstrichen, allerwärts das Schauspiel ihres bunten Flitterstaats boten und die Schlösser der Reichen wie die Hütten der Armen mit ihren losen Streichen ergötzten, aber auch durch ihren Sang und ihr Zauberwerk in Atem hielten. Denn sie waren, wie Colocci treffend bemerkt, die Handelsreisenden der Schwarzkunst. Dank der genauen Kenntnis der Heilkräuter, gewisser astronomischer Vorgänge und mancher eingebildeter Verbindungen, dank ferner der wunderbaren Verwendung der Metalle, ihrer Legierung und Mischung, dann dem Gebrauche der Spielkarten und der im Morgenlande erlernten Wissenschaft der Zahlen, ganz besonders ihren Behexungen und einigen Kenntnissen von Hypnotismus und mesmerischen Erscheinungen erlangten sie immer mehr Verbreitung und auf Furcht gegründetes Ansehen. Deshalb drängten sich in jener Zeit Männer und Weiber, Alte und Junge, Reiche und Arme in Menge um die Hütte des Zigeuners, und dieser weissagte den Spielern günstigen Würfelwurf, Verliebten Glück in der Liebe, Schwangeren leichte Niederkunft und schöne Kinder. In der Zigeunerhütte stand die Wiege der Seiltänzer, der Gaukler und Hellseher, aus ihr gingen die Spitzmütze des Zauberers, der Liebestrank der Marktschreier und das Rotwelsch des Diebsgesindels hervor [1]).

Solange sie sich begnügten, mit einer gewissen Vorsicht auf die öffentliche Leichtgläubigkeit zu spekulieren, hatten sie Anhänger und Sporteln; es war ihr goldenes Zeitalter. Als sie aber begannen, sich offenbaren Betrugs an Herren und Volk schuldig zu machen, und, vom Erfolge trunken, über die Stränge schlugen, als der Bettler zum Diebe, der Wanderer zum Landstreicher, der Kesselflicker zum Brandleger, die Zauberin zur Loskäuferin wurde, als sie endlich Ausgestossene und Kuppler, Spitzbuben und Missethäter in ihre Reihen aufnahmen und so eine ausgedehnte Vereinigung von Verbrechern schufen, welche der öffentlichen Ruhe und dem Eigentum gefährlich wurde, da entfesselte sich wider sie im Abendlande, aus religiösen und socialen Gründen, die allgemeine Verachtung und, wie es in solchen Fällen stets zu gehen pflegt, wurden ihre bisherigen Anhänger und Verteidiger ihre erbittertsten und heftigsten Feinde. Der Volksaberglaube liess wider die Zigeuner die alten, gegen die Juden genährten Vorurteile aufleben, welche selbst heutzutage in einigen Gegenden des gesitteten Europas nur noch zu sehr im Schwange sind, und bald ergoss sich das nämliche Strafgericht über Schuldige und Unschuldige, Bewaffnete und Wehrlose. Sie wurden ausgestossen und vogelfrei, man spannte sie auf die Folter, um ihnen das Geständnis begangener und eingebildeter

[1]) Colocci, a. a. O. S. 69—73.

Digitized by Google

Missethaten zu erpressen, richtete für sie die Galgen auf, und überall begann und griff die Verfolgung der Zigeuner um sich.

In dem nämlichen Jahre 1492, als eine neue Welt vor den erstaunten Blicken der alten aufging, machte Spanien zuerst mit der Verfolgung der Zigeuner den Anfang. Bald darauf folgten diesem Beispiele Italien, Frankreich, Flandern, Deutschland, die Türkei und Moldau, England und Schottland, während man in den anderen Staaten und Ländern Europas, wo man gegen sie nicht so grausame Maassregeln ergriff, sie doch durch strenge Gesetze zur Landesverweisung verurteilte.

Dagegen fanden die Zigeuner ein zweites Vaterland in Ungarn, wo sie sich dank der ihnen vom König Sigismund gewährten schützenden Gastfreundschaft schon seit Anfang des 15. Jahrhunderts niederliessen; dort bewahrten sie ihre Unabhängigkeit, genossen Wohlthaten und hatten nur bei wenigen Gelegenheiten unter blutiger Unterdrückung zu leiden [1]). So gab damals Ungarn einen Beweis hoher Gesittung. Und eine noch vollständigere Lehre von Menschlichkeit empfing das übrige Europa von Russland, wo niemals gegen die Zigeuner Verfolgungs- oder auch nur Austreibungsmaassregeln erlassen wurden, sondern sich der Gesetzgeber stets bestrebte, sie mit der übrigen Ortsbevölkerung zu verschmelzen und sesshaft zu machen.

Fast in ganz Europa gelangten drei Jahrhunderte hindurch die Peitsche, die Vertreibung, der Galgen und der Scheiterhaufen in Anwendung, um die braunen Gesellen zu vernichten, aber vergebens. Wenn man sie auch nicht mehr sah, waren sie doch noch da; wenn man sie nicht mehr spürte, glaubte man sie doch zu spüren. Die Verleumdung hatte ihre Zauberkünste so sehr übertrieben, dass die schwachen Geister sie wirklich für Gespenster und Vampyre hielten [2]). Drei Jahrhunderte hindurch bogen sich die Galgen so sehr unter der Last der Zigeuner, dass die Armen, von Verzweiflung erfasst, selbst um den Tod baten [3]), und lange wurden sie gar nicht als Menschen, sondern als wilde Bestien betrachtet, gegen welche sogar Jagdzüge veranstaltet wurden [4]).

Allein alle diese Greuel, welche in der Geschichte des Menschengeschlechts auf blutgetränkten Blättern, mehr als einmal mit unauslöschlichen Lettern eingetragen sind, alle diese unerhörten Ausschreitungen erreichten die Ausrottung der Zigeuner nicht. Zähe widerstanden sie, und die Schergen erlahmten vor ihren Opfern. Als Beispiel genügt Spanien. Nach weiteren Jahrhunderten der Verfolgung, die sich bis zu Anfang des gegenwärtigen erstreckte, war dies das von Zigeunern am meisten bevölkerte Land des Occidents, wo sie sich auf der ganzen Halbinsel sehr stark vermehrten. Nachdem der Sturm vorübergebraust war, krochen sie wieder aus den Höhlen der Bergschluchten hervor und zeigten sich voll Vertrauen und Hoffnung am hellen Tage; und nun begriffen die Regierungen endlich, es sei besser mit anderen Mitteln, mit den Mitteln der Menschlichkeit, zu versuchen, ob die Widerspenstigen zu zähmen und die Nomaden an den Boden zu fesseln seien.

Das erste Beispiel ging von der edeln und erleuchteten Regierung der Kaiserin Maria Theresia und des Fürsten Kaunitz aus; es lehrte, dass nicht Ausweisung und Ausrottung die Mittel seien, mit denen eine weise Politik das Ende des von den Zigeunern verursachten Uebels herbeizuführen habe, wohl aber eine durch praktisch durchführbare, feste und in ihrer Kraft unerschütterliche Einrichtungen geleitete und gestützte Erziehung [1]). Die ersten, 1773 getroffenen Maassnahmen, obwohl in ihrem Wesen fürsorglich und menschlich, aber immerhin noch streng genug, erzielten indes nicht den erwünschten Erfolg, besonders wegen der Unwissenheit und Unerfahrenheit derer, welche sie zum erstenmal auszulegen und auszuführen hatten. Ungarn jedoch, welches schon in früherer Zeit eine weise Grossherzigkeit für die Zigeuner bewiesen hatte, beharrte auf diesem Wege, so dass, als der grosse und sanfte Joseph II. den Thron bestiegen, er 1782 einige Gesetze erliess, welche die Kaunitzschen Maassnahmen weiter milderten und nach und nach die Lage jener Unglücklichen verbesserten, deren Kopfzahl sich damals auf 50000 belief. Doch auch in dieser Form konnte das menschenfreundliche Werk der Reformatoren sich nicht vollziehen, ohne in einzelnen Fällen zu mitunter schrecklichen Gewaltmitteln greifen zu müssen, die an die finstersten Zeiten der Verfolgung mahnten. Aber dies geschah, weil die Zeit noch nicht reif war für die Emanzipation, weil das Zigeunervolk, an ein halbwildes Leben gewöhnt, sich Maassregeln nicht unterwerfen wollte, die ihm eine neue Art Knechtschaft deuchten.

Nichtsdestoweniger fingen die Zigeuner des Banats, Siebenbürgens und der Bukowina allmählich an, feste Wohnungen zu behaupten, sei es in Dörfern, sei es in der Nähe der Städte, wo sie von selbst eigene Viertel, Vorstädte, anbauten; auf dem platten Lande gaben sie ihr Räuberaussehen auf und bequemten sich dem Lebenszuschnitt der Landleute an, von welchen sie Tracht und Sitten annahmen.

---

[1]) Im Jahre 1553 wurden einige Greise und Kinder, welche sich nicht gleich ihren Gefährten hatten in Sicherheit bringen können, auf die unbewiesene Anschuldigung von Brandstiftung und Mord gepfählt; und auch 1782, da das Volk sie der Hexerei und des Menschenfrasses beschuldigte, machte man ihnen den Prozess und unterwarf sie schrecklichen Martern.

[2]) Colocci, a. a. O. S. 106.

[3]) Ein Fall dieser Art wird berichtet von Grellmann, Historischer Versuch über die Zigeuner. Dessau und Leipzig 1783. I. Teil, Kap. 14.

[4]) Glaubwürdige Geschichtsquellen berichten, wie die Jagdgesellschaft eines deutschen Hofes um die Wette, gleichwie nach einem Wilde, nach einer Zigeunerin schoss, welche unter einem Baume stand und ihren Säugling eben stillte. (Bela. Not. Hung. Nov. Band II).

[1]) Predari, a. a. O. S. 177.

Digitized by Google

Völlig unbehindert in der Wahl irgend einer Beschäftigung, mit Vorliebe zum Handwerk mehr als zum Bodenbau geneigt, fuhren sie fort zu sein, was sie immer waren: Kesselschmiede und Rossärzte, Musiker und Tänzer, Handwerker und Sänger. Ein Geschäftszweig, dem sie sich schon seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewidmet hatten, das Goldwaschen in einigen von den Karpathen herabkommenden Flüssen Siebenbürgens und der Bukowina, deren Sand eine reiche Ausbeute lieferte, wurde zu ihren Gunsten geregelt und mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet. Auch der Ackerbau ward nicht ganz vernachlässigt, zumal in einigen Bezirken, wie z. B. in jenem von Mezöhegy, wo die Zigeuner zahlreich waren und ihre Weiber, welche die Wohlthaten eines festen Wohnsitzes alsbald empfanden, zu jenen Schönheitstypen gediehen, durch welche Ungarn heute noch berühmt ist. Die um 1782 veranstaltete Volkszählung wies nebst den sesshaften noch 46683 andere Zigeuner aus.

Die von Joseph II. errungenen Erfolge waren so augenscheinlich, dass König Karl III. von Spanien, vom gleichen Wunsche beseelt, die Gitanos seiner Staaten, die noch die Landstreicherei pflegten, in endgültiger Weise zur Ordnung zu bringen beschloss. Am 19. September 1788 erliess er zu diesem Behufe ein weises Gesetz, und wenn dieses nicht vom gleichen Erfolge wie in Ungarn war, so rührt dies eben von der Nachlässigkeit in seiner Anwendung her. Und dies ist so wahr, dass in Polen ähnliche Maassnahmen, die 1791 mit geringen Abweichungen eingeführt wurden, das beste Ergebnis hatten. Mit Anwendung von Milde erlangten die Regierungsbeamten, was sie nur wollten, die Zigeuner siedelten sich mit Vergnügen im Lande an und lebten den Vorschriften des Gesetzes nach. Ein anderes Land, das sich energisch mit der sittlichen Hebung der Zigeuner befasste, war Russland, wo sie ja, wie erwähnt, auch niemals verfolgt worden waren. Seit Ende des 18. Jahrhunderts in Wolhynien und im ganzen südlichen Russland wohnhaft, blieben sie dort frei und unabhängig, und wenn der russische Gesetzgeber sich mit ihnen beschäftigte, so geschah es lediglich in der Absicht, sie im Reiche festzuhalten und aus ihnen nützliche Unterthanen zu machen, wobei hochlöbliche und wohlthätige Anschauungen obwalteten.

In Grossbritannien erwachte die englische Philanthropie zu Gunsten der Zigeuner erst zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts; doch beruhte sie auf dem persönlichen Wirken weniger Menschenfreunde, die 1827 zu Southampton eine philanthropische Gesellschaft zur Entwilderung und Hebung der Zigeuner stifteten: sie erweiterte rasch das Feld ihrer Thätigkeit und erzielte treffliche Ergebnisse. In Rumänien bestanden die traurigen Verhältnisse der Zigeuner lange fort, ja sie wurden sogar 1816 und 1830 durch Gesetze verschlimmert: in den Fürstentümern der Moldau und Walachei wurde die schon in den Sitten der Zigeuner begründete Knechtschaft zum Rechtszustand, wobei man sich auf Vorurteil und Beispiel berief. Die Bestrebungen der Menschenfreunde, um diese in einem europäischen Staate so unschickliche Knechtschaft zu beseitigen, hatten zu kämpfen mit der Hartnäckigkeit der auf ihre feudalen Vorrechte eifersüchtigen Bojaren; allmählich indes erfolgte, dank den hochherzigen Bemühungen einiger, wenn auch vereinzelter, hervorragender Personen, ein Umschwung der öffentlichen Meinung, und die walachische Regierung schritt zu Maassnahmen und Gesetzen, wie jener Ruhmesthat Alexander Ghikas, der 1837 4000 Zigeunerfamilien in Freiheit setzen liess, und hob endlich 1844 und 1855 die Knechtschaft im ganzen Gebiete der Walachei auf, ein Vorgang, der in der Moldau Nachahmung fand.

Auf diese Weise verschwand endlich 1856 aus ganz Europa der hässliche Schandfleck der Zigeunerknechtschaft. Im Westen war die Emanzipation mehr der Thatsache als dem Rechte nach mit dem Umsichgreifen der Prinzipien der französischen Revolution Hand in Hand gegangen. Immerhin heftet dem unglücklichen Volke die Gewohnheit noch heute einen Zustand von Inferiorität an, und auch in Italien rechtfertigt noch vor der öffentlichen Sicherheit die blosse Bezeichnung als Zigeuner die Einreihung in die Klasse der Tagediebe und Landstreicher mit all der Capitis diminutio, welche dieser kraft des Gesetzes über die Verwarnung innewohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lehre von den Klimaschwankungen bei den Forschern des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. S. Günther.

Die Frage, ob das Klima eines Ortes oder eines grösseren Teiles der Erdoberfläche als ein in der Hauptsache stabiles, gleichbleibendes, anzusehen sei, ist nicht erst in den letzten Jahrzehnten auf die wissenschaftliche Tagesordnung gesetzt worden, obwohl ja erst jetzt einigermaassen die Mittel zu einer befriedigenden Entscheidung dieser Frage zur Verfügung stehen, sondern seitdem überhaupt das Interesse für klimatologische Studien erwacht ist, hat man auch die Konstanz des Klimas in Erwägung gezogen. Da wir in neueren Schriften so gut wie gar keinen Hinweis auf diese immerhin beachtenswerte Phase in der Entwickelung der atmosphärischen Physik angetroffen haben, so erschien es uns angezeigt, eine zusammenhängende Uebersicht über die bezüglichen Versuche zu geben, und es wird sich dabei herausstellen, dass im wesentlichen alle die Momente, auf welche neuerdings Gewicht gelegt wird, bereits in jener früheren Zeit Berücksichtigung gefunden haben: die kosmischen sowohl wie die durch rein tellurische Ursachen zuwege gebrachten kürzeren Perioden der klimatischen Schwankung werden ebenso besprochen, wie ganz besonders die

Digitized by Google

kontinuierlich fortschreitende Aenderung des Klimas durch Umgestaltung der Bodenfläche. Mag auch mancher dieser Versuche nur ein tastender sein und mag auch, beim Mangel einer ausreichenden erfahrungsmässigen Grundlage der Forschung, manche für den Geographen der Gegenwart befremdliche Meinungsäusserung mit unterlaufen, so wird man doch zugestehen müssen, dass der Gegensatz zwischen damals und jetzt eben kein so gewaltiger ist, wie in manchem andern Falle, dass vielmehr gerade durch dieses Problem der geographischen Meteorologie wieder ein Beleg dafür erbracht wird, wie rätlich es sei, das ältere und neuere Geistesthätigkeit verknüpfende Band nicht ausser acht zu lassen. Zum Glücke hat die Erdkunde sich diese Wahrheit von jeher ungleich ernstlicher zu Herzen genommen, als irgend einer der anderen Zweige der Naturwissenschaft.

Nur im Vorbeigehen streifen wir jene Erörterungen, welche zu der uns beschäftigenden Frage in enger Beziehung stehen, ohne sich doch eigentlich mit ihr zu decken. Dahin gehört z. B. die theoretisch zu vermutende chronische Wasserverminderung, auf welche neuerdings wieder von Wex, Trautschold, Goetz u. a. hingewiesen worden ist, ohne dass doch bislang eine solche als in historischer Zeit erkennbar nachzuweisen gelungen wäre. Polluge[1]) citiert einen Ausspruch eines gewissen, uns nicht näher bekannten Brice, wonach zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebhaft über diesen Gegenstand gestritten worden wäre, und in der That werden von Lulof[2]) verschiedene Aeusserungen dieser Art namhaft gemacht, welche grossenteils zu Gunsten der fortschreitenden Abnahme der Erdgewässer lauten. Hierher gehören insbesondere die Arbeiten der schwedischen Naturforscher, welche an den Felsen ihres Landes die unverkennbaren Zeichen der später als »Landhebung« aufgefassten Erscheinung wahrnahmen und dieselbe durch einen stetigen Rückgang der Gewässer des baltischen Meeres erklärten[3]). Eben in Skandinavien machte man auch damals schon eine Entdeckung, die späterhin dazu dienen sollte, der Frage nach den Klimaveränderungen eine ganz neue Seite abzugewinnen. Runeberg erkannte nämlich[1]), dass ein Torfmoor durchaus keine homogene Masse darstelle, sondern dass sich, wenn man tiefer in dasselbe eindringe, deutliche Spuren einer Schichtung offenbarten. »Auf angewachsenem Lande,« schreibt er, »und Wiesen von hartem Erdreiche steigt das Moos selten auf eine beträchtliche Höhe, obgleich jene nach 20 Jahren mit Moosen[2]) überlaufen, und zum Graswuchse verfallen sind. Höher hinauf im Lande aber, wo entweder ein niedriges und sumpfichtes Erdreich durch Verstopfungen den Ablauf verloren hat, oder auch, wo sich ein Stück Land von den inneren Aenderungen der Erde tiefer gesetzt hat, oder auch, wo durch Schweden das Gehölze, nebst der Fettigkeit in der Gartenerde, ist verbrannt worden, worauf die Erdschale aufschwillt, da findet man nicht selten eitel Moosbette, zwei bis drei Ellen tief. Das Moos ist von einer solchen Art, dass die eine Staude aus dem Gipfel der andern wächst, wenn die erste verwelkt ist, und so immer weiter fort.« Wurzelstücke dienten als Marken, um die einzelnen, auch ihrer botanischen Beschaffenheit nach unterschiedenen Schichtenfolgen zu bestimmen. Diese Wechsellagerungen in den Mooren waren bekanntlich unter den Motiven, die der Blyttschen Theorie sich wiederholender klimatischer Wechsel[3]) das Dasein gegeben haben — allerdings in Verbindung mit einer Reihe anderweiter pflanzengeographischer und geologischer Gründe, von deren Vorhandensein man vor hundert und mehr Jahren noch keine Ahnung haben konnte. Einer gründlichen kritischen Analyse ist Blytts Hypothese vom Aufbau der Torfmoore namentlich durch König[4]) unterzogen worden.

Wir wenden uns nunmehr jenen Autoren zu, welche direkt die Behauptung aufgestellt haben, dass das Klima einer Erdstelle einem stetigen, wenn auch langsamen Wechsel unterliege. Die erste bestimmte

[1]) Polluge, Klimaänderungen in historischen Zeiten, Berlin 1880, S. 3.

[2]) J. Lulof, Einleitung zu der mathematischen und physikalischen Kenntniss der Erdkugel, deutsch von Kaestner, Göttingen-Leipzig 1755, S. 380 ff.

[3]) In diesem Sinne liessen sich vernehmen A. Celsius (Anmerkung von Verminderung des Wassers in der Ostsee und dem östlichen Meere, Abhandl. der k. schwed. Akad. der Wissensch., deutsch von Kaestner, 5. Band, S. 25 ff.), Linné (Dissertatio de telluris habitatae incremento, Upsala 1743), Chydenius (Disputatio de decremento aquarum in sinu bottnico, Upsala 1749), Runeberg (Bemerkungen wegen einiger Veränderungen der Erdfläche überhaupt und besonders im kalten Landstriche, Abhandlung. etc., deutsch von Kaestner, 27. Band, S. 83 ff.), welch letzterer u. a. in den von ihm sorgfältig aufgesuchten und beschriebenen Riesenkesseln (»Jättegrytor«) den deutlichsten Beweis dafür erblickte, dass das Meer, welches doch allein für solch grossartige Erosionsprodukte verantwortlich gemacht werden könne, dereinst über seine gegenwärtigen Grenzen hinausgereicht haben müsse. Noch exakter behandelte die Sache der Admiral Nordenankar, dessen bezügliche Schrift (Tal, om Strömgangarne i Österman Sjön, Stockholm 1792) so gut wie ganz in Vergessenheit geraten war, obwohl sie, nach dem kompetenten Urteile von E. Suess (Das Antlitz der Erde, 2. Band, Prag-Wien-Leipzig 1888, S. 14), am überzeugendsten den Satz erhärtete, dass nicht die Erdfeste aus dem Wasser aufsteige, sondern dass das letztere von ersterer sich zurückziehe. Suess selbst, dessen bekanntes Werk ja derselben Ansicht gegenüber der von Peschel vertretenen, wonach wirklich die Erde das Bewegte wäre, zum entschiedenen Siege zu verhelfen sich bestrebt, zollt Nordenankar folgende Anerkennung: »Seiner Rede gebührt das Verdienst, dass in derselben bei Beurteilung der strittigen Frage zum erstenmal die besonderen Verhältnisse der Ostsee und der mächtige Einfluss des zufliessenden Süsswassers hervorgehoben sind.«

[1]) Runeberg, S. 109 ff.

[2]) Man bemerkt, dass die Bezeichnung »Moos« für Moor von Kaestner ganz in derselben Weise gebraucht wird, wie es im altbayerischen Dialekte geschieht.

[3]) Blytt, Essay on the immigration of the Norwegian Flora during alternating rainy and dry periods, Christiania 1876; vgl. auch Englers Botan. Jahrbücher, 1882, II. B. und Christiania Videnskabs Selskabs Verhandlingar, 1889, I.

[4]) Cl. Koenig, Moor und Torf, Kosmos 1884, I, S. 363 ff.

Digitized by Google

Andeutung in diesem Sinne ist uns bei dem schwedischen Astronomen Wargentin begegnet, einem um die Klimatologie, zumal durch seine Anleitung zur Bildung korrekter Temperaturmittel, mehrfach verdienten Manne. Folgendes sind seine Worte [1]). »Auch scheint es nicht ungereimt, dass sich einerley Clima in Absicht auf die Wärme und Kälte ändern können. Da Schweden mehr mit Waldungen überwachsen, und mit Sümpfen und Morästen angefüllet war, als itzo, ist vielleicht das Clima rauher gewesen, und möchte wohl noch mit der Zeit gelinder werden, nachdem das Land mehr angebauet wird.« Hier wird also besonderer Nachdruck gelegt auf die wesentlich durch den Menschen herbeigeführten Veränderungen der Erdoberfläche, und in ähnlicher Weise scheint dies auch geschehen zu sein in einer — dem Verfasser leider nicht zugänglich gewesenen — Abhandlung von Denso [2]). Nicht minder stellt sich auf diesen Standpunkt der zweite, in der Litteratur anscheinend anzutreffende Beitrag zur Klärung dieser Frage. Derselbe rührt her von einem Engländer, Barrington [3]), und ist dazu bestimmt, Parallelen zwischen den Klimaten der antiken Kulturländer in der vorchristlichen Aera und in der Gegenwart zu ziehen. Barrington, dessen Ausführungen sich mehrfach mit denjenigen in dem bekannten Werke Nissens [4]) berühren, ist der Meinung, dass allerdings in alter Zeit Italien und das ganze Gebiet des Mittelmeerbeckens sehr viel kälter gewesen sei, namentlich viel strengere Winter gehabt habe. Aus Vergil, Juvenal, Plinius u. a. lassen sich Stellen in Menge entnehmen, aus denen erhellt, dass italienische Flüsse, selbst bis nach Calabrien hinein, ab und zu mit Eis gingen, während jetzt vom Gefrieren des Wassers dort gar keine Rede mehr sein könne, dass ferner Schneedruck in Wäldern und Baumpflanzungen etwas Gewöhnliches war, u. s. w. Die deutlichste Sprache jedoch in dieser Hinsicht spreche eine Stelle in der »Tiergeschichte« des Aelianus (lib. IV, cap. 29). Endlich wird auch noch betont, dass mancher Alpenpass, den man anstandslos begehe, als unter Eis und Schnee begraben geschildert werde. Allein damit, meint Barrington, habe es sein Bewenden noch nicht, vielmehr dürfte, von solchen durch Eingreifen des Menschen bewirkten Aenderungen des klimatischen Zustandes abgesehen, doch auch diese oder jene andere Gegend von solchen Aenderungen betroffen worden sein, ohne dass dabei solch künstliche Nachhilfe eingetreten wäre, und dann also habe man es mit dem Walten eines Naturgesetzes zu thun. Als klassisches Beispiel für diese letztere Behauptung gilt dem englischen Autor die Umgebung der Donaumündung. Wir wissen ganz genau, wie es dort zur Zeit des Kaisers Augustus aussah, denn der römische Dichter Ovidius lebte ja in Tomi — eine sonderbare Konjektur eines gewissen Ferrari macht daraus Temesvár — das ungefähr zwei Breitengrade nördlich von Rom gelegen ist. Nun sei es ja gewiss, dass die »Tristien« kein reines, sondern ein vielfach gefärbtes Bild der dortigen Verhältnisse lieferten, allein bei aller Melancholie des Dichters dürfe man doch wohl annehmen, dass seine Schilderung sich von einem realen Hintergrund abhebe, und wenn somit Ovid in Tomi einen Winter durchlebt habe, wie er uns etwa in den Hudsonsbai-Ländern natürlich erschiene, so könne man dies nur durch die Annahme erklären, dass eben vor fast 2000 Jahren die Winterstrenge eine viel grössere gewesen sei als späterhin. Hierzu stimme auch die Beschreibung, welche Strabon von der Gegend liefere, und nicht minder die in der »Periegesis« des Dionysius (I, 668) enthaltene. Der Klimawechsel müsse wohl in das frühere Mittelalter verlegt werden, denn während nach Tournefort auch noch zu Constantins Zeiten das Zugefrieren des Bosporus gerade keine Seltenheit gewesen sei, wüssten spätere mittelalterliche Reisende, die sich genau in Sarmatien umgesehen, nichts von unseren modernen Wahrnehmungen Abweichendes vom skythischen Winterklima zu berichten, so Rubruck, Marco Polo u. a. Ferner aber sei Tomi deswegen ein sehr geeigneter Vergleichspunkt, weil dort seit der Römerherrschaft nichts Nennenswertes für die das Klima anerkanntermaassen temperierende Kultur des Bodens geschehen sei. Es ist nach alledem Barrington der Meinung, dass für einzelne Gegenden eine völlig spontane Klima-Aenderung zugegeben werden müsse.

Die soeben kurz besprochene Abhandlung scheint es gewesen zu sein, welche einen anderen angelsächsischen Gelehrten, den Amerikaner Williamson, zu ähnlichen Studien [1]) anregte; ausserdem mag für ihn auch die wissenschaftliche Prüfung eines allgemein verbreiteten Volksglaubens von einigem Anreiz gewesen sein. Alle Landwirte in den pennsylvanischen Distrikten nämlich, so erzählt er, seien überzeugt, dass in dem Zeitraume zwischen 1720 und 1770 das Klima ein ganz anderes geworden sei, und zwar seien die Winter jetzt minder kalt, die Sommer minder heiss als ehedem. Der Autor, welcher selbst ganz zutreffende klimatologische Ansichten hegt, glaubt der Volksstimme beipflichten zu sollen, und zwar wäre die Ursache für die fortschreitende Kalmierung des Klimas darin zu suchen, dass die ehemals so gefürchteten Nordweststürme (»North-Westers«) nicht mehr so häufig

[1]) Wargentin, Anmerkungen vom Unterschiede des Klima, Abhandl. u. s. w., deutsch von Kaestner, 19. Band, S. 169.

[2]) Denso, Von der durch Menschen gemachten Witterungsänderung eines Ortes, 8. Stück der »Fortges. Beiträge zur Naturkunde«, Berlin 1865.

[3]) Barrington, An Investigation of the Difference between the present Temperature of the Air in Italy and some other Countries, and what is was seventeen Centuries ago, Philos. Transact. 1768, S. 58 ff.

[4]) Nissen, Italische Landeskunde, 1. Bd. Berlin 1886, S. 393 ff.

[1]) Williamson, An Attempt to account for the Change of Climate, whis has been observed in the Middle-Countries in North-America, Transact. of the Amer. Philos. Society, vol. I, S. 336 ff.

Digitized by Google

und auch nicht mehr so energisch aufträten. Wenn aber dieser so einflussreiche Anlass zur Herabdrückung der Temperatur an Bedeutung eingebüsst habe, so lasse es sich leicht verstehen, dass die Schneemenge, sowie die Dauer der Schneebedeckung in immerwährender Abnahme begriffen seien, und dem Einbruche jener Winde sei durch die Kultivierung des Bodens ein Damm entgegengesetzt worden. In diesem Sinne seien auch einige der von Barrington hervorgehobenen Thatsachen zu erklären. Um die Klima-Aenderungen Italiens zu begreifen, dürfe man sich nicht einseitig an dieses Land halten, sondern habe auch den einstmaligen und nachmaligen Zustand der nördlich angrenzenden Länder — Ungarns und Deutschlands — in Betracht zu ziehen. Aus diesen zur Römerzeit mit Wald und Sumpf bedeckten Territorien hätten Jahrhunderte lang die heftigsten Nordwinde nach Italien hinübergeweht, und dadurch sei dessen »atmosphärisches Wärmegleichgewicht« gestört worden. Wenn in Nordamerika die Dinge in der bisherigen Weise sich weiter entwickelten, so werde wohl der Ackerbau sich ebenfalls Modifikationen gefallen lassen müssen, der Tabakpflanzer werde die nördlichen Staaten zu verlassen und Carolina oder gar Florida aufzusuchen sich gezwungen sehen, während der virginische Bauer den Anbau von Weizen und indianischem Korn betreibe. Der Weinstock, annoch durch die Winterfröste in seiner Existenz arg bedroht, werde im nächsten Jahrhundert an der Küste des Atlantischen Ozeans heimisch sein [1]), und auch ein Wechsel im Allgemeincharakter der herrschenden Krankheiten sei dann so gut wie sicher. Ohne in eine Kritik dieser Aufstellungen im einzelnen einzutreten, kann man doch einräumen, dass Williamson in einem Hauptpunkte das Richtige traf, nämlich in der Erkenntnis der Wirkung, welche geregelte Bepflanzung ausübt, indem sie nämlich die Temperatur-Extreme abstumpft und dem Klima ein mehr maritimes Gepräge erteilt. In welcher Art freilich die Bodenkultur gerade den Nordwestwinden entgegengearbeitet haben soll, darüber gewinnt der Leser keine ausreichende Klarheit [2]).

Obwohl man noch nicht über ein grosses Material verfügte, hielt es doch schon vor ungefähr 100 Jahren ein deutscher Gelehrter für eine lohnende Aufgabe, die Lehre von den Klimaschwankungen zum Gegenstande einer selbständigen Monographie zu machen. Diese Schrift [1]) des Stuttgarter Professors Rappold bietet in der That viel Interesse und ist mit aller Sachkenntnis geschrieben, welche einem damaligen Meteorologen zu Gebote stand, doch ist sie vollständig der Vergessenheit anheimgefallen gewesen, und wir haben sie, ausser in dem niemals versagenden Werk von Hellmann [2]), nirgendwo angeführt gefunden. Dieselbe beginnt mit einer generell-klimatologischen Einleitung, in welcher daran erinnert wird, dass die theoretischen Untersuchungen von Halley, Mairan, Leonh. Euler, Tob. Mayer und Lambert, durch welche die einem bestimmten Orte zukommende Sonnenerwärmung quantitativ ausgedrückt werden sollte, in ihren Resultaten oft doch recht wenig mit dem, was die wirkliche Beobachtung lehrt, übereinstimmen. Man unterscheidet aus diesem Grunde das »clima physicum« scharf von dem »clima geographicum« [3]). Aber selbst für einen und denselben Ort bleibt das Klima doch nicht immer das gleiche, und zwar hat als erste und namhafteste Triebfeder für irgendwelche Umgestaltung des Klimas die Vermehrung des Kulturlandes zu gelten. Solches Land erweist sich als geeigneter zur Absorption der Sonnenstrahlen, während Wald die grössere Kälte begünstigt; erstens nämlich lassen die Zweige die Wärmestrahlen nicht ohne grosse Schwächung durch, und zweitens wirken grössere Baumbestände an sich schon kondensierend, Regen und Kälte befördernd. Demgemäss wird der Unterschied zwischen physischem und geographischem Klima um so grösser ausfallen, je mehr Wald der fragliche Landstrich beherbergt. Zum Belege dienen die Angaben der antiken Schriftsteller über das alt-germanische Klima, und neuerdings lässt sich auch der nordamerikanische Freistaat als Beispiel verwenden, denn dessen allmähliches Wärmerwerden sei von Williamson nachgewiesen worden [4]). Bis hierher bewegt sich Rappold, wie man sieht, in bereits gebahntem Geleise, nunmehr aber formuliert

[1]) Bis zu einem gewissen Grade hat sich diese Prognose bewahrheitet. In Pennsylvanien und am oberen Ohio wird jetzt ein ganz guter Wein erzeugt, während allerdings weiter östlich, wo das Kontinentalklima zu herrschen aufhört, die starke Feuchtigkeit und das Fehlen einer kochenden Sommerhitze die Reben nicht nach Wunsch gedeihen lassen. (Zehden, Handelsgeographie auf Grundlage der neuesten Forschungen und Ergebnisse der Statistik, Wien 1886, S. 455).

[2]) Nach neueren Mitteilungen von Draper (Ueber die Frage einer Aenderung des Klimas der östlichen Staaten von Nordamerika, Zeitschr. der österr. Gesellschaft für Meteorologie, 9. Band, S. 239 ff.) wird Williamsons Lehre von der progressiven Klimaverbesserung im Unionsgebiete durch die Eisverhältnisse der dortigen Flüsse nicht bestätigt, es scheint im Gegenteile, als habe sich in den letzten Jahrzehnten die Strenge der dortigen Winter wieder gesteigert.

[1]) Rappold, Brevis expositio causarum praecipuarum, a quibus successiva climatum mutatio pendet. Stuttgart 1794.

[2]) Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie, Leipzig 1883, Sp. 397.

[3]) Es ist dies, wie man sieht, nur eine andere Wortbildung für den begrifflichen Gegensatz, den wir heute — man vergleiche beispielsweise die Darstellung bei Hann (Handbuch der Klimatologie, Stuttgart 1883, S. 57, S. 79) — durch die Kunstausdrücke »solares« und »physisches Klima« bezeichnen. Die bei Rappold vorkommende Bezeichnung war schon viel früher, nämlich in den vierziger Jahren des in Rede stehenden Jahrhunderts, von dem uns bereits bekannten Wargentin (Anmerkungen vom Unterschiede des Klima, Abhandl. u. s. w., deutsch von Kaestner, 19. Band, S. 159 ff.) gebraucht worden.

[4]) Auf die bekannte Depression der Isothermen an der Ostseite der neuen Welt war Rappold, anscheinend beim Studium des Williamsonschen Aufsatzes, aufmerksam geworden: »In Nova Anglia sub 41°—46° eadem aëris temperies, quae in Anglia 50°—66° est, observatur, multumque adeo Pensilvaniae clima ab eo, quo Lusitania sub eadem latitudine gaudet, diversum est.«

Digitized by Google

er einen Gedanken, den wir wenigstens vor ihm noch nicht gleich richtig ausgesprochen gefunden haben. Der Wald ist, so fährt er fort, der Regulator klimatischer Gegensätze, er stumpft die allzu grosse Sommerhitze ab, so dass man eine Thorheit begehen würde, wenn man eine Besserung des Klimas durch Waldverwüstung zu erzielen gedächte. Durch letztere haben z. B. die Engländer auf einer zu ihren Kolonien gehörigen Insel es dahin gebracht, dass aus fruchtbarem Terrain ein ganz und gar unfruchtbares wurde. Von der Wärme wendet sich das Schriftchen den Luftbewegungen zu und sucht darzuthun, dass der Ackerbau auch die Stärke der Winde beeinflusse. So prekär dieser Einfluss ist, so unzweifelhaft ist derjenige vorhanden, welcher gleich nachher der Austrocknung von Seen und Sümpfen hinsichtlich der Milderung des Klimas zugeschrieben wird. Soweit hat Rappold also bloss tellurische Momente im Auge; zuletzt aber gibt er noch der Möglichkeit Raum, dass vielleicht auch kosmische Faktoren bei der langsamen Umgestaltung des Klimas mit im Spiele sein möchten, wie etwa die kurz vorher von dem Dänen Bugge erkannte Abnahme der Ekliptikschiefe [1]). (Schluss folgt.)

Grenzlinien zwischen Asien und Australien.

Von Emil Metzger †.

(Schluss.)

Obgleich die beiden gegen Wallace gerichteten Aufsätze Martins vom Jahre 1883 in hochdeutscher Sprache veröffentlicht sind, scheinen sie ausserhalb der Niederlande nicht die verdiente Verbreitung gefunden zu haben, und auch in Holland hat der Verfasser mehrfach tauben Ohren gepredigt, wenn auch einzelne, z. B. Timmermans [2]), seiner Ansicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben, und letzterer zum Beispiel ausruft: »Welcher Geograph könnte aber in dieser Frage (der Grenzlinie) noch mitsprechen, nach dem, was der Geolog Professor Martin darüber gesagt hat!« Zum Beweise möge dienen, dass Schuiling, der sich 1888 mit demselben Gegenstand beschäftigt hat [3]), zwei bekannten niederländischen Autoren entnommene Citate an die Spitze seines Aufsatzes stellt, in denen die Theorie von Wallace nicht nur aufs neue verkündet wird, sondern die Autoren (H. Blink: Onze Aarde — und Dr. H. van Capelli jr. in Album der Natuur) noch über das von dem englischen Gelehrten Gesagte hinauszugehen scheinen. Schuiling hat sich nun bemüht, eine selbständige Lösung der Frage zu unternehmen; leider sind die von ihm zu Grunde gelegten Daten nicht stichhaltig, dabei macht er sich auch den Begriff einer kontinentalen Grenze nicht recht klar, so dass durch seine Arbeit, trotz des sichtlich auf dieselbe verwendeten Fleisses, — er geht z. B. auf die verschiedenen von Wallace veröffentlichten, hierher gehörigen Schriften zurück, um dessen Ansicht endgültig festzustellen und von der Unsicherheit, die im Laufe der Zeit hinsichtlich derselben entstanden ist, zu befreien — sein Ziel durchaus nicht erreicht worden ist. Indirekt aber hat er einen grossen Fortschritt herbeigeführt. Die in seinem Aufsatz auf zoologischem Gebiet enthaltenen Ketzereien, welche zum Teil allerdings nicht so sehr ihm, als den von ihm benutzten Quellen zugerechnet werden müssen (obwohl ihm allerdings der von Dr. F. A. Jentink in Aardr. Weekbl. 1881 veröffentlichte, für die Frage sehr bedeutende Aufsatz ebenfalls unbekannt geblieben zu sein scheint), veranlassten Jentink, den Direktor des Reichsmuseums für Naturgeschichte in Leiden, zu einer vernichtenden Entgegnung [1]). In den Grenzen seines Themas (der Verbreitung der Säugetiere) verweist dieser zunächst auf die bei Wallace vorkommenden Ungenauigkeiten, sodann aber vor allem auf die von Schuiling nicht berücksichtigten Fortschritte der Zoologie seit jener Zeit. Jeder, der sich für die Frage der Verbreitung der Säugetiere im Malaiischen Archipel interessiert, wird sich mit dem an Thatsachen so unendlich reichen Aufsatz Jentinks beschäftigen müssen, so dass wir wohl unterlassen können, seine Arbeit hier auszugsweise mitzuteilen, was auch schon mit Rücksicht auf den Raum nur sehr mangelhaft geschehen könnte. Um nur einigermaassen anzudeuten, wie notwendig es ist, die Arbeit Dr. Jentinks zur Hand zu nehmen, lassen wir hier eine am Schluss derselben vorkommende Uebersicht folgen.

Es kannten Arten von Säugetieren:

	Jentink 1881	Schuiling 1888	Jentink 1888
in Sumatra	100	66	111
in Borneo	90	62	93
in Java	97	56	98

Ferner ergibt sich aus dem Aufsatz, dass die Grenzlinie, was die Säugetiere betrifft, einer Berichtigung bedarf.

Die mit regem Eifer fortgesetzten Arbeiten der

[1]) Schon im späteren Mittelalter war man einer von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitenden Verminderung des Winkels auf die Spur gekommen, welchen die scheinbare Sonnenbahn mit dem Aequator einschliesst, und 1765 gelang Le Monnier eine die Thatsache entscheidend bestätigende Beobachtung (Maedler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit, Braunschweig 1873, 1. Band, S. 177; 2. Band, S. 6). Die oben namhaft gemachte Arbeit von Bugge (Om Ecliptikens naervaerende Skraahed og Störrelsen af dens Secular-Aftagelse, Schriften der königl. dänischen Akademie der Wissenschaften. [2] 3. Band) erschien bereits nach dem Zeitpunkte, in welchem das Schwanken der Ekliptikschiefe zwischen engen Grenzen durch die Laplacesche »Mécanique céleste« als unmittelbare Konsequenz der allgemeinen Gravitation nachgewiesen worden war.

[2]) Tijdschr. Aardr. Genvots 1886, Meer uisgebreid. Artik. p. 383.

[3]) Tijdschr. Aardr. Genvots 1888, Meer uisgebreid. Artik. p. 523.

[1]) Eenige Merkingen betreffende de Zoogdieren, besproken door den heer R. Schuiling in »De Grenslijn van Wallace eene continentale grens«. Tijdschr. Aardr. Gen. 2. Serie VI. meer uisgebreide Artik. p. 244.

Digitized by Google

Ingenieure des indischen Bergwesens, die Untersuchungen des zur Erforschung der Kei-Inseln von der Amsterdamer Geographischen Gesellschaft entsendeten Herrn C. J. M. Wertheim und die Ergebnisse der Reise des Professor Wichmann nach Celebes, Timor und Flores hatten ein reiches geologisches Material verschafft, unter dessen Benutzung Professor K. Martin der Frage der australisch-asiatischen Grenzlinie aufs neue näher getreten ist.[1]). Was über die Struktur der verschiedenen Inseln der Kei-Gruppe im einzelnen gesagt ist, können wir füglich übergehen, um desto ausführlicher bei den Schlussbetrachtungen stehen zu bleiben, welche nicht nur das Endergebnis umfassen, zu dem ein so vorsichtiger Gelehrter wie Martin gelangt ist, sondern auch eine Uebersicht über unsere dermalige geognostische Kenntnis, soweit sich dieselbe auf den Malaiischen Archipel bezieht, in klarer Darstellung geben.

Martin erinnert zunächst daran, was er in seinen beiden, in diesen Zeilen mehrfach erwähnten Schriften gesagt hat. Suess hat dem beigestimmt und den malaiischen Bogen bis in die Nähe von Neu-Guinea verfolgt[2]), sowie den malaiischen Zug von Roma bis Tjoor mit dem vulkanischen Bogen an der Innenseite der Kleinen Antillen verglichen. Wichmann hat diesen Vergleich weiter ausgeführt und dargelegt, dass die innere Vulkanreihe von Dammar bis Banda läuft, Tjoor dagegen einer zweiten Zone angehört, welche von Kisser über Moa, Letti, Lakor, Babber, Seera, die Südost-Inseln, Kur und die Watubella-Inseln nach Ceram und Buru verfolgt werden kann; dieselbe muss nach der Ansicht Wichmanns unzweifelhaft dem asiatischen Festland zugerechnet werden[3]).

In diesem Bogen, welcher der Cordillere oder der mittleren Zone der Antillen entspricht, treten nur ausnahmsweise vulkanische Herde auf; ein dritter, äusserer Bogen wird, im Sinne von Suess, durch Wichmann angedeutet, doch kann über das Bestehen desselben nicht mit Sicherheit geurteilt werden, da das vorhandene Material noch keine endgültige Entscheidung erlaubt.

Sicher aber ist es, dass die Kei-Inseln und namentlich Gross-Kei zu dem geognostischen Charakter dieses Bogens einen entschiedenen Gegensatz bilden, und die zuletzt genannte Insel kann überhaupt nicht mehr zu dem asiatischen Kontinent gerechnet werden, wie sich aus der Betrachtung der Inseln der malaiischen Mulde ergibt. Mit diesem Ausdruck wird der Bogen von Sumatra bis zur Umrandung der Banda-See, mit Ausschluss von Sumba und Timor, sowie die innerhalb des Bogens gelegenen Inseln, besonders auch Borneo und Celebes, gemeint, ohne dass jedoch bis jetzt eine Abgrenzung nach Norden hin mit Sicherheit vorgenommen werden könnte. Seit der Ablagerung des Kohlenkalkes auf Sumatra wurden die Inseln der malaiischen Mulde, soweit unser Wissen reicht, erst in der Kreideperiode wieder vom Meere bedeckt, und wie Borneo und Sumatra beweisen, scheint die Kreideformation in dem in Rede stehenden Gebiete eine grosse Ausdehnung zu besitzen. Auch im Beginn der Tertiärperiode waren ebenfalls beträchtliche Strecken vom Meere bedeckt; Sumatra, Java, Madura, Borneo, Nias, Menado auf Celebes liefern den Beweis.

Die posttertiären Elemente spielen ebenfalls eine grosse Rolle. So wird auf Sumatra der grösste Teil der Insel vom östlichen Abfall des Hochlandes der Westküste an von quartärer Bildung eingenommen; auf der malaiischen Halbinsel ist beiden Küsten in der Richtung des in der Längenachse streichenden Gebirges eine ähnliche Formation vorgelagert; in Cambodja greifen solche Ablagerungen von Saigon aus bis tief ins Innere hinein, und auch auf Banka und Billiton, welche geognostisch als Fortsetzung der malaiischen Halbinsel zu betrachten sind, besitzen quartäre Formationen eine weite Verbreitung. Auf Java findet man ausgedehnte, denselben angehörige Strecken von zum Teil ganz erheblicher Mächtigkeit, welche die Insel fast vollständig umfassen und längs der Flussläufe weit ins Innere greifen; namentlich im Nordwesten der Insel besitzen sie grosse Ausdehnung. Wie Guppy (Scotch Geogr. Magaz. V, p. 73) sagt, ist die Erhebung in posttertiärer Zeit so gross gewesen, dass sie nur bei Tausenden von Fuss gemessen werden kann. Auch für Borneo, Celebes und Halmahera ist die Bedeutung des Quartär nachgewiesen, für Celebes in jüngster Zeit noch durch Wichmann und van Schelle in viel grösserer Ausdehnung, als man je vermutet hatte; namentlich die Reise des letzteren hat über diese Insel und über Saleyer viel Licht verbreitet.

Man darf demnach annehmen, dass seit Ende der Kreideperiode bis in die Quartärzeit ausgedehnte Strecken der hier in Frage kommenden Inseln vom Ozean bedeckt waren. Ob seit dem Ende der Kreideperiode ein langsamer und stetiger Rückzug des Meeres stattgefunden hat, lässt sich jetzt noch nicht übersehen. Sicher dagegen ist es, dass nicht nur am Ausgange der Tertiärzeit, sondern auch noch während der ganzen Quartärperiode bis in geologisch kaum verstrichene Zeiten das Meer bedeutende Areale der jetzigen Inselwelt bedeckte, so dass in jüngster Zeit eine beträchtliche Landzunahme stattfand und viele Inselteile durch trockengelegte tertiäre und quartäre Sedimente miteinander verbunden wurden. Doch müssen auch frühere Verbindungen sich gelöst haben; z. B. muss Banka noch in einer sehr späten Periode mit Malakka oder Sumatra verbunden gewesen sein, wie das Vorkommen von Resten des Elephas indicus in recenten Bildungen der erstge-

[1]) Die Kei-Inseln und ihr Verhältnis zur australisch-asiatischen Grenzlinie. Tijdschr. Aardr. Genvots. 2. Serie VII. (1890) p. 241.

[2]) Suess, Antlitz der Erde I. S. 587, II. S. 207 ff.

[3]) Gesteine von der Insel Kisser (Samml. des Geologischen Reichs-Museums in Leiden), Serie I, Band 2, S. 183.

Digitized by Google

nannten Insel beweist; Java und Borneo müssen noch in der Pliocänperiode mit dem Festland in Verbindung gestanden haben, wie für ersteres durch die Ablagerungen von Sivalik, für letzteres durch das Vorkommen von Mastodon latidens nachgewiesen ist. Professor Judd wollte sogar die Bildung der Sundastrasse auf geologische Vorgänge zurückführen, die mit älteren Eruptionen des Herdes von Krakatau in direktem Zusammenhang gestanden haben sollen. Zur Unterstützung dieser Theorie hat er sich neuerdings (s. Nature 15, VIII, 1889) auf das »Pustaka Radja« (das Buch der Könige) berufen, welches vor wenigen Jahren zu Batavia erschienen ist. In demselben kommt ein Bericht über den Ausbruch des Berges Kapi, des jetzigen Krakatau, vor, der 416 n. Chr. stattgefunden und die Trennung Javas und Sumatras zur Folge gehabt haben soll. Das Buch wird jedoch von Professor Kern aus inneren Gründen für einen »erbärmlichen litterarischen Betrug« erklärt [1]).

Auch der in West-Borneo vor nicht langer Zeit gefundene Vulkan Melabu und der auf Celebes als Vulkan erkannte Pik von Bonthain deuten vielleicht die Lage von Sprüngen an; diese Frage jedoch, welche durch die Entdeckung von Vulkanen auf Borneo und auf Celebes in eine neue Phase getreten ist, ist durchaus noch nicht spruchreif. Dagegen lässt sich mit voller Sicherheit die Behauptung aufstellen, dass die Inseln der malaiischen Mulde erst in posttertiärer Zeit zu ihrer jetzigen Ausdehnung gelangt und somit in ihrer heutigen Gestalt von sehr recentem Alter sind.

In entschiedenem Gegensatz hierzu steht die Insel Gross-Kei, welche sich steil aus dem Meere erhebt und einer Tertiärformation angehört, die nicht jünger als Miocän ist; alle bis jetzt über die Insel bekannten Daten — und mit Ausnahme des noch nicht erforschten Berg Boo besteht völlige Sicherheit — bestimmen zu der Annahme, dass Pliocän vollständig fehlt; dass aber an dem genannten Berge eine Quartärformation anstehen könnte, scheint sowohl wegen seiner bedeutenden Höhe, als wegen des Umstandes ausgeschlossen, dass quartäre Ablagerungen auf den niedrigeren Gipfeln nirgends angetroffen werden. Ferner aber weicht die Facies der tertiären Formation von Gross-Kei vollständig von der der anderen Inseln (nämlich der malaiischen Mulde) ab. Die tertiäre Fauna von Kei ist auffallend eintönig, und die dort vorkommenden Alveolinenkalke sind überhaupt auf den ersterwähnten Inseln nicht bekannt. Wohl aber finden sich Kalkbänke mit Alveolinen an der Küste von Neu-Guinea und auf der vor der Geelvink-Bai lagernden Insel Soëk. Wird hierdurch schon die Vermutung der Zusammengehörigkeit erweckt, so wird sie noch durch die grosse petrographische Aehnlichkeit der in den genannten Gegenden vorkommenden Alveolinenkalke verstärkt, und endlich muss bemerkt werden, dass auch auf Neu-Guinea die Alveolinenkalke zu bedeutender Höhe ansteigen; alles dies rechtfertigt den Satz, dass die Uebereinstimmung im geognostischen Bau gross ist.

Nächst Kei kommt zur Bestimmung der australisch-asiatischen Grenzlinie namentlich die Insel Timor in Betracht. Es ist hier zu betonen, dass einerseits die Facies des Kohlenkalkes eine andere, wie die des Kalkes von Sumatra ist, während die Wahrscheinlichkeit besteht, dass der rote Kohlenkalk von Timor auch in Australien auftritt. Von Kreideablagerungen ist auf Timor nichts bekannt geworden, dagegen fand Wichmann 420 m über dem Meere bei Baung einen auch an Alveolinen reichen Nummulitenkalk, der sich mit keinem andern Tertiärgestein der Inseln der malaiischen Mulde in Verbindung bringen lässt. Nach dem Ergebnis der Untersuchungen wird auch das eocäne Alter für den Kalkstein von Baung sehr wahrscheinlich.

Das Vorkommen von Alveolinen weist auf Kei und auf Neu-Guinea hin, wo allerdings Nummuliten bisher noch nicht gefunden sind. Auch der Umstand, dass Vulkane bis jetzt auf Timor nicht nachgewiesen werden konnten, ist wichtig. Jedoch kann man bis jetzt nicht behaupten, dass diese Insel älter als die Inseln der malaiischen Mulde wäre; im Innern haben pliocäne Schichten eine weite Verbreitung, während an der Küste eine mächtig entwickelte Quartärformation auftritt.

Zum Schluss muss noch ein wichtiger Punkt berücksichtigt werden, nämlich das Streichen der Inseln. Bei Gross-Kei und den andern Inseln der Gruppe beträgt dasselbe etwa N. 20° O; die benachbarten Aru-Inseln, die ebenfalls von jüngeren Kalkbänken bedeckt sind, streichen von Norden nach Süden, Timorlaut von Südwesten nach Nordosten, und Timor ebenso, jedoch mit grösserer Abweichung nach Osten. Seine Längenachse nähert sich also der des malaiischen Bogens, von der sie aber immer noch um einen ansehnlichen Betrag abweicht.

Eine Betrachtung der Karte erregt unwillkürlich den Gedanken, dass hier Reste von Faltenzügen vorliegen, welche im Osten der Banda-See vorherrschend von Norden nach Süden gerichtet sind, im Südwesten aber sich mehr nach Westen umbiegen. Auch die 200-Metergrenze zwischen den Aru- und den Kei-Inseln läuft den letzteren beinahe parallel und im Südosten von Timor wieder dem Streichen dieser Insel parallel. Die Vermutung liegt also nahe, dass diese durch ein der malaiischen Mulde fremdes Streichen ausgezeichneten Inseln den aufgewulsteten Rand einer von dem asiatischen Kontinent geschiedenen Masse, mit anderen Worten, dass sie die Grenze des australischen Kontinentes andeuten. Auch dieses Streichen von Osten nach Westen wird bei den anderen Inseln des Archipels weiter verfolgt. Zur Erklärung der Sachlage findet Martin das Bei-

[1]) S. Tijdschr. Aardr. Genvots, 2. Serie VII, pag. 266.

Digitized by Google

spiel des amerikanischen Doppelkontinentes sehr lehrreich, wo auch die geognostische Scheidungslinie nicht in der Landenge von Panama, sondern weiter nördlich liegt. Auch da kann man die Grossen Antillen nicht von der gleichartigen Cordillere Venezuelas trennen, während vermutlich Yucatan das Grenzgebiet von Nord- und von Südamerika bezeichnet. Aber im Norden von Yucatan, Cuba und Haïti ist die Trennung keineswegs scharf ausgeprägt, denn die Bahama-Inseln vermitteln den Anschluss an Florida. In ähnlicher Weise nimmt die Umrandung der Banda-See eine teils trennende und doch gleichzeitig vermittelnde Stelle zwischen den Kontinentalmassen von Asien und Australien ein; die Banda-See bildet ein scharfumschriebenes Senkungsfeld zwischen den beiden ausgedehnten Flachseegebieten, welche einerseits die westlichen Sunda-Inseln mit Asien, andrerseits Neu-Guinea mit Australien verbinden. Nach der Seite Australiens ist dieses Becken mit einer Reihe von Vulkanen umgeben, und in deren äusserem Umkreis lagert ein Gebirge, welches die von Westen nach Osten streichenden Inseln der Javakette mit den in gleicher Richtung streichenden Inseln im Norden der Banda-See verbindet. Es folgen dann, weiter nach aussen, Inseln, welche sich hinsichtlich des Streichens als Reste eines anderen Faltengebietes kennzeichnen und ausserdem einen von den Inseln der malaiischen Kette verschiedenen geognostischen Aufbau besitzen. Das Gesagte darf wenigstens für Gross-Kei und Timor, die einzigen Inseln dieses Zuges, welche bis jetzt näher bekannt sind, als sicher gelten, und ebenso ist es erwiesen, dass dieselben in verschiedenen wesentlichen Punkten eine Uebereinstimmung mit Teilen des australischen Kontinentes besitzen.

Alles dasjenige, was hier angeführt ist, berechtigt zu dem Schluss, dass westlich von Gross-Kei und nordwestlich von Timor eine natürliche, geognostisch wohlbegründete Trennungslinie zwischen den von beiden Kontinenten abgegliederten Inseln besteht. Der äussere Bogen der Umrandung der Banda-See, die Inselreihe vom Ostende Cerams bis nach Kisser leitet aber, wie namentlich in der Kei-Gruppe deutlich zu erkennen ist, in das australische Faltengebiet hinüber. Weitere Folgerungen, als die angegebenen, dürfen aus Mangel an gründlicher Kenntnis hinsichtlich des geognostischen Baues des Umkreises der Banda-See hier jetzt noch nicht gemacht werden.

Für die Lösung der Aufgabe, eine kontinentale Grenze aufzustellen, scheint es, dies muss hier wiederholt werden, dass pflanzen- und tiergeographische Scheidungslinien kein Stimmrecht besitzen, da dieselbe zunächst rein geologischer Natur ist. Es kommt hier darauf an, diejenigen Schollen der Erdkruste aufzusuchen, welche seit langer Zeit eine gewisse Selbständigkeit gegen die ozeanischen Becken behauptet haben, und dabei kommt es nicht darauf an, ob an der Peripherie gelegene Teile der Kontinente vorübergehend verbunden oder zeitweise durch das Meer getrennt sind. Gerade aber die zuletzt erwähnten, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, mehr zufälligen Erscheinungen spielen eine grosse Rolle bei der Verbreitung der Tier- und der Pflanzenwelt; welche Bedeutung die letzteren auch an und für sich besitzen, mit der geologischen Trennungslinie dürfen sie, ohne die Frage zu verwirren, daher durchaus nicht in Zusammenhang gebracht werden, und selbstverständlich darf man noch weniger annehmen, dass sie sich mit derselben decken.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich daraus, dass der hohe Wert, welcher der Grenzlinie von Wallace beigemessen worden ist, als imaginär erkannt werden muss. Diese Linie trennt Zusammengehöriges, und wenn man die Tiefe der Strasse zwischen Bali und Lombok zum Beweise anführt, darf man nicht unberücksichtigt lassen, dass in derselben ein starker Strom läuft. Weiter dürfte es unstatthaft sein, nach unserem jetzigen Wissen Borneo und Celebes äusserlich zu trennen. Auch als Faunagrenze dürfte eine Scheidung nach dem bisherigen kaum gehandhabt werden können. Es sei hier nur noch an den Aufsatz von E. von Martens: Banda, Timor und Flores, Tagebuchnotizen [1]) erinnert, der aus seiner Erfahrung den Schluss zieht, dass Timor und Celebes, die Philippinen und die Inseln östlich von Java eben das Mischungsgebiet der australischen und asiatischen Fauna darstellen und ebensogut keiner von beiden als beiden angehören. Fast jede Tierart ergibt, wie er sagt, eine andere Grenze; eine scharfe Gesamtgrenze existiert in der Natur auch hier nicht. Gleiches gilt von der Florengrenze; wie weit beide Gebiete ineinander übergreifen, davon ist oben bereits ein Beispiel gegeben. Wir wollen eben noch an das von Studer über seine Beobachtungen in Timor Gesagte erinnern [2]). Es heisst da: »Der Anblick hat für den Reisenden, welcher aus der üppigen Tropenvegetation von Java oder Neu-Guineas Küstenwäldern kommt, etwas Befremdendes« . . . »So zeigt die Flora von Timor einen gemischten Charakter, welcher bald an Australien, bald an Ostindien erinnert.« Mit Recht macht er zur Erklärung des abweichenden Charakters der Vegetation Timors den Zusatz: Es erklärt sich dies aus der Trockenheit des Klimas (vom Mai bis November trockener Südost-Monsun). Man kann aber hierin noch weiter gehen, denn die ganze Inselkette (bis einschliesslich Java) steht unter dem Einfluss desselben, der aber, je mehr man nach Westen kommt, immer mehr an Trockenheit verliert, ein Umstand, der, wie schon gesagt, sich auf Java hinsichtlich der Vegetation sehr merkbar macht. Im übrigen aber dringt die indische Flora bis Neu-Guinea vor, wo sie in niederen und mittleren Regionen selbst auf der Südküste trotz einzelner austra-

[1]) Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde 1889, S. 83 ff.
[2]) Geographische Blätter 1878, S. 230.

Digitized by Google

lischer Arten noch das Uebergewicht besitzt, während, soweit bis jetzt bekannt, erst auf dem höchsten Gipfel des Mt. Victoria eine Vermischung der nordischen mit der australischen Alpenflora eintritt[1]). Da wo die Vermischung über so breite Zonen stattfindet, kann wohl, wie schon vorher bemerkt, von einer Grenzlinie im gewöhnlichen Sinne keine Rede mehr sein; höchstens könnte man noch von einer solchen sprechen, um das gänzliche Erlöschen der einem gewissen Gebiete angehörigen Pflanzen- oder Tierarten zu bezeichnen.

Dass die von Wallace auch vom anthropologischen Standpunkt aufgestellte Grenzlinie ebenfalls keine entscheidende Bedeutung besitzt, hoffen wir später einmal eingehend nachzuweisen.

H. Stanleys „Im dunkelsten Afrika".

Von Prof. Ph. Paulitschke.

(Fortsetzung.)

II.

Neben den Pygmäen erregen vom völkerkundlichen Standpunkt aus auch Stanleys Daten über die anderen Bevölkerungselemente Inner-Afrikas unser lebhaftes Interesse. In London hatte der Forscher die Ueberzeugung ausgesprochen: »that the pigmies and the negroes are the primitive races of Africa; that Ethiopia in prehistoric times was invaded by various migrants from the great Aryan race; that as they multiplied they scattered south ward and mixed with the Zulus, Kaffirs, Bechuanas, Matabeles, Mafitte, Watuta and Wanyamwezi.« Das Neue an der Sache ist, dass die arische, richtiger semitohamitische, Physis bis weit über den Albert-See nach dem Südwesten hin sich verbreitete, beziehungsweise noch heute ihre Spur daselbst lebhaft erkennen lässt.

In seinem Werke (II. Bd. S. 88 ff., 349 ff., 354 Anmkg.; I. Bd. S. 357 ff.) entwickelt nun Stanley des näheren seine Ansichten über die ethnologischen Verhältnisse Inner-Afrikas und bedauert an einer Stelle, dass es ihm an Zeit fehle, eine Karte zu entwerfen, aus welcher der Leser mit einem Blick erkennen würde, welche Umgestaltung die langen aufeinander folgenden Wanderzüge von Asien nach Afrika während 50 Jahrhunderte bewirkt haben.

Es ist nicht leicht aufzufinden, von welchen Kriterien Stanley bei seiner Einteilung der Völker Central-Afrikas ausgeht, denn eine wissenschaftlich-ethnologische Schulung besitzt der Forscher leider nicht. Einmal gilt ihm die Körpergrösse der Individuen, ein andermal die Hautfarbe und andere Momente, namentlich der Aufenthalt der Individuen, ob sie im Walde oder in der Graslandschaft hausen, zum Ausgangspunkt der Einteilung. Sein Evangelium bekennt er jedoch in der Mahnung, es sei notwendig, wenn man von den farbigen Rassen von Inner-Afrika spreche, nicht zu vergessen, dass dieselben sich jetzt in fünf verschiedenen Typen entwickelt haben, welche man den Zwerg-, Neger-, halbäthiopischen (Zulus, Mafiti, Watuta, Wahha, Warundi, Wandja-Ruanda), äthiopischen (Wahuma oder Waima, Watschwesi, Wawitu, Wataturu) und berberischen oder maurischen Typus nennen könne, sowie dass man unter diesen Typen eine Anzahl anderer finde, die durch Verschmelzung des einen mit dem anderen entstanden sind, wie des Zwerges mit dem Neger, wodurch Stämme gebildet wurden, bei denen die erwachsenen Männer eine durchschnittliche Grösse von nur 1,55 m haben, des Negers mit dem Oman-Araber, wie an der Ostküste, des Aethiopiers mit dem Araber, wie im Küstengebiete in der Umgebung des Dschub, des Berbers mit dem Neger, wie in Dâr Fûr und Kordofan, und wie die Hirten am oberen Nil und die Bewohner östlich von Sierra Leone.

Bei dieser Formulierung werden eingehendere wissenschaftliche Kriterien der Physis, dann aber auch das Moment der Sprache vermisst, und sie kann daher nur einen untergeordneten Wert haben, wenngleich zugestanden werden muss, dass Beobachtungen eines so erfahrenen Praktikers wie des mit scharfem Blick begabten Stanley nicht zu verachten sind. Dagegen dürfen Angaben über die Lagerung und Beschaffenheit von Stämmen auf dem grossen, von Stanley bereisten Gebiete Central-Afrikas, selbst wenn sie nur in der allergröbsten Form gemacht werden, mit Werte wohl in die wissenschaftliche Rubrik eingestellt werden.

Zu diesen Angaben zählt vor allem, was Stanley über die Stämme in der Aequatorialregion Afrikas vom Atlantischen Ozean bis 30° östl. L. v. Gr., ferner was er über die Wahuma verkündet hat.

Alle Stämme in der Aequatorialregion vom Atlantischen Ozean bis 30° östl. L. v. Gr., schreibt der Reisende, haben in Bezug auf Charaktereigenschaften und Gebräuche eine entfernte Aehnlichkeit, doch will er den 18.° östl. L. v. Gr. als Scheidelinie zwischen zwei grossen Familien annehmen, welche ursprünglich von einer und derselben Mutterrasse abstammen. Auf einer Strecke von zwölf Längengraden finde man Hunderte von Stämmen, welche eine weitgehende Aehnlichkeit miteinander zeigen. Was Schweinfurth und Junker, Emin und Casati von den Monbuttu, Niam-Niam und Monfu berichten, lasse sich mit einigen sehr geringen Unterschieden auch von den Bangala, Wijansi, Batomba, Basoko, Baburu, Bakumu (Süden des oberen Aruwimibeckens) und Balesse (Norden des oberen Aruwimi- oder Ituribeckens) sagen. Ein Stamm, der eine festere Organisation besitzt, möge vielleicht etliche bessere Eigenschaften besitzen als ein anderer, der vom Unglück betroffen und von mächtigen Nachbarn unterdrückt worden ist, bemerkt Stanley, aber in der Hauptsache sei keinerlei Unterschied zu gewahren. Sie besitzen keine Rinder, aber Schafe, Ziegen und Haushühner. Ein Stamm habe vielleicht Vorliebe

[1]) »Ausland« 1890, S. 419.

Digitized by Google

für Maniok, aber alle bauen Paradiesfeigen und Bananen. Die Kleidung bestehe bei allen übereinstimmend aus einem Rindenstoff; der Kopfschmuck sei überall ähnlich, obwohl der eine Stamm geschickter bei der Herstellung desselben ist als der andere. Fast alle üben die Beschneidung aus und sollen das Fleisch ihrer Feinde essen. Ihre Waffen sind fast die gleichen: der breite messerscharfe Speer, der zweischneidige spitze Dolch, die seltsamen Messer mit 2 und 4 Klingen, das krumme Schwert, die kleinen Bogen und kurzen Pfeile. Gleich sind auch Stühle, Bänke und Rückenlehnen, Ohrringe, Halsbänder, Arm- und Beinspangen, die grossen Kriegstrommeln und kleinen Gongs, die Kriegshörner und die Werkzeuge der Schmiede und Zimmerleute. In der Bauart der Häuser sei dagegen ein grosser Unterschied vorhanden, und ebenso seien sie auch bezüglich des Tättowierens der Merkzeichen im Gesicht und des Schmuckes der Oberlippen verschieden, allein dies rühre oft davon her, dass ein Stamm sich auszuzeichnen wünscht, obwohl er derselben Rasse angehört. Diese zwölf Längengrade umfassende Gegend ist grösstenteils Wald, obwohl sie im Westen mehrere Strecken Grasland besitzt, welcher Umstand die Hautfarbe der Stämme wesentlich beeinflusst. Die Bewohner des Waldlandes sind nach Stanley von viel hellerer Färbung als diejenigen des Graslandes. Im normalen Zustande sind sie kupferig, doch sind einige so hell wie Araber und andere dunkelbraun, obwohl alle den reinen Negercharakter haben. Vermutlich sei die helle Farbe eine Folge des während vieler Generationen fortgesetzten Aufenthalts in dem Schatten des Waldes, obgleich es ebenso wahrscheinlich sei, dass sie das Resultat der Verschmelzung einer ursprünglich schwarzen mit einer helleren Rasse ist. Ueberschreite man die Grenzen des Waldes und betrete das Grasland, so bemerke man sofort, dass die Stämme eine viel dunklere Farbe haben. Unter den Waldstämmen hat Stanley einige beobachtet, die merkwürdig einnehmende Züge hatten, während andere ungewöhnlich hässlich und verkommen aussahen. Wie unverbesserlich wütend im Temperament, verabscheuungswürdig in Neigungen und tierisch in Gewohnheiten diese wilden Stämme heute aber auch sein mögen, so sei doch nicht einer unter ihnen, welcher nicht die Keime in sich trage, mit deren Hilfe sich in zukünftigen Zeiten die Civilisation und die von derselben unzertrennlichen Segnungen verbreiten können.

Könnte aus dem von Stanley heimgebrachten Material auch noch der sprachliche Beweis für die Uniformität der Stämme am mittleren Kongo mit den Niam-Niam und Mangbattu erbracht werden, — die 80 auf S. 436 ff. des II. Bandes des Reisewerkes mitgeteilten Vokabeln sind zu dürftig, als dass aus denselben ein Schluss gezogen werden könnte — so müsste die Grenzscheide zwischen den Bantus und den eigentlichen afrikanischen Negern, welche bislang von dem Golfe von Benin in direkt östlicher Richtung bis zum Victoria-See verlief, eine veränderte Form und Richtung erhalten.

Was die Völker am Albert-Nyanza betrifft, so berichtet Stanley, dass er in dieser Gegend zwei verschiedene und sich deutlich voneinander unterscheidende Rassen in vollständiger Harmonie miteinander lebend angetroffen habe, von denen, wie er sagt, die eine (die Wahuma) offenbar »indo-afrikanischer« Abstammung sei, da sie äusserst feine Züge, Adlernase, schlanken Nacken, kleinen Kopf und vornehmes und stolzes Auftreten besitzt. Es sei dies eine uralte Rasse, die glänzende Ueberlieferungen hat und von unbeugsamer Sitte geleitet wird, von der es kein Abweichen gebe. Obwohl die Repräsentanten derselben eine nussbraune und einige sogar eine tiefdunkelbraune Hautfarbe haben, so gleichen die reinsten der Rasse an Farbe doch dem alten Elfenbein und haben eine Haut, welche sich so wundervoll weich anfühle, wie der feinste Atlas. Sie beschränken sich auf Rindviehzucht und sehen voll hochmütiger Verachtung auf die Repräsentanten der zweiten Rasse, die Bavira, die sich mit Ackerbau beschäftigen. Sie leben wohl im Lande der letzteren, aber nicht in ihren Dörfern, tauschen ihre Molkerei-Erzeugnisse gegen das Getreide und die Gemüse der Ackerbauer aus, geben aber ihre Töchter nur einem geborenen Mhuma (Sing. zu Wa-huma) zur Frau. Dagegen vermählen sich ihre Söhne mit den Wahuma-Frauen.

Den Wahuma nun hat Stanley im II. Bande (S. 349 ff.) unter dem Schlagwort: »Die Eingeborenenstämme des Graslandes« ein eigenes Kapitel gewidmet. Er nennt sie neben den Zwergen die interessantesten Leute in ganz Centralafrika, das gerade Gegenteil der Zwerge. Nach Stanleys Ansicht (vgl. auch, was Emin Pascha in Nr. 14 dieses Jahrgangs des »Auslands« sagt) sind sie die echten Abkömmlinge der semitischen Stämme oder Gemeinden, welche von Asien über das Rote Meer ausgewandert sind und sich an der Küste und in den meist unter dem Namen Aethiopien bekannten Hochlanden von Abessinien niedergelassen haben. Von diesem grossen Mittelpunkte leite mehr als ein Drittel der Bewohner von Inner-Afrika seinen Ursprung ab. Zwei Ströme sollen sich von hier, meint Stanley im I. Bande seines Reisewerks S. 358, ergossen haben, von denen der eine von Aethiopien durch die südöstlichen Gallagebiete nach Unjoro und den hochgelegenen Weideländern am See gekommen ist, der andere direkt nach dem Süden sich ergossen hat. Als die Aethiopier südwärts vordrangen und die Negerstämme besiegten, entstand eine Vermischung der Rassen: das semitische Blut vereinigte sich mit dem Negerblut, die Bastardstämme mischten sich durch Zwischenheirat wieder mit den Urrassen, arteten infolgedessen noch mehr in Gesichtszügen und Gestalt aus und haben im Laufe der Zeitalter fast jegliche Spur ihrer Abstammung von asiatischen Völkern verloren. Stanley ergeht sich noch viel weiter in der Betrachtung

Digitized by Google

der Vermischung der Rassen und meint, wenn der Reisende nur diese Thatsache im Auge behalte und seine Untersuchungen beim Kap der guten Hoffnung beginne, werde er, nordwärts gehend, leicht im stande sein, die weniger entarteten Stämme von denen zu trennen, welche sich dem echten Negertypus schon so sehr genähert haben, dass sie zur Klasse der Neger gezählt werden können.

Durch die Beobachtungen Stanleys und Emins ist das gerade Gegenteil von dem konstatiert worden, was z. B. Heinrich Barth über die Völkerverschiebungen im centralen Afrika gelehrt hat, indem er eine Ausstrahlung der Galla z. B. von der Seenregion gegen Nordosten angenommen hat, welche durch ein elementares Ereignis veranlasst worden sei. Indessen hat Emin bereits in seinen Briefen von 1878 bis 1884 des Umstandes Erwähnung gethan, dass die Galla tief nach dem Westen reichen und die herrschende Klasse in Uganda eben Galla seien, so z. B. selbst der berühmte König Mtesa von prägnantem Gallatypus gewesen sei. Stanley sagte nun von den Wahuma in London: »They resemble Abyssinian Somalis and Gallas«, und Emin schrieb bereits im März d. J. an das »Ausland«, es liege an den Wahuma wahrscheinlich das Beispiel vor, dass ein aus Nordosten gekommener Stamm bei seiner Ankunft in Unjoro die eigene mitgebrachte Sprache verloren und dafür nicht sowohl die Sprache der unterdrückten Gegner, sondern der Nachbarn angenommen habe.

An eine so ausgedehnte Verbreitung des semitischen Elements Abessiniens, der »Indo-Africans«, wie sie Stanley annimmt, ist nicht zu denken, schon aus Gründen der Zeitfolge nicht. Wohl aber kann sehr gut eine Ausstrahlung der Hamiten bis über den Albert-See und in das Gebiet des Kongo angenommen werden. Der Verlust der eigenen Mundart wäre denkbar, wenn man erwägt, dass ein solches Vorschweben von Hamiten nach dem Südwesten nur in geringerer Individuenzahl, nicht in sehr kompakten Massen, stattgefunden haben könne. Den Zug dieser Indo-Africans Stanleys mit den Galla-Wanderungen in Zusammenhang zu bringen, liegt nahe, doch fehlen die chronologischen Anhaltspunkte hierzu.

Die Wahuma sind nach Stanleys Schilderung lediglich Viehzüchter, und zwar züchten sie Tiere ungefähr von der Grösse der englischen Rinder und von einer buckellosen Rasse (nur bei Stieren ist der Buckel etwas entwickelt), von Hörnern mittlerer Grösse, fahler Farbe. Die Rinder werden oft zahlreich durch Pflanzen vergiftet, namentlich wenn man sie nach Weideplätzen treibt, die sie gewöhnlich nicht besuchen. Wiederholtes Abbrennen des Grases mache jedoch die Kräuter unschädlich. Der Milchertrag der Rinder soll in Anbetracht der Grösse der Tiere und der reichen Weideländereien sehr gering sein.

Die Stellung des Weibes ist bei den Wahuma eine geachtete; die Frauen besitzen Rechte, die nicht ungestraft vernachlässigt werden dürfen, wenngleich die Gattin sonst zur Habe des Mannes gerechnet wird und den Wert von 1—5 Rindern hat. Bei schlechter Behandlung ist es ihr leicht möglich, in das Haus des Vaters zurückzukehren, worauf sie der Mann nochmals kaufen muss. Die Frauen führen das Regiment im Hause und verfügen über die Produkte der Milchwirtschaft und des Feldes. Dem Mann liegt die Pflicht ob, das Haus zu bauen, die Rinder zu hüten und zu melken, die Umzäunung auszubessern und für Beschaffung der Kleidung zu sorgen. Dagegen bebaut die Frau das Feld, bereitet die Butter durch Schwingen mit Milch gefüllter, in der Hütte aufgehängter Eimer und besorgt die Marktgeschäfte, indem nur sie Butter, Milch und Lebensmittel verkauft.

Die Kleidung der Männer besteht meist nur aus einem Ziegen- oder Antilopenfell, das von der linken Schulter herabhängt. Die Frauen bekleiden sich mit Kuhhäuten, die oft sehr schön gegerbt und ganz weich sind. Mädchen gehen bis zum heiratsfähigen Alter vollständig unbekleidet. Die Sklaverei ist vorhanden. Medizinfrauen und Zauberinnen treiben auch bei diesem Volke ihr Unwesen. Stanley bemerkt, dass er bei den Grasstämmen der Wahuma die Kleidung und Musikinstrumente wiedererkannte, welche in Wilkinsons Werke »Ancient Egyptians« abgebildet sind. Aus den Messerheften, den Vertiefungen auf den Schwertern und deren Form, den dreieckigen Verzierungen auf den getünchten Wänden der Häuser und auf den Schildern, aus der Kleidung aus Birkenrinde, den Kästen, Kochgeräten, ihren Waffen, Speeren, Bogen und Knütteln, ihren »Mundus«, welche in ihrer Form Aehnlichkeit mit der Streitaxt der alten Aegypter haben, den gebogenen Kopfstützen, den Elfenbein- und Holzlöffeln, den mit Ohren versehenen Sandalen, ohne welche keine Mhuma marschieren würde, ihrer Vorliebe für gewisse Farben, wie Rot, Schwarz und Gelb, ihren Körben, in denen die Kinder getragen werden, den aus Rohr hergestellten Flöten, den langen Wanderstäben, aus der Art und Weise, wie sie durch Jammern, Schlagen auf die Brust und Geberden ihren untröstlichen Kummer ausdrücken, den traurigen, melancholischen Gesängen und hundert anderen Sitten und Gebräuchen ersah Stanley, dass die alten ägyptischen und äthiopischen — richtiger wohl hamitischen — Eigentümlichkeiten von den Stämmen des Graslandes getreulich bewahrt werden. Schriftsprache gibt es bei den Wahuma keine.

Eine Spur von Religion findet sich bei den Wahuma nicht, betont Stanley. Sie glauben sehr fest an die Existenz eines bösen Einflusses in der Gestalt eines Mannes, der an unbewohnten Orten, wie eine bewaldete dunkle Schlucht oder ein ausgedehnter, mit Röhricht bewachsener Sumpf, lebt, aber durch Geschenke versöhnt werden kann. Der glückliche Jäger überlässt ihm daher ein Stück Fleisch, das er jedoch fortschleudert, als ob er es einem Hunde zu-

Digitized by Google

werfe, oder man legt ein Ei, eine kleine Banane oder ein Ziegenlammfell vor die Thür der Miniaturwohnung, die man am Eingange einer jeden Seriba findet. Jeder trägt ein Zaubermittel um den Hals, Arm oder Leib. Sie glauben an den »bösen Blick« und Vorbedeutungen, sind aber nicht so abergläubisch wie die Waganda, wahrscheinlich, weil sie, wie Stanley mit Recht hinzufügt, so weit zerstreut sind. Sie fürchten die Bezauberung, und wer im Verdacht des Zauberns steht, wird rasch der Strafe unterworfen.

Das physische Leben anlangend, besteht die Kost der Wahuma hauptsächlich aus Milch, süssen Kartoffeln, Hirse, Bananen, Mais. Aus gegorener Hirse wird eine Art Bier, »Malwa«, erzeugt, nicht stark, aber fähig, eine freundliche, gesellige Stimmung hervorzurufen. Das Klima der 1375—2000 m hoch gelegenen Weideländer ist angenehm, so dass die Eingeborenen ausserhalb des Hauses täglich fünf Stunden arbeiten können, ohne bei aussergewöhnlicher Hitze Unbequemlichkeit zu verspüren, und von sieben Wochentagen gewiss drei Tage von früh morgens bis zur Dämmerung ungeschützt im Freien bleiben, weil der Himmel sehr häufig vollständig bewölkt ist. Da manche Teile von Unjoro 3000 m über dem Meere gelegen sind, so ist Stanley überzeugt, dass sie angenehme Gegenden für europäische Ansiedler werden, wenn sich Mittel schaffen lassen, sie hinzubringen.

(Schluss folgt.)

Indochinesische Stämme.

Von C. W. Rosset.

I. Die Stieng.

Die Gegend, in welche ich den Leser im zweiten Teil meines vorigen Artikels[1]) geführt habe, ist nicht so unzugänglich, als dass nicht schon mehrfach der Versuch unternommen worden wäre, Expeditionen hierher zu entsenden, welche ein näheres Studium des Moilandes und seiner Bewohner bezweckten. Ich erinnere an den französischen Marinearzt Dr. Néis, der im November und Dezember 1880, sowie im Februar bis April 1881 sich mit Studien im Moilande beschäftigte und später von den Lieutenants Septans und Gauroy abgelöst wurde. Ich erinnere weiter an den französischen Forschungsreisenden Gautier, der vom 5. Februar bis zum 25. Juni 1882 sich im Lande der unabhängigen Moi aufhielt. Diese Reise kam leider zu einem vorzeitigen Abbruch, da der Forscher bei einem Ausfluge in die Wälder, welche die Ufer des Flusses Direman, eines Nebenflusses des Donnai, umgeben, in die Irre geriet und erst, nachdem er drei Tage lang die grössten Entbehrungen hatte überstehen müssen, in bewohnte Gegenden zurückkam. Inzwischen hatten sich seine Diener, die ihn für verloren gaben, mit seinen Vorräten aus dem Staube gemacht.

[1]) Vergl. »Ausland« 1890, Nr. 25 und 26.

Gautier entdeckte den Fluss Deuremore, einen bedeutenden linksseitigen Nebenfluss des Direman, sowie den kleineren, ebenfalls linksseitigen Nebenfluss des Direman, Darebras, und führte den Nachweis, dass die Landstrecke zwischen Brelam und Queuneron unbewohnt ist.

In derselben Zeit, vom 22. April bis zum 9. Mai 1882, untersuchte L. Nouet den Lauf des La-Nga, des bedeutendsten Nebenflusses des Donnai. Eine noch genauere Aufnahme seines Oberlaufes führte zwei Jahre später, vom 4. Februar bis zum 15. März 1884, Humann aus, der den La-Nga bis zu seinem Quellgebiet im Grenzgebirge gegen die Provinz Binh-Thuan verfolgte.

So fehlt es uns also durchaus nicht an Zeugnissen dafür, dass die Franzosen von dem eifrigen Bemühen geleitet werden, die Erforschungen ihrer indochinesischen Besitzungen und der angrenzenden Gebiete zu fördern. Aber zugleich liefern uns auch die Schicksale Gautiers den schlagenden Beweis dafür, wie unangenehm das Reisen in diesen ungastlichen Gegenden ist. Aehnlich wie mit dem Lande der Moi steht es mit demjenigen der Stieng. Auch sie sind nicht mehr unbekannt, sie figurieren bereits auf unseren Karten, und wären es auch bloss Schulatlanten, in ziemlich grossen Lettern. Ihre Kenntnis verdanken wir hauptsächlich dem Bemühen der französischen Missionare, vor allem der Pater Le Mée und H. Azémar, welch letzterer ein zu Saigon 1887 erschienenes Dictionnaire Stieng herausgegeben hat. Ich hatte das Vergnügen, die Bekanntschaft dieser ehrwürdigen Männer zu machen, und da ich dem von ihnen erforschten Volksstamm ebenfalls einen Besuch abgestattet hatte, so kamen wir bald in eine lebhafte Unterhaltung und tauschten unsere Erfahrungen gegenseitig aus. Pater Azémar hatte sich im Lande der Stieng in den Jahren 1861—1866 aufgehalten und genügend Gelegenheit gehabt, ihre Sprache und ihre Sitten zu studieren. Ihm ging es ähnlich wie mir, er war ganz allein unter den Eingeborenen; zwei Confratres hatten ihn allerdings begleitet, waren aber vom Fieber befallen worden und mussten infolgedessen nach Cochinchina zurückkehren. So sah er sich zunächst der ungeheuern Schwierigkeit gegenüber, die Sprache der Eingeborenen verstehen zu lernen. Ein Wörterbuch oder gar eine Grammatik der Stiengsprache gab es damals noch nicht. Wenn er die Eingeborenen in ihrem mündlichen Verkehr belauschte, so war das nicht die kräftige, wohlartikulierte Sprache des Europäers, sondern ihre Unterhaltung hörte sich fast an, als wenn ein Amselpaar im Laubwerk des Baumes trauliche Zwiesprach hälte.

Das lebhafte Verlangen, die Sprache sich eigen zu machen, war für den Pater Azémar der Sporn, dass er jede andere Beschäftigung in den Hintergrund drängte und seine ganze Energie auf dieses eine Streben konzentrierte. Indes die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich; fruchtlos waren die lang-

Digitized by Google

wierigen Versuche, die richtige Uebersetzung vor allem des einen Satzes in die Stiengsprache zu finden: »Wie nennst du diesen Gegenstand in deiner Sprache?« Als er den Stieng endlich klargemacht hatte, was er wollte, und im Besitz der kostbaren Frage war, ging er in die Dörfer und auf die Reisfelder, liess sich diesen und jenen Gegenstand bezeichnen und sammelte so einen Wortschatz, der alltäglich grösser wurde und ihn schliesslich in stand setzte, eine notdürftige Unterhaltung mit seinen Gastgebern zu führen. Fast drei volle Jahre brachte er mit dieser Beschäftigung zu, bis er gewiss sein durfte, dass der wertvolle Sprachschatz der Stieng nun fast gänzlich gehoben sei. Er arbeitete dann noch längere Zeit an der Vervollkommnung des Dictionnaires und feilte es bei täglichem Gebrauch der Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen sorgfältig aus.

Die Sprache der hinterindischen Stämme ist zum grossen Teil einsilbig; einige Wörter sind zweisilbig. Sie besitzt mehrfach Hauchlaute am Wortschluss, die für den Europäer sehr schwer zu reproduzieren sind. Wenn man sich die Bewegung der Sprachwerkzeuge vergegenwärtigt, welche beim Schluchzen stattfindet, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon bilden, wie diese Aspiraten hervorgebracht werden.

Verfolgt man einen der vielen von Norden her kommenden Nebenflüsse des Donnai, den Song Be, in sein Quellgebiet, so gelangt man in das Land der Stieng. Sie wohnen zwischen 104° 30′ bis 105° 30′ ö. L. (Par.) und 11° 40′ bis 12° 30′ n. Br. Ihre Hauptstadt, wenn man von einer Stadt reden darf, ist Brelam, auf den Karten oft auch Brelum geschrieben.

Der Vollständigkeit halber will ich hier eine kurze Skizze der Stieng und ihrer Lebensweise vorausschicken, bevor ich zu den nördlich und östlich davon angesiedelten Nachbarstämmen übergehe. Der Stieng ist stark, gross, beobachtet eine edle, aufrechte Haltung und ist äusserst ausdauernd, besonders im Laufe. Wenn Pater Azémar sagt, der Stieng sei selten krank, so trifft das nicht in vollem Maasse zu. Es herrschen bei ihm dieselben Krankheiten, die ich im ersten Artikel bei den Moi zu erwähnen Gelegenheit hatte, nur nicht in so hohem Grade, denn immerhin befleissigt sich der Stieng einer etwas grösseren Reinlichkeit, als der Moi. Richtig dagegen ist, dass man bei den Stieng durchaus keine verkrüppelten und in ihrer körperlichen Entwickelung zurückgebliebenen Leute findet. Zwei oder drei Tage nach der Geburt eines Kindes geht die Stiengfrau aus, um an dem nächsten Bache ein reinigendes Bad zu nehmen.

Ethnographisch zeigt der Stieng eine nahe Verwandtschaft mit dem Cambodjaner und Siamesen, weniger mit dem Chinesen. Er hat niemals schräg liegende Augen, sein Haar ist kraus. Seine Sprache verwendet das auslautende r, welches der Chinese nicht kennt. Man findet leider in seinem Lande keine Tradition, keine geschichtlichen Ueberreste, nicht das geringste Denkmal der Vergangenheit, weder Altäre, noch Grabdenkmäler.

Das Gut, welches dem Stieng über alles geht, ist die Freiheit. In seinem Gemeinwesen ist jedermann frei, frei in des Wortes ausgedehntester Bedeutung. Lieber sterben, als die heimatlichen Wälder verlassen: das ist die Losung des Stieng; und wird er einmal gezwungen, in die Gefangenschaft zu gehen, so ist sein ganzes Streben darauf gerichtet, seine Freiheit wiederzugewinnen, koste es selbst das Leben.

Einen König, einen anerkannten Herrscher, der ihnen gebietet und Gesetze vorschreibt, besitzen die Stieng nicht. Jedes Dorf ist von dem andern unabhängig, doch steht an seiner Spitze ein Dorfoberster, der gewöhnlich auch Dorfältester ist, und dieser hat nicht zu befehlen, sondern bloss zu repräsentieren. Bei einem Feste bekommt er den ersten Platz, er beruft Versammlungen und präsidiert in ihnen. Aber er unternimmt keinen Schritt zum Wohle oder Wehe der Gemeinde, den diese selbst nicht gutgeheissen hätte. Einem von der Gemeinde sanktionierten Befehle widersetzt sich niemand; sind Unzufriedene vorhanden, so werden sie niemals einen Bürgerkrieg heraufbeschwören, sondern machen von dem Rechte Gebrauch, ihre alten Penaten zu verlassen und in einem anderen gesicherten Schlupfwinkel dieser ausgedehnten Wälder ein neues Heim zu gründen, welches den Stamm für ein neues Gemeinwesen abgibt.

Der Häuptling des Dorfes wird durch Stimmenmehrheit gewählt; die einflussreichsten Bürger treten zusammen und berufen eine allgemeine Volksversammlung. Nachdem die Wahl stattgefunden, wird auf gemeinsame Kosten ein grosser Schmaus abgehalten; ein paar Schweine und Rinder fallen diesem Feste zum Opfer, und der unvermeidliche Schum-Schum wird auch hier in nicht ganz unbedeutenden Mengen gebechert. Aber damit ist die Feierlichkeit noch keineswegs abgeschlossen. Der frischgebackene Häuptling, der nach einigen schwachen Höflichkeitsversuchen, das Amt zurückzuweisen, das man ihm ganz unverdientermaassen antrage, sich endlich in seine neue Würde und Bürde findet, revanchiert sich, indem er auf seine eigenen Kosten ein Bankett zum besten gibt.

Bei dieser Gelegenheit wird auch reichlich musiziert. Es erklingen jene monotonen und für das Ohr des Europäers durchaus nicht erfreulichen Weisen, welche man auch in Cambodja und Siam findet. Die Instrumente, mit denen diese Musik hervorgebracht wird, heissen Mbott und Dingly. Das Mbott hat viele Aehnlichkeit mit einem Dudelsack, erzeugt aber nicht die gequetschten Töne eines solchen, sondern produziert sich mehr wie eine Flöte. Es besteht aus einem ausgehöhlten Kürbis, in welchen mehrere mit Löchern versehene Bam-

Digitized by Google

busröhren geführt sind. Das Dingly ist die Harfe des Wilden. Er stellt es in folgender Weise her. Er nimmt einen Bambusstab von 40—50 cm Länge und 10—15 cm Durchmesser, schneidet aus dessen Oberfläche sehr feine und dünne Streifen aus, etwa vier bis fünf nebeneinander, und diese dienen ihm als Saiten. Er befestigt sie auf eben demselben Bambusrohr in grösserer oder geringerer Spannung auf Stegen, und das primitive Instrument ist fertig. Die Saiten werden mit der Hand angeschlagen, und ein geschickter europäischer Musikus würde ihnen sehr zarte Melodien entlocken können.

Der Stieng ist ein sehr tapferer Krieger; er liebt den Frieden, aber wenn er angegriffen wird, so geht er mit Feuer an die Vorbereitungen zum Kampfe. Der Häuptling ruft seine Untergebenen zum Kriegsrat zusammen, und auch bei dieser Gelegenheit wird wacker gezecht, die grosse Trommel wird geschlagen, dass weithin in den Wäldern das Echo wiederklingt, überall herrscht Jubel, nirgends Traurigkeit. Ist das Mahl beendet, so macht sich alles an die Befestigung des Dorfes. Zwar ist jedes Dorf in Friedenszeiten schon an sich eine Festung, da man zu jeder Stunde auf einen plötzlichen feindlichen Einfall gerüstet sein muss, aber für ausserordentliche Fälle, wenn man den Ansturm eines ganzen Stammes zu befürchten hat, werden auch ausserordentliche Maassregeln getroffen. Keiner schliesst sich aus, wo es gilt, das Vaterland zu schützen und zu verteidigen, jeder würde es für eine Schmach halten, sich von der anstrengenden Arbeit, welche das Verschanzungswerk erfordert, auszuschliessen. Der Häuptling des Dorfes geht voraus, das Cupp-Cupp in der Hand, er leitet die Arbeiten, legt aber selbst mit Hand ans Werk, wie der geringste seiner Unterthanen.

Zwei oder drei Tage genügen, um das ganze Dorf mit einem fast unpassierbaren Festungswalle zu umgeben. Die Burg, die so aus der Erde emporgewachsen ist, kann als uneinnehmbar angesehen werden, wenn nur die Posten ihre Schuldigkeit thun. Bäume werden niedergeschlagen, in wirrem Durcheinander kreuzweise und parallel sich lagernd, die Krone nach aussen, den Stamm nach dem Dorfe zu gerichtet, die einen dicht über dem Boden abgehauen, die andern in 1—2 m Höhe. In diesen Wirrwarr von Zweigen und Stämmen wird Dorngestrüpp kunstvoll hineingeflochten, die Baumäste werden teilweise zugespitzt, der Boden ist mit gespitzten und teilweise vergifteten Bambusstäben förmlich gespickt, und so wird jeder, der hier eindringen will, auf unüberwindliche Hindernisse stossen. Versucht er es dennoch, so wird er ohne Zweifel das Opfer eines Pfeilschusses werden, den aus gesichertem Versteck der Dorfbewohner auf ihn richtet. Dass grössere Feindesmassen hier zu gleicher Zeit eindringen können, ist vollständig undenkbar, wenn der Belagerte nur aufmerksam Wacht hält.

Man könnte einwerfen, ist nicht solch eine Festung für den Belagerten gefährlicher als für den Belagerer, ist nicht eine Aushungerung möglich? Hieran ist jedoch nicht zu denken, denn diese Volksstämme verstehen sich nicht auf die dazu nötige Kunst der Belagerung. Wenn sie das Dorf nicht im ersten Ansturm nehmen können und sofort Gelegenheit haben, ein paar Menschen zu rauben, die sie dann nachher als Sklaven verkaufen können, so geben sie lieber den langwierigen Kampf auf. Ausserdem wissen die Belagerten in ihrer Verschanzung sich stets einen verborgenen Schlupfweg offen zu halten, durch welchen sie, wie der Hase durch die Hecke auf allen vieren kriechend, unbemerkt ins Freie gelangen, um, wenn es nötig sein sollte, Wasser zu holen oder zu rekognoszieren.

Bisweilen kommt es vor, dass vor dem Ausbruch eines Krieges, den man jedenfalls erwarten kann, sobald irgend eine Differenz zwischen den Stämmen vorliegt, der geschädigte Teil durch Gesandte eine Versöhnung herbeizuführen sucht. Indes gehört es alsdann nicht zu den Seltenheiten, dass man diese letzteren einfach gefangen nimmt und sie nachher — eine billig erworbene Beute — als Sklaven verkauft.

Die Stieng lebten früher ausschliesslich von den Ergebnissen ihrer Jagd und von den Früchten des Waldes, wie Bataten, wilden Bananen und verschiedenen Kräutern, die unserem Spinat ähneln. Durch die Bemühungen der französischen Missionare ist die Reiskultur bei ihnen eingeführt worden und zu hoher Blüte gelangt. Sie betreiben dieselbe in dem Maassstabe, dass sie sogar in der Lage sind, grosse Quantiäten Reis alljährlich zu den weniger Ackerbau treibenden Nachbarstämmen zu exportieren. So sind es die nördlich, nordöstlich und östlich von ihnen wohnenden Benong, Ahong und Nhong, die ihren Bedarf in diesem Artikel von den Stieng beziehen. Es kommt häufig vor, dass infolge allzu andauernder Ueberschwemmungen die Reisfelder leiden und der Ertrag der Ernte ein nur geringer ist; aber sorglos, wie alle diese Stämme sind, bereitet ihnen doch eine magere Zeit keinen grossen Kummer, zumal es niemals an Waldfrüchten und Jagdbeute fehlt. Ein grosser Unterschied besteht zwischen dem kraftlosen Zeug, das uns unter der Bezeichnung Milchreis vorgesetzt wird, und jenen mit trefflichen Gewürzen aller Art schmackhaft gemachten Speisen, die der Indochinese aus dem Reis herzustellen gelernt hat. Aber obwohl der Stieng diesen Reis mit grosser Begierde geniesst, so kann er es doch nicht über sich gewinnen, sich auf schlechte Ernten vorzubereiten und seinen Speicher wohl zu versorgen. Eine Hungersnot, infolge deren Sterbefälle vorkämen, braucht er nicht zu fürchten. Dagegen ergibt sich bei den Stieng, denen ich oben eine bedeutend grössere Reinlichkeit als den Moi nachgerühmt habe, auf Grund der gleichen Krankheiten, die unter den letzteren aufräumen, eine grosse Mortalität; Cholera, Blattern, Dysenterie und Fieber

Digitized by Google

sind alltägliche Gäste, welche einen günstigen Nährboden noch dadurch finden, dass auch in den Hütten der Stieng, die mit denen der Moi der Hauptsache nach übereinstimmen, oft 80 bis 100 Menschen zusammengepfercht sind.

Die Stieng sind die betriebsamsten unter allen Stämmen im Innern. Sie verfertigen namentlich viele Gegenstände aus Eisen. Das Eisen wird als Tauschartikel von den westlich des Mehkong wohnenden Kui eingeführt. In dem Lande dieses vor mehreren Jahrhunderten noch unkultivierten, jetzt aber so ziemlich mit den Cambodjanern vermengten Stammes befinden sich etwa 100 km nordwestlich von Sambor grosse Minen, und von hier wird das Eisen in Barren von 1/8 bis 1/4 kg, auch 10 bis 20 kg nach Cambodja und den Nachbarstämmen exportiert. Auch in der Gegend der Stieng wird Eisen gefunden. Dasselbe ist aber nicht so gut, wie dasjenige, welches aus dem Lande der Kui stammt. Der Stieng fertigt Lanzen und Pfeilspitzen, Aexte und andere Gegenstände aus dem Rohmaterial, und merkwürdigerweise stellt er auch für seinen eigenen Gebrauch eine säbelförmige Waffe her, welche er im Kriege verwendet und die man bei den andern Stämmen nicht findet.

Die Weiber der Stieng weben Stoffe, wie das auch bei den Benong, Ahong und Nhong und den wilden Moi der Fall ist. Eigenartig sind die Korbflechtereien der Stieng, speziell ihre trichterförmigen Hotten.

Der Stieng ist unermüdlich auf Wanderungen. Er ist kein eigentlicher Nomade; wenn der Ausdruck nicht einen hässlichen Beigeschmack hätte, würde ich sagen, aus Neigung führt er ein Vagabundenleben. Er bereitet sich dann im Walde ein Lager aus Laubwerk, Schilf und Gras, ein Feuer wird angezündet und Posten werden ausgestellt.

Der Zweck seiner Wanderungen ist der, Gegenden aufzusuchen, die ihm vielleicht bessere Existenzbedingungen als sein altes Heim und seine alten Felder zu gewähren scheinen. Im Gänsemarsch zieht einer hinter dem andern her, die schwersten Lasten und die grösste Hitze hindern ihn nicht, barhäuptig grosse Strecken Weges zurückzulegen, ohne zu rasten, ohne sich einen kühlen Trunk oder einen stärkenden Imbiss zu gönnen, ja ohne sich die Zeit durch Unterhaltung zu verkürzen. Schweigend tritt der eine in die Fusstapfen des andern, ruhigen, gemessenen Ganges — ein scharfer Kontrast gegen die Bewohner des Küstenstrichs Malabar auf Vorderindien, die eine mehr tänzelnde Gangart haben, die Arme und Beine lebhaft beim Marsche bewegen und, mag die auf ihren Schultern ruhende Last sie zu erdrücken scheinen, dennoch die Lust nicht verlieren, vom Morgen bis zum Abend unausgesetzt zu plaudern.

Der Stieng ist ein grosser Jagdliebhaber. Mit Armbrust und vergifteten Pfeilen werden grosse Treibjagden auf Elefanten und Tiger unternommen, Hirsche, Rehe und Büffel werden zumeist auf dem Anstand geschossen. Ist einmal ein Elefant erlegt worden, so wird ein grosses Freudenfest gefeiert, das wiederum in einer allgemeinen Schum-Schum-Kneiperei seinen würdigen Abschluss findet. Dem Stieng kommt es hauptsächlich auf das Elfenbein an, und er sieht es weniger darauf ab, junge Elefanten einzufangen und zu zähmen. Die gezähmten, die ich vorfand, stammten von den Benong oder aus Cambodja. Am ergiebigsten ist die Jagd auf Wild bei Beginn der Regenzeit. Dann kommen die jungen Gräser zum Vorschein, Hirsche, Rehe und andere Jagdtiere treten aus dem Walde hervor auf die Prairie, um dort zu äsen, und sehr bequem kann man eine reichhaltige Beute erzielen.

Die Gegend der Stieng gehört zu den vegetations- und tierreichsten der hinterindischen Halbinsel. Wir haben hier noch teilweise Hochebene mit wenigen vereinzelten Erhebungen. Mehrere Flüsse, die ihre Gewässer zum grössten Teil in den Donnai entsenden, durchschneiden dieses Land und bilden fruchtbare Thäler. Ueberall prächtiger, immergrüner Hochwald, besser als in den nördlichen Gegenden; denn der Stieng weiss den Wert des Baumes zu schätzen. Er ist es besonders, der den Oelbaum in der früher beschriebenen Weise auszunutzen versteht. Zwar legt auch er absichtlich Brände an, aber nur in den ebenern Teilen seiner Heimat, wo das Riesengras die Flur bedeckt. Dieses Gras brennt er sogar zweimal im Jahre ab, damit es nicht einen zu hohen Stand erreiche und feindlichen Stämmen Gelegenheit zu unbemerkter Annäherung gebe.

Diejenige Pflanze, welche sozusagen das Lebenselement des Hinterindiers ist, ohne deren Besitz er eine Reihe der wichtigsten Gebrauchsgegenstände entbehren müsste: auch sie kommt in dem wasserreichen Gebiete der Stieng in Millionen und Abermillionen Schösslingen vor — ich meine den Bambus. Aus dem Bambus verfertigt der Wilde alles, aus ihm baut er das Fundament und das Fachwerk seiner Hütte, aus ihm stellt er die Wände her, aus ihm fertigt er Pfeile, Lanzenschäfte und sogar Schnen; ihm weiss er Töne zu entlocken, indem er das Instrument schnitzt, welches sich Dingly nennt, ihn verarbeitet er zu Behältnissen aller Art, sei es für Tabak, sei es für Oel, welches transportiert werden soll, sei es für andere Materialien. In ihm endlich kocht er auch seine Speisen.

Das letzte dürfte ein gewisses Kopfschütteln erregen. Ich traf einst auf meinen Wanderungen eine Gesellschaft von Stieng, welche eben dabei war, ihr Mittagsmahl zu bereiten. Sie hatten ein Feuer angezündet und hantierten darüber mit einem 20 cm dicken Bambusrohr. Ihr Thun nahm mich wunder. Ich sah, wie der Bambus in das Feuer gehalten wurde und ein dichter Dampf aus ihm hervorquoll. Neugierig, den Zweck dieses merkwürdigen Experimentes zu erfahren, fragte ich die Wilden,

Digitized by Google

so gut ich konnte, was sie denn da machten. Zuerst sich ein wenig dumm stellend, brachen sie schliesslich in ein herzhaftes Gelächter aus. Sie nahmen den Bambus vom Feuer und liessen mich einen Blick in das Innere thun. Was duftete mir da entgegen? Ein Reisgericht. Ich fragte, ob es erlaubt sei, davon zu kosten. Man gab mir sofort, indem man mit dem Cupp-Cupp eine Portion herausnahm und mir darreichte. Der Reis hätte vortrefflich geschmeckt, wenn er schon gar gewesen wäre.

(Schluss folgt.)

Litteratur.

Ernst v. Hesse-Wartegg, Mexiko, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Generalkarte Mexikos. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel. 1890. VIII und 463 S. 8°.

Es sind Schilderungen eines Touristen, der in Gesellschaft von Amerikanern reiste und die Landessprache wohl nur mässig beherrschte. Denn in seinen Citaten wimmelt es von Verstössen gegen die spanische Wort- uud Satzfügung, die schwerlich alle dem Druckfehlerteufel zuzuschreiben sind. Die Schilderungen selbst sind zum Teil recht anschaulich und lustig geschrieben. Schade nur, dass der Verfasser einesteils von seinen Leistungen und Entdeckungen eine etwas übertriebene Meinung besitzt, und dass er andernteils es für gut befunden hat, sein Werk mit wissenschaftlichen Zuthaten zu versehen, die im grossen und ganzen doch nur als misslungen zu bezeichnen sind.

In der Vorrede gibt der Verfasser an, dass er getrachtet habe, zum Unterschiede von den meisten bisher erschienenen Mexikowerken das ganze grosse Aztekenreich vom Rio Grande bis nach Yucatan auf Grundlage seiner Beobachtungen zu schildern. (NB. Das Wort »ganze« ist auch im Original gesperrt gedruckt.) Und sein XXIII. Kapitel leitet der Verfasser mit den Worten ein: »Ich hatte nun die meisten Staaten Mexikos durchquert oder doch berührt, und nur wenige derselben waren mir unbekannt geblieben.« — Wie verhält sich nun in Wahrheit die Sache? Der Verfasser ist auf dem Ferrocarril central von Paso del Norte nach Mexiko gefahren, auf dem Ferrocarril nacional von Mexiko nach Morelia, auf dem Ferrocarril mexicano von Mexiko nach Vera Cruz (mit einem Abstecher, ebenfalls auf der Eisenbahn, nach Puebla und Cholula), zu Schiff nach Progreso in Yucatan, endlich wieder auf dem Ferrocarril nacional von Saltillo nach Laredo an der Grenze von Texas. Daran reihen sich ein paar Diligencefahrten — von Morelia nach Pátzcuaro, von Mérida in Yucatan nach Uxmal, von Lagos über S. Luis Potosi nach Saltillo, und von Piedras negras am Rio Grande nach Parras im Staate Coahuila — und eine Tour zu Pferde von Pátzcuaro über Uruapan nach Guadalajara. Endlich steht noch auf der Liste eine Besteigung des Popocatepetl. Das ist aber auch alles. Von der ganzen pacifischen Seite des Landes hat der Verfasser gar nichts gesehen. Ebensowenig von den grossen bevölkerten und kultivierten Distrikten des Staates Oaxaca. Von den andern abseits der grossen Verkehrswege gelegenen Distrikten gar nicht zu reden. Als echter Amerikaner, der der Verfasser, wenn nicht von Geburt, so doch, wie es scheint, durch Neigung und Gewohnheit ist, hat er sich im wesentlichen nur so weit bewegt, als die Schienenstränge reichen, oder doch nicht viel darüber hinaus. Im übrigen ist der Verfasser nicht der erste Reisende gewesen, der Mexiko von den Vereinigten Staaten aus erreichte. Schon der belgische Reisende Jules Leclercq berichtet über diese Strecke, dessen Werk der Verfasser ja allem Anschein nach sehr gut kennt. Sollte nicht der letztere Reisende dem Verfasser auch Vorbild gewesen sein für die Expedition nach den Chinampas des Sees von Xochimilco, auf die sich der Verfasser so viel zu gute thut? Die aztekische Inschrift auf dem Denkmal Cuauhtemocs auf dem Paseo de la Viga wenigstens, das er gelegentlich dieses Ausflugs berührt, gibt der Verfasser in derselben Weise wieder, wie Leclercq, nur mit einigen Fehlern mehr.

Weit schlimmer aber als diese doch immerhin harmlose Wichtigthuerei, ist die Art und Weise, wie der Verfasser geschichtliche und archäologische Daten in seine Schilderungen verflicht. Zuzugeben ist dem Verfasser ja allerdings, dass das, was bisher in mexikanischer Archäologie, namentlich im Lande selbst, und zum Teil auch von unseren Nachbarn jenseit des Rheins geleistet worden ist, vielfach sehr merkwürdiger Natur ist. So nehme ich es dem Verfasser nicht besonders übel, dass er den Unsinn von Quetzalcoatl dem Irländer kritiklos wiedergibt und die toltekischen Sagen als beglaubigte Geschichte auftischt. Sehr merkwürdig ist nur wiederum, dass der Verfasser aus dem Irländer Quetzalcoatl, den Herr Eugène Beauvois aufgestellt hat, einen Isländer gemacht hat. Aber was soll man dazu sagen, wenn der Verfasser auf seinem Wege von den Grenzen von Texas nach der Hauptstadt »auf den Pfaden Montezumas« gewandelt sein will und zu dem Reiche Montezumas das ganze Gebiet des alten Vireyno bis hinauf nach Kalifornien und New-Mexiko rechnet, wenn er die Kathedrale von Zacatecas mit aztekischen Idolen und Hieroglyphen überladen findet und auf dem Steinbilde Quetzalcoatls einen europäischen Schulterharnisch erkennt, wenn er bei Chapultepec von Bauten spricht, »welche schon im 8. Jahrhundert von den Tolteken und mehrere Jahrhunderte später von den Chichimeken (Chichimec-Indianer nennt sie der Verfasser an einer anderen Stelle) errichtet worden seien,« und wenn er das Fest des neuen Feuers, das Fest, welches die Mexikaner am Schluss einer Periode von 52 Jahren in der Weise feierten, dass sie das vorher gelöschte Feuer auf dem Leibe eines den Göttern dargebrachten Sklaven in uralter Weise neu erbohrten, mit den Worten beschreibt: — »sie stiessen dem Unglücklichen Holzscheite in die Brust und entzündeten sie.« Die Krone des Ganzen aber bildet, dass der Verfasser S. 422 die Abbildung eines der korridorartigen Gemächer des grossen Palastes von Mitla mit der Unterschrift »Inneres eines Palastes von Uxmal« gibt, d. h. also ein zapotekisches Bauwerk als Illustration für ein Maya-Bauwerk, das der Verfasser doch mit eigenen Augen gesehen haben will. Wenn man so wenig mit den einschlägigen Verhältnissen Bescheid weiss und selber so leichtfertig in seinen Angaben ist, so sollte man doch Bemerkungen sich nicht erlauben, wie die, welche der Verfasser S. 160 macht, dass die Erklärungen, welche für den Kalenderstein versucht worden seien, »alle wohl nur aufs Geratewohl gemacht« worden seien. Schliesslich sind, gerade bei dieser Interpretation, doch sehr ernsthafte Leute, wie der alte Gama und Professor Valentini, in New York, beteiligt.

Dass die in obigem gerügten Eigenschaften auch die Freude an denjenigen Stellen des Buches stark beeinträchtigen, deren Genuss man sich sonst gern hingeben würde — ich meine die einfache Schilderung des Gesehenen und Erlebten — liegt auf der Hand. Gut ist das primitive Leben geschildert, das sich längs der Eisenbahnen und an den neugegründeten Stationen entwickelt. Gut und zuverlässig wohl auch sind die Angaben über die Entwickelung des Eisenbahnsystems selbst, denn der Verfasser erfreute sich der Bekanntschaft mit den Leitern einer der hervorragendsten Linien. Anderwärts berührt wieder unangenehm die sichtliche Uebertreibung. Wenn der Verfasser S. 110 die Querétaro belagernde Armee als »Revolutionäre«, »revolutionäre Briganten«, »mordende Briganten« bezeichnet, so zeugt das doch von einer sehr einseitigen Auffassung der Sache. Einer der besten Abschnitte ist S. 54—60 die kurze Schilderung des Lebens in den Haciendeu oder kleinen Fürstentümern des nördlichen Mexiko (der Gegend von Villa Lerdo und des Rio Nazas), die der Verfasser nach einem im »New Yorker Belletristischen Journal« erschienenen Aufsatz Kuno Francke's abdruckt.

Steglitz, Juli 1890. Ed. Seler.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 33. **Stuttgart, 18. August 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Lehre von den Klimaschwankungen bei den Forschern des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Von Professor Dr. S. Günther. (Schluss.) S. 641. — 2. Kirgisische Volks-Dichter und -Sänger. Mitgeteilt von N. v. Seidlitz. S. 645. — 3. Indochinesische Stämme. Von C. W. Rosset. (Fortsetzung.) S. 647. — 4. Tunesische Volkssagen. Mitgeteilt von Rudolf Fitzner in Monastir. S. 651. — 5. Die Zigeuner. Von Professor Guido Cora-Turin. (Fortsetzung.) S. 652. — 6. Karl Humanns und Otto Puchsteins Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Von Dr. med. Obst in Leipzig. S. 657. — 7. Litteratur. S. 660.

Die Lehre von den Klimaschwankungen bei den Forschern des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. S. Günther.

(Schluss.)

Ziemlich um dieselbe Zeit, als Rappold seine allgemeinen Betrachtungen niederschrieb, machte sich ein wackerer britischer Forscher daran, an einem konkreten Falle die für eine Veränderung des Klimas sprechenden Gründe zu erörtern. Es war dies W. Hamilton; das Land, dessen genaue Kenntnis ihn für den angestrebten Zweck trefflich befähigte, war Irland [1]). Auch hier glaubten die Landleute eine Erfahrung gemacht zu haben, ähnlich derjenigen (s. o.), über welche Williamson Bericht erstattete. Die Winter sollten milder, die Sommer kühler geworden sein, die Feldfrüchte später denn sonst zur Reife gelangen. Nun läge es nahe, meint der genannte Autor, in dieser Behauptung nur die übliche Lobrede älterer Leute auf vergangene Zeiten zu erblicken, denn die Mittelwerte der Temperatur, wie man sie seit zehn Jahren aufzeichne, lieferten gar keinen Aufschluss, allein man könne sich doch auch recht wohl meteorologische Einflüsse denken, welche sich dem Leben der Pflanze fühlbar machten, ohne sich im Gange der Instrumente auszuprägen. Leugnen lasse sich nicht, dass seit etwa zwei Jahrhunderten die Oberfläche der Insel manche einschneidende Veränderung erfahren habe, die ausgedehnten Nadelholzwälder, welche bis gegen die Zeit der Stuarts hin gerade diejenigen Küsten umsäumten, über welche die grossen Weststürme aus dem Atlantik hereinbrausen müssen, seien schonungslos rasiert worden, und dieser wirtschaftliche Unverstand könne sehr wohl auch klimatische Nachwirkungen im Gefolge haben. Seit jener Zeit wachsen, so fährt Hamilton fort, die Dünen von Jahr zu Jahr fortwährend an und dringen immer weiter ins Innere vor, wie denn die Stadt Bannow in der Grafschaft Wexford, deren die Annalen noch 1626 als bestehend gedenken, seitdem vom Meeressande zugeschüttet worden ist. Dies deutet auf eine Vermehrung der Energie der Stürme im 17. und 18. Jahrhundert, und eben dasselbe bezeugen die über die Fluthöhen gemachten Aufschreibungen. Wenn folglich auch die Mitteltemperaturen ziemlich auf ihrem alten Stande geblieben sind, scheint doch der Charakter der Jahreszeiten einer Metamorphose unterlegen zu sein. Diesen Charakter bestimmt einzig der Atlantische Ozean [1]), und dass die Aktion dieses Meeres in letzterer Zeit eine lebhaftere geworden, das erhellt eben aus den erwähnten indirekten Kennzeichen. Jene Aktion hat kalmierend gewirkt, die Winterkälte ist durchweg jetzt eine geringere, der vordem in regelmässigen Zwischenräumen zufrierende Foyle-See bei Londonderry hat schon lange keine Eiskruste mehr getragen. — Ganz klar ist der Vorgang freilich nicht, denn man sollte meinen, die starke Baumentblössung der Insel müsste eher den entgegengesetzten Erfolg gehabt und den jahreszeitlichen Gegensatz verstärkt haben. Das scheint der Autor auch richtig durchgefühlt zu haben, denn er erklärt ausdrücklich, dass die Fruchtbarkeit der Insel durch den Klimawechsel keineswegs gewonnen habe, wie denn auch die Ber-

[1]) W. Hamilton, Memoir on the Climate of Ireland, Transact. of the Royal Irish Academy, vol. VI, S. 27 ff.

[1]) Es ist ein unbestreitbares Verdienst Hamiltons, den Atlantik als den Wettermacher für unseren Erdteil erkannt zu haben; er legt demselben den sehr bezeichnenden Namen »the vast and potent arbiter of our seasons« bei. Da, wie man durch Teisserenc de Bort, Hildebrandsson, van Bebber u. a. erfahren hat, die Verschiebung der »grossen atmosphärischen Aktionscentren« über dem Meere in der That den Typus der Jahreszeiten bedingt, so hat Hamiltons Ausspruch geradezu etwas Divinatorisches.

Digitized by Google

mudas infolge zunehmender Entholzung zweifellos unfruchtbarer geworden seien.

Von Grossbritannien kehren wir mit dem Anbruche des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder nach Deutschland zurück. Ein damals wohlbekannter Meteorolog, Namens Gronau, der sich auch über die in jenen Tagen so viel — und meist im positiven Sinne — erörterten Beziehungen zwischen dem Monde und der irdischen Witterung in sehr sachgemässer Weise ausgesprochen hatte, legte auch bei seiner uns hier interessierenden Arbeit [1]) eine recht gesunde Kritik an den Tag. Die Nachrichten der Griechen und Römer, so leitet er die Abhandlung ein, müssen uns allerdings die Vermutung nahe legen, dass das antike Klima ein kälteres als das moderne gewesen ist; dafür sprechen viele, wörtlich citierte Stellen bei Ovid und Vergil (s. o.) und mehr vielleicht noch einzelne Angaben des Plutarch, der u. a. erzählt, dass einmal der Fluss Thermodon in Kappadokien zugefroren sei. Bei näherem Zusehen jedoch ist durchaus nicht festzustellen, ob wirklich hier von regelmässigen Vorkommnissen oder nur von Ausnahmen gesprochen wird, die an keine Zeit und an keinen Ort gebunden sind. Eine Fülle von Beispielen wird für solche Fälle von abnormer Winterkälte beigebracht. Der von Barrington und Williamson vertretenen Ansicht, dass die rauhen germanischen und sarmatischen Nordwinde der Luft der subtropischen Zone unausgesetzt Kälte zugeführt hätten, steht Gronau skeptisch gegenüber, er kann sich nicht vorstellen, dass diese Winde unangefochten die Alpen und das kaukasisch-armenische Gebirge zu übersteigen vermöchten. Und wenn heute, wie ja gar nicht zu leugnen ist, die östlichen Mittelmeerländer viel steriler erscheinen, als sie es in vor- und frühchristlicher Aera waren, so liege dies viel weniger am Klima als an der Türkenherrschaft, die alle Kulturkeime vertilgt habe. Auch auf den anscheinend verbürgten Umstand [2]), dass Island vor Zeiten glücklichere Lebensbedingungen darbot, ist kein so grosses Gewicht zu legen, denn durch die wiederholten furchtbaren Invasionen der mittelalterlichen Pest, sowie durch die Steigerung der vulkanischen Thätigkeit waren an sich schon alle Vorbedingungen für eine allmähliche Verödung des Eilandes gegeben. Natürlich wird diese Verödung beschleunigt worden sein, wenn es wahr ist, dass die See zwischen Island und Grönland seit geraumer Zeit immer seltener eisfrei werde. Die Wirkung des Treibeises schlägt Gronau sogar zu gering an [1]). »Indessen,« sagt er, »sollte ich nicht glauben, dass diese dadurch in den dortigen Gegenden bewirkte Verminderung der Wärmegrade einen schädlichen Einfluss auf die südlicher gelegenen Gegenden haben sollte! Auch die Gletscher der Schweiz rücken in manchen Jahren tiefer in das fruchtbare Land ein, ziehen sich aber nach einiger Zeit in ihre alten Grenzen zurück.« Wenn uns auch das letztere Argument schon um deswillen nicht sehr überzeugend vorkommen kann, weil es eigentlich Ursache und Wirkung miteinander verwechselt [2]), so muss doch Gronaus Verfahren als ein sehr richtiges anerkannt werden, ja es erinnert in seiner Betonung der Notwendigkeit, Quellenangaben einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, an die von Partsch in seinem schönen Vortrage vor den Mitgliedern des achten deutschen Geographentages entwickelten methodischen Gesichtspunkte.

Von der südlichen Erdhalbkugel war bis zu dem von uns jetzt erreichten Momente noch gar nicht die Rede gewesen, sie war geographisch wenig, klimatisch so gut wie gar nicht durchforscht. Der bekannte Afrikareisende Lichtenstein wies als der erste auf eine im Kaplande vor sich gehende und in Verminderung des Wassers zum Ausdruck gelangende Aenderung des Klimas hin, und zwar mit den nachstehend wiedergegebenen Worten [3]): »Ueberhaupt hat sich das Klima des ganzen Roggeveldgebirges auf eine unbegreifliche Weise geändert. Alte Leute erinnern sich, dass vor 50 und mehr Jahren ein solcher Ueberfluss an Wasser war, dass die nächsten Nachbarn oft mitten im Sommer, wegen der ausgetretenen Flüsse und des Morastgrundes in den Thälern, nicht zu einander kommen konnten. Es verging keine Woche in den heissen Monaten, in welcher nicht heftige Gewitter reichlichen Regen herbeigeführt hätten. Jetzt weiss man sich schon seit undenklichen Jahren keines Gewitters mehr zu erinnern.« Mag auch die Berufung auf die Reminiscenzen der bekannten »ältesten Leute« nicht ohne Bedenken und überhaupt bei Beurteilung irgend welcher hydrographischer Verhältnisse des tropischen und subtropischen Afrika grosse Vorsicht geboten

[1]) Gronau, Ueber die Veränderungen des Klimas in verschiedenen Gegenden. Neue Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, 14. Band, S. 59 ff.

[2]) Auch in den früheren Vorstellungen von dem dereinstigen hohen Kulturstande Islands und seiner Bewohner scheint manche Uebertreibung mit untergelaufen zu sein. Hegte man doch auch die Meinung, dass Grönland von seinen ersten Ansiedlern als ein »grünes«, mit üppigem Pflanzenwuchse bestandenes Land angetroffen worden sei — eine Meinung übrigens, welche Kepler für seine richtige Behauptung, dass es im strengen Sinne »unbewohnbare« Zonen nicht gebe, zu verwerten wusste (Brocard, Essai sur la météorologie de Kepler, Grenoble 1880, S. 11).

[1]) Es scheint sich doch in Fachkreisen mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn zu brechen, dass für die Witterungsanomalien des Sommers 1888 die durch die »Pilot Charts« der Vereinigten Staaten ausser Zweifel gesetzte Verlegung der äquatorialen Treibeisgrenze einigermaassen bestimmend gewesen sei.

[2]) Allerdings ist die alternierende Bewegung der Gletscher kaum vermögend, ihrerseits einen merkbaren Einfluss auf den klimatischen Zustand benachbarter Erdräume auszuüben, dafür aber ist es neuerdings durch E. Richter, C. Lang und E. Brückner sehr wahrscheinlich gemacht worden, dass sich in dieser Oscillation der Gletschermassen nur der klimatische Gegensatz aufeinander folgender Perioden von bezüglich trocken-warmen und feuchtkalten Jahresfolgen abspiegelt.

[3]) Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika, 1. Teil, Berlin 1811, S. 159.

Digitized by Google

sein [1]), so ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, dass aus K. Doves umsichtigen Untersuchungen [2]) eine gewisse Verschlechterung des südafrikanischen Klimas in Bezug auf die Niederschlagsverhältnisse und damit auch eine Bekräftigung der von Lichtenstein aufgestellten These sich ergibt.

Vom äussersten Süden zur Polarwelt führen uns zwei Publikationen aus dem hohen Norden. Ein dänischer Naturforscher, Vargas Bedemar, bereiste die skandinavische Halbinsel und lieferte von ihr in seinem Reisewerke geologische und klimatologische Schilderungen. Zumal von lokalen Klimaverschiebungen spricht er zu wiederholten Malen [3]). In den Südprovinzen Norwegens soll eine teilweise Verlegung der Jahreszeiten zu konstatieren sein, hervorgerufen durch Abholzung und Austrocknung stehender Gewässer, sowie durch »nicht zu bestimmende Revolutionen im Dunstkreise«. Das Wetter sei unbeständiger geworden, die Zeit des häufigen Regens stelle sich früher ein, ohne eine absolut grössere Niederschlagsmenge zu liefern, die Winter seien minder kalt, der Schnee werde immer seltener, das Maximum sommerlicher Hitze ein immer geringeres. An der ganzen Westküste wolle man bemerkt haben, dass die Stürme häufiger und gefährlicher geworden seien. Aber auch Anklänge an die Blyttsche Theorie (s. o.) finden sich vor. »Auf Karmöe, einer der grössten Inseln an dieser Küste,« so berichtet der Reisende, »gräbt man häufig Stämme und Wurzeln von Bäumen aus, die jetzt diesem Himmelsstriche fremd sind, z. B. Kastanien, und sie finden sich zuweilen in einem solchen Ueberflusse, dass sie zur Feuerung angewandt werden. Bei Augvoldsnäs, auf derselben Insel, liegen viele Walnüsse tief in die Erde verschüttet.« Früher habe der Frühling im April angefangen, gegenwärtig beginne er erst im Mai. Bedemar scheint diese Erscheinungen in Zusammenhang mit einer angeblich bestehenden Periodicität der Gewitter und Nordlichter bringen zu wollen. In der Gegend von Bergen soll der Nordwestwind gegen 1770 hin immer häufiger geworden sein. Endlich wird erwähnt, dass sich ein gewisses Thal im Stifte Trondhjem früher durch Ackerbau und reichliche Ernten ausgezeichnet habe, während jetzt nur noch alle vier bis fünf Jahre eine regelrechte Ernte zu stande komme. In diesem letzteren Falle sei die meteorologische Ursache leicht aufzuzeigen: man habe nämlich im Thale Berg- und Hüttenwerke angelegt und zu deren Speisung den schönen Wald verwüstet, der früher eine Schutzwehr gegen polare Luftströmungen bildete. — Die zweite der genannten Abhandlungen ist ein Auszug, den Gilbert aus einer umfangreichen Studie von Barrow für seine Zeitschrift anfertigte [1]), die uns im Originale aber nicht vorliegt. Barrow behauptet, dass sich im Jahre 1815 von dem an der ostgrönländischen Küste in dichten Massen aufgespeicherten Eise ein sehr grosses Stück losgetrennt habe, und dass durch diese Verkleinerung einer chronischen Kältequelle das Klima Nordeuropas in günstiger Weise beeinflusst worden sei. Es taucht dann wieder (s. o.) die Sage auf, dass Grönland sich einstmals einer weit milderen Temperatur zu erfreuen gehabt habe, dass Island ein mit demjenigen Südnorwegens übereinstimmendes Klima besass, und dass nur dem seit 400 Jahren bei Ostgrönland angesammelten Eise die Verschlechterung des dortigen klimatischen Zustandes zur Last gelegt werden müsse. Ebenso habe Treibeis 1816 verhindert, dass in den neu-englischen Staaten der Mais zur Reife gedieh. Ferner will Barrow aus den Nachrichten über englischen Weinbau in alter Zeit — Beda und Wilhelm von Malmesbury thun desselben Erwähnung — den Schluss ziehen, dass bis 1400 etwa die Sonnenwärme Grossbritanniens bedeutender gewesen sei, wie sich denn auch in Frankreich die Rebenkultur aus vielen früher von ihr eingenommenen Bezirken zurückgezogen habe. Wir haben schon früher betont [2]), dass der Rückgang des Weinbaues seit dem Mittelalter weit mehr kulturgeschichtliche, als klimatologische Ursachen haben dürfte, und auch Gilbert meint, die Aufstellungen Barrows würden nicht durchweg die Probe bestehen können, doch bleibt demselben immerhin das Verdienst, die Wichtigkeit des Polareises als eines bei der Klimabildung beteiligten Faktors in ein helleres Licht gesetzt zu haben.

Nahe an die Grenze des Zeitraumes gebracht, über welche wir nicht hinauszugehen beabsichtigen, müssen wir wieder um ein Dezennium rückwärts schreiten, um einer litterarischen Erscheinung gerecht zu werden, welche völlig einzigartig dasteht. Wir sahen, dass allein Rappold die Möglichkeit von solchen Klimaveränderungen streift, die sich auf kosmische Anstösse zurückführen lassen, dass er aber an eine Bewegung von überaus kleiner Amplitude dachte, welche ebendeshalb keine sonderlichen Wirkungen auszulösen im stande ist. Anders verfuhr v. Rohde, ein geschätzter Mathematiker, der es unternahm, die von Laplace abgeleiteten Formeln

[1]) Neuere Nachrichten lassen uns klar erkennen, dass der Wasserreichtum eines Gebietes sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres auch so verschieden gestaltet, dass das ganze Land danach auch ein ganz verschiedenes Ansehen gewinnt. Eine sehr eklatante Beobachtung dieser Art über die bloss temporäre Bedeutung afrikanischer Wasserscheiden teilt Wichmanns Jahresbericht (H. Wagner, Geographisches Jahrbuch, 12. Band, Gotha 1888, S. 210) mit.

[2]) K. Dove, Das Klima des aussertropischen Südafrika, mit Berücksichtigung der geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen nach klimatischen Provinzen dargestellt, Göttingen 1888.

[3]) V. Bedemar, Reise nach dem hohen Norden durch Schweden, Norwegen und Lappland, 1. Band, Frankfurt a. M. 1819, S. 44 ff., S. 165 ff., S. 186; 2. Band, ebenda 1819, S. 9.

[1]) Barrow-Gilbert, Physikalisch-geographische Nachrichten aus dem nördlichen Polarmeere, in den Annalen der Physik und physikalischen Chemie, 62. Band, S. 162 ff.

[2]) Günther, Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie, 2. Band, Stuttgart 1885, S. 289 ff.

Digitized by Google

klimatologisch zu interpretieren [1]). Er suchte zunächst zu ermitteln, um wieviel das Sommerhalbjahr zur Zeit länger als das Winterhalbjahr auf der nördlichen Hemisphäre sei, und fand, dass die Differenz an und für sich eine wechselnde sei, im Augenblicke aber sieben bis acht Tage ausmache. Er nennt L die wahre, l die mittlere Länge des Sonnenmittelpunktes in seiner (scheinbaren) Bahn, (L — p) dessen wahre, (l — p) dessen mittlere Anomalie, e die Excentricität der Bahnellipse, T die Länge des siderischen Jahres, t die zu l gehörige Zeit und ε die Epoche des letzten Durchganges der Sonne durch ihr Apogäum. Dann gelten die folgenden Relationen:

$$(l-p)\,T = 2\pi\,(t-\varepsilon),$$

$$l = L + 2e\sin(L-p) + \tfrac{3}{4}b^2\sin 2\,(L-p) + \tfrac{1}{3}e^3\sin 3\,(L-p),$$

$$t-\varepsilon = \frac{T}{2\pi}\Big[(L-p) + 2e\sin(L-p) + \tfrac{3}{4}e^2\sin 2(L-p) + \tfrac{1}{3}e^3\sin 3\,(L-p)\Big].$$

Ueberträgt man diese zunächst nur für das siderische Jahr aufgestellten Gleichungen auch auf das tropische Jahr, so ist für den Widderpunkt L = o zu setzen; dann soll t in t′ übergehen, und wir erhalten:

$$t' - \varepsilon = \frac{T}{2\pi}(p + 2e\sin p + \tfrac{3}{4}e^2\sin 2p + \tfrac{1}{3}e^3\sin 3p).$$

Ebenso sollen t″ und t‴ die den Werten L = 180° und L = 360° zugehörigen Werte von t bedeuten; dann hat man

$$t'' - \varepsilon = \frac{T}{2\pi}(-p + \pi + 2e\sin p - \tfrac{3}{4}e^2\sin 2p + \tfrac{1}{3}e^3\sin 3p),$$

$$t''' - \varepsilon = \frac{T}{2\pi}(-p + 2\pi + 2e\sin p - \tfrac{3}{4}e^2\sin 2p - \tfrac{1}{3}e^3\sin 3p).$$

Bildet man hieraus die Differenzen (t″ — t′) und (t‴ — t″), so ergibt sich mit leicht verständlicher Abkürzung:

$$t'' - t' = \tfrac{1}{2}T + \frac{2T}{\pi}(e\sin p + \tfrac{1}{6}e^3\sin 3p) = \tfrac{1}{2}T + x,$$

$$t''' - t'' = \tfrac{1}{2}T - \frac{2T}{\pi}(e\sin p + \tfrac{1}{6}e^3\sin 3p) = \tfrac{1}{2}T - x.$$

Nur lässt sich der Zeitunterschied D der beiden Halbjahre angeben; es ist nämlich

$$D = \tfrac{1}{2}T + x - \tfrac{1}{2}T - x = 2x = \frac{4T}{\pi}(e\sin p + \tfrac{1}{6}e^3\sin 3p) = 7^{d},6969.$$

Vor 561 Jahren war D etwas grösser, damals betrug es nämlich genau acht Tage, dagegen annullierte sich D vor 5793 Jahren, weil dazumal das Apogäum der Sonne und das Frühlingsäquinoktium zeitlich zusammenfielen. Man kann auch berechnen, wenn wiederum D gleich Null werden wird, denn es muss dies dann statthaben, wenn das Apogäum auf die herbstliche Tag- und Nachtgleiche fällt. Dann aber werden die beiden durch den Aequator getrennten Halbkugeln der Erde ihre Rollen tauschen, es wird von da an der Winter auf der nördlichen Halbkugel eine grössere Dauer beanspruchen. Immer wurde hierbei vorausgesetzt, dass e als eine konstante Grösse anzusehen sei. Trägt man nun aber auch noch dem Umstande Rechnung, dass e eine variable Grösse ist, so kommen noch ganz andere Zahlen heraus. Wenn man nämlich von der annähernd richtigen Annahme ausgeht, dass e, wenn es so gross als möglich geworden, die zur Zeit bestehende Excentricität um das Vierfache übertrifft, so wird unser obiges D durch mehr denn drei Jahrtausende hindurch auf 27 bis 31 Tage steigen. Durch die sich gegenseitig kombinierenden Veränderungen, die Wanderung des Apogäums — korrekter wäre zu sagen Apheliums — und die Schwankung der Erdbahn-Ellipticität zwischen ziemlich weit auseinander liegenden Grenzen müssen sich »Jahreszeiten von höherer Ordnung«, d. h. klimatische Gegensätze zwischen Nord- und Südhalbkugel von überaus langen Perioden ergeben [1]). Man erkennt, dass v. Rohde der geistige Vater aller jener modernen Hypothesen ist, welche zur Erklärung der Diluvialerscheinungen ausgesonnen worden sind und, mögen sie auch die Namen von Adhémar, Schmick, Croll, Pilar u. s. w. tragen und sich in der Auslegung des obersten Grundsatzes noch so weit voneinander entfernen, hinsichtlich der primären Ursache völlig an die soeben gekennzeichnete Theorie sich anschliessen. —

Um überhaupt eine zeitliche Begrenzung zu erhalten und mit den Titelworten nicht in Widerspruch zu geraten, haben wir uns das Jahr 1820, mit welchem das erste Fünftel des laufenden Jahrhunderts abschliesst, von vornherein als das Ziel gesetzt, an welchem unsere Untersuchung abzubrechen habe. Auch in den nächsten zwei Jahrzehnten liegt noch Stoff genug vor, der einer Sichtung und Bearbeitung würdig wäre: wir erinnern an Naus und Chladnis' Aufsätze über Klima-Aenderung, an Moreau de Jonnes' erste systematische Darstellung eines wichtigen Zweiges der Forstmeteorologie, an Aragos Versuche, Perioden der Regenmenge nachzuweisen, an E. Biots wahrhaft interessante Chronikdurchforschung in Sachen des älteren chinesischen Klimas, an Schuows kritische Durchmusterung der für die Aenderung der klimatischen Verhältnisse Skandinaviens angeführten Litteraturangaben. Mehr und mehr sind wir damit schon einer neuen Phase in der Lehre von den Klimaschwankungen näher geführt worden, derjenigen nämlich, welche mit der Notwendigkeit einer Erklärung der Eiszeit ziemlich plötzlich her-

[1]) v. Rohde, Jahreszeiten von höherer Ordnung oder über einen Gegenstand der physischen Geographie, Königsberg i. Pr. 1809.

[1]) Von der damals noch allgemein gehegten, in der Zwischenzeit aber wesentlich modificierten Anschauung ausgehend, dass die südliche Hemisphäre als solche kälter als die nördliche sei, will unser Autor auch diese vermeintliche Thatsache in den Dienst seiner Hypothese stellen. Der Wasserreichtum allein könne diesen Kälteüberschuss nicht verschulden, sonst müssten auch die ganz vom Meere umgebenen britischen Inseln sehr kalt sein, und doch sei deren Durchschnittstemperatur »merklich angenehmer als die von Hannover«.

Digitized by Google

vortritt und über deren Geschichte man bei Sartorius v. Waltershausen [1]) und noch mehr bei Penck[2]) die wünschenswerte Belehrung findet.

Kirgisische Volks-Dichter und -Sänger[3]).

Mitgeteilt von N. v. Seidlitz.

Die kirgisische Poesie befindet sich noch auf derjenigen Stufe der Entwickelung, auf welcher jede litterarische Schöpfung im vollen Sinne des Wortes nicht das Eigentum auserwählter Leute, sondern des ganzen Volkes bildet. Jeglicher Künstelei und der Effekte bar, die in der Folge stets in eine jede Poesie Eingang finden, erregen die kirgisischen Lieder mitunter unser Staunen durch wahrhaft poetische Anmut im Vereine mit künstlerischer Einfachheit und Wahrhaftigkeit. In musikalischer Beziehung zeichnet sich das kirgisische Lied durch eine gewisse besondere Breite des Motivs aus. Die Kirgisen hören ihren Oilantschi [4]), der seine mitunter improvisierten Lieder zur Begleitung der Dombra, einer zweisaitigen Guitarre, singt, mit sichtbarem Wohlgefallen an. Als Herr Gotowizkij einst einen grossen kirgisischen Aûl besuchte, ward seine Aufmerksamkeit durch ein Lied gefesselt, in dem sich ungefälschter Gram kundthat. Eine kräftige reine Weiberstimme, mezzo-soprano, liess über die Steppe ein ungemein originelles, mannigfaltiges Motiv ertönen. »Eine Zeit gab es«, so sang diese Stimme, »da mein Beschützer, der Born meines Glückes, am Leben war, da er auf dem samtnen Passgänger (Rappen) sich tummelte, und ich nicht vereinsamt dastand. Kein Reisender, Ssultan oder Kosak, reich oder arm, zog an unserem Aûl vorbei, ohne unsere Kibitke zu besuchen. Den Dienern gebietend, suchte ich dem zu gefallen, der als bester Reiter bekannt war (ihrem verstorbenen Gemahl), und unserem Gaste zu dienen. Alle bezeigten uns Achtung, und der heutige Gemeindeälteste hielt mehr denn einmal den Zügel des Passgängers meines Gemahls und Gebieters. Die Zeiten ändern sich, und der Esel beginnt das flinke Ross zu überholen. Wer wird mir jetzt, der Verwaisten, seinen Besuch schenken!« Es erwies sich, dass die Sängerin die Witwe des angesehensten Mannes im Aûl war, die bei dessen Lebzeiten die berühmteste Sängerin des ganzen Zeltlagers war und häufig im Wettstreite mit den bekanntesten Oilantschi durch ihre Kunst und ihren Scharfsinn den Sieg errang. Nach dem Tode ihres Mannes bildete die Trauer um ihn das einzige Motiv ihrer Gesänge, die sie aus ihrem einsam aufgeschlagenen Filzzelte von Zeit zu Zeit ertönen liess.

Gesang und Improvisation hochschätzend, richten die Kirgisen, besonders ihre Jugend, grosse Aufmerksamkeit auf die mit solchem Talente begabten Leute. Keine Jungfrau besitzt so viele Verehrer, als die, welche sich durch ihren Scharfsinn und ihre Lieder bekannt gemacht hat; ebenso erwirbt sich ein geschickter Oilantschi die Neigung der kirgisischen Mädchen mehr, als der reichste und gelehrteste Chodsha (Religionslehrer) aus den bucharischen Medresse (Schulen).

Viel niedriger als die kirgisischen naturwüchsigen Sänger stehen die handwerksmässigen ssartischen Hafise, so benannt nach dem berühmten persischen Dichter des 14. Jahrhunderts. Die Manier der Ausführung der ssartischen und kirgisischen Gesänge ist völlig verschieden: die ersteren werden ungemein laut, häufig im Falsett, von zwei und mehr Sängern unisono, die kirgisischen viel leiser, mehr largo und zumeist mit natürlicher Stimme vorgetragen, wobei die bekannteren kirgisischen Oilantschi es vorziehen, allein zu singen, da sie beim Solovortrage viel leichter zur Improvisation übergehen können.

Die dramatische Poesie steht bei den Kirgisen auf der untersten Stufe ihrer Entwickelung; es ist auch im Drama derselbe Gesang, bloss in der Form des Zwiegespräches, dem der Sänger eine kurze Erklärung über die sprechenden Personen voraussendet. Bei den sibirischen Kirgisen ist von dieser Art Gesängen der bekannteste das »Bolyk und Ilentai«, bei den turkestanischen das »Budabai und Karlygatsch«, deren Inhalt in einem Wettstreit scharfsinniger Reden, meist zwischen Mann und Frau, besteht. Einer der Redner stellt dem andern Aufgaben und verschiedene spitzfindige Fragen, die dieser beantworten muss, wobei der Fragesteller meist als sehr gewandt dargestellt wird und sich glücklich aus allen Schwierigkeiten herauswickelt, wie Ilentai im ersten der genannten Gesänge, und nur zuweilen ins Gedränge und in Verwirrung gerät. Das letztere Geschick wird besonders häufig dem Chodsha zu teil, der, wie es in den Gesängen heisst, in Buchara studierte und mit einer ihm wohlgefallenden Jungfrau sich ins Gespräch einlässt. Der unverfälschte Komus spricht sich in seiner ganzen Kraft sowohl im Zorne des Chodsha aus, der gegen Ende des Streites nicht mehr weiss, was zu antworten ist und zu schimpfen anfängt, als auch in den treffenden Spöttereien des Mädchens über dessen Wichtigkeit, Heuchelei, weissen Turban u. dergl. Aehnliche komische Dialoge erinnern unwillkürlich an die Makamen des Hariri (1054 bis 1121); wenngleich die kirgisischen in der Form nicht so kunstreich sind, so atmen sie doch dieselbe aufrichtige, ungekünstelte Einfachheit.

[1]) Sartorius v. Waltershausen, Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt, Naturkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschapen te Harlem, 23. Teil, 1865, S. 98 ff.

[2]) Penck, Die Vergletscherung der deutschen Alpen, Leipzig 1882, S. 1 ff.

[3]) Nach den Abhandlungen von Gotowizkij, Pfennig und Iwanowskij in der Ethnographischen Rundschau der Moskauer Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie, 1889, Heft III.

[4]) Oilantschi oder, bei den ssemiretschinskischen und ssemipalatinskischen Kirgisen, ulgöntschi heisst der einfache, fremde Lieder vortragende Sänger, im Gegensatze zum akyn — dem selbstdichtenden Sänger.

Digitized by Google

Unmöglich ist es unter den Kirgisen zu weilen, ohne den Namen ihres herrlichen Sängers Nogoibai zu hören, der vom Irtysch über die breiten Thäler von Saissan, und Tschilikta, die Berge Tüe-tass oder Ssara-tai bis in die unzugänglichen Schluchten der Altai-, Ssaur- und Tarbogatai-Gebirge und über die Grenzen des chinesischen Reiches hinüber erschallt. Das Leid des Volkes ertönt in allen seinen Liedern, Klagen, Stöhnen ohne Ende — das ist der Grund, weshalb jedes Lied Nogoibais in die Tiefe der Seele seiner Zuhörer dringt und deren zarteste Saiten erklingen macht. Gekleidet wie der letzte Egintscha, der ärmste Hirte, in traurige Tuchfetzen, die kaum die Blössen seines Leibes decken, mit der Dombra auf seinen Knieen — so fand Herr Iwanowskij den berühmten Volksdichter und Volkssänger am Eingange in das Zelt, als ein glücklicher Zufall den russischen Beamten in einem Aûl mit ihm zusammenführte. Doch das laute lärmende Gespräch verstummte und machte einer Totenstille Platz, als die ersten Töne seiner Dombra, immer lauter und lauter, dann wieder leise und leiser ertönten. Nogoibai ward eine Tasse Kumyss (gegorene Stutenmilch) gereicht, die er gierig austrank. »Ei, Dshigite« (Reiter) — so ertönte seine kräftige, wohllautende, leicht zitternde Stimme — »ei, verwegene Dshigite, alle, alt und jung, ak-ssakale (Weissbärte, Angesehene der Gemeinde) und karassakale (Schwarzbärte) und utagassy, alle höret mein Lied an, höret den armen Akyn an, höret, was er euch singt« — und Nogoibai begann zu singen.

Dieser Abend erwies sich für die Zuhörer als besonders glücklich: Gesang auf Gesang flossen aus dem Munde Nogoibais, der sich immer mehr begeisterte und mehr und mehr der Herzen seiner Zuhörer bemächtigte. Anfangs hub er von sich selber an: »War's ein Tag oder war's eine Nacht, da mich meine Mutter gebar — das weiss ich nicht. Wenn's ein Tag war, so weiss ich, dass damals am reinen Himmel keine heitere Sonne stand, ihre goldenen Strahlen die nahen Berge nicht erwärmten, die von ihr ferne Steppe nicht beleuchteten, keiner von ihnen in die armselige Behausung meiner armen Mutter drang, als sie mich Unglücklichen gebar. Wenn's damals Nacht war, so weiss ich, dass damals über das Himmelszelt kein silberner Mond hinzog, an ihm keine heiteren Sterne erglänzten, keiner derselben mir, dem Neugeborenen, zulächelte. Im Dunkel ward ich geboren, Dunkel umgibt mich auch mein ganzes Leben. Ich sah und kannte weder meine Mutter, die mich mit ihrer Milch auffütterte, noch den mich liebkosenden und küssenden Vater, noch kenne ich meine Frau und Kinder, noch sehe und kenne ich jemand von euch. Wie der Wurm am Erdboden sich windet, so, denke ich, werde auch ich mein trauriges Leben dahinschleppen und ebenso, denke ich, werde auch ich vermodern. Doch gross ist Allah und sein Prophet Mohammed! Ihre Thaten sind für uns Geheimnis. Sie, die mich des Gesichtes beraubten, beschenkten mich anders: gaben mir ein Gehör so zart und fein, wie es vielleicht von den gewöhnlichen Leuten niemand besitzt, wie ein solches aber, denke ich, bloss Allah und Mohammed besitzen.«

Darauf zeichnete er im höchsten Grade künstlerisch, fein, mit einer für einen Sohn der Steppe staunenswerten Kraft der Empfindung vor seinen Zuhörern Bilder, wie er z. B., ohne die Sonne zu sehen, sie demohnerachtet gleichsam hört, sie mit seinem ganzen Wesen fühlt; oder wie er beim Erwachen des Frühlings, wann es der Sonne kaum noch gelang, der Erde ihr winterliches Kleid abzustreifen, und sich diese noch nicht mit samtnen Gräsern, noch nicht mit bunten Blumenteppichen bekleidete, er doch schon unter der Erde eine gewisse Bewegung hört, hört, wie sich doch mannigfache Keime regen, wie sie aus der Erde hervorkommen, wie sich ihr feiner Stengel reckt, wie sich die Knospe bildet, wie sie sich entfaltet und wie endlich an ihrer Statt eine herrliche Blume erblüht. »Und konnte ich mit solchem, mir von Gott verliehenen Gehör,« rief dann Nogoibai aus, »konnte ich denn das Stöhnen und die Seufzer nicht hören, die um mich herum ertönten und noch ertönen? Konnte ich denn den Jammer und Kummer nicht hören, die vom ungestümen Winde über die glatte Steppe und durch die engen Thäler und über die Gipfel der hohen Berge hingetragen wurden, von dort aus nach den wenigen Glückskindern ausschauend, die mit ihnen noch keine Bekanntschaft gemacht haben? Nein, ich hörte sie, hörte alles. Alles gelangte an mein Ohr, und nichts flog an ihm vorüber. Von der ganzen heimatlichen Steppe, von allen unseren Bergen, von allen meinen Landsleuten sammelte sich um mich herum dieser Kummer, der, nachdem er mein Herz erfüllt, an ihm nagt, es brennt und peinigt und in Stücken zerreisst. Von heissem Blute läuft das arme Herz über, das Rettung sucht und doch keine findet.« Solcherweise zu seinen beliebten Weisen kommend, begann Nogoibai von diesem selben Kummer zu singen, »der da nagt, peinigt und in Stücken zerreisst sein Herz«.

Dshetak heisst der Kirgise, der aus irgendwelcher Ursache sein Vieh, das einzige Mittel einer gesicherten Existenz in der Steppe, verlor und sich gezwungen sieht, sich nach einem benachbarten festen Wohnort zurückzuziehen, wo er aus seiner gewohnten Lebenssphäre entfernt, bleich, abgemagert, in Lumpen gehüllt, ganz in Fesseln geschlagen, das traurigste Bild eines Menschen bietet. Von diesen ewig von ihrem Volke abgetrennten Dshetaks war es, dass Nogoibai vor allem zu singen begann. In diesem Gesange, voll das Herz zerpressenden, brennenden Kummers, wollte er, so schien es, seine ganze Seele ausgiessen und sein ganzes schmerzerfülltes Herz erleichtern. Hierin war der wilde Sohn der Steppe unübertrefflich, ganz in seinem Elemente; sein mächtiges Talent war in all seiner Fülle entwickelt. Seine

Digitized by Google

klangreichen, schön gemessenen Verse, reich an Rhythmus, flossen völlig frei, natürlich und leicht dahin, trotzdem dass sie improvisiert wurden; seine reine, angenehme Stimme, voll Innigkeit und fähig, die feinsten, zartesten Schattierungen der Empfindung auszudrücken, sein wahrhaft künstlerisches Spiel auf der Dombra, die unter den geschickten Fingern ihres Akyns zugleich mit ihrem Sänger zwei Saiten schluchzte und weinte — alles dieses fesselte die Zuhörer völlig. Und der Eindruck erwies sich auf die Zuhörer um so stärker, als sich einem jeden unwillkürlich die Frage aufdrängte: wer weiss, wie nahe die Zukunft, da viele von ihnen, die jetzt glücklich sind, ebenfalls ihre heimische Steppe verlassen müssen, um ebenfalls ihr trauriges Dasein in einer dumpfen, kalten, schmutzigen Lehmhütte dahinzuschleppen, deren Beschreibung in Nogoibais Lied soeben erst ihr Herz erstarren machte.

Doch neben den von Liebe zu seinem Volke erfüllten Liedern, aus welchen der Entschluss spricht, wenn nötig, für dieses Volk sein Leben zu opfern — neben den Gesängen, in denen alle Gekränkten und Erniedrigten eine ihnen sympathische Saite erklingen hören, in denen ihr Kummer mitgetragen und erleichtert wird, singt Nogoibai, gleichsam der Wahrheit eingedenk, dass

»Das Herz nicht lieben lernt,
Das zu hassen müde worden« —

auch andere Lieder, erfüllt von Wut, Hass und Flüchen über alle, die in einer oder der anderen Weise der Wohlfahrt seines Volkes schadeten. Selber ein aufrichtiger, ehrlicher Mann mit weicher, teilnahmsvoller Seele, die keinen Lug und Trug, um so weniger irgend welche Beleidigung duldet, bereit, alles mit dem letzten armen Teufel, zumal dem, welchem das Los eines Dshetaks droht, zu teilen, und der auch andere unterrichtet ebenso zu sein, er geisselt drohend und unnachsichtig diejenigen, die auf einem einzigen Ritt durch die Steppe in ihr bisweilen so tiefe Spuren hinterlassen, dass sie jahrelang nicht mehr verwischt zu werden vermögen.

Selten nur liebt Nogoibai in die Vergangenheit zurückzuschauen und des früheren Lebens zu gedenken, des weiten, freien, ungebundenen, als alles in Hülle und Fülle vorhanden war — bisweilen liebt er es, zum heiteren blauen Himmel mit seinen Myriaden von Sternen sich hinaufzuschwingen — doch alles dieses bloss um sich von dort, seinem Ausdrucke nach, herabzulassen zur »schweissbegossenen, blutgetränkten, von der menschlichen Unwahrheit geschwängerten Erde«, noch schärfer, ausdrucksvoller die unlieben Bilder zu malen, die sich vor den Augen eines jeden und aller entrollen, und welche nicht zu sehen, selbst er, der Blinde, nicht vermag. Er selbst spricht von sich in einem Liede: »Die Steppe erzeugte mich, durch die Steppe muss ich leben; doch« — fügt er weiter hinzu — »bin ich nicht der Sohn der früheren Steppe, nicht der Steppe, welche unsere Väter und Grossväter gekannt haben, sondern einer anderen, einer neuen, wie wir sie selber kennen und um die uns nicht zu grämen, nicht zu kränken wir nicht vermögen! Dürfen denn Kinder, die ihre Mutter sterben sehen, nicht weinen und nicht schluchzen? Sollen denn wir, die wir unsere Mutter Steppe sterben sehen, uns über ihren Tod freuen? Wann sie auflebt, leben wir nicht auch auf? Und wie die Sonne, wenn die sie verhüllenden Wolken unter ihr wegziehen, noch heller und heiterer glänzt, so werden auch wir, wann jene schwarzen, drohenden Wolken, die über uns hängen, vorbeiziehen, alles Vergangene vergessend, den Gram von uns abstreifend, mit neuem Leben aufleben, endlich frei, mit voller Brust aufatmen . . . Aber nicht so werde ich auch dann sein: in anderer Weise werde ich dann meine zweisaitige Dombra stimmen, nicht so auf ihr zu spielen beginnen, nicht die Lieder von heute zu singen anheben! . . .«

Indochinesische Stämme.

Von C. W. Rosset.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte, die Wilden würden nun das Rohr wieder aufs Feuer stellen und den Reis noch eine Weile kochen lassen, aber nein, sie schütteten das Gericht auf ein grosses Palmblatt und machten sich dann gemeinsam über das Essen her, indem sie den Reis mit den Händen schöpften und zum Munde führten. Der Stieng scheint nicht warten zu können, bis ein Gericht gar gekocht ist. Selbst das Fleisch isst er halb roh. (Seine Haustiere sind Schafe, Ziegen und Büffel.) Alle Speisen kocht er am liebsten auf Bambus. Der Bambus ist ein steinhartes Holz, welches die Termiten nicht zu schädigen im stande sind, und kann um so weniger rasch durchbrennen, als ja das Innere mit Wasser gefüllt ist[1]).

Man sieht in diesen Gegenden auch häufig die wilde Traube im Bambusgehölz und an anderen Pflanzen emporranken. Ich prüfte die Frucht, der Geschmack war weder süss noch sauer; ich muss aber gestehen, dass ich nie eine reife gefunden habe. Das kommt daher, dass die Eingeborenen die Trauben schon im unreifen Zustande mit Appetit verzehren, wobei sie sich dann häufig den Magen recht gründlich verderben und vielfache Fälle von Dysenterie zu verzeichnen haben. Auch Vögel und Affen stellen mit Vorliebe den Trauben nach, noch ehe sie die Sonne hat ordentlich ausreifen lassen.

Der Wilde hat wie der Europäer seine täglichen Genussmittel. Er kaut Betel, raucht Tabak und trinkt Schum-Schum. Wenn auf irgend etwas, so ist auf den letzteren sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet. Er ist gerade wie ein Kind, das den ganzen Tag von dem Vergnügen spricht, das man ihm zu bereiten versprochen hat. Hat er sein Mahl eingenommen, so ist er zufrieden, ja selbst

[1]) Auch die Botokuden kochen in Bambus. Die Red.

Digitized by Google

vergnügt. Er legt sich nieder und schläft oder geht zum Nachbarn, um mit ihm die Zeit zu verplaudern. Den ganzen lieben Tag bildet der Schum-Schum, der ihm etwa für den Abend in Aussicht gestellt ist, den Gegenstand seiner Unterhaltung. Er glaubt ihn schon zu kosten und leistet, von diesem mächtigen Sporn angetrieben, eine recht hübsche Summe von Arbeit, die unter anderen Umständen kaum von ihm erreicht werden könnte.

Die Art und Weise, wie der Stieng den Schum-Schum herstellt, ist folgende. Er kocht ein Quantum von gesiebtem Reis halbgar, lässt ihn ein wenig an der Sonne trocknen, füllt ihn in einen irdenen Krug, thut eine angemessene Dosis aromatischer Kräuter hinein, die er vorher zerstampft, und ein wenig Gärungsstoff, den er aus Baumrinde gewinnt. Nachdem alles gut durcheinander gemengt worden, wird die Masse möglichst hermetisch mit einem aus Asche und Thonerde hergestellten Deckel verschlossen. Das nur sehr wenig feuchte Gemisch im Innern des Kruges fängt an zu gären und nimmt sehr bald einen kräftigen Geruch an. Nach einiger Zeit öffnet der Wilde den Krug und athmet mit Wollust das starke Odeur ein, das ihm entgegenströmt. Jetzt ist nur noch nötig, dass auf die Masse aus einem daneben gestellten Kruge Wasser gegossen wird, das man gewöhnlich mit einem Büffelhorn schöpft. Der bis dahin latente Alkohol verbindet sich mit dem Wasser und liefert so den Trank, der dem Wilden über alles geht. Mit Bambusröhren saugt er diesen Nektar in gierigen Zügen aus dem Kruge.

Der Schum-Schum wird bei allen feierlichen Gelegenheiten getrunken. Ich erwähnte bereits, dass man ihn bei Begräbnisfeierlichkeiten, bei Volksversammlungen, im Kriegsrat und nach einem glücklichen Jagderfolg in erklecklicher Menge geniesse. Aber auch das Erntefest wird mit Schum-Schum-Gelagen verschönt. Selbst dem Gast weiss man keine höhere Gunst zu teil werden zu lassen, als ihm einen Krug dieses nach der Meinung der Wilden unübertrefflichen Getränkes darzureichen. Der Stieng ist besonders gastfrei. Er verehrt nicht selten seinem Besucher ein recht fettes Schwein. Als ich von den Stieng nach Cochinchina zurückkehrte, wurde mir von den Franzosen der Wink gegeben, ich möchte es unterlassen, jenen Volksstamm aufzusuchen, da man für mein Leben nicht einstehen könne. Ich war sehr erstaunt, dies zu hören. Ich darf wohl sagen, dass es mir bei den Stieng besser gefallen hat als bei den Moi, und viel besser als bei den Benong. Wie ungastlich, wie abweisend, wie betrügerisch diese letzteren mir oft gegenübergetreten sind, wird sich aus den folgenden Mitteilungen über diesen bisher noch nicht von irgend einem Europäer besuchten Volksstamm ergeben.

II. Die Benong.

Die ersten Benong wurden mir in Sambor am Mehkongfluss im Königreich Cambodja im Oktober 1887 von dem dort residierenden Cambodja-Gouverneur vorgeführt. Sie erinnerten mich sofort an die Luschai in dem Gebirge von Chittagong, die ich mit Dr. Riebeck in den Jahren 1880 bis 1882 besucht hatte. Die Frauen und Männer, ihre Hotten auf dem Rücken, eine Binde um die Hüften, von der ein altes Stück Zeug herabhing, um die Geschlechtsteile zu verdecken: so waren mir auch die Luschai entgegengetreten. Bei näherer Betrachtung ihres Körperbaues und ihrer Schädelbildung stellten sich jedoch wesentliche Verschiedenheiten heraus. Das Gebiet der Benong liegt nördlich von demjenigen der Stieng und südlich vom Bang Came, dem oben erwähnten grossen Nebenflusse des Mehkong. Es erstreckt sich vom Mehkongfluss bei Kratié etwa 200 bis 250 Meilen östlich und nordöstlich und grenzt im Nordosten an die Stämme der Rhodé, im Osten an die Nhong und südöstlich an die Ahong.

Die Hautfarbe der Benong ist schokoladenbraun. Ihre Körperhöhe beträgt 154—160 cm. Die Iris ist dunkelbraun, das Auge ist wie bei den Moi länglich zugespitzt und horizontal, das Haar schwarz und kraus, teilweise in kleinen Zöpfchen geflochten, die zusammen in einen Knoten gebunden sind, wie bei den Anamiten. Das Gesicht ist oval, die Stirn hoch, und auch hier finden wir keine abgerundeten, sondern ziemlich eckige Gesichtszüge mit hervortretenden Wangenbeinen. Die Nase ist an ihrer Wurzel tief eingedrückt, und die Nasenflügel sind stark ausgeweitet. Die Lippen weichen von denen des Europäers und der anderen hinterindischen Völkerstämme nicht ab. Die vorderen Oberzähne werden abgeschlagen und mit einem Steine stumpf gefeilt. Das Ohr ist gross, der Ohrlappen hängt tief herunter und ist durchlöchert; als Ohrgehänge wird weisses weiches Holz oder Elfenbein verwendet. Alles in allem bietet der Benong ein rohes, plumpes und unkultiviertes Aeussere dar.

Die folgenden Erlebnisse sind diejenigen meiner ersten Reise, welche freilich, wie ich im ersten Artikel bereits erwähnt habe, bei dem Widerstande der siamesischen und französischen Beamten nicht den gewünschten Erfolg hatte, aber dennoch des Interessanten so vieles bietet, dass ich es mir nicht versagen kann, hier davon einiges mitzuteilen.

Der Gesichtsausdruck der männlichen Benong ist sehr ernsthaft. Von den wilden Vedda auf Ceylon hatte jemand mir gegenüber einmal die Behauptung aufgestellt, dass sie nicht lachen könnten, und dasselbe suchte man mir jetzt von den Benong und den Kouys glaubhaft zu machen. Nun ist es richtig, man darf es als ein grosses Kunststück bezeichnen, wenn es einmal gelingt, auf diese ungeschlachten Gesichtszüge einige Heiterkeit zu zaubern und diesen rauhen Kehlen einige Töne des Jubels zu entlocken; aber unmöglich ist es keineswegs. Als ich beispielsweise einmal bei einer Exkursion in eine Grube stürzte und auf das Schien-

Digitized by Google

bein fiel, dergestalt, dass mir Hören und Sehen verging und ich, nachdem ich mich wieder erhoben, vor Schmerz nicht von der Stelle konnte, derart dass man mich auf einer Bambusbahre nach meinem Lager tragen musste: da brachen die Benong in ein so frenetisches Freudengeheul aus, dass ich sie kaum wieder beruhigen konnte.

Die Gangart der Benong ist sehr steif, Arme und Kopf bleiben bei einem mit kurzen Schritten ausgeführten mässig schnellen Marschtempo fast bewegungslos. Merkwürdig gut orientieren sich diese Völker, nachdem sie sechs bis acht Stunden kreuz und quer umhergestreift sind, in den unwegsamen Urwäldern, wo ich nicht eine Stunde ohne Kompass verweilen konnte, ohne die Himmelsrichtung vollständig zu verfehlen. Schmuck und Kleidung der Benong ist ähnlich, wie bei den übrigen Stämmen. Bemerkenswert sind ihre Armbänder, deren sie verschiedene Arten besitzen. Einige derselben reichen vom Handgelenk bis zum Ellbogen; sie sind schlangenförmig aus Messingdraht um den Unterarm gewunden und gewähren so den Anblick einer enormen Metallmanschette. Dieselbe Façon fand ich auch bei den Maldivianern und Lakadivianern. Man kann sich kaum erklären, welches Vergnügen die Wilden daran haben, sich mit einem solchen, nicht selten fünf bis sechs Kilo betragenden Gewicht zu belasten. Die Colliers, die Bänder, welche um den Leib gelegt sind, bestehen meist aus verschiedenfarbigen Perlen. Jene Pincette, welche bestimmt ist, die Barthaare auszurupfen, befindet sich an der Hals- oder Bauchschnur. Zur Befestigung der Haare dienen Haarnadeln aus Messingdraht, bei den Frauen länger als bei den Männern. An ihnen sind ebenfalls Perlengehänge angebracht.

Einen sehr grossen Teil dieser Schmucksachen habe ich aus den Gräbern der Benong entnommen. Ich hatte das Glück, solche Gräber etwa 20 km von Stung Treng, östlich vom Mehkongfluss aufzufinden. Dieselben erinnerten mich sofort an die Veddagräber auf Ceylon. Eine Bambusbahre mit einigen irdenen Töpfen und Metallgefässen bedeckte das Grab, das im Dorngebüsch versteckt war. Da ich mich noch halb und halb auf siamesischem Boden befand, im Gebiete von Laos, und mit Ausnahme des Koches meine ganze Begleitungsmannschaft aus Laosianern bestand, musste ich, wenn ich mich des Inhalts der Gräber bemächtigen wollte, die grösste Vorsicht anwenden; denn auf das Oeffnen eines Grabes steht in dem siamesischen Tributstaat Laos, wie in Siam selbst, die Todesstrafe. In mondscheinheller Nacht — es war am Neujahr des Jahres 1887 — verliess ich mein Zelt in Begleitung einer europäischen Dogge und gab vor, auf die Jagd zu gehen. Meinen Diener, den oben erwähnten Koch, hatte ich von allem unterrichtet und befahl ihm, später zu folgen. Die Sache fiel den Leuten auf; es wollte ihnen nicht in den Sinn, dass ein mit der Gegend vollständig unbekannter Mann sich bei Nacht und Nebel allein in den mit hundert Gefahren dräuenden Wald hinauswagte (die Tiger waren in dieser Gegend besonders zahlreich). Als ich beim Grabe ankam, nahm ich zunächst die Bahre und die Töpfe fort. Es waren zwei grosse irdene Töpfe, anamitisches Fabrikat, drei Porzellangefässe, offenbar aus China importiert, und ein Metallgefäss. Ich fing an, in der Richtung von Osten nach Westen zu graben; nachdem ich 85 cm tief in den Erdboden eingedrungen war, erschien endlich mein Diener und half mir bei der Arbeit. Die Füsse kamen im Westen zum Vorschein, 90 cm tief. Ich begann an der Stelle zu graben, wo der Kopf liegen musste; ich wollte mir vor allem den Schädel sichern. In der Tiefe von 82 cm stiess ich auf ein kupfernes Gefäss, das auf dem Brustbein lag. Auch dieses Gefäss war wie die übrigen auf dem Grabe augenscheinlich mit Absicht durchlöchert. Nach langwieriger Arbeit, die um so mühsamer war, als die Wurzeläste der umstehenden Bäume bereits mit dem Skelett verwachsen waren, legte ich letzteres vollständig frei. Neben dem Gefässe auf dem Sternum fanden sich zwei starke, etwa 8 cm Durchmesser haltende und 4 mm dicke Messingringe. Die längeren Haare mit der langen Haarnadel bewiesen, dass ich es mit einem weiblichen Individuum zu thun hatte. Am rechten Arm fand ich fünf Stück Armbänder, am linken sechs Stück in verschiedenen Formen. Bei der Abnahme des Schädels, den ich, da die Zeit drängte, nicht lange untersuchte, sondern sofort, ohne ihn zu reinigen, verpackte, fand ich sechs bis acht zerrissene Perlschnüre, die offenbar den Hals geschmückt hatten. Auch in der Ohrengegend entdeckte ich einige Reste von Perlengehängen. Nun legte ich sämtliche Knochen auf ein Stück Tuch, um zu kontrollieren, ob vielleicht welche fehlten. Schon war ich vier Stunden an der Arbeit gewesen und die Morgendämmerung brach herein. Da fängt der Hund plötzlich zu bellen an und springt nach der Gegend, wo meine Leute lagern. Von dort her ertönt wildes Geschrei und wirres Durcheinanderrufen, das immer näher kommt. Der Hund setzt in grossen Sprüngen den Lärmenden entgegen und wird an mir zum Verräter. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Leuten eine Geldsumme zu versprechen, wenn sie schweigen und mir beim Transport meiner Funde behilflich sein würden.

Die Knochen hüllte ich sorgfältig in einen Rock, den ich zu diesem Zweck mitgenommen hatte, die Töpfe und Schmucksachen übergab ich den beiden Laosianer-Kulis, denen es auch glückte, die Gegenstände aufs Schiff zu schmuggeln. Kurz vor der Abfahrt des Bootes liess mein Diener beim Einpacken des Skeletts in die Kisten unglücklicherweise den Rock fallen, in den das ganze Skelett, mit Ausnahme des Schädels, eingewickelt war. Einige Knochen kamen zum Vorschein, und nun begann ein ernsthafter Skandal. Der Kapitän des Schiffes befahl mir, sofort das Skelett ins Wasser zu wer-

Digitized by Google

fen, widrigenfalls er nicht weiterreisen dürfe, oder der Commissaire Royal lasse ihm selbst den Kopf abhauen. Ferner behauptete er, dass mein Boot sicher untergehen würde, wenn ich mich nicht auf der Stelle der Knochen entledigte. Da war es denn mit meiner Freude über den Fund vorbei; mir blieb nichts übrig, als zu gehorchen, um den Fortgang meiner Expedition nicht allzusehr in Frage zu stellen. Indes den Schädel hatte ich besonders eingewickelt; er war bereits in meinem Koffer. Statt seiner holte ich eine in Papier gewickelte Kokosnuss hervor; ich zeigte dem Kapitän die Knochen, ich zeigte ihm auch die Kokosnuss in dem Papier und bedeutete ihm, dass dies der Schädel sei. Dann warf ich vor seinen Augen die ganze Geschichte ins Wasser. Das Skelett ging sofort unter, aber die Kokosnuss — o weh! — blieb schwimmen. Aller Augen richteten sich auf den vermeintlichen Schädel und warteten gespannt ab, wann er denn wohl endlich niedertauchen würde. Ich verlor die Geduld; es sei höchste Zeit, rief ich aus, dass die Reise nunmehr fortgesetzt werde, der Schädel werde schon sinken. Dass er nicht gleich untergehe, liege an dem Papier. Hierbei beruhigte sich die Gesellschaft, und die Fahrt ging weiter. Aus weiter Ferne beobachtete ich noch, dass die Kokosnuss natürlicherweise nicht sank. —

Die Benong sind unter den Volksstämmen im Inneren die ausgedehntesten und kopfreichsten; während die Ahong sich auf etwa 3000, die Nhong auf etwa 2000 belaufen, die Rhodé diese Zahl nicht einmal vollständig erreichen, kann von den Benong nach oberflächlicher Schätzung mit Bestimmtheit ausgesagt werden, dass sie ungefähr eine Kopfzahl von 6000 aufweisen. Die Benong werden, wie die Moi, ebenfalls in Dépendants und Indépendants eingeteilt. Die Zahl der Dépendants schätze ich auf ungefähr 1000. Die abhängigen und die weiter landeinwärts wohnenden unabhängigen Benong stehen einander gegenüber, wie zwei einstmals gemeinsam lebende, jetzt aber aufs bitterste verfeindete Brüder. Diese können es jenen nicht vergessen, dass sie sich, durch Geschenke und Versprechungen überredet, haben verführen lassen, sich den Cambodjanern, bzw. den Franzosen in die Arme zu werfen. Und in der That, die Geschenke, mit denen der schlaue Mandarin Cambodjas den armen Benong zu ködern wusste, waren Danaergeschenke: sie hatten zwar zur Folge, dass die Benong ein wenig von der Kultur beleckt wurden, sie hatten aber auch zur Folge, dass ihre Unabhängigkeit und Freiheit verloren ging. Ihre Häuser ähneln denen der Cambodjaner; auch in ihrer Kleidung haben sie es ihrem neuen »Protektor« nachgeahmt. Aber mit der Annahme cambodjanischer Sitte ist leider nicht eine Veredelung ihres Charakters einhergegangen, sie spielen ihrem Brotherrn gegenüber sozusagen eine armselige Knechtsrolle, sie sind verachtet, sie müssen sich sogar Misshandlungen gefallen lassen und — was das Schlimmste ist — sie werden in der schrankenlosesten Weise von dem cambodjanischen Grosskaufmann ausgebeutet.

Die Gegenstände, die der Benong diesem liefert, sind ausser Sklaven namentlich Jagdartikel, wie Tierfelle, Büffelhörner, Hirschgeweihe und Elfenbein. Der Benong liegt, wenn er keine Bataten zu suchen hat und die Regenzeit nicht zu stark ist, den ganzen Tag auf der Jagd, sei es nach Menschen, sei es nach Tieren. Er ist einer der tüchtigsten Jäger und übertrifft an Geschicklichkeit in der Handhabung seiner Schiesswaffen bei weitem den Moi. So sammelt er denn allmählich die obengenannten Jagdgegenstände und stapelt sie in seiner Hütte auf. Die Büffelhörner werden teilweise über Cochinchina-Singapore nach Europa exportiert oder nach China verschickt und dort zu Trinkgefässen, Kämmen, Knöpfen u. s. w. verarbeitet; die Felle kauft der Chinese, der sie, nachdem sie bei dem Benong längere Zeit ungegerbt und an der Sonne getrocknet gelagert haben, später weiter präpariert und daraus hervorragend billiges Schuhwerk und andere Sachen herstellt. Die Hirschgeweihe werden ebenfalls nach China exportiert. Es handelt sich hier aber nicht um alte, ausgewachsene Geweihe, wie der Förster und Weidmann sie bei uns als Zimmerschmuck verwendet, sondern um ganz junge Geweihe, die noch vollständig weich sind und höchstens eine Länge von 15 cm erreicht haben. Für solche Geweihe werden von anamitischen und chinesischen Quacksalbern äusserst hohe Preise bezahlt. Ich selbst war Zeuge, wie 4—20 Dollar das Stück gegeben wurden. Man wendet die daraus hergestellten Medikamente gegen Magenleiden an. Der hohe Wert, den man dieser Ware beimisst, lässt sich auch daraus abnehmen, dass von den Franzosen an der Grenze von Cambodja und Cochinchina (Pnompenh) für 60 Kilo ein Ausfuhrzoll von 1200 Dollar erhoben wird. Den Haupthandelsartikel bildet natürlich das Elfenbein. Am oberen Mehkong in den Städten Kratié, Sambor und Samboc geben sich die Händler, Chinesen sowohl wie Laosianer und Cambodjaner, Rendezvous, um ihre Geschäfte in Elfenbein miteinander abzuschliessen. Unerwähnt will ich nicht lassen, dass auch der Königstiger ausser seinem Fell manchen kostbaren Artikel liefert. Der Schnurrbart dieses Tieres erzielt Preise von 10—15 Dollar. Unheimlich ist die Verwendung, die er findet. Gesetzt, man will einen Feind aus dem Wege räumen, wünscht aber nicht, dass er auf plötzliche, gewaltsame Weise beiseite geschafft wird, was ja vor aller Welt ruchbar werden könnte, sondern dass er langsam hinsterbe und niemand erfahre, aus welcher Quelle sein Leiden sich herleitet: so zerschneidet man jene Haare vom Tigerbart ganz fein, vermengt sie mit den Speisen, die der Betreffende im Begriff ist zu essen, und man kann sicher sein, dass er einem schleichenden Siechtum entgegengeht. Das Haar setzt sich im Magen und in den Gedärmen fest und ruft dort einen die Verdauungswerkzeuge zerstören-

Digitized by Google

den Entzündungsprozess hervor; zusehends magert das arme Opfer der Rachsucht ab und geht an Auszehrung elendiglich zu Grunde. Auch die Tigerklauen finden Verwendung. Man zahlt bis zu zwei Dollar das Stück. Der Europäer wird sich ihrer gern als Uhrberlocke bedienen. Eine weit höhere Summe aber wird man für die grossen Fangzähne des Tigers bieten, die teils auch für Medikamente, teils zu Cigarettenspitzen verarbeitet werden.

Wenn ich hier eben verschiedene Preise angeführt habe, so beziehen sich dieselben nicht etwa auf das Handelsgeschäft, das sich zwischen dem Cambodjaner und dem Benong abwickelt. Der Benong bekommt von seinen Schutzherren kein Geld, sondern Tauschartikel, wie Salz, Baumwollstoffe, Tabak, Betelnüsse und Betelblätter, Messingdraht und Perlen. In letzter Zeit sind auch chinesische Teller und Gläser vielfach als Tauschware in Schwung gekommen. So ein blinkender, bunt bemalter Porzellanteller übt auf den Benong einen fascinierenden Einfluss aus. Zu bedauern ist der arme Kerl, dem einmal das Unglück passiert, dass ihm ein Teller oder Glas in Scherben zerfällt. Mit dem Ausdrucke höchsten Schmerzes wälzt er sich am Boden und alarmiert mit seinem Wehklagen das ganze Dorf. Zehn Centner Reis, ja Weib und Kind hätte er lieber verloren, als den einen Teller, der sein höchstes Lebensglück ausmachte. Auf diese Liebhaberei der Eingeborenen muss der Forschungsreisende spekulieren, wenn er recht wertvolle ethnographische Gegenstände eintauschen will. Der Europäer kann mit diesen Leuten jedoch nur in dem Falle Handelsgeschäfte abschliessen — und oft auch dann noch nicht — wenn sie sicher sind, dass kein Cambodjaner davon etwas merkt; denn die Cambodjaner, obwohl selbst in Verbindung mit den Franzosen, sind auf diese in Handelsgeschäften äusserst eifersüchtig. Merken sie, dass ein Benong sich mit einem Europäer eingelassen hat, so kann der Bedauernswerte sicher sein, dass der Cambodjaner an ihm Rache nimmt, vielleicht dass er ihn als Sklaven fortführt. Trotzdem ich für einen Elefantenzahn das Drei- bis Vierfache von dem bot, was ein Cambodjaner dafür zu zahlen pflegt, war die Angst, von einem solchen entdeckt und bestraft zu werden, doch zu gross, als dass die Benong es hätten über sich gewinnen können, mir den Zahn abzutreten. Man muss also, um vorteilhafte Tausche abzuschliessen, sich schon mehr ins Innere bemühen, wohin der Einfluss der Cambodjaner noch nicht vorgedrungen ist.

In reichen Cambodjanerfamilien vererbt sich das Handelsgeschäft vom Vater auf den Sohn seit uralter Zeit. Der Chef eines vornehmen Hauses kommt jährlich drei- bis viermal zu den Benong. Bei dieser Gelegenheit ist er sozusagen von einem kleinen Generalstab umgeben, bestehend aus sechs bis acht Oberhäuptern besserer Familien. Ein ganzer Tross von Dienern schliesst sich an, und jeder einzelne der Gesellschaft ist bis an die Zähne bewaffnet.

Zunächst macht es sich der Cambodjaner bequem. Er lässt eine Hütte bauen, wobei der Wilde Frondienste leisten muss; oft freilich besteht eine solche schon seit Jahren, und es erübrigt nur noch, dass sie von neuem häuslich eingerichtet wird. Sobald nun die Kunde von der Ankunft des reichen Kaufmannes sich in der Gegend verbreitet hat, beeilt sich alles, Mann, Weib und Kind, demselben Geschenke und Lebensmittel zu bringen. Der Cambodjaner kommt ohne alles in diese Gegend, ohne Geld, ohne Proviant, nur mit den Waren versehen, mit denen er den Benong »beglücken« will. Es ist ein Bedauern erregender Anblick, wie diese armen Benong sich im Dienste des grossspurigen, habgierigen, herrschsüchtigen Händlers abquälen, wie sie ihn geradezu füttern müssen. Das Beste, was sie auf dem Speicher und im Stall haben, wird ihm gebracht, Reis von vorzüglichster Qualität, wohlgemästete Hühner, Eier in grosser Auswahl — bei denen es nichts verschlägt, wenn sie bereits ein bisschen angebrütet sind; alles wird dem Cambodjaner ins Haus gebracht, nicht in rohem Zustande, sondern bereits sorgfältig zubereitet. Doch der Bewirtete zeigt sich erkenntlich, er gibt einige Betelblätter, einige Betelnüsse, etwas Tabak und etliche Schachteln Streichhölzer. Hierbei will ich bemerken, dass bei den von der Kultur noch nicht berührten Stämmen die Feuerbereitung in ähnlicher Weise stattfindet, wie bei den unkultivierten Völkern der anderen Erdteile: man reibt weiches und hartes Holz aneinander und lässt die Funken in trockene Kokosnussfasern hineinspringen.

Tunesische Volkssagen.

Mitgeteilt von Rudolf Fitzner in Monastir.

Es war an einem sonnigen Frühlingsmorgen, als ich mit meinem arabischen Diener in einem kleinen, zweisitzigen Wagen von Monastir nach Susa reiste. Während wir an dem von Kaktushecken dicht umschlossenen Dorfe Sachelin vorüberfuhren, stiegen aus einem Gerstenfelde dicht an der Strasse mehrere Wiedehopfe auf.

»Schuuft tebib?« (Siehst du die Wiedehopfe?) fragte ich meinen Begleiter.

»Gewiss, doch sage dies Wort nicht den Leuten dort drüben,« erwiderte er, auf das Dorf zu unserer Linken weisend.

»Weshalb?«

»Tebib ist für einen Sacheliner die schwerste Beleidigung, die man ihm anthun kann.«

»Was hat das für eine Bewandtnis?« fragte ich erstaunt, »erzähle mir die Geschichte.«

»Wenn du sie hören willst,« nickte er lächelnd. Die Tunesen plaudern für ihr Leben gern und freuen sich, wenn sie ihren Herren etwas erzählen dürfen.

»Es ist schon lange her,« hub er an, »da wurde dort jenseit der Palmen ein mächtig grosser Fisch

Digitized by Google

vom Meere an den Strand geworfen. Als die Kunde hiervon in das Dorf kam, erhob sich ein lautes Frohlocken, und sofort wurde eine Aschemmâa (Versammlung) zusammenberufen, um über den seltenen Fang zu beratschlagen. Der Fisch sass zwar auf dem Grunde fest, lag aber zum grösseren Teile noch im Wasser. Da beschloss man, grosse Stricke um den Fisch zu schlingen, an diese alles Zugvieh, das man besass, anzuspannen und so das Ungetüm aufs Trockene zu schleppen.

»Dem weisen Ratsbeschluss folgte schnell die Ausführung. Alle Pferde, Maultiere, Stiere und Kameele, welche die Sacheliner besassen, wurden an den Strand getrieben. Schon waren die Stricke an dem Fisch befestigt, die Zugtiere wurden eingespannt und begannen anzuziehen. ‚Tebíb, tebíb!' schrie alles Volk; es ist dies der Ruf, um Rinder zum Ziehen anzuspornen. Laut jauchzten sie auf, wie der Fisch den vereinten Anstrengungen zu folgen schien, als plötzlich eine grosse Welle das Ungetüm hoch aufhob. Sofort wendete sich das Tier mit mächtigem Schwanzschlage dem Meere zu und zog Pferde und Rinder hinter sich her in sein nasses Element. Verzweifelnd sahen die Sacheliner ihren Reichtum in den Fluten verschwinden, und die Freude über den unverhofften Fischzug verwandelte sich in bitteres Klagen.

»Doch noch Schwereres stand ihnen bevor; wo sich ein Sacheliner ferner im Lande sehen liess, rief man ihm von allen Seiten ein spöttisches: ‚Tebíb, tebíb!' entgegen. Lange Zeit ertrugen sie ihre Schmach in stillem Grimm, dann riefen sie wieder eine Aschemmâa zusammen, und die ältesten und angesehensten Bürger wurden nach Tunis zum Bei entsandt. Als sie dort in den Audienzsaal geführt wurden, warfen sie sich vor dem Throne nieder und berührten die Marmorstufen mit ihrer Stirn.

»‚Allmächtiger Herr und Herrscher,' hub der Aelteste an, ‚Allah segne dich!' und wiederholte dann unaufhörlich den gleichen Gruss. Anfangs schaute der Bei lächelnd auf den devoten Greis herab, dann aber, als dieser stets die gleichen Worte sprach, fuhr er unwirsch von seinem Purpursessel auf.

»‚Bist du ein Narr, dass du dasselbe Wort mir immer wieder sprichst? Was willst du?'

»Da neigte sich der Alte noch tiefer und begann in demutsvollem Tone:

»‚Erhabenster Herrscher, ich sehe dich zornig und ermüdet, seit wenigen Augenblicken das gleiche Wort zu hören. Sieh, Herr, ich und mein Dorf, wir sind gezwungen, nicht ein Wort, nein, einen fluchwürdigen Schimpf, der uns den unglücksvollen, schwersten Tag, den unser armes Leben sah, stets von neuem vors Auge führt, seit Monaten und Jahren täglich vom ersten Rufe zum Gebet bis zu dem tiefsten Dunkel, das die Nacht bringt, immer wieder von neuem anzuhören. Wir flehen zu dir, Herr, verleih uns deinen Schutz.'

»Das Wort des Alten gefiel dem Bei, und reich beschenkt liess dieser die Abgesandten von seinem Throne ziehen. Dann aber trugen des Beis Boten ins Land die Amra, dass jeder Sacheliner den Spötter, der ihn mit ‚Tebíb' grüsse, straflos töten dürfe.

»Die Amra gilt nicht mehr, doch wer noch heute den Sachelinern ‚Tebíb' zuruft, ist nicht ihr Freund.«

Die Zigeuner.

Von Professor Guido Cora-Turin.

(Fortsetzung.)

VI.

Moralischer Charakter, geistige Anlagen, Musik, Gesang, Poesie und Tanz.

Wir haben etwas länger verweilt bei der Ausbreitung, Verfolgung und Befreiung der Zigeuner, weil es uns zweckmässig und zugleich passend erschien, dem Leser das Ergebnis aller der neuesten Forschungen über die geschichtliche Seite der Zigeunerfrage vor Augen zu führen. Gerade die geschichtliche Seite wurde von einigen Schriftstellern etwas vernachlässigt, und doch steht sie in enger Beziehung zur anthropologischen, ethnographischen und linguistischen unseres Gegenstandes. Um unsere Aufgabe zu erfüllen, werden wir noch die hauptsächlichsten geistigen und gesellschaftlichen Merkmale dieses Volkes erörtern, nämlich: seinen moralischen Charakter, seine Religion, Kunsttriebe, Wissen, Sprache und Sitten. In Anbetracht dessen jedoch, dass diese Punkte im allgemeinen bekannter sind und dauernder und leichter Darsteller finden, welche in die Einzelheiten eingehen, und da ich endlich auch den Rahmen einer allgemeinen Abhandlung nicht überschreiten will, werde ich trachten, mich auf die Mitteilung der wichtigsten Umstände sowie auf die wahrscheinlichsten Schlüsse zu beschränken, welche sich daraus ziehen lassen. Schliesslich will ich ein statistisch-geographisches Verzeichnis über Verteilung und Menge der gegenwärtig lebenden Zigeuner oder wenigstens jener entwerfen, von denen wir Kenntnis besitzen.

Ursprung, Erscheinen, Verbreitung, Verfolgung und Emanzipation der Zigeuner nehmen bloss ein Drittel des erwähnten Werkes Coloccis ein; einen weitaus grösseren Umfang beanspruchen die fünf Kapitel über ihren moralischen Charakter, Religion, Gebräuche, Sprache, Dichtung, Gesang, Musik und Tanz. Darin wie in den früheren Abschnitten hat der Verfasser nicht bloss fremde Arbeiten zu Rate gezogen, sondern auch seine eigenen Beobachtungen benutzt, die er, wie schon gesagt, im häufigen Umgange mit den Zigeunern selbst in verschiedenen Gegenden ihres Verbleibs gewann, indem er sich mit ihren Sitten und ihrer Sprache vertraut machte. Den angedeuteten Kapiteln lässt Colocci ein zehntes, sehr kurzes, folgen, welches die geographische Verteilung und Statistik der Zigeuner betrifft, ferner eine aus-

Digitized by Google

gedehnte Bibliographie über die Zigeuner und einen aus zwei Teilen bestehenden Anhang. Davon enthält der erstere einige Wörter und Sätze des italienischen Zigeunerdialekts, der zweite ein italienisch-zigeunerisches Lexikon; der Band schliesst mit einer hübschen, in italienisch-zigeunerischer Mundart (mit Uebersetzung) geschriebenen Ansprache an eine schöne Zigeunerin, Juanita Flores. Im zehnten Kapitel hätte der Verfasser, der gewiss über eine grosse Anzahl Urkunden verfügt, sich mehr verbreiten und einen umständlicheren Ausweis der Oertlichkeiten geben können, in welchen sich sesshafte Zigeuner finden, sowie jener, welche die wandernden zu durchziehen pflegen. Die Bibliographie ist ein umfangreiches Verzeichnis von 643 Nummern oder Anführung von Hauptwerken und Schriften, wobei mitunter die kleineren, nebensächlicheren Arbeiten eines und desselben Verfassers unter einer Nummer stehen. Doch ist es mir nicht gelungen, ausfindig zu machen, warum Colocci verabsäumt hat, verschiedene bemerkenswerte Arbeiten darin aufzunehmen, die er besonders im Laufe seines Buches anführt. Immerhin, so wie sie, wenn auch unvollständig[1]) ist, dürfte besagte Bibliographie allen Zigeunerforschern gute Dienste leisten.

Franz Liszt, der gelehrte und originelle Tonkünstler, der musikalische Philosoph, ist zugleich auch derjenige, welcher meisterhafter denn irgend jemand den moralischen Charakter und die künstlerischen, besonders die musikalischen Anlagen der Zigeuner geschildert hat. Seine Autorität in dieser Hinsicht ist allgemein anerkannt, und auf sie[2]) stützen wir uns vor allem, indem wir Moral und Gesellschaftszustand dieses Volkes zu studieren beginnen.

Zeit- und Ortsverhältnisse, welche sonst von so mächtigem Einflusse auf alle Dinge hienieden sind, haben bis jetzt fast gar nicht oder nur sehr wenig auf die Zigeuner gewirkt. Seit den Tagen ihres Erscheinens im Abendlande bis auf die Gegenwart sind sie geblieben, was sie waren, und wo immer wir an ihr Studium herantreten, vom Fusse des Himalaja bis Persien, Polen und Ungarn, am Fusse der Alpen wie in Syrien, der Berberei, in Spanien und vielleicht auch in Brasilien, finden wir sie immer als die nämlichen, als ob ihr Lebensraum keine Veränderung erlitten hätte: überall abgeschieden von den andern umwohnenden Völkern, ihr einziges Trachten darauf gerichtet, diese ihre Absonderung von der übrigen Menschheit aufrecht zu erhalten, und von jeder dauernden Berührung mit dem fremden, dem »Gachno«, dem »Busno« sich zurückziehend[1]).

In jeglichem Zustande, in jeglicher Lage bewahrt der Zigeuner seine gewöhnliche und beständige Gefühllosigkeit, niemals scheint er um die Zukunft bekümmert, immer lebt er von Tag zu Tag in unbedingter Unbeweglichkeit des Gedankens und Entsagung auf jegliche Fürsicht. Obrigkeit, Gesetze, Regeln, Grundsätze, Ehrgefühl sind dieser seltsamsten aller Völkerschaften unerträgliche Dinge, sei es, weil ihr Zulassen zuvor eine Ueberlegung erheischt, die auf einer für die Zigeuner schwierigen, verwickelten und höheren Geistesthätigkeit beruht, sei es, dass sie sich um sie zu missen, den fatalen Folgen eines zweck- und ergebnislosen Lebens unterzogen haben, dessen müssiges Umherirren bloss durch Phantasie, Zufall oder Laune bestimmt wird[2]).

Eine mehr denn andere materielle Lebensweise, in welche der Verstand bloss als erheiterndes Element eingreift, das volle und ganze Frönen jeglicher Leidenschaft, die Arbeit nicht als Zweck, sondern als Ausweg zum Fristen des Daseins aufgefasst, nicht die geringste Würde (in unserem gesitteten Sinne), den Ansprüchen des Daseins mit eigener Leistung zu genügen, vielmehr der grösste Hang zur Bettelei, ein gänzliches Unwissen von Pflicht und Eigentum[3]) — diese und andere Umstände erklären den Zustand, in welchem der Zigeuner lebte und beharrt. Die eigene Persönlichkeit, das eigene Ich frei und unabhängig fühlen und dies ganz fühlen, dies ist, sagt Colocci, die innigste und angeborene Sehnsucht des Zigeuners. Das Bedürfnis dieser unbegrenzten Unabhängigkeit, welche das kennzeichnende Merkmal der Zigeuner geworden ist, schöpfen sie aus einer Art ewiger Trunkenheit, in welche sie die beständige Berührung mit der Natur versetzt. Da sie sich niemals ihrer unmittelbaren Einwirkung entziehen, wird die dadurch eingeflösste Begeisterung so zur Gewohnheit, dass sie nicht mehr zu leben vermöchten ohne die fortwährenden lebhaften und eindringlichen Empfindungen; sie kennen nichts auf der Welt, was den mit allen Poren eingesogenen und mit allen ihren Sinnen gierig am Busen der Natur aufgeschlürften Lüsten gleichkäme. Die ganze Erde ist ihnen Heimat; jeder Boden, den sie betreten, gehört ihnen; jedes Klima behagt ihnen, wenn sie nur frei und uneingeschränkt

---

[1]) Colocci selbst schreibt in einer Fussnote auf S. 332 bescheiden, er sei überzeugt, trotz aller daran gewandten Sorgfalt in seiner Zigeunerbibliographie doch noch zahlreiche Lücken gelassen zu haben; er wendet sich an die Leser mit der dringenden Bitte, ihm etwa ausgebliebene Werke, Abhandlungen, Aufsätze u. dgl. bekannt zu geben, um sie für eine künftige Auflage seines Buches zu benutzen.

[2]) Fr. Liszt, Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie. Paris 1859. Es bestehen von diesem Buche eine 1881 zu Leipzig bei Breitkopf & Härtel veranstaltete Ausgabe, sowie deutsche Uebersetzungen von Cornelius (Pest 1861) und Neumann (Leipzig 1881).

[1]) Paspati zufolge stammt der Ausdruck Gachno aus Trapezunt, wo die Zigeuner lange verweilten, und das Wort so viel wie Taugenichts, Mensch von geringem Wert bedeutet; es ist ein Ausdruck der Verachtung, welchen die Zigeuner anwenden, um jeden Fremden zu bezeichnen, der kein Zigeuner, kein Rom ist. Busno dagegen ist ungarisch, und die Gitanos Spaniens fuhren fort, das Wort zu gebrauchen, sowohl um die Ungarn als die Spanier und andere ihnen Stammfremde damit zu bezeichnen.

[2]) Colocci, a. a. O. S. 155 und 156.

[3]) Das Zeitwort »sollen« existiert nicht im Zigeunerischen. Das Zeitwort »haben« (terava) ist von den Zigeunern Europas fast vergessen und jenen Asiens unbekannt (Colocci, a. a. O. S. 156).

Digitized by Google

sind; ihre Familie ist die vom Zufall zusammengewürfelte und zusammengehaltene Horde; eine über vier Pfähle gespannte Leinwand ihr Obdach; alles was sie für einen Augenblick des Genusses ersehnen, betrachten sie als ihr Eigentum. Die freie Natur ist demnach der Schauplatz ihres Thuns, und auf sie passt vollkommen der lateinische Spruch: »ubi bene, ibi patria!«

Für den Zigeuner mehr denn für jedes andere Volk, den Araber inbegriffen, besteht die Notwendigkeit, das Fieber eines solchen fortwährenden Wanderlebens. Das Nomadentum, das schon auf den gesitteten Menschen so vielen Zauber ausübt, nährt im Zigeuner, einem Menschen niederen Schlages, die Unbeständigkeit des Charakters, die unruhige Aufgeregtheit, zerstört die Idee der Heimat und verhindert die Uebersättigung der Leidenschaften.

Im Treiben des Nomadentums konnte der Zigeuner nicht zum Verständnisse eines das Weltall lenkenden Geistes gelangen; es fehlte ihm der Gottesbegriff. Obgleich ein stillschweigender Verehrer der Natur, schwang sich doch sein Geist niemals zu höheren Idealen empor, unterschied er nie die Gründe für Sein und Nichtsein und kam nie auf den Gedanken eines überirdischen Lebens. Seine Denksaumseligkeit erklärt uns, wie bei ihm der Begriff eines zukünftigen Lebens oder der Unsterblichkeit der Seele, den mehr oder weniger fast alle Völkerschaften der Erde fassten, toter Buchstabe geblieben sei, ja ihm geradezu lächerlich erscheine. So irren wir denn auch nicht mit der Behauptung, dass die Zigeuner niemals Religion besessen, auch keine Spur irgend einer alten Religion bewahrt haben, dass sie keine religiösen Gefühle an ihre Nachkommen überliefern. Auch in ihren Gesängen und Erzählungen, wovon einige sehr alt sind, findet sich keine Spur von Glauben; auch kann man nicht sagen, dass gewisse, den Zigeunern eigene Gepflogenheiten (Amulette, Hexerei, Chiromantie der Weiber, Zauberkraft und Sympathiewirkung gewisser Pflanzen, Abwaschungen an den Schläfen am 1. Mai u. dergl.) in irgend einem Zusammenhang untereinander stehen. Höchstens verraten sie die Idee oder die Hoffnung, das Uebel zu beschwören, indem sie die verderblichen Schläge irgend einer höheren und dem Menschen feindlichen Macht abwenden. Man darf es aussprechen, dass die Zigeuner von jeder oder, besser gesagt, von gar keiner Religion sind, da sie sich äusserlich, zu ihrem persönlichen Vorteile, aber ohne jegliche Ueberzeugung den Uebungen eines beliebigen Kultes anschliessen, eine Thatsache, die man an ihnen überall, besonders im Verkehre mit Christen und Moslemin beobachtet hat. Für sie ist die Gottheit alles, was ihnen nützt und gefällt [1]).

[1]) Es gibt indes zu denken, dass das Wort Gott im Zigeunerischen vorhanden ist, entgegen den Behauptungen einiger Schriftsteller; allerdings, bemerkt Colocci, ist der Ausdruck Devel (Gott), abgeleitet vom sanskritischen Deva, allen indoeuropäischen Sippen gemeinsam.

Ebenso nun wie die Zigeuner jeder näheren oder entfernteren Erinnerung an eine eigene Religion entbehren, ebensowenig begegnet man bei ihnen irgend einer solchen von einem Vaterlande oder einer Geschichte ihres Volkes; sie besitzen keinerlei schriftliche Aufzeichnungen, ja nicht einmal mündliche Ueberlieferungen. Für sie gibt es daher weder Heimats- noch Religionsgefühl; sie ersetzen diese beiden Ideale vielmehr durch eine Leidenschaft, welche in ihnen die stärkste ist, durch den schweigsamen, ergebenen Stolz auf das eigene Elend, der aller Kraft des Gesittungsmenschen Widerstand leistet.

Dennoch ist dieses vertierte, herabgewürdigte, dem Gesellschaftsbanne verfallene Volk nicht völlig aller feineren Empfindungen bar und hat sogar auf andere einen gewissen Zauber ausgeübt, dank dem unbestimmten künstlerischen Gefühle, das sich in seiner Nationalmusik ausspricht. Es ist dies eben das, was Franz Liszt das Sentiment bohémien in der Kunst genannt hat. Dieser Zug der Seele wie des Geistes kennzeichnet sich durch die Sehnsucht nach unbedingter Freiheit im Vereine mit der Unabhängigkeit der Form. In der Musik wie im Charakter der Zigeuner ist alles Sehnen, Verlangen. Nun ist aber Wünschen eines der kostbarsten Güter des Menschenherzens, der nie erfüllte Wunsch das Pfand zukünftiger Glückseligkeit und Grösse, zu welchen der Mensch bestimmt ist. Doch im Zigeuner lebt nicht das hohe, edle Wünschen des Arbeitsmenschen, des Denkers oder Forschers, sondern das ungeordnete Verlangen des Kindes. Daher lastet denn auch ewige Kindheit auf dem Zigeuner, und sein Volk stellt thatsächlich die mitunter unbändige und grausame Kindheit dar.

Die geistigen, insbesondere die künstlerischen Anlagen der Zigeuner bezeugen in beredter Weise die wunderbaren Fortschritte, welche sie fortwährend in der Musik machen, und die vielen Künstler und Tondichter, welche aus ihnen hervorgegangen sind. Wir nennen bloss Sutschawa, Barba, Barna Mihali, Cihari, Suzor, Baczar, Sarközy, Kecskémety, Csinka, dann Panna, eine Geigerin, welche in Wien die glänzendsten Triumphe feierte, und vor allen Bihary (1769 bis 1827), der als Geigerkönig erachtet wurde und ebensosehr in der eigentlichen Zigeunerkunst als in der klassischen Musik glänzte. Endlich gedenken wir noch des berühmten Malers Antonio Solari, wahrscheinlich eines venetianischen Zigeuners (geboren 1382), und unter den Denkern John Bunyans, eines hochbegabten Schriftstellers [1]) und Predigers.

Indes, von allen Ausdrucksweisen, welche zu

[1]) Mystiker und Verfasser des seiner Zeit viel gelesenen und durch unzählige Auflagen und Uebersetzungen weitverbreiteten Buches: »The pilgrim's progress from this world to that which is to come.« London 1678—84. 2 Bände. Bunyan, geb. 1628 zu Elston bei Bedford, starb am 31. August 1688 zu London. [Anmerkung des Uebersetzers.]

Digitized by Google

verstehen und zu reden dem Menschen gegeben ist, liebt der Zigeuner, wie Liszt schreibt, bloss die Musik. In der That sind die Zigeuner mit tiefem musikalischem Sinne begabt [1]), und es gibt vielleicht kein zweites ungebildetes Volk, das mit solcher Genauigkeit und Eleganz des Rhythmus zu singen wüsste, wie dies die unbestreitbare Eigentümlichkeit und das charakteristische Gepräge der zigeunerischen Instrumentalmusik ist, welcher Liszt daher auch die Bedeutung einer wahren nationalen Epopöe beimisst. Uebrigens geniessen die Zigeunermusikanten einen wohlgegründeten und verdienten Ruf in Ungarn und auf der Balkanhalbinsel, wo sie bei allen Volksbelustigungen, namentlich bei ländlichen Festen und Hochzeiten, ihre Rolle spielen. Mir selbst war es vergönnt, sie vor 16 Jahren zu Janina in Epirus zu hören, und ich empfing einen tiefen Eindruck, der mich an den Rhythmus und die poetisch-schildernde Empfindung der ungarischen Rhapsodien mahnte. Letztere leitet übrigens Liszt von den Tondichtungen der ungarischen Zigeuner her, die er im Originale gesammelt und mit der ihm eigenen Meisterschaft beschrieben hat. Der Wohlklang der Instrumente ist unerreicht, die Kraft der Ausführung unglaublich, und was am meisten überrascht, ist die ausserordentliche Fertigkeit der ungarischen Zigeunerorchester, sowohl in den Tanzstücken als in den kriegerischen Melodien. Die schreienden Missklänge, die seltsamen Töne, die wilde, aber so charakteristische und eigentümliche Koloratur, die ungewohnten Figuren und Pausen, die durchaus unabhängigen Rhythmen [2]) sind von überraschender Wirkung und beeinflussen selbst das prosaischste Gemüt.

Während die Instrumentalmusik der Zigeuner reich ist, und aus einer sehr verwickelten Kunst hervorgeht, steht dagegen ihre Vokalmusik, hauptsächlich kurze Lieder und Ritornelle, nicht auf gleicher Höhe. Sie ist zumeist von geringer Anmut und hat namentlich in der häufigen Berührung mit der europäischen Musik fast gänzlich ihre Ursprünglichkeit eingebüsst. Wie sehr auch einige Schriftsteller die Zigeunersängerinnen [3]), besonders die russischen und unter diesen wieder die von Moskau, gepriesen haben, welche Weltruf erlangten, so reichen sie doch, Liszt zufolge, nicht an die Instrumentalisten heran; sie scheinen vielmehr bezaubernder als vornehme Buhlerinnen, denn als tüchtige Künstlerinnen zu sein. Die Moskauer Zigeunerinnen singen nur als Anregung und Vorbereitung zum Tanze, die Musik ist daher bei ihren Unterhaltungen mehr Nebensache; sie endet mit einem bacchantischen Reigen und bringt dadurch die sinnliche Aufregung auf den Gipfel, die im Publikum erweckt werden soll.

Wie Gesang und Musik wird auch die Poesie von den Zigeunern hauptsächlich als Anregung und Begleitung zum Tanze aufgefasst. Insbesondere von Spanien kann man sagen, dass die Strophen und Ritornelle der Gitanos bloss zum Tanze gesungen werden. Im Norden ist der Zigeuner jedoch eher ein Novellist, und seine meist erzählenden Dichtungen sind verwickelter und geglätteter. Es ist auch nicht richtig, wie einige Schriftsteller behaupten, dass bloss Interesse und niedrige Sinnlichkeit den Grund der Zigeunerpoesie ausmachen, da in sehr vielen Gedichten moralische und Liebesgefühle zum Ausdruck gelangen. Dies bezeugt ein unparteiischer Autor, Professor Ciàmpoli [1]), welcher bemerkt, dass jene Dichtungen, aus denen zumeist Traurigkeit und tiefes Elend sprechen, manchmal von der gewaltigen Empfindung der Mutter zur Leidenschaft der Geliebten und des Sohnes, von der Lust zum Grabe, von der verschleierten Wollust zum Märchen übergehen. Auch Colocci bringt mehrere Beispiele von Dichtungen ähnlicher Art, und an ihn wird sich vertrauensvoll halten dürfen, wer einen deutlicheren Begriff von der Zigeunerpoesie zu erhalten wünscht. Obzwar bislang der Stoff zu einem vollständigen Studium [2]) noch spärlich ist, so hat er doch zahlreiche poetische Stücke der Zigeuner aus allen Teilen Europas, vorwiegend aus Ungarn, Slawonien, Rumänien und Serbien zusammengetragen. Sie umfassen abwechselnd ländliche Gegenstände, leichtfertige Kleinigkeiten, Anrufungen der Gestirne, Schelmereien, Zigeunerbrauch und -Schlauheit, Satiren, Erzählungen, gastronomische Themata oder richtiger das Verlangen, den Hunger zu stillen, artige Regungen, glühende oder sinnliche, manchmal bis auf den Paroxysmus der Ausschweifung getriebene Leidenschaften. Diese Bruchstücke der Zigeunerdichtung lassen dieselbe im allgemeinen als roh und grösstenteils mehr sinnlichen Reizen als moralischen Empfindungen zugeneigt erscheinen.

Einen wichtigen Zweig hat der Gitano oder Calo geliefert, die sogenannte Poesia flamenca,

[1]) Doch ist diese Begabung durchaus nicht allen Zigeunerstämmen in gleicher Weise eigen. Die musikalischen Leistungen der bulgarischen Zigeuner sind ungemein schwach, und auch jene der Elektschi in der Krim können sich nicht entfernt mit denen der Zigeuner Ungarns messen, auf die sich fast allein alles von der musikalischen Begabung der Zigeuner Gesagte bezieht und die auch den gerechten Ruf der Zigeunermusik begründet haben. Nächst ihnen kommen bloss die russischen Zigeuner als treffliche Sänger in Betracht. [Anmerkung des Uebersetzers.]

[2]) Liszt schreibt vom musikalischen Rhythmus der Zigeuner: »Ils ont pour règle de n'avoir pas de règle.«

[3]) Doch sind es nicht immer bloss Sängerinnen, welche in Russland sich hören lassen. Die berühmten Moskauer Vokalkonzerte werden vielmehr von männlichen Zigeunerchören veranstaltet. [Anmerkung des Uebersetzers.]

[1]) In »Fanfulla« vom 19. April 1885. Professor Ciàmpoli ist in der Zigeunerlitteratur wohlbekannt durch seine Uebersetzung des kleinen Poems von Puschkin, »Die Zigeuner«. (Ancona und Mailand 1884.)

[2]) Colocci sagt, es wäre nicht schwer, umfangreiche und gewiss interessante Sammlungen von Zigeunerliedern, besonders in der Moldau und Türkei, zu gewinnen, doch rät er, zu diesem Behufe die Dichtungen dem Munde des Volkes selbst abzulauschen, weil keiner der eingeborenen Rhapsoden sich die Mühe nimmt, selbst wenn er dazu fähig wäre, das Erzeugnis seiner Phantasie dem Papiere anzuvertrauen.

Digitized by Google

welche namentlich in Andalusien zu einem Teil der iberischen Volksdichtung geworden ist. Von der unzähligen Menge dieser Cantos flamencos hat unlängst Professor Machado y Alvarez eine Sammlung zu Sevilla veröffentlicht [1]). Es sind dies keine Zigeunerdichtungen im eigentlichen Sinn, aber andalusische, zigeunerisch angehauchte (agitanados) Gedichte, welche ihren Ursprung einer Mischung der poetischen Anlagen und der Sprache beider Völker verdanken; sie umfassen eine Anzahl lebhafter und erfindungsreicher Volksdichtungen, von welchen einige bloss gesungen werden, andere hinwieder als Tanzbegleitung dienen [2]).

Nach Vaillant besässen die morgenländischen Zigeuner einige darstellende und symbolische Tänze, welche sie aus Anlass religiöser Feste aufführten, und er schildert einen derselben, den Tanz des Kreuzes, der zu Ehren der christlichen Ostern stattfindet. Doch trägt in allen Zigeunerfesten, in allen »Kakava« ihr Tanz einen ganz anderen als religiösen Charakter, wie der Leser inne wird, wenn er sich des oben anlässlich der Moskauer Zigeunerinnen Gesagten erinnert. Die Zigeunermädchen waren immer und sind noch als Tänzerinnen berühmt, schon im 17. Jahrhundert waren sie als solche in Frankreich sehr beliebt. In Spanien tanzen sie den Zarandeo und Zorongo [3]), im Orient die Romaika oder Taraña, einen Tanz, der auch unter anderem Namen doch kein anderer ist, als der berühmte morgenländische Tanz der indischen Bajaderen und der ägyptischen Almeen oder Ghawazi [4]). (Einigen Schriftstellern zufolge wären beide, Bajaderen und Almeen, zum Teil zigeunerische Tänzerinnen.)

Um zu vervollständigen, was die geistige Entwickelung der Zigeuner betrifft (von ihrer Sprache wird später die Rede sein), so sei noch erwähnt, dass sie grosse Schärfe und nicht gewöhnliche Gewandtheit des Geistes besitzen, verbunden mit lebhafter Einbildungskraft. Manche in die Schulen Ungarns aufgenommene Zigeunerkinder haben sogar Beweise der Befähigung zu höheren Studien an den Tag gelegt, und Vaillant berichtet weitschweifig, dass die in Rumänien angestellten Versuche, Zigeunerjünglinge zum Handwerk und zu bürgerlichen Künsten heranzubilden, schon gute Ergebnisse geliefert hätten. Im allgemeinen jedoch schreitet bei den Zigeunern der geistige Keim vorwärts, ehe die Blüte sich völlig entfaltet, und wenn die Frucht sich auch gelegentlich entwickelt, so fällt sie doch gewöhnlich früh- und unreif ab. Mitten im Laufe seiner Studien, im Getriebe des bürgerlichen Lebens, verlässt den Zigeuner niemals das Heimweh nach seiner Hütte, nach seinem Wanderleben, vergisst er niemals den ursprünglichen Zuschnitt seines Lebens, zu dem er stets zurückzukehren strebt, wie viele Beispiele darthun könnten [1]), die wir der Kürze halber fortlassen.

[1]) Coleccion de Cantos flamencos, recojidos y anotados per Demofilo. Sevilla 1881.

[2]) Colocci, a. a. O. S. 275.

[3]) Der spanische El Ole ist eine blosse Nachahmung des Zorongo. [Anmerkung des Uebersetzers.]

[4]) Colocci, a. a. O. S. 310—311.

VII.
Sprache.

Vom Beginn unserer Darstellung an haben wir angedeutet, dass die Aehnlichkeit zwischen den Zigeunermundarten und den neuarischen Sprachen Indiens erwiesen sei. Zu diesem für die Zigeunerkunde hochwichtigen Ergebnisse gelangte man erst nach sehr langwierigen Untersuchungen der Philologen und Sprachforscher, und obgleich Rüdiger schon 1732 in einer seiner Schriften das Zigeunerische mit neuindischen Dialekten verglich, so gab doch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Mehrzahl der Forscher eine solche Gemeinsamkeit des Ursprungs nicht zu oder hielt sie wenigstens nicht für erwiesen. Auch in der Folge, bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, beharrten einige auf der alten Meinung, so z. B. Predari; zur Entschuldigung aber dienen jener Zeit die geringen Fortschritte der vergleichenden Sprachkunde, welche sich erst in unseren Tagen so riesenhaft entwickelte.

Neben der Frage nach der Verwandtschaft des Zigeunerischen mit anderen Sprachen und eigentlich noch vorher galt es zu entscheiden, ob das von den Zigeunern gesprochene Idiom überhaupt eine Sprache sei. Lange hielt man nämlich dafür, dass sie keine eigene Sprache besässen, und ihre anscheinend fremdartige Redeweise galt allgemach für ein auf Uebereinkunft beruhendes einfaches Kauderwelsch, eine wahre Diebessprache nach dem Vorbilde der Lingua zerga in Italien, des deutschen Rotwelsch, der Langue verte oder des Argot in Frankreich und ähnlicher; oder man hielt sie auch für ein verderbtes Gemenge von Wörtern, das die Zigeuner aus den Sprachen der Völker, bei denen sie lebten, geschöpft hätten [2]). Mit der allmählichen Entdeckung der Verwandtschaft zwischen den Zigeuner- und den indischen Sprachen, wie sie zuerst Rüdiger auffand, und dank der Einführung hindustanischer Grammatiken durch die Engländer 1773 und Portugiesen 1778 wurde es klar, dass das Zigeunerische

[1]) Es ist dies ein Berührungspunkt mit anderen Völkerschaften unseres Erdballs, den wir genau so auch bei den Eingeborenen Australiens wiederfinden. Auch sie empfinden solches Heimweh nach ihren Wäldern und dem wilden Leben ihrer Horden, dass sie fast immer auf ein gesitteteres Dasein verzichten, an das sie sich nur scheinbar gewöhnen. Lumholtz berichtet von einem australischen Schwarzen, Namens Benelong, der, obgleich in England erzogen, wo er ein wenig Griechisch und Latein erlernte, später sogar zur Tafel des Gouverneurs von Neusüdwales gezogen, sein ehemaliges Jägerleben nicht vergessen hatte; eines schönen Tages, ergriffen vom Heimweh nach dem Busch, entzog er sich dem Umgange mit den Weissen, um sich nie wieder zu zeigen. (C. Lumholtz, Au pays des Cannibales, voyage d'exploration chez les indigènes de l'Australie orientale 1880—1884. Paris 1890, S. 428.)

[2]) Diese Ansicht vertrat Büsching in seiner »Neuen Erdbeschreibung«, Band I, S. 1074.

Digitized by Google

eine wahre und eigene, auf indische Mundarten gegründete und des höchsten Interesses würdige Sprache sei. Grellmanns schon erwähnte wertvolle Arbeit (1782) brachte zuerst Ordnung in die Elemente einer Grammatik und eines Lexikons der Zigeunersprache und wurde bald von anderen erweitert, die einzelne Abarten der Sprache zu studieren unternahmen, mitunter jedoch zu voreiligen Vergleichungen und Schlüssen gelangten[1]). In den ersten 20 Jahren unseres Jahrhunderts kamen den linguistischen Studien über die Zigeuner die Untersuchungen von Richardson, Grâberg de Hemsö, Irvine und Puchmayer zu gute. Bischoff gab 1827 ein zigeunerisch-deutsches Vokabular heraus. 1832 erkannte darauf der berühmte Mezzofanti das besondere Wesen und die Wichtigkeit des Zigeunerischen. Im Jahre 1837 übersetzte Borrow das Lukasevangelium in die Mundart der Gitanos, während zwei Jahre zuvor Graffunder zu Erfurt einen grammatikalischen Abriss des Zigeunerischen herausgab[2]), worin er nachwies, dass diese Sprache, obwohl sie den verschiedenen Völkern, mit denen die Zigeuner in Beziehungen gestanden hatten, Wörter entlehnte, nichtsdestoweniger ihrem grammatischen Bau und besonderen Typus treu geblieben sei. In den folgenden Jahren begegnen wir der Arbeit des mehrfach erwähnten Predari; auch diese enthält einen Abriss der Grammatik und ein Vokabular, welche bei allen Irrtümern und aller Unvollständigkeit doch des Wertes nicht entbehren. Darauf folgte die hochinteressante Arbeit Potts[3]), der die Verwandtschaft des Zigeunerischen mit dem Zend darlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Humanns und Otto Puchsteins Reisen in Kleinasien und Nordsyrien.

Von Dr. med. Obst in Leipzig.

Historische und archäologische Gesichtspunkte sind es vornehmlich gewesen, welche die Forscher bei ihren Reisen in Kleinasien geleitet haben, jenem Gebiete, das, wie kaum ein anderes, der Wissenschaft wichtige Fragen zu lösen aufgegeben hat. Ein ausnehmend reiches und interessantes Material steht hier der gelehrten Forschung zur Verfügung, die denn auch in neuester Zeit in ausgiebigster Weise davon Gebrauch gemacht und reiche Schätze ans Tageslicht gefördert hat. Ohne uns auf Einzelheiten einlassen zu können, dürfen wir doch Namen wie Curtius und Hirschfeld, ferner Schliemann, Virchow, Humann und Clarke nicht unerwähnt lassen, welch letztere vornehmlich die Troas und Pergamon zum Felde ihrer Thätigkeit ausersahen, einer Thätigkeit, die zu so epochemachenden Entdeckungen, wie es die denkwürdigen Ausgrabungen von Hissarlik und die Auffindung des für die Kunstgeschichte so wichtigen pergamenischen Altars sind, geführt hat.

Auf orientalischem Gebiete heimisch, wo er sich während eines Menschenalters ganz besondere Verdienste um die Kenntnis jener Länder erworben hat, hat Humann neuerdings seine Forschungen zunächst auf kleinasiatischem Boden, dann aber in Gemeinschaft mit Otto Puchstein in Nord-Syrien fortgesetzt. Die Ergebnisse derselben sind soeben in einem im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin erschienenen glänzend ausgestatteten Werke: »Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Ausgeführt im Auftrage der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Beschrieben von Karl Humann und Otto Puchstein. Textband mit 59 Abbildungen nebst einem Atlas, enthaltend 3 Karten von Heinrich Kiepert, 5 Pläne und 48 Lichtdrucktafeln«, veröffentlicht worden, wobei Heinrich Kiepert die Herausgeber bei der Bearbeitung des geographischen Materials durch seine Mitwirkung unterstützt hat. Wenn es auch zunächst nur archäologische Ziele waren, welche die Reisenden verfolgt haben, so hat doch auch die geographische Wissenschaft vielfache Bereicherungen dabei mit davongetragen und die Kenntnis jener Gebiete, namentlich in topographischer Beziehung, wesentlich bereichert. Beide Reisen sind im Auftrage und mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin ausgeführt worden. Auf der im Sommer 1882 von Humann nach dem alten Ancyra, dem heutigen Angora, unternommenen Reise, zu welcher auch die Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin behufs Herstellung eines Gipsabgusses des Monumentum Ancyranum, einer in Angora befindlichen lateinisch-griechischen Inschrift des Kaisers Augustus, einen Beitrag gewährt hatte, und an welcher sich auf Kosten der Kaiserlich Oesterreichischen Regierung Alfred von Domaszewski beteiligte, ist durch die Aufnahme des Reiseweges auch in geographischer Beziehung unser Wissen ergänzt worden.

Das Hauptziel, die Stadt Angora, liegt auf dem Plateau und der Südseite eines Kegels, der sich aus einer etwa eine Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Ebene, die zwischen vier isolierten Bergen liegt, erhebt, sowie auf dem Rücken eines Ausläufers dieser Erhebung. In der ganzen Stadt findet sich daher keine einzige horizontal verlaufende Strasse. Ueber den ganzen Bergrücken zieht sich um die Stadt die türkische Festungsmauer hin, in die eine Menge archäologisch interessanten Materials verbaut ist. Jetzt wird sie stückweise auf Abbruch verkauft, und leider müssen dabei viele erst erscheinende und sogleich wieder im Verbrauch des Materials verschwindende Inschriften verloren gehen.

Auf der südwestlichen Kuppe des Ausläufers erhebt sich das merkwürdigste Gebäude der Stadt, der Tempel der Roma und des Augustus. Die

[1]) Beregassi (1796) und Molnar (1798) wollten z. B. beweisen, dass das Zigeunerische mit dem Magyarischen identisch sei.

[2]) Graffunder, Ueber die Sprache der Zigeuner. Erfurt 1835.

[3]) Pott, Die Zigeuner in Europa und Asien. Halle 1844 bis 45. 2 Bände.

Digitized by Google

Marmorquadern der Tempelwände haben 46 cm Höhe, und der lateinische Text der Inschrift erstreckt sich auf der linken wie auf der rechten Wand des Pronaos über je sechs Quaderschichten, während der griechische Text sich an der südöstlichen, äusseren Seite des Tempels befindet und drei Quaderschichten einnimmt, aber von drei türkischen Häusern, die gegen die Tempelwand gebaut sind, verdeckt ist. Bei der Unverletzlichkeit des Domizils in der Türkei ist es den früheren Reisenden nicht leicht geworden, einzudringen und die Inschrift zu kopieren. Durch direkte und persönliche Verhandlung ist es jedoch Humann gelungen, bald eine Verständigung mit den Eigentümern herbeizuführen, so dass er sogar von den Hausmauern abtragen durfte.

Während sich Humann mit dem Abformen der Inschriften beschäftigte, unternahm es von Domaszewski, die Originale zu revidieren und den Text mit den bisherigen Abschriften zu vergleichen, wobei er so glücklich war, alsbald zu sehen, dass diese Arbeit nicht fruchtlos sei. Auch eine grosse Anzahl anderer Inschriften aus Angora, an welchen die Stadt reich ist, sind mit Abklatschpapier kopiert worden, darunter zwölf bisher gänzlich unbekannte. Diese Abdrücke, sowie die Gipsabgüsse der lateinisch-griechischen Tempelinschrift und eine Karte der Route von Eski-schehir bis zum Sangarios waren das Ergebnis des ersten Teiles der Reise.

Ueber die Stadt teilt Humann mit, dass sie nicht so gross sei, wie gewöhnlich angegeben wird, sie soll aber auch in den letzten Jahren durch den infolge der Heuschreckenplage eingetretenen grossen Notstand sehr durch Auswanderung verloren haben. Sie enthält an 4000 türkische, 1700 armenisch-katholische, 150 armenisch-nichtunierte, 350 griechische und 50 jüdische Häuser, dürfte also hiernach höchstens 32000 Einwohner haben, infolge der Auswanderung aber gegenwärtig vermutlich noch weniger. Das armenisch-katholische Element ist das durch Besitz, Einfluss und Immoralität vorwiegende. Angora hat auch eine internationale Telegraphen- und Poststation neben der türkischen und dürfte sich nach Fertigstellung der Eisenbahn Ismid-Angora, die jetzt im Bau begriffen ist, auch wirtschaftlich wieder heben.

Die Häuser von Angora sind aus Holzständern und Lehmpatzen gebaut, jedoch haben sie meistens Ziegeldächer. Da auch die Dachziegel wie die Hauswände eine grau-gelbe Farbe haben, so zeigt das ganze Stadtbild den gleichen Farbenton, und Humann weiss es mit nichts anderem zu vergleichen, als mit einigen tausend grossen Schwalbennestern, die eins über dem anderen an die Bergwand geklebt sind. Der Gebrauch von Kalk ist auch hier unbekannt, und wenn es vielleicht irgendwo in der Nähe Kalkstein gäbe, womit sollte man ihn brennen? Laufen doch in den Strassen der Stadt die Kinder und Weiber den Kühen nach und zanken sich um deren Kot, der getrocknet zum Backen der dünnen Brotfladen dient.

Nachdem die Reisenden ihre Aufgabe in Angora erledigt hatten, brachen sie nach dem 232 km davon entfernten Boghaz-köi auf, das in sechs Tagen erreicht wurde. Die Aufgabe, die ihrer hier harrte, war die Abformung eines Teiles der Reliefskulpturen, die sich, 90 an der Zahl, 2 km östlich vom Orte entfernt, in einer Felsgruppe, Yazili-kaya genannt, 180 m über der Thalsohle befinden. Die Oertlichkeit besteht aus 10—15 m hohen Felsblöcken, die so zu einander stehen, dass zwischen ihnen zwei lange, schmale, nach oben offene natürliche Gänge sich befinden, ein unterer und ein oberer. Auf den Wänden dieser beiden Gänge sind die Reliefs eingehauen, Figuren, die zum Teil mit hieroglyphenartigen Zeichen versehen sind.

Neben seiner Hauptaufgabe, der Abformung der Felsenreliefs, fand Humann auch Zeit, einen Plan der alten Stadt, in welcher man das kappadokische, von Herodot angeführte Pteria wiedererkennt, anzufertigen. Es fallen hier zwei Forts, die mitten in der Stadt stehen, sowie eine Mauer um die obere Stadt, und eine Mauer um die Unterstadt auf. Noch zu erwähnen ist eine grosse Ruine, die bald als Tempel, bald als Palast aufgefasst wird. Wenn es auch auf den ersten Blick scheinen mag, bemerkt Humann, dass die Ruine ein in sich abgeschlossenes Gebäude gewesen sei, so treten doch daneben noch viele andere Spuren um nichts geringerer Fundamente aus dem Boden hervor, so dass man annehmen muss, es handle sich hier um weit grössere Gebäudekomplexe. Die Mauern, welche die Stadt nach unten zu, d. h. nach Norden, abschliessen, sind zerfallen oder abgetragen, jedoch steht der Wall, auf dem sie hier erbaut waren, zumal der äussere, noch 20 Fuss hoch, und die Spur der Mauer ist auf ihm zu verfolgen.

Nachdem auch hier die Arbeiten glücklich abgeschlossen waren, kehrten die beiden Reisenden mit ihren Schätzen nach Samsun am Schwarzen Meere zurück und schifften sich nach Konstantinopel ein, womit die Expedition zur allgemeinen Zufriedenheit beendet war. —

Ungefähr zu derselben Zeit, da Humann seine Reise nach Angora ausführte, wurde die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin durch Nachrichten, welche durch Karl Sester an sie gelangten, auf ein grosses, bis dahin unbekannt gebliebenes Denkmal auf dem Nemrud-dagh am oberen Euphrat aufmerksam und entsandte infolgedessen im Sommer 1882 Otto Puchstein und Karl Sester dahin. Nach den Berichten, welche die Akademie von den Genannten über die Reise erhielt, beschloss sie eine Erkundung im grösseren Maassstabe zu veranlassen, zu welchem Zwecke sie Karl Humann gemeinsam mit Otto Puchstein und Felix von Luschan dahin sandte. Die gesamten Ergebnisse der beiden Reisen liegen nun gleichfalls in dem oben angeführten Werke vor,

Digitized by Google

an dessen geographischem Teile wiederum Heinrich Kiepert in hervorragender Weise mitgewirkt hat.

Ueber die zweite im Jahre 1883 unter seiner Leitung nach dem Nemrud-dagh unternommene Expedition berichtet Humann wiederum in der Form eines Tagebuches. Der Zweck der Reise war die Erforschung der in der bereisten Gegend vorhandenen antiken Denkmale, besonders der auf der Spitze des Nemrud-dagh errichteten Grabstätte des Königs Antiochos I. von Kommagene, der nördlichsten Landschaft von Syrien, deren Hauptstadt das alte Samosata, das heutige Samsat, war, und wo eine königliche Familie herrschte, der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts vor Christi Geburt Antiochos I. angehörte, die auf irgend eine Weise mit den Seleukiden zusammengehangen zu haben scheint, und in welcher die Namen Antiochos und Mithridates wechseln.

Bei Samsat fliesst der Euphrat von Nordosten nach Südwesten, ist hier sehr breit, seicht und mit mehreren Sandinseln durchsetzt. Ein Teil des Ufers ist so flach, dass es regelmässig überschwemmt wird, gehört auch vielleicht von Zeit zu Zeit einmal zum Flusse, der hier sein Bett bis zu einer gewissen Grenze verändern mag, da er nicht von Felsen eingeschlossen ist. Gleich nach seiner Ankunft begann Humann eine Planskizze der Stadt aufzunehmen. Das Plateau auf der Akropolis ist eben, 250 m lang und 150 m breit, der ganze Hügel scheinbar von Menschenhand aufgeführt, ganz in Uebereinstimmung mit den anderen Ueyüks, allerdings einer der bedeutendsten derselben. Auf der Burg ist alles zerstört, nicht einmal einzelne wohlerhaltene Werksteine findet man mehr, nichts als Stein- und Ziegelsplitter; auf der südlichsten Ecke steht noch einiges Gussmauerwerk, das vielleicht einst ein Thor war. Am Südfusse hatte der Fluss Teile der Wände eines römischen Baues blossgelegt, die nach Art des sogenannten opus reticulatum gebaut waren. Auch auf dem ganzen grossen Gebiete der Stadt sieht man ausser Ziegelbrocken und kleinen Feldsteinen, Resten zerfallener Wohnungen nur einen einzigen Thürsturz aus weissem Marmor etwa in der Mitte der Stadt liegen. Die Stadtmauer ist am besten im Süden erhalten, am oberen Rande eines kleinen Baches, der somit als Stadtgraben diente. Weiter nach Norden und Nordosten steht nur hie und da ein Mauerrest; indessen bilden die Trümmer noch auf langer Strecke hin einen kleinen Wall, der den einstigen Lauf der Mauer zu verfolgen erlaubt. Aus dem Umfange schliesst Humann, dass die Stadt kaum mehr als 50000 Einwohner hat fassen können. Das jetzige Dörfchen Samsat von etwa 100 Hütten liegt in der südlichsten Ecke des alten Stadtgebietes von Samosata; die Bewohner sprachen türkisch, waren sehr zuvorkommend gegen die Reisenden und boten die gewöhnliche Gabe: Buttermilch an, die bei der Schwüle des Tages sehr labend war.

Von Samosata, das 465 m Seehöhe hat, führte der Weg die den Strom von Norden einschliessenden Hügel hinan und erreichte deren Spitze in 710 m Höhe. Von hier fliessen die Gewässer schon nach Norden, um sich in einem grösseren Becken, dem des Ziyaret-su, zu sammeln, aus dem sie dann wieder dem Euphrat zuströmen.

Von Samsat ging es über Kiakhta, wo der gleichnamige Fluss durch wild durcheinander geworfene Felsmassen sein Bett gebrochen hat, zum Nemrud-dagh. Der Gipfel des Berges hat eine Höhe von 2192 m, auf ihm befindet sich der Tumulus des Königs Antiochos. Den ersten Eindruck schildert Humann als wahrhaft überwältigend. Wie ein Berg auf dem Berge, sagt er, erhob sich auf dem höchsten Felsgipfel der Grabhügel, an sich noch 40 m über die Terrasse emporragend. Ihm den Rücken wendend, sassen da auf erhöhter Felsenbank die Riesengebilde von fünf Gottheiten, von denen aber nur eins ganz unversehrt geblieben war.

Nach dem ersten Anschauen des Nächstliegenden schweifte das Auge unwillkürlich in die Ferne. Wenn das Meer im wütendsten Orkane, so bemerkt Humann, von dem Anblick begeistert, während eine querkommende Dünung die grausigen Wellenberge zu schwindelnder Höhe auftürmt und wieder wild durcheinander würfelt, plötzlich erstarrte, so würde es im kleinen ein Bild dessen geben, was sich im Osten, Norden und Westen, so weit der Blick reichte, und im Süden auf einige Meilen Entfernung dem Auge darbot. Die weissen Schaumkämme der Wellen sind hier die schneeglänzenden Grate des Tauros. Wohl mögen fortlaufende, wenn auch gewundene Linien die Thäler und Schluchten durchziehen, das Ganze erschien jedoch als ein wildes Durcheinander, aus dem sich, gleichsam Ruhepunkte für das Auge, nur hier und da ein massiger Gebirgsstock hoch emporhob. Nach Süden senkte sich das Felsenmeer; zuweilen blitzte der Spiegel des Euphrats herauf, und drüben verlor sich der Horizont in unabsehbarer Weite tief hinein nach Mesopotamien.

Ringsherum lagen die herabgestürzten Köpfe der Statuen, jeder einzelne grösser als eines Mannes Länge, lag ein Berg von Steinblöcken, lagen Platten mit Reliefbildern vor niedrigen Mauern mit Löchern auf ihrer Oberseite, in denen die Platten einst eingezapft gestanden hatten. Der ganze Platz war eine dem Felsen abgewonnene ebene Terrasse. An der Westseite des Hügels befindet sich eine zweite Terrasse, die aber bedeutend tiefer liegt als die erste. Hier sind die Statuen ganz zerstört, die einzelnen Blöcke, aus denen sie aufgeführt gewesen, zuhauf daliegend, die Köpfe weit über die Terrasse hingerollt. Eine ganze Anzahl von Reliefplatten gegenüber den Statuen fesselt hier das Auge; nach Norden zu schliesst sich an die Götterbilder eine andere grössere Art von Reliefplatten seitlich an.

Eine eingehende Beschreibung der kommagenischen Denkmäler mit Benutzung der Untersuchungen Humanns gibt nun Puchstein. Nach einer Schil-

Digitized by Google

derung der Gräber von Sesönk und Kara-kusch wendet er sich dem Denkmale auf dem Nemrud-dagh zu, das, was den künstlerischen Schmuck anbelangt, von jenen durchaus abweichend gestaltet ist. Freilich besteht auch dessen hervorragendster Teil in einem weithin sichtbaren Tumulus, der in Bezug auf diese besondere Eigenschaft wohl innerhalb der ganzen klassischen Welt nicht seinesgleichen hat, wie Puchstein bemerkt. Dass er trotzdem ebenso wie die beiden erwähnten kleineren Königsgräber bisher unbekannt geblieben war, haben die geographischen und politischen Verhältnisse der Landschaft, in der es liegt, verursacht. Die Unbotmässigkeit der Kurden, die, von alters her ein Bergvolk, sich im Gefolge der Seldschuken und Türken sehr früh im Tauros festsetzten und ihre steilen, schwer zugänglichen Berge lange und hartnäckig gegen die Türken verteidigten, hat leider lange Zeit den Reisenden, auch bis hierher ihre Forschungen auszudehnen, ein unüberwindliches Hindernis entgegengesetzt.

Schon die Lage der beiden Grabhügel von Sesönk und Kara-kusch auf hohen Bergen bestimmt deren besonderen Charakter. Bei dem Tumulus auf dem Nemrud-dagh ist aber diese Eigenschaft bis zu einem solchen Grade gesteigert worden, dass es innerhalb des kommagenischen Königreiches nicht mehr übertroffen werden konnte. Denn man hat für ihn die höchste Erhebung der einst den Königen von Samosata unterworfenen Landschaft ausgewählt: eine ausserordentlich weithin sichtbare Bergspitze im östlichen Teile des Tauros, dessen breite Kette ja überhaupt wie eine hohe steile Mauer Nordsyrien von Kleinasien scheidet und vermutlich in seinen unwirtlicheren Kammgebieten einst sowohl die natürliche als auch die politische Nordgrenze von Kommagene gebildet hat. Am Südrande ist aber der Tauros für eine derartige Anlage besonders günstig, weil er hier sehr steil emporschiesst, ohne durch Vorberge verdeckt zu werden, und sich wahrscheinlich zu einer bedeutenderen Höhe erhebt, als in den kappadokischen, flacher abgedachten Teilen.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

White, On invertebrate Fossils from the Pacific Coast. Bull. Un. Sta. Geol. Surv. No. 51. Washington 1889.

Der Begriff der geologischen Formation hat sich aus der Erkenntnis der Thatsache entwickelt, dass die Schichtgesteine sich allgemein nach den Verschiedenheiten ihrer Fossilreste, Ausbildung und Lagerung in kontinuierliche und voneinander scharf gesonderte Schichtenkomplexe teilen lassen, die sich unverändert über mehr oder minder weite Areale ausdehnen. Man hat als fernere Konsequenz den allgemeinen Grundsatz aufgestellt, dass Schichtenkomplexe, die nach Fossilgehalt, Ausbildung und Lagerung ein Kontinuum darstellen, in ihrer Gesamtheit jedesmal einer der aus jener Erkenntnis abgeleiteten Formationen zuzuweisen seien. Dagegen erhebt sich das Bedenken, dass die Unterbrechungen der Sedimentbildung und der Reihenfolge der Lebewesen, welche dem System zuerst ein Einteilungsprinzip geliefert haben, nicht durchgreifend, sondern immer nur auf gewisse Areale beschränkt gewesen sein können, dass dagegen im allgemeinen die Ablagerung und die Entwickelung des Lebens von Anfang an kontinuierlich gewesen sein muss. Während also an einer Stelle zwei völlig verschiedene Schichtenreihen die Aufeinanderfolge zweier verschiedener geologischer Epochen angeben, so könnte sehr wohl an einem anderen Orte in derselben Zeit eine einzige Schichtenreihe entstanden sein, welche beide Epochen verknüpfen und somit anzeigen würde, dass die scharfe Trennung der geologischen Zeitabschnitte nicht überall scharf durchführbar ist. Die Laramiestufe, eine mächtige Brack- und Süsswasserbildung, die sich am Ostabhange des nordamerikanischen Felsengebirges vom Peace River bis zum Rio Grande del Norte ausdehnt, stellt sehr wahrscheinlich eine solche Uebergangsformation dar, die aus der Kreidezeit bis in die Tertiärzeit hineinreicht — dieselbe ist aber nur eine lokale Ausbildungsform mit scharfer Abgrenzung gegen die darunter und darüber liegenden, charakteristischen Kreide- und Tertiärschichten. Dagegen einen ununterbrochenen, allmählichen und typisch marin entwickelten Uebergang zwischen zwei grossen, fundamental verschiedenen Formationen nachzuweisen, ist dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung gelungen — eine Entdeckung von höchstem Interesse, welche er selbst als eine der glücklichsten seit der Erkenntnis der Grundlagen der historischen Geologie bezeichnet. Den grösseren Teil der kalifornischen Küstenkette, westlich der Sierra Nevada und des Kaskadengebirges, von der Südgrenze Kaliforniens bis zur Vancouver-Insel hinauf setzt eine mächtige Serie von Sedimentgesteinen zusammen, deren Alter schon lange der Diskussion unterlag. Von Gabb wurden dieselben auf Grund der gefundenen Fossilien für eine Bildung der Kreide-Epoche angesehen; andere Forscher fanden tertiäre Reste und schrieben daher der ganzen Serie ein tertiäres Alter zu. In der That werden nach White die untersten Schichten durch ihre Fossilien als echte Kreide charakterisiert; in höheren Niveaus erscheinen aber neben den kretaceischen auch tertiäre Fossilien, und verdrängen nach oben hin die ersteren durch kontinuierliche Abstufungen, bis dass die höchsten Niveaus nur noch rein tertiären Charakter zeigen. Wir haben somit in der Chico-Téjou-Gruppe, wie sie White nennt, eine vom Ende der Kreide bis in die Tertiärzeit hinein ununterbrochen abgelagerte, marine Uebergangsbildung, deren Vorhandensein darauf hinweist, dass in diesen Gebieten der Uebergang von der Kreide zum Tertiär nicht, wie sonst allgemein, von grossen Niveauverschiebungen, Transgressionen u. s. w. begleitet gewesen sein kann, sondern ein relativ ruhiger und kontinuierlicher gewesen sein muss. Ein ähnliches Verbindungsglied zwischen Kreide und Tertiär scheint die Puget-Gruppe zu sein, eine über 12 000 Fuss mächtige Serie von Sandsteinen und Schiefern, welche im Becken des Puget-Sundes von der britischen Grenze fast bis zum Columbia und vom Ozean bis über das Kaskadengebirge hinweg eine weite Verbreitung hat, zum Teil von Eruptivgesteinen und Diluvialschottern bedeckt. Zahlreiche Pflanzenreste, bedeutende Kohlenlager und eine Brackwasserfauna charakterisieren die Puget-Gruppe als eine Aestuarienbildung. Die Pflanzenreste sind zum Teil mit solchen der Laramiestufe identisch; dies und der Umstand, dass die Puget-Gruppe stellenweise über marinen Gesteinen der oberen Kreide lagert, führte Newberry zu dem Schlusse, dass Laramie und Puget gleichalterig wären. Andrerseits zeigt die Puget-Fauna zwar im allgemeinen keine Vergleichspunkte mit der Chico-Téjou-Fauna, auch nicht mit der Laramie-Fauna, aber stellenweise haben sich doch marine Reste gefunden, die mit solchen der ersteren identisch sind und dazu berechtigen, die Puget-Gruppe als lokale Ausbildung eines Teiles oder der ganzen Chico-Téjou-Gruppe anzusehen. Während also zwischen Kreide- und Tertiärzeit in Kalifornien sich die marine Chico-Téjou-Gruppe ablagerte, dehnte sich weiter nördlich das mächtige Puget-Aestuar aus, und im Osten, vom Peace River bis zum Rio Grande del Norte der noch weit grössere Laramie-Binnensee. Beide waren voneinander getrennt durch eine breite Festlandbarriere, deren Vegetation nach beiden Seiten hin das Material zu reichen Pflanzenablagerungen lieferte.

Erich Goebeler.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 34. **Stuttgart, 26. August 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Kant und die moderne Theorie der Winde. Von M. Schneidemühl. S. 661. — 2. H. Stanleys »Im dunkelsten Afrika«. Von Professor Ph. Paulitschke. III. S. 665. — 3. Indochinesische Stämme. Von C. W. Rosset. (Schluss.) S. 669. — 4. Die Zigeuner. Von Professor Guido Cora-Turin. (Fortsetzung.) S. 673. — 5. Karl Humanns und Otto Puchsteins Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Von Dr. med. Obst in Leipzig. (Schluss.) S. 676.

Kant und die moderne Theorie der Winde.

Von M. Schneidemühl.

Unter den naturwissenschaftlichen Schriften Kants findet sich eine für die Meteorologie, namentlich für die Geschichte derselben, höchst bedeutungsvolle Abhandlung, welche, wie es scheint, selbst der Mehrzahl der Fachmänner bisher unbekannt geblieben, jedenfalls nirgendwo ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt worden ist. Sie führt den Titel: »Einige Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde« und enthält in echt kantischer, klarer und folgerichtiger Darstellung eine vollständige Theorie der grossen Windsysteme der Erde, wie sie, von Einzelheiten abgesehen, im ganzen noch heute die allgemein gültige ist. Was aber die Schrift noch besonders bemerkenswert macht, ist, dass Kant darin unabhängig von Hadley die richtige Erklärung der Passate, sowie überhaupt eine vollkommen klare Darstellung des Einflusses der Erdrotation auf die Richtung der Winde, zum Teil auch in erheblich ausführlicherer und genauerer Weise als Hadley selbst, gibt, so dass wir danach Kant wohl ein gleiches Anrecht wie Hadley auf diese nach dem letzteren gewöhnlich ihren Namen führende Entdeckung zugestehen müssen, insbesondere da, nach einer Bemerkung Kants zu schliessen, die Hadleysche Erklärung damals noch gar nicht weiter bekannt geworden war. Enthalten war dieselbe zuerst in einer kleinen Abhandlung der Philosophical Transactions von 1735. Kants Schrift datiert aus dem Jahre 1756. Es gehören übrigens zu der letzteren noch drei Supplemente aus seinem handschriftlichen Nachlass, von denen namentlich das erste wichtig ist, welches den Titel »Ein Gesetz der Passatwinde aus der Umdrehung der Erde« führt und eine Art Ergänzung zu jener Abhandlung bildet. Wir möchten deshalb auf die merkwürdige Schrift aus den vorher angefürthen Gründen etwas näher eingehen.

Kant gibt seine ganze Theorie in fünf Lehrsätzen oder Thesen, — »Anmerkungen« nennt er sie — deren jeder zunächst eine theoretische Begründung und dann eine »Bestätigung aus der Erfahrung« folgt. Der erste Satz lautet: »Ein grösserer Grad der Hitze, der auf eine Luftgegend mehr als auf eine andere wirkt, macht einen Wind nach dieser erhitzten Luftgegend hin, der so lange anhält, als die vorzügliche Wärme der Gegend fortdauert.« Die Begründung ist ganz unsere heutige: durch die Erwärmung dehnt sich die Luft nach den Seiten und in die Höhe aus, fliesst oben über die benachbarte kalte über, dadurch wird ihr Gewicht und daher auch ihr Druck über der erwärmten Gegend verringert und sie wird durch das infolgedessen eintretende Uebergewicht der kalten Luft von dieser aus ihrer Stelle verdrängt. Dies wird selbstverständlich so lange fortdauern, als die Erwärmung an dem betreffenden Orte anhält. Interessant ist der Zusatz, den Kant dabei macht. »Man denke nicht«, sagt er, »diese erhitzte Luft, da sie ebensowohl seitwärts sich auszubreiten bestrebt ist, werde einen Wind von der Gegend der Erhitzung in die kühlere Luftgegend machen. Denn erstlich, weil die Ausbreitung nach allen Seiten gleich stark geschieht, mithin die Ausspannungskraft, die dieser umgekehrt proportioniert ist, mit dem Cubus der Entfernung von dem Mittelpunkte gegenseitig abnimmt, so würde die sich ausbreitende Gewalt eines Platzes von Luft, der vier Quadratmeilen in sich enthielte, wenn sie um den zehnten Teil vermehrt worden, in der Entfernung einer Meile von diesem erhitzten Platze nur noch den achtzigsten Teil dieser vermehrten Kraft betragen, mithin gar nicht einmal können verspürt werden. Die Ausbreitung kann aber auch nicht einmal bis dahin reichen. Denn ehe die Luft sich noch so weit erweitert, wird sie wegen der Verminderung ihres Gewichts dem Druck der dichteren weichen, und ihren Platz derselben einräumen.« In

Digitized by Google

der »Bestätigung aus der Erfahrung« heisst es: »Die angeführte Regel wird so sehr durch alle Erfahrungen bestätigt, dass man auch nicht eine einzige Ausnahme dagegen aufbringen kann. Alle Inseln, die im Meere liegen, alle Küsten der Länder in Gegenden, wo die Sonnenhitze stark wirkt, empfinden einen anhaltenden Seewind, sobald die Sonne sich soweit über den Horizont erhoben hat, dass sie auf die Erde namhaft wirkt. Denn da diese mehr Erhitzung annimmt als das Meer, so wird die Landluft mehr verdünnt als die Seeluft, und weicht daher wegen ihrer Leichtigkeit dem Gewichte der letzteren.« Dies wird dann im weiteren noch durch eine Reihe von Beispielen belegt.

Mit der zweiten These: »Eine Luftgegend, die sich mehr als eine andere verkühlt, bringt in der benachbarten einen Wind zuwege, der in den Platz der Verkühlung hineinweht,« und bei der die Begründung nur kurz lautet: »Die Ursache ist aus der Verminderung der ausdehnenden Kraft, durch die Abnahme der Wärme, leicht begreiflich,« hat sich Kant allerdings geirrt. Dieser Satz ist nicht richtig. Denn es kommt bekanntlich für die Entstehung des Windes nicht auf die Verschiedenheit der Spannkraft der Luft an zwei Orten, sondern auf die ihres Gewichtes d. h. des Gewichtes der Luftsäulen über beiden Orten an, wie dies Kant auch selbst in der ersten Anmerkung ganz richtig anwendet. Dieses Gewicht aber wird durch die Abkühlung nicht vermindert. Interessant ist hier wieder, wie Kant als Bestätigung aus der Erfahrung für seinen Satz die Landwinde ansieht. »In allen Meeren nahe bei den Küsten des festen Landes oder der Inseln, die einer starken Sonnenwirkung ausgesetzt sind,« sagt er, »weht des Nachts ein anhaltender Landwind. Denn zu der Zeit verliert die Seeluft schneller ihre Wärme als die Landluft, weil der erhitzte Boden in der letzteren die Wärme ohne sonderliche Verminderung erhält, dagegen das Meer, welches wenig Hitze des Tages über eingenommen hat, die über ihm befindliche Luft schneller verkühlen lässt. Daher weicht diese der Ausspannungskraft der ersteren und verstattet einen Luftzug von dem Lande in die abgekühlte Meeresgegend.« Die Gründe sind hier, wie man sieht, ganz an der richtigen Stelle gesucht, nämlich in der Verschiedenheit der nächtlichen Abkühlung der Land- und Seeluft, nur darin irrte Kant, dass er annahm, die letztere erkalte in der Nacht schneller als die erstere, während sich in Wirklichkeit die Sache umgekehrt verhält. Durch die nächtliche Ausstrahlung kühlt sich der Erdboden und infolgedessen auch die Luft über demselben schneller ab als die über dem Meere, über dem letzteren hat man daher jetzt, um mit Kant zu reden, eine Luftgegend, die mehr erwärmt ist als eine andere, nämlich die über dem Lande; es muss folglich nach Anmerkung 1 ein Wind entstehen, der in den Ort der Erwärmung hineinweht. Die Landwinde sind also in Wirklichkeit nicht eine Bestätigung für die unrichtige zweite, sondern für die richtige erste Anmerkung. Es ist übrigens der eben erwähnte Unterschied in der Erwärmung resp. Abkühlung der Luft, wie man heute annimmt, nicht die einzige Ursache der Land- und Seewinde. Es kommen noch mehrere andere hinzu, die in ihrem Zusammenwirken diejenige allgemeine Verschiedenheit der Temperaturverhältnisse von Land- und Meerluft zur Folge haben, welche Buffon als climat excessif und climat limité bezeichnete, und welche dann die allgemeine Ursache jener meist periodischen Luftbewegungen bildet, die wir im besonderen Falle Land- und Seewinde nennen.

Der wichtigste Satz bei Kant, um dessen willen wir namentlich auf die Schrift eingegangen sind, und der auch bei ihm eigentlich den Kernpunkt der ganzen Betrachtung bildet, ist nun aber der jetzt folgende dritte. Er lautet: »Ein Wind, der vom Aequator nach dem Pole hinweht, wird immer je länger desto mehr westlich, und der von dem Pole zum Aequator hinzieht, verändert seine Richtung in eine Kollateralbewegung aus Osten.« Kant ist sich offenbar über die weitreichende Bedeutung dieses Satzes vollkommen klar gewesen. Denn er sagt gleich am Anfange seiner Begründung: »Diese Regel, welche, soviel mir wissend ist, noch niemals angemerkt worden, kann als ein Schlüssel zur allgemeinen Theorie der Winde angesehen werden.« Er geht hierin zugleich weiter als Hadley, der sich eigentlich nur auf die Anwendung des Satzes zur Erklärung der Passate beschränkt. Die theoretische Begründung selbst ist dann die bekannte: »Die Erde dreht sich von Westen gegen Osten um ihre Achse. Ein jeder Ort auf ihrer Oberfläche hat daher desto mehr Schnelligkeit, je näher er dem Aequator ist, und desto weniger, je weiter er davon entfernt ist. Die Luft, die zu dem Aequator hingeht, trifft auf ihrem Wege also immer Oerter an, die mehr Bewegung von Westen gegen Osten haben als sie selber. Sie wird also diesen einen Widerstand in entgegengesetzter Richtung, nämlich von Osten nach Westen, leisten, und der Wind wird daher in dieser Kollateralrichtung abweichen. Denn es ist einerlei, ob der Boden unter einem flüssigen Wesen, das nicht in gleicher Schnelligkeit nach derselben Richtung bewegt wird, fortrückt, oder ob dieses über den Boden in entgegengesetzter Direktion bewegt wird.« Umgekehrt verhält es sich dann mit einem vom Aequator zum Pole gerichteten Winde.

Es mag hier beiläufig erwähnt werden, dass, wie wir jetzt wissen, die ablenkende Wirkung der Erdrotation sich nicht auf diese beiden Windrichtungen, die von Norden nach Süden und die von Süden nach Norden beschränkt, sondern für jede beliebig gerichtete Luftbewegung gilt, so dass jener Satz gegenwärtig etwa so lautet: Jeder Wind wird infolge der Erdrotation von seiner durch die Druckverteilung zunächst bestimmten Richtung abgelenkt, und zwar auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links. Jedoch ist diese Ver-

Digitized by Google

allgemeinerung, wie gesagt, erst in diesem Jahrhundert auf mathematischem Wege aus der Theorie der sogenannten relativen Bewegung gewonnen worden. Der Satz lässt sich auch in dieser Allgemeinheit ohne mathematische Rechnung nicht beweisen. Nur für die Ost- und Westrichtung lässt sich die Richtigkeit desselben etwa auf folgende Weise einsehen. Eine an einem beliebigen Orte der Erdoberfläche ruhende Luftmasse hat dieselbe Rotationsgeschwindigkeit wie dieser Ort der Erde. (Die Luftmasse ruht, wenn für dieselbe die Centrifugalkraft und die Anziehungskraft der Erde sich das Gleichgewicht halten.) Denkt man sich dieselbe nun durch irgend eine Kraft, z. B. eine Druckkraft, in der Richtung von West nach Ost in Bewegung gesetzt, also einen Westwind entstehend, so wird ihre Rotationsgeschwindigkeit jetzt grösser sein als die des Ortes, über den sie sich bewegt; es wird daher auch ihre Centrifugalkraft gewachsen sein, ganz ebenso wie diejenige eines an einem Faden herumgeschwungenen Steines, dessen Geschwindigkeit man vergrössert. Die Luftmasse wird infolgedessen das Bestreben haben sich von ihrer Drehungsachse, d. h. der Erdachse, zu entfernen; ist sie dabei, wie hier, durch die Anziehungskraft der Erde gezwungen, an der Erdoberfläche zu bleiben, so kann sie dies nur thun, indem sie nach Orten niederer Breite — diese sind eben weiter von der Erdachse entfernt — d. h. nach Süden hin, also von ihrer Bewegungsrichtung West-Ost aus betrachtet, nach rechts ausweicht. Natürlich wird sie in Wirklichkeit nicht direkt nach Süden sich bewegen, sondern der nach dorthin gerichteten Ablenkungskraft nur nach Maassgabe ihrer Rotationsgeschwindigkeit, sowie der anderen auf sie noch wirkenden Kräfte folgen. Ganz analog ist die Betrachtung für einen Ostwind. Die Ablenkung ist hier nach Orten höherer Breite (geringerem Abstand von der Erdachse) d. h. nach Norden, also von der Bewegungsrichtung Ost-West aus betrachtet, wieder nach rechts gerichtet. Das Bisherige galt für die nördliche Halbkugel, für die südliche ist die Betrachtungsweise offenbar ganz ähnlich.

Kant wendet nun seinen Satz 3 zunächst in der vierten Anmerkung auf die Passatwinde an, um mit dieser Anwendung zugleich die »Bestätigung aus der Erfahrung« für denselben beizubringen. Die vierte Anmerkung lautet: »Der allgemeine Ostwind, welcher den ganzen Ozean zwischen den Wendezirkeln beherrscht, ist keiner anderen Ursache als der, welche aus der ersten mit der dritten verbundenen Anmerkung erhellt, zuzuschreiben.« In der Begründung erwähnt er zunächst, dass »diejenige Meinung, welche den allgemeinen Ostwind dem Nachbleiben des Luftkreises bei der Drehung der Erde von Abend gegen Morgen beimisst, mit gutem Grunde von den Naturkundigen verworfen worden, weil der Luftkreis, wenn er gleich anfänglich bei dem ersten Umschwunge etwas zurückgeblieben, doch in kurzem mit gleicher Schnelligkeit müsse fortgeführt worden sein«. Er bemerkt dann, man habe seitdem eine andere Erklärung an die Stelle gesetzt, nach der man jenen Ostwind dem Nachzuge der Luft hinter diejenige, die durch die Sonne von Osten nach Westen hin verdünnt worden, zuschreibe; man würde gewiss auch mit dieser nicht zufrieden gewesen sein, meint er, wenn man eine bessere gehabt hätte. Er widerlegt darauf dieselbe im einzelnen, was ihm auch gar nicht schwer wird, und fährt fort: »Sehet also hier eine andere, welche besser mit den bekanntesten Gründen der Naturwissenschaft zusammenstimmt,« um nun schliesslich seine eigene, eben jene aus der ersten und dritten Anmerkung einfach folgende zu geben. Aus dieser Darstellung geht hervor, dass jene zweite Erklärung damals die herrschende war, die Hadleysche also, die etwa 20 Jahre vorher gegeben war, noch unbekannt geblieben sein muss, und Kant demgemäss unabhängig von Hadley und, wie wir gesehen haben und gleich noch weiter sehen werden, zum Teil in genauerer und umfassenderer Weise als dieser seine eigene richtige aufstellte. Auf diese selbst brauchen wir wohl nicht weiter einzugehen. Sie ergibt sich aus dem Früheren (Anmerkung 3 und 1), wie gesagt, von selbst. In der »Bestätigung aus der Erfahrung« sagt Kant: »Die Barometerhöhe« — wir citieren wieder wörtlich, um seine Darstellungsweise möglichst zur Geltung zu bringen — »ist nach allen einstimmigen Beobachtungen einen Zoll niedriger nahe zum Aequator als in den temperierten Zonen. Folgt nun hieraus nicht von selber, dass die Luft dieser letzteren Erdstriche nach den Gesetzen des Gleichgewichts zum Aequator hindringen müsse, und macht diese Bewegung nicht in unserer Halbkugel einen immerwährenden Nordwind in der heissen Zone? Woher schlägt er aber immer mehr und mehr, und endlich unter der Linie gänzlich in einen Ostwind aus? Die Antwort findet man am Ende der vierten Anmerkung. Warum aber wird das Gleichgewicht hier niemals völlig wiederhergestellt? Weswegen bleibt die Luft in dem brennenden Erdgürtel immer um einen Zoll Quecksilber leichter als in der temperierten Zone? Die immer hier wirksame Hitze hält alle Luft in einer stetigen Ausspannung und Verdünnung. Wenn also auch neue Luft in diese Gegend dringt, um das Gleichgewicht herzustellen, so wird diese ebensowohl wie die vorige ausgebreitet. Die erhöhte Luftsäule steigt über die Wasserwage der übrigen und fliesst oberwärts nach dieser Seite ab. Also muss die Aequatorluft, weil sie niemals höher steigen kann als die in den temperierten Zonen, und dennoch eine dünnere Luft in sich enthält, immer leichter sein als diese und dem Drucke derselben nachgeben.« Wir haben hier die Erklärung der Erscheinung in genau derselben Weise wie wir sie heute geben.

Höchst bemerkenswert ist dann noch eine sich hieran anschliessende »Erklärung der Westwinde, welche den Ozean in dem Zwischenraume zwischen dem 28. und 40. Grade grösstenteils beherrschen«.

Digitized by Google

»Die Richtigkeit der Beobachtung selber,« sagt Kant, »ist durch die Erfahrung der Seefahrenden sowohl im Stillen als Atlantischen als auch Japanischen Meere hinlänglich bestätigt. Zur Ursache bedarf man keines anderen Grundsatzes als desjenigen aus der vorigen Anmerkung. Eigentlich sollte aus dem daselbst angeführten Grunde hier ein gemässigter Nordostwind wehen. Weil aber die Luft, die sich von beiden Hemisphären zu dem Aequator häuft, daselbst unaufhörlich überfliesst und sich in der oberen Region unserer Halbkugel nach Norden ausbreitet und, da sie von dem Aequator herkommt, beinahe völlig die Bewegung desselben überkommen hat, so muss sie mit einer Kollateralbewegung von Abend gegen Morgen über die untere Luft in den entfernteren Parallelzirkeln fortrücken, sie wird aber ihre Wirkung nur da auf die niedrige Luft thun, wo die entgegengesetzte Bewegung derselben schwächer wird, und wo sie selber in die untere Region hinabtritt. Dieses aber muss in einer ziemlich namhaften Entfernung von dem Aequator geschehen, und daselbst werden West- und Kollateralwinde herrschen.« Auch hier sehen wir, wenn auch nicht ganz, so doch im wesentlichen, wieder bereits unsere heutige Auffassung. Wir gehen nur gegenwärtig etwas weiter, indem wir überhaupt das Vorherrschen westlicher Winde in der ganzen Region zwischen etwa den Wendekreisen und den Polarkreisen wesentlich diesem Hinabsteigen resp. dieser Einwirkung des Aequatorialstromes auf die unteren Luftschichten zuschreiben. Diese Erklärung datiert allerdings bei uns eigentlich erst aus den letzten zwei bis drei Jahrzehnten, so dass es, wie gesagt, höchst interessant ist, sie hier bei Kant bereits, wenn auch nur in beschränkterem Umfange, klar ausgesprochen zu sehen. Auch hier zeigt sich zugleich wieder seine wesentlich eingehendere Behandlungsweise des Gegenstandes im Vergleich mit derjenigen Hadleys.

Dasselbe gilt von der nunmehr folgenden fünften Anmerkung, in der Kant seinen Satz 3 zur Erklärung der Moussons oder Monsune anwendet. Es scheint dies ebenfalls die erste richtige, wenn auch noch nicht ganz vollständige Erklärung dieser Winde zu sein. Die Anmerkung lautet: »Die Moussons oder periodischen Winde, die den Arabischen, Persischen und Indischen Ozean beherrschen, werden ganz natürlich aus dem in der dritten Anmerkung erwiesenen Gesetze erklärt.« Wir wollen auf die Begründung nicht mehr im einzelnen eingehen, sondern daraus nur eine wieder äusserst merkwürdige Stelle, vielleicht die merkwürdigste der ganzen Schrift, hervorheben. Kant sagt zunächst, dass durch die starke Erwärmung des asiatischen Kontinents im Frühjahr die Luft über demselben mehr verdünnt wird als über dem benachbarten Indischen Ozean, infolgedessen ein Wind von letzterem nach ersterem hin hervorgerufen werden muss, der dann noch durch die Erdrotation in entsprechender Weise abgelenkt wird, »sobald dagegen die Sonne das Herbstäquinoktium überschritten und die Luft der südlichen Halbkugel verdünnt, tritt die aus dem nördlichen Teile des heissen Erdstriches hinunter zum Aequator,« — und fährt dann fort: »Man sieht auch leicht den Zusammenhang dieser Ursachen, insoweit sie zur Hervorbringung der periodischen Winde zusammenstimmen. Es muss nahe bei dem Wendezirkel ein weitgestrecktes festes Land sein, welches durch die Sonnenwirkung mehr Hitze annimmt als die Meere, die zwischen ihm und dem Aequator begriffen sind; so wird die Luft dieser Meere bald genötigt werden, über diese Länder hinzustreichen und einen westlichen Kollateralwind machen, bald von diesen Ländern sich wiederum über die Meere ausbreiten.« Der Gedanke wird in der gleich darauf folgenden »Bestätigung aus der Erfahrung« noch etwas weiter ausgeführt. Es heisst da: »Es ist nicht zu verwundern, dass die mehrsten Naturforscher von der periodischen Veränderung der Winde in dem gedachten Teile des südlichen Ozeans keinen Grund angeben können, weil das Gesetz ihnen nicht bekannt war, das wir in der dritten Anmerkung ausgeführt haben. Diese Einsicht kann ungemein nützlich werden, wenn man sie zur Entdeckung neuer Länder anwenden will. Wenn ein Seefahrender in der südlichen Halbkugel nicht weit von dem Wendezirkel zu der Zeit, wenn die Sonne denselben überschritten hat, einen anhaltenden Nordwestwind verspürt, so kann dieses ihm ein beinahe untrügliches Merkmal sein, dass gegen Süden hin ein weitgestrecktes festes Land sein müsse, über welches die Sonnenhitze die Aequatorluft nötigt zu streichen, und einen mit einer westlichen Abweichung verbundenen Nordwind macht. Die Gegend von Neuholland gibt nach den jetzigen Wahrnehmungen noch die grösste Vermutung eines daselbst befindlichen weit ausgebreiteten Australlandes.« Auch noch an einer dritten Stelle, nämlich in dem einen der früher erwähnten drei Supplemente aus dem handschriftlichen Nachlass, findet sich diese Ansicht wieder. Wir haben also hier die klar und deutlich aus meteorologischen Gründen ausgesprochene Vermutung von dem Vorhandensein eines australischen Kontinents, der bekanntlich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts als solcher entdeckt wurde.

Es folgt nun bei Kant noch ein sogenannter »Beschluss« seiner Schrift. Wir wollen aus demselben, ebenfalls zum Schluss, noch zwei Stellen citieren. »Es ist eine Quelle eines nicht geringen Vergnügens, wenn man durch die obigen Anmerkungen vorbereitet die Karte ansieht, worauf die beständigen oder periodischen Winde aller Meere anzutreffen sind; denn man ist im stande, mit Hinzuziehung der Regel, dass die Küsten der Länder die Richtung der Winde nahe bei denselben ihnen parallel machen, von allen Winden Grund anzugeben. Die Zwischenzeit der periodischen Winde, die eine Zeitlang eine Gegend durchstreichen und hernach von

Digitized by Google

entgegengesetzten abgelöst werden, die Zwischenzeit dieser Abwechselung, sage ich, ist mit windstillem Regen, Ungewittern und plötzlichen Orkanen beunruhigt. Denn alsdann herrscht schon in der oberen Luft der entgegengesetzte Wind, wenn der vorige noch in der unteren nicht völlig nachgelassen hat, und indem beide gegeneinander treiben, so halten sie sich endlich im Gleichgewicht auf, verdicken die Dünste, die sie mit sich führen, und richten alle die genannten Veränderungen an. Man kann es auch fast als eine allgemeine Regel annehmen, dass Ungewitter durch einander entgegenstrebende Winde zusammengetrieben werden. Denn man bemerkt gemeiniglich, dass nach dem Gewitter sich der Wind ändere. Nur war dieser entgegengesetzte Wind schon wirklich vor dem Ungewitter in der oberen Luft anzutreffen« u. s. w. Ist das nicht beinahe die Dovesche Anschauung von dem fortdauernden Wechsel resp. Kampf des Polar- und des Aequatorialstromes, der die ganze Gestaltung des Wetters beherrscht? — Und etwas weiter heisst es: »Man kann die Bemerkung des Mariotte, dass die Winde, die im neuen Lichte aus Norden zu wehen anfangen, ungefähr in 14 Tagen den ganzen Kompass durchlaufen, so dass sie erstlich in Nordost, dann in Osten, darauf in Südost und so ferner herumgehen, ingleichen, dass die Winde niemals den ganzen Zirkel in entgegengesetzter Richtung vollenden, durch die Regel der dritten Anmerkung vollkommen erklären. Denn der Nordwind schlägt natürlicherweise in einen Nordostwind aus; dieser, wenn das Gleichgewicht mit der Gegend, wohin er zieht, hergestellt ist, wird wegen des Widerstandes derselben Luftgegend ganz östlich. Alsdann, weil die im Süden zusammengedrückte Luft sich wieder nach Norden ausdehnt, macht dieses in Verbindung mit dem Ostwinde eine südöstliche Abweichung, diese wird durch die in der dritten Anmerkung angeführte Ursache erst südlich, dann südwestlich, darauf wegen des Widerstandes der nördlichen ins Gleichgewicht hergestellten Luft westlich, darauf aus Verbindung mit der sich wieder ausdehnenden nördlichen Luft nordwestlich, endlich gänzlich nördlich.« Das ist wiederum fast ganz das Dovesche Winddrehungsgesetz mit seiner Erklärung, nur dass hier bei Kant nicht ausdrücklich von dem Gegeneinanderwirken zweier Luftströme, des polaren und des äquatorialen, und ihrem abwechselnden Uebergehen ineinander wie bei Dove gesprochen ist. — Doch es ist des Citierens genug. Jeder der es vielleicht der Mühe wert erachtet, selbst die kleine Schrift zu lesen, wird finden, dass Famulus Wagner im »Faust« mit seinem Wort: »Es ist ein gross Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht....,« — wenigstens in diesem Falle recht hat.

H. Stanleys „Im dunkelsten Afrika".

Von Prof. Ph. Paulitschke.

III.

Stanley ist ein peinlich gewissenhafter Berichterstatter. Er erzählt im II. Bande S. 303 f., die Rezensenten vergässen fast immer, die den Reisebeschreibungen beigegebenen Karten zu erwähnen; das sei nicht ganz gerecht. Die seinigen hätten ihn mehr Mühe gekostet, als alle Notizen, Schilderungen, Skizzen und photographischen Aufnahmen zusammen. Insgesamt hätte ihn das tägliche Aufziehen der drei Chronometer während beinahe dreier Jahre, die 300 Beobachtungen, die Berechnung und das Einzeichnen derselben in die Karte, die Aufnahme der Flussläufe, die Zeichnung der Gebirgsketten, die zahllosen Kompasspeilungen, die Siedepunktsbestimmungen, das Ablesen der Aneroidbarometer, die Berechnung der Höhen, die Aufzeichnung der Temperatur, was alles für eine gute Karte notwendig sei, nicht weniger als 780 Stunden ehrlicher Arbeit gekostet, was, den Tag zu sechs Stunden gerechnet, 130 Arbeitstage ausmachen würde.

Dies Bekenntnis lässt uns dem wissenschaftlich-geographischen Teile des von dem Forscher publicierten Materials etwas skeptisch gegenüber treten, besonders wenn wir erwägen, dass er selbst gesteht, die beiden starken Bände in 50 Tagen abgefasst zu haben. Nach alledem gliche dann das geographische Material an innerem Werte bloss provisorischen Aufzeichnungen und Daten. Keinem vorsichtigen Reisenden könnte es natürlich einfallen, wenn er mit solcher Hast publiciert, wie Stanley, wenn er schon auf der Reise definitiv geltende Werte in die Karten setzt, ganz besonders die Positionsbestimmungen noch am Marsche einträgt, in allem und jedem festen Glauben zu beanspruchen. Stanleys Karten wird man demnach bei aller Bewunderung seiner Arbeit, ganz besonders der Raschheit seiner Arbeit, mit manchem Vorbehalt hinzunehmen haben, zumal in seinem Werke Urteile über den Wert der Positions- oder Höhenbestimmungen durch Spezialisten, wie das üblich ist, durch Exkurse über die Exaktheit der verwendeten Instrumente, wie der angewandten Methode nicht beigegeben sind. Man beschuldige uns nicht »nörgelnder Kritik«; wir sind weit davon entfernt, und Stanley verachtet ja nach eigenem Geständnis ganz gründlich die zünftigen Vertreter der Wissenschaft, wie ihm denn auch edle und ausdauernde Hingabe an ernstes, wissenschaftliches Ergründen der Wahrheit (Forschen) im allgemeinen nicht sehr behagt, aber wir wollten diese Dinge nicht unberührt lassen, wenn wir von dem wissenschaftlichen Wert und Charakter seines Reisewerkes und seiner Thätigkeit überhaupt sprechen. Wir würden bei aller Hochachtung und Bewunderung für die grossartigen Leistungen, die unvergleichliche Ausdauer und den enormen Eifer des Mannes lebhaft bedauern müssen, wenn Henry

Digitized by Google

Stanley sich selbst zum Globetrotter degradieren wollte oder die Bedeutung exakter Forschung unterschätzte.

Wir wollen die Besprechung von Stanleys neuem Werke mit einem Resumé seiner Daten über die Bildung des Albert-Sees (716 m), des Albert-Edward-Sees (1008 m), die centralafrikanische Waldregion und die »Mondberge« beschliessen. Der Forscher hat eine Profilskizze des Ruwenzori- und des Semliki-Thals (Breite wie zwischen Dover und Calais) angegeben und aus der Tagespresse ist bereits bekannt geworden, wie es mit dem Umfange und der Verringerung des Albert-Sees stehe. Stanley schreibt, ein Stück Geotektonik der Nil-Seen erklärend, wenn man von Karimi (am Abhang des Ruwenzori in 1478 m Meereshöhe) nach dem Becken des Albert-Edward-Sees hinabsteige, so sei das erste, was auffalle, dass man sich auf dem Boden eines ausgetrockneten Sees befinde. Eine Erhöhung des Sees um 1½ m würde den Spiegel um 8 km weiter nach Norden und ebensoweit nach Süden ausdehnen. Ehemals reichte der Albert-See weit nach Süden und bildete mit dem Albert-Edward ein Becken. Der Stock des Ruwenzori habe sich, erklärt Stanley, emporgehoben, und es sei ein gähnender Abgrund von 400 km Länge und gegen 50 km Breite von Südwesten nach Nordosten entstanden. Während langer Zeitperioden seien die tropischen Regen gefallen und hätten den Abgrund bis zum Ueberlaufen mit Wasser gefüllt, das dann seinerzeit einen Abfluss fand. Das abfliessende Wasser habe auf seinem Laufe das Erdreich bis zum Felsenbett hinab mit fortgespült und seit langer Zeit von Sekunde zu Sekunde atomweise weggewaschen, um Unterägypten zu bilden und das Mittelmeer auszufüllen, während gleichzeitig der Grund der Schlucht mit dem Erdreich und den Trümmern des Ruwenzori, den Ueberresten unzähliger Generationen von Fischen und der abgestorbenen Vegetation zahlloser Jahrhunderte verstopft worden sei, bis jetzt, nach dem Fortschleifen der Felsendämme und Riffe, im Laufe des Weissen Nils sich Seen gebildet hätten. Inzwischen seien, anfänglich als Gruppen von Inselchen, dann bedeckt mit Gras, zwischen den beiden Seen weitere Felsendämme erschienen, bis sie schliesslich das von den Gletschern herabgetragene Erdreich aufgefangen haben, von Fels zu Fels durch Moränen verbunden worden sind und ein Thal gebildet haben, welches ein wunderbares Wachstum tropischen Waldes aufweist, während auf beiden Seiten des letzteren Ebenen liegen, die in langsamer krystallinischer Umformung begriffen sind. An den Ufern des Sees sehe man noch das Mittelstadium in dem täglich zunehmenden Schlamm und tierischen und vegetabilischen Leben, welche das Land aufhöhen, so dass es bald trockener, fester Grund sein werde. Tauche man eine Stange in das flache Wasser am Südende des Albert-Sees, so werde dieselbe 1½ m tief in den Schlamm eindringen, der aus den Niederschlägen besteht, welche die Zuflüsse des Semliki von den Abhängen des Ruwenzori herab und durch die stillen Gewässer des Albert-Sees führen. Peile man aber die Tiefe des Albert-Edward-Sees, so dringe die Stange 1½ m tief in grauen Schlick ein, an welchem Tausende von Partikeln Glimmer, winzig kleine Schuppen und pulverisierte Fischknochen hängen, die einen überwältigenden Gestank entwickeln. Atomweise werde das Felsenbett zwischen dem Awamba-Walde (1° südl. Br. und 30° östl. L. v. Gr.) und dem Albert-Edward-See beseitigt und weggewaschen, bis letzterer endlich trockenes Land werde, durch dessen Mitte der Semliki sich schlängelt, nachdem er die Zuflüsse vom Ruwenzori, sowie von den Hochlanden von Ankori und Ruanda gesammelt hat.

Zu dieser Erklärung mag noch hinzugefügt werden, dass der Albert-Edward-See von keinem Flusse von grosser Bedeutung gespeist wird, wenn auch mehrere solche von 6—15 m Breite und 60 cm Tiefe in denselben münden. Die beiden grössten Flüsse sollen der Mpanga und der Nsongi sein, einer derselben von 95 km Länge, so dass die entferntesten Quellen des »Albert-Nils« sich nicht weiter als bis nach 1° 10′ südl. Br., wie Stanley betont, erstrecken können. Die natürliche Farbe des Albert-Edward-Sees ist ein helles Meergrün.

Der Beschreibung des centralafrikanischen Waldes hat Stanley im II. Bande ein eigenes Kapitel (23.) gewidmet. Es ist so ausgedehnt und überreich an phantastischen, aber auch an charakteristischen Zügen der Waldnatur, dass wir uns versagen müssen, alles Wichtige und Interessante daraus hervorzuheben.

Die grösste Länge des Waldes, schreibt Stanley, von der Nähe von Kabambarre in Süd-Manjema bis Bagbinne am Uëlle-Makua in West-Niam-Niam, ist 1000 km, die durchschnittliche Breite beträgt 830 km, so dass insgesamt ein Areal von etwa 832 000 qkm (in London war eine andere Zahl, als von Stanley angeführt, genannt worden) bedeckt. Hierin seien nicht mit einbegriffen die Waldgebiete, welche durch felderähnliche Strecken Grasland abgetrennt oder durchschnitten werden, sowie die breiten Gürtel von Forsten, welche die niedrigen Ufer eines jeden grossen Flussbeckens, wie des Lomani, des Lolongo, des Uëlle-Mobandschi und des Kongo von Bolobo bis zum Loika- oder Itimbiri-Flusse bedecken. Stanley erklärt, der Wald bedecke ein so grosses Areal, sei so mannigfaltig und doch so gleichmässig in seinen Charakterzügen, dass man viele Bücher schreiben müsse, um ihn vollständig zu behandeln, und wolle man ihn mit aller Genauigkeit untersuchen, so werde man eine ganze Legion von Spezialisten dazu nötig haben.

»Man denke sich,« ruft Stanley aus, »ganz Frankreich und die Iberische Halbinsel dicht besetzt mit Bäumen von 6—60 m Höhe, glatten Stämmen, deren Blattkronen sich so nahe befinden, dass sie

Digitized by Google

sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern und jeden Baum von wenigen Centimetern bis über 1 m dick. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons, eines lateinischen W und eines schlecht geschriebenen lateinischen M haben oder sich in dichten, grossen Kreisen, wie endlose Anakondas, um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Lass sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen, lass von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis beinahe auf den Erdboden herabfallen, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Schmarotzer repräsentieren, und schlanke Ranken herabhängen mit offenem Faserwerk an den Enden, wie Troddeln. Arbeite alles gehörig durcheinander, so wirr wie möglich und von einem Zweig zum andern, ohne irgend welche Rücksicht auf die Bestandteile, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden horizontal stehenden Ast kohlähnliche Baumflechten von der grössten Art, Pflanzen mit breiten, speerförmigen Blättern, welche die Elefantenohrpflanze darstellen, sowie an anderen Stellen Orchideen und Gruppen vegetabilischer Wunderwerke und einen reichen Schmuck zarterer Farne. Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig und Schlinggewächs mit dickem Moos wie mit einem grünen Pelz. Wo der Wald kompakt ist, wie ich ihn vorstehend geschildert habe, braucht man nur noch den Boden mit dichtem Phryniumgesträuch, Amomum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Waldriesen bis zu den Wurzeln hinab zersplittert und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schiessen eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, treten sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet.«

Stanley fügt hinzu, im Durchschnitt sei der Wald eine Mischung solcher Scenen. Um das geistige Bild des Waldes zu vollenden, muss man sich den Erdboden noch dick bedeckt denken mit halbfertigem Humus aus vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen. Alle paar Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine dünstende Mischung von verwesenden Fibern, abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisenkolonien, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langer Epheuranken und viele Meter hohen Rotangpflanzen; und jeden Kilometer müsse ein schlammiger Fluss, stagnierender Bach oder flacher Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotos- und Lilienblättern und einem fettigen grünen Schaum, der aus Millionen von Pflanzenteilchen besteht.

Der Klassifikation des Waldwachstums nach unterscheidet Stanley den eigentlichen Urwald, d. i. das alte, vom Menschen noch nicht berührte Wachstum, das seit den frühesten Zeiten sich selbst überlassen geblieben war, dann den Wald, welcher während einiger weniger Generationen jede Spur früherer Bewirtschaftung des Bodens verwischt hat, und endlich den eigentlichen Buschwald, das Wachstum weniger Jahre, welches keinerlei Eindringen in seinen Schatten zulässt. In dieser letzten Schicht ist man gezwungen, sich einen Tunnel durch die erstickende Masse der jungen Vegetation zu hauen, die so miteinander verwachsen und verwickelt ist, dass man glaubt, man könne leichter über die Spitze hinwegschreiten, wenn sie dort ebenso dicht und haltbar wäre.

Die Analyse des Waldes nach den Naturscenen, die sich dem Auge des Beschauers im Detail boten, hat Stanley meisterhaft durchgeführt, wie denn die Beschreibung des centralafrikanischen Waldes zu den besten Partien des Reisewerkes gezählt werden muss. Die Pflanzenwelt und die Tierwelt wird mitunter mit dem Anhauch glühender Phantasie geschildert.

Interesse bietet, was Stanley über den Regenfall und die Feuchtigkeit in dem grossen Waldgebiete verzeichnet. Vom 1. Januar 1888 bis 31. Mai 1888, während welcher Zeit die Expedition die beschriebene Waldregion durchmaass, hatte man 138 Tage oder 569 Stunden Regen, dessen Dauer im Walde naturgemäss nur nach der Zeit gemessen werden konnte. Stanley meint, man dürfte nicht weit fehl gehen, wenn man den Wald für die regenreichste Zone der Erde halte. Neun Monate des Jahres wehen hier, nach Stanley, die Winde vom südatlantischen Ozean den Kongo und Aruwimi aufwärts. Sie tragen die Feuchtigkeit des Meeres und den Wasserdampf, der aus dem 2250 km langen, 1—25 km breiten Flusslaufe aufsteigt, weiter und begegnen auf ihrer Bahn nach Osten der in der grösseren Höhe vorherrschenden kalten Luft, worauf die Feuchtigkeit sich verdichtet und fast einen Tag um den anderen in reichen Regenschauern zur Erde fällt. Auch für die Aufnahme der aus dem Tanganjika-, Albert-Edward- und Albert-See aufsteigenden Dünste sei dieser Wald sehr günstig gelegen. Stanley hat auch, in der Ebene am Rande des Waldes stehend, die beiden Regenwolken beobachtet, welche, die eine von dem Westen, die andere vom Osten kommend, zusammenstiessen und sich in einer Sintflut von Regen über dem Berge Pisgah und dem umliegenden Lande auflösten. Ausser den Regengüssen, welche 10—12 Stunden ununterbrochen dauerten, hatte die Expedition auf dem Marsche in dem Walde in der Nähe von Bergen, selbst solchen, die nur bis 150 m Höhe hatten, häufig lokale Schauer von kurzer Dauer beobachtet.

Digitized by Google

Von den in dem Walde vergrabenen Völkern sind die meisten nur Splitter, die sich um das Aruwimi-Becken (1735000 qkm) gruppieren. Freilich konnte die Expedition andere als die um den Aruwimi gelagerten Stämme nicht kennen lernen, weil sie ja lediglich dem Aruwimilaufe gefolgt war. An der Nordseite des Beckens hörte man von den A-Babua, Mabode, Momfu und Balesse; im Süden leben die Bakumu und Baburu, welche die wichtigsten Stämme repräsentieren und in Hunderten von kleineren Gruppen zerfallen, die die Momfu-, Bakumu- und Babusesse-Sprache sprechen. Indessen traf die Expedition in jedem Gebiete dieser Stämme auch Unterstämme, die angeblich nicht verstanden, was Eingeborene aus nur zwei Lager von ihnen entfernten Gegenden zu ihnen sagten.

Die Endeckung der »Famous Mountains of the Moon« nannte Stanley selbst »the most interesting discovery that we were enabled to make during our late expedition«. Das ist in der That der Fall. Nur eines muss uns wunder nehmen, dass nämlich diese Entdeckung nicht schon gemacht wurde, als Stanley am 11. Januar 1876 an dem damaligen Luta Nzige (Albert-Edward-See) sozusagen im Schatten der Mondgebirge ausruhte, kaum mehr als 50 km von dem höchsten Grat desselben entfernt. Es muss uns das mehr überraschen, als der Umstand, dass Baker, Mason und Gessi den Ruwenzori nicht sahen, worüber sich ja Stanley selbst verwundert. Doch darf dies der Flüchtigkeit des damaligen Aufenthaltes zugeschrieben werden.

In seinem Werke hat der Reisende der Schilderung des Ruwenzori, den die Waldstämme am Aruwimi Bugombowa, Avirika, Viruka (Virika) genannt haben, und der im Süden des Albert-Sees Ruwenzu-ru-ru oder Ruwendjura genannt wird, manche Seite gewidmet, ohne aber auch da wieder etwas Ganzes, Zusammenhängendes zu bieten. Wie schon brieflich von Stanley bekannt gemacht worden war, hat Lieutenant W. G. Stairs mit ein paar beherzten Männern aus dem Gefolge den Berg in der Zeit vom 6. bis 8. Juni 1890 bis zu der Höhe von 3254 m bestiegen und dessen Höhe auf etwa 5080 m geschätzt, was indessen nicht die Höhe der höchsten Spitze im Ruwenzori-Stocke ist. Stanley druckt im II. Bande S. 254 ff. den Bericht über diese Höhenbesteigung ab. Aus demselben geht hervor, dass Stairs die Besteigung von in Stanleys 1178 m Seehöhe auf einer Seite des Ruwenzori gelegenem Lager unternahm. Der grosse Lagerplatz des Offiziers lag in 2590 m, wo bei 12°R. kampiert wurde und von wo man die Schneedecke der Berggipfel (Zwillingskegel) überschauen konnte. Mit Hilfe des Feldstechers konnte Stairs die Form des Berggipfels genau erkennen. Er bemerkte, dass die äusserste Spitze des Piks mit einer unregelmässigen Masse zerrissener und schroffer Felsen gekrönt sei und eine entschieden kraterähnliche Gestalt habe. Durch einen Spalt der dem Besteiger zugewendeten Seite konnte Stairs einen entsprechenden Rand von derselben Form und Höhe auch auf der anderen Seite sehen. Von dieser Felsenkrone fällt nach Stairs der grosse Pik in einem Winkel von 25° nach Osten ab. Nach Westen hin ist der Abfall jedoch viel steiler. Die grösste Schneefläche des Berges dürfte einen Flächenraum von 180 m Länge und 90 m Breite einnehmen, und war zur Zeit des Besuchs von Stairs so tief, dass der schwarze Felsen nur an zwei Stellen über die weisse Oberfläche hervortrat. Die Entfernung von dem tiefliegenden Schnee bis zum Gipfel des Berges schätzt Stairs auf etwa 300 bis 360 m. Ausläufer des Berges nach Ost-Nordost, Süd und anderen Richtungen strahlen von der höchsten Spitze aus. Die allgemeine Form des Gebirges schien demnach die zu sein, dass grosse Ausläufer strahlenförmig von dem schneebedeckten Gipfel als Mittelpunkt ausgehen und sich nach den unten liegenden Ebenen zu ausbreiten. Diese Formation, meint Stairs, würde auf der Westseite des Berges die Ursache sein, dass die Flüsse vom Mittelpunkte ausströmen und sich, weiter fliessend, immer mehr voneinander trennen, bis sie unten die Ebenen erreichen. Dort wenden sie sich nach West-Nordwest oder richten ihren Lauf den unteren Ausläufern der Kette entlang, bis sie in den Semliki-Fluss (240 km lang) und in den Albert-See gelangen. Ein zweiter Pik konnte von Stairs nicht deutlich genug erkannt werden. Seiner Ansicht nach ist dieser Pik nur der Abschluss der schneebedeckten Kette, welche die Expedition von Kavalli am Albert-See gesehen hat, und hat wahrscheinlich eine grössere Höhe als der erstgenannte. Vieles deute darauf hin, dass die Spitzen vulkanischen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Der Hauptbeweis dafür liegt in der grossen Zahl von kegelförmigen Spitzen, welche sich um die Mittelgruppe an der westlichen Seite scharen. Diese kleineren Kegel, bemerkt Stairs, seien dadurch entstanden, dass der Krater des Mittelvulkans, weil der Druck der Gase nicht genügend war, um die Felsen und die Lava aus dem Innern herauszuwerfen, sich verstopft hat; infolgedessen haben die Gase sich schwächere Stellen der Erdkruste gesucht, dieselben durchbrochen und sind auf diese Weise die Ursache der Entstehung der jetzt vorhandenen kleineren Kegel geworden.

Von tierischem Leben sah Stairs auf dem Berge fast nichts. Dass aber Wild irgend welcher Art vorhanden sei, geht aus den zahlreichen Fanggruben hervor, welche man neben dem Pfade bemerkte, und aus der Thatsache, dass in den Hütten der Eingeborenen Schlingen für den Fang gefunden wurden. Dagegen fand man Heidelbeeren und Brombeeren in 3050 m Höhe und selbst weiter oben.

In einem besonderen Kapitel, das Stanley II, S. 266 ff. einer historischen Untersuchung über die Nilquellen und das Mondgebirge gewidmet hat, griff er bis auf die Bilder von Homer und Hekataeus zurück, ohne indessen auch nur das geringste Neue in der Sache zu bringen. Der Exkurs ist für das grosse

Digitized by Google

Publikum bestimmt und dann belehrend. Den Kartenbildern, die alten Atlanten entnommen worden sind, ist hie und da ein Druckfehler anhaftend. Das griechische Citat S. 277 ist fehlerhaft. Das Manuskript im Besitze Ali Pascha Mubareks von 1686 n. Chr. ist wohl von Interesse, aber ohne weiteren Belang, da es bloss ein simples Resumé des arabischen Wissens über das Qámmar-Gebirge gibt, natürlich damaliger Sitte und Zeit gemäss phantastisch ausgeschmückt. Den wertvollsten Exkurs für die populäre Erläuterung der alten Kunde von dem Mondgebirge hat Graf Carlo de Landberg S. 286 für Stanley übersetzt, welcher Exkurs eben die zutreffendsten Details aus Dimischqi enthält.

Unter den interessantesten Entdeckungen der letzten Reise hat Stanley in London auch die Extension of the Lake Victoria to the south-west angeführt. Stanley gibt in seinem Werke II, S. 379 mit den Worten: »Nachdem wir am 20. August quer über ein breites Vorgebirge des Landes gekommen und von der Bai von Kisaho nach einer anderen Einbuchtung bei Itari marschiert waren, stellte ich in der Nähe des letztgenannten Ortes auf dem Scheitel eines hohen Rückens durch Sonnenbeobachtung und Kompasspeilungen fest, dass wir uns sehr weit südlich von der südwestlichen Küstenlinie befanden, wie ich diese auf der Karte des Werkes ‚Durch den dunkeln Weltteil' angegeben habe.« Dieser Gegenstand hätte ohne Zweifel eine wissenschaftliche Begründung verdient.

Stanleys abfälliges Urteil über Emin Pascha ist in der Tagespresse vielfach besprochen worden. In dem Reisewerke unterlässt es Stanley nirgends, darauf hinzuweisen, welcher Unterschied zwischen ihm und Dr. Schnitzer, seinem und Emins Charakter bestehe. Fast klingt manche Stelle so, wie das Gebet des Pharisäers: »Herr, ich danke dir, dass ich nicht so bin wie dieser oder jener.« Die Sache wird begreiflich, wenn man festzuhalten versteht, dass wir in Stanley und Emin zwei Extreme vor uns haben, den Idealisten, den glühenden Verehrer der Wissenschaft, den selbst in kritischen Situationen das Studium eines Pflänzchens oder Mückchens beschäftigen und ausfüllen kann, einerseits und den Typus eines Praktikers, der die Wissenschaft beinahe hasst, andererseits. Ferner spielen wohl auch die Gegensätze eine Rolle: hie Albion, hie Germany. Wer kennt deren Bedeutung im socialen Leben von England nicht!

Stanley hatte recht, als er in London von den Erfolgen seiner Expedition sagte: »To humanity the gain has been great.« Wir, die wir die Leistungen Stanleys hochschätzen und die wir behaupten, man werde seine Berichte schätzen und lesen, solange bei Menschen überhaupt Energie und Kühnheit Wert und Bedeutung haben, wären glücklich, wenn wir dasselbe Wort mutatis mutandis von dem wissenschaftlichen Inhalte des neuen Reisewerkes aus vollem Herzen sagen könnten.

Indochinesische Stämme.

Von C. W. Rosset.

(Schluss.)

Am zweiten und dritten Tag pflegt man das Handelsgeschäft in Scene zu setzen. Die Wilden kommen mit ihren Waren angezogen, die sie seit dem letzten Hiersein des Käufers gesammelt haben, der eine bringt Elfenbein, der andere Felle, wieder ein anderer Geweihe und Hörner. Nun wird in erster Linie festgestellt, wieviel denn der Benong eigentlich noch vom letztenmal schulde. Darüber gibt eine schriftlich aufgesetzte Akte Nachweis. Der Cambodjaner versteht die Sache in allen Fällen so zu wenden, dass der Benong nicht aus der Schuld herauskommt. Nachdem diese Rechnung — natürlich zum grossen Nachteil des Benong — abgeschlossen ist, heisst es: Nun lasst einmal eure neuen Sachen sehen! Man bringt sie. Die Ware wird zunächst abgeschätzt; sie wird abgeschätzt nicht von dem Chef der Karawane allein, sondern auch von seinen Freunden und Dienern. Mit tiefernster Miene lässt man den Elefantenzahn von Hand zu Hand gehen, jeder besichtigt ihn, jeder prüft ihn, jeder bewegt ihn wiegend auf und ab, denn eine Wage gibt es bei diesem Handel nicht. Der Zahn wird ungefähr nach seinem Gewicht taxiert, das dem unkundigen Benong fälschlich als ein ganz geringes angegeben wird. Aber gegenüber dem gleichlautenden Urteil dieser betrügerischen Gesellschaft darf er keine abweichende Meinung haben. Nachdem der unterste der Diener den Zahn in der Hand gehabt hat, findet die Taxation statt. Da heisst es denn, gerade jetzt seien von dieser Branche in Cambodja so viel Waren, dass man dergleichen kaum loswerden könne, es lasse sich daher nur ein geringes Gebot darauf machen. Selbstverständlich weiss der Benong wieder nicht, welchen Wert das Kilo Elfenbein in Wirklichkeit hat, und lässt sich in der plumpsten Weise hinters Licht führen. Er kümmert sich überhaupt nicht viel um dieses ganze Handelsgeschäft, seine Aufmerksamkeit wird vollständig in Anspruch genommen von den »schönen« Dingen, welche der Cambodjaner mitgebracht hat. Er betrachtet neugierig und sehnsuchtsvoll die glänzenden Stoffe, welche da zur Schau ausgelegt sind, das herrliche Salz, den verlockenden Tabak und den duftenden Schum-Schum. Inzwischen ist das Geschäft beendet: ein Zahn von 10 cm Durchmesser an der Wurzel, von ungefähr 1 m Länge, im Gewicht von 10—15 Kilo, wird zu einem Preise von fünf bis zehn Dollar taxiert und das übrige zu entsprechenden Preisen. Wenn der Wilde dieses nun wenigstens alles ausgezahlt oder mit gleichwertigen Dingen vergütet erhielte! Die Waren aber, die er beanspruchen darf, nachdem ihm seine Schuld in Abrechnung gebracht worden ist, machen nur einen geringen Teil dessen aus, was der Cambodjaner mitgebracht hat. Damit letzterer aber alles los wird, erklärt er, man könne unmöglich von ihm verlangen, dass er die

Digitized by Google

unter so grosser Mühe transportierten Waren wieder mit nach Hause nehme. Wenn der Benong so wenig Elfenbein und Felle gesammelt habe, so sei das seine Schuld, er, der Kaufmann, müsse seine Ware hier lassen, als Pfand verlange er ein paar junge Benongmädchen oder -burschen als Bürgen.

Nun wird ein grosses Papier hergenommen und ein Schuldschein aufgesetzt. Derselbe lautet dahin, dass der und der Benong dem und dem Handelsherrn so und so viel schulde und sich verpflichtet habe, diese Schuld beim nächsten Besuche des Gläubigers pünktlich zu bezahlen, widrigenfalls der Benong über die und die von ihm gestellten Bürgen das Verfügungsrecht verliere und letztere nunmehr in den Besitz des Kaufherrn übergingen. Diese Akte wird von dem ganzen Generalstab unterzeichnet, und jeder drückt seinen Stempel darauf. Der Benong hat von dem, was da geschrieben steht, natürlich keine Ahnung, er kann nicht einmal seine Unterschrift geben, weil er die Feder zu handhaben nicht gelernt hat, und ist demgemäss vollständig auf die Gnade oder Ungnade des Händlers angewiesen.

Die Art und Weise, in welcher der Handel hier getrieben wird, findet indes nur in der Nähe der cambodjanischen Grenze statt; im Innern des Landes dürfte sich der Cambodjaner derartige Freiheiten aber nicht erlauben, ohne dass man ihn einen Kopf kürzer machte. Ein wilder, unabhängiger Benong lässt sich überhaupt nicht gern mit einem Cambodjaner ein, sondern bezieht seine Bedürfnisse lieber von den mit letzterem oder mit den Annamiten in Handelsbeziehung stehenden Nachbarstämmen.

Ich habe oben von sogenannten Schuldbürgen gesprochen. Diese Einrichtung ist nur ein Deckmantel für den in jenen Gegenden so ausserordentlich blühenden Sklavenhandel. Um dem Menschenschacher ein anständiges Gewand umzuhängen, bedient man sich der Ausflucht, dass das abgetretene menschliche Individuum als Sicherheit für eine Schuld figuriere. Eine Rückgabe aber findet in den allerseltensten Fällen statt; denn wie oben geschildert worden, weiss der schlaue Händler es stets so einzurichten, dass der betrogene Benong immer noch etwas schuldig bleibt, dass er seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen in der Lage ist; er bürdet ihm einfach die mitgebrachten Waren auf und rechnet es ihm als Vertragsbruch an, wenn er nicht ein bestimmtes Quantum von Jagdartikeln gesammelt hat. So verbleibt denn das Pfand dem Kaufherrn, und dieser kann damit machen, was ihm beliebt. Doch ist diese Art, den Sklavenhandel zu vertuschen, nicht überall Brauch, an vielen Stellen tritt derselbe schamloser auf. Der Cambodjaner freilich wird, wenn er nach Hause kommt und etwa von einem Missionar befragt wird, wie er zu den vielen Wilden komme, stets die Antwort bereit haben: Das sind Schuldbürgen, dieselben werden zurückgeliefert, sobald die Schuld bezahlt ist; in Wirklichkeit sind es aber meistens gekaufte Sklaven, die der Wilde für diesen Zweck von den Nachbarstämmen geraubt hat. Denn der Sklavenhandel bleibt für ihn schliesslich noch das lohnendste aller Geschäfte. Für Männer werden 10—40, für junge Mädchen und Frauen 10—100, für Kinder 10—20 Dollar bezahlt. Die Mädchen werden natürlich vielfach zu geschlechtlichen Zwecken gekauft. Es ist unmöglich, dass ein verschuldeter Benong und selbst ein verschuldeter Cambodjaner wieder auf einen grünen Zweig kommt, wenn er auf diese einträgliche Erwerbsquelle verzichtet. Der Sklavenraub bietet dem Benong Gelegenheit, in wenig mühevoller Weise grosse Reichtümer zu verdienen. Sollte er, dem die Arbeit ein Greuel ist, nicht von diesem Mittel, sich das zu einem leichtsinnigen und sorglosen Leben nötige Material auf Jahre hinaus zu verschaffen, den ausgedehntesten Gebrauch zu machen versuchen? Bei dem Batatensuchen in den Wäldern kommt nicht viel heraus, denn wie ich oben anzuführen Gelegenheit nahm, sitzen die Knollen so tief in der Erde, dass man in einer Stunde kaum zwei ans Tageslicht fördert. Das Nachhausetragen der mit diesen schweren Erdfrüchten gefüllten Hotte ist gleichfalls keine Annehmlichkeit. Auch die Jagd ist mühsam; sie wird meist zusammen von der Gemeinde ausgeführt und der Gewinn geteilt. Will man einen grossen Elefantenzahn erbeuten, so muss man oft wochen-, ja monatelang umherstreifen, um eine Fährte und den zur Legung einer Elefantenfalle geeigneten Platz zu finden. Der Acker bringt trotz seiner Fruchtbarkeit nicht so viel, als dass er den Wilden ernähren könnte, weil dieser die für den Landmann erforderlichen Eigenschaften nicht besitzt. Ueberdies hat den Hauptprofit von der Feldwirtschaft des Benong der Cambodjaner. Derselbe liefert ihm die Büffel zur Bearbeitung des Feldes, verschafft ihm den Pflug und gibt ihm den nötigen Patti (Reis in der Hülse) zum Säen. Für diese Liebesdienste verlangt er aber drei Viertel bis fünf Sechstel des Ernteertrages. Um eine gute Ernte zu erzielen, ist es aber mit einer sorgfältigen Bestellung des Ackers durchaus noch nicht gethan. Nachdem die Saat in der Erde ist, und später, wenn sie hervorspriesst, kommt es darauf an, sie vor dem Wild zu behüten. Die Felder müssen Tag und Nacht mit Beobachtern umstellt werden, wenn man den Hirsch, das Reh, das Wildschwein, die Hühner und besonders den wilden Elefanten fernhalten will. So ist es wohl leicht verständlich, dass dem Wilden die Ernte von zwei Jahren nicht so viel einträgt, als der Verkauf eines einzelnen Sklaven. Hat der Benong einen glücklichen Fang gemacht, so kennt er kein Erbarmen mehr. Ich war Zeuge, dass eine ganze Familie in Gefangenschaft geriet. Ich that mein Möglichstes, um ihre Befreiung zu erlangen, aber es hätte mir beinahe das Leben gekostet, und ich musste von jedem Versuche, ein menschenfreundliches Werk zu verrichten, Abstand nehmen.

Die Art und Weise, wie ein Stamm Menschenraub treibt, ist folgender. Vier bis fünf wohl-

Digitized by Google

bewaffnete Männer schleichen an die Grenze des Nachbarstammes, suchen sich ein sicheres Versteck, sei es im Dorngebüsch, sei es hinter Bäumen, sei es auch auf den Bäumen. Sie suchen Plätze, von denen mit Sicherheit vermutet werden kann, dass Angehörige des Nachbarstammes im Laufe des Tages dort sich zeigen werden, Plätze beispielsweise in der Nähe eines Dorfes, wo, wie die frisch aufgeworfene Erde zeigt, erst am vorangegangenen Tage Nachgrabungen nach Bataten stattgefunden haben, die voraussichtlich an diesem Tage fortgesetzt werden. Ihre Hoffnung erfüllt sich; langsam nähert sich eine Gruppe dahinschlendernder Männer, Weiber und Kinder, sorglos gehen sie ihrer Wege und kommen an der Stelle vorüber, wo der Feind lauert. Sieht nun dieser, dass keine bewaffneten Leute als Bedeckung mitgenommen oder beim Graben als Posten aufgestellt worden sind, so hat der Ueberfall keine Gefahr, und im Nu ist die ganze Gesellschaft gefangen genommen. Da gibt es kein Sträuben; man wird gebunden, geknebelt und jeder Widerhaarige mit dem Bambusrohr zu flottem Vorwärtstraben angespornt. Der Fang ist gelungen, der glückliche Räuber stösst ein Freudengeschrei aus, begeistert von der Aussicht auf die nie endenden Schum-Schum-Gelage, die seiner harren.

Ernster gestaltet sich die Sache, wenn der überfallene Teil — und das geschieht gewöhnlich — sich mit einem Ring wohl postierter und scharf ausspähender Armbrustschützen umgeben hat. Zieht der auf Raub ausgehende Stamm alsdann nicht vor, sich zurückzuziehen, ehe es noch zum Kampfe gekommen, so wird sich immerhin ein harter Strauss entspinnen; die Pfeile werden nicht gespart. Zunächst nimmt man unvergiftete, denn jede Partei hofft, die andere zu überwinden und ihre Angehörigen als Sklaven fortzuführen. Die Wunden sind nicht tödlich und die Betreffenden behalten ihren Wert. Der vergiftete Pfeil kommt erst dann in Anwendung, wenn es sich schon nicht mehr darum handelt, Sklaven zu machen, sondern der Streit zu einem Kampf auf Leben und Tod ausartet.

Der Sklavenhandel im Gebiete der abhängigen Benong ist der blühendste in ganz Hinterindien. Aus diesem Grunde und wegen der in diesen Distrikten stattfindenden grossartigen Elefantenjagden geht der Cambodjaner gern in diese Gebiete, weil er hier die besten Geschäfte zu machen die Aussicht hat. Die Sklaven werden meist nach Cambodja verkauft, andere gehen nach Laos, Siam, Annam und China. In Cambodja, dem französischen Schutzstaat, findet dieser Handel sozusagen unter den Augen der französischen Residenten statt, ja selbst in Cochinchina und seiner Hauptstadt, der Weltstadt Saigon, geht es nicht anders zu. Freilich weiss man ja hier der Sache, wie ich oben bereits anführte, einen gewissen Anstrich der Berechtigung zu geben. Aber ich möchte denn doch die Behauptung verfechten, dass Kardinal Lavigerie, wenn er von diesem Treiben in einem unter französischem Protektorat stehenden Gebiete Kenntnis erhielte, von den Humanitätsbegriffen seiner Landsleute nicht sehr erbaut sein würde. Im übrigen muss jedoch zugegeben werden, dass die Behandlung der Sklaven in Cambodja eine keineswegs rohe und unmenschliche ist. Sie gelten sogar, sobald sie sich bei ihrem Herrn eingelebt und sich dessen Zufriedenheit erworben haben, als Familienmitglieder und geniessen ziemlich viel Freiheiten.

Die unabhängigen Benong sehen Europäer höchst ungern in ihren Dörfern; sie halten jeden Fremden für einen durch Annexionsgelüste herbeigeführten Franzosen und gestatten ihm selten, dass er länger als zwei Tage bei ihnen Wohnung nimmt. Sie kommen ihm zunächst freundlich entgegen, betrachten ihn neugierig von allen Seiten, bringen ihm auch Geschenke, erwarten dafür aber ihrerseits welche, bestehend in Reis, Salz, besonders aber Genussmitteln, wie Tabak, Betel und vor allem Schum-Schum. Hat man die Erlaubnis erhalten, in einer ihrer Hütten über Nacht zu bleiben, so ist nicht daran zu denken, dass man sich ungestört seiner Ruhe hingeben kann. Die ganze Dorfgemeinde umlagert die Hütte während der ganzen Nacht, die Weiber drängen sich gaffend in den Vordergrund und die Männer lösen sich gegenseitig ab, indem ein Teil schläft, der andere Wache hält. Weitaus am liebsten sehen sie, wenn man sich möglichst bald wieder aus dem Staube macht. Anders ist es, wenn mehrere mit Repetiergewehr bewaffnete Europäer diesen Gegenden einen Besuch abstatten. In diesem Falle wagen weder die Eingeborenen noch die mitgenommenen Träger den Reisenden irgend welche Unbequemlichkeiten zu verursachen.

Die Hütten der unabhängigen Benong weichen in ihrer Bauart von jenen der Moi erheblich ab. Der Wohnraum ist nicht auf Bambuspfählen errichtet, sondern liegt zu ebener Erde. Bambusgeflechte und Meerrohrmatten bilden die Lagerstatt. Das Dach, ein Giebeldach, reicht fast bis auf die Erde herab, der Raum, der zwischen ihm und dem Boden frei bleibt, ist etwa so gross, dass ein Huhn bequem hindurchschlüpfen kann. Die Vorder- und Hinterfront der Hütte sind teilweise mit Bambusgeflechten bekleidet. Unter dem Giebel befindet sich ein Speicher, zu dem eine Leiter aus Bambusrohr hinaufführt. Selten wohnen mehr als eine Familie in einem Hause bei einander, wohl aber vereinigen sich stets drei bis acht Hütten zu einem Dorf. Jedes Dorf ist an sich schon in Gegenden angelegt, die schwer zugänglich sind; man wählt gewöhnlich dichte Bambusgehölze. Für den Wilden verschlägt es nichts, dass der Ort ungesund ist; mag er feucht sein, mögen Moskitos und Blutegel zu Tausenden dort ihr Wesen treiben: dem Benong ist das gleichgültig, wenn er nur vor seinen Feinden sicher ist. Ueberdies sucht er einen grösseren Schutz noch darin, dass er eine künstliche Verschanzung

Digitized by Google

um sein Dorf aufführt. Ein Bambuszaun von 5 m Höhe wird staketartig rings um das Dorf errichtet. Derselbe ist so stark, dass er keinen Tiger, so dicht, dass er keine Katze durchlässt. Er hat nur eine Oeffnung, welche den Verkehr des Dorfes mit der Aussenwelt vermittelt, aber vor und hinter ihr sind nach Art unserer Fussangeln — zum Teil vergiftete — Bambuspflöcke in den Boden geschlagen, so dass für den Uneingeweihten der Zugang ein gefährliches Unterfangen wäre. Auch finden sich hier und da gewisse Vorrichtungen, welche einer Menschenfalle ähnlich sind. Am Fusswege wachsende Bambusstämme werden gebogen und mit ihrer Spitze in der Erde befestigt, jedoch so, dass sie bei der leisesten Berührung emporschnellen. Man verbindet zwei solcher Stämme durch eine Schnur, welche über den Weg gelegt ist und sobald der Fuss des Wanderers dieselbe berührt, lösen sich die im Boden befestigten Stämme und sausen auf den Vorübergehenden los, der sich dadurch nicht unbedeutende Verwundungen zuziehen kann. Häufig sind diese Menschenfallen auch noch mit Pfeilen oder spitzigen Gegenständen versehen, welche so angebracht sind, dass sie durch das Emporspringen der Bambusstäbe den Passanten an der Brust oder im Gesicht verwunden müssen.

In Kriegszeiten übernachten die Weiber, Kinder und schwachen Greise in den Hütten. Alles, was nur irgendwie waffenfähig ist, biwakiert draussen vor der Barrikade. Die mit Reis und anderen Lebensmitteln gefüllten Hotten auf den Rücken gebunden und die Armbrust zur Seite: so schlafen sie im Gesträuch und auf den Bäumen.

Die Lebensweise des wilden Benong weicht von derjenigen der genannten übrigen Stämme nicht wesentlich ab. Jagdbeute, Waldfrüchte, gewürzhaltige Kräuter, Reis, den er von den Stieng bezieht: das ist seine tägliche Nahrung; Tabak und Mais kultiviert er selbst.

Die Kleidung ist etwas vollkommener als bei den Moi. Die Binde, welche die Hüften umschlingt, ist bei Moimännern 10—15, bei Benongmännern 20—30 cm breit. An dieser Binde ist in der Nabelgegend ein herabhängender Lappen befestigt, der eben ausreicht, um die Geschlechtsteile zu bedecken. Auffallend ist der Messingdrahtschmuck an ihren Kleidern, den sie geschmackvoll anbringen. Auch die Stoffe fertigen sie teilweise mit dem Webstuhl selbst an und sie wissen dieselben so haltbar herzustellen, dass ein Anzug drei bis vier Jahre getragen werden kann. Der Männeranzug wird mit zwei bis sechs, das bis zum Knie reichende Frauengewand mit vier bis zwölf Dollar bezahlt.

Die Waffen des Benong bestehen aus Armbrust, Pfeilen und verschiedenen Arten von Lanzen. Die Armbrust besitzt eine ganz erhebliche Durchschlagskraft, von der man ohne Uebertreibung behaupten darf, dass sie einem Schrotschuss des europäischen Hinterladers gleichkommt. Auf eine Entfernung von 50—60 m wird der Benong nie sein Ziel verfehlen. Ihre Lanzen ähneln denjenigen anderer Stämme: Eisenholz mit Eisenspitze ohne Widerhaken; doch hat der Benong noch besondere Formen von Lanzen, die er namentlich auf Reisen benutzt. Dieselben sind ganz aus Bambus gefertigt, haben zwei Spitzen, nicht etwa gabelförmig, sondern so zu einander gestellt, wie an der gespreizten Hand der Daumen zum vertikal gehaltenen Zeigefinger steht. Die Lanze ist trotz ihrer Einfachheit gefährlich; sie dient freilich mehr als Verteidigungs- denn als Angriffswaffe, durchbohrt aber mit Leichtigkeit das Fell eines Rehes oder die Brust eines Menschen. Der Zweck der kurzen Seitenspitze ist wohl der, dass die Lanze nicht zu tief eindringt, dass sie sich sofort wieder herausziehen lässt, um von neuem zu verderblichem Stosse oder Wurfe verwendet zu werden.

III. Die Ahong und Nhong.

Die Ahong und Nhong unterscheiden sich nur in ihrer Mundart voneinander. Ihr Körperbau, ihre Tracht, ihr häusliches Thun und Treiben, die Bauart ihrer Hütten, ihre industrielle Thätigkeit, die Hantierung ihrer Waffen: alles das ist bei diesen beiden Stämmen übereinstimmend. Selbst zwischen ihnen und den Benong irgend welche Unterschiede in der Körperformation und der Lebensweise aufzufinden, dürfte dem Anthropologen schwer sein. Auch zeigt die Sprache mit derjenigen der Benong grosse Aehnlichkeit. Die Benong sind demzufolge auch der einzige Stamm, mit denen sie noch auf einigermaassen gutem Fuss stehen. Mit den Rhodé und den Stieng vertragen sie sich dagegen sehr schlecht.

Die nördlicher wohnenden Rhodé — beiläufig bemerkt die gefürchtetsten Sklavenjäger jener Gegenden — haben es auf die Ahong und Nhong deshalb besonders abgesehen, weil sie bei ihnen die beste, weil körperlich wohlgebildetste Menschenware finden. Während ein Benongmädchen 30—60 Dollar erzielt, ist eine schöne Ahong das Doppelte wert. Beide Stämme, die Ahong wie die Nhong, bilden sich auf ihre Schönheit sehr viel ein, sie tragen auch von allen hinterindischen Volksstämmen die künstlichsten Haartouren, den reichlichsten Perlenschmuck, der Hals ist mit mehreren Colliers geschmückt, unter denen einige bis tief auf den Leib herabhängen. Um die Taille sind gleichfalls Perlenbänder geschlungen, am Ohr hängen zwei kolossal grosse Bleiringe, an denen die farbenprächtigsten Perlenquasten angebracht sind, und um das Haar, das hinten in einen Knoten geschürzt ist, legt sich ein Band, das ihnen besonders zur Zierde gereicht. Die Perlen dieser verschiedenartigen Schmucksachen sind in bestimmter Reihenfolge angeordnet. So reihen sich die Perlen in jedem der zehn Quastenfäden, welche den Ohrring schmücken, in folgender Weise aneinander: eine weisse, eine schwarze, eine weisse, sechs gelbe, sechs rote, eine weisse, eine schwarze, eine

Digitized by Google

weisse. Eine Ahong, welche diese Zusammenstellung gewählt hat, ordnet auch die übrigen Perlenschmuckgegenstände, die sie trägt, entsprechend an. Sehr beliebt sind die deutschen National-Farben, schwarz-weiss-rot. Die Perlen selbst werden von Chinesen und Cambodjanern importiert, dagegen geschieht ihre Zusammenstellung durch die Ahong und Nhong selbst. Diese Schmucksachen, die sich von dem glänzenden Dunkelbraun der Haut wirkungsvoll abheben, in Verbindung mit dem entgegenkommenden und gutmütigen Wesen der Ahong und Nhong, tragen dazu bei, sie dem Europäer äusserst sympathisch zu machen.

Allgemeines.

Was in Bezug auf Krankheiten und Körperpflege von den Stieng gesagt ist, gilt auch von den Benong, Nhong und Ahong. Sie sind bedeutend reinlicher als die Moi, aber im Vergleich zum Europäer noch ziemlich unsauber. Man sollte nun meinen, dass aus diesen durch Unreinlichkeit, Gleichgültigkeit, durch den Mangel jeder Hygiene hervorgerufenen Krankheiten, ferner aus den fortwährenden gegenseitigen Kämpfen und Sklavenräubereien ein allmähliches Zugrundegehen der hier erwähnten Völkerschaften resultieren würde. Und in der That lässt sich wohl die Behauptung aufstellen, dass nach etwa 100 Jahren nur noch unbedeutende Spuren von diesen Stämmen vorhanden sein werden. Sie gehen allmählich in die immer weiter vordringenden kultivierteren Küstenbewohner, in die Annamiten, Cambodjaner u. s. w. auf und vermengen sich im Norden mit den Tibetanern und Chinesen; so verschwinden allmählich die anthropologischen Grenzen, welche heute noch die Stämme scheiden. Die Mädchen, die in die Sklaverei geführt werden, dienen meistens dem geschlechtlichen Umgange; die daraus sich ergebende Vermehrung der Bevölkerung überwiegt jedenfalls das Manko, welches durch die gegenseitige Bekriegung der einzelnen Stämme und durch Krankheiten aller Art geschaffen wird. Aber die reine Rasse verschwindet und die anthropologischen Messungen werden mit jedem Jahrzehnt unbestimmtere Resultate liefern.

Wie im Naturreich überhaupt, so gibt es auch zwischen den Rassen der Völker keine Sprünge. Die allmählichen Uebergänge von einer zur anderen lassen sich nachweisen. So bilden unzweifelhaft die von mir erwähnten Stämme, welche im Innern der hinterindischen Halbinsel zwischen dem Mekhong und der annamitischen Küste angesiedelt sind, das Bindeglied zwischen der malaiischen und mongolischen Rasse. Man kann sie nicht schlechtweg zu den Mongolen rechnen. Sie haben keine gelbe, sondern eine vom Licht- zum Dunkelbraun variierende Hautfarbe, sie haben vor allem keine schräg liegenden Augen. Von Hinterindien ging die Bevölkerung der Sunda- und der weiter ostwärts gelegenen Inselgruppen aus, welche von den Malaien bewohnt werden. Zu einer gewissen Zeit aber wurde dieser Völkerwanderung Einhalt gethan, indem fremde Stämme von Vorderindien, Tibet, von China u. s. w. sich an der Küste Hinterindiens festsetzten, die Urbevölkerung teils in das Innere zurückdrängten, teils durch Vermischung mit ihr jene Völkertypen erzeugten, die wir heute an der Küste vorfinden. Die ins Innere zurückgedrängte Bevölkerung erhielt sich ziemlich rein, die Stieng beispielsweise sind ohne Zweifel die Bewohner des alten Königreichs der Tschampa im Küstendistrikt Baria.

Die Civilisation wird in nicht sehr ferner Zeit die letzten Unterschiede dieser Stämme verwischen.

Die Zigeuner.

Von Professor Guido Cora-Turin.

(Fortsetzung.)

Colocci bemerkt, wie ausserordentlich fruchtbar für unseren Gegenstand die Jahre 1850—1870 gewesen sind. In dieser Zeit erforschten Diercks und Baudrimont die baskischen Zigeuner, Borrow die spanischen Gitanos und die englischen Gipsies, sowie die Zigeuner Siebenbürgens; Vaillant jene Rumäniens, Böhtlingk die russischen, Smart wiederum die Gipsies, Campuzano und Jimenez die Gitanos, Gobineau die persischen, Bugge die deutschen und Newbold die ägyptischen Zigeuner. Zugleich erschienen vollkommenere Arbeiten, wie die des trefflichen Ascoli in Halle, von Mitrovic in Prag, Liebich und Avé-Lallement in Leipzig und Friedrich Müller in Wien. Seit 1870 bis auf heute hat die Zigeuner-Lexikographie ungeheure Fortschritte gemacht; vor hundert Jahren beschränkten sich die Wörterbücher mehr oder weniger auf einfache Vokabelsammlungen und spärliche, oft fehlerhafte Zusammentragungen; in der Folge aber geben uns Borrow, Smart und Crofton zwei ausserordentlich wertvolle Wörterbücher des Gipsy-Dialekts; Quindalè stellt ein ziemlich befriedigendes Vokabular des Gitano-Zigeunerischen zusammen; Paspati gibt zu Konstantinopel seine Studien über die Tchinghiané, ein Werk von ausnahmsweisem Werte, und Miklosich in Wien seine unvergleichlichen Arbeiten heraus. Mittlerweile wurden die Zigeuner weiter studiert in Ungarn von Borrow, in den Niederlanden von de Goeje, in Rumänien von Constantinescu, in Spanien von Diercks, in der Slowakei von Kalina, in England von Charles Leland, in Siebenbürgen [1]) von Schwicker, in Transkaukasien von Patkanow. Endlich erschien über die ungarischen Zigeuner das glänzende Werk Sr. Kais. und Königl. Hoheit des Erzherzogs Joseph [2]).

---

[1]) Um diese hat sich in neuester Zeit Dr. Heinrich v. Wlislocki in hervorragender Weise verdient gemacht, während Professor Anton Hermann die Zigeunerkunde in Ungarn ebenso unermüdet und erfolgreich fördert.

[2]) Czigány Nyelvtan. Budapest 1888.

Digitized by Google

Diesen Arbeiten und Veröffentlichungen, welche hauptsächlich Philologie und Linguistik der Zigeuner betreffen und die wir im Anschluss an Colocci[1]) angeführt haben, müssen wir noch das Material anreihen, welches Colocci selbst geliefert hat, nämlich dasjenige Kapitel seines Buches, das die bisherigen Forschungen über die Zigeunersprache zusammenfasst. Es ist eine kurze, aber lichtvolle Abhandlung mit mehreren Gegenüberstellungen; ein Lexikon von etwa 500 Wörtern und Sätzen des italienischen Zigeunerdialekts, der von den in den Marken ansässigen Zigeunern gesprochen wird, zugleich nützliche Hinweise auf die orientalischen Sprachen und andere Formen der Zigeunermundarten enthaltend; endlich ein unendlich reiches italienisch-tchinghianisches Lexikon mit nicht weniger als 2700 Wörtern, die der Verfasser im östlichen Rumelien, in Thrakien und anderen Teilen der Balkanhalbinsel gesammelt hat. In Anbetracht der Spärlichkeit der aus dem Italienisch-Zigeunerischen bekannten Wörter dürfen wir uns sehr über Coloccis Versprechen freuen, recht bald eine den Idiomen der italienischen Zigeuner gewidmete Sonderarbeit zum Abschluss bringen zu wollen.

Das Studium der Zigeunersprache bietet ein hohes Interesse, weil die Einführung so vieler Lehnwörter aus anderen Sprachen ein Mittel an die Hand gibt, den Weg zu erkennen, welchen diese Nomaden bei ihrem Auszug aus dem Osten nach dem fernsten Westen einschlugen[2]). Ausserdem gestattet das genaue und aufmerksame Studium des Zigeunerischen, vornehmlich seiner Lexikographie nicht allein die Denkweise der Zigeuner selbst, ihren moralischen und geistigen Zustand zur Zeit ihrer Ankunft in Europa, sondern auch den hierin seither stattgefundenen Fortschritt zu ermitteln. Die auf solcher Grundlage aufgebauten Forschungen beweisen, dass die Zigeuner bei ihrem Erscheinen in Europa erst auf der Stufe des Naturmenschen standen und ihr gesellschaftliches Leben auf sehr wenig fester Basis ruhte, eine unausweichliche Folge bei einem heimatlosen Wandervolke. Ihre wahre und alte Sprache begnügt sich deshalb mit der Bezeichnung bloss der Gegenstände des dringendsten materiellen Lebensbedarfes, welche somit in den unmittelbaren Bereich der Sinne fallen. Indem sie mit den Europäern in Berührung kamen und damit in ihr Dasein neue Wünsche, neue Bedürfnisse einführten, lernten die Zigeuner im Kampfe ums Dasein neue Dinge kennen, für welche sie zugleich die europäische Benennung annahmen, der sie bloss eine zigeunerische Endung gaben. Diese Einführung neuer Ausdrücke, welche natürlich nach und nach und in verschiedener Weise je nach den Ländern sich vollzog, in welche die Zigeuner drangen und worin sie längeren oder kürzeren Aufenthalt nahmen, gab Anlass zur Bildung der verschiedenen Mundarten oder Idiome der Zigeuner. Einige unter diesen blieben der alten Sprache treuer, wie z. B. die auf der Balkanhalbinsel, in Italien und in Wales gesprochenen Mundarten, andere aber nahmen eine grössere Menge fremder Wörter, Redensarten und Formen auf, drängten somit das zigeunerische Element mehr zurück; was namentlich bei den Gitanos und Gipsies der Fall ist. Colocci zufolge verteilen sich die heute in Europa untersuchten Zigeunermundarten auf nachstehende 14 Haupttypen: 1. griechisch-türkische Zigeuner oder Tchinghiane, 2. rumänische, 3. ungarische, 4. slawonische, 5. deutsche, 6. polnisch-litauische, 7. russische, 8. finnische, 9. skandinavische, 10. angelsächsische oder Gipsies, 11. wälsche, 12. italienische, 13. baskische und 14. spanische Zigeuner oder Gitanos. Ausser diesen europäischen Mundarten ist eine der reichsten die der Zigeuner Asiens, welche bisher noch wenig untersucht ist. Die Mundarten der Zigeuner Afrikas und Amerikas sind wenig oder gar nicht gekannt.

Der Bildung dieser Dialekte blieben die Diebessprachen der verschiedenen Nationen nicht fremd, was man schon seit lange weiss, und auch die Zigeuner eigneten sich manches aus dem europäischen Rotwelsch an, was sie dann für besondere Fälle benutzten. Nichtsdestoweniger und trotz der Einführung so vieler fremdartiger Elemente ist der Bau des Zigeunerischen in allen seinen zahlreichen Mundarten der gleiche[1]), und dieses übertrifft nach Ascolis Aussage an Adel selbst noch die Palisprache.

Es ist demnach Pflicht der Wissenschaft, diese Sprache in der ihr eigenen Gestalt zu studieren, aus allen erwähnten Dialekten das Gemeinsame, wesentlich Zigeunerische herauszuziehen, und wir stimmen Colocci völlig bei, das beste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, wäre die Erfindung eines besonderen, für alle geeigneten Alphabets, das in wissenschaftlicher Weise den Vokallauten und phonetischen Modifikationen aller Verschmelzungen entspräche, um dergestalt alle Missverständnisse auszuschliessen, welche bisher der vielfachen, in den sprachwissenschaftlichen Schriften über die Zigeuner angewendeten Orthographie entsprangen[2]).

VIII.

Sitten und Gebräuche.

Aus allem, was wir über die Körperbeschaffenheit, den Wanderzug, die geistige Entwickelung und

[1]) Colocci, a. a. O. S. 236–238.

[2]) Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien 1873, S. 72.

[1]) Zum Beweise der Aehnlichkeit diene nachstehendes, von Colocci beigebrachtes Beispiel eines Vergleiches von Zigeunerdialekten:

	Pers.	Skandin.	Engl.	Türk.	Asiat.	Italien.	Span.	Indisch
Wasser	pani	pani	pani	pani	bani	pai	pañi	pani
Feuer	aik	jag	yog	yak	eg	yag	yacque	ag
Haare	bal	bal	bal	bal	val	bal	bal	bāl
Auge	aki	jak	ankhi	yak	aki	aica	sacai	aūkh

[2]) Diese Studien beginnen schon jetzt Nutzen zu ziehen — und sie werden es in Zukunft noch weit mehr thun — aus der Arbeit der 1888 zu Edinburg gestifteten Gipsy Lore Society, welche eine sehr wertvolle Monatsschrift (Journal of the Gipsy Lore Society) herausgibt.

Digitized by Google

die Sprache der Zigeuner mitgeteilt haben, wird sich der Leser auch ein annäherndes Bild ihrer Lebensweise machen können, weshalb wir hier bloss über ihre Sitten noch einige Angaben beifügen, ohne welche unsere, wenn auch nur übersichtliche Arbeit unvollständig bliebe.

Die Geschichtsphasen, welche der Zigeuner durchlebt hat, die Veränderungen seiner Sprache, der Druck der ihn umgebenden bürgerlichen Welt, der ihn allmählich untergrub, haben seinen Typus in den Ländern des Westens, in Italien, Spanien und England, einigermaassen umgestaltet. Dort hat er seinen kennzeichnenden Charakter eingebüsst und dürfte an manchen Orten sehr wahrscheinlich mit der übrigen Bevölkerung verschmelzen. Im Orient dagegen ist die Zigeunerrasse nicht um Haaresbreite von dem abgewichen, was ihr besonderes Wesen ausmacht, von ihren Instinkten, Begierden und Leidenschaften. Die häufig so widersprechenden Urteile der Berichterstatter über die Zigeuner rühren, wie Colocci sagt, davon her, dass nicht alle den Zigeuner am Zigeuner studiert haben; die Mehrzahl beschränkte sich darauf, die Ansichten der Reisenden zu berichten oder schon von Anderen Gesagtes zu wiederholen, so dass sich deren Irrtümer und Ungenauigkeiten fortpflanzten. Viele sprachen über die Zigeuner, wenige aber haben sie persönlich gekannt und nur sehr wenige im Orient und Occident, in Europa, Afrika und Asien beobachtet und ihre Schlüsse aus einer vollständigen Kenntnis des gesamten Volkes ziehen.

Coloccis Gewicht in dieser Hinsicht erkennen wir gern an und werden daher kurz die hauptsächlichsten der von ihm angedeuteten Punkte zusammenfassen, um die Sitten der Zigeuner zu schildern, jedoch auch frühere Arbeiten ähnlicher Art, insbesondere jene Grellmanns und Predaris dazu heranziehen.

Dem reinen Zigeuner begegnen wir im Westen auf der Heerstrasse, im Osten in der Steppe. Da ist es das Zelt, unter dem er sich frei fühlt und seine Natur offenbart. Der Wanderzigeuner, der Nomade, ist der eigentliche Typus des Zigeunertums: sein Aussehen ist trotzig, das Auge schwarz und glänzend, die Haltung gerade, die Hautfarbe schwärzlich; er hasst seine sesshaften Volksgenossen und verachtet die Bewohner eines festen Obdaches. Wohl gibt es Zigeuner, die in beweglichen Holzhütten, in hohlen Baumstämmen oder Schlupfwinkeln zwischen den Felsen hausen, aber die wahre, klassische, charakteristische Wohnung des Zigeuners bleibt das Zelt, das »Tattin« der deutschen die »Tzcera« der italienischen Zigeuner. Da kann man ihre reine Sprache und die ihrem Leben und ihren Bedürfnissen angepassten Ausdrücke, da auch ihren Charakter und die allgemeine Schamlosigkeit ihrer Weiber kennen lernen.

Das Leben des Zigeuners auf der Hochstrasse besitzt seine geheimnisvollen Seiten. In der That ist es seltsam, wie diese Herumstreicher, ohne Kenntnis der Sprache, ohne Besitz und Kenntnis von Landkarten, dennoch, ohne jemals zu irren, ihren Zielen zuwandern, dabei sogar die Wegkürzungen, die Rastorte, die ihnen freundlich oder ungünstig gesinnten Herbergsväter, die Kneipen und Tränkeplätze für die Pferde u. a. m. kennen. In den Apenninen von Fossato begegnete Colocci einigen ungarischen Zigeunern, welche in diesen Bergen herumstrichen, als ob sie dort zu Hause wären, und sich besser auskannten, als vielleicht die Eingeborenen selbst, und zu Kadi Köi in Kleinasien sprach er mit einer Bande neapolitanischer Zigeuner, welche nach Ismid und darauf nach Smyrna mit der nämlichen Leichtigkeit zogen, als wie sie von Neapel nach Caserta gegangen waren.

Untersuchungen haben mit Gewissheit ergeben, dass eine eigene Topographie und ein besonderes Itinerar für das ganze Volk des internationalen »Wunderhofes« vorhanden sind. Ausgebrochene Diebe, Heerflüchtige, Schmuggler und Zigeuner kennen diese Wegweiser von Grund aus. Eines der gewöhnlichsten Zeichen hierfür ist das »Patteran«, von dem zwei Typen bestehen: der ältere mit dem Dreizack ⍦, und der neuere in Gestalt eines lateinischen Kreuzes †. Diese Zeichen werden der Hochstrasse entlang oder auf Häusermauern angebracht, auch in die Rinde der Bäume eingeschnitten, und dienen als Verständigungsmittel, welche nachfolgenden Mitbrüdern sagen: das ist ein Zigeunerweg. Im ersteren Patteran wird die Wegrichtung durch die beiden Seitenbalken bezeichnet, im zweiten durch den längeren Balken des Kreuzes. Die Rast- und Aufenthaltsorte bezeichnen sie mit der geheimnisvollen Swastika 卐 der Buddhisten, vielleicht in Erinnerung eines alten indischen Symbols. Die Raschheit, womit der Zigeuner polyglott wird, d. h. mehr oder weniger gut die Landessprache erlernt, kommt ihm bei seinem Wanderleben ausserordentlich zu statten.

Die Nahrung der Zigeuner ist spärlich und Fasten den grössten Teil ihres Lebens an der Tagesordnung; meistens leben sie bloss von Brot und Wasser, wenn sie nicht allenfalls ein Huhn oder ein Ei stehlen können; sie sind ungemein lüstern nach Süssigkeiten und Obst, Brot bereiten sie nach Art der morgenländischen Völker. Wein lieben sie wenig, sie ziehen Bier und vor allem Branntwein vor. Ihre Hauptspeisen sind der Reis (Pilaw), eine Suppe mit spanischem Pfeffer, Kartoffeln, Fleisch mit Knoblauch und rotem Pfeffer, Brot und Zwiebel, Teig mit roher Minze und andere stark gewürzte Gerichte. Die Gipsies in England geniessen niemals Pferdefleisch[1]). Ihre Küchen- und Tisch-

[1]) Doch sind sie keine Menschenfresser, wessen sie verschiedene Autoren beschuldigten, besonders gelegentlich des erwähnten Prozesses von 1782. Predari glaubte dies noch. (Siehe Origine e vicende degli Zingari. S. 77—81.)

Digitized by Google

geräte beschränken sich auf eine irdene Pfanne, einen Metallnapf und einen Löffel. Eine andere hervorragende Leidenschaft der Zigeuner ist Tabakrauchen, dem Männer wie Weiber gleich eifrig obliegen; der Befriedigung dieses ihres höchsten Genusses bringen sie gern einen Hungertag zum Opfer.

Die Kleidung des Zigeuners ist überall die eines elenden Bettlers und besteht fast immer aus Lumpen. Doch an einigen Orten, wo sie besser mit Geld versehen sind, erwerben sie auffällige Kleider, mit welchen sie sich zu schmücken lieben; in solchem Falle ist Grün eine ihrer Lieblingsfarben, und nach Dr. Solf bei den deutschen Zigeunern sogar Ehrenfarbe. Die meiste Vorliebe haben sie jedoch für rote Gewänder und solche, die, wenn auch alt, doch noch Spuren von Gold- oder Silberstickereien und silberne Knöpfe aufweisen, wie die magyarischen Trachten. Ebenso lieben sie ein Paar gelber Stiefel nach ungarischer Art und mit Sporen (houzé) versehen zu tragen. Auch die Zigeunerinnen haben eine ausgesprochene Vorliebe für Kleiderstaat und trachten sich mit lebhaften Farben, Goldgelb, Scharlach- oder Brennrot, Ultramarinblau u. dgl. zu schmücken. In Russland und Spanien gehen sie in der Landestracht, der sie indes einen besonderen Charakter verleihen. Die Kinder laufen bis zum zehnten Lebensjahre ohne alles Gewand umher; doch sind sie jetzt in fast allen Ländern genötigt, diese Schamlosigkeit aufzugeben. Zu bemerken ist noch, dass die Männer bei ihren Ringkämpfen völlig nackt sind

Die Wohnungen der sesshaften Zigeuner sind meistens sehr armselige Hütten aus Lehm und Gezweigen oder tiefe Löcher mit einem Strohdach, dazu übelriechend und feucht, dem Aussehen nach dem Lager des Wildes ähnlich. In den Städten sind die von den Zigeunern bewohnten Viertel in der Regel die schmutzigsten, ausgenommen in Ungarn und Siebenbürgen, wo sie moralisch und materiell schon mehr entwildert sind. In den Zigeunerhütten befindet sich die Feuerstelle stets in der Mitte, und ihre Esse ist aus Lehmerde hergestellt.

Nebst dem Herde bildet der Blasebalg das wichtigste Zubehör der Hütte, denn die vom wandernden wie vom sesshaften Zigeuner am häufigsten betriebene Industrie ist das Schmiedehandwerk. »So viel Zigeuner, so viel Schmiede,« sagt ein magyarisches Sprichwort. Die Zigeunerschmiede wandern mit ihrer tragbaren Schmiede, auf der sie mit Hilfe weniger Werkzeuge die ihnen anvertrauten Arbeiten rasch und sehr geschickt ausführen; Hufeisen z. B. richten sie in wenigen Minuten zurecht. Nebst dem Eisen bearbeiten sie mit ausnehmendem Geschick das Kupfer, und die Zigeuner sind auch in Europa als Kupferschmiede bekannt. Ganz wunderbar flicken und bessern sie Kessel und verdorbene Kasserollen aus und verzinnen sie im Innern nach einem ihnen eigenen System. Mitunter sind sie auch gute Kupferstecher und verfertigen Messer, sowie grobe Nadeln. Mehr noch als bei Eisen und Kupfer offenbart sich ihre Gewandtheit in der Metallbehandlung, in dem Ausbringen und Auswaschen von Gold, ein Industriezweig, den die Zigeuner, wie wir schon früher sagten, seit Beginn des vorigen Jahrhunderts betreiben und worin sie nach dem Urteile Sachverständiger geradezu überraschende Erfolge erzielen. Doch gereicht ihnen selbst diese Arbeit nicht zum Nutzen, und auch heute sind die zigeunerischen Goldwäscher — die hauptsächlich im Banat, in Siebenbürgen und Rumänien zahlreich auftreten — sehr arme Schlucker trotz des nicht unwichtigen Dienstes, welchen sie den Staaten erweisen, für die sie arbeiten. Die Metallindustrie ist die für den Zigeuner einzig mögliche, und er hat sie so sehr zu seiner Eigentümlichkeit gemacht, dass einige, wie Bataillard, darin atavistische Spuren erkennen zu dürfen glaubten, welche auf die vorgeschichtlichen Völker der Bronze- und Eisenzeit zurückführen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Humanns und Otto Puchsteins Reisen in Kleinasien und Nordsyrien.

Von Dr. med. Obst in Leipzig.

(Schluss.)

Die Anstrengung des äusserst beschwerlichen, nur durch die kühle und erfrischende Gebirgsluft erträglich gemachten Weges, die Abgeschiedenheit von menschlicher Wohnung und allem, was dieselbe ermöglichen könnte — von Wald und Weide, die dem Auge nicht weniger als den Füssen schmerzhaften Zacken der Felsrisse, daneben einerseits kleine oasenartige Flächen mit spärlichem, aber saftig-grünem und aromatischem Gras, andererseits blendende Schneeflecken, aus denen hie und da eine Hyacinthe hervorbricht, ein überaus lieblicher Anblick, endlich die überraschende Aussicht hier auf zahllose Berggipfel und unentwirrbare Thäler, von deren Sohle bisweilen das Wasser eines Baches heraufschimmert, dort in die grausige Tiefe des Gerger-tschai-Thales und in die endlose Ebene jenseit des Euphrats — das alles bringt ein Stimmungsbild hervor, erzeugt in der Seele des auf die Kuppe klimmenden Wanderers einen Schauer, der dem erstaunlichen Menschenwerke, das sich auf ihrer höchsten Höhe plötzlich vor dem Auge ausbreitet, eine eigentümlich feierliche Weihe verleiht und es in der That gar leicht auf den so nahen Himmel bezieht.

Wie schon aus der Ferne, so ist auch ganz besonders in der Nähe der eigentliche Tumulus der wirksamste Teil des Denkmals auf der Höhe des Nemrud-dagh, dessen künstlerischer Schmuck durch die besonderen Verhältnisse des Terrains bestimmt worden ist, und wodurch sich auch die abweichende Anordnung von den bescheideneren Grabmälern von Sesönk und Kara-kusch erklärt. Hier haben sich einst auf Terrassen die baulichen Herrichtungen erhoben, welche aber teils zerstört, teils

Digitized by Google

ihres hauptsächlichsten Schmuckes, der beiderseits in langer dichter Reihe aufgestellten Reliefplatten, beraubt, in solchem Zustande nur um ein geringes das Niveau der Terrasse überragen. Im Westen steigt der Felsabhang vor dem Tumulus in unverminderter Höhe empor und bewahrt, zu einem Podest hergerichtet, in den Kolossalstatuen seinen künstlerischen Aufsatz noch in so guter Erhaltung, dass man durch ihn zumeist einen Eindruck von der Grossartigkeit der Terrassenanlage erhält.

Auf der vorderen Kante einer schmalen Felsbank erheben sich fünf menschliche Figuren in sitzender Stellung, nördlich davon ein Adler und ein in Trümmer zerfallener Löwe, südlich, nach den erhaltenen Blöcken zu schliessen, dieselben beiden Tiere. Die fünf, ungefähr 8 m hohen menschlichen Figuren sind von ganz roher Modellierung, die an die von den Kindern im Winter zusammengeballten Schneemänner erinnert, wie Hamdy-Bei bemerkt. Alle sind, in ruhiger, fast lebloser, aber doch imponierender Haltung dasitzend, dermaassen gleichartig gestaltet, dass diejenige Figur, welche noch den Kopf bewahrt hat, mehr an ihren Attributen als an ihren Formen als weiblich von den vier männlichen aus der Ferne zu unterscheiden ist. Wie die Tierstatuen sind sie gleichfalls aus Kalksteinblöcken wie eine Mauer aufgebaut, und zwar sämtlich nach demselben Kanon einschliesslich des Kopfes in acht Schichten: regelmässig umfasst die erste Quaderschicht die Fussbank vor dem Sessel, die zweite die Füsse bis zur Mitte des Unterschenkels, die dritte — mit dem oberen Sesselbande zusammenfallend — die Wade, die vierte den Schoss, die fünfte etwa Bauch und Brust, die sechste die Schultern, und die beiden letzten endlich den Kopf, indem bei diesem die Fuge über dem Scheitel in den jeweiligen Aufsatz fällt.

In Kleidung und Körperhaltung unterscheidet sich der in der Mitte sitzende, jetzt kopflose Riese in nichts von seinen männlichen Gefährten. Er hat den rechten Fuss auf der kleinen Bank vor dem Sessel ein wenig vorgesetzt und die Rechte geballt auf das Knie gelegt, während er die Linke, welche einen kurzen, gerieften Stab hält, auf dem linken Knie ruhen lässt. Von der Gewandung des kolossalen Körpers sind auf den ersten Blick nur die kurzen Schuhe zu erkennen, welche, ähnlich den modernen Schnürstiefeln auf dem Spann geschlitzt, unter dem Schlitz mit einer am Sprunggelenk des Fusses hervorragenden Klappe versehen und, da oben von einem Knoten jederseits zwei Bandenden herabhängen, zugeschnürt sind; ausserdem nur noch die Schmuckringe an den Handgelenken und der auf der rechten Schulter geheftete Mantel. An letzterem fällt die Art der Knüpfung auf: die beiden Mantelzipfel sind nämlich nicht durch eine Fibel verbunden, sondern mit Bändern zusammengeknüpft, die auf den Zipfeln vermittelst grosser, runder Medaillons befestigt sind. Mantelhalter sieht man nur vorn zu diesen Agraffen hinlaufend, sonst weder auf dem Rücken noch an den Seiten; aber man muss doch wohl annehmen, dass der Mantel, nach gewöhnlicher griechischer Art umgelegt, den rechten Arm freiliess und vom Rücken her vorn über die Kniee gezogen war, so dass der zwischen den Unterschenkeln ausgespannte Saum und die Falte quer über den Schoss eben von dem Mantel herrührt. Ob die Figur ausserdem mit einem zweiten oder dritten Gewande bekleidet war, ist vom Künstler kaum durch irgend eine Detailform angedeutet; angesichts der Plumpheit der Arme und Beine ist aber nicht daran zu zweifeln, dass die Darstellung einer ungriechischen Tracht, das heisst eines langen Aermelchitons, von dem die Falten an der Aussenseite des Unterschenkels herrühren werden, sowie von Hosen beabsichtigt war. Der abgebrochene Kopf dieser Figur ist sorgfältiger gearbeitet, und es scheint der kommagenische Künstler alle ihm zu Gebote stehende Fertigkeit darauf verwendet zu haben. Er liegt jetzt auf der Terrasse nahe vor der ersten Figur und hat bei dem Sturze von der beträchtlichen Höhe stark gelitten. Bis tief in die Stirn hinein von einer sonderbaren Mütze bedeckt, hat er ein bärtiges Gesicht von flachen Formen, doch mild erhabenem Ausdruck, der breite, inmitten ein wenig anschwellende und im Profil gebogene Nasenrücken ist von eckigen Kanten begrenzt, die unter den Stirnprotuberanzen unmittelbar in die mageren, leblosen Brauenbogen übergehen; die leise vorquellenden Augen sind mit starker Wölbung des oberen Lides weit aufgeschlagen, und ihre seitlichen Winkel in die volle Wangenhaut, die sich hier über den starken Backenknochen zu einem Wulst zusammenschiebt, tief eingesenkt. Im allgemeinen würden diese Formen, mehr als es jetzt der Fall ist, an das spätgriechische Zeus-Ideal erinnern, wenn nicht die ungewöhnliche Bedeckung den für jenes so charakteristischen vollen Haarkranz um das Gesicht völlig verborgen hätte. Dieselbe besteht in einer, freilich nur noch halberhaltenen, hohen Mütze; von dieser hängt, das Hinterhaupt bis an die Ohren verdeckend, eine vorn besäumte Lasche über den Rücken herab, ohne dass auf dem Rücken des Torsos deren untere Begrenzung modelliert wäre. Vorn und hinten ist die Mütze mit je einem vertikalen Streifen besetzt, auf dem grosse runde Scheiben in flachem Relief ausgearbeitet sind, während um ihren unteren Rand in Stirnhöhe ein Diadem gewunden ist, das, mit einer Reihe aufrechter, geflügelter Blitze verziert, hinten mit einer Schleife zusammengeknüpft ist.

Mit der eben beschriebenen Figur verglichen, ist bei dem Körper der in der Reihe am weitesten nach Süden zu sitzenden in Tracht und Haltung kaum eine Abweichung zu bemerken. Nicht anders verhält es sich in Bezug auf Tracht und Haltung mit der zur Linken der Mittelfigur sitzenden Gestalt, auch sie stimmt ganz mit jener überein. Das durch Risse und Sprünge des Kalksteins sehr entstellte Antlitz ist bartlos und erscheint um so

Digitized by Google

jugendlicher, als das Haupthaar von der Tiara und deren Rückenlasche ganz verhüllt wird; trotzdem ist das Gesicht sehr robust und energisch, von quadratem Umriss, mit breiten Wangen, starken Backenknochen, nach oben verbreitertem Nasenrücken, fast horizontalen Brauenbogen, kleinen Augen, die ebenso wie die niedere Stirn, der schmale, festgeschlossene Mund und das volle Kinn gleichsam nur in flachem Relief modelliert sind. Ein gewisser geistlicher Ausdruck der Züge ist zumeist durch die schematische Formbehandlung hervorgerufen; sie scheinen aber mehr eine bestimmte Individualität, als ein griechisches Götterideal wiedergegeben zu haben. Auch dieser Kopf ist heruntergestürzt, während von der vorerwähnten Figur gar keiner aufgefunden werden konnte.

Wenigstens eine Abwechselung zeigt endlich die letzte der männlichen Gestalten, indem sie statt des kurzen, bündelartigen Stabes, den die anderen in der Linken halten, auf der flachen Hand eine kurze Keule, an die Schulter gelehnt, trägt. Dies Attribut führt zu der Vermutung, dass trotz der ungriechischen Tracht Herakles dargestellt sei. Der Kopf, stark zerfressen, ist in seinem Typus unverkennbar dem des spätgriechischen, ermatteten und ruhebedürftigen Herakles nachgebildet: eine schmale Stirn mit den wie in leisem Schmerze angezogenen Brauen, tief eingesunkene, einförmige Augen, ein breites Untergesicht, der Mund wie der eines Schweratmenden geöffnet, krauser, kurzer Vollbart, dessen Locken symmetrisch den Mund umrahmen und unter dem Kinn auseinandergestrichen sind, endlich ein dicker und breiter Hals — die ganze Modellierung sichtlich besser als bei den anderen Köpfen, da der Künstler sich an einen bekannten Typus anzulehnen vermochte, wenn er auch nicht ganz dessen lebendigen Ausdruck erreichte.

Eine in allen Einzelheiten durchaus griechische Gestalt tritt uns nun aber in der einzigen weiblichen Statue dieser Riesenreihe entgegen, die, zur Rechten der Mittelfigur sitzend, durch das Füllhorn, das sie im linken Arm trägt, durch den Aehrenkranz auf ihrem Haupte und den herabgestürzten Kalathos als Tyche charakterisiert ist; zugleich ist sie die einzige, welche nahezu unversehrt geblieben ist und eine vollkommenere Vorstellung von der ursprünglichen Wirkung dieser eigentümlichen Statuen gibt. Bei genauerer Besichtigung stellt sich freilich heraus, dass der Kopf ein wenig aus seiner ehemaligen geraden Haltung verschoben ist und nur deshalb nach seiner Linken gewendet erscheint. Das Maass von Lebendigkeit, das dadurch der Gestalt vor allen den anderen verliehen ist, darf man also nicht auf Rechnung des Künstlers setzen. Aber auch abgesehen davon, ist nicht in Abrede zu stellen, dass es ihm trotz der plumpen, bossenhaften Ausführung des Körpers durch die sorgfältigere Bildung des Kopfes und dessen leise Erhebung, sowie durch die Gesamthaltung der Figur gelungen ist, den Eindruck einer erhabenen, überirdischen Persönlichkeit hervorzubringen, einen Eindruck, der allerdings wesentlich durch den Gegensatz der grossartigen Naturformen rings herum entsteht. Die Tyche hat gleich ihren männlichen Genossen den rechten Fuss ein wenig vorgesetzt und beide Hände auf die Kniee gelegt, indem sie mit der Linken, wie schon erwähnt, ein Füllhorn, an die Schulter gelehnt, in der Rechten einen auf den Schoss fallenden Strauss von Aehren, Trauben, Granaten und einer birnenförmigen Frucht hält. Das Füllhorn, unten aus einem Blattkelch hervorwachsend und plump rechtwinkelig der Biegung des Armes angepasst, ist mit sehr verwitterten Früchten gefüllt. Dieselben Früchte wie der Strauss enthält der dicke Kranz auf dem Haupte der Göttin, welcher so gewickelt ist, dass die Aehren vorn über der Stirn von jeder Seite her zusammenfliessen. Der auf der Terrasse liegende Kalathos, den sie ausserdem getragen haben muss, hat die gewöhnliche, oben mit einem Ablauf versehene Gestalt und war mittels eines kurzen Zopfes befestigt. Vor der Kleidung der Göttin ist in roher, flüchtiger Modellierung fast gänzlich ohne Falten ein Chiton mit einer dünnen Schnur gegürtet, deren Enden vorn vor der Brust herabflattern, und ferner ein Mantel angedeutet, der, das Hinterhaupt verschleiernd, über den Kopf gezogen ist und vorn die Kniee bedeckt; dass der linke Arm bei dieser Tracht als nackt aufzufassen sei, erkennt man daran, dass er abweichend von den anderen Figuren auch seitlich modelliert ist. Ausserdem trägt die Göttin um das linke Handgelenk ein Band und in den Ohren einen langen, scheitförmigen Schmuck. Ihr Gesicht, von vollen Formen und sehr realistischem Ausdruck, ist leider an der Oberfläche von der Witterung zerfressen und an der Nase und den Lippen vielleicht gewaltsam beschädigt. Das Haar, in der Mitte gescheitelt und seitwärts gestrichen, ist nicht wie sonst bei den Köpfen des entsprechenden griechischen Typus in einzelne Strähnen zerlegt, sondern besteht aus einem gleichmässig geriefelten Wulst.

Nicht unerwähnt dürfen wir auch lassen, dass sich, wie schon kurz bemerkt, nördlich von den fünf sitzenden Figuren ein Adler dargestellt befindet, neben dem, wie man aus den über den Abhang zerstreuten Blöcken, besonders aber aus dem riesigen, auf die Terrasse hinabgeschleuderten Kopfe leicht ersieht, einst noch ein Löwe gestanden hat. Während die Sessel der menschlichen Figuren ohne besonderen Untersatz unmittelbar auf die Felsbank gestellt sind, ihre Füsse aber auf niedrigen Schemeln vor den Sesseln ruhen, hat man die beiden Tiere auf einer gemeinsamen Plinthe von der Höhe jener Schemel errichtet, um allen Gestalten die gleiche Höhe zu geben. Dieselben beiden Tiere waren ursprünglich auch südlich von den fünf Sitzstatuen aufgestellt; aber hier sind sie jetzt völlig auseinandergerissen; einzelne ihrer Teile den Bergabhang hinuntergerollt und, namentlich die Köpfe, vermutlich in der Tiefe ver-

Digitized by Google

schwunden, sogar auch die scheinbar eigens fundamentierte Basis in einen Trümmerhaufen verwandelt, da unter ihr der Fels zerbröckelt und gespalten ist. Die hervorragendste Skulptur auf dem Nemrud-dagh ist aber das Sternbild des Löwen, eine Reliefdarstellung, die, wie andere Beziehungen zu je einer der Statuen nicht verkennen lassen, zu der Statue, welche man als Antiochos selbst ansehen muss, sicher in Beziehung steht. Auf der Vorderseite zeigt die gut-erhaltene Platte einen kolossalen, in hohem Relief ausgearbeiteten Löwen, der, nach rechts schreitend, mitten in der Bewegung seinen Schritt hemmt und dem Beschauer die Brust und den von dicker, zotteliger Mähne geschickt umrahmten Kopf grimmig zuwendet. Auf dem ganzen Leibe ist er mit Sternen übersät und trägt unter dem Halse eine Mondsichel. Auch neben seinen Vorderbeinen und hinter dem Schweife befinden sich auf dem Reliefgrunde noch drei gleichartige Sterne. Deutlich unterschieden von all diesen kleinen achtstrahligen Sternen sind drei grössere sechzehnstrahlige Sterne über dem Rücken des Löwen, denen die Namen der Planeten Mars, Merkur und Jupiter beigeschrieben sind. Es ist daher gewiss von vornherein anzunehmen, bemerkt Puchstein, dass diese Reliefdarstellung eine astrologische Bedeutung hat und sich wegen des oben angeführten Grundes auf den Stifter des Denkmals bezieht, also das königliche Horoskop enthält.

Auf den Rückflächen der sämtlichen fünf Statuensessel sind griechische Inschriften eingemeisselt und leidlich gut erhalten, deren Inhalt auf das Denkmal Bezug nimmt. Auf der Rückseite der gleichartigen Statuensessel der Westterrasse befindet sich ebenfalls eine lange Inschrift, deren Text Wort für Wort mit dem der Ostterrasse übereinstimmt. Die Inschrift auf den Sesseln der Ostterrasse ist im allgemeinen besser erhalten als die der Westterrasse. Es ist also der Umstand des doppelten Vorhandenseins der Inschrift sehr günstig, indem dadurch der ganze ursprüngliche Text, da wo er auf der einen Inschrift zerstört ist, durch die andere ohne irgend eine durch Ergänzung auszufüllende Lücke wiederhergestellt werden kann. Durch diese ausserordentlich gute Erhaltung der Inschriften werden wir über das Denkmal sowohl im allgemeinen, als auch betreffs der wesentlichen Einzelheiten authentisch belehrt. In pomphafter Weise nennt die Inschrift in ihrer Einleitung als ihren Verfasser den grossen König Antiochos und erklärt zugleich, weshalb die Urkunde an einem scheinbar versteckten Orte des Denkmals eingemeisselt: es sind geheiligte Lehren, um derentwillen die auf ihnen verzeichneten Charaktere, welche von den Thaten seiner königlichen Gnade melden, unverletzlich und ewig sein werden — wie sie denn auch dem Zahne der Zeit bis jetzt getrotzt haben. Jener Antiochos ist unzweifelhaft ein kommagenischer König; seine Legitimität bekräftigt er ausser durch die Abstammung von einem König Mithradates und einer Königin Laodike noch besonders durch die Nennung seines Grossvaters mütterlicherseits. Genannt wird er zum erstenmal im Jahre 69 vor Christi Geburt gelegentlich eines Kriegszuges des Lucullus gegen Tigranes von Armenien und scheint zwischen 38 und 31 vor Christi Geburt gestorben zu sein, da im letzteren Jahre statt seiner vielmehr ein Mithradates, vermutlich sein Sohn, als König von Kommagene namhaft gemacht wird.

Da wir von den Gräbern anderer hellenistischer Könige nicht die geringste Kenntnis besitzen, so lässt sich nichts darüber sagen, ob Antiochos durchaus selbständig den Plan zu den Einzelheiten seines Denkmals erfunden hat oder ob er einen Teil desselben den Anlagen der so viel mächtigeren Könige von Syrien und Aegypten entlehnen konnte; sicher ist nur das, dass er sich in der Ernennung eines einzigen Priesters für seinen eigenen und seiner Vorfahren Kult dem alexandrinischen, vielleicht auch bei den Seleukiden üblichen Brauche angeschlossen hat. Zudem wird man, bemerkt Puchstein weiter, zu der Ansicht genötigt, dass Antiochos, erst nachdem er auf Grund des Begriffes des astrologischen Epiphanes Herakles, Apollon-Helios und Zeus als die königlichen Götter erkannt hatte, seinen altpersischen Prätensionen zuliebe die drei jenen griechischen Gottheiten entsprechenden Gestalten der iranischen Mythologie hervorgesucht hat, und dass folglich in der wichtigen Frage der Apotheose die persische Religion nicht etwa der wirkliche Ausgangspunkt für das theologische System des Kommageners gewesen, sondern nur äusserlich zu prunkhaftem Aufputz griechisch-chaldäischer Ideen verwendet worden ist — ein Verfahren, das uns in dem Denkmal von Nemrud-dagh ein eigenartiges, klassisches Beispiel hellenistischer Kunst auf orientalischem Boden verschafft. Dieser astrotheologische Plan liegt nun der merkwürdigen Anlage auf dem Nemrud-dagh zu Grunde, in welcher Antiochos zugleich ein Heiligtum und sich ein Grabdenkmal errichtet hat.

Was die kunstgeschichtliche Bedeutung der erwähnten Skulpturen anbelangt, so können sie allerdings keinen Anspruch erheben, in einer Darstellung des Entwickelungsganges der allgemein-griechischen Kunst berücksichtigt zu werden: dort haben sie weder durch ihre Wirkung auf die Folgezeit, noch um ihrer eigenen künstlerischen Bedeutung willen einen Platz verdient. Es hat auch nicht den Anschein, als ob die Bildhauer des Grabdenkmals Hellenen gewesen und von Antiochos aus ihrer Heimat eigens auf den Nemrud-dagh berufen worden seien. Der König wird vielmehr einheimische Steinmetzen verwendet und ihnen Gelegenheit gegeben haben, ihre in der Fremde erworbenen Kenntnisse griechischer Kunstweise zu bethätigen. Ihren Wert haben die Skulpturen daher nur für die Lokalgeschichte: sie müssen als Leistungen hellenisierter Barbaren geschätzt und als solche um so mehr beachtet werden, je deutlicher es sich herausstellt, dass

Digitized by Google

sie trotz ihrer Roheit in Form und Zeichnung doch für eine bestimmte schulmässige Ausbildung der Künstler Zeugnis ablegen und in den Kolossalköpfen der Statuen, wie in den Reliefs einen einheitlichen Stil aufweisen. Ganz besonders interessant ist aber auch, wie trotz der technischen Unfertigkeit der Künstler das anthropologisch-ethnologische Moment in den Köpfen der Statuen verhältnismässig sehr charakteristisch zum Ausdruck gelangt ist und uns einen Schluss auf die dargestellte Rasse zu machen erlaubt. Wenn sich auch Barbarisches mit Griechischem in der Darstellung verbindet, so haben den Künstlern doch heimische Typen gleichsam als Modell zu den Physiognomien gedient.

Ausser den dem orientalisch-griechischen Mischstile angehörenden Denkmälern der kommagenischen Könige haben Humann und Puchstein in Nordsyrien noch eine ansehnliche Zahl jener ungriechischen Skulpturen gefunden, die mit dem Namen der hethitischen bezeichnet werden, nach Heth, einem Sohne des Kanaan benannt, und welche Sayce den Nachkommen dieses zuschreibt.

Ganz besonders bemerkenswert ist die Löwenjagd von Saktsche-gözü. Die Darstellung ist auf Blöcke von dunkelblaugrauem Kolorit gemeisselt; oben und unten ist das Relief der Vorderseite von einem einfachen Flechtband eingefasst. Einem gewaltigen Löwen, der mit geöffnetem Rachen die linke Vorderklaue erhebt, bohrt ein bärtiger Krieger mit beiden Händen eine Lanze in die Stirne, indes ihm von hinten ein Jüngling, der in der rückwärts erhobenen Rechten eine kleine Doppelaxt schwingt, seine Lanze in den Rücken gestossen hat, so dass die Spitze an der Hüfte wieder hervordringt. Vier Rosetten füllen die leere Fläche über dem Löwen. Hinter dem Jüngling kommt von links auf einem zweispännigen Wagen, neben dem Wagenlenker stehend und einen Pfeil abschiessend, der durch die geflügelte Scheibe über seinem Kopfe gekennzeichnete König heran. An dem Bauwerke, von dem diese Triasblöcke herstammen, war augenscheinlich die Jagd auf Löwen mehrmals dargestellt, wie sich aus Wiederholungen des Gegenstandes unschwer erkennen lässt.

Für die Altersbestimmung der Reliefs und Saktsche-gözü bietet namentlich diese Löwenjagd sehr wertvolle Anhaltspunkte dar. Sowohl der Gegenstand — der zu Wagen den Löwen jagende König — als auch die Tracht der dargestellten Personen, endlich die Art der Zeichnung enthält deutlich die Merkmale der assyrischen Kunst. Da sich aber die Entwickelung der Kunst am Tigris der Hauptsache nach durch mehr als zwei Jahrhunderte — von Assurnasisch (884 bis 860 vor Christi Geburt) bis auf Assurpanibal (668 bis 626 vor Christus) — übersehen lässt, so muss die Frage aufgeworfen werden, ob durch den Vergleich mit Skulpturen aus den assyrischen Königspalästen für die Reliefs von Saktsche-gözü ein genaueres Datum gewonnen werden kann. Ungefähr in der Zeit des Sanherib — 705 bis 681 vor Christus — scheint der Typus des königlichen Wagens in die Art des Pferdegeschirres zu gehören. So unverkennbar auch hier der assyrische Einfluss auf die nordsyrische Kunst ist, so hat er doch keineswegs eine solche Macht über den Künstler ausgeübt, dass er für alle Einzelheiten der Darstellung maassgebend gewesen wäre.

Eine dritte Klasse von Denkmälern im nördlichen Syrien sind die römischen, deren bedeutendstes die Brücke bei Kiakhta (Wiatshta) ist, die Moltke seinerzeit entdeckt hat. Sie führt etwa eine Stunde vor Kiakhta über den Bülam-su, kurz bevor er in den Biakhta-su mündet. Von der Strasse, in deren Zuge die Brücke lag, ist keine Spur mehr sichtbar. Sie wird von Samosata, an dem Grabmal des Isias vorüber, weiterhin über Kiakhta nach Melisene geführt haben und auch noch in neuerer Zeit, als man die die Strasse beherrschende Burg von Kiakhta erbaute, für den Verkehr zwischen Kommagene und Kappadokien von Bedeutung gewesen sein. Heute ist die Strasse ganz verödet; um so überraschender wirkt es, wenn man, im Thale des Bülam-su heraufreitend, nach einer scharfen Biegung inmitten der Wildnis plötzlich den stolzen Bau der Römerbrücke vor sich sieht. Einen besonderen Reiz haben die grossartigen architektonischen Formen dadurch erhalten, dass der zur Brustwehr verwendete Kalkstein dunkelblau gefärbt ist, während die sonstigen, helleren Quadern, hie und da mit grünen Sträuchern bewachsen, einen schönen gelblichen Ton angenommen haben. Sonstige Ueberreste griechischer und römischer Zeit sind Humann und Puchstein in dem nördlichen Syrien nur selten zu Gesicht gekommen.

Wir müssen es bei diesen kurzen Mitteilungen aus dem inhaltreichen Werke bewenden lassen, das uns eine Fülle bisher unbekannten, wertvollen Materials darbietet, durch welches die Kenntnis eines interessanten Teils Kleinasiens und Nordsyriens nicht unwesentlich gefördert worden ist. Mit Karl Humann und Otto Puchstein teilt sich Heinrich Kiepert in das Verdienst, dessen Karte von Nordsyrien wiederum eine Meisterleistung ist, in der das sämtliche vorhandene geographische Material eine sorgfältige und zuverlässige Verarbeitung gefunden hat. Nicht unerwähnt dürfen wir die treffliche Ausstattung lassen, welche die Verlagshandlung von Dietrich Reimer dem Werke hat zuteil werden lassen. Durch den reichen Bilderschmuck im Texte, ganz besonders aber durch die in Lichtdruck vorzüglich ausgeführten Tafeln des Atlasses, in denen wir sowohl landschaftliche und Städteansichten, sowie Darstellungen der besprochenen Bauwerke, Skulpturen und sonstiger Altertümer erhalten, wird das Verständnis des Textes wesentlich gefördert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 35. **Stuttgart, 1. September 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Negerfabeln. Von Dr. Emin. S. 681. — 2. Der Abkühlungsprozess der Erde und Experimente zur Erklärung desselben. Von H. Habenicht-Gotha. S. 684. — 3. Eine Religion der Urzeit. Von Heinrich Schurtz. S. 688. — 4. Durch die Kulturbrille. Von Karl von den Steinen. S. 692. — 5. Zur Kenntnis der heutigen Basken. Von Dr. Otto Stoll. S. 695. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 699. — 7. Litteratur. (Friedrich S. Krauss.) S. 700.

Negerfabeln.

Von Dr. Emin.

1. Wanioro (Magungo).

Ein Francolin verspottete die Schildkröte ob ihrer Langsamkeit. Diese ärgerte sich aber nicht darüber, sondern hörte ruhig zu. Es war zur Zeit der grossen Jagden mit Feuer, und während die beiden sprachen, hatten Jäger von allen Seiten Feuer in die Gräser geworfen, welches schnell und prasselnd vorwärts kam. Die Schildkröte fand bald eine Höhle, in welche sie sich verkroch, bis das Feuer über sie hingezogen war. Das Francolin aber konnte im dichten Grase nicht auffliegen und als es versuchte, im Grase zu laufen, wurde es durch den Rauch erstickt.

2. Wanioro (Massindi).

Nahe der Behausung eines Hasen stand ein grosser Termitenbau, aus welchem er zur Flugzeit reichlich Nahrung entnahm. Ein gleichfalls nahe lebender Elefant wollte sich am Sammeln der Termiten beteiligen und der Hase, obwohl unwillig, dies zu gestatten, war seiner Schwäche wegen unfähig, es zu verbieten. Er dachte deshalb auf List. In der Nacht ging er mit seiner Frau zum Hause des Elefanten, vor dem ein harter, ausgetretener Weg vorüberführte; dort begannen sie auf und nieder zu laufen, und jedesmal, wenn sie vor des Elefanten Thüre kamen, hart mit den Füssen auf die Erde zu klopfen. Der Elefant fragte von innen einigemal: Wer läuft da? Als er aber stets die mit rauher Stimme gegebene Antwort erhielt: Wir, und das Laufen und Klopfen nicht aufhören wollte, begann ihm unheimlich zu werden und er entfernte sich durch eine Hinterthür und blieb einige Tage fern. So war der Hase im Alleingenuss der Termiten.

3. Wanioro (Muënge).

Vor Zeiten waren Leopard und Hyäne einfarbig. Der Leopard nun, der einigermaassen putzsüchtig, fragte hie und da, ob nicht jemand im Lande sei, der ihm sein einfarbig Gewand verzieren könne, und als man ihn deshalb an einen Mann verwies, ging er zu ihm und fragte ihn, ob er die Arbeit unternehmen wolle und was er dafür beanspruche. Der Mann sagte zu und verlangte einfach Fleischnahrung zugebracht zu erhalten. Der Leopard, sehr erfreut, ging sofort ans Werk und schleppte Tag um Tag Schafe, Ziegen, Antilopen herbei, bis der Mann genug hatte und ihn zum Danke über und über mit Flecken bemalte. Und als der Leopard an der Schönheit seiner neuen Tracht zweifelte, sagte ihm der Mann, er solle durchs Dorf laufen und hören, was die Leute sagten. So that er und hörte, dass die Leute ihn beneideten und sein schönes Fell anstaunten. Auf seinem Wege zum Walde begegnete er der Hyäne, die ihn ebenfalls bewunderte und fragte, ob auch sie sich bemalen lassen könne. Der Leopard verwies sie an jenen Mann, der ihr dieselben Bedingungen stellte, wie dem Leoparden. Die Hyäne, ihrer Kraft bewusst, fing nun an zu jagen und brachte Wild und Schafe ein. War aber der Leopard freigebig, so war die Hyäne habsüchtig: von allem Wilde frass sie zunächst die besten Teile und brachte nur den Rest zum Maler. Als nun die Zeit zum Bemalen gekommen, bemalte sie der Mann mit so hässlichen Farben und in so hässlichem Muster, dass sie zum Gespötte der Leute wurde. Und das ist sie bis heute geblieben.

4. A-Luri (Tunguru, Albert-See).

Der Hase verspottete die Erde ob ihrer Unbeweglichkeit; sie bleibe liegen, während er schnell und flüchtig sei. Die Erde meinte, es komme auf einen Wettlauf an; so schnell der Hase laufen könne, so werde er doch stets sie, die Erde, vor sich finden. Darüber lachte der Hase und nahm die Aufforderung zum Versuche an. Morgens machte er sich

Digitized by Google

auf und lief einige Stunden so schnell er konnte, hielt dann und fand vor sich — Erde. Wieder nahm er den Lauf auf, rastete nach langem, langem Laufe und fand vor sich — Erde. So ging es wiederholt, bis endlich der Hase an Erschöpfung starb. Die Erde aber blieb Erde.

5. A-Luri (Msva, Albert-See).

Rubanga mukette (das höchste Wesen) rief alle grasfressenden Tiere zusammen und sagte ihnen, er wolle ihnen einen Chef geben; Elefant und Nashorn seien hierzu untauglich, weil sie zu grosse Bäuche hätten und alles Gras selber auffressen würden. Er wolle deshalb den Löwen zum Chef ernennen und ihm verbieten, seine Untergebenen zu fressen. So geschah es. Nach einigen Tagen wurde aber der Löwe, der nicht töten durfte, hungrig und fragte in seiner Verlegenheit die Hyäne um Rat. Diese riet ihm, der Ruhe halber, nur die Jungen seiner Untergebenen aufzufressen. Gerade um diese Zeit war ein Wildschwein, sehr angesehen bei allen, krank geworden und konnte dem Löwen nicht seine Aufwartung machen, sondern sandte sein Kind, um nach des Löwen Befinden zu fragen. Dieser war sehr freundlich, rief das junge Wildschwein zu sich heran, liebkoste es und nachdem er es so sicher gemacht, erschlug und frass er es auf. Ueber das lange Ausbleiben ihres Kindes beunruhigt, sandten die Eltern ein zweites Kind, nach jenem zu sehen. Diesem aber erging es wie jenem. Als nun der beunruhigte Vater die Wahrheit entdeckte, rief er alle Bekannten zusammen und all die grasfressenden Tiere verliessen den Löwen. Und seit dieser Zeit ist er ihr bitterster Feind geworden und bekriegt sie.

5. Bari (Redjaf).

Ein Mann hatte zwei Frauen, eine gute und eine schlimme, und diese ärgerte ihren Mann so, dass er sie oft schlug. Es wurde aber nicht besser, und so befahl er ihr eines Tages, ihm zu folgen, und führte sie weit ab bis an den Weg der Hyänen, baute ihr dort eine Hütte und liess sie mit einigen Nahrungsmitteln dort. Er selbst aber kehrte heim. Es dauerte nun nicht lange, bis die Hyänen kamen, und eine grosse, trächtige Hyäne drang in das Haus der Frau und machte sich daselbst heimisch. Wenn die Frau für sich Essen kochte, frass es die Hyäne und wenn die Frau Wasser holte, soff es die Hyäne, so dass jene bald Hunger und Durst litt. Und als die Hyäne endlich Junge geworfen, da wurde es noch schlimmer: die Hyäne drohte die Frau zu fressen. Nun befahl eines Tages die Hyäne der Frau, Wasser auf das Feuer zu setzen und ging dann in den Wald. Und als das Wasser siedete, da nahm die Frau die jungen Hyänen, warf sie ins kochende Wasser und lief davon. Nach einiger Zeit kehrte die Hyäne zurück, gewahrte den Tod ihrer Jungen und die Flucht der Frau, band sofort eine Rute zum Reifen zusammen und warf ihn auf die Spur der Frau. Der Reifen prallte erst mehrere Male zurück, rollte dann aber, auf die rechte Spur gelangt, schnell weiter und die Hyäne folgte ihm laufend. Sie konnte aber doch die Frau nicht einholen, sondern diese gelangte früher zum Hause ihres Mannes, der auf der Thürschwelle sass und neben sich eine Lanze stehen hatte. Während die Frau noch beim Erzählen ihrer Geschichte war, kam die Hyäne und wollte sich auf die Frau stürzen; der Mann stiess ihr jedoch den Speer ins Herz und tötete sie. Die Frau aber besserte sich und lebte fortan mit ihren Hausgenossen im Frieden.

6. Bari (Ladó).

Es war einmal ein Mädchen, das trotz aller Bitten ihres Vaters weder Mann noch Tier heiraten wollte, sondern sich in den Kopf gesetzt hatte, eine lange Schlange mit Menschenkopf zu heiraten. Das geschah denn auch. Als nun die beiden sich nach dem Hause der Schlange begaben, fand das Mädchen dort zwei Hütten, eine voller Armbänder, die andere voller Gürtelschnüre, die den Mädchen gehört hatten, welche von der Schlange waren gefressen worden. Da wurde es ihr greulich, sie erschrak und als an einem Tage die Schlange in den Wald gegangen, lief sie fort. Sie traf unterwegs einen Trupp Elefanten, der sie fragte: Wohin läufst du? Warum hast du dich geweigert, einen von uns zu heiraten? Und sie antwortete: Ihr Elefanten, macht nicht viel Worte. Ich bin vor dem langen Dinge davongelaufen. Ein Elefant aber erwiderte: Ist es länger als wir? Ich will hingehen und es unter meinen Füssen zertreten. Und während sie noch sprachen, war die Schlange, welche heimgekehrt, die Flucht des Mädchens gewahrt und deren Verfolgung aufgenommen hatte, näher gekommen und schrie von weitem: Wehe dem, bei dem ich das Mädchen finde; ich töte ihn. Und als der Elefant dies hörte, sagte er zu dem Mädchen: Lauf! ich bin nicht stark genug für die Schlange. Und das Mädchen lief und traf auf einen Trupp Büffel und erzählte, gefragt, ihre Geschichte. Da sagte ein Büffel: Laufe nicht! Du siehst die Länge meiner Hörner; kommt die Schlange, so spiesse ich sie auf. Und wiederum rief von weitem die Schlange: Wehe dem, bei dem das Mädchen ist! Er muss sterben. Und der Büffel sagte: Lauf Mädchen! wir sind zu schwach für die Schlange. Und sie lief und begegnete einer grauen, alten Schildkröte, einem Weibe ohne Mann, und diese sagte zu ihr: Was fehlt dir? Komm in mein Haus und setze dich. Das Mädchen erzählte ihr nun, wie sie von der Schlange davongelaufen sei und was Elefant und Büffel gethan. Die Schildkröte aber sagte: Fürchte dich nicht, tritt nur ein. Inzwischen war aber die Schlange wieder näher gekommen und rief und drohte wie früher und das Mädchen bekam Furcht und sagte: Lass mich davon laufen, Mutter! Die Schildkröte aber sagte ihr: Geh nur ins Haus. Sie selbst nahm ein grosses Messer, schärfte es und als die Schlange sich rollend

Digitized by Google

näherte und den Kopf versteckte, hieb ihn die Schildkröte mit dem Messer ab und als der Körper sich noch näher wand, schnitt sie ihn in Stücke, warf diese in eine Grube und türmte Holz darüber und verbrannte sie. Das Mädchen aber blieb bei der Schildkröte lange Zeit. Eines Tages nun kamen Hirten zum Walde, sahen das Mädchen und verlangten Trinkwasser von ihr und unter ihnen war auch der eigene Bruder des Mädchens und dieser verliebte sich in sie. Und nach seiner Rückkehr ins Dorf sprach er von ihr zu Vater und Mutter und am nächsten Tage versammelten sich die Verwandten und gingen zum Walde, um das Mädchen zu freien. Die Schildkröte empfing sie mit allen Ehren und willigte ein, unter der Bedingung jedoch, dass sie sich nicht von dem Mädchen trennen wolle, weil sie auf der Welt nur sie habe. Die Eltern des Bräutigams gingen hierauf ein und kehrten am dritten Tage in den Wald zurück, um Braut und Schildkröte abzuholen. Und im Dorfe wiesen sie dem Brautpaare eine Hütte an und breiteten eine Haut auf dem Boden zum Schlafen. Als der Bräutigam sich nun niederlegen wollte, sagte die Haut plötzlich: Ist es wohl in der Welt Sitte, dass einer seine Schwester heiratet? Darüber erschrak der Bräutigam und blieb fern von der Braut bis zum Morgen in einer Ecke sitzen; dann ging er zu seinem Vater und fragte: Ja, Vater, hat denn am Tage deiner Heirat mit meiner Mutter die Haut zu dir gesprochen und gesagt, es sei nicht Gebrauch in der Welt, dass einer seine Schwester heirate? Der Vater verneinte und versammelte die alten Leute und nach vielem Ueberlegen kam denn der ganze Hergang zu Tage und dass die Braut des Bräutigams Schwester sei, und so wurde sie später an einen braven Mann aus dem Dorfe verheiratet und die Schildkröte lebte mit ihnen.

7. Schilluk (Stat. Sobat).

Eine Hyäne trommelte einst und die Mädchen versammelten sich und mit einem kleinen Mädchen an ihrer Spitze gingen sie dem Trommeln nach, um zu tanzen. So kamen sie zu den Hyänen, blieben bei ihnen und kochten für sie das Abendbrot. Dann gingen sie in eine Hütte, um dort zu schlafen. Nach einer Weile kam eine alte Hyäne zur Thür, kratzte die Erde auf und sagte zu sich: Gutes Fleisch; jetzt fresse ich die Mädchen und verbrenne dann die Hütte. Das kleine Mädchen aber hörte die Worte und sagte zu den anderen: Hört ihr die Hyäne? Sie will uns fressen und die Hütte verbrennen. Die Hyäne aber hörte die Worte und sagte: Warum schlaft ihr noch nicht? Darauf antwortete das kleine Mädchen: Die Mücken lassen uns nicht schlafen. Da ging die Hyäne in die Steppe und brachte von dort ein Bündel Basilicum-Kraut (Ocymum canum) und gab es der Kleinen: Verbrenne dies, es verscheucht die Mücken. Nach einer Weile kehrte die Hyäne wieder zurück im Glauben, die Mädchen schliefen nun, kratzte wieder an der Erde herum und sprach zu sich selbst, und als das kleine Mädchen wiederum sich wach erwies, sagte die Hyäne zu ihr: Willst du denn gar nicht schlafen? Worauf sie antwortete: Wenn meine Angehörigen wollten, dass ich schlafe, brachten sie mir Wasser aus dem Flusse in einem Hühnerkorbe; dann trank ich und schlief. Da nahm die Hyäne einen Hühnerkorb und ging zum Flusse nach Wasser; als sie sich jedoch entfernt, weckte das kleine Mädchen die andern und sie liefen alle in grosser Eile bis in ihr Dorf und jede ging nach Hause. Als nun die Hyäne den Tag anbrechen sah, ohne Wasser schöpfen zu können, denn das Wasser lief durch das Geflecht, kehrte sie zu den Hütten zurück, fand aber die Mädchen nicht mehr. Sie band nun aus Ruten einen Reif, warf diesen auf die Spuren der Mädchen und folgte bis in die Nähe des Dorfes; der Reif aber lief zum Hause, wo jenes kleine Mädchen wohnte, und die Leute erkannten sofort den Hyänenreif. Zwei Tage später kam die Hyäne selbst, diesmal in Jünglingsgestalt, angeblich um das kleine Mädchen zu freien. Die Verwandten zeigten sich nicht abgeneigt, liessen ihn niedersitzen und brachten Bier für ihn, von dem er reichlich trank, bis er betrunken wurde und tanzte und sang: Ich komme aus dem Walde und esse der Menschen Brot; ich gehe in den Wald und esse der Menschen Fleisch. Die Leute aber hörten diese Reden, und als die Sonne unterging, gaben sie ihm das Mädchen, sagten ihr jedoch: Wenn der Mann schlafen will, sage ihm, du wollest deine Tabakspfeife holen, und komme dann zu uns. Und so sassen die beiden noch ein wenig zusammen; dann wurde der Mann schläfrig, denn er hatte viel Bier getrunken, und als er einzuschlafen begann, ging das Mädchen zu ihren Verwandten und benachrichtigte sie und diese nahmen Feuerbrände mit sich und verbrannten Haus und Mann.

8. Schúli (Fatiko).

Ein Leopard hatte sich neben einem Dorfe eingewöhnt und tötete täglich Leute, bis endlich nur eine schwangere Frau übrig blieb, die sich in einem hohlen Baume verbarg. Der Leopard aber sammelte all seine Verwandten mit ihren Frauen und sie bauten neben dem verödeten ein neues Dorf, wohin sie Rinder, Schafe und alles Eigentum der Getöteten brachten und dort lebten. Inzwischen hatte die Frau im hohlen Baume einen Knaben geboren, von sehr kleiner Gestalt, aber wunderbaren Gaben und benannte ihn Otéït. Am dritten Tage nach seiner Geburt sprach er zu seiner Mutter und fragte: Wo ist mein Vater und meine Verwandten? Und warum bleiben wir hier allein im Baume? Da erzählte ihm seine Mutter, wie der Leopard all seine Verwandten aus dem Dorfe weggeschleppt habe und nur sie übrig geblieben seien. Darauf sagte er: Mache mir einen Bogen und Pfeile. Und sie gab ihm Bogen und Pfeile der Getöteten. Diese nahm er, ging an einen

Digitized by Google

Baum und schoss mehrere Vögel, die er seiner Mutter brachte. Am nächsten Morgen nahm er Pfeile und Bogen und ging nach dem Dorfe der Leoparden, wo er, da die Männer auf den Feldern arbeiteten, nur Frauen fand, einige beschäftigt, in grossen Kürbisgefässen Butter zu machen, andere den Mehlbrei steif zu rühren und sonstige häusliche Beschäftigungen zu verrichten. Unterwegs hatte der Knabe einen Vogel geschossen; diesen legte er auf ein Feuer, um ihn zu rösten. Eine Leopardenfrau aber nahm den Vogel vom Feuer und warf ihn zur Erde. Nun legte der Knabe zum andernmal den Vogel aufs Feuer und ehe die Frau zum zweitenmal ihn wegwerfen wollte, nahm der Knabe einen grossen Rührlöffel aus dem Mehlbrei und schlug sie damit über die Augen, dass sie vor Schmerz laut aufschrie und die Weiber alle herbeiliefen, und schliesslich liefen sie alle davon zu ihren Männern auf die Felder. Der Knabe aber nahm ein Kürbisgefäss voll Butter und eines voll Milch und brachte sie seiner Mutter. Inzwischen hatten die geflohenen Frauen ihren Männern erzählt, was vorgefallen und wie ein kleiner Knirps ins Dorf gekommen wäre, eine von ihnen über die Augen geschlagen hätte, und darauf gingen Männer und Frauen vereint zum Dorfe, fanden aber dort niemand. Sie blieben nun bis zum nächsten Morgen und als sie dann in die Felder gingen, liessen sie einen Mann bei den Frauen zurück. Am selben Morgen aber machte sich auch der Knabe fertig, mit Pfeil und Bogen auszugehen. Seine Mutter fragte ihn: Wohin gehst du? Er sagte ihr aber nur, dass sie ihn lassen sollte, und ging und sang unterwegs: Ich bin der kleine Otéït, gehe aber überall hin, sogar ins Dorf der Leoparden. Dies hörte der Leoparden-Mann, der im Dorfe bei den Frauen geblieben und fragte diese: Ist das der kleine Knirps, von dem ihr gestern gesprochen habt? Sie sagten: Ja und wollten davonlaufen. Der Mann aber beschwichtigte sie und sie blieben. Der Knabe kam nun ins Dorf und legte wieder einen Vogel aufs Feuer. Diesen nahm der Leopard und warf ihn zur Erde und der Knabe legte ihn wiederum aufs Feuer. Der Leopard schlug nun nach dem Knaben, traf ihn aber nicht, sondern schlug in die Luft, wogegen der Knabe ihn bei jedem Versuche zu schlagen seinerseits kräftig ins Gesicht schlug. Die Frauen sahen nun bald die Ueberlegenheit des Knaben und so liessen sie die beiden miteinander und liefen davon. Der Knabe aber nahm einen Strick zum Anbinden der Rinder, band den Leoparden und hing ihn über ein Feuer auf, nahm dann was ihm gefiel aus dem Dorfe und ging seiner Wege. Dann kamen die Leoparden, Männer und Frauen, entledigten ihren Gefährten seiner Bande und verabredeten sich, zunächst zu schlafen, frühmorgens aber den Knaben zu erwarten. Dieser kam denn auch und fand alle Leoparden am Ufer des Flusses beschäftigt, aus rohem Eisen Hacken zu schmieden. Er legte nun einen Vogel, den er geschossen, aufs Feuer. Ein Leopard warf diesen zur Erde und wollte auf den Knaben lossspringen, vermochte aber nicht ihm anzukommen. Da sagte der Knabe: Wir wollen ehrlich Krieg führen. Ich gebe euch Pfeil und Bogen und wenn einer von euch eine Frucht von jenem Palmbaume herunterzuschiessen vermag, so mögt ihr mich töten, im anderen Falle töte ich euch. So gab er ihnen Pfeil und Bogen und sie schossen einer nach dem andern, trafen aber nichts. Nun nahm der Knabe Pfeil und Bogen und schoss so gut, dass er die ganze Krone der Palme in den Fluss stürzte. Die Leoparden aber entflohen nach allen Richtungen und der Knabe eilte ihnen nach und tötete sie alle mit ihren Frauen. Dann trieb er die Rinder und Schafe zu seiner Mutter und sagte zu ihr: Gib mir eine Pauke, und als er diese erhalten, trommelte er und sang: Ich habe sie alle getötet. Und wie er so trommelte, erstanden alle Leute, die von den Leoparden waren getötet worden, vom Tode und kamen herbei. Es waren ihnen aber im Grabe die Haare lang gewachsen und so befahl Otéït der Mutter, ihnen die Köpfe zu rasieren. Und als sie alle bei einander waren, da machten sie ihn zum Häuptlinge und er heiratete die Tochter des früheren Häuptlings, die unter den Erstandenen war. Und dies war der Urvater der Schuli.

Mwapwa, 6. Juni 1890.

Der Abkühlungsprozess der Erde und Experimente zur Erklärung desselben.

Von H. Habenicht-Gotha.

Der hohe Wert physikalischer Experimente für die Erforschung der Gesetze, nach welchen die Abkühlung unseres Planeten erfolgte, wird wohl allgemein anerkannt, obgleich man sich über die Bedingtheit dieses Wertes in Bezug auf Massenverhältnisse, Anziehungskraft und Zeiträume, welche bei Abkühlung eines Weltkörpers in Betracht kommen, keineswegs täuscht. Früher, zur Zeit der Begründung der physikalischen Erdkunde, liess man glutflüssige Schwefelmassen oder Metalle erkalten, wobei man zum Teil ähnliche, aus Blasenbildungen entstandene Oberflächenformen erhielt, wie die ringförmigen Gebilde des Mondes oder die irdischen Vulkankraterringe, Gebilde von zum Teil, im Verhältnis zu der erkalteten Masse, beträchtlicher Grösse. Aber die Erdoberfläche besteht nicht ausschliesslich aus derartigen Gebirgsformen. Seitdem man die riesigen Bogenlinien der grossen Kettengebirge als durch seitlichen Druck entstandene Parallelfaltensysteme erkannt hat, ist man zu anderen Experimenten geschritten.

Für diejenigen, jetzt in erdrückender Majorität befindlichen Naturforscher, welche Anhänger einer allmählichen gleichmässigen Abkühlung und Schrumpfung der Erde durch Leitung und Ausstrahlung von Wärme sind, ist das Fundamentalexperiment dasjenige von Herrn Prof. Bischof in Bonn. Dieser

Digitized by Google

maass mit peinlicher Genauigkeit die Temperaturen im Innern einer aus dem glühenden Zustand sich abkühlenden grösseren Basaltkugel und konstatierte das Gesetz der wachsenden thermischen Tiefenstufen [1]). »Ein heisser Körper, der sich in einem kälteren Medium befindet, kühlt sich ab, und natürlich muss dieser Vorgang an der äusseren Grenze des heissen Körpers am intensivsten sein, während die Wärmeabgabe um so geringer wird, je weiter man in das Innere eintritt,« oder mit anderen Worten, die Zwischenräume, in denen gleiche Temperaturabnahmen stattfinden, werden nach dem Innern zu grösser [2]). So selbstverständlich und unantastbar dieser Grundsatz ist, so wird er doch selbst von hervorragenden Gelehrten nicht genügend gewürdigt. So sagt z. B. Herr Daubrée, Direktor der École des mines in Paris, eine der ersten Autoritäten für Experimente zur Erklärung der Gebirgsbildung, in einem als Extrait du Bulletin de la Société Géologique de France, 3e série, t. VII, p. 108 erschienenen Heft über die experimentierende Methode zum Studium der Deformationen und Verwerfungen der Erdrinde, S. 46 (S. 154 des Bulletin): »Dans l'état très-avancé du refroidissement de notre globe et des corps planétaires en général, la température de l'intérieur s'abaisserait d'une quantité beaucoup plus grande que celle de la surface, dont le refroidissement est aujourd'hui presque insensible. Pour compenser la différence des retraits entre la masse interne et la croûte extérieure, il a pu naître des systèmes de forces tendant à disloquer et à rider l'enveloppe.«

Herr Daubrée will mit diesem Satz die Falten in der Erdkruste erklären, er sagt uns aber nicht, auf welcher thatsächlichen Beobachtung seine Behauptung basiert. Wenn sich der Kern eines heissen Körpers rascher abkühlt als die Kruste, so müssen die thermischen Stufen nach dem Innern zu kleiner werden. Derartiges ist aber unseres Wissens noch nicht beobachtet worden. Die der Oberfläche zunächst liegenden Schichten eines heissen Körpers kühlen sich erfahrungsgemäss durch Leitung und Strahlung in allen Stadien rascher ab, als die inneren Teile und nehmen nicht früher die äussere Temperatur an, als bis der Kern vollständig abgekühlt ist. Die Abkühlung durch Leitung und Strahlung kann nur auf dem Wege nach der Oberfläche stattfinden. Ein je schlechterer Wärmeleiter der Stoff ist, aus dem die Kruste des Körpers besteht, und je stärker dieselbe ist, desto langsamer wird die Abkühlung des Kerns vor sich gehen [3]). Da die Erdoberfläche sich in historischer Zeit nicht merklich abgekühlt hat, so ist eine wesentliche Abkühlung des Erdinnern durch Leitung und Strahlung für diese Zeit nicht annehmbar. Hier könnten nur das Aufsteigen der Geoisothermen (die Wärme des Erdinnern) in die von kaltem Wasser abgesetzten Sedimente und in die während der Eiszeit stärker abgekühlten Teile der Erdrinde, sowie vulkanische Ausbrüche in Betracht kommen. Durch das Aufsteigen der Geoisothermen können wohl nur geringe periodische Temperaturschwankungen in den obersten Schichten erzeugt werden, zur Erklärung der Schrumpfung des Erdkerns und der Faltung von mächtigen Sedimentschichten genügt solches nicht, wie Herr Dr. Rudolph in seiner Besprechung von Reades neuestem Werk über Gebirgsbildung gezeigt hat (s. Litteraturbericht zu Petermanns Mitteil. 1890, S. 111). Es sind Tausende von Metern mächtige Sedimentschichten einheitlich in grosse dicke Falten gelegt, sie wurden in langen Perioden vollkommener Ruhe abgesetzt und dann alle zusammen gefaltet, die Faltung hat nicht während der Sedimentbildung gewirkt. Wenn noch heute eine Schrumpfung des Erdkerns durch Wärmeleitung und Ausstrahlung stattfände, so müssten wir Bodensenkungen und Faltungen in Sibirien beobachten, wo der Boden das ganze Jahr hindurch Hunderte von Metern tief gefroren bleibt, aber gerade da findet sich weder das eine noch das andere, sondern Spuren bedeutender recenter Hebung.

Herr Daubrée hat Komplexe von verschiedenartig gemischten dünnen Schichten aus Wachs, Stearin u. s. w., oder Metallen in Kästen, deren Seitenwände (zuweilen auch die Deckel) durch Schrauben verstellbar sind, gelegt und hat diese Schichten, bei geringem oder keinem Spielraum nach oben, einem durch Anziehen der Seitenschrauben hervorgerufenen mehr oder weniger starken seitlichen Druck ausgesetzt, wobei er ähnliche Faltenbildungen erhielt, wie sie in den Kettengebirgen, z. B. im Jura (Schweizer) vorkommen. Diesen Experimenten ist wohl ein gewisser Wert nicht abzusprechen; aber man fragt sich, woher will Daubrée die mächtigen überlagernden Gesteinsschichten, welche den Druck von oben gebildet haben müssten, in der Natur, z. B. in den Alpen nehmen? Da haben die jüngsten Tertiärablagerungen an den Faltungen und Verwerfungen vollständig teilgenommen. Diese oberen Tertiärschichten, welche nachweislich in seichten Meeren abgesetzt wurden, erscheinen nirgends in grosser Mächtigkeit, auch nicht als Tiefebenen, wo wenig oder keine Denudation wirkte, wo im Gegenteil noch die Quartärgebilde darüber abgelagert wurden, welche aber zur Zeit der hauptsächlichsten Gebirgsbildungsperiode, gegen Ende

[1]) Neumayrs Erdgeschichte, Band 1, S. 132.

[2]) Die besten Beobachtungen sind bisher in dem Bohrloch von Schladebach, dem tiefsten der Welt, ausgeführt worden; sie ergaben, nach dem Bericht von Dr. Huyssen (8. Deutscher Geographentag) ein Wachsen der thermischen Tiefenstufen nach dem Erdinnern.

[3]) Herr Dr. E. Reyer, Professor der Geologie an der Universität Wien, bekennt sich in seinem 1888 erschienenen Werk über theoretische Geologie, in dem Kapitel von der Kontraktionshypothese (S. 824), aus ähnlichen und anderen gewichtigen Gründen als Gegner derselben.

Digitized by Google

der Tertiärzeit, noch nicht existierten. Herr Daubrée hat ferner die Oberfläche einer mit Gas straff gefüllten Kautschukblase mit einem kalkartigen Anstrich versehen und dann durch Auslassen von Gasmengen ein Schrumpfen der Kautschukhaut bewirkt. Der Anstrich erhielt dann kleine Sprünge und Fältchen oder Runzeln, welche denjenigen der Erdrinde nicht unähnlich waren. Aber wenn auch das Endresultat ähnlich war, so hat doch der ganze Versuch wenig Aehnlichkeit mit einem sich abkühlenden Planeten.

Wenn die äusseren Schalen einer in kälterem Medium schwebenden heissen Kugel sich rascher abkühlen als der Kern, so können die äusseren Rindenteile nie zu weit, sondern müssen stets zu eng werden, es können also wohl Sprünge und Gangbildungen, aber niemals Falten entstehen. In den zahlreichen neueren Lehrbüchern der physischen Erdkunde und Geologie wird sonderbarerweise nicht auf den Widerspruch zwischen dem Gesetz der geothermischen Tiefenstufen und der Schrumpfungstheorie hingewiesen, sondern beide finden sich friedlich nebeneinander, ja manche Autoren reden von Abkühlung durch Ausstrahlung als direkte Ursache der Gebirgsfaltenbildung.

Da es bisher absolut nicht gelungen ist, für die historische Zeit eine Klimaänderung im Sinne der Abkühlung der Erdoberfläche nachzuweisen, so kann von Abkühlung des Erdinnern durch Leitung und Ausstrahlung noch weit weniger die Rede sein, die Thatsachen zwingen eher zur Annahme von Stabilität. Inwieweit von einer Abkühlung des Erdinnern durch vulkanische Ausbrüche die Rede sein kann, soll unten besprochen werden. Jedenfalls lässt sich folgender Satz behaupten:

Die Annahme einer in der Gegenwart fortdauernden Gebirgsfaltenbildung durch Schrumpfung des Erdkerns infolge von Wärmeausstrahlung der Oberfläche muss, nach unserem heutigen positiven Wissen von den physikalischen Grundgesetzen und den geophysischen Thatsachen, als unhaltbar bezeichnet werden. Das haben auch, bis zu gewissem Grade, Osmond Fisher in der neuesten Auflage seiner »Physics of the Earth's Crust« und Mellard Reade in seinem 1886 in London erschienenen Werk »The origin of mountain ranges etc.« betont.

Ein anderer hervorragender und von Fachmännern anerkannter Vertreter der von Dana, Süss u. a. erfundenen und weiter ausgebauten Schrumpfungstheorie ist Professor Dr. A. Heim in Zürich. Sein Fundamentalsatz lautet: »In einer gewissen Tiefe unter der Erdoberfläche sind die Gesteine weit über ihre Festigkeit hinaus belastet. Dieser Druck pflanzt sich in allen Richtungen fort, so dass ein allgemeiner, dem hydrostatischen Drucke entsprechender Gebirgsdruck allseitig auf die Gesteinsteilchen einwirkt. Dadurch sind dort die sprödesten Gesteine in einen latent plastischen Zustand versetzt. Tritt eine Gleichgewichtsstörung durch eine neue Kraft hinzu, so geht die mechanische Umformung in dieser Tiefe ohne Bruch, in zu geringen Tiefen bei den spröderen Materialien mit Bruch vor sich.« Herr Professor Heim hat unseres Wissens seine Hypothese nicht durch Experimente bewiesen, er erklärt zum Plastischwerden der Gesteine einen Druck von 700 Atmosphären oder von einer Gebirgsmasse von 2600 m Mächtigkeit für genügend. Aber abgesehen von der bereits oben erwähnten Unwahrscheinlichkeit, auf welche die Annahme eines so grossen Druckes über den gegen Ende der Tertiärzeit gefalteten Kettengebirgen stösst, so hat Professor Pfaff in Erlangen durch Hebelvorrichtungen kleine Stücke Kalk dem 300fachen, von Heim verlangten, Druck ausgesetzt und keine Spur von Plastischwerden bemerkt (siehe die Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, 1880, S. 545) und Spring in Lüttich hat an Stahl erst bei 10000 Atmosphären Druck kleine mechanische Veränderungen beobachtet. Auch haben, wenn ich mich recht erinnere, die Erfahrungen bei Durchbohrung des Gotthardtunnels nicht für Heims Theorie gesprochen. Aber Heim hat doch das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Forscher auf die gewaltige Wirkung des Gesteinsdruckes in grossen Tiefen gelenkt zu haben. So hat Dr. Ferdinand Löwl in dem Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt vom Jahre 1886 in einer Abhandlung über Spalten und Vulkane überzeugend dargethan, dass Spaltenbildungen in grösseren Tiefen der Erde wegen des dort herrschenden Gesteinsdruckes unmöglich sind. Die Annahme (Osmond Fishers) einer Verbindung der vulkanischen Spalten und Schlöte mit dem glutflüssigen Erdinnern ist aus diesem Grund unhaltbar, wenn sie es nicht schon wegen der durch Beobachtung gefundenen geringen Tiefe des Sitzes der Vulkanherde wäre. Reyer hält sogar das Eindringen von Meerwasser in grössere Tiefen durch Spaltenbildung für unstatthaft. Jedenfalls dürfte man berechtigt sein, hieraus zu schliessen, dass der in den unteren Schichten der Erstarrungskruste herrschende Gesteinsdruck eine dampfdichte Absperrung des Erdinnern von der Oberfläche bewirkt. Aus diesem Grunde ist wohl die Reyersche Erklärung der Vulkane die anerkannt beste. Er nimmt nur oberflächliche Spaltenbildungen an. Die dadurch stellenweise eintretende Entlastung etwas tiefer liegender Gesteinsmassen bewirkt deren Schmelzung, es tritt gleichzeitig starke Dampf- und Gasentwickelung ein, welche schliesslich zur Eruption führt, wobei das Eindringen von Meerwasser in Spalten immerhin mitgewirkt haben mag. Die Vulkanreihen stehen faktisch auf alten Verwerfungsspalten und wenn eine solche Spalte die Tendenz hat, sich zu öffnen, so ist die Vorbedingung zu einem vulkanischen Ausbruch gegeben. Diese Erklärung hat wohl viel für sich. Aber nun fragt es sich, welche Kraft bewirkt die Spaltenbildung und Erweiterung? Die Entstehung der Falten

Digitized by Google

und Verwerfungen durch Abkühlung des Erdinnern infolge von Wärmeleitung und -ausstrahlung ist, wie wir oben gesehen haben, höchst unwahrscheinlich, die vulkanischen Ausbrüche können wohl ebensowenig Ursache der Spaltenbildung sein, denn sie sind allen Anzeichen nach erst die Folge davon. Eine Temperaturabnahme der tiefer liegenden Gesteine durch Vulkanausbrüche, warme Quellen u. s. w. findet zweifellos statt, aber diese Abnahme kann nicht wohl Ursache der Spaltenbildung sein. Allgemeines Sinken der Erdkruste infolge von unterirdischer Temperaturabnahme würde wohl eher ein festeres Schliessen der Oberflächenspalten zur Folge haben, als ein Oeffnen. Wenn die Vulkanspalten Folge einer direkten Abkühlung der Oberflächenschichten durch Ausstrahlung wären, so müssten wir sie vorwiegend in den kalten Zonen antreffen, in der That findet genau das Entgegengesetzte statt. Nehmen wir dagegen eine weitverbreitete hebende Kraft, deren Sitz zwischen Erdkern und Kruste ist, an, so erklärt sich die Oberflächenspaltenbildung und die Tendenz zur Erweiterung der vorhandenen Spalten ungezwungen. Es wäre wohl möglich, dass Hebungen in vulkanischen Gegenden durch Ausbrüche bis zu gewissem Grad ausgeglichen würden, daher vielleicht die häufig in solchen Gegenden beobachteten oscillatorischen Bewegungen, und dass man daher Spuren beträchtlicher recenter säkularer Hebungen meist in vulkanlosen Gegenden antrifft. Ursache einer derartigen fast allgemein verbreiteten oder doch weit überwiegenden Tendenz zur Hebung könnten Ansammlungen gewaltiger Massen glühender Wasserdämpfe und Gase zwischen dem Erdkern und der dampfdicht schliessenden Erstarrungskruste sein. Die dem Erdinnern allen Anzeichen nach massenhaft beigemengten Wassermengen können bei der hohen Temperatur unter jedem beliebigen Druck nur in Dampfform existieren, sie werden durch das glühende Magma allmählich sich emporarbeiten, werden aber nicht im stande sein, die plastischen, unter ungeheurem Druck befindlichen Gesteinsschichten an der unteren Seite der Erstarrungskruste zu durchdringen, wohl aber sie zu heben. Für diese Annahme sprechen zahlreiche Thatsachen, z. B. das Eintreten von Maxima der Begleiterscheinungen von Bewegungen der Erdrinde, wie Erdbeben und Vulkanausbrüche, zu Zeiten, wo, wie bei grösserer Nähe der benachbarten Gestirne, geringem Luftdruck, Ebbe u. s. w., der Schwerkraft aussergewöhnlich stark entgegengearbeitet wird, die hebenden Kräfte also unterstützt werden, während diese Thatsachen der Theorie der Kontraktion des Erdkerns und des Nachsinkens der Kruste absolut nicht vereinbar sind. Diese in anderer Form veraltete Hypothese der Hebung oder die Elevationstheorie (die Reaktion des glühenden Erdinnern gegen die erstarrte Kruste, wie sich A. v. Humboldt ausdrückte) führt zur Annahme grosser Katastrophen, gewaltiger Explosionen, wie sie thatsächlich auf der Sonne und an den plötzlich aufleuchtenden Gestirnen beobachtet wurden. Die durch Gasansammlungen gewaltsam ausgedehnte Kruste wurde in früheren geologischen Zeiträumen schliesslich zersprengt, die Dämpfe entwichen und die hohle, nun für den Kern zu weit gewordene Kruste warf sich in grosse ringförmige Parallelfaltenbündel, indem sie niedersank. Die Herde der früheren Erhebungkrater lassen sich in den Zügen der grossen Kettengebirge, dem Bau der Kontinente und Ozeanbecken, sowie in den beckenartig abgelagerten Sedimenten noch genau wiedererkennen [1]).

Nach unserer, durch Thatsachen begründeten Annahme findet die Abkühlung von Weltkörpern, nachdem sie in den Zustand der Bedeckung durch eine zusammenhängende Erstarrungskruste eingetreten sind, vorzugsweise durch in grossen Intervallen eintretende Dampfexplosionen statt. Nachdem die entleerte Kruste auf den Kern zurückgesunken ist, hängt sich von unten eine neue Erstarrungsschicht an, welcher Prozess aufhört, sobald sich wieder genügende Massen von Dämpfen angesammelt haben, um eine neue Hebung zu bewirken u. s. w.

Zu den, man möchte wohl sagen unnatürlichen Versuchen, wie sie Daubrée anstellte, hat man wohl nur gegriffen, weil man an den Erstarrungskrusten von sich abkühlenden Gesteinsmassen keine Faltenbildungen beobachtet hat. Das lehrreichste Experiment führt uns die Natur selbst in den Lava- und Basaltausbrüchen homogener Vulkane vor, wie der von Reiss und Stübel auf der Insel Santorin beobachtete. Die ganze Masse, aus der die neugebildete kuppelförmige Georgsinsel bestand, war zunächst nach allen Richtungen hin von Spalten zerrissen, aus denen Gase ausströmten (das Spratzen und Gangbilden). Später, in demselben Jahre, am 18. Juli 1866 erfolgte denn eine gewaltige Explosion, welche den ganzen mittleren Teil der neugebildeten Insel zerstörte. Derartige Explosionen finden selbst dann noch statt, wenn das Magma bereits erstarrt ist. Es haben, allen Anzeichen nach, bis in die Quartärzeit hinein allgemeine katastrophenartige, epochemachende Ereignisse in der Erdgeschichte stattgefunden (siehe Howorths neues Werk: The mammoth and the flood), sonst würde eine chronologische Einteilung aller Formationen der Erde mit ihren Entwickelungsreihen von organischen Resten unmöglich sein, es müsste alles, auch die jetzigen Tier- und Pflanzenarten, den Charakter grösster Verschwommenheit tragen; das Gegenteil ist bekanntlich der Fall.

Des schroffen Gegensatzes, in dem sich die hier ausgeführten Ansichten und Schlussfolgerungen zu den herrschenden Ansichten der Geologen befinden, ist sich der Verfasser wohl bewusst, aber das kann kein Grund sein, die Oeffentlichkeit zu scheuen, für

[1]) Siehe die Publikationen über die »Theorie der sphärischen Kraterbecken« des Verfassers hauptsächlich in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik 1887, Heft 10, 1888, Heft 4, 1888 Heft 9, sowie die Grundzüge im geologischen Bau Europas, Gotha 1881.

Digitized by Google

den, der vom Streben nach Erkenntnis beseelt ist. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, eine Diskussion über die Abkühlungsgesetze der Planeten und über die scheinbare oder wirkliche Stabilität der Erdwärme anzuregen.

Eine Religion der Urzeit.

Von Heinrich Schurtz.

Weit in die Urzeit des Menschen zurück reicht das Aufkeimen religiöser Gefühle. Aber wie er selbst sich nicht von Anfang als Herrn der übrigen Geschöpfe fühlte, so kannte er keinen einzigen und unumschränkten Gott, der die Zügel der Weltregierung fest in der Hand hielt und dessen Wille alles durchdrang. Den göttlichen Gedanken sah er auf zahllose Einzelwesen gleichsam verteilt, sein Glaube war eng wie der Kreis seiner Erfahrung; nicht nur das Tier, alles schien ihm belebt und mit eigenem, zweckbewusstem Willen begabt, — den Zufall kannte er noch nicht. Aber es waren keine freundlichen Umgebungen, in denen er sich befand: In einem grossen Kampfe gegen alles, was sie umgab, wuchs die Menschheit empor. Zwar die Feinde aus dem eignen Geschlechte, auch die mächtigen Tiere der Vorzeit konnte man aus eigner Kraft besiegen; aber es gab gewaltigere Gegner, vor denen nichts schützte, denen man sich unterwerfen, mit denen man sich auf einen guten Fuss stellen musste, wollte man nicht gänzlich verderben, — die Naturgewalten.

Ueberall treten sie feindlich gegen den heranwachsenden Herrscher der Erde auf. Ein Berg erhebt sein stolzes Haupt über den ärmlichen Hütten der Menschen vorgeschichtlicher Zeit. Eines Tages sendet er einen Felsblock nieder, der alles zerschmetternd ein paar der Behausungen mit sich reisst; gewiss, er will die menschlichen Bewohner an seinem Fusse nicht dulden, er wird sie ganz vernichten, wenn sie nicht weichen, — und so zieht die Horde davon, mit ehrfurchtsvoller Scheu nach den göttergeheiligten Zinnen des Berges zurückschauend. — In dem Flusse, der im Frühling wild an der neuen Ansiedelung vorüberrauscht, sind schon mehr als einmal Angehörige des Stammes ertrunken: der Fluss hat sie verschlungen, er ist hungrig nach Menschen, und es ist besser, dem gefährlichen Nachbar freiwillig Opfer zu bringen und seinen Unmut zu beschwichtigen, als ihn in wahllosem Zorn nach seiner Beute greifen zu lassen. Im Sommer ist der Fluss halb vertrocknet, der Regen ist lange ausgeblieben, — sicher zürnt der Fluss, dass man ihn nicht genug geehrt und beschenkt hat, und bald dampft das Blut eines Schlachtopfers in seinem trocknen Bette. Sanftere Geschlechter, die selbst nicht mehr in trunkener Freude über den toten Feind triumphieren mochten, führten mildere Sitten ein: Ein Teil der Habe und des Schmuckes wird in die drohenden Fluten versenkt, und endlich tritt vielleicht ein Gebet an die Stelle des Opfers und irgend ein Heiliger muss den Gott des Flusses ersetzen.

Man bezeichnet diese Beseelung der Natur mit dem Worte Animismus, der also nicht selbst eine Religion, wohl aber die Wurzel aller polytheistischen Religionen ist. Aus ihm heraus entwickeln sich die Mythologien der Völker, die in der griechischen den Gipfel idealer Vergeistigung erreicht haben. Nur jener in ungestörter Ruhe über der Welt thronende Schöpfer und Urvater, den gegenwärtig alle Völker zu kennen scheinen [1]), verdankt sein Dasein nicht dieser Quelle; er wurde von dem Familiensinn der Menschheit, von ihrem Bedürfnis nach Unterordnung unter einen Führer und Herrscher gefordert und geschaffen. Indem nun Stämme mit Stämmen in friedlicher und kriegerischer Begegnung zusammentrafen und sich zu grösseren Volksgemeinschaften aneinander schlossen, fand ein Austausch der auf verschiedenste Art aus animistischen Grundgedanken erwachsenen Götterlehren statt, und so entstand jenes bunte Rankenwerk von Sagen und Mythen, das allenthalben den Forscher wie im Zaubergarten Dornröschens umherwandern und oft genug den rechten Pfad verfehlen lässt.

Neben die animistischen Religionen der Furcht, die mit blutigen Opfern die Gunst unheimlicher Gewalten sich zu erringen streben, treten andre, die ich als Religionen der Dankbarkeit bezeichnen möchte, obwohl auch sie, wie nicht scharf genug betont werden kann, ursprünglich rein praktischen, egoistischen Beweggründen ihre Entstehung verdanken; Religion und Moral sind durchaus nicht dasselbe, widerstreben sich sogar unter Umständen. In diese Reihe gehört z. B. jene Vergötterung nützlicher Tiere, vor allem des Rindes, die bei so vielen, auch arischen Völkern, verbreitet war. Das Rind, durch seine Milch und später durch seine Arbeit am Pfluge von unermesslichem Werte — bedeutet doch fast in allen arischen Sprachen das Wort »Tochter« ursprünglich »Melkerin« — wurde aus Dankbarkeit vielfach aus der Reihe der Schlachttiere gestrichen, wie in Aegypten und Indien; man wählte endlich bevorzugte Tiere aus, in denen man den wohlthätigen Genius der Rasse verkörpert fand und erwies ihnen eine Verehrung, die sich im Laufe der Zeit bis zur völligen Vergöttlichung steigerte. Bei höher strebenden Völkern verwandelte sich der Begriff des Tieres allmählich in den eines menschlich gebildeten Gottes, der nur durch seine Attribute noch seine Herkunft verrät; es braucht kaum erst erwähnt zu werden, dass die »kuhäugige« Hera des Homer in der Vorzeit des Griechentums wirklich nichts anderes war, als eine göttliche Kuh, ihr Gemahl Zeus dagegen der ideale Vertreter des nützlichen Ziegengeschlechts. —

[1]) Friedrich Ratzel erwähnt in seinem »Inventar des Gemeinbesitzes der Menschheit« auch »den Glauben an einen Höchsten, Uralten, Unsichtbaren, der nicht unmittelbar mit der Menschheit zu thun hat«. (Sitzungsberichte der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1889, Sitzung vom 14. November.)

Digitized by Google

Aus einer ähnlichen Quelle ist nun ein Kultus abzuleiten, für den man bis jetzt mancherlei Erklärungen beigebracht hat, ohne doch die entscheidendste besonders hervorzuheben, — der Baumkultus.

Noch gegenwärtig finden wir bei jenen kulturarmen Stämmen, deren Thun und Treiben wir, wenn auch mit Vorsicht, als den vorgeschichtlichen Zuständen auch der europäischen Menschheit ähnlich bezeichnen können, die Verehrung der Bäume weit verbreitet. So wohnen, um nur einige Beispiele aus Afrika anzuführen, zu Uganda die Kriegsgötter in zwei Bäumen, unter denen die Krieger schwarzes Vieh opfern und vor der Schlacht um Sieg flehen. (Felkin.) Die Wateita haben nach Thomsons Bericht heilige Haine, in denen ihre Toten bestattet werden und wo einen Baum zu fällen streng untersagt ist; die Waschimba bedrohten Raffrey, weil er in einem heiligen Walde eine Liane hatte abschneiden lassen. Einen ganz mit Opfergaben in Gestalt von Zeugfetzen behängten Baum fand Mungo Park im westafrikanischen Reiche Wolli. Bei den Sereres in Senegambien steht ein anderer, der sogar die Entdeckung der Diebe ermöglichen muss. Einen heiligen Hain der Marghi endlich schildert Barth: »Es war ein dichter, mit einem Graben umgebener und vom übrigen Terrain abgesonderter Teil des Waldes, wo in dem am üppigsten aufschiessenden und am weitesten sich ausbreitenden Baume ihr Gott Tumbi angebetet wurde.«

In allen Erdteilen finden sich die gleichen Erscheinungen wieder. Eine reiche Quelle ähnlicher Nachrichten sind bekanntlich die Schriften des alten Testaments, in denen sich ein unaufhörlicher Kampf des Monotheismus gegen die »Haingötter« beobachten lässt, obwohl anfangs auch die Verehrung eines einzigen Gottes in bedenklicher Weise mit dem Baumkultus verknüpft ist. Auch der Islam, der doch auf dem Boden entwickelter Religionen erwuchs, fand Reste des Baumkultus vor, ohne sie anscheinend allzu fanatisch zu bekämpfen; wenigstens scheint dies ein Geschichtchen des »Gulistan« zu erweisen, in welchem Sadi eines Baumes erwähnt, zu dem ein Vater mit glücklichem Erfolge um Kindersegen fleht.

Heilige Bäume finden sich selbst in Europa noch jetzt, namentlich in den russischen Ostsee-Provinzen. Noch 1845 stand bei Röiks eine heilige Esche, die man bei Krankheiten des Viehs mit bunten Bändern und Kränzen zu behängen pflegte, und bei Palliser waren zwei Ulmen Gegenstand der Verehrung. — Ueberhaupt lässt sich sagen, dass der Baumkultus einst über die ganze Erde verbreitet war, — nicht so freilich, dass er als eine besondere Religionsform bestanden hätte. Alle Arten des animistischen Naturdienstes haben die Eigenheit, dass sie sich nicht gegenseitig ausschliessen: Neben der Anbetung eines heiligen Baumes konnte ein Schlangenkultus bestehen, wie bei den Langobarden, Flüsse oder Berge für heilig geachtet werden, oder jenes halb willkürliche Wechseln des Kultus stattfinden, wie es den Fetischdienst des Negers charakterisiert; und diese Eigenheit der animistischen Naturverehrung ist es ja auch, die ihr Bestehen selbst in Gebieten ermöglicht, die seit Jahrhunderten von den monotheistischen Weltreligionen erobert sind. Was aber hat gerade den Bäumen die wichtige Rolle im Götterglauben der Vorzeit zugewiesen, die sie ohne Zweifel gespielt haben? Der Baum ist weder so selten, noch so wunderbar, wie etwa ein unter Donnergetöse fallender Meteorstein. Leicht verständlich ist es, wenn über einem Baumstamm in Pegu, der im Fallen mehr als hundert Menschen erschlägt, eine Kapelle für die Waldgeister errichtet wird, oder wenn die Kirghisen dem einzigen Baume in der Steppe zwischen dem Aralsee und Fort Orsk am Ural, der zugleich als Wegmarke dient, göttliche Verehrung zollen, — aber das sind Ausnahmefälle, die nicht für die allgemeine Erklärung genügen.

Oskar Peschel gibt eine dichterisch gefärbte Deutung, die hier folgen mag: »Das Flüstern im stillen, das Rauschen im erregten Walde, das Brechen oder Knarren des Holzes, der sichtliche Kampf einer entlaubten Krone mit ihren knorrigen, gelenkreichen Aesten im Sturme erweckt die Täuschung, als stehe man einer belebten Persönlichkeit gegenüber, und nur allzu willig gönnen wir uns den Trug, übersinnlichen Mächten uns physisch nähern zu dürfen.« Merkwürdigerweise ist hier eine Eigenschaft vergessen, die den hungernden, von Feinden und Unwetter bedrohten Menschen der Vorzeit unendlich mehr anziehen musste, als alle Herrlichkeit des Wuchses, alles Rauschen und Murmeln der Blätter: der Baum war der erste, lange Zeit der einzige Freund des Menschen, der ihm unter seinem Blätterdache, oft genug auch in der sicheren Höhe seines Geästes, Schutz und Deckung gewährte, dessen trockenes Laub ein warmes, behagliches Lager bot, und der — sicher das Wichtigste — Nahrung in Fülle von seinen Zweigen schüttelte. Noch jetzt suchen in Zeiten der Gefahr Angehörige vieler Volksstämme Rettung in den Wipfeln gewaltiger Bäume, wie jene Heidenvölker Baghirmis, deren heldenmütige Verteidigung ihrer Baumburgen uns Nachtigal geschildert hat. Auch dann, wenn man zum Bau einer Hütte schritt, lieferte wieder der Baum das unentbehrliche Holz, und zugleich nährte er mit seinen Aesten das wärmende Feuer, das die Speisen briet und die Raubtiere vom Lager scheuchte. Sicher, der Baum war der beste und uneigennützigste Bundesgenosse des Menschen in der kampfdurchtobten Urzeit.

Als Nahrungsquelle musste der Baum gerade in der frühesten Zeit dem Menschen um so unentbehrlicher sein, als dieser auf die Nahrung, die ihm die Früchte des Waldes boten, vorwiegend angewiesen war; er ist, wie wohl kaum ausführlicher auseinandergesetzt zu werden braucht, seinem anatomischen Bau nach ein Fruchtesser, den baumkletternden frugivoren Affen nächstverwandt. Dass auch gegenwärtig ein grosser Bruchteil der Menschheit sich in der Hauptsache

Digitized by Google

von Baumfrüchten, z. B. Datteln, Kokosnüssen oder Brotfrucht, nährt, muss diese Ansicht bestätigen. Freilich, die prähistorischen Funde scheinen von einer ganz anderen Lebensweise zu berichten: Knochen, Fischgräten, Muschelschalen sind die nicht abzuleugnenden Reste vorzeitlicher Mahlzeiten. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, dass fast alle diese Funde auf nördliche Gebiete entfallen, die ehemals von einer fast sibirischen Kälte starrten und jetzt noch unwohnlich genug sind; ohne eine Vermehrung der Nahrungsquellen, ohne unbedingte Annahme der Fleischkost, die ihrerseits wohl erst nach Erfindung des Kochens und Bratens in vollem Umfang erfolgt sein wird, konnte der Mensch in diesen Breiten nicht bestehen. Der Uebergang zum Fleischgenuss war nicht eben schwierig; jedenfalls ist z. B. das Verzehren von Eiern stets ebenso von den Menschen geübt worden, wie jetzt noch von zahlreichen Affen, und überhaupt ist die Annahme der Fleischkost neben der pflanzlichen im Reiche der Zoologie kein unerhörter Fall. Für die Behauptung aber, dass wir im Süden vielleicht eher auf Spuren rein vegetabilischer Ernährungsweise stossen werden, liefert ein zu Lagozza in der Po-Ebene aufgedeckter Pfahlbau den glänzendsten Beweis. Es liess sich in demselben keine Spur von Resten tierischer Nahrung entdecken, überdies kein Metall, und ebenso mangelte es fast gänzlich an Pfeilen und Wurfwaffen. Dagegen fanden sich neben Weizen, Gerste und Mohnsamen eine Unzahl von Haselnüssen und geschälten und gespaltenen Eicheln, ferner Kornelkirschen und sogar zwei Aepfel, deren einer anscheinend einer veredelten Sorte angehörte.

Der Baum war also für den Menschen eine Nahrungsquelle, die freundlich ihren Segen über ihn ausschüttete; an die Existenz eines Haines von Fruchtbäumen mochte oft das Dasein eines ganzen Stammes geknüpft sein, wie noch jetzt in den Oasen der Sahara oder auf den einsamen Korallenklippen des Stillen Ozeans. Diese Bäume, die ebenso beseelt gedacht wurden wie alles, was den Menschen feindlich oder freundlich beeinflusste, mussten durch Verehrung günstig gestimmt werden: es konnte kein Zufall sein, dass sie in manchen Jahren reichlicher Früchte trugen als in andern, und es musste möglich sein, sie zu veranlassen, immer in Fülle die unentbehrlichste Nahrung zu spenden. Wenn wir nach den Bäumen fragen, die der Menschheit seit Jahrtausenden für die heiligsten gelten, werden wir mit der Antwort nicht selten einen Hinweis auf die Lieblingskost unserer Vorfahren erlangen. In den nördlichen Breiten nahm unbedingt die Eiche die erste Stelle ein; dass auch die unserem Geschmack sehr wenig zusagenden Früchte unserer einheimischen Eichenarten ehemals zur Nahrung gedient haben, ist kaum zu bezweifeln. Noch zur Zeit der sächsischen Kaiser prophezeiten die wendischen Priester ein fruchtbares Jahr, wenn im heiligen See Glomaci Weizen, Hafer und Eicheln umherschwammen; damit stimmt die Verehrung der Eiche bei Slaven und Germanen gut zusammen. Im alten Griechenland stand zu Dodona die heilige prophetische Eiche des Zeus mit immergrünen Blättern und süssen, essbaren Eicheln, welche nach dem Glauben der Griechen die erste Speise der sterblichen Menschen waren. Diese Auffassung wird durch prähistorische Funde vielfach bestätigt, wie schon das oben erwähnte Beispiel von Lagozza erweist. In den von Menschen der Diluvialzeit bewohnten Höhlen entdeckte man mitunter scheffelweise Eicheln neben wilden Beeren und anderen Früchten. Noch in neuester Zeit beobachtete Lenz [1]) in Marokko, dass der Stamm der Beni Hassan sich während einer Hungersnot fast nur von Eicheln nährte, die aus den Wäldern der Mamora geholt und zu einer Art Mehl gestampft wurden.

Bei den Germanen war die Eiche dem Donnergott geheiligt: »Thor reinigt das Wetter, entsendet fruchtbaren Regen, und sein heiliger Baum gewährt die nährende Eichel« (Grimm). Dieselbe Anschauung teilte dem slavischen Perun umhegte Eichenwälder als Wohnung zu. In Schottland findet sich noch jetzt ein geweihtes Eichengehölz auf der Insel Skye, von dem kein Zweig gebrochen werden darf; die heilige Eiche des Zeus wurde oben erwähnt, selbst auf römischen Feldzeichen trägt zuweilen Jupiters Adler eine Eichel im Schnabel, — alles das deutet auf eine uralte Verehrung des Eichbaums bei den arischen Völkern.

Auch den Semiten waren ähnliche Ueberlieferungen nicht fremd. In der Bibel werden Eichen sehr häufig erwähnt, und zwar nicht immer in so feindseliger Weise, wie sonst in diesen ältesten Urkunden des Judentums der Baumkultus besprochen wird. Es scheint gerade gegen diesen Baum eine mildere Stimmung geherrscht zu haben, wahrscheinlich, weil er seit uralter Zeit eine Verehrung genoss, die an sich unschuldiger und begründeter war als andere Formen animistischen Glaubens. So vergräbt Isaak die fremden Abgötter unter einer Eiche und weist unter einem gleichen Baume der Debora, der Amme seines Weibes, die Grabstätte an (1. Mos. 35, 4. 8). Josua errichtet einen Gedächtnisstein unter einer Eiche, »die bei dem Heiligtum des Herrn war« (Jos. 24, 26). Im Buch der Richter (6, 11) lesen wir, dass ein »Engel des Herrn« dem Gideon unter einer Eiche erscheint und daselbst ein Opfer dargebracht erhält; Saul endlich und seine mit ihm gefallenen Söhne werden unter der Eiche zu Jabes begraben.

In der heissen Zone treten andere Fruchtbäume an die Stelle der Eiche; aber in der südlichen gemässigten Zone finden wir sie abermals als heiligen Besitz der Menschen: der von den Herero im südwestlichen Afrika verehrte Baum ist nach Andersson Quercus africana.

Im Norden sind neben der Eiche andere Bäume

[1]) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft II, S. 92.

Digitized by Google

Gegenstand der Verehrung geworden, deren Früchte in vergangenen Zeiten ein wichtiges Nahrungsmittel waren, während sie jetzt verschmäht werden, nicht mehr in Betracht kommen oder nur noch in veredelten Abarten als Speise dienen. Die heilige Buche, die früher an der Saalquelle stand, erinnert uns an einen Fruchtbaum, der für den Waldbewohner der Vorzeit sicher von hoher Wichtigkeit war. Noch bis zum vorigen Jahrhundert bedrohten — wenigstens theoretisch — in einzelnen Strichen Deutschlands die schwersten Strafen den Frevler, der die »fruchtbaren« Waldbäume, Eiche und Buche, beschädigte. Heilige Birnbäume finden sich überall auf germanischem, slavischem und keltischem Boden, seltener wird dem Apfelbaum diese Würde zu teil. Die Heiligkeit der Haselstaude findet in der Geniessbarkeit ihrer Früchte wohl die zutreffendste Erklärung, und vielleicht fällt durch sie auch ein Licht auf die rätselhafte, weitverbreitete Verehrung des Holunders, dessen Beeren ja noch jetzt als Bestandteil einer beliebten, angeblich sehr »gesunden« Suppe auf dem Küchenzettel stehen. Eine ähnliche Gedankenverbindung leitete unbedingt die Slaven in der Umgegend des heutigen Stettin, als sie einen Nussbaum, wahrscheinlich den einzigen im ganzen Lande, für heilig erklärten; der Besitzer zog seinen Unterhalt aus den Früchten des seltenen Baumes (Giesebrecht). — Nach einem japanischen Mythus schlägt der Gott Isanagi mit drei Pfirsichen die ihn verfolgenden Götter der Unterwelt zurück und gibt dem Pfirsichbaum einen Gottesnamen.

Dass Bäume, wie unsere heimatliche Eiche, deren Früchte man allmählich verschmähen gelernt hat, noch lange Zeit eine traditionelle Verehrung geniessen, ist nicht nur in Europa zu beobachten. Ein ganz gleiches Schicksal hat die in Afrika weitverbreitete Sykomore (Ficus Sicomorus) erlitten. In den ältesten Zeiten Aegyptens dienten ihre »Eselsfeigen« — schon der Name zeigt die gegenwärtige Entwertung der Frucht — allgemein als Nahrungsmittel, und massenhaft sehen wir sie auf alten Bildwerken als Opfergabe den Verstorbenen dargeboten. Es ist gewiss kein Zufall, dass bei den Galla, den Somali und Wakamba dieselbe Sykomore noch in hoher Verehrung steht, und wenn bei Matarieh ein Baum dieser Art für geheiligt gilt, weil unter ihm die Madonna auf der Flucht nach Aegypten gerastet haben soll, so deutet dieser Kultus auf eine weit frühere Zeit, als die ersten Jahre der christlichen Zeitrechnung, — die einst allgemeine Verehrung hat sich auf diesen einen Baum konzentriert.

Noch eine andere Pflanze, die allerdings nicht zu den Bäumen gehört, aber eben deshalb den Grundgedanken des Kultus um so deutlicher erkennen lässt, ist hierher zu rechnen, — der heilige Lotus. Was Homer von den Lotophagen erzählt, ist nicht völlig erdichtet. In Indien sind die Wurzeln und haselnussgrossen Samen des Lotus noch bis heute eine beliebte Speise; hier wie im alten Aegypten aber ist der Lotus zugleich der Liebling der Götter und Menschen, ein heiliges Gewächs, dessen schöngeformte Blätter und Blüten der Kunst die herrlichsten Motive bieten, dessen Eigenschaften in dichterischen Gleichnissen zu preisen sich die Phantasie des Indiers erschöpft. Diesen schillernden Gebilden poetischer Gestaltungskraft gegenüber mag der Hinweis auf die Grundidee der ganzen Verehrung, den Nahrungswert der Pflanze, überaus prosaisch erscheinen. Aber es gibt zahllose Gewächse, die an eigenartiger Schönheit mit dem Lotus wetteifern können, ohne in so überschwenglichem Maasse die Aufmerksamkeit zweier in ihrer sonstigen Entwickelung ganz verschiedener Völker erweckt zu haben. Der Lotus ist seit uralter Zeit ein Wohlthäter der Menschen, wie er noch jetzt bei den zurückgebliebenen Stämmen des oberen Nils eine unentbehrliche Speise, ein von ihm bedeckter Weiher ein wertvolles Eigentum ist, — und dies allein ist die wahre Wurzel seiner Heiligkeit.

Wie vielfach gerade Fruchtbäume als von gnädigen Geistern bewohnt gelten, liesse sich noch durch eine grosse Zahl von Beispielen belegen; so finden wir in Indien zwei Feigenarten, Ficus religiosa und Ficus indica, verehrt; auch die Galla pflegen unter Feigenbäumen zu opfern. In West-Afrika treffen wir zahlreiche heilige Baobab-Bäume. Ganz an die Verhältnisse der frühesten Vorzeit erinnert es, wenn wir von dem indischen Bergstamme der Bhils lesen: »In hoher Verehrung steht der Mhowah, jener Riesenbaum, der ihnen Speise, Holz und ein berauschendes Getränk liefert; an den Zweigen desselben hängen sie eiserne Geräte auf.« Einem uralten Gebrauch mag es auch entsprochen haben, dass Massenja in Baghirmi an einem Orte gegründet wurde, der sich durch einen weithin sichtbaren Feigenbaum auszeichnete. Wie oft mag in vergangener Zeit der früchtespendende Baum die Menschen gelockt haben, sich um ihn her anzusiedeln und ihn, der alle ernährte, in die Befestigung ihres Dorfes hinein zu ziehen, um ihn vor Feinden zu bewahren! — So heilig aber waren zuweilen die Fruchtbäume, dass auch der Gegner nicht wagte, sie zu vertilgen. Sophokles nennt in »Oedipus auf Kolonos« den Oelbaum unverletzlich:

»Denn des Zeus stets wachender Blick,
Des Oelbaum-Hortes, schauet ihn an,
Und Athene mit strahlendem Auge.«

Auch anderwärts galt das Abhauen der Fruchtbäume im Feindeslande als frevelhaft und verderblich dem Thäter selbst, auf den es den Zorn der Unsterblichen herabbeschwor.

Sehr nahe lag es den Menschen, die uralten Fruchtbäume, die unzähligen Geschlechtern ihre Gaben gespendet hatten, zuletzt als Stammväter anzusehen und zu verehren. So gelten zwei Bäume im Damaraland als Erzeuger des ganzen Volkes, und bei den Schilluk ist es noch Sitte, den ihrem Stammvater Niekane geweihten Baum mit Perlen und Glas-

Digitized by Google

stückchen zu behängen. — Der Gedanke einer geheimnisvollen Verwandtschaft zwischen Bäumen und Menschen, der Glaube namentlich an Lebens- und Schicksalsbäume findet sich so gut in Europa wie in Afrika, und selbst der phantasielose Chinese kennt ihn.

Vielfach ist der Kultus durch andere, entwickeltere Glaubensformen verdrängt worden und fast völlig erloschen. Es wäre seltsam, wenn wir in diesem Falle nicht einer Erscheinung begegnen sollten, die den Glaubenswechsel so häufig begleitet: Die alten Götter werden zu bösartigen Dämonen, ihre Heiligtümer zu Wohnungen des Teufels und der Hexen. In der That zeigt auch der Baumkultus in einer weitverbreiteten Anschauung diese Umwandlung der Gedanken. Gewiss hat man schon früh versucht, den Geist des Baumes um Abwendung von Krankheiten zu bitten, indem man Gaben an seinen Zweigen aufhängte; später aber kommt die Idee zur Herrschaft, dass man die Krankheit unmittelbar auf den Baum übertragen könne, so dass er an Stelle des Menschen nun dahinsiecht oder zu Grunde geht. Sehr viele der im Volke so hochgeschätzten Sympathiemittel sind auf diese Anschauung zurückzuführen. Im mohammedanischen Nord-Afrika finden sich die »Marabut-Bäume«; es sind, nach Devaux, in der Regel verkrüppelte, ärmliche Exemplare, auf die man, indem man einen Fetzen von seinem Kleide an sie knüpft, Leiden und Krankheiten überträgt. Als gefürchtet und verachtet finden sich in der Lausitz und im Voigtlande die einst hochverehrten Birnbäume als verkommene, von schmarotzenden Insekten bedeckte »Lausebirnbäume« wieder. Auch der einst heilige Feigenbaum spielt besonders im deutschen Volksliede eine unheimliche Rolle. Hier ist die Ursache noch deutlich zu entdecken: die Dichter der Volkslieder haben ihre ganze Kenntnis aus der Bibel geschöpft, die von einem durch Christus an einem unfruchtbaren Feigenbaum vollzogenen Strafwunder erzählt, und nicht wenig mag diese Vorstellung durch die alte Bedeutung des Wortes feige (dem Tod verfallen) unterstützt worden sein.

Mit diesem Hinweis auf das Schicksal des Baumkultus in der neueren Zeit ist die Beweisführung zu einem gewissen Abschluss gelangt. Die Darstellung dieses Kultus muss hier natürlich eine ganz unvollständige bleiben, da es nur meine Absicht war, eine und wohl die hauptsächlichste seiner Ursachen aufzuhellen. Dass daneben auch andere nützliche Eigenschaften des Baumes, dass endlich auch ästhetische Beweggründe zu seiner Vergöttlichung führten und damit auch andere Bäume an die Stelle der fruchttragenden treten mussten, ist zweifellos und schon oft zur Genüge dargelegt worden. Aber heilig ist zunächst immer, was nützt oder schadet; heilig und unverletzlich sind z. B. die vor den Lawinen schützenden Bannwälder der Alpen, — »die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führe mit der Axt«, lässt Schiller den Knaben Tells sagen. Die Ulme scheint dem Chinesen heilig zu sein, weil ihr Holz früher, wie noch jetzt in der Mongolei, zum Anzünden des Feuers diente. In gewissem Sinne geheiligt sind auf der anderen Seite viele Fruchtpflanzen, ja selbst die aus ihnen hergestellten Nahrungsmittel, wie das »liebe« Brot, in das man nicht mit dem Messer stechen, dessen Krumen man nicht ins Feuer werfen darf. Ueber den Korndämon gibt W. Mannhardt in seinem »Baumkultus« ausführlichen Bericht, ohne freilich in dem ganzen Werke dem soeben dargelegten Gedankengang irgendwie näher zu treten. Ihm genügt in der Hauptsache die scheinbare Verwandtschaft zwischen Baum und Mensch in ihrem Wachsen und Vergehen zur Erklärung der altüberlieferten Heiligkeit der Bäume, also ein ganz idealer Animismus, der dem Menschen zunächst unbedingt fern lag.

Es schien mir demgegenüber von Wichtigkeit, die ursprünglich auf das Zunächstliegende und Praktische gerichteten Ziele animistischer Naturverehrung einmal scharf zu betonen. Diese Anschauung stimmt freilich mit den fast allgemein beliebten Ansichten wenig überein. Peschels Auffassung wurde schon erwähnt. Nork, dem allerdings keine entscheidende Stimme gebührt, spricht sich gelegentlich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegen den verwandten Gedanken aus, dass die in vorgeschichtlichen Gräbern gefundenen Früchte eine Wegzehrung darstellen sollen; ihm sind sie allerlei Symbole der Unsterblichkeit. Haberland endlich führt in seinem Werke »Der altindische Geist« am Schlusse einer fast dithyrambischen Schilderung und Erläuterung des indischen Lotuskultus die wichtige Thatsache, dass der Lotus zu den Nahrungsmitteln zählt, mit der halbverächtlichen Wendung an: »Da will aber zuletzt noch Einer zu Wort kommen, ein nüchterner Geselle, der nach so vielen übersinnlichen Seifenblasen angeblich erst das Beste, etwas Praktisches, von der Lotusblume zu rühmen hat. Er bestreitet nicht, dass sich über den Lotus dichten lässt; aber er bemerkt trocken, derselbe lasse sich auch essen.« — Nun, lassen wir diesem Nüchternen immerhin einmal das Wort! Die Völker der Erde sind wohl reich an Phantasie und erfüllen die Natur mit ihren dichterischen Gestalten und Träumen, aber sie wollen nicht nur mit dem Auge der Phantasie betrachtet sein.

Durch die Kulturbrille.

Einige Bemerkungen im Anschluss an den vorstehenden Aufsatz von Karl von den Steinen.

»Die Naturvölker,« sagt Schurtz am Ausgang seiner Arbeit, »wollen nicht nur mit dem Auge der Phantasie betrachtet sein.« Es ist in der That die höchste Zeit, dass in der aufstrebenden Ethnologie eine Art der Behandlung, welche mit unendlich viel Gelehrsamkeit ausgeschmückt sein kann, die Thore des Verständnisses aber nicht erschliesst, sondern unter einem duftenden Weihrauchnebel verbirgt, als

Digitized by Google

wertlos erkannt und als das Alte, was nicht gut ist, wenn es auch noch so gut gemeint sein mag, mitleidslos aus dem Wege geräumt werde.

Das Schlimme und Verderbliche ist, dass die Naturvölker mit den Augen unserer Phantasie betrachtet werden. Es erscheint fast unbegreiflich, wenn wieder und wieder der Versuch gemacht wird, von den uns geläufigen ästhetischen Gefühlen vorauszusetzen, dass sie in einer primitiven Menschenseele wirksam sind. Das Rauschen der Blätter und das Murmeln des Baches sind dem wilden Jäger und Fischer, obwohl er sie natürlich als Aeusserungen lebendiger, bewusster und, wenn man will, beseelter Wesen auffasst, ungeheuer uninteressant. Das ganze Gebiet der sentimentalen Naturbetrachtung kann nur in der Einbildungskraft von Kulturmenschen, die sich vorstellen wollen, was sie empfinden würden, wenn sie selbst Naturmenschen wären, die Entwickelung religiöser Gefühle anregen.

In diesem Sinne wird mit besonderer Vorliebe die Wirkung des Urwaldes und des Feuers auf das Gemüt des einfachen Menschen überschätzt und verkehrt gedeutet. Freilich, wenn der Kulturmensch und Indogermane, Professor N. N., plötzlich aus seinem Musensitz in den üppigen Urwald am Ufer eines majestätischen Stromes der Tropen gezaubert würde, so mögen ihn Schauer und Ehrfurcht durchrieseln, und wenn eben derselbe, nachdem er dort Iphigeniens Anfangsworte »Heraus in eure Schatten« deklamiert hat, sich nicht minder unversehens inmitten eines weit ausgedehnten Buschbrandes befände, so mag er hier vor dem »gewaltigen Phänomen« des Feuers erzittern, oder auch bewundernd Schillers Glocke »Wohlthätig ist des Feuers Macht« citieren, — dass aber der Naturmensch im Walde erschaure oder das Feuer fürchte, ist eine komische Unterstellung. Glaubt er an böse Geister und wohnt im Walde, so fürchtet er sich nachts allerdings häufig genug in diesem Walde, allein er fürchtet die dunkle Nacht und erschauert am hellen Tage keineswegs in dem »heiligen Hain«, den er, durch seinen vortrefflich geübten Ortssinn geleitet, sorglos mit offenem Auge und Ohr durchstreift; das heranrückende Feuer vermag ihm nichts anzuhaben, sofern er nur selbst ein anderes zu entzünden Zeit findet und die sichere kahlgebrannte Stelle einnehmen kann. Schon die Tiere suchen die Brandstätte auf, finden zahlreiche Beute oder lecken die Salzasche. Erschauert der Bauer vor seinen Stieren, weil sie zuweilen recht unangenehm wild werden können? Wir könnten uns dann vielleicht die Apisverehrung in dieser Weise konstruieren.

Was soll nun eine Erklärung religiöser Empfindungen auf einer thatsächlich nicht vorhandenen Unterlage? Was nützt es, dass wir Kulturmenschen uns zurechtlegen können, auf solchem Wege sei eine Verehrung zu stande gekommen, wenn die dabei vorausgesetzten ursprünglichen Regungen gerade dort, wo wir sie jedenfalls noch bis zu einem gewissen Grade erhalten finden müssten, am entschiedensten fehlen?

Es ist ja begreiflich, dass jeder, der im christlichen Glauben aufgewachsen ist, sich die Welt zunächst nicht ohne einen strafenden und liebenden Gott denken kann, aber wenn ich jetzt bei einer Anzahl von Völkerschaften trotz sorgfältigen Suchens nicht die Spur eines übersinnlichen ethischen Prinzips gefunden habe, was soll es nun unser psychologisches Verständnis fördern, dass jene wieder und wieder ausrufen: »Aber es muss doch vorhanden gewesen sein?« Es muss! Dann wollen wir die Naturmenschen lieber gar nicht fragen, sondern unsererseits ihnen sagen, was sie denken oder was sie von Rechts wegen hätten denken sollen.

In Wahrheit geht die Religion in ihrem letzten Grunde überall auf Versuche der Welterklärung zurück, und selbst die einschlägigen Gefühle gewinnen ursprünglich erst dadurch Wert, dass sie der unzureichenden Verstandesthätigkeit erklärend, wenigstens nach der Meinung der Betreffenden erklärend, zu Hilfe kommen. Es ist noch heute nicht viel anders. Die wissenschaftlichen Theologen mögen, was einzusehen ihnen schwer genug geworden ist, anerkennen und behaupten, dass es keine Beweise für das Dasein Gottes gebe — es ruht dennoch der Glaube aller einfach und natürlich denkenden Menschen immer und ewig auf einem vermeintlichen klaren Beweise. Alle argumentieren, die Welt ist nicht zu verstehen, wenn sie nicht durch ein höheres Wesen geschaffen ist, die Zweckmässigkeit muss einen Urheber haben, weil sie sonst unbegreiflich wäre, und sämtliche Geistliche, Missionare und Propheten aller Kulte haben stets den Glauben, den sie predigten, nach ihrem besten Wissen bewiesen; das Wunder, zu aller Zeit und bei allen Formen religiösen Denkens der wichtigste Faktor der Propaganda, ist ja nichts als eine demonstratio ad oculos und ist immer als ein zwingender Verstandesbeweis für die wirkliche Existenz der verkündeten überirdischen Macht gehandhabt worden.

Religion und Wissenschaft sind in ihren Wurzeln eins. Die Zauberer sind bei den Naturvölkern im Anfang stets die Klügeren gewesen, die nach ihrer und des Stammes Meinung eine grössere Wissenschaft besassen. Damit können ja auch diejenigen, welche durchaus bei allen Menschen der Erde den Gottesglauben voraussetzen wollen, zufrieden sein. Denn daran ist kein Zweifel, Zauberer, deren Naturphilosophie die Keime sowohl der Medizin als der Theologie in sich trug, hat es allenthalben gegeben. Der Irrtum steckt in dem ethischen Wert, den man schon bei dem Naturmenschen in das Verhältnis zu nicht greifbaren und nur sehr unvollkommen verstandenen kosmischen Vorgängen hineinverlegt. Es gibt Völker genug, welche weder Tempel, noch Gebete und Opfer und Eidschwüre, noch Götter haben in dem Sinne eines sittlichen Vorbildes, dem sie ihre Handlungen anpassen: wenn

Digitized by Google

man in all diesem unerlässliche Bestandteile der Religion erblicken will, dann sind auch zahlreiche Menschengemeinschaften wirklich vorhanden, die keine Religion haben. Denn, um nur von meinen Erfahrungen zu reden, viele, wahrscheinlich sämtliche Indianer Centralbrasiliens, gehören in diese Klasse. Sie haben Zauberer, die sich z. B. durch pflanzliche Narkotica noch heute in Tiere verwandeln oder an einen beliebigen Ort, einschliesslich des Himmels, versetzen können, und haben Legenden, zufolge deren solche Zauberer auch früher durch allerlei Verwandlungen die Menschen, Pflanzen und Tiere gemacht haben. Aber ein solcher Stammesheros ist ihnen nicht mehr und nicht minder ein Gott, als der Storch, der bei uns die Kinder bringt, dem Kind als guter Vater erscheint; sie hegen gegen denselben etwa dieselben Empfindungen, wie wir gegen Karl den Grossen oder Gutenberg, die bewundert, gefeiert, mit Sagen umsponnen, aber nicht religiös verehrt werden.

Von einer ethischen Grundlage, aus welcher die eigentliche Religion allein entsteht, kann bei umherschweifenden Jägerstämmen der Steinzeit, dem echtesten Typus des Naturmenschen, aus dem einfachen Grunde keine Rede sein, weil sie nur in einem staatlichen Organismus, bei entwickelteren Anschauungen über Besitz und Recht möglich ist. Wohl hat ein jeder das Eigentum seiner Waffen, seines Schmucks, seiner Werkzeuge, aber jeder schafft sich selbst an, was er gebraucht, es existiert keine Teilung der Arbeit und kein Unterschied zwischen reich und arm; die Zahl der gesellschaftlichen Vergehen und Verbrechen ist sehr gering, und die Rechtsordnung steht auf dem primitiven Standpunkt, dass es noch keine Strafe, sondern nur eine Rache gibt, wie man endlich nur demjenigen Liebes und Gutes zufügt, den man liebt, aber Gebote, welche eine Verpflichtung der Gesamtheit gegenüber auferlegen, durchaus nicht kennt. In ihren Sprachen fand sich kein Wort, das unserem »Gott«, als dem Lenker der menschlichen Geschicke, entsprochen hätte, nichts verriet — und wie sollten sie bei ihren socialen Zuständen auch dazu gelangt sein — dass sie einen unsichtbaren Richter fürchteten, oder von einem überirdischen Spender des Guten Gehör erflehten; sie begingen freilich festliche Tänze, mit denen sie frohe oder traurige Ereignisse feierten, aber auch hier gelang es mir mit dem besten Willen nicht, zu erkennen, dass sie sich von einem höheren Wesen abhängig fühlten. Wenn die Regenzeit ihrem Ende entgegen geht und die Früchte des Landbaus eingeheimst werden, wird mehrere Tage und Nächte hindurch unaufhörlich getanzt und geschwelgt: was lag näher, als ein »Erntedankfest« vorauszusetzen, zu Ehr' und Preis eines Himmlischen, der das Wachstum gesegnet — aber welche Auskunft erhielt ich auf meine Fragen? Eine ebenso befriedigende wie einfache: »Wir brauchen jetzt nicht mehr zu sparen; wir essen jetzt so viel, weil wir so viel haben, darüber freuen wir uns und tanzen.« Ich kompliziertes Kulturwesen nahm diese Antwort im Anfang ordentlich übel und bedurfte einigen Ueberlegens, bis ich mich herzlich lachend mit ihrem Sinn vertraut machte; seither aber bin ich gründlich geheilt von der Methode, unsere Gedanken in den Gedankengang der Eingeborenen hineinzuinterpretieren.

Schurtz sagt mit Recht: heilig wird nur das, was nützt oder schadet. Was er in Bezug auf die »Religionen der Dankbarkeit« betont, dass sie »ursprünglich rein praktischen, egoistischen Beweggründen ihre Entstehung verdanken«, möchte ich meinerseits ganz besonders in den Vordergrund stellen. Wenn wir an den Kindern sehen, wie die Dankbarkeit erlernt werden muss, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dass sie gegen ein höheres Wesen erst ausgeübt worden sein kann, nachdem sie im menschlichen Verkehr begründet und ausgebildet worden war. Wenn also Dankopfer dargebracht werden, muss man vorher in den eigenen Verhältnissen erfahren haben, dass man jemanden durch Geschenke gut stimmt, und dazu ist es wieder nötig, dass jemand dagewesen ist, der Geschenke in Empfang nahm. Häuptlinge und Zauberer müssen ihren Stammesgenossen erst beigebracht haben, dass ihnen der grössere Anteil der Beute oder des Ertrages der Ernte gebührt. Das haben die Zauberer nun bei allen Naturvölkern erreicht; wo man auch in der Geschichte der Reisen blättert, man findet immer, dass nur gegen Bezahlung gezaubert und kuriert wird. Die Bororó durften eine grosse Reihe von Jagdtieren oder Fischen nicht eher braten, ehe ein Zauberer sie »eingesegnet«, wie die Brasilianer es nannten, und — verteilt hatte, und erstens waren nun immer gerade die einer solchen Ceremonie unterworfenen Tiere die besten und schmackhaftesten und zweitens fiel bei der Verteilung immer das beste und schmackhafteste Stück für seine Bemühung dem Zauberer zu. Selbst der von den Brasilianern von Staats wegen gelieferte Mais wurde »eingesegnet«.

Wenn nun eines jener hierarchischen Steuerobjekte später verehrt würde, so geschähe das nicht auf Grund unmittelbarer Dankbarkeit um seines Nutzens willen, sondern deshalb, weil der Zauberer animistische Vorstellungen, die er wie seine Stammesgenossen besitzt, für die notwendige Begründung seiner Ansprüche zu seinen Gunsten auszudeuten verstände. Bei den Bororó ist dieser Uebergang zu einer etwaigen Verehrung schon in aller Logik ausgesprochen. Sie glauben erstens, dass die Seele des Menschen nach dem Tode in die lebenden Tiere, die also nur verkörperte Menschenseelen sind, übergeht, glauben zweitens, dass die Seele eines Zauberers gerade in die wertvollsten Tiere überwandert (was sie jedenfalls aus bester Quelle, von den Zauberern selbst, erfahren haben) und glauben drittens — sicherlich wieder auf Grund derselben Gewährsmänner — dass ihnen der Genuss eines solchen, mit einer Zaubererseele ausgestatteten Tieres schwere

Digitized by Google

Krankheit bringe, wenn nicht der lebende Kollege diese Gefahr durch sein Sprüchlein vorher beseitigt hat. Wie die Kinder, wenn sie immer danke sagen müssen, schliesslich dankbar werden, so steht nun auch nichts im Wege, dass sich eine Dankbarkeit gegen die Kunst des Zauberers wie eine Verehrung gegen das Wesen, in dem mit der Zaubererseele die Macht der Strafe steckt und das sich dennoch nützlich erweist, allmählich mehr und mehr entwickelt. Auf diesem oder einem ähnlichen Umwege kann gewiss ein Kultus des Dankes entstehen, aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass essbare Tiere oder Pflanzen, einfach weil sie von dauerndem Nutzen sind, ganz unmittelbar eine dankbare Gesinnung erwecken konnten. Dankbarkeit ist ein Kulturprodukt, ist es selbst bei den Tieren, da sie nur von solchen gelernt wird, bei denen eine Zähmung und ein langer Verkehr mit den Menschen vorhergegangen ist. Sorgfältig ist bei allen Erklärungen das Ursprüngliche zu suchen, was jedoch von dem ästhetischen und religiösen Standpunkt der Kulturmenschheit aus nicht mehr gefunden werden kann. Wir ständen auf einer niederen Höhe, wenn dies noch möglich wäre.

Zur Kenntnis der heutigen Basken.

Von Dr. Otto Stoll.

Das hohe ethnologische Interesse, welches sich an das historisch und kulturhistorisch so wenig hervorragende Volk der Basken knüpft, steht vor allem mit der Thatsache in Verbindung, dass die Herkunft der baskischen Sprache bis heute vollkommen unbekannt geblieben ist. Sie bildet ein völlig alleinstehendes Glied im Kreise der europäischen Idiome. Allerdings hat der Umstand, dass das Baskische nicht, wie die indogermanischen Nachbarsprachen ein flektierendes, sondern ein agglutinierendes und inkorporierendes Idiom ist, das seine nächsten Analogien jenseit des Atlantischen Meeres unter den indianischen Sprachen der neuen Welt besitzt, zu einer Reihe von Hypothesen geführt, welche versuchten, die Basken genetisch mit den Indianern in Beziehung zu setzen. Der neueste derartige Versuch datiert aus dem Jahre 1883 und wurde von dem berühmten Ethnologen Horatio Hale gemacht[1]). Auf Grund verschiedener Ueberlegungen sucht Herr Hale es wahrscheinlich zu machen, dass die prähistorischen Küstenbevölkerungen des westlichen Europa, bei welchen er eine rege Küstenschifffahrt voraussetzt, auch über das Atlantische Meer bis an die Gestade Amerikas sich gewagt haben und bleibend dahin auswanderten, als von Osten her die indogermanischen Völker in Europa eindrangen. Bloss die Basken wären, als letztes Glied einer im übrigen Europa ausgestorbenen Sprachfamilie, zurückgeblieben.

[1]) Hor. Hale, Indian Migrations as evidenced by language. Chicago 1883, S. 24—26.

Wenn auch die gewichtige Autorität dieses Gelehrten seiner Hypothese ein besonderes Interesse sichert, so kann sie dennoch nicht als eine Förderung der Baskenfrage gelten und die Gründe, die gegen die Halesche Hypothese sprechen und welche teilweise schon W. v. Humboldt entwickelt hat, sind noch weit zahlreicher, als die ihr günstigen.

Aber auch gegenüber allen übrigen Sprachfamilien, mit welchen das Baskische bis jetzt wissenschaftlich verglichen worden ist, behauptet dasselbe seinen völlig isolierten Charakter und es hat den Anschein, dass auf linguistischem Wege die Baskenfrage nicht mehr zu lösen sei.

Ebensowenig haben sich bis jetzt die Versuche, dem Ursprung der Basken auf anthropologischem Wege näher zu kommen, über das Stadium der unbewiesenen Hypothese erhoben, obwohl hier deren Wert hauptsächlich von dem Gewichte abhängt, welches man der Beweiskraft kraniometrischer Resultate überhaupt zugestehen will. Dagegen haben die von verschiedenen Forschern (Broca, Virchow, A. d'Abbadie u. s. w.) an lebendem und totem Material angestellten Untersuchungen wenigstens so viel zur Evidenz dargethan, dass die heutigen Basken ein Gemisch verschiedener somatischer Typen darstellen. Diese Thatsache drängt sich an Ort und Stelle auch dem oberflächlichen Reisenden bald auf. Man gewinnt bei längerem Aufenthalt viel weniger den Eindruck eines leidlich einheitlichen Typus, als z. B. in einzelnen ländlichen Gegenden der alemannischen Schweiz. Mitten unter den Kurzköpfen des französischen Baskenlandes mit ihrem kastanienbraunen Haupthaar und ihren grünbraunen oder graubraunen Augen und den schwarzhaarigen, dunkeläugigen Langköpfen der spanischen Provincias Vascongadas sieht man auch vereinzelte Individuen mit blauen Augen, ein deutlicher Beweis der Einmischung stammfremder Elemente ins baskische Blut. Auch mit Hinsicht auf die Statur finden sich mannigfache Abstufungen. Im ganzen müssen die Basken als ein kräftiger, schöner und intelligenter Menschenschlag bezeichnet werden. Die Männer zeigen meist scharfgeschnittene, aber nicht grobe Gesichtszüge und unter den Frauen sowohl des französischen wie des spanischen Baskenlandes finden sich zahlreiche Individuen von auffallender Schönheit.

Mit der Sonderstellung, welche ihre merkwürdige Sprache ihnen anweist, kontrastiert nun der Mangel an auffälligen ethnologischen Zügen bei den heutigen Basken in seltsamer Weise. Allerdings bietet das baskische Volksleben auch heute noch mancherlei Interessantes, aber es sind zum geringsten Teile Dinge, welche den Basken allein, im Gegensatz zu den übrigen Bevölkerungen Frankreichs und Spaniens eigentümlich wären, sondern solche, welche eben eine konservative, durch äussere Verhältnisse und insbesondere durch ihre Sprache isolierte Bevölkerung kennzeichnen, bei der mancher alte Brauch sich noch erhalten hat, der anderwärts bereits dem nivel-

Digitized by Google

lierenden Einfluss des gesteigerten modernen Völkerverkehrs erlegen ist.

Auf eine Schilderung des Baues der baskischen Sprache soll hier nicht eingegangen werden, es sei in dieser Hinsicht auf die knappe, aber ausgezeich-

Fig. 1. Baskisches Mädchen mit Wasserkrug.

nete Darstellung desselben in Fr. Müllers Grundriss der Sprachwissenschaft (Wien 1885, Band III, Abteilung II, 1. Hälfte, S. 1—47) und für die ausführlichere Orientierung auf W. J. van Eys, Grammaire comparée des Dialectes Basques (Paris 1879) verwiesen, wohl das beste linguistische Werk, welches bis jetzt über das Baskische existiert. Da es aber im folgenden notwendig sein wird, einzelne baskische Worte zu citieren, und da die französischen Basken ihrer Schreibweise das französische, die spanischen Basken das spanische Alphabet zu Grunde legen, und zwar mit vielen individuellen Varianten[1]), so ist es für den gegenwärtigen Zweck am besten, ein neutrales Alphabet zu wählen. Es sind daher hier im Lepsiusschen Standard Alphabet diejenigen Laute wiedergegeben, welche mir in den vier Dialekten vorgekommen sind, in denen ich Aufzeichnungen machte, nämlich im Souletinischen (S.), Nieder-Navarresischen (NN.), Guipuzcoanischen (G.) und Vizcayischen (V.). Danach sind zur Schreibung des Baskischen 27 Schriftzeichen des Lepsiusschen Alphabetes nötig, nämlich:

[1]) Vergl. u. a. Phillips, Ueber das baskische Alphabet. Wiener akademische Sitzungsberichte 1879.

Vokale: *a, e, o, u, ü, i*[1]).

Konsonanten: *b, d, f, g, h, χ, k, l, m, n, p, r, s, š, t, ts, tš, v, y.*

Kombinierte Konsonanten: *kh, lh, ph, th, ly, ny, rr.*

a lautet wie im deutschen »alt«,
e » » » » »fett«,

e klingt vor *rr* und *nd* etwas gegen deutsches *ä* hinüber, z. B. *errhi* »Finger«, *mendi* »Berg«.

o lautet wie im deutschen »offen«,
u » » » » »unten«,
ü » » » » »über«,
i » » » » »mir«,
b » » » » »bald«.

b klingt in einzelnen Worten zwischen *b* und *v* und geht selbst in *v* über, z. B. *ošeba* »Tochter« (NN.), *ošava* (G.).

d lautet wie im deutschen »dünn«.

Im Guipuzcoanischen wird vor der Endsilbe *ya* häufig ein schwaches *d* vorgeschlagen: *dya*, z. B.:
G.: *aridya* Wolle, V.: *arišya.*
G.: *garridya* Weizen, V.: *gariša.*

f kommt anscheinend nur in Fremdwörtern vor.

g, h, l, m, n, p, s, t lauten wie im Deutschen.

χ lautet wie im deutschen »lachen«.

k ist nicht aspiriert, wie im deutschen »Kosak«.

r ist das schnarrende, dentale *r* der romanischen Sprachen, häufig zu *rr* verdoppelt, wie im deutschen »Werra«.

š[2]) wie deutsches *sch* in »schön«,
ts » » *tz* in »sitzen«,
tš » » *tsch* in »rutschen«,
v » » *w*,
y » » *j* in »jagen«.

Die kombinierten Konsonantengruppen *kh, lh, ph, th*, die als *k-h, l-h, p-h, t-h* zu sprechen sind, bilden eine Eigentümlichkeit des Dialektes von Nieder-Navarra und des Souletinischen. *ly* entspricht dem spanischen *ll*; *ny* dem spanischen *ñ*.

Das heutige Land der Basken umfasst bekanntlich die Küstenlandschaften im innersten Winkel der Bai von Biscaya bis hinauf in die Thäler der westlichen Pyrenäen. Auf französischem Gebiet sind es vor allem die Arrondissements von Bayonne und Mauléon, also die Landschaften von Labourd, Basse Navarre und Soule, auf spanischem Boden dagegen die sogenannten »Provincias Vascongadas«, also Guipúzcoa und Teile von Álava, Navarra und Vizcaya,

[1]) Nach dem Lepsiusschen Alphabet müssten die baskischen Vokale *e, o* und *ü* eigentlich als *ę, ǫ* und *ų* bezeichnet werden. Die konsequente Durchführung dieser Schreibweise hätte aber auch den einfachsten Worten, wie *ętšea*, »Haus«, ein unbequemes, fremdartiges Aussehen verliehen, und da der Zweck des vorliegenden Aufsatzes kein linguistischer ist, so ist die einfachere Bezeichnung *e, o* und *ü* gewählt worden.

[2]) Es scheint für vorliegenden Zweck nicht nötig, neben *š* und *s* im Sinne des französischen *ch* und *s* noch *ž* und *z* im Sinne des französischen *j* und *z* aufzustellen, da so markierte Unterschiede im Baskischen kaum vorkommen. Vielmehr bewegt sich das baskische *s* und *š* bloss in der Breite des deutschen *s* und *sch*. Keinenfalls aber darf das baskische *z*, wo es in der Litteratur vorkommt, mit dem spanischen *z* verwechselt werden.

Digitized by Google

welche wir als Heimat der heutigen Basken ansprechen müssen.

Wenn man, von Norden kommend, die weitgedehnten, einförmigen Fichtenwälder und Heiden der französischen »Landes« durchreist hat, welche die Küstenlandschaft zwischen Bordeaux und den Ausläufern der westlichen Pyrenäen bilden, so tritt man südlich vom Adour allmählich wieder in eine anmutigere, an Abwechselung reichere Landschaft ein. Wellige Höhenzüge treten an Stelle der monotonen Ebene und in ihren Mulden und an den Abhängen deuten Maisfelder, Obstbäume, Wiesen und eingehegte Bestände des als Viehstreu dienenden Adlerfarn auf eine Bevölkerung hin, welche sich wesentlich von Ackerbau und Viehzucht nährt. In den Bergen von Vizcaya gesellt sich dazu noch Bergbau auf die reichlich vorhandenen Eisenerze. Der Waldbestand ist vielorts auf die höher gelegenen Flanken und Kämme der Berge zurückgedrängt.

Die menschlichen Wohnstätten gruppieren sich entweder zu Dörfern und Weilern um die Kirche herum, oder sie liegen in vereinzelten Gehöften zerstreut, etwa die Maiensässe unserer Alpen. Die einzelnen Häuser tragen oft Eigennamen, die von besonders hervorstechenden Eigenschaften genommen sind. So heisst ein Haus z. B. *etšešuria* »das weisse Haus«, *etšegorria* »das rote Haus«, *etšehaundia* »das grosse Haus«, *goyenetše* »das Haus in der Höhe«. Solche ursprünglich dem Hause oder seiner Lage zukommende Benennungen sind häufig auch auf die Besitzer übergegangen, und die Geschlechtsnamen *Itúrbide* »am Weg zur Quelle«, *Elisabide* »am Weg zur Kirche«, *Elisegaray* »oberhalb der Kirche«, *Arrechea* »graues Haus«, *Iriarte* »Ort der Eichen«, *Mendizabal* »breiter Berg« und andere kommen nicht nur im heutigen Baskenlande, sondern auch im spanischen Amerika vor und beweisen noch die baskische Abstammung mancher Familie, die seit Generationen in Amerika lebt.

Das »baskische Haus« [*etšia, etšea*][1]) zeigt keinen völlig beständigen Typus, sondern variiert nicht unerheblich in den einzelnen Thalschaften und auch von Frankreich nach Spanien hinüber. Es bildet ein Gebäude aus Mauerwerk, welch letzteres zuweilen roh gelassen, zuweilen aber mit Kalk beworfen wird. Die breiten Wände sind von wenigen und kleinen Fenstern durchbrochen. In Frankreich sind hohe und steile, in Spanien niedrigere und flachere Dächer gebräuchlich. Sie sind mit Ziegeln gedeckt. Wo ein Schornstein vorhanden ist, befindet er sich nicht auf der First des Hauses, sondern ganz am Rande des Daches. Ein unterirdischer Keller fehlt: das Haus besteht aus einem Erdgeschoss und einem ersten Stockwerk, über welchem der Dachraum noch häufig als Scheune oder Speicher eingerichtet ist. Die Verteilung der Räumlichkeiten variiert etwas, je nach den individuellen Verhältnissen des Besitzers: eine der originellsten und verbreitetsten Formen des spanischen Baskenlandes (Vizcaya) ist indessen folgende:

Das auf ganz oder nahezu quadratischer Fläche aufgeführte Haus besitzt auf einer Front oder in einem Winkel derselben eine Art Vorhalle (Portal), die indessen lediglich durch Zurücktreten der Frontmauer des Erdgeschosses unter das obere Stockwerk gebildet wird. Dieses fungiert also als Dach der Vorhalle und wird durch eine Stein- oder Mauersäule noch besonders gestützt. Von dieser Vorhalle aus führen die nötigen Thüren in die Räumlichkeiten des Erdgeschosses, von denen gewöhnlich drei vorhanden sind: Küche, Stall und das eheliche Schlafgemach der Meistersleute.

Der Stall kommuniziert mit der Küche in der Weise, dass das Vieh den Kopf durch entsprechende Mauerlücken in die Küche stecken kann, wo sich auch der Futtertrog befindet. Die Fütterung geschieht also von der Küche aus. Auch vom Schlafgemach ist oft ein Fensterchen in den Stall hinausgeführt, damit der Hausherr nachts sein Vieh beaufsichtigen kann. In den Stall gelangt man auch von der Rückseite des Hauses. Die Ochsenkarre wird in der Vorhalle untergebracht.

Die wichtigste Abteilung des Hauses bildet die Küche, die verhältnismässig geräumig ist, da sie nicht bloss zum Kochen, sondern auch als gewöhnlicher Wohnraum dient, falls die Witterung den Aufenthalt im Hause nötig macht.

Der Kochherd ist entweder an der Wand oder in der Mitte der Küche angebracht und zwar auf dem Fussboden, der zu diesem Zwecke eine besondere, aus grossen Steinplatten eingelegte Feuerstelle besitzt. Ueber ihr hängt an eiserner Kette (*latsa*) der grosse eiserne Kessel (*pertsa* V.) herab, der als ein Hauptinventarstück der baskischen Küche gelten muss. In älteren Häusern des spanischen Baskenlandes ist kein Rauchfang vorhanden, der Rauch sucht seinen Ausweg wo er kann und erfüllt die Küche in einer für nicht daran gewöhnte Augen höchst empfindlichen Weise.

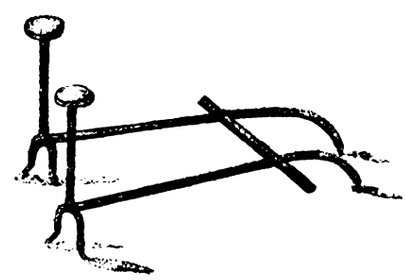


Fig. 2. Baskische Feuerböcke.

Das Feuer, über welchem der Wasserkessel hängt, wird zwischen zwei beweglichen eisernen Feuerböcken (*kapitšilyak* NN.) aus Scheitern angemacht.

[1]) Das finale *a* ist der baskische bestimmte Artikel (*etsi-a* das Haus). Da aber von den Basken in der mündlichen Rede der Stamm nie nackt, sondern stets mit dem Artikel, einem Zahlwort oder andern Suffixen verbunden gebraucht wird, ist im folgenden der Artikel beibehalten worden.

Digitized by Google

Jeder derselben trägt vorn eine vertikale Stange mit breitem flachen Griff, der zur Not auch als Sitz für die Köchin dienen kann. Mittels dieser Griffe, welche nach unten entweder in eine Gabel auslaufen oder, bei grösseren Apparaten, zwei dicht nebeneinander stehende kleine Räder tragen, können die Feuerböcke je nach Bedürfnis genähert oder auseinander geschoben werden. Quer über die beiden Böcke liegt noch eine ebenfalls bewegliche Eisenbarre. Am Feuer

Fig. 3. Baskisches Küchengeräte aus der Soule.

steht zunächst der irdene Kochtopf (*thubinya* S. oder *duphina* NN.), welcher durch ein dreifüssiges Stützeisen (*duphinain giveleko burdhina*, wörtlich »Stützeisen des Kochtopfes«) vor dem Umfallen geschützt wird. Ein Blasbalg (*buhadea* S., *heiškua* NN.), eine Feuerzange, eine Schaufel und einige Pfannen vervollständigen das Kochgerät. Letztere Gegenstände tragen sämtlich aus den romanischen Sprachen entlehnte Namen: *espinsetak, phala, sartenyak*, ebenso wie die *pichera*, ein in der oberen Hälfte glasierter Topf mit Henkel, Griff und zapfenförmigem Ausflussrohr, und die *ferreta*, ein hölzernes Wassergefäss von abgestutzter Kegelform, das auf der Aussenseite mit breiten kupfernen oder eisernen Bandbeschlägen (daher der Namen *ferreta*) eingefasst ist, zwischen welchen nur schmale Bänder des Holzwerks sichtbar sind. Die Ferreta hat jederseits einen Henkel und dient zum Wasserholen. Sie wird auf dem Kopfe getragen und zwar auf einem Ringe, der aus den Hüllblättern der Maiskolben geflochten ist, ähnlich den in der Schweiz gebräuchlichen Strohringen.

Wo noch einfachere sociale Verhältnisse obwalten, dient die Küche auch als Esszimmer, indem die Angehörigen sich um die Feuerstelle lagern, um ihre Mahlzeit einzunehmen, weshalb im spanischen Baskenlande der Herd noch vielfach in der Mitte der Küche angebracht ist. Zum Essen dient vornehmlich der hölzerne Löffel. In Spanien isst die ganze Familie aus derselben Schüssel und trinkt aus demselben Glas.

Aus der Vorhalle führt eine Treppe in das obere Stockwerk, welches ebenfalls gewöhnlich in drei Räume zerfällt: in die »bessere Stube« (*Sala*) und je eine Kammer für die Mägde und Knechte. Sehr häufig ist auch der über dem Stalle gelegene Teil des oberen Stockwerkes als Speicher und Scheune hergerichtet. Die »bessere Stube« ist mit Tisch und Stühlen möbliert; an den weiss getünchten Wänden sind primitive Bilder und heilige Sachen, der Hausaltar, Kruzifixe und Aehnliches angebracht.

Bei grösserem Viehbesitz ist zuweilen das ganze Erdgeschoss als Viehstall gebaut, während Küche und Wohnräume sämtlich im oberen Stockwerk liegen, zu dessen Balkon eine Geländertreppe auf der Aussenseite des Hauses emporführt.

Nicht selten ist ein Haus für zwei Familien gebaut. Die Vorhalle führt alsdann als langer Korridor nach Art einer Sackgasse ins Innere des Erdgeschosses und auf jeder Seite desselben ist Küche und Schlafgemach je einer Familie angebracht, während die beiden Ställe eine Seite des Hauses ganz einnehmen und aneinander stossen. Das obere Stockwerk wird von dem Speicher und der gemeinsamen »besseren Stube« eingenommen, zu deren Seiten die Gesindekammern liegen.

In Frankreich kommen hiervon verschiedene Hausmodelle vor, deren Schilderung hier zu weit führen würde.

Die Alltagsbeschäftigungen des baskischen Landbewohners sind die, welche eben die Landwirtschaft und die Viehzucht mit sich bringt, die Lebensweise und Ernährung ist dabei eine sehr einfache. Schon vor Tagesanbruch wird aufgestanden, das Vieh gefüttert und hernach, wenn es die Jahreszeit erfordert, aufs Feld gegangen. Etwa um acht Uhr morgens findet die erste Mahlzeit statt, die je nach der Arbeit nötigenfalls auf dem Felde, entfernt von den Wohnungen, eingenommen wird und aus Milch mit Meštura (einem Maisgericht), etwas Stockfisch, Sardinen oder Eiern besteht. Dann wird bis Mittag weiter gearbeitet, wo dann die Arbeiter zur Hauptmahlzeit nach Hause zurückkehren. Das Mittagsbrot besteht aus Bohnensuppe, Kartoffeln und Gemüse, Speck oder lufttrockenem Fleisch, je nach der Landesgegend. Frisches Fleisch wird mit Ausnahme der Festtage wenig gegessen. Als Getränk dient den einfachen Leuten Wasser, der Weingenuss ist ebenfalls auf festliche Anlässe beschränkt. Von ein Uhr an wird bis Sonnenuntergang weiter gearbeitet, ein kleines Vesperbrot um vier Uhr abends unterbricht die Monotonie der nachmittäglichen Arbeit. Das Nachtessen findet zwischen sieben und acht Uhr abends statt, und nachher legen sich die Landbewohner bald zur Ruhe oder verkürzen sich noch die Zeit mit dem Anhören von Erzählungen der Alten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Die Pflanzen- und Tierwelt von Deli. Unter diesem Titel hat der durch seine Reisen in die Battaländer bekannte Dr. B. Hagen in der Zeitschrift der Amsterdamer Geographischen Gesellschaft [1]) einen höchst interessanten Aufsatz veröffentlicht. Das in demselben bearbeitete Gebiet Sumatras umfasst den Teil des Alluvialgebietes, welches in der Breite von 20—25 km sich zwischen Kap Tamian und dem Asahanfluss ausdehnt; politisch gliedert er sich in die Reiche Deli, Lankat und Serdang, jedoch wird der Name des erstgenannten Reiches als Kollektivbezeichnung für die drei Landschaften gebraucht.

Nur sehr allmählich, mit einem Gefälle von etwa 1:1000 steigt das Land nach dem Innern, bis es sich an die Hochebenen des nördlichen Tobah- und Karohgebietes durch Vermittelung einer steilen vulkanischen Gebirgskette anschliesst, in welcher sich der Si-Baja und der Simanabum, nach der Angabe Hagens bis zur Höhe von 2172 resp. 2417 m erheben, deren blassgelbe Schwefelfelder weithin über die waldbedeckten Flächen Delis herableuchten. Dieses Gebirge besteht fast ausnahmslos aus trachytischem Gestein (Andesit). In den Vorbergen trifft man auch auf anstehend weissen Porphyr und eine Art Sandstein (letzterer meist an das Alluvialgebiet grenzend); auch Basalt scheint vorzukommen, wenigstens sind Geröllstücke aus diesem Gestein gefunden worden. An manchen Stellen lagert auf der Andesitbasis eine starke Decke von schiefrigem, sehr bröckligem Thon, der, lebhaft rot und gelb gefärbt, an der Oberfläche zu einer fetten, schweren Lehmerde verwittert ist, die häufig in kleinen Kugeln von den Battas zur Stillung des Hungers genossen wird. Die Hochebene bis zum Tobasee scheint nach der Ansicht Hagens aus einer dicken Lage vulkanischer Asche und Rapilli mit grösseren Bimssteinmassen aufgebaut zu sein, welche die ursprünglichen Vertiefungen und Gebirgsspalten ausgefüllt und gleichgemacht haben; er hat diese Ansicht häufig bei mehreren hundert Fuss tiefen Erosionsthälern bestätigt gefunden. Wiewohl das Vorkommen von Granit durch chemische Analyse des Bodens stellenweise nachgewiesen ist, glückte es noch nicht, das Gestein, von dem die Proben herrührten, aufzufinden. In der ganzen Küstenebene findet man, ausser kleinem Gerölle und einigen Kieslagern, beinahe nur aufgeschwemmten Boden, eine Neubildung, die sehr jungen Datums ist, während die Landbildung immer noch fortschreitet und in den 25 bis 30 Jahren, seitdem die europäische Kolonie erstanden ist, beinahe sichtlich verfolgt werden konnte. Dies ist leicht erklärlich, die heftigen Regengüsse waschen die Gebirgsflanken aus; jeder kleine Wasserlauf hat sich dort auf seinem Wege zum Meere eine tiefe Schlucht gewühlt, und je mehr die Kultur sich hier ausbreitet, desto mehr werden Erd- und Bergstürze vorkommen, da die Stütze, welche die Vegetation den steilen Abfällen gewährt, infolge fortschreitender Entwaldung immer mehr verloren wird. Auch das Meer liefert seinen Beitrag zum Alluvium; die vom Indischen Ozean in die Malakkastrasse eintretende Strömung bricht sich an der östlich gelegenen Küste und führt nun den dort gemachten Raub nach der Küste von Deli. Entsprechend dem geringen Gefälle schleichen die Flüsse nur langsam dem Meere zu und bilden ein beinahe unübersehbares Netz von Flussarmen und natürlichen Kanälen. Infolge des schlechten Abflusses trifft man das Grundwasser in geringer Tiefe, und daher sind die artesischen Brunnen zu einem wahren Segen für die dortigen Gesundheitsverhältnisse geworden. Das Land ist ungemein wasserreich; die Luft von Deli enthält nach den von Hagen gemachten Beobachtungen 80% Feuchtigkeit — ebensoviel als der Wassergehalt der Atmosphäre über dem Meere beträgt. Wir übergehen die weiteren meteorologischen Beobachtungen, um nur noch zu bemerken, dass Land- und Seewinde vorherrschen und daher die Moussons nicht regelmässig zum Durchbruch kommen. Die aufsteigenden Wasserdämpfe werden vom Seewind gegen das Gebirge im Innern getrieben und dort in Gewittern und heftigen Regengüssen kondensiert. Durch dieses Uebermaass der Feuchtigkeit an den Bergflanken erreicht die Erwärmung der letzteren einen weniger hohen Grad, als man der geographischen Lage nach erwarten sollte, eine Folge hiervon ist, dass die Wolkengrenze eine Depression erleidet, wodurch denn auch die Florengrenze in vielen Fällen eine niedrigere wird. Uebrigens vermindert sich infolge der fortschreitenden Entwaldung die Regenmenge seit 1882 nicht unerheblich, während aus demselben Grunde die verheerenden Banjirs (Sturzfluten infolge heftiger Regengüsse) häufiger werden.

Aus dem die Pflanzenwelt behandelnden Abschnitt wollen wir nur wenige Angaben entnehmen. Die Flora Delis ist bis jetzt noch terra incognita; Hagen, der kein Botaniker ist, beschränkt sich auf ein allgemeines Uebersichtsbild der Vegetation; er unterscheidet zu diesem Zweck die Region der Strand- oder Küstenvegetation, einen mehr oder weniger breiten Gürtel, welcher das Land vom Meere trennt; an diese schliesst sich die Zone des heissen Tieflandes, welche äusserlich sofort von dem erstgenannten Streifen sich unterscheidet und der beinahe die ganze Kolonie angehört; sie steigt im Gebirge bis zu etwa 1000 Fuss Seehöhe und geht ohne scharf ausgeprägte Grenze in die dritte, halbkühle oder Bergregion über, welche sich scharf gegen die etwa 4000 Fuss über dem Meere liegende Hochlandregion abgrenzt. Wir erkennen hier wieder die, schon von Griesebach erwähnte Thatsache, dass die Vegetationsgrenze von Sumatra im allgemeinen niedriger als die von Java ist; die Ursache dieser Erscheinung liegt in den oben angedeuteten meteorologischen Vorgängen. Die Schilderung, welche Hagen von den verschiedenen Zonen gibt, ist sehr treffend und erhebt sich an vielen Stellen zu einer wirklich malerischen Beschreibung, während aus den vielen eingestreuten Bemerkungen mancher charakteristische Zug hervorzuheben wäre; auch die Veränderungen, welche die Vegetation durch den Eingriff der menschlichen Thätigkeit erfährt, werden in scharfen Umrissen angedeutet. Manches wäre hierüber noch zu sagen, wir müssen jedoch den Leser auf die Arbeit Hagens selbst verweisen, um noch einige Worte über den der Tierwelt gewidmeten Abschnitt folgen zu lassen.

Ausser einigen allgemeinen Betrachtungen, auf die wir gleich noch näher eingehen wollen, gibt er eine Aufzählung aller von ihm vorgefundenen Tiere der Fauna Delis, in welche viele charakteristische Züge namentlich über die besprochenen höheren Tiere verwebt sind, die als Beitrag zur Kenntnis des Tierlebens einen um so höheren Wert besitzen, als sie in vielen Fällen das im Zustande der Freiheit beobachtete Geschöpf zum Gegenstand haben.

Durch die Untersuchungen Hagens hat die Erforschung der Tierwelt Sumatras auch eine grosse Bereicherung erfahren; durch ihn sind Formen bekannt geworden, welche man bisher als ausschliesslich Borneo und Malakka angehörig betrachtet hat, und an diese Ergebnisse knüpft er an, um dieselben mit der von Wallace aufgestellten Theorie zu vergleichen. Sehr richtig stellt Hagen in den Vordergrund, dass der englische Gelehrte nicht bloss hinsichtlich der Grenzlinie der asiatischen und australischen Fauna in seinen scharfsinnigen Schlüssen zu weit gegangen ist, sondern auch den Versuch, durch Vergleichung der Faunen der verschiedenen Inseln die Entstehungsgeschichte des Malaiischen Archipels zu enträtseln, zuweilen auf ungenügende Thatsachen begründet hat.

Er hat unter anderem aufgestellt, dass Sumatra vorübergehend, nachdem Java schon isoliert war, mit Borneo und Malakka zusammenhing; er that dies zu einer Zeit, als die Tierwelt, namentlich die der Säugetiere der grossen Sunda-Inseln noch sehr wenig bekannt und erforscht war, so dass seine Hypothese eigentlich auf ziemlich schwachen Füssen stand und durch neue Entdeckungen ebenso gut befestigt als umgestossen werden konnte. Dr. Jentnik z. B. hat 1881 durch eine sehr genaue Vergleichung der Säugetiere von Java, Borneo und Sumatra gezeigt, dass die Verbreitung derselben, soweit ihre Kenntnis seit Wallace vorgeschritten war, in gleicher Weise für wie gegen diese Behauptung sprechen konnte. Hagen hat nun durch seine Entdeckungen hinsichtlich der Tierwelt Sumatras die Frage wieder der Lösung näher gebracht und der Bedeutung der von Wallace aufgestellten Hypothese allerdings grösseres Gewicht verliehen. Wenn man von den Fledermäusen absieht, so stellt sich jetzt das

[1]) Tijdschr. Aardr. Genootsch. 1890, S. 1—240.

Digitized by Google

Verhältnis der Borneo, Java und Sumatra angehörigen Säugetiere wie folgt: Es haben Säugetiere miteinander gemein:

Sumatra und Borneo: 45 Arten,
Sumatra und Java: 30 Arten.
Borneo und Java: 25 Arten.

Auch in den anderen Faunen zeigt Sumatra eine grosse Uebereinstimmung mit Borneo und Malakka und ein Zoolog, der in der Lage wäre, ein oder mehrere Jahre in einer günstigen Lokalität auf Borneo zu verweilen, würde wahrscheinlich noch ganz andere, kaum geahnte Thatsachen für die Zoogeographie zu Tage fördern.

Als ein sehr interessantes Ergebnis der Arbeiten Hagens ist die Thatsache zu betrachten, dass West-Sumatra und Ost-Sumatra in faunistischer Beziehung scharf voneinander geschieden sind; die ganze Säugetierfauna in Ost-Sumatra ist, wie Dr. Jentnik erklärt, mit ein bis zwei Ausnahmen identisch mit der von Borneo. Von den der Westküste Sumatras eigentümlichen Arten kommen nur wenige auf der Ostküste vor, und umgekehrt — trifft man die der letzteren angehörigen Mammalia nur ausnahmsweise in West-Sumatra. Gleiches gilt, zum Teil in noch höherem Maasse, von der Vogelwelt und von den Insekten. Die Grenzlinie der beiden Faunen fällt, wenigstens auf dem von Hagen untersuchten Gebiet, zwischen Kap Tamian und dem Asahanfluss mit der Grenze des Alluviums zusammen und man hat hier sozusagen auch eine Alluvialfauna, welche durch Mischung der Tierwelt von Borneo und Malakka mit einzelnen Repräsentanten derjenigen West-Sumatras gebildet ist. Sowie man die trennende Gebirgsmauer zwischen Ost- und West-Sumatra überschreitet, befindet man sich in einer anderen Tierwelt. Nur zum Teil erklärt sich dies durch die Höhenverhältnisse; der Beobachter kann sich dem Eindruck nicht verschliessen, dass die Alluvialfauna der Ostküste noch nicht die Zeit gehabt habe, sich über die ganze Insel zu verbreiten. Doch auch hier ist vorsichtige Beschränkung des Urteils nötig, da die Thatsachen eben auch noch viele Lücken zeigen. E. Metzger †.

Donnerkeile in der Südpfalz und im Nordelsass. Am mittleren Lauf der Sauer, an welcher bekanntlich Wörth liegt, finden sich in den dortigen Ortschaften Schönau, Hirschthal, Fischbach, Gebrig, Wengelsbach verhältnismässig viele geschliffene Steinwerkzeuge. Dem Verfasser glückte es, in kurzer Zeit deren zehn zu sammeln. Dieselben werden dort als Donnerkeile bezeichnet und das Volk glaubt steif und fest, sie entstünden durch Einschlagen des Blitzes in den Boden und kämen alle sieben Jahre 1 m hoch wieder zur Oberfläche herauf. Benutzt werden sie als Specificum gegen Entzündungen der Kuheuter. — Der Form nach kann man unter ihnen Beile, Messer, Hacken unterscheiden. Erstere haben eine Länge von 10 bis 12 cm, eine Breite an der Schneide von 5—6 cm und spitzen sich nach hinten zu, während sie nach vorn breiter werden. Die Messer haben eine Länge von 5—6 cm bei einer Breite von 3—3,5 cm. Sie sind konstruiert wie die Beile, nur hinten verhältnismässig breiter. Die Hacken wechseln von 7—12 cm Länge, haben eine verhältnismässig starke Breite von 5,5—7 cm und sind auf der einen (oberen) Breitseite gewölbt, auf der unteren flach geschliffen. — Nach Aussage der Leute kommen auch gebohrte Aexte vor, doch kam mir dort keines zu Gesicht. Auffallend erscheint, dass unter den zehn Exemplaren drei aus dem seltenen Jadeit verfertigt sind, und zwar besitzt ein Exemplar dunkle Flecken auf der hellgelben Grundfarbe. Auch sonst kommen in der Südpfalz und im Nordelsass verhältnismässig zahlreiche Jadeit-Werkzeuge vor. — Inmitten jener Fundstellen Schönau, Fischbach, Gebrig, Wengelsbach erhebt sich der 512 m hohe Doppelkegel des Maimont. Urkundlich lautet derselbe Meygelmunt, gewöhnlich wird er als Majae mons gedeutet. Seinen südöstlichen Gipfel umzieht ein gewaltiger, prähistorischer Doppelwall, in dessen Mitte ein geborstener Opferaltar, hergestellt aus einem gewaltigen Sandsteinblock, sich erhebt (vgl. »Mitteilungen des Historischen Vereines der Pfalz« XV, 1890, gegen das Ende). Eine Quelle, welche auf der Westseite der Umwallung dem Boden entfliesst, ist von einem viereckigen Walle eigens umgeben. Dass die Anlage dieser Befestigung in graue Vorzeit hinaufreicht, ist für jeden Archäologen klar. Die verhältnismässig grosse Menge der Steinwerkzeuge aber rings um diese Festung der Vorzeit lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass beides, Wall und Steinwerkzeuge, in kausalem Zusammenhange stehen. Seit alters waren die Hänge des Maimont bewohnt und bebaut; bei den Arbeiten verloren die Ureinwohner die Steinwerkzeuge, welche die jetzigen Bewohner beim Roden staunend finden und, da sie ihr Dasein nicht erklären können, dem Himmel, wie auch anderwärts vom Volk geschieht, als Donnerkeile zuschreiben.

Dr. C. Mehlis.

Litteratur.

Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen von Dr. Friedrich S. Krauss. Münster i. W. 1890. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte, II. Band.)

Zwar redet man auch an der Sorbonne von der slavischen Sprache, gerade so wie bei den tschechischen Gelehrten im goldenen Prag, allein trotz solcher auf politischen Sympathien beruhender Zustimmung mag es dem Deutschen noch gestattet sein, an eine Mehrheit slavischer Sprachen und Völker zu glauben. Im vollsten Maasse gibt aber die Anthropologie den Zweiflern an der Einheit der Slaven recht und die Gegenüberstellung eines Tschernagorzen und eines russischen Mužik sollte doch genügen, um zu zeigen, wie hier die entgegengesetzten Pole körperlicher europäischer Menschheit durch verwandte Sprachen verknüpft, aber sonst wesentlich voneinander verschieden sind. Indessen, wer blind sein will, der bleibt es und so werden auch die Ketzereien, mit denen Dr. Friedrich S. Krauss an slavischen Mythenforschern sich vergeht, ohne wesentlichen Einfluss an der Moldau und Newa bleiben.

Darum soll aber dem verdienten Forscher um so reichlicher unser Dank zu teil werden, besonders deshalb, weil er, auf induktivem, echt naturwissenschaftlichem Wege vorwärts schreitend, uns ein ganz anderes Bild von slavischer Mythologie enthüllt, als wir gewohnt waren, bei tschechischen und südslavischen Gelehrten zu finden. Vorbereitet war Dr. Krauss in genügender Weise, um uns mit dem vorliegenden Buche zu beschenken, denn die Schriften, die er seit etwa einem Jahrzehnt über den Folklore der Südslaven veröffentlicht (Sagen und Märchen, Sitte und Brauch, Hexensagen u. s. w.), bilden bereits eine kleine, aber äusserst inhaltreiche Bibliothek.

Einen Auszug verträgt das vorliegende Werk nicht und wir müssen uns beschränken, hier die Kapitelüberschriften anzuführen: Sonne, Mond und Sterne. Schicksalsglauben. Baumseele und Krankheitsgeister. Pestfrauen. Vilenglaube. Hexenglaube. Zwerge und Riesen. Grab- und Totenfetische. Opfer und Opferdivination.

Es lebt noch ein gutes Stück Heidentum in den Südslaven, das hier enthüllt und erklärt wird. Zu unserer Freude sehen wir da, wie Krauss nicht die einseitig beschränkten Bahnen gewisser »vergleichenden Mythologen« wandelt, deren Deutungen stets in den Veden gipfeln, sondern sich auf den völkerpsychologischen Standpunkt stellt. Dieser ist uns auch ein Prüfstein für die Echtheit des Inhalts und die Anschauungen und Gebräuche, die unter solchen Gesichtspunkten ihre Parallelen finden, zählen nach Hunderten. Intensiver sind die heidnischen Vorstellungen bei den Südslaven noch als bei uns in Deutschland, allein für das meiste können auch wir mit Belegen dienen, ob dieses nun Kerzen aus Menschenfett sind, welche den Dieb unsichtbar machen, oder ob der Kranke durch gespaltene Bäume hindurch gezwängt wurde, um zu gesunden. Der »Spuk von Resau« hat erst im Jahre 1889 die Gerichte der Mark beschäftigt; die über tausendjährige Thätigkeit der christlichen Kirche hat umsonst sich an der Ausrottung des Aberglaubens versucht — den sie freilich anderweitig wieder züchtete — und auch die mit allgemeiner gleicher Bildung drohende Socialpolitik der Zukunft wird daran nichts ändern. Es wäre auch zu langweilig, wenn solche Aeusserungen der Volksseele fehlen sollten. Andree.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 36. **Stuttgart, 8. September 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Zur Kenntnis der heutigen Basken. Von Dr. Otto Stoll. (Fortsetzung.) S. 701. — 2. Ethnologische Klassifikation der kaukasischen Stämme. Nach russischen Quellen von H. v. Aurich-Petersburg. S. 704. — 3. Die Zigeuner. Von Professor Guido Cora-Turin. (Schluss.) S. 710. — 4. XXI. Anthropologen-Versammlung in Münster. I. S. 714. — 5. Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen. Von M. Quedenfeldt. S. 716. — 6. Litteratur. (Alois Raimund Hein.) S. 719.

Zur Kenntnis der heutigen Basken.

Von Dr. Otto Stoll.

(Fortsetzung.)

Wenn wir die Reihe der Kulturpflanzen des heutigen baskischen Landbaus durchgehen, welche in der baskischen Sprache eigene, nicht nachweisbar entlehnte Namen tragen, so finden wir neben dem Weizen (G. *garridya*) und dem Hafer (G. *garagarra*, S. *olhúa*), neben Apfelbäumen (S.G. *šagarra*, V. *sagarra*) und den Weintrauben (S. *mahatša*, G.V. *matsa*) und neben den Nussbäumen (S. *intsaura*, G. *inchaura*, V. *inchorra*), seltsamerweise auch den Mais, dessen baskischer Name (S. *arthua*, G. *artoa*, V. *artua*) sich schlechterdings nicht ohne weiteres aus einer nicht baskischen Sprache ableiten lässt, obwohl dies in verschiedener Weise versucht worden ist. Während H. de Charencey[1]) *arthoa*, allerdings ohne jede Begründung, zu den Lehnwörtern des Baskischen aus der nachklassischen Zeit zählt, leiten es andere (Lécluse) vom griechischen ἄρτος her. W. v. Humboldt dagegen bringt es mit dem baskischen Worte *artea* in Verbindung, welche die Eichenspezies bezeichnet, die süsse, essbare Eicheln liefert. (Quercus ilex var. ballota). Schon Strabo berichtet (III. C. 155), dass sich die iberischen Bergbewohner zwei Drittteile des Jahres hindurch von Eicheln nährten, welche sie getrocknet und gemahlen zu Brot buken. v. Humboldt hält es daher für wahrscheinlich, dass der Name für das Eichelbrot auf das Maisbrot übertragen worden sei. Dieser Erklärung stehen aber eine Reihe sprachlicher Gründe entgegen, denn zunächst bezeichnet *artea* nicht die Frucht, welche als *escurra* besonders unterschieden wird, sondern den Baum selbst, und ferner wäre die Bildung *artua* aus *artea* ohne Analogie. Es muss daher die Frage nach dem Etymon von *artua* noch als eine offene bezeichnet werden.

Beiläufig sei bemerkt, dass die süssen Eicheln seit Menschengedenken in den baskischen Ländern nicht mehr als Nahrung genossen werden, sondern jetzt ausschliesslich zur Schweinemast dienen, indem die Tiere die gefallenen Eicheln im Walde selbst verzehren. Dagegen werden die »bellotas dulces« oder »süssen Eicheln« im Innern von Spanien, vornehmlich in Estremadura, immer noch wie die Kastanien gegessen, und selbst in Madrid sah ich kleine Quantitäten davon auf dem Markte feilbieten. Auch der Mais beginnt in Vizcaya und Guipúzcoa mehr und mehr als Nahrungsmittel für den Menschen vom Weizen verdrängt zu werden und zum Viehfutter herabzusinken. Nur in entlegeneren und daher konservativeren Distrikten behauptet die *meštura*, *talóa*, *borona*, und wie alle die Maisgerichte heissen, noch ihre hervorragende Stelle als Volksnahrung.

Auch beim Ackerbau der Basken gewinnt die moderne Zeit mit ihren vervollkommneten, fabrikmässig hergestellten Gerätschaften mehr und mehr die Oberhand über die alte Art der Bodenbestellung. Doch ist auch diese noch nicht völlig verschwunden und bildet so ziemlich das Interessanteste, was der baskische Ackerbau aufzuweisen hat. Sie geschieht nämlich mittels der Laya, welche wohl eines der ältesten Ackergeräte ist, die sich in Europa ohne nachweisbare Veränderung aus grauem Altertum erhalten haben.

Die Laya ist eine Art langzinkiger, eiserner Gabel mit starkem, kurzem Holzstiel, dessen runder Knopf bequem in die Hand passt. Der Stiel ist über der Gabel derart excentrisch angebracht, dass die eine der beiden Gabelzinken in seine Verlängerung fällt. Dadurch bildet der horizontale Rücken der Gabel einen Tritt für den Fuss des Arbeiters. Die starken Zinken sind nach vorn über die Fläche gebogen. Die Länge des Stiels beträgt etwa 70 cm,

[1]) H. de Charencey, Recherches sur les noms d'animaux domestiques, de plantes cultivées et de métaux. Act. d. l. Soc. Philol. t. I, 1869.

Digitized by Google

diejenige der Gabel etwa 35 cm. Um nun mit der Laya zu arbeiten, stellen sich mehrere Arbeiter, Männer oder Frauen, in eine Reihe nebeneinander und jeder fasst nun in jede Hand eine Laya in der

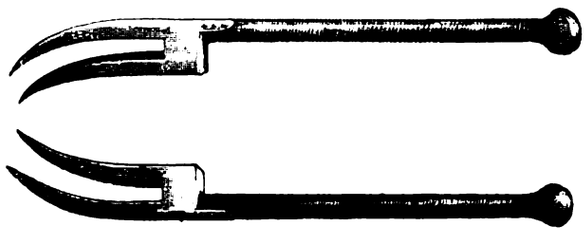


Fig. 4. Die Laya.

Weise, dass der Fusstritt derselben nach innen, die konkav gebogene Zinkenfläche nach vorn gerichtet ist. Dann stossen alle gleichzeitig ihre Gabeln in einer und derselben Querlinie in die Erde. Nun tritt jeder Arbeiter mit dem rechten und linken Fuss auf die entsprechende Gabel, so dass beide Layas durch das Gewicht des ganzen Körpers beschwert sind, der dabei nicht mehr auf dem Erdboden, sondern bloss auf den zwei Gabeln steht. Indem die sämtlichen Arbeiter gleichzeitig ihre Körper vor- und rückwärts wiegen, wobei ihnen der Layastiel als Hebelarm dient, brechen sie in gemeinsamer Arbeit einen langen Erdstreifen los, der in grosse, tiefgreifende Schollen zerfällt oder durch Kinder zerschlagen wird.

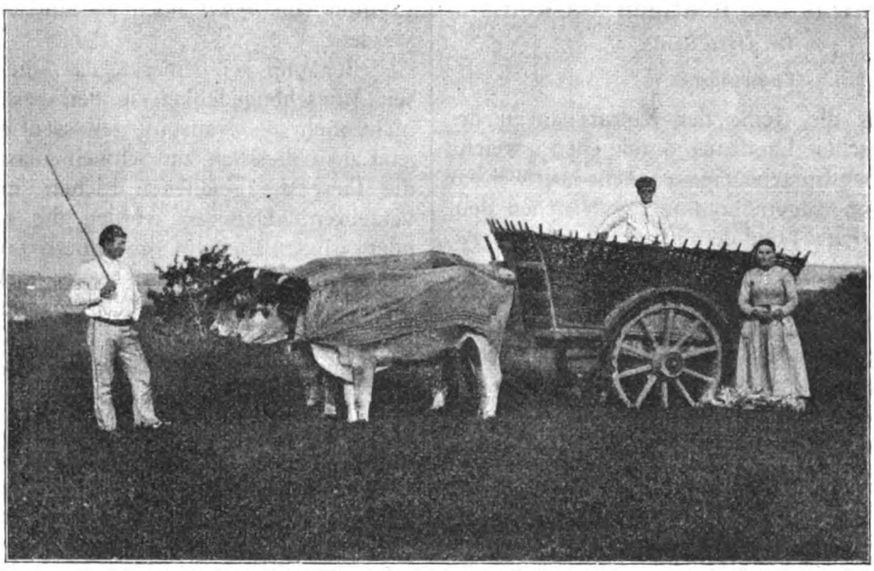


Fig. 5. Baskische Ochsenkarre mit Gespann.

Die Herkunft des Wortes Laya ist dunkel. Es wird gewöhnlich als echt baskisches Wort gefasst[1]), welches als solches in die spanische Sprache übergegangen ist. Den baskischen Ausdrücken *layatu*, »mit der Laya arbeiten«, und *layaria*, »Laya-Arbeiter« entsprechen die spanischen »layar« und »layador«. Die Art des Arbeitens in einer Reihe, wie sie dem *layatu* eigentümlich ist, hat im Spanischen zu einigen besonderen Redewendungen geführt. Man sagt z. B. *son de la misma laya*, »sie sind vom gleichen Schlage«, wörtlich »sie arbeiten an derselben Laya-Reihe«, und *esto es de otra laya*, »das ist etwas anderes«, wörtlich »das gehört zu einer anderen Laya-Reihe«. Wie schon ihr Einfluss auf die spanische Sprache es nahelegt, war der Gebrauch der Laya, wenigstens früher, nicht bloss auf die baskischen Provinzen beschränkt, sondern erstreckte sich wohl noch weiter über den Norden Spaniens. Ich habe sie noch vor zwei Jahren von den Kartäuser-Mönchen in Búrgos anwenden sehen.

Trotzdem die Laya auch heutzutage noch in den baskischen Gegenden allgemein gekannt ist, weicht sie doch mehr und mehr dem Pfluge und auch hier macht der alte, primitive baskische Pflug (*golda*) mehr und mehr den modernen Pflügen (*šarriia*, vom französischen charrue) Platz. Ersterer bestand, nach Baudrimont, der ihn noch in den fünfziger Jahren in Nordspanien sah, aus zwei Stücken Holz, die in T-Form zusammengefügt waren und zwar so, dass die beiden Aeste einen Winkel von etwa 50° bildeten. Der Stiel des T bildete die Deichsel und wurde am Ochsenjoch befestigt; das untere Ende des Querastes diente als Pflugschar zum Aufreissen der Erde, das obere Ende hielt der Bauer in der Hand, um damit das Gerät zu lenken und die Pflugschar in den Boden zu drücken[1]). Als weitere alte Ackergeräte der Basken sind die Egge (S.: *arrhia*, G.: *area*) zu nennen, ferner die zweirädrigen Ochsenkarren (G.: *gurdia*, L.: *orga*), welche zum Einbringen der Ernte und des Viehfutters, sowie zum Befördern von Lasten dienen. Die Ochsen werden dabei in der Weise an die Deichsel gekoppelt, dass ihnen das hölzerne Joch (S.: *ustarria*) hinter den Hörnern über den Nacken gelegt und durch kunstvolles Umwickeln mit Riemen an der Deichsel und an den Hörnern befestigt wird. Das Joch ist dementsprechend nicht gerade, wie die anderwärts gebräuchlichen Stirnjoche, sondern hat, entsprechend dem Nacken der beiden Ochsen, eine doppelte Ausbuchtung. Wenn die

[1]) In diesem Falle sollte man allerdings als Stamm *lay* und davon die Derivate *laytu* und *layria* erwarten.

[1]) Eine Abbildung eines etwas modernern baskischen Pfluges gibt Julien Vinson, Les Basques et le pays Basque. Paris 1882, S. 16.

Digitized by Google

Ochsen eingespannt sind, so legt man ihnen eine Decke von Schaffell, die Haare nach aussen, derart über den Kopf, dass die Stirn- und Nackengegend, welche das Joch und seine Befestigung tragen, davon ganz bedeckt sind. Ferner pflegt man den Tieren den Rücken mit einer Decke (NN.: *marhega*) aus Leinwand oder Wolle, oder aus blossem, grobmaschigen Netzwerk zu decken.

Im spanischen Baskenlande sieht man noch Ochsenkarren mit massiven, nicht durchbrochenen Holzrädern, die an hölzernen Achsen quieken, im französischen Baskengebiet sah ich nur Speichenräder.

Zum Antreiben der Ochsen dient ein langer, spitzer Stock, der wohl ebenfalls zum prähistorischen Inventar der Basken zu rechnen ist und daher einen einheimischen Namen trägt (S.: *makhila*, V.: *makilya*), den man, gewiss nicht mit Recht und ohne die nötige sprachliche Garantie, vom lateinischen *baculum*, und selbst von dem hebräischen *makkel* (Lécluse) hat herleiten wollen. Aus dem Ochsenstachel hat sich auch die kurze Makhila der französischen Basken entwickelt, die ihnen als Spazierstock und stets bereite Schlagwaffe dient. Sie ist aus einem Mispelstämmchen gefertigt, das an seinem unteren und dickeren Ende mit einer Messinghülse eingefasst ist und ein mit kreuzartigen Seitenflügeln versehenes, eisernes Ansatzstück trägt. Nach oben läuft der Stock in eine eiserne Dornspitze aus, die durch eine mit Gewinde versehene und mit Leder umwickelte Hülse oder auch bloss durch eine kleine Messinghülse verdeckt wird. Diese Makhila, die gegenwärtig wohl nur noch zur gelegentlichen Belebung der ländlichen Feste dient, wird in politisch aufgeregten Zeiten zu einer nicht unbedenklichen Hieb- und Stichwaffe, derart, dass nach dem Staatsstreich in Frankreich zu Anfang der fünfziger Jahre es den baskischen Bauern mehrere Jahre lang verboten war, mit der Makhila bewaffnet das Weichbild von Bayonne zu betreten. Sie mussten ihre Stöcke beim Eintritt in die Stadt auf den Polizeiposten deponieren.

Mit dem Ackerbau stehen auch einige der nicht römischen Monatsnamen der Basken in Beziehung, wie später gezeigt werden soll.

Wenn schon der Ackerbau der Basken auf das prähistorische Altertum zurückweist, so ist dies in noch erhöhtem Grade für die Viehzucht der Fall. Wir sind allerdings über die Vorfahren der heutigen Basken von den Schriftstellern des Altertums nicht speziell unterrichtet, indessen hat ein Teil der Nachrichten, welche uns Strabo über die »Bergbewohner« (ὄρειοι) des alten Iberien überliefert hat, ohne Zweifel auch für die alten Basken Gültigkeit. Er nennt bei den iberischen »Bergbewohnern« den Bock und das Pferd als Opfertier, letzteres auch als Reittier, und erwähnt den Gebrauch der Butter als Ersatz für das Oel der südlicher wohnenden Stämme Hispaniens.

Auch der Umstand, dass das Baskische für die gewöhnlichen Haustiere Bezeichnungen besitzt, welche bis jetzt als autochthone gelten müssen, spricht für eine uralte Bekanntschaft mit diesen Tieren. Von den hierher gehörigen Ausdrücken seien die folgenden genannt:

Ochs: S.: *idia*; V.: *idiša*.
Kuh: S.: *behia*; V.: *bedia*.
Stier: G., V. u. s. w.: *sesena*.
Pferd: NN.: *saldia*; G.: *saldidya* [1]).
Stute: NN.: *behorra*; G.: *beorra* [2]).
Esel: S.: *aštua*; V.: *astua*.
Maultier: G.: *mandoa*.
Schwein: S.: *šerria*; G.: *tšerridya*; B.: *tšarriša*.
Hund: S.: *šakhürra*; G. und V.: *tšakurra*.
Ziege: S.: *ahüntsa*; G. und V.: *auntsa* [3]).
Schaf: S.: *ardia*; G.: *ardidya*; V.: *ardiša* [4]).
Hahn: S. G. V.: *olyarra*.
Henne: NN. und S.: *olyua*; G.: *olyoa*; V.: *olyandia*.
Biene: S.: *erlia*; G.: *erlea*.

H. de Charencey hat in seiner bereits citierten Abhandlung den Versuch gemacht, auch diese Namen zu analysieren und an indogermanische Wurzeln anzuschliessen, als ob es schon ausgemacht wäre, dass dieselben überhaupt aus einer indogermanischen Quelle stammen. Es muss dieser Versuch aber als missglückt betrachtet werden, und manche der Ausführungen des französischen Linguisten laufen auf den bekannten »alopex, pex, pux, Fuchs« heraus, der einen anderwärts überwundenen Standpunkt der sprachlichen Analyse kennzeichnet. Wir befinden uns hinsichtlich des Baskischen in der misslichen Lage, dass uns nur wenige, unter sich sehr nahe verwandte Dialekte einer und derselben Sprache, nicht aber weitverzweigte Glieder einer grösseren Sprachfamilie zu Gebote stehen, an denen wir die gesetzmässigen Aenderungen der Lautverbindungen, also die Lautverschiebung, von Sprache zu Sprache studieren könnten. Zudem kennen wir vom Baskischen nur einen Teil seiner jüngsten Entwickelung, denn die ältesten Bücher, die in baskischen Dialekten geschrieben sind, gehen nicht über das 16. Jahrhundert zurück. Es sind dies die souletinisch geschriebenen Gedichte von Bernard Dechepare aus dem Jahr 1545 und das Markus-Evangelium des Jean de Liçarrague vom Jahr 1571. Letzteres Werk ist in einem Gemisch der französischen Dialekte verfasst [5]). Dies beiläufig.

---

[1]) Im souletinischen Dialekt wird gewöhnlich *samaria* für »Pferd« gebraucht, welches ein aus dem nachklassischen Adjektiv sagmarius (*equus sagmarius* das Saumpferd) gebildetes Lehnwort ist.

[2]) Im Vizcayischen wird für »Stute« *saldiša* gebraucht.

[3]) Identische Ausdrücke, bloss durch die Aussprache verschieden, werden gegenwärtig für »Reh« gebraucht, während Larramendi dafür *oreña* gibt, womit aber eher der »Hirsch« gemeint ist.

[4]) Im NN.: *artsara*, was speziell ein altes Schlachtschaf bezeichnet, von *ardi-saharra*, das alte Schaf.

[5]) Von diesen beiden wichtigen Werken existieren neue Ausgaben:

Poésies Basques de Bernard Dechepare d'Eyheralarre. Nouv. éd. Bayonne 1874. Das Markus-Evangelium von Liçar-

Digitized by Google

Von der baskischen Industrie ist wenig zu berichten. Am meisten fallen dem Wanderer im französischen Baskenlande die Männer auf, welche vor ihren Häusern rittlings auf seltsam geformten Arbeitsbänken sitzend, aus Jute die Sohlen für die baskischen, pantoffelähnlichen Sommerschuhe (espartinyak) anfertigen. Diese Bänke, von denen beistehende Abbildung eine Vorstellung geben mag, besitzen als wesentlichsten Bestandteil am einen Ende

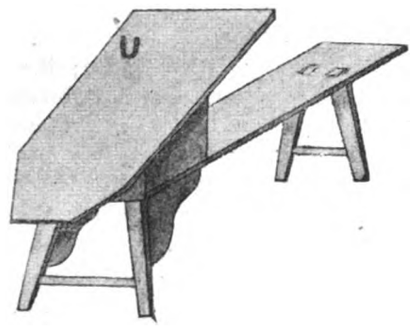


Fig. 6. Arbeitsbank zum Nähen der Jute-Sohlen.

in bequemer Arbeitshöhe ein schräg nach unten laufendes Brett, hinter welchem der Arbeiter sitzt. In der rechten oberen Ecke des Brettes ist eine Art Gabel angebracht, durch welche der Arbeiter, nachdem er wieder einen Umgang der koncentrisch aufgerollten Sohle festgeheftet hat, das noch freie Ende des Jutestranges gegen sich anzieht, während er die Sohle an der Gabel stützt. Zum Durchstechen und Aneinandernähen der Umgänge des zopfartig geflochtenen Jutestranges dient eine eiserne Ahle mit Oehr und Holzgriff.

Der Name der heutigen Baskenschuhe, *espartinyak*, beweist, dass der Manilahanf, woraus ihre Sohle gefertigt ist, bloss der moderne Ersatz für das alte Espartogras ist, welches wohl früher zu ihrer Herstellung diente. Da nun der Esparto (stipa tenacissima) im Baskenlande nicht wächst, so müssen auch die daraus verfertigten Schuhe ein importiertes Fabrikat gewesen sein. Die geflochtenen, viele Meter langen Zöpfe aus Esparto, denen die Jutestränge nachgebildet sind, werden heute noch im spanischen Baskenlande allgemein als Seile gebraucht. Es hat sich also bei der Jutesohle, wie so vielfach im Leben der Völker, das Material geändert, die Form aber ist geblieben. Der prähistorische Baske ging wohl barfuss oder bekleidete sich mit dem primitiven Lederschuh (*abarka*), der heute noch bei schlechtem Wetter und zur Winterszeit im Gebrauch ist. V. Eys sagt (Dictionn. basque-français sub voce »abarka«), dass der Schuh ursprünglich aus weichem Holz gefertigt gewesen sei, ohne jedoch einen Beleg dafür anzuführen.

Das Meer gewährt heutzutage nur noch den Bewohnern der Küstenorte, wie Guéthary, Hendaye, San Sebastian, St. Jean de Luz, Beschäftigung als Fischer, Matrosen und Schmuggler. Unter der baskischen Fischerbevölkerung bilden die Fischweiber oder »Cascarottes« von St. Jean de Luz, welche täglich mit dem grellen Rufe *šardin fre* (sardines fraîches) und *albivota* (ganz lebend) die Strassen der Küstenstädte durchziehen, einen besonders auffälligen Typus. Im Gegensatz zu den übrigen Baskinnen geniessen sie einen sehr schlechten moralischen Ruf.

Während die Männer auf die geschilderte Weise ihrem Tagwerk vorliegen, besorgen die Frauen die häuslichen Arbeiten des Kochens, Waschens, Nähens und Strickens. Man sieht sie auch wohl mit Spindel und Rocken das Garn für den Hausbedarf spinnen. Die Spindel ist eine einfache Holzspindel (G.: *ardatsa*, V.: *buduntsa*), der Rocken (G.: *linaya*, V.: *uraca*) besteht aus einem etwa 90 cm langen Stock, der nahe am oberen Ende eine geflochtene Kunkel trägt. Das Reinigen der Wäsche geschieht nach der allgemein im Süden üblichen Weise durch Reiben und Klopfen auf schrägen Steinplatten, welche am Ufer der Bäche und Flüsse angebracht und häufig durch einen leichten Dachbau vor Sonne und Regen geschützt sind. Das originellste Gerät der Wäscherinnen ist ein flachkonkaver kreisrunder Korb aus Weidengeflecht (*saria*). Die Axe desselben bildet

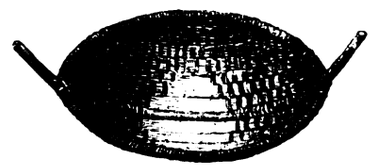


Fig. 8. Baskischer Wäschekorb.

ein starker, gebogener Stock, dessen beide vorstehende Enden als Handhaben des Korbes dienen. Der Boden besteht aus flachkonkaven, schindelartigen, parallel gelegten Hölzern, welche mit Ausnahme des Centrums noch mit feinem Quergeflecht umsponnen und damit an dem kreisförmig zusammengebogenen Stock, welcher die Peripherie der *saria* bildet, befestigt werden. Das Centrum wird zum leichteren Abtropfen des Wassers freigelassen. Das Wort *saria* ist auch, als *sarria*, in das Spanische übergegangen, wo es je nach der Landesgegend einen runden Korb mit Handhaben, oder auch ein grobes Netz zum Transport des Strohes bezeichnet. Mit *saria* werden im Baskischen übrigens auch andere Korbformen bezeichnet, wie denn z. B. die Tragkörbe der Lastesel *ašto-sariak* heissen.

(Fortsetzung folgt.)

rague bildet das erste Heft der Documents pour servir à l'étude historique de la langue Basque par M. Julien Vinson. Bayonne 1874.

Ethnologische Klassifikation der kaukasischen Stämme.

Nach russischen Quellen von H. v. Aurich-Petersburg.

Die mittleren Gebietsteile des Kaukasus und die westlichen Territorien Transkaukasiens bewohnen Gruppen von Volksstämmen, deren Verwandtschaft

Digitized by Google

mit anderen Völkerschaften bis zu diesem Augenblick noch nicht hat ermittelt werden können.

Es sind dies die kartvelsche (iversche), sowie die die westlichen und östlichen Gebirgszüge bewohnenden Gruppen.

Mit vollstem Recht darf man sie als die eigentlichen kaukasischen Stämme bezeichnen, weil sie nirgends weiter als eben nur im Kaukasus anzutreffen sind, mit Ausnahme eines äusserst geringen Teiles von Stämmen derjenigen Gruppen, die sich in der asiatischen Türkei vorfinden, wohin sie seiner Zeit, speziell nach Beendigung der Kriege mit den Bergvölkern, auswanderten.

Sämtliche den genannten Gruppen zugehörigen Stämme gehören ausschliesslich der weissen Rasse an; da jedoch ihre Sprachen keinerlei Verwandtschaft mit denen anderer Volksstämme eben derselben Rasse aufweisen, so dürften sie am zutreffendsten mit dem Namen isolierte Völker zu belegen sein.

Die rein kaukasischen Stämme sind im Norden, Osten und Süden entweder von der weissen oder der mongolischen Rasse eingeschlossen. Erst später trat als vorherrschendes Element die russische Bevölkerung im Kaukasus auf, und mit ihnen zugleich eine allerdings nur unbedeutende Anzahl von Repräsentanten verschiedener Europa bewohnender Völkerschaften. Gegenwärtig gruppiert sich die Bevölkerung des Kaukasus wie folgt:

A. Weisse Rasse.

I. Indo-europäische (arische) Völkerfamilie.

1. Slavischer Abstammung.

a) Russen, den grössten Teil der Bevölkerung des nördlichen Kaukasus ausmachend, bewohnen speziell das Kubangebiet (10 870 000), sowie das Gouvernement Stawropol (etwa 500 000), und bilden fast ein Dritteil der Bevölkerung des Terekgebiets (222 000).

In Transkaukasien, in Städten und Ansiedelungen (insonderheit letztere mit vorwiegend russischer Bevölkerung) und in den Stabsquartieren erreicht die vorherrschende russische Bevölkerung die Zahl 115 000. Im ganzen dürfte der Kaukasus von etwa 1 925 000 Russen bewohnt sein.

b) Polen, in einer Anzahl von einigen tausend, sind im ganzen Kaukasus verstreut, ohne irgendwo bestimmte Ansiedelungen zu bilden.

c) Tschechen. Ihrer sind nicht viele. Sie begannen sich erst vor nicht langer Zeit im Lande anzusiedeln. Tschechische Ansiedelungen finden sich in unbedeutender Zahl nur im Schwarzmeerbezirk.

Andere slavische Stämme sind in so geringer Zahl vertreten, dass sie kaum der Erwähnung wert sind.

2. Litauischer Abstammung.

Ihre Zahl ist nur äusserst gering.

3. Deutscher Abstammung.

Etwa 21 000. Speziell ist der Norden des Kaukasus und Transkaukasien von Deutschen bewohnt.

4. Romanischer Abstammung.

Zu ihr gehören: Moldauer (Rumänen), Franzosen und Italiener. Etwa 1000 Moldavanen wohnen im Schwarzmeergebiet.

5. Pelasgischer Abstammung.

Repräsentanten dieses Stammes sind die Griechen in einer Anzahl von nahezu 47 000. Sie haben sich im Gouvernement Tiflis und im Schwarzmeergebiet angesiedelt. Auch leben welche im nördlichen Kaukasus (im Kubangebiet und im Gouvernement Stawropol), die grösste Zahl aber im Bezirk von Kars (circa 23 000).

6. Iranischer Abstammung.

a) Die Osseten oder Ossetinen, die sich keilförmig zwischen die drei Gruppen der rein kaukasischen Stämme (östliche Gebirgsvölker, westliche Gebirgsstämme und kartvelscher Stamm) eingeschoben haben, leben in einer Anzahl von 75 000 hauptsächlich im nördlichen Kaukasus, im Terekgebiet und im Centralteile des kaukasischen Bergrückens, in den Schluchten, die durch den mittleren Lauf des Terek und seine Zuflüsse (auf seiner linken Seite) bewässert werden. Ein Teil der Osseten überstieg den Hauptgebirgsrücken des Kaukasus und wendete sich nach Süden, nach Grusinien, an die Quellen der Liachwa, Ksanka, des Riop und an andere Punkte. Im Gouvernement Tiflis leben ihrer circa 50 000 (davon im Gorischen Kreise über 35 000, im Duschetskischen über 13 000), in Kutais (im Katschinskischen Kreise) circa 3000. Im allgemeinen beträgt ihre Anzahl 130 000. In der ossetinschen Sprache, die offenbar altiranischen Ursprungs ist, treten zwei Dialekte auf: der tagaurskische (oder eigentlich ironskische) und der digorskische.

Abzweigungen der Ossetinen sind:

α) der östliche Zweig — der tagaurskische oder ironskische am mittleren Laufe des Terek und seinen Nebenflüssen: Fiagdon, Giseldon und Ardon;

β) der westliche (digorskische) — am Flusse Uruch und dessen Nebenflüssen (Lesgen und Tschegem);

γ) der südliche (tualskische) — am südlichen Abhang des Kaukasus. Der tualskische Dialekt ist eine Abart des ironskischen.

b) Die Perser, die ehemals in Transkaukasien eine wichtige Rolle spielten und besonders den östlichen Teil bewohnten, bilden heute nur einen geringen Teil der Bevölkerung. Ihrer sind nicht mehr als circa 12 000, wovon im Gouvernement Baku circa 6000, im Gouvernement Tiflis (hauptsächlich in der Stadt Tiflis selbst) gegen 2000 wohnen. Fast eben so viele sind ihrer im Terekgebiete (in Kislar, Wladikawkas, Mosdok und anderen Städten). Im Bezirk Batum leben ihrer etwas über 1500.

c) Die Taten, welche eine Sprache sprechen, die dem Neupersischen ähnlich ist, haben sich hauptsächlich im Bakuschen Gouvernement und zwar in den Kreisen Baku (circa 35 000) und Kuba (circa 44 000) niedergelassen. Sie wohnen ausserdem im

Digitized by Google

südlichen Daghestan, nämlich im Kaitago-Tabasaranskischen Bezirk (etwa 3000), und zählen alles in allem gegen 82 000 Seelen.

d) Die Talyschinzene reden eine dem Neupersischen verwandte Sprache, in der sich mehr Ueberreste der sendischen Sprache erhalten haben, als bei den übrigen am Kaspisee wohnenden iranischen Stämmen. Sie haben sich speziell im Lenkoranskischen Kreise in einer Zahl von circa 43 000 Seelen niedergelassen.

e) Die Kurden, reden eine dem Neupersischen zwar ähnliche, jedoch völlig selbständige Sprache. Sie wohnen im Süden von Transkaukasien, im Gouvernement Eriwan, in einer Anzahl von ungefähr 28 000 Seelen, desgleichen im Gebiet von Kars (27 000), und in einigen Kreisen des Elisawetpolschen Gouvernements. Sie nomadisieren im Gebiet von Batum und im Gouvernement Tiflis und sind circa 72 000 Seelen stark. Es gibt zwei kurdische Dialekte: den kurmandschischen und den sogenannten Sasà-Dialekt. Die innerhalb der Grenzen Russlands wohnenden Kurden sprechen den ersteren.

7. Armenier.

Die Armenier, die früher der iranischen Gruppe zugezählt wurden, bilden nach den neuesten Forschungen einen besonderen Volksstamm, der allerdings hinsichtlich seiner Sprache der iranischen Gruppe [1]) verwandt ist. Sie bewohnen hauptsächlich die Gouvernements Eriwan (circa 290 000), Elisawetpol (circa 200 000) und Tiflis (circa 160000). Im Bakuschen Gouvernement leben gegen 25 000. Ferner sind sie über den Bezirk von Kars (circa 37 000) und über andere Teile Transkaukasiens verstreut; im westlichen Teile Transkaukasiens leben nur wenige (circa 12 000). Im Norden des Kaukasus zählt man ihrer gegen 27 000. Dort bewohnen sie hauptsächlich die Städte Kislar, Mosdok, den bis jetzt noch nicht zur Stadt erhobenen Flecken »Zum heiligen Kreuz«, Wladikawkas und Edessia. Die armenische Bevölkerung, einschl. der Armenier-Katholiken, beträgt über 750 000 Seelen.

8. Indischer Abstammung.

Als Abkömmlinge dieser figurieren im Kaukasus nur die Zigeuner. Unter ihnen gibt es solche, die im ganzen Lande herumwandern und ihr Heim heute hier und morgen dort aufschlagen, und solche, die aus Russland eingewandert sind. Ihre Zahl ist unbekannt, in keinem Falle bedeutend.

II. Semitischen Ursprungs.

a) Juden. Eine namhafte Zahl wohnt bereits seit langer Zeit im Lande. In erster Linie sind es die sogen. Gebirgsjuden, welche die tatische Sprache reden und hauptsächlich in Daghestan und im Terekgebiete leben. Zu den bereits seit längerer Zeit im Lande angesessenen Juden zählen auch die grusinischen Juden, die die grusinische Sprache sprechen. Als sich die russische Herrschaft im Lande zu befestigen anfing, begannen auch die Juden aus Russland einzuwandern. Ihre Zahl im Kaukasus kann auf 38 000 veranschlagt werden.

b) und c) Aissoren und Chaldäer. Erstere leben in einigen Ansiedelungen des Gouvernements Eriwan und in der Karajasischen Steppe, sowie in Tiflis. Ebendaselbst wohnen auch die Chaldäer, die dorthin kommen, um Arbeit zu suchen. Die Zahl der Aissoren und Chaldäer erreicht etwa 3000 Köpfe [1]).

III. Gruppen rein kaukasischer Stämme.

1. Die kartvelsche (iversche) Gruppe.

a) Grusinen. Unterabteilungen derselben sind: [2])

α) Die eigentlichen Grusinen, im Gouvernement Tiflis lebend und die Hauptbevölkerung von Kartalinien und Kachetien ausmachend (insonderheit das Bassin des mittleren Laufes des Kur und einen namhaften Teil des Bassins des oberen Laufs dieses Flusses bewohnend). Zu ihnen gehören auch die sogenannten Ingiloitzen, die in Transkatalien wohnen und vor langer Zeit zum Islam übertraten. Ihre Zahl beläuft sich auf 310 000 Seelen.

β) Die Grusinen-Gebirgsbewohner, im Tifliser Gouvernement lebend. Zu ihnen gehören: die Chewsuren, Pschawen und ein grosser Teil der Bewohner Turschetiens [3]); alles in allem ungefähr 20 000 Seelen.

γ) Die Imeretier und Guritzen (im Gouvernement Kutais) in einer Zahl von etwa 380 000 Seelen.

δ) Die Adscharzen, Kabulezen und Grusinen im allgemeinen — bewohnen den Batumschen Bezirk und die wilden unzugänglichen Schluchten des Artwinschen (die murgulische, chatilsche und andere) in einer Anzahl von etwa 46 000 Seelen.

Die Grusinen beziffern sich auf mehr als 755 000 Seelen.

---

[1]) Professor Patkanow äussert sich über die armenische Sprache folgendermaassen: »Sie nimmt den mittleren Platz zwischen den Gruppen der iranischen und der slavolitauischen Sprache ein und ist ein selbständiger Repräsentant der verschwundenen (möglicherweise kleinasiatischen) Gruppe der indo-europäischen Sprachen.«

[1]) Das »Material zur Information über die ökonomische Lage des Kronsbauern« enthält in der Zahl der Stämme semitischen Ursprungs auch noch Araber (im Gouvernement Baku); jedoch sind die dafür beigebrachten Beweise durchaus nicht überzeugend.

[2]) Die örtlichen (orographischen und anderen) Verhältnisse, wie auch historische Gründe sind die Veranlassung zu einer Scheidung der Grusinen in Unterabteilungen geworden. Durch diese letzteren kennzeichnen sich die Eigentümlichkeiten der Sitten und des Charakters. Trotzdem sind sie nicht als besondere Volksstämme oder Völker zu bezeichnen.

[3]) Der Name Tuschetien ist streng genommen keine ethnische Bezeichnung: das Land wird, so zu sagen, von vier Gesellschaften bewohnt, von denen drei grusinischen Ursprungs und eine — die zowskische — zu den Kistinen gehört, die nach Ursprung und Sprache mit den Tschetschenzen verwandt sind. Die Zowtzen, die sich vor langer Zeit in Tuschetien ansiedelten, traten in nahe Beziehung zu den übrigen Gesellschaften des Landes und verteidigten dasselbe nicht minder tapfer gegen die Einfälle der Lesghinen und Kistinen.

Digitized by Google

b) Die Mingrelier, im Gouvernement Kutais, in einer Anzahl von etwa 200 000[1]).

c) Die Lasen, im Bezirk Batum, bewohnen einen Teil der Schwarzmeerküste, und sind im ganzen 2000 Seelen stark[2]).

d) Die Swaneten, im Gouvernement Kutais, in einer Stärke von etwa 12 000 Seelen.

2. Die westliche Gruppe der Bergvölker.

a) Die Abchasen (Asegas). Eigentlich bewohnen die Abchasen, in einer Zahl von etwa 23 000, den Distrikt von Suchum. Ein anderer Zweig — die Abasinzen — leben unter verschiedenen Benennungen in einer Anzahl von nahezu 10 000 im südwestlichen Teile des Kubangebiets, grösstenteils im Batalnaschinskischen Kreise. Im ganzen sind die Asegas etwa 42 000 Seelen stark.

b) Die Tscherkessen (Adygas). Ihre Hauptmasse, unter dem Namen Kabardinzen, in einer Anzahl von mehr als 72 000, lebt im Terekbezirk (in der grossen und kleinen Kabardie), in den Ebenen des Malkibassins und an dem rechten Ufer des Terek bis zum Flusse Kurpa. Der Terek scheidet die grosse Kabardie von der kleinen. Weiter wohnen die Adygas, und zwar unter verschiedenen Namen, im Süden des Kubangebiets, nördlich von den Abasinzen. Sie sind zahlreicher als die übrigen Stämme und zerfallen in: Abadsechen — an 16 000, Beslenewzen — an 6000, Kabardiner — an 12 000, Bscheduchen — an 12 000, Schapsugen — an 2500. Rechnet man hierzu etwa 1500 Adygas oder Tscherkessen, die im Schwarzmeergebiet verstreut wohnen, so beträgt ihre Gesamtziffer mehr als 130 000 Seelen. Im Kubangebiet wohnen allein über 57 000 Seelen.

3. Die östliche Gruppe der Bergvölker.

a) Die Tschetschenzen und die mit ihnen durch Abstammung und Sprache verwandten Kistinen.

Die Tschetschenzen wohnen im Terekgebiet, östlich von den Ossetinen, zwischen dem Terek und der Südgrenze des Gebietes vom Darjala bis zur Mündung der Aktascha. Dieses Territorium ist im ganzen nur schwach bewohnt von Tschetschenzen und für Kosaken und Kalmücken in Parzellen geteilt. Die Tschetschenzen scheiden sich: in eigentliche Tschetschenzen, im Grosnenschen Distrikt, in Gebirgs-Tschetschenzen (im Argunschen), Auchowzen (im Chassaw-Jurtowschen) und Itschkerinzen (im Wedenschen Bezirk). Die Zahl der im Terekgebiet lebenden Tschetschenzen dürfte auf 195 000 zu veranschlagen sein. Die mit ihnen stammverwandten Ingusch leben im Distrikt von Wladikawkas. Sie wanderten aus Kistetien ein, einer Gebirgsgegend, die sich bis zum Norden von Tuschetien und Chawsuretien und westlich bis zum Flusse Makaldon, einem Nebenflusse des Terek, erstreckt. Die Ingusch leben im Distrikt von Wladikawkas in einer Zahl von etwa 28000 Seelen; die sogen. Kistinen im Norden des Tionetschen und Duschetschen Kreises des Tifliser Gouvernements in einer Anzahl von etwa 3000 Köpfen.

b) Die Lesghier oder Lesginen bewohnen hauptsächlich Daghestan, das einst von den Arabern »Gebirgsland der Sprachen« genannt wurde. Die am meisten verbreiteten Sprachen bei ihnen sind: die avarsche, darginsche und kjurische. Es sind dies Sprachen derjenigen Volksstämme, die einst die erste Rolle in Daghestan spielten. Zu den weniger verbreiteten gehören: die kasikumuksche und tabasaransche. Dann gibt es noch Sprachen, welche von einem nur geringen Teile der Bewohnerschaft gesprochen werden. Die schon im Altertum verbreitete Meinung, als ob in Daghestan unzählig viele Sprachen gesprochen worden seien, muss nach den gründlichen Forschungen Uslars und Schiefners zurückgewiesen werden. Zwischen einigen Sprachen herrscht entschieden eine nahe Verwandtschaft, so dass sie zusammen als besondere Gruppen gelten können. Andere wieder müssen als vollständig selbständig bezeichnet werden, obgleich auch bei ihnen eine linguistische Verwandtschaft mit den lesghischen Sprachen unverkennbar ist — für die Sprachforschung ein sehr dankbares Gebiet. Nach dem Tode Uslars widmete man dem Studium der lesghischen Sprachen noch einige Sorgfalt, gegenwärtig ist dies nicht mehr der Fall, so dass keine neueren Forschungen vorliegen. Immerhin kann jedoch auf Grund der bereits erhaltenen Resultate dreist behauptet werden, dass die lesghischen und tschetschenzischen Stämme vollständig getrennte Völkerfamilien sind, die mit keinem der in ethnographischer Beziehung durchforschten Volksstämme irgend welche Verwandtschaft aufweisen.

Was uns bis jetzt von ihnen bekannt ist, ist in Kürze folgendes:

α) Die avaro-andische Gruppe.

In dieser Gruppe nimmt der an Zahl stärkste lesghische Stamm der Avarzen den ersten Platz ein. Ihre Sprache wird in der ganzen Gebirgszone von Daghestan, vom Norden bis zum Süden, gesprochen und ist, dank der früheren politischen Bedeutung dieses Volksstammes, in diesem Gebiet die gebräuchlichste und, so zu sagen, die Umgangssprache. Die grösstenteils im Gunibschen Distrikt (im nördlichen Daghestan) und im Avarschen (westlichen Daghestan) lebenden Avarzen dürften auf 100 000 zu veranschlagen sein. Weiter sind die Avarzen in früherer Zeit bis zum heutigen transkatalischen Gebiet vorgedrungen und bilden doch ziemlich die Hälfte der Bevölkerung. Nach statistischen Daten aus letzter Zeit wohnen dort etwa 30 000 Seelen. Im Terekgebiet beträgt ihre Zahl etwa 12 500. Im ganzen sind sie über 142 000 Seelen stark.

[1]) Die Mingrelier sprechen eine der grusinischen sehr ähnliche Sprache; letztere ist die in Mingrelien übliche.

[2]) Der grösste Teil der Lasen ist unter türkischer Herrschaft geblieben. Die mingrelische und lasische Sprache weisen viel Aehnlichkeiten auf.

Digitized by Google

Im Andischen Bezirk (Westdaghestan), dem sprachenreichsten, haben sich acht Stämme zusammengefunden, die sämtlich miteinander verwandte, aber doch eigene Sprachen haben. Der verhältnismässig zahlreichste Stamm (etwa 7000) ist der der Andizen; nach ihnen kommen: die Karatinzen, Tschamalazen, Tindalzen, Bagulazen, Achwachzen, Botlichzen und Godoberinzen. Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 24 000 Seelen. Nach Forschungen Sagurskis weisen ihre Dialekte eine unverkennbare Verwandtschaft mit der avarzischen Sprache auf.

Im Andischen Bezirke wohnen auch noch die Didoitzen und die ihnen verwandten Chwarschinzen (etwa 6000); doch ist über den Grad ihrer Stammverwandtschaft mit den übrigen Stämmen etwas Genaues nicht festzustellen.

β) Darginsche Gruppe.

Die dieser Gruppe angehörenden Volksstämme finden sich hauptsächlich im östlichen Daghestan. Sprachlich sind alle gleichfalls sehr nahe miteinander verwandt, so dass man eigentlich alle von ihnen gesprochenen Sprachen für eine und dieselbe halten kann, aber die diese Sprache redenden Stämme heissen nicht überall Darginzen; denn dieser Name war früher mehr eine politische Benennung. Die darginschen Dialekte selbst zerfallen in drei Gruppen: den akuschinskischen, der im Darginschen Bezirk (im nördlichen Daghestan) der meist verbreitete ist, den chaidakschen, der in einem Teile des Kaitago-Tabasaranschen Bezirks (Süddaghestan) gesprochen wird, und in den wurkunskischen (im mittleren Daghestan). Hierher dürfte auch die Sprache der Kubatschinzen zu zählen sein, die sich ehedem als Franken ausgaben; denn nach den Forschungen Sagurskis ist ihre Sprache der darginschen nahe verwandt. Die Zahl der die darginsche Sprache redenden Bevölkerung übersteigt 90 000.

γ) Die Kurinsche Gruppe.

Die Kurinzen bewohnen die ziemlich breite und langgestreckte Zone an beiden Ufern des Samur, im südlichen Daghestan (gegen 87 000); ferner den Kubinschen Kreis, das Gouvernement Baku und in unbedeutender Anzahl den Nuchinschen Kreis des Gouvernements Elisawetpol. Im ganzen sind es etwa 130000. Mit den Kurinzen einigermaassen sprachverwandt sind die Rutulzen und Zachurzen am oberen Teile des Samurbassins. Die ersteren dürften ungefähr 11 500 Seelen, die letzteren 15 000 stark sein.

δ) Volksstämme, deren nächste Stammverwandtschaft mit dem lesghischen nicht bekannt ist:

Laken (Kasikumuchzen) — im mittleren Daghestan, in einer Anzahl von über 35 000.

Tabasaranzen[1]) in Süddaghestan etwa 17 000.

Artschinzen — in geringer Zahl den 30 Werst von Kumuch gelegenen Aul Arczi bewohnend.

Kaputschinzen — im mittleren Daghestan.

ε) Udinen — ein lesghischer Volksstamm, der sich in unbekannter Zeit in Transkaukasien festgesetzt hat. Es sind dies, aller Wahrscheinlichkeit nach, Abkömmlinge der in armenischen Chroniken wiederholt erwähnten Agwanzer (Albanzen). Die Armenier liessen es sich schon ziemlich früh angelegen sein, einen namhaften Teil dieses Stammes zum Christentum zu bekehren, doch schlug dasselbe keine tieferen Wurzeln, und bei dem ersten tartarischen Ansturm vermohammedanisierten und vertartarisierten sie sich wieder. Die udinische Sprache hat sich noch in zwei Dörfern des Nuchinschen Kreises, in Wartaschena und Nisch, erhalten. Die udinische Bevölkerung ist etwa 10 000 Seelen stark. Es wären vielleicht noch einige Dörfer zu nennen, in denen die Sprache der heutigen Udinen gesprochen wird. Das Grundelement des Udinischen bildet die lesghische Sprache, sie ist aber unter dem Einfluss der tartarischen Sprache vertartarisiert und enthält auch eine Anzahl armenischer Worte.

B. Mongolische Rasse.

Völkerschaften dieser Rasse wanderten im Kaukasus von Süden und Norden her ein. Die turischen Stämme, die sich in Transkaukasien niederliessen, kamen aus der Türkei und Persien. Diese letzteren speziell bildeten das grössere Kontingent.

I. Transkaukasische turische Stämme.

a) Aderbaidschanskische Tartaren.

Wie bereits ihr Name besagt, kamen dieselben aus der persischen Provinz Aderbaidschan. Ihre Sprache, die dem Einfluss der persischen Sprache unterworfen gewesen ist, zeichnet sich durch besondere Einfachheit aus und ist leicht zu erlernen. Dank der Unterstützung des persischen Schahs fanden sie Gelegenheit, sich im südwestlichen Teile Transkaukasiens festzusetzen. Die von ihnen unterworfenen und vermohammedanisierten Udinen nahmen ihre Sprache an und tartarisierten sich. Desgleichen eigneten sich auch andere tartarische Stämme ihre Sprache an, behielten aber ihren scharf unterschiedenen Typus, wie z. B. die im transkatalschen Distrikte lebenden Mugalen. Weiter drangen die aderbaidschanskischen Tartaren auch bis zur Seezone des südlichen Daghestan, bis nach Derbent und weiter nördlich vor, wo sie auf die Kumyken, einen turischen, von Norden eingewanderten Volksstamm stiessen. Ihre Hauptmasse liess sich in den östlichen Gouvernements

[1]) Zu eben derselben Kategorie gehören ebenfalls: die Agulen (etwa 5500), Nachbarn der Tabasaranzen (nach Berichten einiger sind sie den Tabasaranzen, nach anderen den Kurinzen sprachverwandt); die Kryszen, Dschekzen, Budugzen und Chinalugzen (nach den Auls benannt) im Gouvernement Baku. Die Kryszen, Dschekzen und Budukzen sprechen, nach Mitteilungen dortiger Bewohner, eine der kurinschen verwandte Sprache (wissenschaftlich ist solches bis jetzt noch nicht festgestellt), die Chinalugzen, nach Mitteilung der Kurinzen, einen besonderen, unverständlichen Dialekt. Die zahlreichsten sind die Dschekzen (etwa 6000) und die Kryszen (etwa 5000).

Digitized by Google

von Transkaukasien, im heutigen Elisawetpolschen Gouvernement (etwa 360 000), sowie in den Gouvernements Baku (etwa 305 000) und Eriwan (etwa 212 000) nieder. Annähernd kann man die in aderbaidanskischer Zunge redende Bevölkerung auf 940 000 Seelen veranschlagen. Diese Bevölkerung, die sich im Laufe der Zeit mit anderen Volksstämmen vermischte, gehört ihrem Typus nach grösstenteils zur weissen Rasse.

b) Türken.

Diese wohnen hauptsächlich in dem neuerdings, nach dem russisch-türkischen Kriege, mit dem Kaukasus vereinigten Distrikt von Kars (über 42 500) und in dem ehemaligen Gebiet von Batum (etwa 34 000); in letzterem speziell im Artwinschen Bezirk, d. i. in Schawschet, im ganzen Ardanutschischen und im südlichen Teile des Atwinschen Distrikts. Desgleichen wohnen sie in Batum (an 3000) und in mehreren Ortschaften des Batumschen Bezirks. Zu den Türken zählt man auch die sogen. Tartaren, die in den Kreisen Achalzich und Achalkalach wohnen. Dann findet man noch Türken in zwei Dorfschaften des Osurgatischen Kreises (in Gurien) und an einigen Punkten der Schwarzmeerküste. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man ihre Gesamtzahl, mit Einschluss jener sogen. Tartaren, auf 100 000 Seelen veranschlagt.

c) Turkmenen (Tarakamanzen).

Dieser türkische Volksstamm, der sich sprachlich von den Türken unterscheidet, ist aus der Türkei eingewandert und bewohnt den Bezirk von Kars in einer Anzahl von mehr als 9000. In geringer Anzahl findet man die Turkmenen auch im Achalzichschen Kreise, wo man sie für gewöhnlich Tartaren nennt.

d) Karapapachen.

Ueber ihren Ursprung und Sprache vermögen wir nichts Genaues mitzuteilen. Sie wohnen im Karser Distrikt, annähernd 23 000 Seelen stark.

2. Turische Stämme in Nordkaukasien wohnend.

a) Nogaitzen.

Der Haupteinfall der turischen Volksstämme in den nördlichen Kaukasus ist auf das 13. Jahrhundert zurückzuführen, in die Zeit Dschengischans. In der Zahl der verschiedenen Horden, die damals von Nordosten hereinbrachen, stehen in erster Linie die Nogaitzen. Vereint mit anderen Horden setzten sie sich in den südlichen Steppen des heutigen Russlands fest, zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere. Im 14. Jahrhundert begann die Wanderung der Adygas. Die Kabardinzen, ein Zweig dieses Stammes (siehe vorher), entrissen den Nogaitzen jenen Landstrich, der, heute unter dem Namen Grosskabardinien bekannt, von ihnen diejenigen Tartaren abtrennte, die an den Mündungen der Grosskabardinien bewässernden Flüsse wohnten. Weiter wurden die Nogaitzen an den oberen Lauf des Kuban und die daran stossenden Landstrecken verdrängt (ihrer wohnen dort an 5000); andere nomadisieren im Gouvernement Stawropol in einer Anzahl von etwa 44 000. Die dort als Nomaden wohnenden Nogaitzen sind unter den Namen: Karanogaitzen, Atschikuluk-Dschembelukowskische, Edisansche und Edischkulsche Nogaitzen bekannt. Ausserdem wohnen gegen 3500 im Chassaw-Jurtowschen Bezirk (Terekgebiet). Somit sind die Nogaitzen über ein ungeheueres Territorium verstreut.

b) Kumyken.

Im Kaukasus traten dieselben ebenfalls im 13. Jahrhundert auf. Ihrer Sprache nach sind sie den Nogaitzen verwandt und gehören mit letzteren zu einem und demselben Zweige (dem nogaitzischen). Sie wohnen südlicher als jene und zwar nördlich von Derbent, längs der Küste des Kaspisees und im Nordwesten bis zum Katschkalykowschen Gebirgsrücken (im Terekgebiet). Es ist dies ein Kulturvolk von namhaftem Einfluss auf seine Nachbarn, die geistig und an Bildung tiefer stehen. Sie leben in Daghestan und im Terekgebiet (im Chasaw-Purtowschen und zum Teil im Kislarschen Distrikt). Man zählt ihrer gegen 77 000, wovon etwa 44 000 in Daghestan ansässig sind.

c) Die Kabardinschen Bergvölker.

Einen allgemeinen Namen haben sie nicht, sondern werden vielmehr grösstenteils nach den von ihnen bewohnten Ortschaften genannt. Sie wohnen am oberen Laufe der Grosskarbadinien durchströmenden Flüsse. Sie scheiden sich: in die Balkarzen (auch Malkarzen), Bisingen und Chulamzen (am oberen Laufe des Tscherek), in die Tschegemzen (in den Schluchten des Tschegem) und Urusbienzen (in den Schluchten längs des Baksanflusses). Ihre Gesamtzahl beträgt gegen 13 000 (in ihrer Zahl 5000 Balkarzen). Man behauptet, dass diese Stämme sprachlich mit den Kumyken und Nogaitzen verwandt sind, doch bedarf dies noch der Bestätigung.

d) Zu der Nogaitzischen Abzweigung gehören auch die Karatschajewzen, die in einer Anzahl von 19 000 an den Quellen und am Oberlauf des Kuban wohnen.

e) Die Truchmenen.

Sie wohnen im Gouvernement Stawropol, am unteren Laufe des Kalaus und der Kuma und sind wahrscheinlich aus den transkaspischen Steppen aus eben denselben Landstrecken, wo heute die Turkmenen nomadisieren, in den Kaukasus eingewandert. Sie gehören zum uigurischen Zweige der turischen Gruppe. Man zählt ihrer weit über 18 000.

II. Rein mongolischer Abstammung.

Repräsentanten derselben im Kaukasus sind die Kalmücken. Die kalmückische Sprache gehört bekanntlich zur mongolischen Gruppe der ural-altaischen Sprachen. Die Kalmücken wurden von ihren Nachbarn, den Kirgisen, auf das rechte Ufer der unteren Wolga gedrängt. Später wanderte ein Teil dieses Volksstammes in die Steppe des Stawropol-

Digitized by Google

schen Gouvernements aus, südlich vom Grossen Manytsch, wo sich heutzutage das Grossderbetsche Nomadenlager befindet. Ein Teil desselben Stammes nomadisiert in den Steppen am linken Ufer des Terek, im Grosnenschen Bezirk. Ihre Zahl ist nicht zu gering mit 10 000 Seelen veranschlagt.

III. Finnischer Abstammung.

Einzige Repräsentanten dieses Stammes sind die Esthen. Sie begannen erst in letzter Zeit im Kaukasus ansässig zu werden. Die grösste Zahl derselben (etwa 950 Seelen) wohnt im Alexandrowschen Kreise des Gouvernements Stawropol, etwas über 300 Seelen im Schwarzmeerbezirk. Im ganzen kann ihre Zahl auf etwa 14 000 Seelen veranschlagt werden.

Die Zigeuner.

Von Professor Guido Cora-Turin.

(Schluss.)

Die sämtlichen von den Zigeunern betriebenen Kunstfertigkeiten kann man, mit Ausnahme der Metallbearbeitung, einfach für Auskunftsmittel erklären, um den Lebensunterhalt zu gewinnen, ohne von der staatlichen Polizei belästigt zu werden. Vor allem beschäftigen sie sich gern als Viehmakler und mit dem Pferdehandel, der schon von alters her ihnen eigentümlich gewesen zu sein scheint. Im allgemeinen handeln sie nicht mit wertvollen, sondern vielmehr mit wenig brauchbaren Tieren; aber sie sind unübertroffene Meister, an diesen alle denkbare List und Schlauheit anzuwenden, um ihre Fehler gut zu verbergen und sie zu hohen Preisen loszuschlagen. Uebrigens befasst sich der Zigeuner mit dem Pferde nicht bloss als Makler und Rosstäuscher, er ist auch selbst Käufer, denn das Pferd ist das Geschöpf, für das er die grösste Vorliebe hegt und dessen er bedarf wie der Luft zum Atmen; ist es doch sein Reise- und Transportmittel. Nichtsdestoweniger sind die meisten Zigeunerpferde elende Schindmähren, an denen sie jedoch mit grosser Zuneigung hängen.

Immer bloss als Mittel zum Lebensunterhalte zähmen sie den Bären und richten ihn ab, um sich mit ihm auf den Märkten zu zeigen; aber so sehr sie das Pferd lieben, so sehr verachten sie den Meister Petz. Manche Zigeuner sind dann in solcher Weise Schauspieler, richtiger Puppenspieler, andere treten als Bänkelsänger und Geschichtenerzähler auf; endlich treiben sie auch noch andere geringere Künste, sind Lederarbeiter, Schreiner und wandernde Drechsler, Korbflechter. In Rumänien verwendet man die Zigeuner auch zu häuslichen Dienstleistungen, macht aber schlimme Erfahrungen mit ihnen, schon wegen ihres unglaublichen Schmutzes. In Ungarn und Siebenbürgen ruft man sie als Abdecker zu gelegentlich verendetem Vieh. Endlich sei nicht vergessen, dass man sie vormals überall als Scharfrichter gebrauchte und bis zur Abschaffung der Folter für die erfahrensten Vollstrecker des hochnotpeinlichen Gerichtes hielt.

Von den deutschredenden Zigeunern Siebenbürgens behauptete man, dass früher die Männer nicht arbeiteten, sondern es Sache der Weiber sei, für den Lebensunterhalt zu sorgen. In der That, obgleich der männliche Teil dieses Volkes sich den obenerwähnten Beschäftigungen und Künsten widmet, ist es doch, besonders im Winter, die weibliche Hälfte, welche sich am meisten um die Familie abmüht. Abgesehen von den häuslichen Verrichtungen gehen die Weiber umher, um Einnahmen zu erzielen, sei es durch Bettel, sei es durch Taschendiebstahl oder Trödelhandel. Sie helfen ferner bei den Schmiedearbeiten, treten in Spanien auch als Tänzerinnen auf, sind »Cigarreras« zu Sevilla, verschleissen Waren aller Art und dienen in der Moldau als Kindsfrauen und Ammen, freilich nur zu geringer Befriedigung jener, die sie verwenden.

Vorzüglich aber sind die Zigeunerinnen bekannt durch ihre Eigenschaft, als Wahrsagerinnen die Zukunft zu enthüllen; und sogar unter den Zigeunern selbst herrscht der Glaube, dass nur Weiber eines gewissen Alters in die Zukunft zu blicken vermögen. Dies erklärt sich durch einen besonderen Umstand. In dieser Kunst, die in Europa uralt ist und von den Zigeunern bloss neu belebt wurde, gibt es zunächst eine konventionelle Seite; sie besteht in der Prüfung der Gesamtheit wie der Einzelheiten der vier grossen Linien im Innern der ausgebreiteten Hand, welche dem Herzen, dem Gehirn, dem Magen und den grossen Nervencentren entsprechen sollen. Daneben gibt es aber noch eine anschauende (intuitive) oder erratende (divinatorische) Seite in dem tiefen und lebhaften Blick, womit die in einem Leben von Leidenschaften und Nervenerregungen aufgewachsene Zigeunerin eine Seele durch das Antlitz hindurch zu ergründen weiss. Die Zigeunerin vertraut dann auch ihrer Diagnose, ihrer Weissagung, ihrem »Bokht« [1]).

Die Leichtgläubigkeit des Volkes schreibt den Zigeunerinnen ferner die Macht des »Bösen Blicks«, sowie die der Zauberei und Behexung zu, infolge deren die Personen, gegen die sie gerichtet sind, langsam zu Grunde gehen, wovon aber die nämlichen Zigeunerinnen sie durch Beschwörungen und Gegenzauber heilen könnten. So verwahren denn die Zigeunerinnen auch Elixire und Geheimmittel gegen die Krankheiten von Mensch und Vieh, Mittel, um gestohlenes Gut zu entdecken, Leidenschaften zu erregen, Amulette aller Art, Sympathieumschläge u. dgl. m. Dabei haben die Zigeuner selbst Vertrauen in ihre Heilmethoden; und in der That ge-

---

[1]) Das Wort Bokht, welches die englischen Gipsies für Vorbedeutung anwenden, ist persisch und stammt sicherlich vom Sanskrit Bagga (Geschick); diese Gipsies haben ferner das Wort dukkering (weissagen), vielleicht abgeleitet vom walachischen Dioker (Zauber), vom bulgarischen Duh (Geist) oder vom neugriechischen τύχη (Los). Colocci, a. a. O. S. 211.

Digitized by Google

lingt es ihnen häufig, Pferde und Rindvieh zu kurieren, denn sie kennen diese Tiere gründlich und sind, wie Colocci versichert, durch Uebung vollendete Tierärzte. Verschweigen wollen wir indes nicht, dass alle diese Künste der Zigeunerinnen, ihre Chiromantie, ihre Wahrsagerei und Marktschreierei, ihnen häufig nur als Mittel dienen, um irgend einen Diebstahl oder eine sonstige Gaunerei zu verüben, worin sie erfahrene Meisterinnen sind.

Aus dieser, wenn auch oberflächlichen Darstellung der Zigeunerhandwerke und Künste könnte es scheinen, als widersprächen wir uns selbst, indem wir dieses Volk nicht als träg und müssig, sondern als arbeitsam schildern. Man darf aber nicht ausser acht lassen, dass es diesen Beschäftigungen nur zeitweilig obliegt, wenn des Lebens Notdurft dazu drängt: sonst ziehen sie vor zu betteln, zu mausen und viele Stunden des Tages zu faulenzen. Ein Beweis dafür liegt darin, dass die Zigeuner niemals aus Geschmack oder Neigung wahre Ackerbauer sind, weil sie sich der unablässigen Pflege, welche der Bau und die Erträgnisfähigkeit des Bodens erheischen, nicht unterziehen würden.

Bei der Aufzählung der Zigeunerhandwerke haben wir mit Vorbedacht unterlassen, das unsittlichste derselben, die Prostitution, anzuführen, welche so vielen Reisenden und Schriftstellern zufolge, wie Grellmann, Vaillant, Grisellini, Twiss, Predari, Peyssonnel, bei ihnen, Mädchen wie Frauen, allgemein wäre [1]), während einige andere in bestimmter Weise deren Reinheit, wie Borrow, oder wenigstens deren körperliche Keuschheit behaupten. So Enault, Mayo [2]), Quindalè und Liszt. Colocci bemerkt zu diesem heiklen Punkte, dass in einigen Ländern Europas die Zigeunerinnen leicht, in andern aber schwer oder auch gar nicht zu erobern sind, und meint, dass deren Unsittlichkeit bedeutend übertrieben worden sei, wie aus dem unverändert erhaltenen Rassentypus der Zigeuner hervorgehe.

Die Ehe schliessen die Zigeuner sehr rasch und in sehr frühem Alter; meist mit 14 oder 15 Jahren für den männlichen und 12 oder 13 Jahren für den weiblichen Teil des jungen Paares. Die Hochzeiten kennzeichnen sich durch die ungeheure Freigebigkeit an Speise und Trank, die drei Tage lang an jedermann von der offenen Tafel ausgeteilt werden. Einmal verheiratet, folgt die Zigeunerin dem Gatten auf allen Kreuz- und Querzügen seines Wanderdaseins, und im allgemeinen wird ihr sein Wille kundgegeben mehr als einer Sklavin denn einer Gefährtin, obgleich die elterliche Autorität fortdauert und manchmal sogar jene des Mannes überwiegt. Ehebruch ist selten unter den Zigeunern und wird bei den deutschen Zigeunern nach Dr. Solf am Weibe durch Abschneiden der Nase, am Manne durch Schläge auf Kniee und Ellbogen bestraft.

Die Zigeuner sind ein fruchtbares Volk. Während der Schwangerschaft hören die Zigeunerinnen gewöhnlich nicht auf, die mühevollsten Arbeiten zu verrichten, und naht ihre schwere Stunde, so entbinden sie sich fast immer selbst und bringen die acht Tage des Kindbetts — länger dauert dasselbe nie — mitten im Schmutze und der stinkenden Atmosphäre ihrer Zelte oder Hütten zu. Den Gebrauch der Wiege für die Kleinen kennen sie nicht. Die christlichen Zigeuner lassen diese taufen und geben sich zu dieser Ceremonie her, mehr um ein Patengeschenk einzuheimsen, denn aus religiösem Sinne; ja nicht selten nehmen sie Ortsveränderungen vor, um das nämliche Kind drei- oder viermal, ja bis zu zehnmal taufen zu lassen. Nach beendetem Kindbett geht die Mutter umher und verlegt sich auf Bettel und Diebereien, wobei sie rechnet, mit dem Säugling auf dem Arme mehr Mitleid zu finden. Züchtigungen erhalten Zigeunerkinder äusserst selten, selbst wenn sie sich zu den heftigsten Launen hinreissen lassen: so tief gewurzelt ist die Liebe der Zigeuner zu ihrer Brut.

Die Leichenbestattungsgebräuche der Zigeuner sind überaus einfach; aber obwohl sie, wie gesagt, an kein Fortleben nach dem Tode glauben und in der Ueberzeugung ihrer vollständigen materiellen Auflösung sterben, hegen sie doch für die Abgeschiedenen die nämliche abergläubische Furcht, welcher wir bei allen Naturvölkern begegnen [1]), und drücken ihren Schmerz über den eingetretenen Todesfall mehr oder weniger aufrichtig durch stumme Gebärden, statt durch laute Klagen aus.

IX.

Schluss.

Aus unserer gesamten zusammenfassenden Abhandlung über die Zigeuner, die Geschichte ihrer Herkunft und Wanderzüge, ihre Strebungen und Sitten möchte es scheinen, als ob jene Völkerschaften, welche fortwährend von allen anderen abgeschieden sein wollten und wollen, die fast überall vor der Gesittung zurückweichen, in ihrer Genügsamkeit mit ihrem ungebundenen und wilden Leben auf dem Gipfelpunkte der Glückseligkeit stehen müssten. Und dennoch ist der Zigeuner unglücklich, und auch darin stimmen wir Liszt bei. Indem er die dem Menschen seit seinem Erscheinen auf Erden vorbehaltene Arbeit abschwört, meint der Zigeuner dem Schmerz zu entfliehen, weil, seitdem das Uebel in

[1]) Der Engländer Twiss schildert in seinem Reiseberichte über Spanien und Portugal die Zigeuner mit den grausamen Worten, alle Männer seien Diebe, und alle Weiber Buhldirnen.

[2]) Ueber die Zigeunerin spricht sich Mayo in folgenden Worten aus: »Obscena en sus gestos y ademanes, obscena en sus palabras, obscena en sus cantares, pero casta en su cuerpo. Eso es el don preciado de la gitana: a lacha ye drupo, la castidad corporal. La madre le enseña desde niña á guardar ese don para el rom, para el marido gitano, no para el busnó, no para el extraño á su raza. En ningun lupanar de Europa se encuentra una prostituta gitana.« (El Gitanismo S. 39.)

[1]) Liebich sagt, der feierlichste Schwur der deutschen Zigeuner sei die Formel: Ap i mulende, d. h. beim Tode! (Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Leipzig 1863.)

Digitized by Google

die Welt gekommen, der Schmerz der Gefährte der Arbeit geworden ist. Aber wie sehr hat er sich nicht getäuscht! Weit entfernt, dem Schmerz entwichen zu sein, indem er die Arbeit floh, sah der Zigeuner den Schmerz um die ganze Leere wachsen, welche das Fehlen der Arbeit in seiner Seele zurückliess[1]).

So verstreicht sein Leben nicht wie das eines Menschen, sondern wie jenes eines wilden Hundes. Dies spricht auch das Sprichwort der englischen Gipsies aus:

Kek man camov te jib bolli-mengreskoenoes.
Man camov te jib weshen jugalogonoes[2]).

Anhang.

Geographische Verteilung und statistische Uebersicht der Zigeuner.

Um den Umfang dieser ohnehin schon langen Abhandlung nicht ungebührlich auszudehnen, werde ich bloss ganz kurz die geographische Verteilung der Zigeuner andeuten und die wahrscheinlichsten Ziffern anführen, um deren numerische Stärke zu beleuchten, wobei ich mich aller schon erwähnten Quellen, sowie der neuesten, in verschiedenen Veröffentlichungen zerstreuten statistischen Angaben bediene.

Europa. Obgleich die Zigeuner unzweifelhaft aus Asien stammen und dort voraussichtlich immer noch in beachtenswerter Menge vorhanden sind, so kennt man doch ihre Verbreitung in Europa besser als in irgend einem anderen Teile der Erde. Das Gebiet, in welchem sie allem Anscheine nach am zahlreichsten wohnen, ist jenes, welches der früheren europäischen Türkei und deren Vasallenstaaten entspricht, also die Balkanhalbinsel und das jetzige Königreich Rumänien. Ich sage, »allem Anscheine nach«, denn es könnte sich ergeben, dass ihre Zahl noch beträchtlicher in Russland wäre, wo sie einigen Schriftstellern zufolge ungemein zahlreich sein sollen; Miklosich veranschlagt sie dort auf anderthalb Millionen Köpfe.

In Griechenland gibt es sehr viele Zigeuner; sie leben fast überall auf dem festländischen Teile des Königreiches zerstreut, wo sie schon seit langer Zeit Fuss gefasst haben, wie die Chroniken und Berichte der Reisenden, dann aber auch die grosse Menge von »Gyphti«-Schlössern (Gyphto-Kastro) beweisen, denen man im Peloponnes, in Attika, Rumelien und anderwärts begegnet. Mit Ausnahme einiger Orte, wo sie sich hellenisiert haben[3]), bewahren die Zigeuner in Griechenland fast überall ihre ethnischen Merkmale[1]); da sie sich aber der griechischen Sprache bedienen, so werden sie von vielen mit den Griechen selbst zusammengeworfen, daher denn auch ihre Kopfzahl weniger bekannt ist.

In der Türkei und ihren Vasallenländern sind die Zigeuner zahlreicher als in Griechenland, auch in Hinsicht ihrer verhältnismässigen Dichtigkeit: so leben ihrer allein im Wilajet von Kossowo (nach Sp. Gopčević) wohl 21 500[2]), und in jenem von Adrianopel noch 1000 mehr. Ausserdem sind sie in Thrakien und Makedonien allerwärts in mehr oder weniger grossen Nestern zerstreut, desgleichen in ganz Albanien, wo nach meinem Dafürhalten zwischen Ober- und Unteralbanien nicht weniger als 10 000 Zigeuner vorhanden sein dürften; doch ist die Ziffer mehr als irgend eine ungewiss, da das Land so wenig bekannt ist. In Bulgarien und Ostrumelien gibt es deren noch weitere 50 000, in Bosnien und der Herzegówina wahrscheinlich an 18 000. Von den zwei übrigen Balkanstaaten verdient bloss Serbien Erwähnung, wo die Statistik nicht weniger denn 50 000 das Zigeunerische sprechende Menschen kennt.

Noch zahlreicher als in den Balkanländern sind die Zigeuner im Königreiche Rumänien, wenigstens soviel man heute weiss. Die rumänischen Statistiker verzeichnen dort etwa 200 000 Zigeuner[3]), einige glaubwürdige Schriftsteller gar 250 000 — 300 000. Seit ihrer Emanzipation sind sie dort in beständiger Vermehrung begriffen, verlieren jedoch immer mehr ihre Rassenmerkmale. Sie bilden den grössten bekannten Kern einer Zigeunerbevölkerung in den einzelnen Staaten Europas.

Auch Ungarn beherbergt, wie wir sahen, sehr viele, meist sesshafte Zigeuner, die sich dort, dank der Gunst des Bodens und des Schutzes, welchen sie geniessen, besonders in Siebenbürgen, im Banat, wie in der Bukowina, ebenfalls vermehren. Ihre Zahl kann mindestens auf 150 000 Köpfe veranschlagt werden, und etwas mehr denn ein Zehntel dieser Summe beträgt die Zahl jener, die sich sonst noch in den übrigen Ländern Oesterreich-Ungarns finden.

Wie schon bemerkt, lässt sich die Zahl der Zigeuner in Russland nicht schätzen, wo sie mehr denn in irgend einem Teile Europas immer Schutz und Unterkunft fanden und sich niederlassen und vermehren konnten. Die amtliche Statistik weist

---

[1]) Liszt, Des Bohémiens S. 153—154.

[2]) D. h. »Ich pflege nicht zu leben wie ein Christ, ich pflege zu leben wie ein wilder Hund.«

[3]) Dr. A. Philippson, welcher 1887—89 sehr genau den Peloponnes durchforschte, begegnete daselbst vielen Zigeunern. Er bemerkt: »Bei Lechaena in Elis gibt es ein Dorf Traganó mit über 400 Einwohnern, das ausschliesslich von hellenisierten Zigeunern bewohnt ist.« (Petermanns Geograph. Mitteil. 1890, Heft III, S. 41.)

[1]) Colocci erschienen die Zigeuner von Volo als die reinsten Vertreter ihrer Rasse; sie haben sehr dunkle Hautfarbe und ein prächtiges Aussehen. (A. a. O. S. 320.)

[2]) Nach Gopčevićs Forschungen gibt es dermalen 34 000 Zigeuner in Altserbien und Makedonien, genauer in den Wilajeten von Kossowo (21 500), Monastir (5700) und Saloniki (6300), sowie in den Bezirken von Drama und Kawala (500), auf eine Gesamtbevölkerung von 2 849 050 Einwohnern. (Petermanns Geograph. Mitteil. 1890, Heft III, S. 66—67.)

[3]) Man rechnet 3851 Zigeunerfamilien auf die Moldau und 33 000 auf die Walachei. (Colocci, a. a. O. S. 324.)

Digitized by Google

augenscheinlich zu geringe Ziffern aus[1]), andere Quellen geben wieder ganz abweichende Zahlen an[2]). Die von mir im nachfolgenden Verzeichnisse eingestellte Ziffer, die ich für ein Minimum erachte, ist Zaborowski entnommen.

Im ganzen übrigen Europa überschreitet die Zahl der Zigeuner wahrscheinlich nicht um vieles die Ziffer von 110000 Köpfen, und davon entfallen mehr denn zwei Drittel auf Spanien, das Land des Westens, in welchem die Zigeuner sich am liebsten aufhalten. Ihre »Gitanerias« sind indes stets zahlreicher in Andalusien, in der Mancha, sowie in den Provinzen von Granada, Malaga, Valencia und Murcia, fehlen aber auch in Neukastilien nicht, während die Zigeuner in den nördlicheren Landesteilen, wo sie stets verhasst und zurückgestossen wurden, immer noch Nomaden sind.

In Italien sind die Zigeuner weit weniger zahlreich und kommen hauptsächlich auf der Halbinsel vor, obgleich es deren auch im Mantuanischen und in einigen Alpenthälern gibt[3]). Man kennt aber nicht genügend ihre Wohnorte, und die amtliche Statistik schweigt über die Zahl der Vertreter dieses Volkes wie über andere fremde Elemente.

In Grossbritannien, wo das Grundeigentum so zerstückelt und völlig für die Zwecke des Landbaues und der Industrie ausgenutzt wird, sind die Zigeuner, obwohl durchaus unbelästigt, in raschem numerischen Rückgange begriffen, namentlich in Schottland, wo sie von etwa 100000, die sie, wie es scheint, vor einiger Zeit waren, jetzt auf wenige tausend herabgesunken sind. In Frankreich, wo sie einen für ihre Entwickelung noch weniger geeigneten Boden fanden, leben sie in dünner Zahl, ebenso in Deutschland[4]), in der Schweiz, in Belgien, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Norwegen. Unter Annahme einer von Colocci vorgeschlagenen Ergänzungsziffer von 15000 Köpfen für die in den verschiedenen Teilen Europas und auf den bisher nicht in Betracht gezogenen Inseln umherziehenden Zigeuner gelangen wir zu einer beiläufigen Gesamtsumme von 780000 oder rund 800000 Köpfen für die in Europa lebenden Zigeuner, einer Ziffer, die uns eher unter als über der Wirklichkeit zu stehen scheint.

Hier das Ergebnis meiner statistischen Ermittelungen[1]) über die europäischen Zigeuner:

Griechenland	10000(?)
Türkei	67000
— Bulgarien und Ostrumelien	50000
— Bosnien und Herzegówina	18000
Serbien	34000
Montenegro	500
Rumänien	250000
Oesterreich-Ungarn:	
— Oesterreich	16000
— Ungarn	150000
Russisches Reich:	
— Russland	58000
— Polen	15000
Schweden und Norwegen	1500
Dänemark und Niederlande[2])	6000
Deutschland	2000
Italien	32000
Frankreich	2000
Grossbritannien	12000
Spanien	40000
Andere Länder und Inseln Europas	15000
Gesamtsumme für Europa	779000.

Eine Berechnung der in anderen Weltteilen lebenden Zigeuner auch nur mit einiger Genauigkeit anzustellen, ist dermalen noch unmöglich. Man kennt bloss einige annähernde Ziffern für einzelne Teile Vorderasiens: in Transkaukasien leben ihrer an 3000[3]); in der asiatischen Türkei sind sie zahlreich, besonders in Kleinasien, und betragen 67000 Köpfe nach Colocci, welcher ausserdem 13000 Zigeuner für Persien (im Jahre 1856) und 20000(?) für Indien und Sibirien angibt. Sicherlich sind diese Ziffern recht unbefriedigend, besonders wenn man die beträchtliche Zahl von Zigeunern bedenkt, welche noch in den nordwestlichen Teilen Indiens vorhanden sein

[1]) Dies erklärt sich leicht aus der russischen Gesetzgebung, welche immer suchte, die in Russland wohnenden Zigeuner als Reichsbürger, nicht als Fremde zu betrachten. (Der Leser wolle vergleichen, was wir hierauf bezüglich weiter oben im 5. Abschnitt dieser Abhandlung sagten.)

[2]) Miklosich schreibt, im ganzen russischen Reiche gebe es 1427539 Zigeuner!

[3]) Colocci zufolge wäre Jesi die älteste Zigeuneransiedelung in den Marken; nach Bataillard soll es sehr viele Zigeuner in Sicilien geben, doch wird seine Annahme durch keine positive Thatsache unterstützt.

[4]) Da es unsere deutschen Leser interessieren könnte, bemerken wir, dass nach den im angeführten Werke Coloccis enthaltenen Angaben mitunter mehrere Jahre verstreichen, ohne dass man in Obersachsen, in Bayern, Mecklenburg, Oldenburg und Hessen auch nur einen einzigen Zigeuner zu Gesicht bekäme; zeigt sich ein solcher in irgend einem Orte, so erregt er alsbald allgemeines Aufsehen und wird fast immer von der Polizei festgenommen, die ihn rasch verschwinden lässt. In anderen Teilen Deutschlands, namentlich längs des Rheins, kommen Zigeuner in mässiger Anzahl vor; es gibt kleine Zigeunerkolonien im Bärenthal in Elsass-Lothringen, im Waldeckischen, in Braunschweig, Sachsen-Weimar und Baden. In Preussen leben nach v. Sowa 241 Familien ansässiger Zigeuner mit 1054 Köpfen, zumeist in den Bezirken von Gumbinnen, Marienwerder, Königsberg, Arnsberg und Minden zerstreut. Die preussischen Wanderzigeuner teilen sich nach Dr. Solf in drei Landsmannschaften: Alt- und Neupreussen und Hannover; jede besitzt ihre eigene Flagge und ein auf sieben Jahre gewähltes Oberhaupt mit fürstlicher und priesterlicher Macht.

[1]) Auch die amtlichen Statistiken entnommenen Ziffern habe ich in meinem Verzeichnisse abgerundet, da sie augenscheinlich keinen genauen Wert beanspruchen, zumal sie zumeist auf linguistischer Grundlage fussen.

[2]) Nach Vaillant.

[3]) Nikolaus v. Seidlitz schränkt in seinen Ethnographischen Studien über den Kaukasus (wovon Petermanns Geograph. Mitteil. 1880, Heft 9 einen Auszug nebst Karte enthalten) die Zahl der kaukasischen Zigeuner auf 534 ein, wovon 289 auf Ciskaukasien und 245 auf Transkaukasien entfallen.

Digitized by Google

müssen, ferner die nicht geringere Zahl derer, die in so vielen anderen Gebieten dieses Erdteiles, zwischen Indien und dem Roten Meere sowie in Turkestan, umherschweifen. Noch unbefriedigender endlich sind die annähernden Abschätzungen für die Zigeuner Afrikas, Amerikas und Australiens (166000[?] nach Colocci für alle drei Erdteile).

Aus diesen flüchtigen Betrachtungen ergibt sich indes, dass jene irren, welche die Zigeuner der ganzen Erde auf weniger denn 1000000 Köpfe veranschlagen. Was mich betrifft, so möchte ich, ohne die von Einigen vorgeschlagene und vielleicht übertriebene Schätzung von 5000000 anzunehmen, glauben, dass die Zahl der gegenwärtig lebenden Zigeuner wenigstens nicht weit von 2000000 entfernt sein dürfte.

XXI. Anthropologen-Versammlung in Münster.

I.

Der diesjährige Kongress der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft hat unter dem Vorsitz von Waldeyer, der, selbst Westfale, sich glücklich schätzte, die Mitglieder zum erstenmal im Land der roten Erde zu begrüssen, eine ausserordentlich lebhafte Thätigkeit entfaltet. 227 Teilnehmer hatten sich eingefunden. Die beiden Hauptpunkte des Programms dieser Zusammenkünfte, erstens das Studium des lokalen Materials und zweitens die Propaganda konnten nicht leicht an irgend einem Orte so fruchtbar behandelt werden, als in der Hauptstadt Westfalens, das reich ist an Höhlen, Steindenkmälern, prähistorischen Funden und in die Römerzeit hinaufreichenden geschichtlichen Erinnerungen, wo aber infolge des beklagenswerten Mangels einer Universität, so Hervorragendes auch von einzelnen bewährten Forschern geleistet worden, die Belebung des allgemeinen Interesses an den Fortschritten der Wissenschaft lange Zeit hindurch auf verhältnismässig grössere Schwierigkeiten gestossen ist, denn anderwärts. Wirte und Gäste hatten Gelegenheit zu lernen: diese trafen eine Fülle kostbarer Schätze an, jene erhielten die Anregung, sich von gewissen einseitigen Auffassungen, wie die Diskussion über die megalithischen Denkmäler bewies, durch den Vergleich mit fremden Erfahrungen frei zu machen. Von den Einheimischen haben sich um die Belehrung des Kongresses die an Unermüdlichkeit wetteifernden Herren Hosius, der die urgeschichtliche Geologie, und Nordhoff, der die urgeschichtliche Anthropologie der Provinz behandelte, in Wort und Demonstration das grösste Verdienst erworben; unter den Vortragenden von auswärts gebührte die Palme wie immer Altmeister Virchow, dem Vater der grossen Familie, die sich Anthropologische Gesellschaft nennt, die ihn aber dieses Mal mit ganz besonderem Stolz in ihrer Mitte empfing, nachdem er soeben von allen Triumphen seines Lebens den ehrenvollsten, stürmischsten und gerechtesten gefeiert hatte.

Es soll an dieser Stelle kein protokollarischer Bericht über den Verlauf der Versammlung geliefert, sondern nur in Kürze der Hauptinhalt der wichtigsten Vorträge wiedergegeben werden.

Waldeyer nannte in seinem Einleitungsvortrage die »Anthropologie«, worunter er wohl nur die praktische Wissenschaft dieser Gesellschaft verstand, zusammengesetzt aus erstens der somatischen Anthropologie, zweitens der Ethnologie, die im Vergleich zu jener anatomischen Richtung die physiologische Seite darstelle, und endlich der Urgeschichte. Er gab einen Rückblick über die Geschichte der Gesellschaft. Auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck 1869 wurde ihre Gründung beschlossen; sie konstituierte sich 1870 in Mainz und veröffentlichte im Mai desselben Jahres das erste Korrespondenzblatt. Die Zahl der ersten Mitglieder betrug nur 26, doch waren sie die Vertreter von 500, die ihren Beitritt zugesichert hatten; Virchow war der erste Präsident. Die erste eigentliche Versammlung wurde 1871 in Schwerin abgehalten; die Gesellschaft tagte 13mal in Süddeutschland, 8mal in Norddeutschland; auch war die Zahl der süddeutschen Mitglieder grösser bis 1880, wo die Zusammenkunft in Berlin stattfand. Von ihren Ergebnissen sind die folgenden hervorzuheben: eine prähistorische Karte, die, dank besonders von Tröltsch' Bemühungen, zum grössten Teil fertig vorliegt, — die Frankfurter Vereinigung über die einheitliche Terminologie der Schädelmessungen, um die sich Virchow und Ranke hervorragende Verdienste erwarben, — Erweiterung des Gebietes der Skelettkunde (Studien über die Höhe des Schädels, die Augenhöhle, Gesichtsbreite, das Nasengerüst, Schulterblatt, Becken, Unterschenkelknochen u. s. w.), — der Schaafhausensche knöcherne Codex, die Katalogisierung sämtlicher in den deutschen Museen enthaltener Schädel, deren Abschluss noch in diesem Jahre erwartet wird, — die berühmte, durch Virchow angeregte, in einer Karte niedergelegte Statistik über die Farbe der Haut, der Augen und des Haares, welche erfreulicherweise jetzt auch bei anderen Völkern vorgenommen wird, — Untersuchungen über Kulturzustände (die Stein-, Bronze- und Eisenzeit), Wohnsitze der alten Völker (Pfahlbauten), zahlreiche Nachrichten über Schmuck, Totenbestattung u. s. w., u. s. w. vergangener Epochen, — Verhandlungen mit den Staatsregierungen über Ausarbeitung von Instruktionen, welche ein einheitliches Vorgehen bei dem Schutz der Altertumsfunde und dem Erwerb ethnologischer Sammlungen (Marine) sichern wollen; endlich darf die Gesellschaft sich ihres Anteils an den Leistungen des Berliner Museums für Völkerkunde erfreuen und auf eine stattliche Anzahl von erfolgreichen Reisenden berufen, die aus ihrem Schosse hervorgegangen sind.

Virchow sprach über »kaukasische und

Digitized by Google

kleinasiatische Prähistorie«. Neuere Untersuchungen haben die Tradition über die Grundlage der Bronzekultur erschüttert. Schon in der Bibel spielt »Chaldäa« als ein Metalle erzeugendes und bearbeitendes Land eine besondere Rolle; es existierten von dort, dem Gebiet von Batum, nach den syrischen Märkten hinüber uralte Handelsbeziehungen, und man gewöhnte sich vorzustellen, dass ebendahin der Ursprung der Eisen- und Bronzekultur zurückzuführen sei. Eisen ist ja an vielen Orten vorhanden, für die Bronze aber besteht die Schwierigkeit, dass neben dem Kupfer auch das seltene Zinn nachzuweisen ist. Nun ist es allerdings gewiss, dass in dem von Phasis und Trapezunt nach dem Kaspischen Meer hinziehenden Gebirge, das des Namens »Erzgebirge« nicht unwürdig wäre, ein grosser Metallreichtum vorhanden war und von den dortigen Völkern bearbeitet wurde; Siemens, der in diesem Gebiete Kupferwerke besitzt, hat den alten Bergbau, auch des Kupfers, feststellen können. Aber bisher ist kein Zinn gefunden worden, und deshalb erscheint, wenn man sich auch vorstellen wollte, dass es zur See oder zu Lande hingebracht worden sei, die Erfindung der Bronze in dem Kaukasus vollkommen unmöglich. War hier also ausgedehnte Bronzekultur vorhanden, so muss ein starker Import von Bronze stattgefunden haben — ob aus England oder Indien oder anderswoher, ist zur Zeit noch unbekannt.

Dagegen hat man Antimon im Kaukasus gefunden und zwar in Gestalt von Schmuckknöpfen, die aus Gräberfeldern hervorgeholt worden sind. Die Geschichte der Metallurgie nahm irrtümlich an, dass das Antimon erst seit dem Mittelalter bekannt sei. Schwefelantimon wurde bereits in der schwarzen Schminke der alten Aegypter gebraucht, mit der sich die Könige in Streifen das Gesicht bemalten; in einem der grossen Gräber von Beni Hassan findet sich auf einem Wandgemälde ein langer Zug von fremden Leuten mit Geschenken für den Oberpräsidenten; sie stammen vom östlichen Ufer des Roten Meeres, haben semitischen Charakter und bringen Mestem, die schwarze Augenschminke. Zwar fälschten auch die alten Aegypter, die nicht besser waren als wir, ihre Ware häufig, indem sie das kostbare Antimon durch Schwefelblei ersetzten. Woher das Antimon ursprünglich kam, ist trotz allem noch unsicher. Im Louvre befindet sich das Stück eines grösseren Gefässes aus Antimon, das babylonischem Gebiet entstammt.

Auch die Archäologie des Kaukasus birgt interessante Rätsel. Obenan steht der Gürtelschmuck der Männer aus Bronzeblech.

In den Gräberfeldern des nördlichen Gebirges sind die Bronzebleche breit und vorn mit grossen Schnallen geschlossen; sie tragen, da von kleinen Punkten u. dergl. abgesehen werden kann, keine nennenswerte Verzierung, während die Schnallen, zum Teil von ausserordentlicher Grösse (bis 10 oder 12 cm hoch), in tiefen, mit Email ausgefüllten Gruben die reichste Ornamentik zeigen. Nicht selten finden sich Jagdtiere, besonders Hirsche, dargestellt.

Umgekehrt sind im Süden die Gürtelschnallen klein und unansehnlich, die Bleche aber gross und mit Gravierungen bedeckt; sie enthalten kein Email. Die ungemein zarten Zeichnungen entfalten, obwohl an die von Kindern erinnernd und roh in den geometrischen Figuren, eine phantastische Fülle von Tierbildern, während pflanzliche Ornamente nicht vorhanden sind. Die Deutung der Tiere ist noch nicht gelungen; die mit zwei verschiedenen Geweihtypen auftretenden Hirsche erinnerten zuerst an den Riesenhirsch, der aber nur bis zum Schwarzen Meer beobachtet ist, und schienen dann wieder dem in der Mongolei vorkommenden Cervus mandschuricus am nächsten zu kommen; ein anderes gehörntes Tier könnte den indischen Yak vorstellen, allein alle diese Erklärungen sind durchaus unsicher und liefern keine festen Anhaltspunkte. Man muss sich ja fragen, ob die kaukasischen Künstler nicht unter dem Eindruck der Kultur vom Euphrat und Tigris standen. Das Lieblingsmotiv der Assyrier, der Löwe, kommt in den kaukasischen Darstellungen nicht vor. Eine unmittelbare Uebertragung von babylonischen oder assyrischen Mustern lässt sich auch keinenfalls erkennen, indessen wäre vielleicht, da eine eigenartige Phantastik des Stils den Ornamenten aus dem Kaukasus mit jenen gemeinsam ist, an dieselbe Urquelle für beide Gruppen zu denken. So könnten die einen wie die andern aus Centralasien stammen.

Vom Kaukasus wandte sich der Vortragende nach Troja und berichtete ausführlich über die beiden im Dezember 1889 und im März 1890 von Schliemann veranlassten kommissarischen Untersuchungen. Es gibt kein sicheres Anzeichen für die Entscheidung, ob Asche, wie sie ja auch in unseren alten Gräbern gefunden wird, tierischer oder pflanzlicher Herkunft ist. Menschliche Asche ist nur durch etwa in ihr enthaltene Knochensplitter zu identificieren, deren Gestalt noch erkennen lässt, ob sie menschlichen Skelettteilen, vielleicht einer Rippe, einem Oberschenkel- oder Oberarmknochen entstammen. Schliemann, von seiner mecklenburgischen Heimat her an Aschenurnen gewöhnt, hat freilich seiner Zeit die jetzt als Gebrauchsurnen erkannten Gefässe für Totenurnen gehalten; es ist jedoch, mit einer einzigen Ausnahme von Neu-Ilion, niemals ein menschliches Knochenstück in einer Urne gefunden worden. Namentlich war niemals derartiges in einem der Pithoi zu konstatieren; was sich von deren Inhalt erkennen liess, war gebranntes Getreide, von dem ein Stück enorme Mengen enthielt. Virchow hat eine Pithos-Ausgrabung von Anfang bis zu Ende auf das genaueste kontrolliert und nicht den kleinsten Splitter gefunden. Dass sie als »Brennöfen« gebraucht worden seien, hält er für ungeheuerlich im physikalischen Sinne. In jedem Fall ist nichts Be-

Digitized by Google

weisendes beobachtet, und zudem gehören die sämtlichen Riesenurnen den oberen Städten an, der vierten und fünften, aber nicht der zweiten, welche dem homerischen Troja zu entsprechen hat. Keine einzige Schicht ist endlich jemals eine Gräberschicht gewesen, obwohl im Lauf der Zeiten jemand hier und da begraben sein kann: es sind bis zum heutigen Tage im ganzen nur sechs Schädel gefunden worden.

Die Episode Bötticher, resumierte Virchow, war überflüssig, was die Frage angeht, ob die Bauten von Hissarlik als Nekropole aufzufassen sind, indessen hat sie das Verdienst, neue Untersuchungen provoziert zu haben, die vielleicht zu sehr wichtigen Schlüssen führen.

Es möge jedoch hier die Bemerkung angefügt werden, dass Bötticher in seiner neuesten Veröffentlichung »Hissarlik, wie es ist« mit grösster Beharrlichkeit an seiner Nekropolentheorie festhält und S. 90—92 Virchows Kritik derselben energisch bekämpft. Wann wird dieser Streit um Troja enden? Die unselige Kassandra hat ihn vorausgeahnt. »Und von ihrem Gott ergriffen, hub sich jetzt die Seherin, blickte von den hohen Schiffen nach dem Rauch der Heimat hin: ‚Rauch ist alles irdische Wesen...'« Trümmerrauch oder Nekropolenrauch, das ist jetzt die Frage. Nun geht aber Probieren über Studieren, und man könnte billigerweise verlangen, dass um des lieben Friedens willen wenigstens das eine Experiment endlich gemacht werde, in einem Thongefäss ein Kalb oder einen grossen Hund den Hitzegraden eines Scheiterhaufens auszusetzen. Man denke sich, es werde ein Toter mit einer Schusswunde gefunden, ein Revolver liege neben ihm, und stelle sich vor, es werde nun ein langer Prozess darüber geführt, ob es sich um Mord oder Selbstmord handle. Sachverständige untersuchen die Leiche und den Schauplatz, Zeugen berichten über das Leben des Verstorbenen, seine Freunde und Feinde, niemand aber macht sich die Mühe, den Revolver zu examinieren und festzustellen, ob seine Kugel mit dem tödlichen Projektil übereinstimmt, ob die Waffe überhaupt losgeht u. s. w., — würde diese Unterlassung nicht ein wenig grotesk erscheinen? Gelingt es, ein Tier innerhalb eines Kruges zu Asche zu verbrennen (ein grober Vorversuch mit einem Kaninchen kann überall aus dem Stegreif gemacht werden), so müssten die Gegner wenigstens den Sinn des Böttcherschen Gedankens zugeben, die physikalische Berechtigung, die sie zur Zeit lebhaft von der Hand weisen, gelingt es aber nicht, so könnte man ruhig vertrauen, dass auch Priamos und Hekuba ihr irdenes Geschirr zu anderen Zwecken benutzten, und die Aktendeckel getrost zuklappen. Bötticher klagt, dass ihm bisher die Mittel zu dem Experiment gefehlt haben. »Vielleicht kommt er noch dazu. Will dann Herr Professor Virchow auf ein Viertelstündchen in den Versuchspithos steigen?« Ja, wie Viele hätten Virchow schon längst gern verbrannt!

Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen.

Von M. Quedenfeldt.

Allgemein bekannt ist, dass der Isslâm seinen Bekennern den Besitz von vier rechtmässigen Frauen, neben einer beliebigen Anzahl von Beischläferinnen aus dem Sklavenstande, gestattet[1]). Von dieser Lizenz macht jedoch in Marokko wie in anderen mohammedanischen Ländern aus pekuniären Gründen nur ein kleiner Bruchteil der Musselmîn ausgedehnteren Gebrauch.

Die Berber, bei denen, einige reiche Imgâren oder Schiâch ausgenommen, die Monogamie sogar fast Regel ist, scheinen eine noch aus vorisslamitischer Zeit datierende Abneigung gegen die Mehrweiberei zu haben. Ich weise nur auf die bekannte Thatsache hin, dass ein grosser Teil der Imasîgen sich vor den Einbrüchen der Araber zum jüdischen oder christlichen Glauben bekannte.

Ueber die Art und Weise nun, wie diese Sitte der Vierweiberei gehandhabt wird, begegnet man vielfach irrigen Anschauungen und ich möchte, ehe ich zur Beschreibung der eigentlichen Heiratsbräuche übergehe, mir erlauben, einige Worte darüber zu sagen.

Vor allem darf man sich nicht etwa vorstellen, dass ein Mann vier Frauen gleichzeitig oder auch nur — ohne besonderen Grund — in kurzen Reprisen hintereinander ehelichen dürfe. Ein Mann hat zu gleicher Zeit selten mehr als eine junge Frau. Wird die Frau alt, — und die magribinischen Frauen verblühen wie alle Südländerinnen schnell — hat sie erwachsene Kinder, der Mann ist aber noch rüstig, so zieht sie sich von selbst zurück. Sie verlangt ein gesondertes Schlafgemach und ergreift die Initiative, indem sie dem Manne anrät, sich eine junge Frau zu nehmen, die sie oft selbst suchen hilft und zu der sie dann in eine Art mütterliches Verhältnis tritt.

Hat ein Mann eine junge Frau geheiratet und will kurze Zeit darauf eine zweite Gattin heimführen, so wird die erste ihm zunächst dies auszureden versuchen. Beharrt er dennoch auf seinem Willen, so geht die Frau zu ihren Eltern und klagt diesen: Mein Mann will noch eine zweite Frau nehmen, er soll erklären, warum er mit mir nicht zufrieden ist. Die Angelegenheit kommt nun vor den Kadi, welcher dem Manne unrecht gibt, wenn derselbe nicht nachweisen kann, dass die Frau, beispielsweise wegen eines Fehlers in ihrem körperlichen Bau oder andauernder Kränklichkeit halber, unfähig zur Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten ist, oder dass ihr gewisse widerwärtige Eigenschaften, z. B. untilgbarer übler Geruch aus dem Munde, anhaften. Aehnliche Scheidungsgründe, die eine unüberwindliche Abneigung erzeugen, sind ja auch bei uns vorgesehen.

[1]) Die mit diesen letzteren erzeugten Kinder sind erbberechtigt; die Mütter dürfen nicht, oder doch nur im äussersten Notfalle, verkauft werden.

Digitized by Google

Liegt kein solcher Grund vor, so muss der Mann der ersten Frau eine Abstandssumme zahlen, wenn sich dieselbe mit diesem Arrangement einverstanden erklärt. Thut sie das nicht, so ist der Mann gehalten, für die zweite Gattin ein besonderes Haus, mit Dienerschaft und allem sonstigen Zubehör, zu mieten, ihr also einen besonderen Hausstand einzurichten, was sich natürlich nur die begüterte Minderheit gestatten kann. Und diese Kostenfrage ist, wie gesagt, der Grund, warum die Mehrweiberei in den breiten Schichten des marokkanischen Volkes nicht in der Praxis besteht; einige Ausnahmefälle erwähne ich noch. Ist der Ehemann aber wirklich in der Lage, einen zweiten kompletten Hausstand zu halten und ernstlich gewillt, dies zu thun, so wird die erste Frau jedenfalls die Zahlung einer Abfindungssumme der gänzlichen Vernachlässigung oder der Möglichkeit vorziehen, bei einer unvermeidlichen Begegnung von ihrer bevorzugten Nebenfrau mit Spott behandelt zu werden.

Uebrigens steht es auch der Frau zu, ihrerseits eine Trennung der Ehe zu verlangen, wenn z. B. der Mann nicht mehr fähig ist, seine ehelichen Funktionen zu verrichten, wenn er zu stark für die Frau gebaut ist u. dergl.

Scheidungen sind überhaupt im Lande sehr häufig, namentlich bei den niederen Klassen der Bevölkerung. Hier jagt der Mann — und das passiert in den Städten bei Dienern, Bootsleuten und anderem rohen Volk oft genug — die Frau einfach fort, gibt ihr eine minimale Summe als Entschädigung und heiratet eine andere, mit der sich dann eventuell bald darauf das gleiche Schauspiel wiederholt.

Ist die Abneigung und der Wunsch nach Trennung gegenseitig, so wickelt sich auch bei wohlhabenden Familien, die auf Reputation halten, der Hergang sehr schnell ab.

Der Mann gibt seiner bisherigen Frau den üblichen Verstossungsschein: Du bist frei, und diese geht zu ihren Eltern zurück, ohne dass dabei die Vermittelung des Ḳâdi in Anspruch genommen wird. Bricht zwischen zwei Eheleuten, die sonst friedlich zusammenleben, ein Zank aus, so sagt der Mann wohl im Aerger: Hier ist dein Papier, mach, dass du fortkommst. Die Frau, welche das aufbrausende Temperament ihres Eheherrn schon kennt, nimmt ruhig den Schein und geht zu den Eltern. Nach einiger Zeit kommt der Mann, der seine Heftigkeit schnell bereut hat, aus eigenem Antriebe und holt sie zurück. Aber nicht öfter als dreimal darf dies geschehen: das vierte Mal würden beide Beteiligten, wenn der Vorfall an die Oeffentlichkeit gelangt, vom Ḳâdi streng bestraft werden, denn solche, wenn auch nur vorübergehende Trennungen der Ehe sollen nicht gewohnheitsmässig werden[1]). Die Kinder beiderlei Geschlechts bleiben bei vorübergehenden Trennungen sowohl, wie bei ernstlichen Scheidungen, wenn sie noch klein, bei der Mutter. Der Vater, der ihre Ernährungskosten zahlt, hat jedoch das Recht, sie beliebig zu sehen und später ganz zu sich zu nehmen.

Ertappt der Marokkaner einen fremden Mann bei seiner Gattin, oder unter verdächtigen Umständen auch nur im Hause, so hat er das Recht und sogar die Pflicht, denselben augenblicklich zu töten. Vielfach geschieht dies auch der Frau, bei vornehmen Familien jedoch, welche einen Eklat vermeiden wollen, wird dieselbe in aller Stille zu ihren Angehörigen zurückgeschafft, und diese töten die Unglückliche, wenn ihre Schuld erwiesen, in manchen Fällen heimlich, ohne dass sie das Gesetz für eine solche That straft.

Trotzdem ist es in Marokko gar nichts Seltenes, dass eine Frau ihren Mann hintergeht. Ursache davon ist einmal die häufige Abwesenheit vieler Männer, welche der Meḥálla, dem Heerlager des Sultans, angehören, von ihrem Heim.

Die Sultane von Marokko haben keine ständige Residenz, sondern sie residieren abwechselnd in Fäss und Marrakesch, den beiden Hauptstädten der früher getrennten Königreiche Fäss und Marokko. Zuweilen haben sie auch in Miknässa, dem marokkanischen Potsdam, oder in der Küstenstadt Rabat einen längeren Aufenthalt. Die Gelegenheit dieser Residenzwechsel wird meist zu Kriegszügen gegen aufrührerische Stämme oder zur Eintreibung rückständiger Steuern benutzt, und der Sultan ist auf einer solchen Ḥárka, wie diese Züge im maġribinischen Arabisch (von Ḥáraka, die Bewegung) genannt werden, ausser von dem persönlichen Gefolge, Hofchargen u. dergl., stets von einem grossen Teile seiner regulären Truppen, sowie von einem zahlreichen Aufgebot der Ḳabîlen (Tribus) des Máchsen begleitet. Nicht selten hat er 15—20000 Menschen auf diesen kriegerischen Abstechern bei sich. Unter diesen Umständen haben manche Hofbeamte und Offiziere, welche solch ein ambulantes Leben zu führen gezwungen sind, in Fäss sowohl wie in Marrakesch einen besonderen Hausstand. Und während vielleicht die Frau in Fäss ihrem Manne den Aufenthalt dort angenehm zu machen sich bemüht, fühlt sich die in der anderen Stadt vereinsamt und empfängt den Besuch ihres Geliebten.

Auch einzelne Omâna oder Zollbeamte (Sing. Amîn), welche aus Tetuan oder Fäss nach einer der Küstenstädte beordert werden, führen einen doppelten Hausstand. Doch geschieht dies stets selten und ist nie die Regel. Sonst gestatten sich in Marokko nur einzelne hohe, besonders reiche Würdenträger, die Minister, städtische und ländliche Ḳâids, Scherife wie Ssid' el-Ḥadj 'Abd-ess-Ssalâm el-Uas-sâni und

[1]) Der Grundsatz, dass die dritte Verstossung eine endgültige ist, entspricht den Prinzipien der Šsunna und ist in den Vorschriften des Imâm Mâlek Ben Aness, geb. zu Medina im Jahre 94 der Hedjra, gest. 179, dessen Gesetzgebung die Maġribiner bekanntlich befolgen, aufgenommen. Vgl. Précis de Jurisprudence musulmane selon le Rite mâlékite par Khalîl Ibn-Isḥâḳ, traduit de l'Arabe par M. Perron. Tome II, Chap. V, pag. 543.

Digitized by Google

selbstverständlich der Sultan Mulai Ḥassan und seine scherifischen Verwandten den Luxus mehrerer Frauen.

Ein anderer Grund für die Untreue mancher Frau ist z. B. der, dass ihr Mann der in Marokko sehr verbreiteten Knabenliebe ergeben und schamlos genug ist, seiner Gattin daraus kein Hehl zu machen.

Selbst bei der Anwesenheit des Mannes im Hause empfängt die Frau unter Umständen ihren Liebhaber und zwar geschieht dies dann meist in der Weise, dass der Galan sich in Weiberkleidung und verschleiert in das Frauengemach begibt. Es würde nun der grösste Verstoss gegen die Sitte sein, wollte der Ehemann, durch die draussen stehenden Pantöffelchen avertiert, dass eine fremde Dame bei seiner Frau zum Besuch, deren Wohnräume betreten. Diese Räume werden in Marokko mit den Ausdrücken Bît oder Dâr el-ḥareim, Gemach oder Haus der Frauen, bezeichnet. Ḥareim ist die maġribinische Form des gewöhnlichen Plurals von Ḥorma, Frau, Ḥarîm, wovon unser Wort »Harem« herstammt, welches aber in seiner europäischen Bedeutung kein Marokkaner versteht.

Das gebräuchliche Wort für Frau oder Ehefrau ist in Marokko: el-merâ.

Heiraten finden vielfach unter Verwandten, in den Städten fast immer unter Familien, die sich lange kennen, auf dem Lande meist unter Angehörigen derselben Ḳabîla statt, damit das Kaufgeld, wovon ich gleich näher spreche, und der junge Nachwuchs dem Stamme erhalten bleiben.

Die Mutter sucht dem Sohne eine Frau, viele Jünglinge heiraten aber auch ein Mädchen, welches sie schon vorher gesehen, mit dem sie vielleicht als Kind gespielt haben. Auf dem Lande namentlich, wo die weibliche Bevölkerung unverschleiert geht, sind solche Neigungsheiraten die häufigsten.

Bei der Scheu und dem Respekt, welche wohlerzogene Kinder in Marokko stets vor ihren Eltern haben [1]), bedient man sich in den Fällen, wo man nicht eben blindlings der Mutter die Wahl der Zukünftigen überlässt, verschiedener Mittelpersonen, älterer Verwandten, Brüder oder Freunde. Ist die Sache unter der Hand zwischen den beiden Hauptbeteiligten ins reine gebracht, so fragen die Eltern des Sohnes bei denen des Mädchens offiziell um die Hand ihrer Tochter an, und nur, wenn der Vater des Mädchens gestorben, wird dieses selbst befragt.

Fällt auch hier die Antwort bejahend aus, so wird nach einiger Zeit eine grosse Versammlung von älteren Verwandten beider Familien, Männern und Frauen, veranstaltet, und vor dieser Corona wird nun nochmals, nach dem Austausche vieler Höflichkeiten und gegenseitiger Lobeserhebungen, pro forma von den Eltern des Sohnes um die Hand des Mädchens angehalten. Dann kommt der rein geschäftliche Teil. Die Eltern der Braut erklären, wieviel an Geld, wieviel an Naturalien, Korn, Vieh u. s. w. sie verlangen, diese Forderungen werden vielleicht als zu hoch zurückgewiesen und es entspinnt sich nun ein lebhaftes Feilschen und Handeln in der Versammlung. Sonderbar ist, dass Butter bei manchen Stämmen den Viktualien zugefügt wird, bei anderen niemals. Ob dies infolge eines Aberglaubens oder aus praktischen Gründen nicht geschieht, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können.

Schliesslich einigt man sich, man spricht die Fâṯḥa [1]) und geht auseinander.

Mehrere Wochen vor der Hochzeit, manchmal auch nur einige Tage vor derselben, werden nun die vereinbarten Lebensmittel und die Hälfte des Geldes in das Haus oder Zelt der Eltern der Braut gebracht. Ein Adûl oder Notar nimmt darüber ein Schriftstück auf. Die andere Hälfte des Geldes wird nach der Verheiratung in kleinen Raten an die Eltern der Frau gezahlt. Diese Zahlungen müssen auch in dem Falle fortgesetzt werden, wenn vor der Tilgung der Summe schon eine Scheidung stattfinden sollte.

Die Eltern der Braut bereiten nun mit diesem von der Verwandtschaft des Bräutigams gestifteten Gelde die Ausstattung vor; die Eltern des letzteren schenken noch einiges dazu.

Mehrere Tage vor der Hochzeit finden sich abends die Freundinnen und die ganze weibliche Verwandtschaft der Braut bei derselben ein, und unter Plaudern und Scherzen werden nun die Hände und die Füsse des jungen Mädchens mit Ḥennabrei, den pulverisierten Blättern der Lawsonia inermis, bestrichen. Und zwar werden die Hände bis zum Gelenk, die Füsse bis zum Knöchel ganz mittels dieses mit Zitronensaft angefeuchteten Pulvers rotbraun gefärbt. Am folgenden Abend nimmt die Frau mit der gesamten weiblichen Sippe ein Bad, zu welchem Zwecke das ganze Ḥammâm für den Abend von der Familie gemietet wird. Am nächsten Abend wird wieder Ḥenna aufgelegt, tags darauf wieder gebadet, und bei Wohlhabenden wiederholt sich diese Prozedur dreimal.

Am Vorabende der Hochzeit wird das letzte Bad genommen.

Am Hochzeitstage selbst begibt sich der oft sehr jugendliche Bräutigam in seinen besten Gewändern und von Freunden begleitet aus dem Hause seiner Eltern — wo das junge Paar gleichfalls meist Wohnung nimmt — zu einem Verwandten oder auch in einen Garten vor der Stadt, um dem Hochzeitslärm und, so fordert es die Sitte, der Braut aus dem Wege

[1]) Ein Sohn aus guter Familie wird sich z. B. nie erlauben, in Gegenwart seines Vaters zu rauchen, selbst wenn er erwachsen und verheiratet ist, er spricht nicht ungefragt in dessen Gegenwart, setzt sich nicht in nachlässiger Haltung und meist entfernt vom Vater in einer Ecke des Zimmers u. dergl.

[1]) Die Anfangssure des Ḳorân, die bei sehr vielen Gelegenheiten mit einer segnenden Handhaltung recitiert wird. Mit dem Sultan zu beten oder von diesem mit der Fatḥa gesegnet zu werden, ist eine sehr gesuchte Ehre.

Digitized by Google

zu gehen. Hier wird gut gespeist, der übliche grüne Thee wird getrunken, gescherzt und gelacht, auch Spiele werden veranstaltet.

Während dessen hält die festlich geschmückte und natürlich verschleierte Braut den Einzug in ihr zukünftiges Heim. Oft reitet sie — wie alle maġribinischen Frauen im Männersitz — und das Pferd wird alsdann geführt, oft sitzt sie aber auch in einer viereckigen, kastenartigen Sänfte, die sich nach oben pyramidenförmig verschmälert und an der Spitze mit einem Knopfe versehen ist, an dem bunte Seidentücher flattern. Die maġribinische Bezeichnung für diesen Brautkäfig, welcher mit seinem jungfräulichen Inhalt gewöhnlich auf dem Rücken eines Maultieres seinen Platz findet, ist: el-'amarîa, das Wort für »Sänfte« dagegen, welche übrigens in Marokko nur selten benutzt wird, ist »meḥéffa« [1]).

Ihre ganze Verwandtschaft — mit Ausnahme des Vaters und erwachsener Brüder, was die Sitte verbietet — gibt der Braut das Geleit, eine aus tebél und ġâita, Pauke und Klarinette, bestehende Musik macht einen ohrzerreissenden Lärm, dazwischen dröhnen die Freudenschüsse der Männer, welche den Zug zu Pferde oder zu Fuss begleiten. Ist der Weg weit, vielleicht von einem Duar oder Zeltdorf zum anderen oder vom Lande nach der Stadt, so vergnügen sich die Männer unterwegs mit dem la'b el-châil, einem Reiterspiel, welches im Abfeuern der mit einer starken Pulverladung gespeisten langen Steinschlossgewehre in voller Carriere besteht und welches von den Europäern gewöhnlich mit dem Ausdruck »Fantasía« bezeichnet wird [2]).

Bei kurzen Distanzen oder in einem gebirgigen oder coupierten Terrain, wo dieses »Pferdespiel« (das ist die wörtliche Uebersetzung), nicht ausgeführt werden kann, tritt an die Stelle der Fantasia das la'b el-barûd, Pulverspiel. Die Teilnehmer formieren dabei meist einen Kreis und feuern dann ihre Gewehre, nachdem dieselben vorher verschiedentlich in der Hand geschwungen oder balanciert worden sind, nach dem Erdboden zu ab.

Schon in Tanger, der ersten marokkanischen Stadt, welche der von Europa kommende Reisende betritt, kann man sehr häufig die »Djebäla«, Gebirgsbewohner aus dem benachbarten Distrikt von Andjĕra sich mit diesem Sport bei irgend einer festlichen Veranlassung belustigen sehen.

Wenn der Weg der Braut ein kurzer ist, so geben auch wohl Freundinnen derselben das Geleit. Bei weiten Strecken begleitet ihr Kind gewöhnlich nur die Mutter, welche, meist auf einem sanften Maultiere reitend, manchmal noch eines der kleineren Geschwister vor sich im Sattel mitnimmt.

(Schluss folgt.)

[1]) Reiche Frauen werden öfter in einer Meḥéffa, welche zwischen zwei Maultieren hängt, auf Reisen befördert; ferner befindet sich eine solche stets im Gefolge des Sultans auf Märschen, wird aber von ihm nie benutzt. Nach Rohlfs hat sich der Scherîf von Uás-san, Ssid' el Ḥadj 'Abd-ess-Ssalâm öfter einer solchen bedient.

[2]) Pferderennen, Bogenschiessen u. dergl. Vorbereitungen zum Kriege werden schon in der Gesetzgebung von Mâlek gestattet und sogar gern gesehen. Vergl. l. c. Chap. IV, pag. 306. Der »djihäd«, Krieg gegen Andersgläubige, ist eine heilige Pflicht für jeden Musslem, der die Waffen tragen kann, falls der Feind muselmanisches Territorium bedroht, überhaupt der Angreifer ist.

Litteratur.

Hein, Alois Raimund, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit 1 Titelbilde, 10 Tafeln, 90 Text-Illustrationen und 1 Karte. Wien, Alfred Hölder 1890.

Wenn ein Künstler, dem es doch nahe liegt, der Natur nicht die Kultur im allgemeinen, sondern des besondern die Kunst gegenüberzustellen, rein von seinem Standpunkt aus entscheiden sollte, ob die kopfabschneidenden Eingeborenen Borneos nach ihren Werken den Naturvölkern zuzurechnen seien, ich meine, er würde keinen Augenblick zögern, diese Frage entschieden zu verneinen. Wie wenige unter uns dürfen sich des Formensinns und des Stilgefühls der Dayak rühmen! Zumal die Ornamente, welche dieselben im Bereich der technischen Kleinkünste verwenden, werden uns auf den Tafeln des vorliegenden ausgezeichneten Buches in einer solchen Fülle und Originalität der Erfindung überliefert, und erscheinen auch mit so ausserordentlich feiner Empfindung dem Material angepasst, dass wir in dem Besten, was wir selbst auf diesem Gebiete haben, uns die »Koppensnellers« der grossen Insel naheverwandt fühlen müssen. — Einen Beitrag zur Kunstgeschichte nennt der Verfasser, k. k. Professor und akademischer Maler, mit allem Grund sein im Text wie in den Zeichnungen gleicherweise die rechte Liebe zum Gegenstand bekundendes Werk. Mögen ihm die Aesthetiker geradeso dankbar sein wie die Ethnologen! Denn was die letzteren angeht, so können sie nur mit Freuden begrüssen, dass endlich einmal geübte Künstleraugen, die tausend neue Dinge sehen, sich den ornamentalen Schätzen der Kulturarmen zuwenden. Und sie müssen auch eine Art moralischer Genugthuung verspüren, wenn ihre Schützlinge, die geringgeschätzten Naturvölker, in einem allerdings besonders günstig liegenden Fall von kompetenter Seite nach Gebühr gewürdigt werden. So kann die folgende kleine Lektion, welche der unparteiliche Richter zu gunsten der Dayakfrauen unsern schönen Kulturträgerinnen zu erteilen mutig genug ist, nur in der Seele wohlthun. »Die Herstellung der textilen Produkte liegt vollkommen in den Händen des weiblichen Geschlechts. Dass an diesen Arbeiten die Ornamentation durch Schönheit, Stoffangemessenheit, Farbenharmonie und weise Verteilung einen durchaus gewinnenden und anziehenden Eindruck macht, spricht sehr zu gunsten der Dayakinnen, welche in diesem Punkte vollkommen selbständig und nur auf eigenes Können und Verständnis angewiesen sind. Wenn man diese Erscheinungen der Thatsache gegenüber stellt, dass fast alle europäischen Damen sich in Mussestunden mit sogenannten weiblichen Handarbeiten, also auch mit der Verfertigung oder Ausschmückung von Textilprodukten beschäftigen, und wenn man erwägt, dass hierzulande kaum die Auserlesensten ihres Geschlechtes im stande wären, ohne Vorlage, ohne Stickmuster, ohne Vordruck oder Vorzeichnung eine auch nur einigermaassen erträgliche Ornamentation zusammenzustellen, so dass sogar mit Hinzuziehung eines — bis auf die Abzählung der zur Darstellung nötigen Kreuzstichmenge — sklavisch zu kopierenden Originales bei zufälliger oder eigensinnig gewollter Aenderung der Farbenzusammenstellung himmelschreiende, augenbeleidigende Monstrositäten an der Tagesordnung sind, und wenn man weiss, wie urteilslos diese Arbeiten gemacht werden, so dass heute als hässlich gilt, was man vor einem Jahre mit Eifer und Begeisterung mühsam hervorgebracht und als etwas überaus Reizendes angestaunt hatte, dann muss man zugeben, dass die Ruhe und Abgewogenheit, die edle Einfachheit und harmonische Anordnung der von Dayakfrauen selbständig geschaffenen Textilornamentik unsere volle, rückhaltlose Bewunderung verdient.«

Hier wird ein Punkt berührt, der jedem Ethnologen in seinem Laboratorium längst geläufig ist, den er deshalb mit

Digitized by Google

besonderem Vergnügen von dem Künstler bestätigt sieht, ein Punkt, der nicht zum wenigsten ihn bei seiner stillen Arbeit mit Befriedigung erfüllt, das ist die Erkenntnis, dass der Naturmensch sich bei seinen Verzierungen von Waffen und Gerät immer etwas denkt. Dies ist zwar von der einen Seite sehr klar: er hat eben den Schematismus noch nicht, der erst durch lange Uebung und Tradition entsteht, auf der anderen Seite aber wird an der Hand der Entwickelungsgeschichte dieses Denkens die noch immer weit verbreitete Meinung widerlegt, dass unsere stilisierten Ornamente einem abstrakt schaffenden Geiste in aller Unmittelbarkeit entsprungen seien. Ursprünglich wird ein den Menschen interessierender Gegenstand dargestellt und das dabei empfundene Vergnügen bezieht sich zum grössten Teil keineswegs auf die Kunstübung, sondern auf den Gegenstand selbst; bei häufiger Wiederholung klärt sich allmählich ein mit festen Umrissen gegebenes Schema ab und dieses »Ornament«, diese »geometrische Figur« behält den alten gegenständlichen Namen. In dieser lebendigen Beziehung nun, die hier noch zwischen Abstraktion und konkretem Vorbild erhalten bleibt, liegt vielleicht die psychologische Motivierung für die höhere Entwickelung der spielenden Phantasie: das Interesse an dem Ornament wirkt, weil dieses letztere mit zahlreichen Gedankenreihen innig associiert ist, bei dem Zeichner auch dann noch anregend weiter, wenn das Auge eines Fremden das Urbild schon längst nicht mehr zu erkennen vermag. Wo dieser nur Schnörkel und Linien sieht, besitzt der Künstler noch eine Abbildung oder doch mindestens ein ihm vertrautes Symbol. Man betrachte den auf S. 16 dargestellten stilisierten Tiger aus Palembang, Sumatra, »dessen Auge zur Arabeske geworden ist und dessen Beine und Schwanz sich zu Spiralen entwickelt haben. Es gibt wohl kaum einen Europäer, der in dem hier mitgeteilten mathematischen Linienschema irgend ein wildes oder zahmes Tier erkennbar versinnbildlicht fände, aber die Ogans werden durch das seltsame Volutenkonglomerat hinlänglich an die Natur erinnert, was sie schon dadurch darthun, dass sie das ornamentale Konterfei mit dem Namen des Naturobjekts belegen.« So hat das einfache Schema für den Naturmenschen noch einen ganz konkreten Inhalt und nun begreift man besser, warum er alles Gerät und Rüstzeug mit seinen geometrischen Figuren bedeckt: wie wir Verse und Sinnsprüche anbringen, so verfügt auch er über ein leichtes Mittel, auf den Gebrauch bezügliche Gedanken an den Gegenständen auszudrücken. Bei fortschreitendem technischen Lernen werden ohne Zweifel die Ornamente um der Ornamentik willen und aus reiner Freude an schönen Formen und Figuren wie auch an der Bewältigung des Stoffes entwickelt, aber die schöpferische Einbildungskraft wird sich mit Sicherheit in aufstrebender Linie bewegen und immer edlere Früchte tragen, solange sie noch in einem bestimmten Ideeninhalt wurzelt und von dort aus mit lebendigen Anregungen genährt wird. Mathematische Schemata und Tapetenmuster können unsere Empfindungen nur wenig erwärmen und zu künstlerischem Aufschwung begeistern; unsere Damen werden niemals mehr dasselbe leisten, wie die Dayakfrauen, da keine Aussicht vorhanden ist, dass sie deren Naivetät zurückerlangen. Aus der liebevollen Mithilfe des konkreten Vorbildes entsteht die überraschende Fruchtbarkeit der künstlerischen Abstraktionen bei den Naturvölkern. So kann es geschehen, dass Hein von den Dayak schreibt, sie haben die »unbezähmbare Sucht, alle Gebrauchsgegenstände ohne Ausnahme zu dekorieren«, »diese Menschen ertragen nichts Unverziertes«, und dass ich von centralbrasilischen Indianern mit denselben Worten erklärt habe, »sie haben eine Sucht geradezu, alle Gebrauchsgegenstände zu bemalen, eine Leidenschaft für das Kunsthandwerk«.

Nun ist freilich diese Leidenschaft das einzige, worin man jene Asiaten und Amerikaner vergleichen kann; die Erzeugnisse sind himmelweit verschieden. Nach Durchsicht des Heinschen Buches hat man wirklich nicht mehr das Recht, die Dayak, was diese eine Seite der Geistesentwickelung anlangt, zu den Naturvölkern zu rechnen. Sie besitzen einen Formenschatz, der nur, wie der Autor hervorhebt, als »die ausgereifte Frucht jahrhundertelangen Schaffens« gelten darf. Die obigen Bemerkungen über das bei der Entstehung der Kunst so günstig wirkende Vergnügen an dem zu Grunde liegenden Urbild passen nicht mehr auf die Dayak von heutzutage; sie dürften sogar kaum bei irgend einem Volke weniger angeregt werden: denn die figürlichen Urbilder sind längst bei ihnen untergegangen; man begegnet fast nur bereits zu vollendeten Typen ausgebildeten Formen, geometrischen und — der beste Beweis, dass der Standpunkt des eigentlichen Naturvolkes weit zurückliegt — nicht tierischen, sondern pflanzlichen Motiven. Immerhin ist wohl zu beachten, dass die Leistungen in der Plastik, der Holzschnitzerei und vor allem in der Töpferei auf einer recht niederen Stufe stehen; es ist deshalb zu vermuten, dass die Kunstfertigkeit in den Textil- und Geflechtarbeiten in bedeutendem Grade durch die Beschaffenheit des Materials geleitet worden ist; wenn sich irgendwo geometrische Figuren nahezu von selbst und ohne konkretes Vorbild ergeben, so ist es beim Flechten und Weben, und wenn irgendwo, so wird hier durch die Freude an der eigenen Geschicklichkeit die Erfindung von neuen Mustern gefördert, so dass sich in keinem anderen Zweige die künstlerische Bethätigung rascher als Selbstzweck entwickeln kann. Auf eine Besonderheit der Herstellungsarbeit selbst muss doch z. B. wahrscheinlich das interessante Gesetz zurückgeführt werden, das von Hein an den Matten und Körben nachgewiesen wird und das dort einen spezifisch dayakischen Ornamentstil bedingt: »Alle Füllungsformen (Kreistangentenmuster innerhalb quadratförmiger Felder) ohne eine einzige Ausnahme sind zweiaxig symmetrisch und die Symmetrieaxen liegen stets in den Diagonalen, niemals stehen sie vertikal oder horizontal, oder besser, niemals fallen sie mit den Mittellinien des Quadrats zusammen. Wer mit dem Verzierungskodex des Abendlandes vertraut ist und daher weiss, wie ganz allgemein und unerschütterlich in der konventionellen Ornamentik bei 99 Percent aller quadratischen Dekorkompositionen die Mittellinie des Quadrats als sozusagen prädestinierte Symmetrieaxe ihre erbgesessene Geltung hat, der wird dieses fast eigensinnige Vermeiden einer sonst allen Menschen geläufigen und sich als selbstverständlich aufdrängenden Axenlage als überaus auffällig erkennen müssen.« Und ich darf zufügen, er würde es für unbegreiflich halten müssen, wenn die geometrischen Abstraktionen, statt durch entweder ein figürliches Vorbild oder die Beschaffenheit und Behandlung des verarbeiteten Materials gegeben zu sein, unmittelbar aus einer angeborenen mathematischen Anschauung entsprängen.

Dieses Gesetz der dayakischen Textilornamentik ist ein vortreffliches Beispiel für den Vorteil, welcher der Ethnologie aus einer künstlerisch geübten Betrachtung ihrer Sammlungen erwachsen kann.

In besonderen Kapiteln werden die einzelnen Zweige der Dayak-Kunst behandelt. Die Architektur folgt nach alt-ostasiatischer Tradition den Prinzipien des Pfahlbausystems; die Skulptur beschränkt sich auf primitive Darstellungen, welche dem Animismus und Dämonenglauben ihren Ursprung verdanken; die Malerei erreicht ihren Höhepunkt in der bizarren Ausschmückung der Schilde mit Dämonenfratzen und weist in manchen Einzelheiten auf chinesischen Einfluss zurück; alles dies wird weit überragt von den Leistungen in den technischen Künsten und ihnen sind auch die wertvollsten Studien des Verfassers gewidmet. Fremde Anregungen werden den Arabern, den Hindus und in erster Linie den Chinesen zugeschrieben, die ebenso wie die Europäer im Norden der Insel die ersten Beziehungen anknüpften. Man weiss bereits von einer im Jahre 1293 nach Borneo ausgesandten Expedition; chinesische Quellen behaupten sogar, dass schon in den Jahren 976 bis 983 von den Eingeborenen Borneos Tribut gezahlt worden sei. Nach der Entdeckung von Goldlagern beriefen malayische Fürsten Chinesen zur Bearbeitung der Minen; im Jahre 1836 wurde ihre Anzahl auf 300000 geschätzt.

Die illustrative Ausstattung ist reichhaltig und mustergültig; die Tafelerklärungen und Indices bekunden eine aussergewöhnliche Sorgfalt. Kurz, es ist ein Buch, zu dem man dem Verfasser, dem Verleger und vor allem dem Leser von Herzen Glück wünschen muss. von den Steinen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 37. **Stuttgart, 15. September 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Burjatische Volksüberlieferungen. Ein Bericht von Friedrich S. Krauss. S. 721. — 2. XXI. Anthropologen-Versammlung in Münster. II. (Schluss.) S. 727. — 3. Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen. Von M. Quedenfeldt. (Schluss.) S. 730. — 4. Zur Kenntnis der heutigen Basken. Von Dr. Otto Stoll. (Fortsetzung.) S. 734. — 6. Chiloé. Von Hugo Kunz in Santiago. S. 737. — 6. Litteratur. (Becker.) S. 739.

Burjatische Volksüberlieferungen.

Ein Bericht von Friedrich S. Krauss.

Ernste und beherzigenswerte Mahnworte auf Grund tiefer Einsicht und Kenntnisse richtet der berühmte Erforscher Sibiriens, N. Jadrinzew, an die russischen Staatsmänner und an die ethnographischen Fachgenossen: »Die vergleichende Psychologie der sibirischen Eingeborenen ist noch keineswegs wissenschaftlich ausgearbeitet; wir sind mit ihrer Vergangenheit noch unbekannt und ihre historischen Verdienste dem russischen Volke gegenüber sind ihrem ganzen Umfange nach noch lange nicht gewürdigt. Was sich aus der Wiedergeburt dieser Völkerschaften ergeben und wohin ihre Talente und der Genius dieser Völker uns führen wird, das ist ein Rätsel der Zukunft. Aus dem Schosse asiatischer Völkerschaften entstammen manche grosse Lehrer der Menschheit, manche eigenartige Civilisationen. Die Einführung neuer Völker in das Weltenleben und das Gebiet des geistigen Schöpfungsprozesses wird nicht resultatlos bleiben[1].«

Auf die ungeheuren Schwierigkeiten, in Sibirien ethnographische Erhebungen zu pflegen, hat so mancher Forscher, unter anderen auch Priklonski, der hochverdiente Folklorist der Jakuten, nachdrücklichst aufmerksam gemacht. Um so grösser ist der Ruhm und die Ehre derjenigen Männer, die trotz allen unsäglichen Widerwärtigkeiten mit einer heldenhaften Ausdauer und Liebe die Wissenschaft zu bereichern und zu vertiefen bemüht sind. Russisch geläufig zu verstehen ist für jeden vergleichenden Ethnographen ein Gebot der Notwendigkeit geworden, aber nicht nur russisch, sondern auch polnisch. An Sammeleifer und Rastlosigkeit, an Lernbegierde und Opferwilligkeit in Sachen der Volks- und Völkerkunde sind uns Russen und Polen überlegen. Dies sei ohne Neid und Missgunst festgestellt; denn was der Ethnograph und Folklorist leistet, das kommt der gesamten Kulturwelt zu gute. Der Völkerforscher steht im Dienste der Menschheit, er arbeitet nicht bloss und ausschliesslich zu Gunsten eines Sondervolkes.

Darum erfüllt mich mit aufrichtiger Freude und Genugthuung die neueste von N. M. Changalov, dem Priester N. Zatopljaev und Genossen veranstaltete, von Potanin mit Erläuterungen versehene und von der ostsibirischen kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft veröffentlichte Sammlung burjatischer Sagen, Märchen und Glaubenssachen[1].

Wer sich auch nur einigermaassen in der Sagen- und Märchenlitteratur der Völker umgesehen hat, weiss, dass bestimmte Erzählungsmotive in den verschiedensten, durch mannigfache Verhältnisse und Umstände bedingten Fassungen immer wieder und fast überall wieder auftauchen. Beruht doch auf dieser Erfahrung, abgesehen von der präsumtiven ursprünglichen Spracheinheit, die allbekannte Hypothese von der indogermanischen Völkergemeinschaft. Einen je tieferen Einblick man aber in die Ueberlieferungen sogenannter nichtarischer Völker gewinnt, desto mehr wird unser Glaube an die Stichhaltigkeit gedachter Hypothese in seinen Grundfesten erschüttert. Wenn wir bei den Burjaten auf Gottheiten stossen, die ihre Identität mit den griechischen Göttern des Olymps und noch mehr mit den Göttern der Vedas klar erkennen lassen, so wird die Aushilfshypothese von der Entlehnung mythischer Gestalten kaum ausreichen, um die thatsächliche Er-

[1]) Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien von N. Jadrinzew. Deutsch von Dr. Ed. Petri. Jena 1886. S. 151.

[1]) Zapiski Vostočno-sibirskago Otdjela imperatorskago Russkago Geografičeskago Obščestva po otdjeleniju etnografii. T. I. vyp. 1. Burjatskija skazki i povjerja, sobranyja N. M. Changalovym, o. N. Zatopljaevym i drugimi, izdano na sredstva d. čl. A. D. Starceva. Irkutsk 1889. IV + 159, gr. 8.

Digitized by Google

scheinung des burjatischen Volksglaubens befriedigend zu erklären, obgleich der Einfluss indischer (buddhistischer) Missionare unter den Burjaten deutlich nachweisbar ist. Die germanischen Völker, speziell die Deutschen, sind in historischer Zeit mit den Burjaten gewiss nie in einem näheren Verkehr gestanden, und doch finden wir in dieser Sammlung ein allerliebstes und uns wohl bekanntes deutsches Märlein wieder, die Geschichte von den Bremer Musikanten (S. 99 ff. Bochon — chobun = Die Laus, ein Held). Statt der Räuber, wie in der deutschen Fassung wird der Riese Mangatchaj durch die verbündeten Tiere und Sachen von Haus und Hof vertrieben.

Es verlohnt sich, das Stück in wortgetreuer Uebersetzung wiederzugeben, weil es uns lehrt, wie ein und dasselbe Motiv formell gründlich anders als eine sonstige Fassung lauten kann, ohne wesentlich dem eigentlichen Gedanken nach eine Einbusse zu erleiden. Bei den allermeisten Sagen und Märchen ist nur die äussere Ausgestaltung und die besondere Ausführung national, wenn man so sagen darf, der Kern dagegen international. Die allgemein beliebte und jedenfalls sehr bequeme Entlehnungstheorie scheint mir dadurch sehr wackelig zu sein, weil sie bei der Annahme von Entlehnungen äusserst selten festzustellen sucht, was denn eigentlich entlehnt worden sei, die besondere Form oder der ursprüngliche Kern einer Ueberlieferung. Bei so einfachen und gar schlichten Gedanken und Einfällen, wie jene, die einer Unzahl von Sagen und Märchen zu Grunde liegen, ist es doch zu gewagt, die Behauptung aufzustellen, nur bestimmte auserlesene Völker wären so gescheit und pfiffig gewesen, darauf zu verfallen. Menschen, die auf einer äusserst primitiven Kulturstufe leben und die bescheidensten Bedürfnisse haben, sind darum nicht um einen Grad dümmer oder weniger zu denken fähig als wir. Ihr Wissen von der Welt ist nur geringer als das unserige, sonst aber sind sie weder besser noch schlechter als wir Kulturmenschen. Unsere Sprache als ausdrucksfähiges Verständigungsmittel ist nicht einen Heller mehr wert, als die burjatische Sprache; wir haben bloss gelernt, unserer Sprache alle möglichen Vorteile abzugewinnen. Das ist unser Vorsprung. Uns kommen die Fortschritte der Technik in hohem Maasse zu gute. Wir führen als die Schlaueren und Gewandteren ein verhältnismässig angenehmeres und von elementaren Zufälligkeiten gesicherteres Leben und verstehen es, ausgebildete ästhetische Bedürfnisse durch Künste und Wissenschaften zu befriedigen. Die Form und die Darstellung ist unser Vorzug, darin und nur darin sind wir seit Jahrhunderten zum Vorbild anderen Völkern geworden, die weniger als wir von ihren Vorfahren zu lernen hatten. Was am ehesten, dank dem Nachahmungstrieb, entlehnt und angenommen wird, ist die eigenartige Form, das äussere Gewand. Ornamente und Stickmuster wandern gar leicht von Volk zu Volk, doch eines muss vorhanden sein: der Stoff als Träger der Ornamente nämlich. Soll das Fremde Eingang finden, so muss schon etwas Aehnliches oder Verwandtes vorhanden sein, um sich darauf ansetzen zu können. Wenn ich den des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern in meinem Heimatsdorfe im Süden irgend etwas aus der römischen Geschichte erzählte, so hörten sie mich bis zu Ende ruhig an, wie dies bei einem »rohen« Volke schon Brauch ist, hatten aber schon in einigen Tagen alles davon vergessen; gab ich jedoch aus Tausend und einer Nacht ein Märchen zum besten, so konnte ich noch nach Jahr und Tag die Geschichte fast mit meinen eigenen Worten in einem Nachbardorfe mir vorerzählen lassen. Das Märchen hat an hundert andere bekannte Vorwürfe sich angelehnt und hatte überdies den Vorzug der abgerundeteren Form. Die schönere, künstlerischere Fassung entscheidet für die Aufnahme, nicht so sehr der Inhalt, zumal wenn er ganz fremd klingt. Das Fremde muss sich dem Einheimischen völlig anpassen; dann erst hat es Bestand. Der Kern der gedachten burjatischen Märe ist gewiss nicht entlehnt, ob jedoch die Form unbedingt von auswärts her stammen muss, das zu entscheiden vermag man bei dem vollständigen Mangel an allen Kriterien ganz und gar nicht.

Das Stück lautet:

»Lange vor Zeiten lebte jemand, der hiess Bochon-chobun, der besass ein weisses Oechslein so gross wie eine Laus und ein winziges Wägelchen, vor welches er das weisse Oechslein einspannte. Einmal spannte Bochon-chobun sein weisses Oechslein so gross wie eine Laus vor sein Wägelchen ein und fuhr spazieren. Bochon-chobun zog weiter und erblickte auf dem Wege eine Schere liegen. Bochon-chobun hob die Schere auf, legte sie auf sein Wägelchen und sagte: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!' Er zog weiter und sah auf dem Wege ein Fröschchen liegen. Bochon-chobun hob das Fröschchen auf, legte es auf sein Wägelchen und sagte: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!' Er reiste weiter; auf dem Wege lag eine Schlange. Bochon-chobun hob die Schlange auf, legte sie auf sein Wägelchen und sprach: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!' Er reist weiter und erblickt auf der Erde die Nachgeburt einer Stute (namtachan) liegen. Bochon-chobun hob sie auf, legte sie auf sein Wägelchen und sprach: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!' Bochon-chobun reist weiter, sieht auf dem Wege einen Hammer liegen, legt den Hammer auf sein Wägelchen und spricht: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!' Er reist weiter; auf dem Wege liegen zwei Steppenhuhneier; Bochon-chobun legt sie auf sein Wägelchen und spricht: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!' Bochon-chobun reist weiter, auf dem Wege liegen zwei Sträuche Feuernelken und Heckenrosen; er hob sie auf, legte sie auf sein Wägelchen und sprach: ‚Jedes Ding ist ein Reichtum!'

»Bochon-chobun langte vor das Haus Mangat-

Digitized by Google

chajs an und trat ein; er nahm die Nachgeburt der Stute und legte sie unter die Schwelle, den Hammer aber legte er auf den Querpfosten über die Thüre. Das Fröschlein legte er in den Wassernapf und die Schlange hing er auf den Handtuchhalter. Die Schere legte er ins Bett, ebenso die zwei Sträuche Feuernelken und Heckenrosen, die zwei Steppenhuhneier aber in die Asche auf dem Herde. Darauf versteckte sich Bochon-chobun unter der Bettstelle Mangatchajs, lag und wartete auf die Heimkehr Mangatchajs.

»Nach einer kurzen Weile erschien Mangatchaj selber. Beim Eintritt ins Haus sagte Mangatchaj: ‚Pfui, pfui, wie es hier stinkt! Morastfrösche und Mistkäfer waren bei mir.' Darauf wollte Mangatchaj aus dem Napfe trinken; er setzte an, das Fröschlein sprang heraus. Mangatchaj erschrak darüber und sprach: ‚Was für Zauberspuk geht da vor!' Beim Handtuchständer biss ihn die Schlange. Er erschrak darüber und sprach: ‚Was für Zauberspuk geht da vor!' Sodann wollte sich Mangatchaj ins Bett legen. Kaum legte er sich nieder, so zwickte ihn die Schere und stachen ihn die Feuernelken und Heckenrosen. Er sprang vom Bette auf und schrie: ‚Was für Zauberspuk geht da vor!'

»Mangatchaj ging zum Herde und wollte das Feuer anschüren. Er fing an, das Feuer anzublasen, doch im selben Augenblicke erhitzten sich die zwei Steppenhuhneier, zersprangen und spritzten ihm brennende Asche und Flüssigkeit in die Augen. Mangatchaj wurde davon gänzlich blind. Da wollte Mangatchaj ins Freie hinausrennen; er kam auf die Schwelle, trat auf die Stutennachgeburt, rutschte aus und fiel um. Im selben Nu sank der Hammer herab und schlug ihm den Schädel entzwei. Also ist Mangatchaj ums Leben gekommen.

»Nach dem Ableben Mangatchajs richtete sich in dessen Hause Bochon-chobun ein.«

Nicht minder überrascht es uns, die Sagen von den Wunderleistungen Herakles' bei den Burjaten zu finden. Der burjatische Herkules heisst Chan-gužir. Dieser Name kommt in den Ueberlieferungen der Mongolen sehr häufig vor. Er ist wohl mit dem Helden Eruslan (türk. arslan = Löwe) der russischen Heraklessagen gleichzustellen. Chan-gužirs Auftraggeber ist Kaiser Guli, der eine kluge, gerechte und in den Helden verliebte Tochter besitzt. Die grossen Thaten sind in den Hauptsachen mit den bekannteren Verrichtungen Herakles' identisch, nur sind alle im einzelnen unendlich phantastisch grossartiger und schauderhaft unmöglicher. Prächtig ausgemalt ist die Bezwingung des ungeheuerlichen Höllenhundes Gunir, der im stande ist, auf drei Werste Entfernung den Wanderer oder Angreifer zu verschlingen (S. 67—69). Wann Gunir wirklich schläft, so ist sein rechtes Auge geschlossen und aus der rechten Seite des Mundes braust Schaum heraus; stellt er sich aber bloss schlafend, so ist sein linkes Auge zu und der Schaum strömt aus der linken Seite des Mundes heraus. Auf Anraten seiner Braut Gonok-gochon besucht Chan-guzir die neunundneunzig himmlischen Schmiede und lässt sich von ihnen einen eisernen Reif, einen Kloben und einen eisernen Dreifuss anfertigen. Es gelingt ihm, den Hund Gunir zu fesseln und schliesst darauf mit ihm Wahlbruderschaft auf Leben und Tod. Späterhin helfen sie einander aus den gefährlichsten Lagen. Der Kaiser Guli sinkt beim Anblick des Hundes in Ohnmacht und ist überselig, als der Eidam das Ungetüm wieder abführt.

Eine rührende Sage von aufopfernder Bruder- und Schwesterliebe ist das neunte Stück S. 32 ff., welches übrigens schon durch eine Reihe älterer Varianten (z. B. Radloff, Proben u. s. w. I, 12 bis 28) bekannt ist und wegen einzelner Details besonders fesselt. Die Schwester bringt die Gebeine ihres Bruders zum Berge Angaj und opfert dem Berge eine goldiggelbe Stute mit der Bitte, der Berg möge sich aufthun, damit sie in seinem Innern die Gebeine ihres Bruders bergen könne. Der Berg erfüllt ihren Wunsch und gibt nach langer, langer Zeit die Gebeine wieder heraus, als die Schwester die drei der Wiederbelebung kundigen Töchter Esege-malans als Bräute für den toten Bruder heimgeführt. Beim Uebersteigen eines ausserordentlich hohen Berges schlägt das Ross ein Zeichen in einen Stein auf der Höhe des obersten Gipfels. Die Reiterin fragt es, warum es denn nicht mit einem Satze über die Höhe hinübergesprungen. Das Ross entgegnet: »Einen so hohen Berg zu überspringen, ohne ein Zeichen zu hinterlassen, das ist eine Sünde, zumal so viele Leute und so viele Pferde, deren Gebeine du am Abhange liegen gesehen, beim blossen Versuche hinüber zu kommen, zu Grunde gegangen. Darum habe ich absichtlich mit dem Hufe ein Zeichen in den Stein geschlagen.« So hätten wir hier einmal ein ausdrückliches Zeugnis von dem Zweck und der Bedeutung der Steinzeichen und der Steinhaufen in öden und schwer zugänglichen Gegenden.

»Aga-nogon-abacha, das Mädchen, ritt weiter und gelangte auf dem höchsten Rücken des Hochgebirges zum lebendigen Wasser (monchon-chara ucha). Sie stieg vom Pferde herab, trank davon und wurde dreimal schöner und stärker, als sie vordem gewesen. Sodann tränkte sie ihr Ross, welches dadurch sogleich dreimal kräftiger und im Rennen behender wurde. Zuletzt nahm sie vom lebendigen Wasser und warf es den Berg hinab, wo die Gebeine lagen. Sofort erwachten die Menschen und Pferde zu neuem Leben und segneten das Fräulein Aga-nogon-abacha und versprachen ihr Hilfe für den Notfall und die Gefahr.« Das Lebenswasser gehört bekanntlich zu den ständigen Hilfsmittelchen aller Volkssagen und spielt besonders in den Sagen der asiatischen Völker eine Rolle gleich einem deus ex machina. Die živa voda (lebendiges Wasser) in den südslavischen Ueberlieferungen stammt unzweifelhaft aus Asien und ist

Digitized by Google

kein Bestandteil des altslavischen Volksglaubens, weshalb ich in meinem Buche »Volksglauben und religiöser Brauch der Südslaven« das Lebenswasser unbesprochen lassen musste.

Das 16. Märchen (S. 94 ff.) Chinchunabagin, bei den Mongolen Boroldaj-chy ist identisch mit Zlatumbeg, dem mohammedanisch-bosnischen Märchen meiner Sammlung der Sagen und Märchen der Südslaven (Leipzig 1883, S. 69—80) und der deutschen Geschichte vom gestiefelten Kater. Nr. 19, S. 102 ff. erzählt die Abenteuer der drei weisen Söhne Gurguld-aevs (Gurguldain-gurbunsysyn). Nach Siegmund Fraenkels geistvoller Untersuchung »Die Scharfsinnsproben« in Dr. Max Kochs Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte (Berlin 1890, S. 220—235) stammt die Fabel von den witzigen drei Erratern ursprünglich aus Arabien. Nebenbei erwähne ich, dass die südslavischen Fassungen der Abenteuer noch unverkennbar den arabischen Ursprung aufweisen. Sie sind nämlich, wohl durch Mekkapilger aus Arabien, den Südslaven vermittelt worden.

An grotesk-komischen Zügen sind die Ueberlieferungen der Burjaten nicht arm, nur dass der Westeuropäer dieser Art von geistreichen Einfällen, nicht minder als den südslavischen, wie ich aus Erfahrung weiss, keinen rechten Geschmack abgewinnen kann. Um solche Witze zu verstehen, muss man sich in die Eigentümlichkeiten der Lebensanschauungen und der Lebensweise jener asiatischen Halbnomaden einleben. Die Südslaven haben nur aus zweiter Hand, selten aus erster, einen grossen Teil ihres Sagengutes aus Asien überkommen. Der uranfängliche Eigenbesitz der Südslaven mag nicht grösser als der entsprechende burjatische sein. Ein Schicksalsglaube ist z. B. beiden gemeinsam, nur dass die Südslaven Schicksalsfräulein kennen, welche ihrem Ursprung nach möglicherweise auf die griechischen Moiren und die römischen Parzen zurückgehen, während bei den Burjaten Esege-malan (das schimmelige Väterchen) die Personification des Himmelsgewölbes, der Schicksalsbestimmer ist. In dem ersten Stück der burjatischen Sammlung spricht »Gott« einem hungrigen Wolfe einen alten Mann als Frass zur Stillung des Hungers zu. Der geriebene Alte erfährt durch Zufall von dieser Bestimmung und versteht es, mehrmals den Wolf um den Preis zu prellen. Einmal aber fuhr er auf eine Hochzeit. Auf dem Wege begegnete er einem zu Fuss wandernden, bildhübschen Mädchen. Aus Mitleid nahm er sie ins Innere seines gedeckten Wagens auf. Als die Pferde vor dem Hochzeitshause anhielten, sprang aus dem Wagen ein Wolf heraus, im Wagen aber fand man nur noch die Knochen des Alten vor. Die südslavische Fassung der Sage (Krauss, Sagen und Märchen I, Nr. 99, S. 202 bis 203) erzählt, die Sujenice (Schicksalsfräulein) hätten dem Neugebornen bestimmt, »ein Wolf soll ihn auffressen«. Das Kind fuhr einmal als ausgewachsener Knabe durch den Wald, »in welchem lauter schöne, wohlriechende Rosen wuchsen. Der Kutscher pflückte eine Rose auf Wunsch des Knaben, überreichte sie ihm, schloss die Wagenthüre zu und fuhr nach Hause. Als sie heim kamen, eilten Vater und Mutter der Kutsche entgegen, um ihr Kind herauszuheben. Sie öffnen den Wagen und es springt ein Wolf heraus; das war die Rose, die dem Knaben im Walde so anmutig geschienen. Und so erfüllte sich der Spruch der Sujenice«.

Die Mitteilungen über den wirklichen Volksglauben der Burjaten sind am meisten bemerkenswert, doch ist leider gerade diesem Teile des Volkstums der geringste Raum des Büchleins gewidmet (S. 118—134). Von grosser Wichtigkeit sind die, wenngleich spärlichen, Angaben über die Gottheit Esege-malan oder Esege-malan-tengri, dem »schimmeligen Vater«. In dieser Gestalt vermenschlichen die Burjaten das Himmelsgewölbe und stellen sich den Gott als lebendige, persönliche Wesenheit vor, die im Himmel thront. In den Sagen unserer Sammlung erscheint er sowohl als eine gute, wie als eine bösartige Gottheit, welche verschiedene Versuchungen über die Menschen aussendet. In der Sage vom Mu-monto tritt er als Gebieter des Donners auf, den er gegen die Ungläubigen handhabt. Ihm werden auch Opfer für die Neugebornen dargebracht. Seinen Beinamen Tengri übersetzt man gewöhnlich mit »Himmel«, doch heisst das Himmelszelt bei den Mongolen und Burjaten eigentlich oktorchoj, während das erstere Wort zur Bezeichnung der lichtstrahlenden Gottheit der Welt dient. Die Vermutung J. Podgorbunskijs, tengri sei vom sanskritischen deva abzuleiten, lässt sich im Hinblick auf die Lautgesetze nicht halten. Damit entfällt auch seine Schlussfolgerung, die übrigens mit der versuchten Etymologie nichts gemein hat, dass das Wort ursprünglich lebendige Wesen, nicht aber das »materielle« Himmelszelt bedeutet habe. Begnügen wir uns vorderhand mit einem non liquet in dieser Streitfrage.

Gleich das zweite Stück der Sammlung wirft bedeutsame Streiflichter auf die Stellung Esegemalans im Volksglauben der Burjaten. Es verdient eine wörtliche Wiedergabe im Deutschen:

»In früherer, glücklicher Zeit lebte der alte Choredoj (Charadaj bedeutet ‚hoffnungsvoll und begabt'), der besass zwanzig schwarze Hammel, die weideten auf unerschöpflichen (immer grasreichen) Auen. Ausserdem besass er noch zwei schwarze Pferde. Das eine war ein ausgezeichneter Läufer und galt als eines von den besten Rossen, das andere hatte einen schleppenden Schritt und galt als ein schlechtes Ross. Choredoj lebte glücklich, litt an keinem Ding not, hatte er doch alles in Hülle und Fülle. Einmal ereignete sich, dass eines von seinen zwanzig Schafen ein Lämmchen warf, ein schneeweiss Lämmchen — ein Schöpslein. Da kamen zwei Krähen geflogen, hackten dem Lämmchen die

Digitized by Google

Augen aus und flogen auf und davon. Da erzürnte der Alte über die Krähen, schwang sich auf seinen Schnellrenner, holte sie ein, stach jeder je ein Auge heraus und setzte sie dem Lämmchen ein, worauf das Lämmchen wieder so gut zu sehen anfing, wie vordem. Inzwischen flüchteten die Krähen zu Esege-malan und erhoben Klage gegen den Alten, weil er ihnen je ein Auge ausgestochen, nachdem er sie auf seinem schnellen Läufer reitend eingeholt. Esege-malan ergrimmte über den Alten und sandte neun Wölfe aus, damit sie des Alten schnellen Renner auffressen. Doch der Alte erfuhr davon und brachte den guten Renner in sicheren Gewahrsam, an seine Stelle aber band er das schlechte Ross an. Nachts erschienen die Wölfe, frassen das schlechte Ross auf, das gute liessen sie jedoch irrtümlicherweise unversehrt. Als die Wölfe fort waren, schwang sich der Alte auf seinen guten Schnellläufer und holte die Wölfe sehr bald ein, da sie mit vollgefressenem Bauche nicht genug rasch vorwärts kamen. Nun zog er ihnen die Haut ab und liess jedem nur ein Stückchen Schwanz übrig, dann kehrte er selber wieder heim. Inzwischen traten die Wölfe vor Esege-malan hin und erhoben Beschwerde, weil ihnen der Alte die Haut abgezogen, nachdem sie im Irrtum das schlechte Ross statt des guten aufgefressen. Alsdann rief Esege-malan neun Šulmuse[1]) herbei und befahl ihnen, den Choredoj vor ihn zu schaffen. Es kamen die neun Šulmuse zum Alten, vermochten aber auf keine Weise in die Jurte einzudringen, denn der Alte hatte von ihrem Kommen schon früher Kunde erhalten und alle Oeffnungen nach aussen zu verstopft bis auf eine kleine Spalte, durch welche man sehen konnte, was in der Jurte geschah. Die neun Šulmuse gingen um die Jurte herum und guckten durch die Spalte hinein. Der Alte aber hatte schon alles vorbereitet. In Erwartung ihrer Ankunft hatte er Dreck aufgesammelt und im Kessel überm Feuer aufsieden lassen. Als die neun Šulmuse durch die Spalte hineinzulugen anfingen, da nahm er aus dem Kessel den siedend heissen Dreck und, hast du's nicht gesehen, patzt ihn durch die Spalte den neun Šulmusen in die Augen. So verbrühte er ihnen die Augen und das Gesicht. Die neun Šulmuse konnten nicht ins Innere der Jurte dringen. Die neun Šulmuse kehrten unverrichteterdings zu Esege-malan zurück und erhoben eine Klage darüber, dass sie der Alte abgebrüht hatte. Gewaltiger Zorn bemächtigte sich Esegemalans über Choredoj, weil er seine Gebote missachte und seine Abgesandten schmählich behandle. Darum setzte er sich auf eine Wolke und flog selber zu Choredoj, um ihn mit einem Donnerschlag zu töten. Da der Alte davon noch bei Zeiten Wind bekam, beeilte er sich, mit möglichster Raschheit neun Kessel voll Tarasun[1]) zu bereiten, schlachtete einen feisten weissen Widder und stellte alles her, was zu einer Opferdarbringung notwendig ist; dann stellte er sich auf die Strasse hinaus, um die Ankunft Esege-malans abzuwarten. Als Esege-malan auf der Wolke herbeigeflogen kam und merkte, Choredoj habe für ihn eine Opferdarbringung vorbereitet, verrauschte sein Ingrimm. Er liess sich auf die Erde nieder und fragte ihn: ‚Warum hast du den beiden Krähen je ein Auge ausgestochen?' Choredoj antwortete: ‚Weil die Krähen einem Lämmchen das Auge ausgepickt, welches ich dir, dem Esege-malan, als Opfer darzubringen gedachte, und darum stach ich jeder je ein Auge heraus und pflanzte sie dem Lämmchen ein.' Sodann fragte Esege-malan: ‚Ja, aber warum hast du die Haut den neun Wölfen abgezogen, welche ich zu dir geschickt, damit sie deine Rosse zerreissen?' — ‚Das habe ich nur darum gethan', erwiderte Choredoj, ‚weil sie nicht ihrem Auftrage gemäss das gute Ross aufgefressen, sondern nur das schlechte verzehrt hatten.' — ‚Na, das lässt sich hören, aber wie, warum hast du das Gesicht den neun Šulmusen verbrüht, welche ich abgesandt, damit sie dich abholen?' fragte Esege-malan. Antwortete der Alte: ‚Nur darum habe ich so gehandelt, weil sie nicht durch die Thüre, wie es der Anstand verlangt, hineingetreten sind, sondern durch einen Riss in der Wand hineingeguckt haben'. Esegemalan war mit diesen Antworten zufrieden, gewährte dem Alten Vergebung, nahm dessen Opfer an und kehrte heim auf den Himmel, der Alte aber in sein Haus und fing an, wieder glücklich wie vordem zu leben. Alsdann anchuži ašta, burchanda tuše[2]).«

Eine verwandte Sage kommt bei den Darchaten im Telgir-morina-Thale vor (vgl. Potanin, Očerki sjevero-zapadnoj Mongolii IV, Nr. 153, S. 517). In der darchatischen Fassung entspricht dem Choredoj ein Boroldzoj-obogon, dem Esege-malan ein Chan-chormusty und statt der neun Šulmuse treten sieben Teufel auf (dolon-čitkur). Der Name Baj-Boroldzaj oder Baj-Boroldaj begegnet uns auch noch in einem anderen Märchen (Očerki IV, Nr. 111, S. 379 und 381), welches uns die bekannte Geschichte von einer Waise (einem Burschen) erzählt, der durch Hilfe seines Protektors, eines Fuchsen, zu grossem Glanz gelangt und die Tochter des Hauses zur Frau kriegt (vgl. Der gestiefelte Kater, Zlatumbeg bei Krauss, es gibt auch eine bulgarische Variante, die gleich der bosnischen in meiner Sammlung den türkischen Ursprung noch deutlich zeigt). Nach anderen burjatischen Sagen ist Choredoj der Stammvater der Choriner Burjaten; er ist einer von den drei burjatischen Erzvätern (Bulagat, Ikirit und Choridoj). Nachdem ihm seine zwei älteren Brüder seinen Anteil an der Erbschaft

[1]) Šolmus oder Šulm ist der Name böser Geister, die dem Menschen aus Bosheit immer bestrebt sind Ungemach zuzufügen. Im allgemeinen dient das Wort zur Bezeichnung des höllischen Geistes.

[1]) Tarasun heisst man ein berauschendes Getränk, welches aus sauerer Milch hergestellt wird.

[2]) Das ist die gewöhnliche, unverständliche Schlussformel der burjatischen Sagen.

Digitized by Google

herausgegeben (oder ihn darum verkürzt), zog er sich in die Wüstenei zurück, beschäftigte sich mit Jagd und wurde der Gatte der Schwanenjungfrau Alan-goa.

Choridoj tritt auch noch in einer burjatischen Legende auf. Er wurde von seinen Brüdern bei der Teilung der Felle betrogen und trennte sich daher von ihrer Gemeinschaft. Aehnliche Sagen finden sich bei allen mongolischen Völkern und auch bei den Nord- und Südslaven. Bei den letzteren freilich nicht im Volke, soweit ich einen Ueberblick über das vorhandene Material besitze, sondern nur in der apokryphen Kunstlitteratur des Illyrismus der dreissiger Jahre.

Das Ungetüm Mangatchaj, welches wir oben kennen gelernt, fehlt fast in keinem burjatischen Zauber- und Rittermärchen. Es ist identisch mit dem Mangys oder Mangus der Mongolen, dem Dželbegen der Altajer, dem Rakša der Inder und den sieben- und mehrköpfigen fliegenden Drachen der Slaven (bei den Südslaven aždahaja sedmoglava, türkischer Provenienz). Mangatchaj ist ein derart riesiges Tier, dass es ganze Berge, ja ganze Reiche verschlingen kann. Dementsprechend ist sein Körper sehr umfangreich und aus dem Körper ragen viele Köpfe heraus, 57—58 (vergleiche Seite 15 ff.), von welchen jeder selbständig thun und handeln kann, der eine erzählt z. B. dem anderen Märchen, ein dritter lacht, ein vierter trinkt, ein fünfter schmaucht sein Pfeifchen (vgl. auch Radloff, Proben u. s. w. I, 298, wo die Rede vom siebenhäuptigen Dželbegen ist, und Verbicki: Slovar altajsk. i aladagsk. narječij, Kazan 1888, S. 88). In indischen Sagen hat Višvarupa drei Köpfe, der eine studiert im Veda, der andere trinkt Soma u. s. w. (vgl. Revue d'hist. des religions, 1886, B. XIV, Nr. 3).

Die ätiologischen Sagen, welche uns die Sammlung darbietet, gehören ganz und gar dem internationalen Völkerglauben an. Das Besondere in einzelnen Fällen ist bloss das besondere Geschöpf, dessen Entstehung durch das Wunder erklärt wird. Die Metamorphose aus der menschlichen in die tierische Gestalt ist die gewöhnlichste Erscheinung. Das Kameel war z. B. ehedem eine wohlerfahrene Schamanin. Sie wollte einmal Gott erschrecken. Zu diesem Zwecke schnitt sie sich die Brüste ab, klebte sie sich auf den Rücken an, verkleidete sich als Kameel und erschien so vor Gott. Da wurde Gott zornig und beliess sie für alle Zeit in der Gestalt eines Kameels. Daher kommt es, dass, weil das Kameel ursprünglich ein Mensch war, das Weinen eines Kameels dem Weinen eines Menschen ähnlich klingt.

Der Bär war einstens ein Kaiser; der wollte einen des Weges nahenden Wandersmann erschrecken. Zu diesem Behufe schlich er sich unter eine Brücke; als der Mensch über die Brücke schritt, stiess der Kaiser unter der Brücke ein wildes Gebrumme aus. Der dahinschreitende Mensch war aber Gott selber. Er sprach zum Kaiser: »Bleib ein Bär! Sollst von nun an die Menschen im Walde schrecken!« Da verwandelte sich der Kaiser in einen Bären und flüchtete in den Wald hinein.

Die Wölfe nennt der Burjate »himmlische Hunde« (tengerin nocho). Wann die Wölfe heulen, so bedeutet dies, dass sie vom Himmel Nahrung verlangen, und dann zeigt ihnen der Himmel (tengir) an, wo es was zu vertilgen gibt.

Der Kuckuck war einst ein ausschweifendes Weibsbild. Zur Strafe verwandelte Gott dieses Frauenzimmer in den Kuckucksvogel. Daher brütet das Kuckucksweibchen seine Eier nicht aus.

Die Sagen von der Entstehung der Himmelskörper, der Sonnen- und Mondfinsternis, der Mondflecken und vom Erdbeben sind wenigstens asiatisch international. Die Milchstrasse (tengerin oëdol) ist dadurch entstanden, dass Manzan-germeetede, nachdem sie einmal gemolken hatte, die Milch ausgegossen. Die ausgeschüttete Milch gerann zum Milchweg. Nach einer anderen Sage ist die Milchstrasse der Weg, auf welchem die himmlischen Burchanen reiten und gehen. Beide Vorstellungen sind wesentlich bei allen Völkern der Welt verbreitet oder vorhanden. Gaidoz und Roland haben im II. B. der Mélusine (1883—1884) eine Enquête über die Milchstrasse und den Regenbogen veranstaltet, die uns in Hinblick auf den fraglichen Glauben der Völker reichsten Aufschluss gewährt.

Die mongolische Erklärung der Sonnen- und Mondfinsternis als eines Kampfes zwischen einem gefrässigen Drachen und den Planeten kehrt als Glaube bei den meisten Völkern Asiens, Amerikas, Afrikas und Asiens wieder, in Europa dagegen ist sie, wie es scheint, importiertes Gut, wenigstens für die Südslaven glaube ich dies klar bewiesen zu haben (vgl. Krauss: Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven, 1890, S. 10). Die Balaganer Burjaten sagen, die Alcha (der Drache, bei den Südslaven ala, türk. Wort), welche die Sonne und den Mond verschlinge, sei einst ein reissendes Tier oder ein Šidchyr (böser Geist) gewesen. Dieses Ungetüm oder der Šidchyr habe einst den Mond und die Sonne verschlungen, worauf über die Erde Finsternis hereinbrach. Da versammelten sich auf dem Himmel die Burchane und hieben die Alcha mitten durch den Leib durch. Der hintere Teil des Körpers fiel zur Erde nieder, der vordere Teil blieb dagegen am Himmel. Nunmehr verschlingt nur selten wieder die Alcha Sonne und Mond, und wenn sie es schon thut, so rutschen Sonne und Mond wieder von hinten hinaus, da die Alcha durchgehauen ist. So oft die Alcha sich ans Verschlingen macht, so sollen Sonne und Mond ausrufen: »O, ihr irdischen Menschen, erhebt ein Getöse!« Infolgedessen pflegten die Burjaten ehedem zur Zeit einer Mond- und Sonnenfinsternis schreckliches Gelärme

Digitized by Google

zu schlagen und zu schreien: Alcha tabi! (Lass aus, Drache!)

Vollends international ist die menschliche Gestalt im Monde. Nach dem burjatischen Volksglauben ergeht sich im Monde ein Mädchen als Wasserträgerin. International ist namentlich der Zug, dass jenes Geschöpf durch einen Fluch in den Mond hinauf verbannt worden ist. Es war einmal ein Mägdlein, das hatte eine Stiefmutter. Einst schickte die Stiefmutter das Mägdlein Wasser holen. Die Stiefmutter konnte die Rückkehr des Mädchens nicht erwarten, lief hinaus auf die Strasse, fing an zu kreischen und zu wettern: »Dass dich doch Sonne und Mond erwischen und davontragen mögen!« Das Mädchen schöpfte indessen Wasser, hing die Kübel an die Querstange und trat den Heimweg an. Sie war schon in der Nähe des Hauses, da sah sie, dass sich Sonne und Mond herabsenkten. Da hielt sich das Mädchen ängstlich fest an der Querstange. Als die Sonne sie ergreifen wollte, sprach der Mond: »Du wanderst tags, ich aber wandle nachts dahin. Tritt sie mir ab!« Und die Sonne willfahrte ihm. Der Mond langte nach der Stange und zog das Mädchen zu sich empor. Wenn du also hinaufschaust, so wirst du im Monde das Mädchen mit den Kübeln, der Querstange und dem Schöpfeimer erblicken.

Die Erde ruht, nach dem Glauben der Balagan-Burjaten, auf einem ungeheueren Fische. Dieser Fisch liegt mitten im Meere Melchen-dala. Wann der Fisch seine Lage verändert und sich auf die andere Seite umlegt, so entsteht ein Erdbeben (gazar chedelche). Wann die Erde erbebt, sammeln die Burjaten um die Thürschwelle herum Erdkrumen; solche Erde gilt als heilkräftig für schwanger gehende Frauenzimmer.

Freunde der Tierfabel dürfte es freuen, zu erfahren, dass unser Reineke Voss und sein Vetter Isegrim mit ihren Streichen auch den Burjaten traute Bekannte sind (vgl. S. 92—94). Auch der burjatische Isegrim lässt sich vom Pferd überreden, bevor er es zerfleischt, die seltsame Inschrift auf dem Hinterhufe seines Opfers zu lesen. Desgleichen fühlt er sich verpflichtet, die Neugierde der Ziegenböcke zu befriedigen und ist schliesslich froh, ihnen lebend zu entrinnen. In alles Ungemach gerät er nur durch den Fuchs hinein. Köstlich ist der Schlussmonolog des Wolfes. Er klingt fast wörtlich so, wie in der südslavischen Fassung der Tiersage in meiner Sammlung.

Die originelle Tiersage ist nur durch ein Stück (S. 120) vertreten. Der Hund will sich dem mächtigsten Geschöpfe der Erde als Begleiter anschliessen. Er tritt in die Dienste des Wolfes, des Bären und des Löwen, doch verlässt er sie alle wieder, weil sie Furcht und Schrecken kennen, der Mensch allein erweist sich als unerschrocken auch bei Nacht und Nebel und fürchtet niemand auf der Welt. Darum hat sich der Hund dem Menschen für alle Zeiten in Treue angeschlossen.

Den Abschluss dieser Sammlung burjatischen Volkstums machen aus zwei ausführliche Sagen von der Wanderung der Chongodor (des Stammes der nordbajkalischen Burjaten) aus der Mongolei nach Südsibirien. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dass der Bericht von Strömen Blut trieft. Aus lauterem Uebermut verlassen eben Völker ihre angestammten Wohnsitze nicht. Not und Hunger, Kriege und einheimische politische Wirren sind die eigentlichen Anstifter der Völkerwanderungen.

Der reiche Inhalt des Werkchens reizte mich zum längeren Verweilen an. Alles ist an dieser Sammlung wertvoll; denn sie vertieft unser Wissen von der Völkerseele. Die Forscher in Ostsibirien haben sich unseren Dank redlich erworben. Noch eines zum Schluss. Am Ende der Vorbemerkung steht der Satz: »Die Mittel zur Ausgabe dieses Heftes gab das Abteilungsmitglied A. D. Starcev her.« Kein Wort des Dankes oder der Anerkennung mehr; denn bei den Russen betrachtet man es als eine grosse Ehre, die man einem vermögenden Manne erweist, wenn er bei solchen Gelegenheiten sein Geld herschenken darf. Wie ganz anders sind die Verhältnisse in dieser Hinsicht bei uns in Oesterreich!

XXI. Anthropologen-Versammlung in Münster.

(Schluss.)

II.

Von den Vorträgen, die seitens der einheimischen Gelehrten zur Orientierung ihrer Gäste gehalten wurden, war namentlich derjenige des unermüdlichen Geheimen Rats, Professor Hosius instruktiv; er behandelte die Geognosie Westfalens mit besonderer Berücksichtigung der für prähistorische Fundstellen wichtigen Formationsglieder:

Von den jüngeren paläozoischen Schichten an sind fast alle Formationen vorhanden. Für die anthropologische Forschung kommen die Höhlen und das Diluvium in Betracht. Die Höhlen liegen sämtlich im stringocephalen Kalk, der nach einer eingeschlossenen Brachiopodenart, Stringocephalus Burtini, benannt ist und finden sich in folgenden vier Gebieten: zwischen Hagen und dem östlich gelegenen Balve, wo an 32 gezählt werden, die durch Kalkgewinnung aber zum Teil zerstört worden sind, ferner auf dem Plateau von Brilon, dann in der Attendorner Mulde und endlich in der devonischen Insel von Warstein, wo der von Emil Carthaus untersuchten Bilstein-Höhlen zu gedenken ist. Man begegnet Höhlen, die gänzlich trocken sind und keinen Tropfstein enthalten, solchen, die über und über mit Tropfstein besetzt sind, solchen mit wenig Tropfstein und vielem Schlamm, man trifft sie reich an organischen Resten oder auch derselben völlig entbehrend. Alles dies wechselt und zeigt kein allgemein

Digitized by Google

einheitliches Bild. Ein nordisches Geschiebe ist dort nicht vorhanden, mit Ausnahme von stets bearbeitetem Gestein, Feuerstein und Bernstein. Der Lehm ist der echte Höhlenlehm und enthält gewöhnlich phosphorsauern Kalk zu 8—9, ja zu 8—14 %. Es finden sich 30—35 Säugetiere, 5—6 Vögel, einige Amphibien und Schnecken, alle aus der jetzigen Periode. Tertiäre Tiere sind bisher nicht festgestellt, die angeblich beobachteten Reste von Hippopotamus und Hippotherium wurden nicht bestätigt. Es kommen vor Höhlenlöwe, Höhlenhyäne, Höhlenwolf, Höhlenbär, von Hirschen das grosse und kleine Ren; auch der Riesenhirsch ist beobachtet. Bos priscus ist unsicher, während Bos primigenius neben Equus adamiticus, Nashorn und Mammut erscheint. Alle diese Tiere finden sich in dem erstgenannten Höhlengebiete, in den drei anderen variiert ihr Auftreten. An menschlichen Resten hat man, jedoch nicht in den Tropfsteinhöhlen, rohe Topfscherben, Holzkohlen, Feuersteine gefunden. Von Elephas kommen fast nur einzelne Zähne und Bruchstücke von grösseren Knochen vor, unter den Zähnen sind die kleinen und abgekauten vorherrschend; etwas besser erhalten zeigen sich Knochen von Rhinoceros, besonders Oberarmknochen; Zähne sind nur vereinzelt — alle Reste von Elephas und Rhinoceros machen den Eindruck, verschwemmt zu sein. Ausgezeichnet dagegen und in Menge erscheinen die Knochen von Cervus und Ursus, von Hyaena zahlreiche Unterkiefer, fehlen aber Schädel. Felis spelaea ist selten, Kiefer und Ulna sind gut erhalten. Als sicher ist wohl anzunehmen, dass die Mammutreste die ältesten sind und schon vor dem Menschen auftreten; diejenigen neben und über der menschlichen Hinterlassenschaft sind so verschwindend, dass anzunehmen ist, Mensch und Mammut haben hier nicht zusammengelebt. In den alten Höhlen finden sich Bärenknochen bis zu 90 %, Rentierknochen in den Kulturhöhlen bis zu 60 %.

Professor Nordhoff aus Münster erläuterte die auf die Urgeschichte Westfalens bezüglichen Funde an ausgewählten Stücken, welche aus den Sammlungen des Vereins für Altertumskunde entnommen und in der Aula der Akademie ausgestellt waren. Seine Auffassung der Hünengräber, die in diesem Vortrage und bei späteren Gelegenheiten zu Tage trat, gab Anlass zu einem kleinen Redeturnier.

Mit grosser Entschiedenheit wandte sich vor allem Virchow gegen die von diesem und andern westfälischen Forschern verteidigte Ansicht, dass die megalithischen Denkmäler den direkten Vorfahren der heutigen Bevölkerung zugeschrieben werden müssten und erst nach der Römerzeit entstanden seien. Es sei ein Zufall, dass die Provinz eine ververhältnismässig grosse Zahl aufweise; sie biete mehr Material für den Hausbau als z. B. die Altmark, wo infolgedessen eine Menge jener ehrwürdigen Ueberreste der Zerstörung anheimgefallen sind; in dem westlichen Teil der Altmark seien mindestens ebenso viele als in Westfalen vorhanden. Es liege auch nicht mehr der Schein einer Versuchung vor, sie den alten Deutschen zuzurechnen, und es stehe ausser jedem Zweifel, dass sie der neolithischen Zeit angehörten, wo man die Toten begrub. Die nachfolgende Periode des Leichenbrandes sei durch Bronzeartefakte genau bestimmbar, weil diese mit denen des Südens, Italiens und Noricums, wo die Chronologie verlässlich ist, übereinstimmen. Wie es damals, 6—7 Jahrhunderte vor Christo in Westfalen aussah, davon hat heute niemand eine Ahnung. Es könne höchstens die Frage aufgeworfen werden, schloss Virchow, ob die damalige Bevölkerung schon als germanisch zu betrachten sei, und, so wenig sich darüber auch noch feststellen lasse, so wolle er sich dennoch zu der »Neigung« bekennen, die Neolithiker für Arier zu halten. Die Neolithiker vor der Zeit des Leichenbrandes besassen in der Mehrzahl keine Metalle, und wenn überhaupt, dann nur kümmerliche Kupferplättchen.

Auch Tischler aus Königsberg trat mit seinen reichen Erfahrungen aus dem fernen Osten auf das lebhafteste der Meinung entgegen, dass die Megalithen in dem Bronzealter entstanden seien, und wies auf die zahlreichen, unwiderleglich der jüngeren Steinzeit angehörigen Topffunde hin — allein mit wahrer Begeisterung verfocht Nordhoff die vermeintlichen Anrechte der Westfalen. Er ging so weit, den Umstand zu seinen Gunsten zu deuten, dass bei einem Denkmal noch die Tradition von einem bestimmten Könige existiere, der dort bestattet worden sei, und stützte sich vor allem auf die Thatsache, dass die Römerstrassen mitten durch die Steinsetzungen hindurchführen, dass diese also erst nachher errichtet worden sein könnten.

Schaaffhausen widmete dem Alter der Menschenrassen einen klaren und beredten Vortrag, dessen sämtliche Einzelheiten freilich nicht der Zustimmung aller Fachgenossen sicher sind. Das Menschengeschlecht ist nach der Bibel 6000 Jahre, nach Lyells Schätzung 200000 Jahre alt, wahrscheinlich müsse man ihm jedoch ein Alter von 15—20 Jahrtausenden zuschreiben. Dass der Mensch während der Eiszeit gelebt hat, ist gewiss; in Frankreich war er Zeitgenosse des Moschusochsen, in Mähren des Mammuts, in Amerika des Mastodons. Die Rassen sind durch den Einfluss des Klimas und der Kultur entstanden. Entwickelung von niederen zu höheren Typen ist nachweisbar: die Merkmale der niederen Rassen sind gerade diejenigen, die wir an den fossilen Funden beobachten. Die niederen Rassen sind also auch die älteren. So entsprechen die grossen Alveolen der Mahlzähne bei dem Unterkiefer von la Naulette den starken Mahlzähnen der australischen Aboriginer, gewisse Eigentümlichkeiten der Skelettteile, wie die mehr zurück befindliche Lage des Hinterhauptloches, die flachen Schienbeine mit notwendig geringer Wademuskulatur u. s. w. der prähistorischen Menschen dem durch eine vornüber-

Digitized by Google

hängende Haltung und gebogene Kniee charakterisierten Gang der niedersten Rassen. Die helle Farbe von Haut und Haar sind Kulturprodukte. Man findet nur bei Haustieren, selten bei Hunden und häufig bei Gänsen die blaue Iris, bei den niederen Menschenrassen, bei den Affen und ungezähmten höheren Säugetieren kommt sie nicht vor. Der Mensch hat sich seit der Quartärzeit sehr verändert. Zwar sind die Rassen sehr alt; 15 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung seien auf ägyptischen Grabmalereien schon Chinesen mit Zöpfen (?) dargestellt, und wir begegnen dort ebenso den Negern und Semiten wie blonden, blauäugigen Menschen von hohem Körperbau. Auch muss zugegeben werden, dass die Schädelindices bis zu den ältesten Funden hinauf vielleicht die gleichen geblieben sind; allein damit ist keineswegs gesagt, dass die Schädelform, die bei übereinstimmenden Indices sehr verschieden sein kann, unverändert geblieben ist, und noch weniger erlaubten die letzteren einen Rückschluss auf unveränderte Gehirnorganisation. 485 cc ist die Kapazität des Gorillaschädels, 1099 cc berechnet Schaaffhausen für den Neanderthalschädel, 1730 cc sind für den Schädel Kants anzusetzen, 1107 cc ist die Mitte zwischen Kant und dem Gorilla. Darwin hat den Einfluss des Klimas unterschätzt. Der Mensch ist in den Tropen entstanden, aber die Kultur hat sich dort nicht entwickelt.

Ein verwandtes Thema, jedoch auf rein deskriptiver anatomischer Basis behandelte Waldeyer in seinem Vortrage über die Hirnwindungen der anthropoiden Affen, den er durch Demonstration an Zeichnungen sehr grossen Maasstabes belebte. Er besprach die typischen Furchen und Windungen der Gehirne von Schimpanse, Gibbon, Orang und Gorilla, zu deren Studium die reichhaltige Sammlung der Berliner Anatomie eine hervorragende Gelegenheit bietet, und kam trotz der von ihm genau definierten Unterschiede zu dem Schluss, dass jene die grösste Aehnlichkeit mit dem Menschengehirn aufweisen und diesem weit ähnlicher sind als dem irgend eines anderen tieferstehenden Tieres, dass also zwischen Affen- und Raubtiergehirn bedeutend stärkere Differenzen vorwalten.

Einer Reihe anderer Vorträge können wir nur in kurzem gedenken. So gab Dr. Finke eine vorzügliche geschichtliche Entwickelung der westfälischen Urzustände bis zur Einführung des Christentums. Professor Ranke berichtete über die Entdeckung einer grossen Anzahl von Skeletten mit dolichocephalem Typus in einer Höhle bei Sulzbach in Bayern. Marinearzt Dr. Buschan sprach über die Heimat und das Alter unserer Kulturpflanzen auf Grund vorgeschichtlicher Funde aus Mittel- und Südeuropa, und legte eine Sammlung von neunzig Samenproben prähistorischen Ursprungs vor, die ihn zu dem Schlusse führten, dass der paläolithische Mensch nur Jagd und Fischfang trieb, und erst der Mensch der jüngeren Steinzeit, wahrscheinlich arischen Stammes, mit dem Anbau von Kulturpflanzen begonnen hat; mit einigen Einzelheiten, zumal betreffs des Weizens, konnte sich freilich Professor Aschersón nicht einverstanden erklären. Ehrenreich endlich legte eine Anzahl von Photographien der zweiten Schingú-Expedition vor, und begleitete seine Demonstration mit kurzen Bemerkungen über die brasilischen Indianer, den einzigen leider, durch welche die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit ihrem einen grossen Interessengebiet, der Völkerkunde im engeren Sinne, Berührung suchte.

Die folgenden drei Schriften gelangten zur Verteilung:

Nordhoff, Professor Dr. J. B., Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie (Römerspuren, Erd- und Steindenkmäler, Kleinwerke, Höhlen und ethnographische Altertümer). Geschichtliches, Sammlungen, Litteratur etc. zugleich als Beihilfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie. Mit einer Karte der Umgebung von Münster. 8°. 50 S. Münster, Regensburg 1890.

Carthaus, Dr. E. Die Bilsteinhöhlen bei Warstein. Festschrift, überreicht von der westfälischen Gruppe der Deutschen Antropologischen Gesellschaft. 4°. 48 S. Münster, Coppenrath 1890.

Mummenthey, K. Zweites Verzeichnis der Stein- und Erddenkmäler des Süderlandes unbestimmten Alters. Aufgestellt im Auftrage des Vereins für Orts- und Heimatkunde im Süderlande. 8°. 36 S. Hagen, Butz 1890.

Dr. Rackwitz befürwortete im Auftrage der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland eine Sammelforschung betreffs des Osterfeuers und anderer Freudenfeuer. Er bittet, da es die höchste Zeit ist, die letzten Spuren altdeutschen Lebens der Vergessenheit zu entreissen, Nachrichten über die Freudenfeuer gegen Rückerstattung der Portokosten an seine Adresse Bochum-Westfalen gelangen zu lassen und begründet seine Wünsche in folgendem Aufruf, welcher der allgemeinen Aufmerksamkeit dringend empfohlen sei:

»An gewissen Festtagen werden in Deutschland Freudenfeuer auf den Bergen und Feldern angezündet, z. B. Osterfeuer in der Mark Brandenburg, in Anhalt, auf dem Harz und nördlich desselben, in den Provinzen Hannover und Westfalen; in Schlesien und dem Königreich Sachsen Johannis- und Walpurgisfeuer, ebenso am Main; Martinsfeuer aber am Rhein.

In einigen Landschaften unseres Vaterlandes wird an Stelle der Michaelisfeuer ein Holzstoss zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig oder (neuerdings) bei Sedan angezündet. Auch rollt man brennende Teertonnen oder Feuerräder von den Bergen herab.

Wie es scheint, sind Osterfeuer nicht nur in ganz Norddeutschland, sondern nach mir gewordenen Nachrichten auch in Dänemark, England, Holland, Belgien und Nordfrankreich bis zur Bretagne früher gebrannt worden und werden teilweise noch gebrannt.

Die Grenzen dieser Osterfeuer festzustellen, ist für

Digitized by Google

die Wissenschaft von grosser Wichtigkeit, weil sich dieselben wahrscheinlich mit uralten Volksgrenzen decken. Festgestellt sind dieselben nur für einen Teil von Mitteldeutschland, für die Gegend von Zerbst bis zum Meissner in Hessen und stellen eine Linie etwa in nachfolgender Richtung dar: Zerbst, Bernburg, Mansfeld, Sangershausen, Kyffhäuser, Hainleite, Eichsfeld, Hilfensberg bei Eschwege, Meissner. Das Land südlich dieser Linie brennt Johannisfeuer, das Land nördlich davon Osterfeuer.

Es gilt diese Linie nach Osten und Westen zu verlängern. Nun weiss man ja wohl im allgemeinen, dass die Mark Brandenburg Osterfeuer hat, ebenso Westfalen u. s. w., aber wie weit nach Süden sich dieselben erstrecken, ist im einzelnen unbekannt.

Um die Grenzlinien sicher zu stellen, ist die Hilfe der gebildeten Laien nötig, und wir wenden uns daher an dieselben mit der Bitte, auf einer Postkarte an den Unterzeichneten eine kurze Nachricht zugehen zu lassen, ob in ihrer Gegend Freudenfeuer zu Ostern, Walpurgis (1. Mai), Johannis, Michaelis, Martini, Weihnachten früher gebrannt worden sind oder noch gebrannt werden.

Alle diese Freudenfeuer sind heidnisch-germanischen Ursprunges, und war das Anzünden derselben und das Sammeln des Holzes, sowie die Verwendung der Brandreste noch im Anfange dieses Jahrhunderts oft mit sonderbaren Bräuchen (Sprung der Liebespaare über das Feuer) und abergläubischen Vorstellungen (Gewitteraberglaube) verbunden, deren Kenntnis für die wissenschaftliche Volkskunde von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist.«

Die Zusammenkunft des Jahres 1891 soll in Königsberg stattfinden. Dieser Beschluss ist hocherfreulich. Für zahlreiche Mitglieder des Westens und Südens wird der Besuch der Bernsteinküste und des zu allerletzt der christlichen Civilisation eroberten Teils unseres Vaterlandes eine wahre Entdeckungsreise bedeuten, und alle kommen nur einer unabweislichen Pflicht nach, wenn sie endlich das Arbeitsgebiet eines ihrer fleissigsten und thätigsten Genossen, des Museumsdirektors Dr. Tischler, kennen lernen.

Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen.

Von M. Quedenfeldt.

(Schluss.)

Ist die Braut in ihrer zukünftigen Behausung angelangt, so wird der Bräutigam hiervon benachrichtigt, und schickt sich nun seinerseits zu einem feierlichen Einzug an. Meist legt er, von Freunden geleitet, welche unter dem Rufe: Allah ibark el-ʿarôss, Gott segne den Bräutigam, bunte Seidentücher schwingen, den kurzen Weg zu Fuss zurück. Reitet er aber, so geschieht dies stets im Schritt und er hält auch die Zügel nicht selbst, sondern sein Pferd wird geführt. Auch hierbei wird wieder viel Pulver verschwendet, wie denn überhaupt ein maġribinisches Fest ohne das Knallen der Gewehre und das eigentümlich gellende Trillern der Frauen nicht denkbar ist.

Paukenschläger und Klarinettenbläser wirken auch hierbei mit; andere Instrumente als diese kennt man in Marokko bei derlei öffentlichen Aufzügen nicht. Die schmucklose, unbemalte Holzpauke wird an einem Bande, welches über die rechte Achsel läuft, vor dem Leibe getragen, und der »Musiker« bearbeitet die obere Seite derselben mit der rechten Hand mittels eines hölzernen Schlägels, während die linke Hand, mit einem dünnen Stäbchen bewaffnet, die Unterseite schlägt. Der Klarinette, welche meist eine thalergrosse Perlmutterplatte am Mundstück trägt, werden mit aufgeblasenen Backen die lautesten, näselndsten Töne entlockt, und es ist erstaunlich, wie lange Zeit ein Bläser, ohne zu pausieren, diese Kraftanstrengung aushält.

Im Hause angelangt, wird der Bräutigam in ein besonderes Zimmer geführt — die Braut unter Assistenz einiger älterer Frauen der Verwandtschaft ist in einem anderen Raume — und er setzt sich hier verschleiert auf einen schön bemalten, thronsesselartigen Holzstuhl. Derselbe wird »Kúrssi« genannt, während unsere europäischen Stühle, die der Marokkaner aber in seiner Behausung nicht hat, mit dem aus dem spanischen »silla« verstümmelten Worte »schilia« bezeichnet werden.

Nun bestreicht ihm eine ältere Frau das Innere der rechten Hand und die Nägel derselben mit Ḥenna. Ein junges Mädchen zieht gleichzeitig ein Armband von Silber über die Spitze der Kapuze seiner Djellâba. Für die Alte wird unterdessen von den Anwesenden Geld eingesammelt; ist jedoch der Bräutigam arm, so erhält er den grössten Teil dieses Geldes noch als Hochzeitsgabe.

Während des Rotbraunfärbens der Hand des Bräutigams stellen sich rechts und links neben denselben zwei Frauen und schlagen Säbelklingen aneinander.

Sind diese Prozeduren beendigt, so geht der junge Mann noch einen Moment ins Freie, um Luft zu schöpfen, oder ein Bedürfnis zu verrichten, und dann begibt er sich heimlich ins Brautgemach. Die weiblichen Verwandten ziehen sich zurück. —

Nach einiger Zeit betreten die Frauen wieder das Gemach, um, während der Mann hinausgeht, sich bei der jungen Frau zu überzeugen, ob das Vollziehen der Ehe ordnungsmässig verlaufen ist. Bei manchen Berberstämmen wird dieser Akt durch einen Schuss verkündet, den der Ehemann unmittelbar darauf im Zimmer abfeuert. Die Kugel bleibt dann in der niedrigen Zimmerdecke über dem Ehelager als Wahrzeichen stecken. Bei diesen Naturmenschen wird zuweilen eine nicht mehr jungfräuliche Braut in der ersten Hitze getötet; in der Regel schickt man in den Städten und auch auf dem platten Lande die Braut ihren Eltern zurück und es folgen dann unangenehme pekuniäre Auseinandersetzungen.

Am nächsten Morgen wird zum Beweise, dass die Braut als Jungfrau befunden, von einer alten

Digitized by Google

Verwandten das blutbefleckte Hemd den weiblichen und auch den älteren männlichen Mitgliedern der Hochzeitsgesellschaft gezeigt. Dass diese Probe pro und contra nicht immer eine untrügliche ist, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung. Es ist dies ein uralter, auch im Orient, Syrien, Aegypten u. s. w. verbreiteter, aus Marokko bereits von Leo Africanus (übersetzt von Lorsbach S. 234) bei seiner Beschreibung der Stadt Fäss erwähnter Brauch.

Das Fest — guter Schmaus: Platten von Kusskussû und Tádjin, Theetrinken, Musik, Fantasia-Reiten u. dergl. — geht dann für die Geladenen noch weiter und dauert bei Reichen sieben, bei Aermeren drei Tage. Das junge Paar nimmt natürlich nicht teil; die Vorschrift verlangt sogar, dass der Mann, und selbstverständlich auch die Frau, während einer gewissen Zeit das Haus nicht verlassen. Bei dem ersteren genügen 8 oder 14 Tage, für die Frau jedoch ist eine weit längere Frist vorgeschrieben, die aber gewöhnlich nur bei reputierlichen Familien innegehalten wird. —

Ich habe hier den normalen Verlauf einer Hochzeit bei wohlhabenden Leuten in den nordwestlichen Landesteilen mit arabisch redender Bevölkerung geschildert, ohne natürlich behaupten zu wollen, dass nun jede Heirat sich unweigerlich nach dem gleichen Schema abwickelt. Pekuniäre Fragen, verwandtschaftliche Verhältnisse und solche irgend welcher anderen Art bedingen auch hier, wie allerwärts bei solchen Gelegenheiten, gewisse Modificationen. Bei Armen wird naturgemäss der ganze Hergang sehr vereinfacht. In der Küstenstadt Rabat — und sehr wahrscheinlich auch in anderen Orten — ist es Sitte, dass ein Bräutigam der ärmsten Klasse vorher von den Geladenen, deren Kreis möglichst ausgedehnt wird, eine kleine Summe, etwa eine halbe oder ganze Peseta, einzieht, um damit die bescheidene Hochzeit auszurichten. Wer dieses Geld zu zahlen sich weigert, dem wird in sehr unverblümter Weise zu verstehen gegeben, lieber fortzubleiben.

Die Imasigen der verschiedenen Gruppen haben einzelne besondere, zum Teil noch wenig bekannte und unbeschriebene Bräuche bei ihren Heiraten; ebenso die Nigritier. Jüdische Hochzeiten, welche eingehend zu schildern nicht mein Thema erfordert, vollziehen sich naturgemäss nach einem ganz abweichenden Zeremoniell.

Christen werden, so sehr sie als Staffage bei jüdischen Hochzeiten in Marokko erwünscht sind, nur von der weniger fanatischen Bevölkerung in den Küstenplätzen (Asemûr und Sslâ ausgenommen) zuweilen zu Hochzeiten der Mohammedaner eingeladen. Man sitzt dann wohl in der Männergesellschaft einige Stunden mit gekreuzten Beinen auf einer dünnen Matratze, gestützt von Kissen, am Boden, trinkt ungezählte Tassen stark gezuckerten und mit Mentha-Arten versetzten grünen Thees und spendet schliesslich der Musik oder, wenn der Bräutigam arm ist, diesem ein bis zwei Duros.

Bei der Geburt eines Kindes werden in Marokko keine besonderen Festlichkeiten veranstaltet [1]). Der Entbindung selbst wohnt niemals ein männliches Wesen, auch der eigene Gatte nicht, bei, die Hilfe ist lediglich Sache der Hebeammen und ein Mann aus anständiger Familie würde im Notfalle eher seine Frau sterben lassen müssen, als einen europäischen Arzt — die einheimischen Quacksalber wären wegen ihrer Unkenntnis in diesen Dingen a priori ausgeschlossen — zuziehen zu dürfen. So will es die gute Sitte.

Instrumente werden bei der Geburtshilfe nie benutzt. Die Frau, welche gebären will, el-Uélda, setzt sich auf einen niedrigen Schemel, ein Maass oder dergl. möglichst breitbeinig hin, eine Frau hält sie hinten. Die Hebeamme setzt sich davor und sucht nun nötigen Falls durch Pressen und Ziehen dem Kinde den Ausgang zu verschaffen. Im allgemeinen entbinden die marokkanischen Frauen sehr leicht und sind meist im stande, ganz kurze Zeit danach ihrer gewohnten Arbeit obzuliegen. Es kommen aber doch auch schwierige Fälle vor, und da alsdann keine sachgemässe Hilfe vorhanden ist, die Hebeammen vielmehr oft durch rohes Zerren und Reissen die Sache zu forcieren suchen, so geht alljährlich doch ein gewisser Prozentsatz Frauen bei der Geburt zu Grunde.

Eine Hebeamme wird im Maġrib mit dem Worte ḳabla oder gabla bezeichnet, auch, aber seltener, »tebîba«, »Doktorin«, »Aerztin« [2]).

Während die Juden ein Knäblein am siebenten Tage nach der Geburt beschneiden, wird bei den marokkanischen Musselmîn mindestens zwei bis drei Monate mit dieser religiösen Pflicht gewartet.

Von da an kann die Operation jederzeit vorgenommen werden; eine bestimmte Frist ist etwa bis zum neunten oder zehnten Jahre nicht vorgeschrieben, doch soll die Beschneidung jedenfalls vor eintretender Pubertät geschehen sein. Wenn Eltern bis zu diesem Zeitpunkte warten, so gelten sie entweder als sehr nachlässig oder sie sind gänzlich mittellos.

Da das mit dieser Prozedur verbundene Fest gewisse Kosten verursacht, so lassen fromme, wohlhabende Leute, wenn ihr Kind beschnitten wird oder wenn einer ihrer Söhne sich verheiratet, die Söhne armer Nachbarn gleichzeitig auf ihre Kosten beschneiden. Ueberhaupt verbindet man, wenn es sich gerade so macht, gern eine Hochzeitsfeier mit einer Beschneidung, um sich eine der damit verbundenen Festlichkeiten zu ersparen.

[1]) Es entspringt dies aber nicht einer Gleichgültigkeit der Eltern bei diesem Familienereignis, sondern wohl Kostenrücksichten. Wie wohl allerwärts, sieht der Vater die Geburt eines Sohnes am liebsten, mit dem er sich auch vorzugsweise beschäftigt, mit ihm spielt, ihn liebkost u. dergl. Ueberhaupt entbehrt der Marokkaner der Liebe zu seinen Kindern in der Regel nicht. Die Erziehung liegt in den ersten Jahren vollständig in den Händen der Frau.

[2]) tebîb, Plur. attebâ = Arzt.

Digitized by Google

Die armen Kinder, denen bei dieser Gelegenheit die — physisch allerdings etwas fragwürdige — Wohlthat der Beschneidung kostenlos zu teil werden soll, werden oftmals selbst ohne Vorwissen der Eltern zu diesem Zwecke in das Nachbarhaus gerufen, wo dann auch schon einige neue, vorher besorgte Hemden bereit liegen, von denen jedes Kind eins zum Geschenk erhält. Manche Familienväter, die mit den Ihrigen in nicht ganz dürftigen Verhältnissen leben, nehmen diese zuweilen aufdringliche Bethätigung frommer Gesinnung ihren Nachbarn übel, weil sie darin ein testimonium paupertatis für sich erblicken; weniger sensible Naturen dagegen sind darüber sehr erfreut.

Schon ein oder zwei Tage vor der eigentlichen Beschneidung versammeln sich die Festgenossen, in erster Reihe wieder die zahlreichen Verwandten, und während die Frauen, von den Männern getrennt, dem zu beschneidenden Kinde Füsse und Hände mit Ḥenna färben und dazwischen bei süssem Thee und gutem Essen plaudern und lachen, belustigen sich die Männer gleichfalls mit Theetrinken, dem Vertilgen riesiger Schüsseln Ḳuskussûs und dem unvermeidlichen Fantasia-Reiten.

In der Stadt Marrakesch sah ich wiederholt, dass zu beschneidende Kinder auf einem geschmückten Maultiere in den Strassen umhergeführt wurden, während voraufschreitende Berber das la'b el-barûd aufführten. Auch bei Arabern ist dies der Brauch; manchmal reitet der Vater und hält das Kind vor sich in den Armen.

Die Beschneidung selbst findet stets früh statt. Der Ma'llem el-ḥadjdjâm, Chirurg, vollzieht dieselbe mit einer grossen, vorn stumpfen, aber sehr scharfen Schere. Gerhard Rohlfs gibt in einer hübschen, im »Globus« 1875 erschienenen ethnologischen Skizze: Bei den Zeltbewohnern in Marokko, an, dass die Beschneidung meist mit einem elenden Rasiermesser ausgeführt würde. Dies ist aber nur bei der Landbevölkerung und allenfalls bei armen Städtern der Fall. Nach einer mündlichen Mitteilung, die ich Herrn Premierlieutenant Rottenburg, welcher, seit zwei Jahren im Dienste des Sultans Mulai Ḥassan stehend, als ein guter Kenner marokkanischer Verhältnisse bezeichnet werden muss, verdanke, wird in vielen Fällen bei dieser Prozedur ein Stückchen weiches Leder zwischen Vorhaut und Eichel geklemmt, um eine Beschädigung derselben zu verhüten.

Der M'allem zieht das Präputium so weit als möglich nach vorn, drückt, dasselbe zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, den Nagel des Daumens scharf darauf und schneidet durch. Nur selten kommt eine Verletzung der Eichel durch Ungeschicklichkeit vor; der Chirurg wird alsdann tüchtig ausgezankt, erhält keine Bezahlung und wird in gleichen Fällen nicht mehr angenommen. Die Bezahlung für die Operation ist übrigens eine geringe und ganz in das Belieben des einzelnen gestellt.

In den Städten zahlt man etwa einen halben bis einen Duro, auf dem Lande gibt man auch wohl Viktualien.

Die Wunde wird, um das Bluten zu stillen, in Eiweiss getaucht und dann mit Ḥennapulver bestreut. Um die Heilung zu befördern, wird später mittels einer Hühnerfeder ungesalzene Butter, sibda, aufgestrichen. Eine andere Behandlung der Wunde findet nicht statt, nur wird dem Patienten, während er liegt, kräftige Kost, Fleischsuppen u. dergl., gereicht. Die Zeit der Heilung der Wunde variiert selbstverständlich bei den verschiedenen Individuen beträchtlich. In vielen Fällen ist der Knabe schon nach einer Woche wohlauf, bei anderen vergehen 15 bis 20 Tage und darüber bis zur vollständigen Heilung.

Zuweilen kommt es durch den frühen Tod der Eltern oder durch vollkommene Verwahrlosung vor, dass die Beschneidung an jemand noch nicht vollzogen ist, wenn er bereits im Jünglings- oder sogar Mannesalter steht. Dann lässt ihn schliesslich ein Verwandter oder sein Brotherr beschneiden, um ein gutes Werk zu thun. In solchen Fällen wird aber kein besonderes Fest veranstaltet, sondern der Betreffende erhält nur vor der Operation und bis zur erfolgten Heilung bessere Kost, sowie ein neues Hemd und ein Paar neuer, gelber Schuhe als Geschenk.

Es erübrigt uns nun noch, einen gläubigen Musslem auf seinem letzten Gange zu begleiten.

Kaum hat der Kranke die Augen für immer geschlossen, so beginnen die Frauen des Hauses, Verwandte und Sklavinnen, nach altsemitischem Brauch laut zu klagen, ihr Haar zu raufen, das Antlitz zu zerkratzen — kurz, sich allen Ausbrüchen eines wahren oder erkünstelten Schmerzes hinzugeben. Und diese lauten, wilden Klagen, welche im maġribischen Arabisch mit dem Verbum mindâba bezeichnet werden und welche die Sitte vorschreibt, wiederholen sich, durch Nachbarinnen und bezahlte Klageweiber verstärkt, bis zur Bestattung, die hier in weit kürzerer Frist nach dem Tode erfolgt, als bei uns.

Die Leiche wegen möglichen Scheintodes oder aus anderen Gründen eine bestimmte Frist aufgebahrt zu lassen, ist weder gesetzlich, noch durch den Gebrauch vorgeschrieben; nur beobachten ältere, erfahrene Leute den Körper und untersuchen, ob etwa noch eine Spur von Leben darin. Erscheint ihnen dies ausgeschlossen, so kann die Bestattung alsbald erfolgen. Auch ein Sezieren, was den religiösen Anschauungen der Mohammedaner ganz zuwiderläuft, findet nie statt, selbst wenn der dringende Verdacht einer Vergiftung vorliegt, ebensowenig wie die Amputation eines verletzten Gliedes bei Lebenden.

Bald nach dem Ableben eines Kranken stellen sich die Leichenwäscher (el-morssilin) ein, welche den Körper auf das sorgfältigste in der Weise waschen, dass, während der eine die eigentliche Verrichtung des Abreibens und Waschens ausführt, der

Digitized by Google

andere warmes Wasser aus einer Kanne auf die betreffende Stelle giesst. In ganz gleicher Weise baden und waschen sich die Maġribiner auch im Leben[1]). Die Art unserer Reinigung im Waschbecken erscheint ihnen eher als Schmutzerei, weil dabei das unrein gewordene Wasser nicht stets sofort erneuert werden kann.

Der Tote wird nun sorgfältig abgetrocknet, es wird ihm ein langes Hemd aus Leinwand angelegt, Hosen und Schuhe aus dem gleichen Stoffe, und um das Haupt wird ein Turbantuch geschlungen. Wenn dies geschehen ist, so hüllt man den Körper noch ein zweites Mal in Linnen, aber diesmal mumienartig in ein am Kopf- und Fussende fest geknotetes grosses Tuch, wobei das Gesicht nicht frei bleibt, und dann wird er mit Spezereien — meist Rosen- oder Jasminöl — begossen.

Inzwischen sind Verwandte oder Freunde des Toten auf den Friedhof gegangen, und hier wird eine, dem Körpermaasse des Verstorbenen entsprechend lange Grube an geeigneter Stelle ausgeschaufelt. Die Wahl dieses letzten Ruheplatzes bleibt den Anverwandten des Toten ganz überlassen; das Grab selbst wird selten tiefer als einen halben Meter, also ziemlich flach, gegraben.

Die maġribinischen Friedhöfe — man bezeichnet einen solchen im nördlichen Marokko mit dem Worte »mekâber«, an der Westküste »rôda«[2]) — sind fast nie umzäunt, nur den in Mogador oder Ssuêra sah ich mit einer niedrigen Mauer umgeben. Doch bedingen dies lokale Verhältnisse. Ebensowenig kennt der Maġribiner das Anpflanzen von Blumen, Sträuchern oder Bäumen auf seinen Friedhöfen; was dort zufällig an Pflanzen sprosst, wird, soweit es nicht gerade hinderlich, nicht ausgerodet. Fusspfade führen über diese Begräbnisplätze, deren Betreten in Orten mit fanatischer Bevölkerung den Christen oder Juden gewehrt wird. Eine Grabstelle kostet nichts; Totengräber sind nicht vorhanden.

Zur Beerdigung wird die Leiche in eine lange, flache Holzbahre mit niedrigen Wänden gelegt und mit einem grossen Tuche, einem Hâik, bedeckt. Die kastenartige, oben offene Bahre hat vier kurze Füsse, die von den sich abwechselnden Trägern angefasst werden.

Die Bahre einer weiblichen Leiche wird mit deren Kleidungsstücken, z. B. dem Gürtel (Häsâm) behangen, zur Begräbnisstelle getragen.

Der Schwede Olof Agrell, welcher im Jahre 1789 von seiner Regierung als Vize-Konsul nach Tanger geschickt wurde, erwähnt in seinem sehr lesenswerten Buche[1]), dass ihm ein Maure seiner Bekanntschaft gesagt habe: »die Leiche werde jederzeit auf die rechte Seite gelegt, die rechte Hand unter dem Kopf und die linke längs dem Körper.«

Frauen begleiten in Marokko und, soviel mir bekannt, auch in den übrigen Ländern des Maġrib, mit Ausnahme von Tripolis, den Toten nicht. In der Stadt Tripolis geschieht dies nach Maltzan[2]); ich selbst habe es dort nicht beobachtet.

Ein maġribinisches Leichenbegängnis entbehrt jeder Feierlichkeit. Ein kleines Gefolge schnell dahin schreitender Männer umgibt die Bahre, die Worte des Glaubensbekenntnisses: »Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Gesandter,« nach einer bestimmten Melodie in zwei Chören singend. Dies geschieht in der Weise, dass die eine Partei bereits während der letzten Worte der anderen einsetzt, so dass keine Unterbrechung stattfindet. Bei Frauenbegräbnissen finden einige Verschiedenheiten in dem Zeremoniell statt.

Die Kleidung der begleitenden Männer ist die alltägliche; Traueranzüge kennt der Marokkaner nicht. Auch in ihrem Gesichtsausdrucke, in der Haltung erscheinen selbst die nächsten männlichen Verwandten bei dem ganzen traurigen Ereignis vollkommen gefasst. Fast nie sieht man einen Marokkaner seinem Schmerze — wenn er überhaupt nach seiner religiösen Anschauung bei einem Todesfalle solchen empfindet — durch Weinen, Worte oder Gebärden Ausdruck geben. Die hergebrachten Kondolationen beantwortet er meist mit einem ruhigen: Mktûb Allah, es war bei Gott geschrieben, oder einfach: Allah ibärk fik, wörtlich: Gott segne dich, welches ebenso wie das gleichbedeutende Bârak Allâhu fik stets einen Dank ausdrückt.

Während die Leiche in die Grube gesenkt wird, spricht der begleitende Imâm ein Gebet. Den Körper, der von der Bahre gehoben und das Gesicht nach Osten bezw. Südosten (Mekka) gebettet wird, beschwert man mit möglichst flachen grossen Steinen und bedeckt ihn alsdann mit Erde.

Arme Städter und Landleute kennzeichnen das Grab nur durch mittelgrosse Feldsteine, welche in ungefährer Ellipsenform um dasselbe gelegt werden. Wohlhabende errichten am Kopfende einen mässig hohen, viereckig behauenen Stein, selten mit einer Inschrift, aber fast immer mit eingegrabenen Arabesken geschmückt, unter denen die von drei etwa in Kleeblattform zusammengestellten Kreisschnitten wohl die häufigste Form ist.

Primitiv in Stein gemeisselte Nachbildungen eines Turbans auf niedrigem Stiele, wie ich sie zuweilen auf tunesischen Friedhöfen sah, habe ich in Marokko nicht bemerkt. Dieser pilzartig aussehende

[1]) Beispielsweise werden vor und nach den Mahlzeiten die Abwaschungen der Hände (mit gewöhnlichem, nicht erwärmtem Wasser) so vorgenommen.

[2]) Der Ausdruck djebâna (aber mehr für den Friedhof der Juden) kommt gleichfalls vor. Mekâber ist der Plural eines ungebräuchlichen Singular. Verz. Lerchundi, Rudimentos del 'Arabe vulgar, que se habla en el Imperio de Marruecos. Madrid 1873.

[1]) Neue Reise nach Marokos, welche im Lande selbst gesammelte interessante, historisch-statistische Nachrichten bis in das Jahr 1797 enthält. Aus dem Schwedischen übersetzt. S. 75. Nürnberg 1798.

[2]) l. c. S. 76.

Digitized by Google

Gräberschmuck im östlichen Maġrib soll ein Zeichen der Scherifenwürde des darunter Ruhenden oder ein sonstiges Rangabzeichen sein.

Die Gräber wohlhabender, frommer Städter in Marokko werden von deren Angehörigen oft mit einer weiss getünchten, niedrigen Mauer umgeben, welche in Viereckform aufgeführt und gewöhnlich auf der Ostseite niedriger, auch wohl mit Krenelierungen geschmückt ist.

Nach Agrell werden bei manchen Begräbnissen Lebensmittel und Geld in geringem Umfange an Arme, die etwa zugegen sind, verteilt. Auch lassen die Frauen, welche der Sitte gemäss in den ersten Tagen nach der Bestattung täglich zum Grabe pilgern, dort zuweilen einige Schüsseln mit Speisen für vorübergehende Arme zurück. Auch später pilgern an bestimmten Tagen, z. B. bei den religiösen Festen, auch am Freitage, die Frauen in Scharen auf die Friedhöfe, sie halten sich hier stundenlang auf und benutzen diese seltene Gelegenheit der Freiheit auch wohl zum Anknüpfen von kleinen Liebesromanen.

Noch eine besondere Art der Bestattung gibt es, die reichen Leuten von makellosem Ruf, meist Schürfa oder Merâbtin, offen steht: die Beerdigung in der Ḳubba oder Sâuia eines berühmten Heiligen [1]). Ueber dem Grabe desselben erhebt sich ein meist weiss getünchter, in den Städten aber auch oft mit grün glasierten Ziegeln gedeckter Kuppelbau (Ḳubba); siedeln sich dabei noch Schüler oder Jünger des Verstorbenen, oder Familienmitglieder desselben an, um das Grab zu pflegen und zu beleuchten und die Spenden frommer Verehrer entgegenzunehmen, so entsteht eine Sâuia. War der Heilige Stifter einer religiösen Bruderschaft, eines Ordens, so kann man den Begriff Sâuia — mutatis mutandis natürlich — auch wohl kurz mit dem Worte »Kloster« ausdrücken. Ein Asyl, Freistätte für verfolgte Verbrecher, die dort sogar von ihren Angehörigen mit Nahrung versorgt werden dürfen, bilden diese Sâuiat gleichfalls. Ursprüglich bedeutet das Wort: Winkel, Ecke.

Die Beerdigung innerhalb einer Sâuia muss aber mit einer hohen Summe erkauft und kann es, wie erwähnt, nur von solchen Personen werden, die sich eines ganz besonders Gott wohlgefälligen Lebenswandels befleissigt haben.

Auf dem Friedhofe in Mogador sah ich auf verschiedenen Gräbern Holzstäbe in die Erde gesteckt und mit Topfscherben, Tuch- und Leinwandfetzen u. dergl. behangen. Es muss dies ein spezifisch berberischer Brauch sein, über den ich nichts Näheres in Erfahrung bringen konnte.

Die Heiligengräber werden von den Frauen vielfach mit Ḥâikfetzen behängt, die, wenn ein stachlicher Ssidra-Busch (Ziziphus lotus) in der Nähe ist, was meist der Fall, an diesem befestigt werden. Sie glauben damit Bitten, an den toten Heiligen gerichtet, mehr Nachdruck zu geben, statten auch ihren Dank für die glückliche Geburt eines Kindes oder die Erfüllung anderer heiss ersehnter Wünsche in dieser Weise ab.

Grabstellen von Ermordeten auf dem platten Lande sind dadurch kenntlich, dass Vorübergehende Feldsteine darauf werfen, die im Laufe der Zeit zu einem kleinen Hügel sich vermehren.

Nach dem Imâm Mâlek soll eine Witwe drei Monate und zehn Tage bis zu ihrer Wiederverheiratung warten, bei Leuten von guter Sitte aber wird diese Frist bis zu einem Jahre ausgedehnt. Die für den Mann gesetzlich vorgeschriebene Wartezeit nach dem Tode seiner Gattin beträgt drei Monate, aber auch hier gilt es für wohlanständig, wenn der Mann ein Jahr wartet, vorausgesetzt, dass keine Kinder zu erziehen und weibliche Angehörige, vor allem die Mutter, oder Sklavinnen vorhanden sind, welche den Verrichtungen der Hausfrau vorstehen können.

Negerinnen, welche der Verstorbene als Beischläferinnen gehabt hat, sollen [1]) zwei Monate und sechs Tage trauern.

[1]) Entweder Scherîfe, Nachkommen des Propheten, Merâbtin (Pl. von Merâbet) Nachkommen der Jünger des Propheten oder Gottbegnadete, wunder- und wohlthätige Leute, Ueberspannte, Halbverrückte u. s. w., endlich Mudjahîdîn, solche, die sich im »Djihâd«, im heiligen Kriege gegen die Ungläubigen, Lorbeeren erworben haben. Gerade unter dieser letzteren Kategorie gibt es im Maġrib von den früheren Kämpfen mit Spaniern und Portugiesen her eine grössere Anzahl. — Dem Heiligen von Tanger, Ssîdi Moḥammed el-Hadj Bu 'Arakîa, wird die Fähigkeit zugeschrieben, bei Annäherung einer feindlichen Flotte die Wasser der Meerenge unruhig zu machen und so einen Angriff zu vereiteln. Auch viele heilige Frauen, die dann den Titel »Lella« führen, gibt es, so z. B. die Heilige von el-Arâisch an der Westküste, Lella Minnâna el-Massbahîa, Lella Maġnîa u. a.

Zur Kenntnis der heutigen Basken.

Von Dr. Otto Stoll.

(Fortsetzung.)

Begleiten wir nun das baskische Volk zu den wichtigsten Anlässen seines einfachen Lebens.

Die baskische Familie ist durchschnittlich zahlreich. Eltern mit sechs, acht und noch mehr Kindern sind keine Seltenheit auch im französischen Baskenlande, welches in dieser Hinsicht einen bemerkenswerten Gegensatz zu anderen Gegenden Frankreichs bildet. Die Malthusianischen Grundsätze zum Schutz gegen Uebervölkerung und Verarmung haben hier noch keinen Eingang gefunden.

Aus Strabo wird bekanntlich die Angabe geschöpft, dass bei den Iberern das Männerkindbett existiert habe (III, C. 165), indem bei der Niederkunft die Weiber ihre Männer sich ins Bett legen liessen und bedienten. Es wird berichtet, dass diese Sitte sich auch in viel neuerer Zeit speziell bei den Basken und deren Nachbarn noch vorgefunden habe. Die erste Angabe darüber macht meines Wissens der Jesuit Lafitau, der als Missionar bei den Irokesen lebte und in seinem Werke über die Sitten der amerikanischen Wilden erwähnt, dass zu seiner Zeit,

[1]) Nach Mâlek, Kap. 32.

Digitized by Google

d. h. 1723, dieser Brauch noch in einigen französischen, an Spanien grenzenden Provinzen üblich sei, wo er »faire la couvade« heisse. Neuere, wie Francisque Michel, haben diese Angabe auch für andere Teile des Baskenlandes wiederholt und das Männerkindbett der Basken ist seitdem ein stehender Artikel der ethnologischen Handbücher geworden. Es scheint indessen, dass nicht nur die Sitte selbst, sondern auch die Erinnerung daran heutzutage vollständig verloren ist. Weder im französischen noch im spanischen Baskengebiet gelang es mir, die geringste Spur davon aufzufinden, trotzdem ich überall, wo ich hinkam, und zwar möglichst bei alten Leuten, danach fragte. Niemand wusste mehr, was »faire la couvade« sei und selbst der Ausdruck »couvade« ist in dem grossen Wörterbuch der französischen Akademie erst im Supplement zu finden, wo der Verfasser des kleinen Artikels keine andere Autorität als Max Müller für die Sitte der »couvade« zu citieren weiss. Ein vizcaischer Baske äusserte mir sogar die Vermutung, dass die Nachricht von einer derartigen »Sitte« auf einem Missverständnis beruhe. Es komme nämlich auf dem Lande gelegentlich vor, dass die Frau nachts die Arbeit des Mannes besorge, wenn dieser etwa müde sei, indem sie beispielsweise ein paar Stunden früher aufstehe, das Vieh füttere u. s. w., während der Mann im Bett liegen bleibe und den Säugling zu sich nehme, um ihn durch seine Körperwärme warm zu halten.

Herr Miguel de Unamuno in Bilbao, ein gebildeter, vorurteilsloser und mit Sprache und Sitte seines Volkes genau vertrauter Mann, den ich zu grösserer Sicherheit noch schriftlich in dieser Angelegenheit konsultierte, schreibt mir darüber folgendes: »Bezüglich der ‚couvade' muss ich Ihnen sagen, »dass ich sie nur aus Büchern kenne. Vor Jahren »habe ich etwas darüber gelesen, ich weiss nicht »mehr wo, dann sah ich die Angabe an verschie»denen Stellen wiederholt, aber weder hier in Viz»caya, noch in irgend einer anderen Gegend des »Baskenlandes kennt man eine solche Sitte und ich »versichere Sie, dass trotz meiner Nachforschungen »in verschiedenen baskischen Landesteilen niemand »sich fand, der etwas derartiges kennt. Die Leute »bezeichnen vielmehr diese Angabe als die Erfindung »eines müssigen Kopfes, la invencion de algun no»velista.«

Die Mütter stillen ihre Kinder verhältnismässig lang, bis zu zwei Jahren und darüber, nur wenn sie während dieser Zeit wieder schwanger werden, entwöhnen sie dieselben früher.

Obgleich das Baskenland vor kurzem noch zu denjenigen Gegenden Frankreichs gehörte, welche die meisten Analphabeten aufzuweisen hatten, so hat sich doch der Schulunterricht wesentlich gebessert. Man muss es auch den Basken, welche ein in mancher Hinsicht durch seine Abgeschlossenheit konservatives, aber von Natur geistig sehr wohl veranlagtes Volk sind, nachrühmen, dass sie im allgemeinen von der Wohlthätigkeit des verbesserten Schulunterrichts überzeugt sind und demselben keine ungewöhnlichen Hindernisse in den Weg legen. Eine eigentümliche Stellung aber nimmt der baskische Schulunterricht gegenüber dem heimatlichen Idiom, der baskischen Sprache, ein. Der Unterricht wird nämlich ausschliesslich in französischer, beziehungsweise spanischer Sprache erteilt und es ist den Kindern streng verboten, während der Schulzeit baskisch sich zu unterhalten. Wird ein Schulkind darüber ertappt, dass es baskisch gesprochen hat, so bekommt es bei Wasser und Brot bis zum Abend Schularrest. In früheren Zeiten, d. h. noch vor etwa 20 Jahren, war eine andere Strafe für solche kleine linguistische Verbrecher üblich. Demjenigen nämlich, der baskisch gesprochen hatte, wurde ein Metallring an den Finger gesteckt, den er so lange tragen musste, bis etwa ein Mitschüler in denselben Fehler verfiel und baskisch redete. Auf diesen ging nun der Ring über und so wanderte er die Woche über von einem Sünder zum anderen; derjenige Schüler aber, der am Samstag mit dem Ring am Finger betroffen wurde, erlitt für die ganze Gesellschaft die Strafe des Schularrestes. Das Tragen dieses Ringes galt bei den Kindern als eine grosse Schande und es war ihr eifrigstes Bestreben, denselben an einen anderen weiter zu befördern.

Wie überall in der Welt, so ist auch im Baskenlande die Jugend und das erste Mannesalter die Zeit der aufregenden, Körper und Geist anstrengenden Spiele. Unter diesen aber steht in erster Linie das Ballspiel, welchem noch fast überall im französischen und spanischen Baskenlande mit einer Leidenschaft obgelegen wird, die nur noch von der Begeisterung der Spanier für das Stiergefecht übertroffen wird. Jedes baskische Dorf besitzt von Gemeinde wegen einen Ballspielplatz, grössere Ortschaften sogar deren zwei, einen offenen im Freien und einen gedeckten in geschlossenem Hause. Wie das Stiergefecht, so besitzt auch das Ballspiel seine ganz eigentümliche Terminologie, die dem Uneingeweihten nicht verständlich ist. Deswegen, und weil das Ballspiel nicht eine spezifisch baskische Erfindung ist, sondern früher eine viel weitere geographische Verbreitung hatte, können wir uns hier auf einige Andeutungen beschränken.

Der baskische Spielball ist massiv und besitzt einen Kern aus Kautschuk, der fest mit Garn umwickelt und dann in Leder eingenäht wird. Bei regelrechten und grossen Spielpartien kommen Bälle von bestimmter Schwere zur Verwendung, welche bei einem Gesamtgewicht von 120 g 80 g Kautschuk haben. Der Ball wird entweder mit der freien offenen Hand — daher »jeu de paume« — oder mit einer Holzschaufel, heutzutage aber am häufigsten mit einem Wurfkorb geschleudert, der in Spanien *cesta*, in Frankreich *šišlera* genannt wird. Wie beistehende Abbildung eines berühmten spanisch-baski-

Digitized by Google

schen Ballspielers, Namens Elicegui zeigt, besteht die *cesta* aus einem wannenartigen, länglichen Geflecht, an dessen einem Ende ein Lederhandschuh angebracht ist. In diesen fest mit dem Korbe verbun-

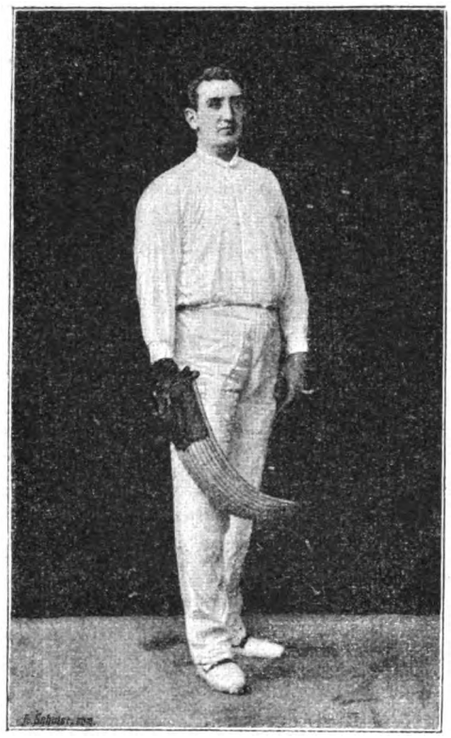


Fig. 9. Der baskische Ballspiel-Virtuos Elicegui.

denen Handschuh steckt der Ballspieler seine rechte Hand, die mit einer Schnur fest eingebunden wird, um das Abgleiten des Wurfkorbs zu verhüten.

Sind nun die sämtlichen Spieler mit ihren *šišteras* oder Wurfkörben angethan, so kann das Spiel beginnen. Dieses besteht im Prinzip stets darin, dass die Gesellschaft sich in zwei feindliche Parteien teilt, von denen jede in bestimmter Weise auf dem Spielplatz Aufstellung nimmt und nach bestimmten Regeln den von der Gegenpartei geschleuderten Ball mit dem Wurfkorb auffängt und zurückschleudert. Häufig, namentlich in den Grenzortschaften, sondern sich die Spieler nach Nationen, indem der Anführer der einen Partei und seine Helfer spanische, das Personal der anderen Partei französische Basken sind.

Der Ballspiele gibt es mehrere. Das gewöhnlichste ist jedoch das Ble, baskisch *bleka*. Man findet in den baskischen Dörfern auf einem freien Platze eine senkrechte, etwa fussdicke und 20 Fuss hohe freistehende Mauer aus sorgfältig behauenen Steinen aufgeführt, an welcher in einer Höhe von etwa drei Fuss ein eiserner schwarzer Querstreif die Grenze bezeichnet, unter welcher der Ball nie aufschlagen darf, wenn der Wurf noch gelten soll. Diese Mauer ist das »Rebot« (davon das baskische *errevotia*), welches beim Ble als Zielscheibe dient, indem jede der in bestimmter Weise vor der Mauer aufgestellten Parteien der Spieler den von der Gegenpartei geschleuderten Ball auffängt und an das Rebot zurückwirft. Es wird dabei auf eine bestimmte Anzahl von Punkten gespielt, z. B. auf 60; wer zuerst durch günstige Würfe auf 60 gelangt, hat gewonnen. Ein besonderer Ausrufer besorgt hierbei das Zählen der günstigen und ungünstigen Würfe beider Parteien, wobei ihm ein langes, mit Lochreihen versehenes Zählholz dient, in welchem durch Verstellen von Zapfen die Rechnung geführt wird. Werden dabei von einem Spieler die Spielregeln übertreten, oder fliegt der ungeschickt geworfene Ball etwa über das Rebot weg oder schlägt er unterhalb des Querstreifens auf, so ist dies *falta*, oder ein Spielfehler und zählt einen Punkt zu Gunsten der Gegenpartei.

Ein anderes Spiel ist der Weitwurf oder das Ballspiel *à la longue*, wie es in Frankreich, *á la larga*, wie es in Spanien heisst. Der entsprechende baskische Ausdruck dafür ist *lusian*. Der Weitwurf unterscheidet sich vom Ble hauptsächlich durch etwas kompliziertere Aufstellung der Spieler und grössere Distanz vom Rebot. Es stellt sich dabei derjenige, der »anwirft«, d. h. den Ball zuerst nach dem Rebot sendet, der sogenannte Buteur, in beträchtlicher Entfernung davon auf. Sein Standort ist häufig durch eine besondere, auf dem Spielplatze angebrachte Steinplatte markiert. Am Fuss des Rebot stehen die Spieler der Gegenpartei, welche die Aufgabe haben, den Ball womöglich in der Luft aufzufangen und ihn hinter den Buteur zu werfen. Dort, also in noch grösserer Distanz vom Rebot, sind die Gehilfen des Buteur aufgestellt, welche den Ball ebenfalls in der Luft auffangen und an das Rebot zurückwerfen. So fliegt der Ball hin und her. Wenn es aber dem Buteur gelingt, ihn auf dem Rückweg vom Rebot aufzufangen, so hat er *šaša* oder *paŝo* gemacht, d. h. einen Punkt gewonnen, der mit einem Kreuz am Boden oder einem Fähnchen bezeichnet wird, und das Spiel beginnt von neuem, indem er mit dem Rufe *yo* »anwirft«.

Etwas verschieden ist das *laŝo*-Spiel. Das Rebot fällt hierbei weg und das Bestimmende für Gewinn und Verlust ist ein Streif am Boden, der aus Ziegelsteinen gebildet ist. Ein Buteur, der mit zwei Gehilfen auf der einen Seite des Ziegelstreifs aufgestellt ist, wirft nun an, wobei er den Ball auf die andere Seite des Streifens bringen muss. Gelingt ihm dies nicht, so hat er einen Punkt verloren. Die Gegenpartei, welche ebenfalls zu drei Mann in entsprechender Entfernung auf der anderen Seite des Ziegelstreifens aufgestellt ist, haben die Aufgabe, den Ball über diesen zurückzuschleudern; misslingt ihnen das, so wird ein Punkt zu Gunsten des ersten Buteur gerechnet.

Das *laŝo*, wie das Spiel à la longue, wird nur auf sechs Punkte gespielt, wer von den beiden Buteurs diese zuerst erreicht, hat gewonnen.

Ausser den drei genannten Ballspielen gibt es noch einige andere, die aber seltener sind. In Frank-

Digitized by Google

reich gibt es z. B. noch die Trinquet-Partie, welche nicht im Freien, sondern in einem gedeckten Raum, dem sogenannten *trinquet,* gespielt wird. Der Ball muss dabei, um einen Punkt zu gewinnen, vom Rebot weg in ein kleines viereckiges Loch in der gegenüberliegenden Wand, das sogenannte *šilo,* zurückfliegen. In Guipúzcoa wird auch noch *al remonte* gespielt, wobei der Ball möglichst hoch in die Luft fliegen muss, um in grossem Bogen das Rebot zu erreichen.

Die gedeckten Ballspielhallen, in Frankreich als »trinquet«, in Spanien als »trinquete« bezeichnet, sind länglich-viereckige Bauten, in denen die eine kurze Mauer als Rebot dient. Der Fussboden ist sorgfältig mit Steinplatten gepflastert. Die Seiten sind über dem Mauerwerk durch grobmaschige Netze abgesperrt, um die dahinter stehenden Zuschauer vor allfälligen, ungeschickten Ballwürfen zu schützen.

In grösseren Plätzen, wie in San Sebastian und Bilbao, haben sich aus dem ursprünglichen einfachen Ballspielplatz wahre Luxusbauten entwickelt, welche mit amphitheatralischen Sitzreihen für die Zuschauer versehen und mit allem Komfort eines modernen Schauspielhauses ausgestattet sind. An diesen Orten hat sich das Ballspiel zu einer Belustigung auch der höheren Gesellschaftsschichten aufgeschwungen, man zahlt hohe Eintrittspreise, um einer Partie zwischen berühmten Ballspielern zuzusehen, die Spieler selbst werden von dem lebhaft interessierten Publikum in gleicher Weise durch lauten Zuruf und Lärm belobt, angefeuert oder getadelt, wie die Stierkämpfer in der Arena, und hohe Wetten werden auf den einen oder anderen Spieler eingegangen und von besonderen Maklern gebucht. Es ist daher das Ballspiel zu einer einträglichen Berufsart geworden, deren Vertreter sich selbst als »Künstler« bezeichnen. Berühmte Spieler haben ihre besonderen »noms de guerre«, wie die grossen Espadas der Stier-Arena. Gemeindeverwaltungen, die es sich etwas kosten lassen wollen, um ihren Bürgern etwas Gediegenes im Ballspielfache zu bieten, verschreiben sich daher gute Ballspieler von weither. Unmittelbar nach einer Ballspielpartie, der ich in San Sebastian beiwohnte und an welcher ein paar der berühmtesten der heutigen baskischen Spieler, z. B. der bekannte »Manco« (d. i. »Einarm«) teilnahmen, machten sich die Spieler fertig zur Abreise nach Buenos-Aires, wohin sie von einer dortigen Baskenkolonie um schweres Geld bestellt worden waren.

Das rege Interesse, welches gross und klein bei den Basken am Ballspiele nimmt, hat es denn auch notwendig gemacht, dass vielorts, namentlich auch an Kirchenmauern, mit grossen Buchstaben eine Aufschrift angebracht ist, etwa wie folgende: *defendia tua da bleka artsia erravote huntan,* »es ist verboten, an dieser Mauer Ball zu spielen«. Im übrigen verhält sich die Geistlichkeit keineswegs ablehnend gegen dieses Volksvergnügen, wie gegen manche andere. Ich lernte in Vizcaya einen baskischen Geistlichen kennen, der in jüngeren Tagen bei grossen Partien öffentlich als Wettspieler aufgetreten war, wozu er sich jeweilen die Erlaubnis seines Bischofs einholen musste. Er erzählte mir, dass er bei besonders hitzigen Partien seine Hand — man spielte damals noch ohne die Cesta, — geschwollen und mit Blutextravasaten am Daumenballen nach Hause getragen habe. Wie er behauptete, ist die Cesta erst vor etwa 15 Jahren aus Frankreich nach Spanien gekommen.

Die zahlreichen Lehnworte aus dem Französischen und Spanischen, wie »falta«, »pašo (sp. paso), »errevotia« (rebot), »šaša« (franz. chasse, sp. chaza) und andere beweisen, dass es sich um ein Spiel handelt, welches in früheren Jahrhunderten weit in Spanien und Frankreich verbreitet war und welches sich nur in den Baskenländern länger erhalten hat, als anderwärts. Diese weitere Verbreitung lässt auch das Interesse begreiflich finden, welches die spanischen Schriftsteller der Conquista-Zeit den Ballspielen der Eingeborenen Amerikas entgegenbrachten. So beschreibt Torquemada (Monarq. Indiana II, l. 14) mit Behagen das Ballspiel der alten Mexikaner. Er vergleicht den indianischen *tlachco* oder Spielplatz mit dem spanischen *trinquete* und hebt die Unterschiede in der spanischen und indianischen Spielweise hervor, wobei er die Vorzüge des indianischen Kautschukballs rühmt.

Während aber das Ballspiel im Baskenlande heute noch stark im Schwange ist, geht daselbst eine andere Volksbelustigung anscheinend dem allmählichen Untergange entgegen. Dies sind die Pastorales oder Volksschauspiele, die früher überall aufgeführt wurden, heutzutage aber nur noch in der Soule, im Arrondissement Mauléon üblich sind. Auch die Pastorales bilden jedoch keine spezifisch baskische Eigentümlichkeit, sondern sie sind lediglich ein Ueberbleibsel der weitverbreiteten weltlichen und geistlichen Schauspiele des Mittelalters, der Mirakelspiele, Moralités, Mysterien u. s. w., deren Spuren wir noch heute in den modernen Fastnachtspielen einiger Gegenden der Schweiz (Kanton Zürich), im Oberammergauer Passionsspiel u. s. w. begegnen.

Bei den baskischen Pastorales werden auf einer im Freien erbauten Bühne von jungen Leuten beider Geschlechter Schauspiele aufgeführt, deren Stoff der profanen oder heiligen Geschichte oder der Sage entnommen ist, vor allem dem berühmten Zug Karls des Grossen durch das Baskenland.

(Fortsetzung folgt.)

Chiloé.

Von Hugo Kunz in Santiago.

Zwischen dem 41. und 44. Grade südlicher Breite liegen auf der Westküste von Süd-Amerika eine sehr grosse Menge bewaldeter Inseln, welche den Archipel von Chiloé bilden. Unter diesen Inseln tritt die von den Bewohnern »Isla Grande« be-

Digitized by Google

nannte bedeutend hervor, indem sie etwa die Grösse des Herzogtums Schleswig einnimmt. Alle übrigen zusammen machen nicht den vierten Teil des Flächeninhalts dieser bedeutenden Insel aus, obwohl einige von ihnen immerhin die Grösse von etlichen Quadratmeilen erreichen. Wie alle, ist auch die grosse Insel tief eingeschnitten von Buchten, Binnenseen und Sümpfen; bedeutende, aber nicht schiffbare Flüsse tragen dazu bei, den Verkehr auf derselben zu erschweren.

Der insularen Beschaffenheit des ganzen Landes entspricht das ozeanische Klima. Mehr als die Hälfte des Jahres machen die Regentage aus. Der Regen fällt hauptsächlich im Winter, aber auch im Sommer ist man nie sicher, dass nicht der folgende Tag etwas Niederschlag bringt. Kaum eine Nacht im Jahre ist ohne starken Tau, und im Winter ist gewöhnlich des Morgens Wald und Feld mit Reif bedeckt, wenn nicht von Regenwasser benässt. Meist ist der Himmel bewölkt, nur im kurzen Frühling und Sommer (November bis März) pflegt eine Reihe von sonnigen Tagen mit Regenwochen abzuwechseln. Kaum je wird eine Temperatur von mehr als 24°C. vorkommen. Aber auch Temperaturen unter Null sind nicht häufig, mehr als — 4° wird kaum je beobachtet. Deshalb ist Schneefall keine häufige Erscheinung, und der Schnee bleibt nie länger als einige Tage liegen. Während schädliche Nachtfröste in dem ganzen aussertropischen Amerika sehr häufig sind, benachteiligen derartige Witterungsunbilden in Chiloé und an der Küste des gegenüberliegenden Llanquihue, z. B. Puerto Montt fast nie die Landwirtschaft. Die Heuschreckenplage ist hier, wie überhaupt in ganz Chile, dank der hohen Kordillerenmauer, gänzlich unbekannt. Dennoch will die Getreideproduktion nicht recht zu gedeihlicher Entwickelung gelangen. Haferbau ist einträglich, Weizen, Roggen und Gerste brauchen zu lange Zeit, um bei der geringen Sommerwärme zu reifen; ist es dann Anfang März zur Ernte gekommen, so pflegen die heftigen Regengüsse des Herbstes und Winters zu beginnen, und die wenigen Sonnentage, die Ende März und Anfang April noch vorzukommen pflegen, genügen nicht, um das geschnittene Korn trocknen zu lassen. Wenn es schliesslich nass eingefahren werden muss, kann es kaum zur Bereitung schlechten Brotes, zur Viehfütterung und zum Branntweinbrennen, also nicht zum Export verwendet werden. Der Getreidebau wird daher in Chiloé niemals zu Bedeutung gelangen, zumal die Nähe der mittleren Provinzen eine erdrückende Konkurrenz in der Produktion von vorzüglichem Getreide darstellt. Dennoch befindet sich um Castro, der früheren Hauptstadt der grossen Insel, und besonders in ihrem Süden eine weite Strecke Landes, wo grössere Mengen Weizen geringerer Qualität produziert werden. Derselbe wird von den Brennereien von Chiloé und Llanquihue verwertet, dort auch reichlich als Hühnerfutter benutzt. Dagegen gedeihen vorzüglich Kartoffeln und andere Wurzelfrüchte. Vielleicht in keiner Provinz werden so viel derselben angebaut als in Chiloé, und schon werden grosse Sendungen nach Valparaiso und weiter den Norden hinauf verladen. Die Kartoffel bildet die Hauptnahrung der Bevölkerung von Chiloé. Man unterscheidet allein über 500 Arten derselben, teilweise vorzüglichster Qualität. In der That sind namhafte Gelehrte, z. B. Dr. C. Martin, mehr und mehr zu der Ansicht gelangt, dass die Urheimat der Kartoffel in den Thälern der Andenkordillere des Patagonischen Festlandes, gegenüber dem Archipel von Chiloé, zu suchen ist. Allerdings findet man noch manchmal wilde Kartoffeln in solchen abgelegenen Gebirgsgegenden, welche vielleicht noch kein menschlicher Fuss oder höchstens der von wandernden Patagoniern, welche gewiss nie solche Früchte angepflanzt haben, betreten hat. Neben der Kartoffel treten auf Chiloé alle anderen Kulturen in den Hintergrund.

Dagegen ist nicht ohne Bedeutung die Viehzucht. Während der Ruf der Nachbarrepublik Argentinien als der Sitz der relativ grössten Viehproduktion die Welt erfüllt, scheint doch der Süden von Chiloé für die Zucht von Rindvieh noch viel günstiger zu sein. In den Wäldern von Chiloé, Llanquihue, Araukanien, auch West-Patagonien, findet das Rind zu jeder Jahreszeit prachtvolles Futter, überall erreichbares Wasser, stets genügenden Schutz vor Witterungsunbilden und vor den, im übrigen niemals gefährlichen, Ueberschwemmungen, denn hier breiten sich ja nirgends die unübersehbaren Ebenen wie die Argentinischen Pampas aus, deren Grasfluren im Sommer schwarz verbrannt sind und Winters unter Wasser stehen, daher infolge Futtermangels Millionen von Vieh dort alljährlich elend zu Grunde gehen. Ueberall sind hier höhere oder niedere Berge und Flüsse, welch letztere viele Furten aufweisen. Allerdings kommt es vor, dass ein Stück Vieh an einem der vielen kleinen Abhänge abstürzt, dass es im Sumpf versinkt oder am Strande von der Flut überrascht wird. Dagegen verhindert aber vielleicht gerade der Wasserüberfluss und die Zerrissenheit des Landes eine rasche Ausbreitung von Viehseuchen.

Auf den Inseln des Archipels von Chiloé gibt es keine Pumas, dagegen kommen dieselben wohl in den Viehweiden (potreros) vor, welche wohlhabende Chiloten auf dem Festlande in den Andenthälern besitzen. Diese »Löwen« haben die Grösse eines mittelgrossen Hundes, sie können daher erwachsenen Rindern kaum schaden. Da die Kälber von den wehrhaften Rindern sehr treu behütet werden, so sind diese Raubtiere höchstens Schafen, vielleicht auch Füllen gefährlich.

Das Viehfutter liefern in erster Linie verschiedene Arten Bambus, wie quila und colihue, daneben aber auch mancherlei Laub- und Grasarten. Während man in Llanquihue vielfach Gras ansät und damit den Anfang zur Stallfütterung gemacht hat,

Digitized by Google

ist man in Chiloé, wo ja die europäische Einwanderung keinen befruchtenden Einfluss ausgeübt hat, in dieser Beziehung noch zurück. Aus demselben Grunde liegt auch die Düngung daselbst noch sehr im argen. Düngung durch Viehexkremente oder gar durch künstliche Dungmittel kennt man überhaupt nicht. Eher wird eine solche angewandt mit Guano de lobo (Seehundsdung), wie er auf den südlicher gelegenen Guaytecas-Inseln in den Höhlen, in welchen die Seehunde ihre Brut aufziehen, in grösseren Quantitäten vorkommt. Die Folge hiervon ist, dass da, wo seit Jahrzehnten sich dichtere Ansiedelungen gebildet haben, besonders auf den kleineren Inseln, der Boden schon sehr erschöpft und die Bevölkerung verarmt ist. Da wohnen viele Familien in kleinen rauchigen Bretterhütten, welche meist mit Stroh, Binsen oder Schilf bedeckt sind. Sie bestellen manchmal kleine Gärten mit Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Kohlarten, einzelne haben zuweilen kleine Schafherden, deren Weiden nach Jahresfrist als gut gedüngte Brachfelder angesehen werden. Auch Hühner werden ziemlich zahlreich gehalten, und es findet ein reichlicher Export von Hühnern und Eiern nach Valparaiso, hie und da auch ein solcher von Truthähnen, Enten und Gänsen nach Puerto Montt und Ancud, der zeitigen Hauptstadt von Chiloé, statt. Aber die Haupteinnahme dieser armen Bewohner der kleineren Inseln ist eine andere: das Schlagen der grossen Waldbäume in dem ungeheuern Urwalde, welcher, durch verhältnismässig kleine Lichtungen unterbrochen, diesen ganzen Teil der Republik bedeckt. Als besonders wertvoll werden die Striche angesehen, welche der grosse Nadelholzbaum alerce (eine Cypressenart, Fitzroya patagonica) bedeckt. Zwar sind die Bestände dieses Urwaldbaumes, welcher fast 5 m Durchmesser und eine entsprechende Höhe erreicht, schon sehr gelichtet. Dennoch finden sich auf dem mässig hohen Küstengebirge, welches den Westrand der grossen Insel bildet, sowie an der benachbarten Küste von Llanquihue und besonders an den Abhängen der gegenüberliegenden Andenkordillere noch beträchtliche Wälder vor. Auf den südlich Chiloé gegenüberliegenden Guaytecas-Inseln, sowie den weiter polwärts gelegenen Inselgruppen bis zur Magellanstrasse wächst ein etwas kleinerer, ähnlicher Baum, der Cipres der Valdivianer und Chiloten (Libocedrus tetragona) noch recht zahlreich; ferner hat man neuerdings im Thale des Flusses Palena (West-Patagonien 44° südlicher Breite) prachtvolle Bestände der grösseren Art Cipres (Libocedrus andina) entdeckt. Das Holz dieser drei Bäume ist ausgezeichnet durch unverwüstliche Haltbarkeit, in welcher es wohl von keinem anderen Holze der Welt übertroffen wird; die besseren Teile des Stammes faulen so gut wie nie, dabei ist es weich, sehr bequem zu bearbeiten, auch spaltet es sich gut und ist leicht von Gewicht, so dass es gut zu transportieren ist. Da die Alerce-Bäume erst in bedeutender Höhe Aeste ausbreiten, kann man aus alten Stämmen riesige astfreie Balken zimmern. Die Chiloten spalten allein mit der Axt Bretter und kurze Balken, diese zu Eisenbahnschwellen, welche in grosser Zahl nach dem Norden der Republik exportiert werden. Leider unterliegen die Bestände fortwährendem Raubbau ohne Sorge für die neue Anpflanzung dieses wertvollen Baumes, eine Sorge, die sich die deutschen Kolonisten in Llanquihue angelegen sein lassen.

(Schluss folgt.)

Litteratur.

Becker, Geology of the Quicksilver Deposits of the Pacific Slope. Monographs of the U. S. Geol. Surv. Vol. XIII, with atlas, 486 pp. Washington 1888.

Das vorliegende Werk des durch seine Untersuchungen über den Comstock Lode und andere Arbeiten rühmlich bekannten Verfassers erregt hohes Interesse, sowohl durch Umfang und Präzision der Untersuchung, als durch die Menge der behandelten Probleme. Wir können im folgenden nur ein unvollständiges Gerippe seines Inhaltes darbieten.

Die Quecksilberschätze der Erde verteilen sich im wesentlichen auf fünf Hauptpunkte: Almaden in Spanien, Idria in Oesterreich, Huancavelica in Peru, Kalifornien und Kwei-Chau in China. Ersteres nimmt hinsichtlich des Gesamtertrages den ersten Rang ein; schon den Römern bekannt, wurden seine Erzlager seit der Erfindung des Amalgamationsprozesses, 1557, intensiver ausgebeutet, und lieferten bis 1886 nahezu 4 Millionen Flaschen à 76½ Pfund. Idria hat seit 1525, Huancavelica seit 1571 je etwas über 1½ Millionen Flaschen geliefert, Kalifornien seit 1850 (Entdeckung des Quecksilbers im Jahre 1845) etwa 1400000 Flaschen. Von den Lagern von Kwei-Chau ist wenig bekannt; sie scheinen ausgedehnt und von grossem Wert zu sein. Anders aber stellt sich das Verhältnis, wenn wir die Periode von 1850 bis 1886 überblicken; Almaden produzierte in dieser Zeit 1140000 Flaschen, Idria 300000, Peru gar nichts, die Minen von Kalifornien also nahezu die Hälfte des ganzen Quecksilbergewinns der Welt. Dieselben haben sich schnell den ersten Rang erobert. In der Mitte der siebenziger Jahre erreichte die Produktion Kaliforniens ihren Höhepunkt, ist aber seitdem infolge ungünstiger Konjunkturen beträchtlich zurückgegangen.

Die Untersuchung geht mit Rücksicht auf die Entstehung der Quecksilberlager vom allgemeinen geologischen Bau des Landes aus, namentlich von der Frage nach dem Ursprunge des regionalen Metamorphismus. Das kalifornische Küstengebirge besteht aus fossilhaltigen Sandsteinen, metamorphischen Gesteinen und krystallinischen Massengesteinen. Die Sandsteine nehmen in grossen, unregelmässigen Arealen etwa 90 % des ganzen Gebietes ein. Sie sind cretaceïschen und tertiären Alters und erreichen eine Mächtigkeit von mehreren tausend Fuss. Durch Fossilgehalt und Lagerungsverhältnisse werden sie in die neocomen Knoxvillesandsteine und die spätcretaceïsche bis eocäne Chico-Téjon-Gruppe geschieden. Erstere sind stark zusammengefaltet, zertrümmert und steil aufgerichtet; über ihren abradierten Schichtenköpfen dehnt sich diskordant die jüngere Serie aus, welche von geringeren Dislokationen betroffen worden ist.

Die metamorphischen Gesteine bedecken etwa 3000 englische Quadratmeilen. Sie sind lediglich aus den Knoxvillesandsteinen hervorgegangen und aufs engste mit denselben verbunden. Zunächst haben wir der Struktur nach eine kontinuierliche Reihe mit vielen Uebergängen, indem die Sandkörner mehr oder weniger in Augit-, Hornblende-, Feldspat-, Zoïsitkrystalle etc. umgewandelt worden sind. Mitunter blieben Gefüge und Schichtung oder auch die Fossilien noch erhalten; in anderen Fällen entstanden völlig krystallinische Gesteine, die mit Diabasen und Dioriten die grösste Aehnlichkeit haben. Vielfach sind durch weitere Umformungen Serpentingesteine, oder durch gänzliche Silifizierung Quarzite und Phthanite entstanden. Auch die Lagerungsverhältnisse beweisen die Herkunft von den Knoxvillesand-

Digitized by Google

steinen. Beide haben dieselben Dislokationen erfahren, sind in unregelmässigster Weise durcheinander geworfen und gehen in der Richtung des Streichens vielfach ineinander über; es kommen Fälle vor, wo der eine Flügel einer Antiklinale aus Sandstein, der andere aus metamorphischem Gestein besteht.

Den metamorphischen Gesteinen stehen die krystallinischen Massengesteine scharf gegenüber. Von den älteren spielt nur der Granit eine bedeutendere Rolle; er tritt vielfach zu Tage und scheint überhaupt das ganze Küstengebiet bis nach Idaho, Nevada und Arizona hinein in gleichmässiger Ausbildung zu unterlagern. Jüngere vulkanische Gesteine brachen vom Pliocän bis in die heutige Epoche längs einer vom Clearlake bis über Neu-Idria hinaus sich erstreckenden, sehr unregelmässigen und mehrfach aussetzenden Bruchlinie in grossen Massen hervor. Es sind Andesite, Rhyolithe, Basalte, und, mit diesen durch Uebergänge verbunden, enorme Massen von Obsidianen, welche nach Becker ihre glasige Struktur nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, plötzlicher Erstarrung, sondern mangelnder Krystallisationsfähigkeit infolge ihres hohen Alkalisilikatgehalts verdanken.

Anfangs der Kreidezeit lag der Granit frei; nach Ablagerung der neocomen Knoxvillesandsteine fand eine intensive Hebung, Faltung und Zertrümmerung des ganzen Gebietes statt, begleitet von einer regionalen Metamorphose der Sandsteine. Der Verfasser führt dieselbe auf ein Zusammenwirken dynamischer und hydrochemischer Vorgänge zurück. Der bei der Gebirgsbildung entwickelte Druck musste in der Tiefe bedeutende Temperaturerhöhungen hervorrufen, durch welche die überall zirkulierenden Sickerwasser befähigt wurden, gewisse Mineralbestandteile des Granites zu lösen. Beladen mit Alkalien, Magnesia, Eisen und Kieselerde wurden sie emporgetrieben und formten durch Absatz und chemische Einwirkung in höheren Niveaus die Sandsteine um. Von einem späteren Abschnitt der Kreidezeit bis in das Eocän hinein befand sich Kalifornien wieder unter dem Meeresspiegel, und ungleichförmig über den aufgekippten und erodierten Neocomgesteinen lagerte sich die Chico-Téjon-Gruppe ab, welche niemals Spuren der Metamorphose zeigt und bereits Trümmer der metamorphischen Gesteine enthält. Nachdem nach Abschluss des Miocän wieder eine Erhebung stattgefunden, begann eine erneute, aber weniger intensive Gebirgsbildung, begleitet von vulkanischen Eruptionen, die bis in die heutige Epoche andauerten.

Die Quecksilberlagerstätten liegen in grösserer Anzahl innerhalb und an den Rändern der Coast Range, bis nach Oregon hinauf. Stellenweise ist eine Anordnung längs unregelmässiger Spaltensysteme erkennbar. Im ganzen sind einige 40 Minen produktiv gewesen, von denen aber die bei weitem grössere Anzahl gegenüber den grossen Werken von Neu-Almaden, Neu-Idria, Redington und Sulphurbank nur geringfügige Erträge geliefert haben. Das vorkommende Erz ist lediglich Zinnober; mit diesem sind Schwefelkies, Quarz, Opal, Kalkspat und Dolomit, daneben auch Spuren von metallischem Quecksilber und Gold, ferner Silber-, Blei-, Zink-, Antimon- und andere Erze vergesellschaftet. Die Form der Zinnobervorkommnisse ist keine spezifische, wie früher behauptet worden. Vielmehr erscheinen alle Hauptformen der Erzlagerstätten überhaupt: Stockwerke, Imprägnationen und Gänge. Die oberen Niveaus bestehen häufig aus unregelmässigen Stockwerken, innerhalb welcher die Erze die Klüfte und Schichtenflächen des zertrümmerten Gesteines erfüllt und letzteres breccienartig cementiert haben. Nach unten gewahrt man meist einen Uebergang in steil hinabfallende, unregelmässige Gangspalten, die bei starker Aufrichtung des Gesteines den Schichten folgen können und vielfach seitliche Stockwerke und Imprägnationen aussenden. Bemerkenswert ist die gänzliche Unabhängigkeit von Struktur und Alter des Gesteins. Endlich gibt es eine Reihe von charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche allen kalifornischen Zinnoberlagerstätten insgesamt oder wenigstens zum Teil zukommen, nämlich die Nachbarschaft von jüngeren Eruptivgesteinen, erloschenen Vulkanen, Boraxseen, und die oft unmittelbare Verknüpfung mit schwefelhaltigen, heissen Mineralquellen und oberflächlichen Schwefelablagerungen, welche dort, wo die Thermen fehlen, von ihrer früheren Existenz zeugen.

Die gesamte Ausbildung der Quecksilberlagerstätten deutet darauf hin, dass das Erz überall in gleicher Weise entstanden ist, — nicht durch Substitution oder Lateralsekretion oder Sublimation, sondern durch Absatz aus Mineralwässern, in präexistierenden Hohlräumen der durch tektonische Vorgänge zertrümmerten Gesteine. Die Thermen von Sulphur Bank und von Steamboat Springs in Nevada liefern den direkten Beweis dafür, indem sie noch heute Zinnober mit seinen Begleitern ablagern. Experimentelle Untersuchungen zeigen, wie die Bildung des Zinnobers zu denken ist. Die Thermalwasser besitzen alle eine hohe Temperatur; sie enthalten namentlich Carbonate, Chloride, Borate und Sulfide von Natrium, Kalium und Ammonium, Spuren verschiedener anderer Metalle, und von Gasen Kohlensäure, schwefelige Säure, Schwefelwasserstoff, durch dessen Oxydation Schwefel und schwefelige Säure, resp. Schwefelsäure entstehen, und zum Teil Methan und Ammoniak. Natriumhydrosulfid ist nur in der Kälte ohne Einfluss auf Schwefelquecksilber, dagegen erhitzt wirkt es lösend auf letzteres, indem eine lösliche Doppelverbindung $4\,Na_2\,S.\,Hg\,S$ entsteht. Bei Temperaturen über 145^0 oder bei Druckerhöhung tritt die Lösung selbst ein bei Gegenwart von Natrium- oder Ammoniumcarbonat, welche bei gewöhnlichen Bedingungen die Lösung verhindern. Analog verhalten sich metallisches Gold, Schwefeleisen, Schwefelkupfer, Schwefelzink u. s. w. Da nun die natürlichen Bedingungen in den Thermen dieselben sind wie beim Experiment, so ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Zinnober mit seinen Begleitern in analoger Weise von den Thermalwässern herbeigeführt und bei Abkühlung und Druckabnahme aus denselben niedergeschlagen worden.

Die weitere Herkunft der Erze sucht Becker in dem, das ganze Gebiet unterlagernden Granite. Gegen eine Herkunft aus den vulkanischen Gesteinen sprechen die gesamten Lagerungsverhältnisse und das Fehlen des Quecksilbers in der Zusammensetzung dieser Gesteine. Im Granite ist es zwar auch noch nicht nachgewiesen worden, aber derselbe enthält Arsen, Antimon, Kupfer, Blei und andere Metalle, welche das Quecksilber in den Erzlagern und Thermen stetig begleiten. Er enthält ferner Borverbindungen und die Alkalien in reichen Mengen. Ausserdem sieht Becker den kalifornischen Granit mit Rücksicht auf seine weltweite Verbreitung als ältestes bekanntes Gestein mit Béaumont und Daubrée für einen Teil der ersten Erstarrungskruste der Erde an, womit die Annahme eines infragranitischen Muttergesteines des Quecksilbers ausgeschlossen wäre. Sonach entstanden die kalifornischen Zinnoberlager, analog den metamorphischen Gesteinen, im engsten Zusammenhang mit der nach der Miocänzeit beginnenden, vulkanischen Thätigkeit, indem die von der Oberfläche bis zu den Tiefen des Vulkanismus vorgedrungenen, resp. noch jetzt vordringenden Sickerwasser wieder aufwärts stiegen und innerhalb des Granites unter hohem Druck und bei starker Ueberhitzung eine Reihe von Bestandteilen desselben lösten, die dann in höheren Regionen, bei Abnahme von Temperatur und Druck, wieder abgeschieden wurden.

Die kalifornischen Quecksilberlagerstätten bilden ein Prototyp. Wie hier, so sind auch alle anderen bedeutenderen Quecksilberlagerstätten an die grossen, von den Aeusserungen des Vulkanismus begleiteten Dislokationslinien der Erdoberfläche gebunden. Von Spanien ab verteilen sie sich längs des, über Alpen, Kaukasus und Himalaja bis nach China hineinstreichenden Gebirgsystems, ziehen dann durch Japan und Kamtschatka, erscheinen wieder in Alaska, und begleiten die amerikanischen Cordilleren bis nach Chile hinunter. Ebenso fallen die Vorkommnisse in Italien, Australien, auf den Sundainseln und Neuseeland mit grossen Dislokationslinien zusammen. Ueberall gewahren wir dieselbe Unabhängigkeit von Art und Alter des Gesteines, und dieselben Gangmineralien, wie in Kalifornien. Der Schluss liegt nahe, dass die Entstehung allgemein dieselbe wie hier gewesen ist, was durch die weltweite Verbreitung des präsumtiven Muttergesteines des Quecksilbers, nämlich des Granites, noch wahrscheinlicher gemacht wird. Erich Goebeler.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 38. **Stuttgart, 22. September 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die arische Urzeit im Lichte der neuesten Anschauungen. Von Karl Penka. S. 741. — 2. Ethnologie und Philosophie. Von Thomas Achelis. S. 744. — 3. Zur Kenntnis der heutigen Basken. Von Dr. Otto Stoll. (Fortsetzung.) S. 751. — 4. Chiloé. Von Hugo Kunz in Santiago. (Schluss.) S. 754. — 5. Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes. Von P. v. Stenin-Petersburg. S. 757. — 6. Litteratur. (Friedr. S. Krauss.) S. 760.

Die arische Urzeit im Lichte der neuesten Anschauungen.

Von Karl Penka.

Immer reger und allgemeiner wird das Interesse, das man seit einigen Jahren nicht allein in Deutschland, sondern auch, vielleicht sogar noch im höheren Grade in England und Frankreich der Erforschung der arischen Urzeit zuwendet. Zwar hat es auch früher nicht an Versuchen gefehlt, auf dem Wege linguistisch-historischer Rekonstruktion deutlichere und sicherere Vorstellungen von der Kultur des arischen Urvolkes, seiner Heimat und seiner Sprache zu gewinnen. War es aber insbesondere die Rekonstruktion der arischen Ursprache, die lange Zeit hindurch fast ausschliesslich das Interesse und die Thätigkeit der sprachwissenschaftlichen Kreise in Anspruch nahm, so stehen gegenwärtig die Fragen nach der Kulturstufe, welche die Arier vor ihrer ersten Trennung erreicht, nach der Region, in welcher sie dieselbe erreicht, im Vordergrunde der Diskussion. Zu diesen drei Fragen hat sich aber in neuester Zeit noch eine weitere Frage hinzugesellt, nämlich die Frage nach dem physischen Typus des arischen Urvolkes, und gerade die Aufwerfung dieser Frage ist es, die einerseits die Methode der Behandlung der zwei zuletzt genannten Fragen in neue Bahnen lenkte, andererseits die Diskussion dieses ganzen Fragenkomplexes von dem engen Gebiete der sprachwissenschaftlichen Kreise auf das weite Gebiet der prähistorisch-anthropologischen Forschung hinüberführte.

Aber auch die Periode, die der letzten Phase in der Erforschung der arischen Urzeit vorausliegt, zeigt durchaus keinen einheitlichen Charakter in der Behandlung der angeführten Probleme. Eine genauere Betrachtung lässt deutlich zwei Richtungen erkennen, von denen die eine zwar später auftritt als die andere, doch niemals eine so ausschliessliche Geltung erlangt, dass die frühere Art der Lösung unserer Aufgaben vollständig aufgegeben wird. Im Gegenteile, alle diese drei Hauptrichtungen, die wir sogleich wegen des besseren Verständnisses der später folgenden Erörterungen in grossen Zügen charakterisieren wollen, laufen noch in der Gegenwart wenn auch nicht mehr mit dem Charakter der früheren Ausschliesslichkeit, sondern teilweise durch die Entlehnung einzelner Züge aus dem Bereiche der entgegengesetzten Behandlungsmethoden modificiert nebeneinander einher.

Das Charakteristische der ersten Richtung liegt darin, dass für die Entscheidung der Fragen nach der Heimat und der Kultur des arischen Urvolkes die Ansicht maassgebend wurde, die man sich von der Stellung des Sanskrit und des Zend im Kreise der übrigen arischen Sprachen, insbesondere von der grösseren Ursprünglichkeit ihres Laut- und Formensystems gebildet hatte. Diese Ansicht führte einerseits infolge der weiteren Annahme, dass diese Ursprünglichkeit nur aus der grösseren Nähe des gemeinsamen Ausgangspunktes der arischen Sprach- und Völkerfamilie erklärt werden könne, zu der Annahme der asiatischen Herkunft der arischen Völker, wobei man bald Indien, bald das medisch-armenische Hochland, bald Centralasien, insbesondere das Quellengebiet des Oxus und Iaxartes als ihr Urvaterland erklärte, je nachdem man die Formen des Sanskrit oder die des Zend für altertümlicher ansah oder in dem bekannten ersten Kapitel des Vendidâd geographische Anhaltspunkte zur Bestimmung der arischen Heimat gefunden zu haben glaubte, andererseits dazu, dass man unter dem Einflusse des Kulturbildes, wie es uns in den Veden entgegentritt, die Kultur des arischen Urvolkes für eine verhältnismässig hochentwickelte ansah. Diese Anschauungen fanden eine um so allgemeinere Zustimmung, als man schon früher, wesentlich unter dem Einflusse der Bibel und der Zeugnisse der klassischen Schriftsteller gewohnt

Digitized by Google

war, Asien als die Wiege der Menschheit und als den Sitz der ältesten Kultur zu betrachten. »Ex oriente lux« ist noch heute die Parole der Anhänger dieser Richtung, die zumeist unter den Sanskrit- und Zend-Philologen zu finden sind.

Dagegen ist zu bemerken, dass die neuere Forschung die Annahme einer grösseren Ursprünglichkeit des Sanskrit in sehr erheblichem Maasse eingeschränkt hat, abgesehen davon, dass es überhaupt nicht gestattet ist, aus der grösseren oder geringeren Altertümlichkeit einzelner arischer Sprachen Schlüsse zu ziehen auf die Heimat des arischen Urvolkes, da man, um methodisch vorzugehen, nur die gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen miteinander vergleichen darf. Es ist ganz unstatthaft, aus der grösseren Altertümlichkeit der um mehr als 2000 Jahre früher als das Gotische und Altnordische fixierten Sprache des Zendavesta und des Rigveda die Folgerung zu ziehen, nur Asien könne die Heimat der Arier sein. Es wird von keiner Seite bestritten, dass von den gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen das Litauische der arischen Grundsprache am nächsten kommt, ein Umstand, der also, an und für sich betrachtet, im Sinne der erwähnten Grundanschauung eher für die europäische als für die asiatische Herkunft der Arier sprechen würde. Allein es wäre ebenso verkehrt, wegen dieser höheren Altertümlichkeit des Litauischen Litauen und Preussen für die Heimat der Arier zu halten, wie es verkehrt wäre, Island wegen der höheren Altertümlichkeit der Sprache seiner Bewohner für die Heimat des norwegischen Volkes zu halten. Ebensowenig ist es nach den neueren Untersuchungen statthaft, aus der Aufzählung der 16 Landschaften im ersten Kapitel des Vendidâd irgendwelche Schlüsse in Bezug auf die Heimat des arischen Urvolkes zu ziehen. Ja man bestreitet es sogar, dass dasselbe sich auch nur für die Bestimmung der Ursitze und der Richtung der Wanderungen der Iranier verwenden lasse. Es kann weiter auch nicht die semitische Tradition in Betracht kommen, wo es sich um die Beantwortung der Frage nach der Heimat der Arier handelt. Auch ist alles, was man bisher vorgebracht hat, um entweder eine semitisch-arische Verwandtschaft oder wenigstens einen »proethnischen« Völkerverkehr zwischen Ariern, Semiten (und Turaniern) nachzuweisen und auf Grund eines solchen Nachweises Asien und insbesondere Centralasien als arische Urheimat anzunehmen, im höchsten Grade unsicher, wie denn auch Max Müller, der letzte hervorragende Verteidiger der alten Theorie von der asiatischen Herkunft der Arier, diese Art von Beweisführung ebensowenig gelten lässt, wie er der Ursprünglichkeit einer Sprache wie des Sanskrit irgendwelche Beweiskraft für die Bestimmung der Heimat der Träger dieser Sprache zuerkennt (M. Müller, Biographies of words and the home of the Aryas. London 1888. S. 110, 95). Aus der Thatsache ferner, dass Asien die Wiege der ältesten Kultur gewesen ist, den Schluss zu ziehen, dass die Arier aus Asien stammen, geht schon deswegen nicht an, weil nicht bewiesen werden kann und auch nicht bewiesen worden ist, dass diese Kultur arischen Ursprungs ist, und auch, an und für sich betrachtet, ist es eine ganz willkürliche Annahme, sich Kulturcentren zugleich als Völkercentren zu denken. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass von den Vertretern dieser Richtung der arischen Urgeschichtsforschung die Frage nach dem physischen Typus des arischen Urvolkes in der Regel weder aufgeworfen noch beantwortet worden ist.

Das Eigentümliche der zweiten Richtung liegt darin, dass man auf komparativ-etymologischem Wege die Lösung unserer Probleme versucht. Wurzelt die erste Richtung im Boden der Sanskrit-Philologie, so ist die von Bopp begründete Vergleichung der arischen Sprachen die Mutter der zweiten. Zur Erschliessung der Kultur des arischen Urvolkes, der Flora und Fauna, von der dasselbe umgeben gewesen, wendet man dasselbe Verfahren an, das man bei der Rekonstruktion des altarischen Laut- und Formensystems anzuwenden pflegt. Die Frage nach der Heimat wird von den Vertretern dieser Richtung entweder gar nicht gestellt oder, wenn gestellt, hauptsächlich in der Weise zu beantworten gesucht, dass man aus der Fauna und Flora, die sich auf Grund dieses Verfahrens als urarisch ergeben, weitere Schlussfolgerungen in Bezug auf dieselbe zu ziehen unternimmt. Auch die Frage nach dem physischen Typus des arischen Urvolkes wird in neuerer Zeit hie und da gestreift, doch nirgends allseitig und erschöpfend behandelt, wie denn überhaupt diese Richtung ihren linguistischen Ursprung insofern nicht verleugnet, als sie bis in die neueste Zeit hinein die Ergebnisse der physischen Anthropologie, prähistorischen Archäologie und Geschichte entweder vollständig ignoriert oder nur gelegentlich und in untergeordneter Weise auf sie Bezug nimmt.

Dass diese Methode mit schweren Mängeln behaftet sein müsse, ergibt sich schon daraus, dass innerhalb dieser Gruppe die heterogensten Ansichten ihre Vertreter gefunden haben. Welch ein Unterschied zwischen dem glänzenden Bilde, das z. B. Pictet von der Kultur des arischen Urvolkes entworfen, und den Aufstellungen V. Hehns! Ein und dieselben Forscher sind zu verschiedenen Zeiten über wichtige Fragen, wie über die Frage, ob die Arier noch vor ihrer Trennung bereits sesshaft gewesen und den Ackerbau gekannt und ausgeübt haben, zu verschiedenen Anschauungen gekommen. Während z. B. A. Kuhn, der eigentliche Begründer der linguistischen Paläontologie, im Jahre 1845 als ein sicheres Ergebnis der Sprachvergleichung hinstellte, dass die Urarier bereits ein sesshaftes Volk gewesen und auch bereits sehr wahrscheinlich zum Ackerbau übergegangen waren, ergab sich ihm im Jahre 1862 als Resultat seiner späteren Untersuchungen, dass dieselben noch nicht über den nomadischen Zustand

Digitized by Google

hinausgekommen waren. O. Schrader machte in noch weit kürzerer Zeit einen ähnlichen Wandel der Anschauungen durch. Während sich ihm im Jahre 1883 (dem Jahre der Veröffentlichung der ersten Auflage seiner »Sprachvergleichung und Urgeschichte«, S. 358) mit Gewissheit zu ergeben schien, dass keiner Epoche der indogermanischen Vorgeschichte der Feldbau gänzlich unbekannt gewesen sein kann, ergibt sich ihm im Jahre 1889 (dem Jahre der Veröffentlichung der zweiten Auflage desselben Werkes, S. 412) so viel mit Gewissheit, »dass der Ackerbau in der ältesten, an der Hand der Sprache erreichbaren Epoche der indogermanischen Urgeschichte volkswirtschaftlich neben der Viehzucht eine äusserst untergeordnete Rolle gespielt haben müsse. Ja,« fügt er hinzu, »die oben angeführten Gleichungen skrt. yáva u. s. w. und skrt. pish u. s. w. vertragen sich vielleicht mit der schon von V. Hehn ausgesprochenen Ansicht, dass wir bei yáva nur an eine wild wachsende Halmfrucht denken dürfen, deren Körner ausgestossen und gegessen wurden.«

Und erwägen wir die methodischen Schwierigkeiten, mit denen die linguistische Paläontologie zu kämpfen hat, so werden wir sofort einsehen, dass ihre Ergebnisse den wünschenswerten Grad von Sicherheit niemals erreichen konnten und auch niemals werden erreichen können. Erstlich ist es meist ausserordentlich schwierig, spätere — sei es arische oder anarische — Lehnwörter vom ererbten altarischen Sprachgute zu unterscheiden. Dann ist es nicht minder schwierig, die richtige Bedeutung einer Wortgleichung für die proethnische Periode zu erschliessen. Sollen nur solche Wortgleichungen die Annahme eines Kulturbegriffes für die arische Urzeit begründen, die auch in den formalen Elementen eine identische Bildung aufweisen? Sollen Wortgleichungen, die nur in einigen arischen Sprachen nachzuweisen sind, deswegen aus dem urarischen Lexikon gestrichen und ihre Bildung einer späteren Periode zugewiesen werden? Oder soll angenommen werden, dass sie in den anderen Sprachen verloren gegangen sind, und soll ihr Verlust auf die Veränderung der Wohnsitze mit ihren neuen Existenz- und Kulturbedingungen zurückgeführt werden? Es gibt fast keine arische Wortgleichung, bei der nicht diese und ähnliche Fragen auftauchen, und bei aller methodischen Vorsicht wird man in den meisten Fällen auf eine unzweifelhafte Sicherheit bei dem Ergebnis der Untersuchung verzichten müssen.

Sind schon die Schwierigkeiten gross, die sich der linguistischen Erschliessung der altarischen Kultur entgegenstellen, so verdoppeln sich dieselben, wenn man auf diesem Wege zur Kenntnis der Fauna und Flora, von der das arische Urvolk umgeben gewesen, gelangen und die so gewonnenen Resultate zur Bestimmung der Heimat desselben verwerten will. Denn in noch höherem Grade als die Kultur ist die Verbreitung der Tiere und Pflanzen von den klimatischen Verhältnissen, von der Bodenbeschaffenheit u. s. w. abhängig. Werfen wir nun einen Blick in einen tier- oder pflanzengeographischen Atlas, so finden wir, dass das grosse Gebiet, auf dem seit alter Zeit arische Sprachen gesprochen werden, in zoogeographischer Hinsicht in zwei Regionen (die paläoarktische und die orientalische nach Wallace), in pflanzengeographischer Hinsicht in vier Regionen (das europäisch-sibirische Waldgebiet, das asiatisch-europäische Steppengebiet, das Mittelmeergebiet und das indische Florengebiet nach Grisebach) zerfällt. Da wir nicht annehmen können, dass die Arier bei ihrem Vordringen in neue Gebiete die Namen der Tiere und Pflanzen, die in denselben nicht vertreten waren, auch dann noch weiter gebraucht und weiter überliefert haben, so dürfen wir im vorhinein nicht erwarten, die Namen der urarischen Fauna und Flora in jeder arischen Sprache wiederzufinden. Dies ist auch thatsächlich der Fall. Es gibt verhältnismässig nur wenige Namen von Tieren und insbesondere von Pflanzen, die, ohne dass man eine spätere Entlehnung anzunehmen brauchte, in allen arischen Sprachen wiederkehren. Insbesondere sind es die indischen und iranischen Idiome, in denen die sprachlichen Entsprechungen für eine ganze Reihe von Bäumen, deren gleichlautende Namen in der Mehrzahl der europäischen Sprachen gefunden werden, vollständig fehlen, was auch niemand, der den in dieser Hinsicht vorhandenen Unterschied zwischen Europa einerseits und Persien und Indien andererseits kennt, überraschen kann. Sollen wir nun nach dem von M. Müller aufgestellten Grundsatze ein Wort nur dann als urarisch ansehen, wenn es mindestens in einer europäischen und in einer asiatischen Sprache überliefert ist, die nur in den europäischen Sprachen überlieferten Namen gewisser Bäume u. s. w. als spätere Bildungen ansehen und der urarischen Vegetation absprechen? Man sollte glauben, dass dies kein methodisch vorgehender Forscher thun werde; nichtsdestoweniger ist dies, wie wir später sehen werden, geschehen und auf dieser so unsicheren Grundlage sogar die Frage nach der Heimat der Arier zu lösen versucht worden.

Als eine Abart dieser Grundrichtung muss die von V. Hehn vertretene Richtung angesehen werden, insofern dieser Forscher zur Aufhellung der arischen Urzeit nicht nur die linguistischen, sondern auch die ältesten historischen Zeugnisse, soweit sie auf die Kultur einzelner arischer Völker Bezug haben, verwendet.

Im Gegensatze zu diesen Richtungen habe ich auf anthropologisch-archäologischem Wege unter kontrollierender Mitwirkung der sprachlichen und geschichtlichen Ueberlieferung diesen Fragenkomplex zu lösen versucht (s. meine Origines Ariacae 1883 und Herkunft der Arier 1886). Ausgegangen bin ich hierbei von der Lösung der Frage nach dem physischen Typus des arischen Urvolkes, von der Erwägung geleitet, dass im Gegensatze zu den oben

Digitized by Google

bezeichneten zwei grossen Faunen- und vier grossen Florengebieten die Verbreitungsgebiete der innerhalb der arischen Sprach- und Völkerfamilie nachweisbaren fünf Typen (des germanisch-skandinavischen, slavo-keltischen, iberischen, indischen und iranischen) von geringerem Umfange sind, dass unter diesen Typen nur einer als arisch im eigentlichen Sinne angesprochen werden könne, dass die für einen Zeitraum von mindestens 5000—6000 Jahren unzweifelhaft nachgewiesene Stabilität des physischen Typus einerseits, sowie die hinsichtlich der Acclimatisations- und Kulturfähigkeit und Expansionskraft der einzelnen arischen Völker gemachten Beobachtungen andererseits leicht Rückschlüsse aus den Verhältnissen der Gegenwart und geschichtlich bekannten Vergangenheit auf frühere Epochen gestatten, dass dieses Verfahren längst von Zoologen und Botanikern mit Erfolg geübt wird und dass dieses Verfahren bei der Lösung der Heimatsfrage um so sicherer angewendet werden könne, als es im vorhinein höchst unwahrscheinlich ist, dass ein Volk wie die Arier — mögen sie welchem Typus immer angehört haben —, das seine Sprache über den grössten Teil der damals bekannten Erde zu verbreiten im stande war und auch wirklich verbreitet hat, seine eigentliche Heimat sollte vollständig, freiwillig oder von einer anderen Rasse gezwungen, aufgegeben haben. Da wir ferner von vornherein annehmen müssen, dass eine so hochstehende Rasse, wie es die arische ist, auch in prähistorischer Zeit selbständige Fortschritte auf kulturellem Gebiete gemacht hat, so ergibt sich hieraus die Notwendigkeit, nur eine solche Region für die Heimat der Arier in Anspruch zu nehmen, deren archäologische Ueberreste diese Annahme direkt bestätigen. Auf dem Wege dieser Betrachtung ergab sich, dass nur der germanisch-skandinavische Typus als der eigentliche arische betrachtet und nur Südskandinavien (Dänemark und der südliche Teil der skandinavischen Halbinsel) als die Heimat der Arier angesehen werden können. Die auf diese Weise gefundenen Resultate erhielten in zahlreichen linguistischen und historischen Zeugnissen ihre volle Bestätigung.

Von den im Jahre 1889 erschienenen, diese Fragen mehr oder weniger eingehend behandelnden sechs Arbeiten gehören vier der dritten und nur zwei der zweiten Richtung an. Nicht allein dieses numerische Verhältnis, sondern auch die Bedeutung und Stellung der Verfasser der der dritten Richtung angehörenden Schriften zeigen, dass die Zahl derjenigen im steten Wachsen ist, die in erster Linie von den Ergebnissen der physischen Anthropologie und prähistorischen Archäologie die Entscheidung unserer Fragen erwarten. Es ist kein gering zu achtendes Zeichen des allgemeinen Umschwunges der Meinungen, der auf diesem Gebiete stattgefunden hat, dass Männer wie der berühmte Oxforder Orientalist Sayce, der bekannte Sprachforscher Isaac Taylor und der Hellenist Rendall, also Männer von ausgesprochen linguistisch-philologischer Vergangenheit, sich trotz des von M. Müller erhobenen Widerspruchs voll und ganz auf den Boden der erwähnten Disziplinen stellen. Und so möge mit der Besprechung der letzten unsere Frage behandelnden Arbeiten dieser Gelehrten der Anfang gemacht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ethnologie und Philosophie.

Von Thomas Achelis.

Feindschaft sei zwischen euch,
Noch kommt das Bündnis zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt,
Wird erst die Wahrheit erkannt —

durch dies bekannte Xenion wollte Schiller der schon zu seiner Zeit drohenden Animosität zwischen Naturwissenschaft und Philosophie vorbeugen. Leider vergeblich, denn bis zur Mitte unseres Jahrhunderts hinein wechselt das Bild dieses gegenseitigen Verhältnisses zwischen dem brutal ausgenutzten Triumph der einen und der nicht minder knechtischen Unterwürfigkeit der anderen Partei. Es wäre überflüssig, wollten wir hier die verschiedenen Wandelungen dieses für die Geschichte der modernen Wissenschaft höchst bedeutungsvollen Prozesses eingehend schildern; es mag genügen, wenn wir die beiden Extreme einander gegenüberstellen, hier die allmächtige, alles Geschehen in Geist und Natur aus der unerschöpflichen Fülle des Bewusstseins erklärende Hegelsche Philosophie, dort die ebenso unnahbare, jede spekulative Richtung mit unauslöschlichem Hohn brandmarkende moderne Naturforschung, im besonderen der Materialismus und Darwinismus. In unseren Tagen mehren sich aber die Anzeichen, dass glücklicherweise an die Stelle dieser unerfreulichen Beziehungen wenigstens der Wunsch eines besseren Einvernehmens tritt; gerade die Naturwissenschaft, welche sich vielfach, wie bemerkt, nicht genug thun konnte in dem Spott und der Verachtung erkenntnistheoretischer Bestrebungen, scheint neuerdings das Bedürfnis zu fühlen, einen freundlicheren Ton anzuschlagen, in der richtigen Voraussetzung, dass ihr für die endgültige Lösung mancher Probleme doch die erforderlichen Mittel fehlen. Die Sinnesphysiologie (und im besonderen die experimentelle Psychologie), die Atomistik, die Völkerpsychologie und, als letzte Frucht dieser Annäherung, die Völkerkunde, legen von dieser heilsamen Wendung der Dinge ein beredtes Zeugnis ab; dass es leider trotzdem auf beiden Seiten fanatische Gemüter gibt, welche dieser Annäherung alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen beflissen sind, kann uns hier nicht kümmern, wo wir nur die allgemeinen Bezüge im Auge haben. Im übrigen leuchtet so viel von selbst ein, dass für eine jede unbefangene, systematische Weltanschauung alle die mannigfachen Aufschlüsse, welche die moderne Eth-

Digitized by Google

nologie über das geistige Wachstum der Menschheit nach allen Seiten hin in Aussicht stellt, nur höchst erwünscht sein können, da sie nur so in den Besitz des erforderlichen empirischen Materials für ihre Schlussfolgerungen und Verallgemeinerungen gelangen kann. Dieser psychologische Wert der genannten Disziplin wird denn auch heutzutage vielfach zugegeben, selbst von der spekulativen Schule, aber wir gedenken zu beweisen, dass die Tragweite dieses Einflusses sich noch viel weiter erstreckt und das gesamte Gebiet der philosophischen Betrachtung betrifft. Um aber in gemessenen Grenzen zu bleiben, beschränken wir uns auf die Darlegung der Bedeutung, welche die Völkerkunde für die Psychologie, Erkenntnistheorie und Ethik besitzt.

Psychologie.

Entgegen der Selbstbeobachtung, die für lange Zeit trotz der eindringlichen Warnung Kants eine gewisse Rolle im Idealismus gespielt hatte, schuf die naturwissenschaftliche Richtung der Psychologie in dem auf wiederholte und sorgfältige Versuche gestützten Experiment die sichere Grundlage für die Entscheidung des uralten Problems von der Abhängigkeit unserer Seele von dem Körper. Natürlich sollten mit diesen Ausdrücken nicht irgend welche transcendenten Substanzen bezeichnet werden, sondern ganz schlechthin die unleugbare, aller Wahrnehmung sich unmittelbar aufdrängende Thatsache unserer psychophysischen Organisation. Wie diese Perspektive sich namentlich für die kritische Bearbeitung der Sinnesempfindungen, vor allem der Zeitvorstellungen, fruchtbar erwies, mag anderwärts auseinandergesetzt werden; aber den Umstand dürfen wir hier nicht übergehen, dass besonders unter dem weitreichenden Einfluss des Darwinismus diese psychologischen Studien sich auch auf ein weiteres Gebiet, als das des gereiften Bewusstseins ausdehnten. Sowohl aus der Beobachtung der psychischen Entwickelung im Kinde wie aus der der Tiere suchte man die Lücken des bisherigen Materials zu vervollständigen, obschon durch das unwillkürliche Hineintragen subjektiver Stimmungen und Gefühle wie andererseits durch die Anwendung falscher Analogien diese Ausbeute manchmal sehr in Frage gestellt wurde. Doch alle diese Formen psychologischer Untersuchung bezogen sich lediglich auf das einzelne Geschöpf, da fasste die wesentlich unter dem Impuls der vergleichenden Sprachforschung stehende Völkerpsychologie den Gedanken, der Lösung des Problems durch die Anwendung auf die grossen geistigen Schöpfungen des geschichtlichen Lebens, also auf Sprache, Religion, Mythologie, Sitte und Kunst, näher zu kommen. Die Gründer dieser Richtung, Lazarus und Steinthal, formulierten ihr Programm so: »Die Psychologie lehrt, dass der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. dass er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, weil er nur im Zusammenhange mit seinesgleichen das leisten und wirken kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist in der That kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmten Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beispiele von Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen nichts als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten; sie schrieen wie das Tier und gingen weniger als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, dass wahrhaft menschliches Leben, geistige Thätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und Ineinanderwirken der Menschen. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugnis der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen; also ist dieser zum gemeinsamen Leben bestimmt und der Einzelne ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Teilnahme an dem Leben der Gattung.« (Zeitschrift f. Völkerpsych. I, 3.) Und weiter: »Es verbleibe also der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch, im Unterschied von allen anderen freien Kulturgesellschaften, die absolut notwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals bloss dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, und andererseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker und die Entwickelung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden.« (a. a. O. S. 5.) Damit ist der Standpunkt der individuellen Psychologie endgültig verlassen, die Völker werden in ihrer Gesamtheit als grosse organische Komplexe betrachtet, an denen die spezifischen Eigentümlichkeiten studiert werden, um so ein abschliessendes Bild über die geistige Natur und Entwickelung der Menschheit überhaupt zu erhalten. Dennoch ist hier offenbar noch der ethnographische Maassstab, wie ihn eben die Linguistik befolgte, ausschlaggebend, nur selten werden die betreffenden Vergleichungen über diesen Rahmen (z. B. der indogermanischen, semitischen, uraltatarischen Stämme u. s. w.) hinausgezogen, und hier setzt nun die Völkerkunde ein, die (namentlich betreffs der Anfangsstufen der menschlichen Gesittung) ohne Rücksicht auf sprachliche und topographische Schranken die Entwickelung der gesamten Menschheit umfasst. Da sich dieser Prozess (ideell genommen) wesentlich als bedingt und getragen darstellt von dem

Digitized by Google

menschlichen Bewusstsein, so könnte man auch sagen, und das würde für unseren vorliegenden Zweck zutreffender sein, die Ethnologie versucht eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins, und zwar selbstverständlich auf streng empirischer, nicht etwa auf spekulativer Grundlage. Mit dieser Reduzierung der sogenannten Weltgeschichte auf die verschiedenartigen Formen und Entwickelungsstufen des menschlichen Bewusstseins würde sie erst eine wahrhaft pragmatische Erklärung des Geschehenen geliefert haben, indem sie auch für das sociale Leben der Menschheit grosse, überall durchgehende Gesetze nachweist, deren Geltung uns eben erst freilich aufdämmert; es wäre damit also (falls Material und Ausführung hinreichen) eine wirklich empirische Psychologie des menschlichen Geistes nach induktiven Prinzipien geschaffen, wie sie frühere Zeiten nicht ahnen konnten.

Es sei uns verstattet, diesen Gedanken einer socialen Psychologie, wie es das charakteristische Merkmal der vergleichenden Völkerkunde bildet, an einigen hervorragenden Forschern auf diesem Gebiete zu veranschaulichen, um so zugleich den immer noch nicht genügend gewürdigten philosophischen Wert unserer Disziplin in ein besseres Licht zu stellen. Beginnen wir mit Bastian.

Schon in seinem Jugendwerk, der grossen Encyklopädie des ethnologischen Wissens: Der Mensch in der Geschichte, hatte der Altmeister der Ethnologie mit klarem Blick die Basis des ganzen, erst in den äussersten Umrissen fertigen Gebäudes in der socialen, oder wie er selbst lieber sagt, in der naturwissenschaftlichen Psychologie erkannt. »Die Psychologie (erklärt er) darf nicht mehr jene beschränkte Disziplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch als politisches Tier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrierender Bruchteil figuriert. Die im sprachlichen Ausdruck gegebenen Ideen, obwohl ein sekundäres Produkt individueller Denkprozesse, müssen als primärer Anfang gesetzt werden, um durch Rückschlüsse diese zu verstehen. Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blütezeit einer Litteratur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferungen zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstadien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben musste, ehe er diese Höhe erstieg, schloss er, geblendet von ihrer Helle, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher nur den Entwickelungsgang einzelner Kasten, statt den der Menschheit, das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der grossen Massen, und doch ist es nur in ihnen, dass des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft. Nur in den Wurzeln, die aus dem Mutterboden ihre Nahrung saugen, nur in den zuführenden Gefässen lebt ewig jung die schaffende Natur, und nur im Durchschnittsmenschen mögen wir noch im Augenblick des Werdens die Gestaltungsfähigkeit des Geistes treffen, die in Dogmen und Systemen schon zum Absterben verknöchert ist. Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, sondern die der Menschheit ausverfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt.« (Vorr. S. 11.) Vermöge einer riesenhaften Produktivität (die ihrerseits sich wieder auf eine ausserordentliche Sprachkenntnis der verschiedenartigsten Idiome stützt) sucht nun bekanntlich Bastian eine Statistik, wie er selbst sagt, alles dessen herzustellen, was je auf dem Erdenrund gedacht ist, natürlich nicht irgend welcher beliebiger Phantasmen, sondern der organischen Erzeugnisse des Volksgeistes in irgend welcher Form; es ist das grosse Gebäude des Völkergedankens, an dem er mit unentwegter Rüstigkeit arbeitet, d. h. der Kanon der mit eiserner Notwendigkeit, unter allen Himmelsstrichen und in den verschiedensten Epochen sich ergebenden elementaren psychologischen Vorstellungen, welche den Ausgangspunkt für jede weitere, in bestimmte historische und topographische Grenzen fallende Differenzierungen bilden. Gelingt diese verhängnisvolle Aufgabe nun der vergleichenden Ethnologie (und das wird wesentlich, wie schon oben angedeutet, von der erforderlichen Fülle des ihr zur Verfügung stehenden Materials abhängen), so hat sie uns damit die ursprüngliche Struktur des menschlichen Geistes so klar und unanfechtbar veranschaulicht, wie das keiner invidualpsychologischen, mit dem entwickelten Bewusstsein und der komplizierten Kultur z. B. des 19. Jahrhunderts arbeitenden Forschung möglich ist. Vielleicht haben wir später noch Gelegenheit, diese Ansicht an einem praktischen Beispiel zu verdeutlichen; zunächst müssen wir den aufgenommenen Faden noch weiter verfolgen, indem wir einem anderen Vertreter der socialpsychologischen Methode das Wort geben, A. H. Post.

Dieser ebenso scharfsinnige wie umsichtige Gelehrte hat bekanntlich in einer Reihe von Werken den Entwurf einer vergleichenden Rechtsgeschichte auf ethnologischer Basis versucht; gerade für die Entwickelung und Ausbildung des Rechts aber, die sich viel gleichmässiger und folgerechter vollzieht, wie z. B. die Entfaltung religöser Ideen, musste die Ueberzeugung von der Wirksamkeit grosser socialer Gesetze, die sich aus der Natur des einzelnen Menschen schlechterdings nicht ableiten lassen, besonders

Digitized by Google

stark sich aufdrängen. Zunächst handelt es sich um die allgemeine philosophische Orientierung, die unser Gewährsmann so entwickelt: »Dasjenige, was wir unser Bewusstsein nennen, ist jedenfalls nur ein verschwindend kleiner Teil des seelischen Gesamtlebens, welches in uns wirksam ist. Wie ein leichtes Lichtgewölk schwimmt es über einem unergründlichen Ozean. Fortwährend steigen aus den Tiefen unserer Seele allerhand Bilder herauf, aber nur wenige gewinnen so scharfe Konturen, dass sie uns bewusst werden. Weitaus der grösste Teil unseres Seelenlebens wird uns überall nicht bewusst; weitaus der grösste Teil des Seelenlebens, welches überall uns bewusst wird, wird uns nur als fertiges Resultat unbewusster seelischer Prozesse bewusst, nicht im Prozesse seiner Entstehung. Ganz unbewusst bleiben uns die seelischen Thätigkeiten, welche dem Kernpunkte unseres Wesens am nächsten liegen, die Thätigkeiten, welche uns einerseits ein Ich und andererseits eine Welt erzeugen. In dem Augenblicke, wo das Kind zum erstenmal sich seiner bewusst wird, sind Ich und Welt bereits vorhanden: ihre Entstehung ist identisch mit dem Akte des Bewusstwerdens. Unbewusste Seelenthätigkeiten haben sie zusammengebaut, bis sie als fertige Bildungen jenen radikalen Gegensatz erzeugen, durch welchen der Mensch sich seiner und seiner Welt bewusst wird. Ganz unbewusst bleiben uns auch die seelischen Thätigkeiten, welche der Welt den Schleier des Sinnlichen und dem Ich den Schleier des Seelischen umhängen. Unsere Welt ist nach allen uns an ihr zugänglichen Seiten durchaus ein Produkt unbewusst in uns wirksamer Seelenthätigkeiten. Licht, Wärme, Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Druck, Gewicht, selbst Raum und Zeit kommen nicht der Welt an sich zu, sondern sie sind Erzeugnisse seelischer Thätigkeiten, welche den psychologischen Thätigkeiten unserer Sinnes- und Centralorgane korrespondieren und ein in uns erzeugtes Weltbild nach aussen verlegen.« (Einleitung in das Studium der ethnol. Jurisprudenz, S. 11.) Dasselbe gilt nun auch von den meisten übrigen Faktoren unseres geistigen Lebens, die sämtlich in die undurchdringliche Nacht des Unbewussten verlaufen (abgesehen natürlich von den Denkprozessen) und deshalb wäre es um unsere Erkenntnis sehr traurig bestellt — falls man nicht den verhängnisvollen Salto mortale der Metaphysik wiederholen will und den ganzen Weltprozess aus der unergründlichen Tiefe des eigenen Ich ableitet —, wenn hiermit jede weitere wissenschaftliche Erforschung unserer selbst und der Welt um uns abgeschnitten wäre, wenn das Bewusstsein überhaupt die Grenze für unsere Weltanschauung bildete. Die Perspektive gestaltet sich aber für eine schärfere Analyse hoffnungsvoller. »Was wir durch Hineinschauen in unsere eigene Seele ergründen können, ist bald erschöpft. Unendlich aber dehnt sich das Erkenntnisgebiet aus, wenn man neben der inneren Selbstbeobachtung die Beobachtung mittels der Sinne zur Erkenntnis der menschlichen Seele heranzieht, mit anderen Worten, wenn man aus den Erscheinungen des unbewussten Seelenlebens in der Welt unserer Sinne Rückschlüsse auf die in uns wirksamen unbewussten Seelenthätigkeiten macht. Dazu bietet sich nun die ganze Sinnenwelt dar; denn unsere Sinnenwelt ist nicht die Welt an sich, sondern lediglich ein menschliches, durch menschliche Seelenthätigkeit erzeugtes Weltbild. Wir können also einen grossen Teil unseres unbewussten Seelenlebens aus ihr ablesen und auf diesem Wege dem Kernpunkte unseres Wesens uns unendlich mehr annähern, als dies bei introspektivem Beobachten der eigenen Seelenthätigkeiten möglich ist.« (a.a.O.S. 14.)

Auf diesem Wege gelangt man anstatt zu der bisherigen Psychologie, welche das Wesen des Menschen aus seinem Ich zu erschliessen suchte, zu einer Psychologie, welche dasselbe aus dem menschlichen Weltbilde zu erschliessen versuchen wird. Es tritt also an die Stelle des menschlichen Ich der Welt und Ich schaffende Menschengeist, wie er uns in unserer Sinnen- und Seelenwelt gegenständlich wird, jener Atman, welcher im Metaphysischen mit dem Allgeiste Brahman identisch wird.« (a. a. O. S. 14.) Für diese Umkehrung des psychologischen Standpunktes bietet aber, wie schon bemerkt, die Entwickelung des Rechts in seinen verschiedenen Gestaltungen den wünschenswerten empirischen Anhalt; es zeigt sich hier immer mehr, dass die vordem allein gebräuchliche und auch jetzt beim Idealismus noch beliebte spekulative Ableitung rechtlicher Begriffe und Anschauungen aus der schöpferischen Macht des individuellen Geistes sich schlechterdings nicht mit der Erfahrung verträgt. Wie uns prähistorische und ethnologische Forschungen, so weit sie auch in das Dunkel der Vorzeit zurückführen mochten, immer und seien es noch so dürftige Organisationen der menschlichen Rasse kennen gelehrt haben, wie der fiktive Ahnherr unseres Geschlechts, sei er in rousseauscher oder in modern darwinistischer Art gedacht, sich immer mehr als eine phantasievolle mythologische Figur herausstellt, so ist auch für die Entwickelung und Fortbildung des Rechtes nicht so sehr das individuelle Gefühl maassgebend (das letzten Endes natürlich nicht entbehrt werden kann), sondern die spezifische Struktur der ethnischen Bildung, in welcher der betreffende Mensch lebt. Und eben deshalb lässt sich auch aus der Entwickelungsgeschichte der Rechtseinrichtungen die Entfaltung der ihnen zu Grunde liegenden rechtlichen Ideen rekonstruieren, selbst wenn wir durchaus keine positiven Nachrichten über die Stämme mehr besitzen sollten, sondern nur das Skelett ihrer socialen Normen. Abgesehen aber davon, dass jene Isolierung des Menschen von seiner Umgebung, die spekulative Vergötterung seines weltschaffenden Ich kritisch unhaltbar ist, kommt für den vorliegenden Fall noch ein erschwerender Umstand hinzu. Während nämlich für unser Denken das Gehirn die

Digitized by Google

körperliche Basis abgibt, fehlt ein solches biologisches Substrat für unser sittliches und rechtliches Bewusstsein, das eben durch und durch social bedingt ist, vollständig. Auch diese Besonderheit ist Post nicht entgangen: »Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, dass nicht das individuelle Rechtsbewusstsein der Schöpfer des Rechtslebens ist, sondern dass vielmehr umgekehrt das individuelle Rechtsbewusstsein ein Produkt des Rechtes als eines socialen Lebensgebietes ist. Nur soweit das Rechtsbewusstsein Bewusstsein ist, stossen wir auf eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewusstsein ist, finden wir nur eine sociologische. Das menschliche Bewusstsein hat in den Centralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgend einem Organ suchen, welches der Sitz des sittlichen Bewusstseins oder des Rechtsbewusstseins sein könnte. Ein isoliert aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen Bewusstsein oder einem Rechtsbewusstsein würde man bei einem isoliert aufgewachsenen Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewusstsein unter unzähligen anderen Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen.

Der schärfste Beweis aber dafür, dass das individuelle Rechtsbewusstsein kein biologisches, sondern ein sociologisches Produkt ist, liegt darin, dass es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, dass es überhaupt Bewusstsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalte durchaus bestimmt wird durch die Natur des socialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt oder doch in welchem es gross geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müsste das Rechtsbewusstsein des auf gleicher intellektueller Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall; es deckt sich nur soweit, als sich die sociale Organisation deckt.« (a. a. O. S. 18.)

Es würde hier selbstverständlich viel zu weit führen, wollten wir diesen Prozess der Rechtsbildung, wie auch er vermöge instinktiver Rückäusserungen des Individuums in das dunkle Gebiet des Unbewussten zurückgreift, ausführlich schildern, aber so viel wird hoffentlich klar sein, dass diese ganzen Vorgänge, die eben einleuchtend nur durch das weitreichende Material der vergleichenden Volkeskunde behandelt werden können, auch für die Philosophie von allergrösstem Interesse sein müssen, weil sie eine sichere psychologische Ableitung grosser Thatsachen unseres psychischen Lebens ermöglichen. Gerade durch die für dies Gebiet in hervorragendem Maasse anwendbare Vergleichung ähnlicher Erscheinungen bei den verschiedensten, stammfremdesten, durch Raum und Zeit unermesslich weit geschiedenen Völkern kann diese socialpsychologische Perspektive immer fruchtbarer werden. Denn, wie immer und immer wieder allen historischen und philosophischen Einwänden gegenüber hervorgehoben werden muss, die rechtlichen Anschauungen zeigen sich nach bestimmten einfachen Grundzügen durchaus nicht an die herkömmlichen Schranken und Kategorien, wie Sprache, Rasse, Religion u. s. w. gebunden, sind vielmehr vollkommen universell und geben somit — allerdings erst für einen kleinen Ausschnitt — das Modell des allgemein Menschlichen ab, das wir meist in unbedachter Voreiligkeit nach dem Charakter unserer Kultur zurecht zu stutzen pflegen. Im übrigen wird uns der Inhalt der Rechtsnormen und die Konsequenzen, welche die ethnologische Behandlung rechtlicher Erscheinungen mittelbar und unmittelbar für eine wissenschaftliche Ethik nach sich zieht, später noch beschäftigen.

An dritter Stelle möchten wir hier, um den psychologischen Wert der Völkerkunde zu veranschaulichen, den grossen Schöpfer der Theorie des Animismus, E. Tylor, namhaft machen. Zu den unvergänglichen Wahrheiten, mit denen uns Darwin beschenkt hat, gehört vor allem die für die verschiedensten naturwissenschaftlichen und linguistischen Fächer in mannigfachster Weise erhärtete Thatsache, dass wir aus bestimmten rudimentären Erscheinungen (je nach Lage der Sache) mit unzweideutiger Sicherheit den früheren Organismus in seiner vollen Integrität wiederherstellen können. Es bedarf für die Leser dieser Zeitschrift nicht der Beispiele, um diese glückliche Beobachtung ad oculos zu demonstrieren; der so charakteristische Ausdruck des Survival mag genügen. Nur, da wir die Beweisführung des englischen Gelehrten zunächst für die religiöse Perspektive verwerten möchten, sei es uns verstattet, mit kurzen Umrissen seine Ansicht von den Anfängen religiöser Entwickelung hier wiederzugeben. Die erste Aufgabe wird die sein, die eigentlichen Triebfedern klar zu erkennen, welche zum Glauben an Geister und überhaupt zur Schöpfung des Seelenbegriffs geführt haben. »Wie die Vorstellung der Seele, welche wir bei unkultivierten Rassen antreffen, und welche die Grundlage ihrer Religion bildet, entstanden ist, erkennen wir leicht, wenn wir uns an ihre Stelle versetzen. Unkundig der allerersten Anfänge des wissenschaftlichen Denkens, suchen sie sich aus ihren sinnlichen Wahrnehmungen eine Vorstellung von dem Wesen des Lebens zu machen. Was ist das Leben, das zu gewissen Zeiten, aber keineswegs immer, in uns ist? Das ist die grosse Frage, welche sich ihnen aufdrängt und die auch wir mit all unserem Wissen nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Ein Mensch, der vor wenigen Minuten bei voller Thätigkeit aller seiner Sinne sich bewegte und redete, fällt in den be-

Digitized by Google

wegungs- und bewusstlosen Zustand eines tiefen Schlafes, um nach einiger Zeit wieder mit erneuten Lebenskräften aus demselben zu erwachen. In anderen Fällen hört das Leben noch vollständiger auf, wenn z. B. einer in Ohnmacht oder Scheintod fällt, wobei der Schlag des Herzens und die Atembewegung unmerkbar wird, der Körper bleich und unempfindlich daliegt und nicht erweckt werden kann. Dieser Zustand kann Minuten und Stunden, selbst Tage anhalten, bevor der Ohnmächtige oder Scheintote wieder erwacht. Barbaren werden diesen Zustand in der Weise erklären, dass sie sagen, die betreffende Person sei eine Zeitlang wirklich tot gewesen, aber die Seele sei wieder in den Körper zurückgekommen. Sie sind nicht im stande, einen wirklich Toten von einem Scheintoten zu unterscheiden. Sie versuchen einen Toten emporzurichten, sprechen zu ihm und suchen ihm selbst Nahrung einzuflössen; erst wenn der Leichnam in Verwesung übergeht und aus der Nähe der Lebenden entfernt werden muss, sind sie überzeugt, dass das Leben für immer entschwunden ist. Wie sollte sich da die Frage nicht aufdrängen: was ist die Seele oder das Leben, welches so im Schlafe, in der Ohnmacht und im Tode kommt und geht? Derjenige, welcher die Erscheinungen nur oberflächlich betrachtet, findet in dem Zeugnis seiner eigenen Sinne eine Antwort auf diese Frage. Wenn der Schlafende aus dem Traume aufwacht, so glaubt er, er sei wirklich an einem anderen Ort gewesen oder es seien andere zu ihm gekommen. Da aber die Erfahrung lehrt, dass der Körper nicht diese Wanderungen während des Schlafes ausführt, so erklärt sich die Sache am einfachsten durch die Annahme, dass jedes Menschen Ich oder Seele sein Trugbild oder Ebenbild ist, welches während des Schlafes den Körper verlassen und im Traume sehen und gesehen werden kann. Selbst wachende Menschen sehen zuweilen am hellen Tage in sogenannten Visionen oder Hallucinationen diese menschlichen Phantome. Die Seele stirbt nicht mit dem Körper, sondern lebt weiter, nachdem sie denselben verlassen hat; denn wenn auch ein Mensch gestorben und begraben ist, so fährt doch sein Scheinbild fort, den Hinterbliebenen in Träumen und Visionen zu erscheinen. Auch aus anderen Erscheinungen gewinnt der Wilde die Ueberzeugung, dass die Menschen solche immateriellen Scheinbilder besitzen. Er sah die Spiegelbilder derselben im ruhigen Wasser oder die Schatten derselben, welche den Menschen begleiten, an einer Stelle verbleichen, um sofort an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein zu kommen, oder zuweilen sah er für einen Augenblick den lebenden Atem derselben als eine schwache Wolke, die zwar für das Auge bald wieder verschwand, von deren Gegenwart man aber sich durch das Gefühl überzeugen konnte. Das ist mit wenigen Worten die Seelentheorie der Wilden und Barbaren, in welcher das Leben, der Geist, der Atem, der Schatten, die Spiegelung, Träume und Visionen in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden, um das eine durch das andere in einer das Denkvermögen des Wilden befriedigenden Weise zu erklären.« (Einleitung in das Studium der Anthropologie S. 412.) Ist nun die Seele der eigentliche Faktor des Lebens, so ergibt sich ganz konsequent, dass alle zeitweiligen und dauernden Störungen des psychophysischen Gleichgewichts auf eine böswillige Schädigung jener centralen Kraft zurückgeführt werden (der Begriff eines natürlichen Todes im Wege physikalischer und chemischer Prozesse ist selbstverständlich dem Wilden nicht zugänglich); das gilt namentlich von Krankheits- und Todesfällen. Alle Leiden des Organismus, besonders wenn sie mit einer auch nur zeitweiligen Verdunkelung des Bewusstseins verknüpft sind, pflegen die Wilden deshalb von einer Abwesenheit der Seele abzuleiten, wo es dann die Aufgabe des klugen Priesters ist, sie durch allerlei Zauberkünste wieder zu ihrem alten Wohnsitze zurück zu locken. Dass übrigens unserer Ausdrucks- und Denkweise noch ein Ueberlebsel jener uralten Anschauung innewohnt, geht ganz deutlich aus der Redensart hervor: ausser sich sein oder in Ekstase geraten. Umgekehrt ist es möglich, dass eine andere, mächtigere Seele in den Körper einfährt und ihn mit Beschlag belegt; die ganze Pathologie der Epileptischen und Geisteskranken (beiläufig bemerkt sprechen wir sehr bezeichnend von Besessenen) beruht auf diesem animistischen Gedanken einer Occupation durch einen feindseligen Dämon. Endlich, da eine absolute Auflösung und Vernichtung dem Wilden unfassbar ist, so muss sich das Leben in einer dem irdischen Dasein mehr oder minder ähnlichen Form fortsetzen; daher der mit peinlichster Rigorosität beobachtete Kultus der Verstorbenen, daher die besonders bei kriegerischen Stämmen hervortretende Abneigung gegen den Tod auf dem Siechbette, daher auch die durch keine sittlichen Bedenken gehemmte Konsequenz, dem allmählichen Zerfall des Organismus mit mörderischer Hand zuvorzukommen, und daher endlich der furchtbare Brauch, beim Tode eines angesehenen Häuptlings Scharen von Sklaven und Untergebenen am Grabe zu opfern. »Aus solchen Gebräuchen (fügt Tylor hinzu) erkennen wir die wirkliche Bedeutung der Ahnenverehrung, die für einen Chinesen oder Hindu die wichtigste Obliegenheit des Lebens ist; sie machen es uns verständlich, wie bei den Römern gerade die Verehrung der verstorbenen Vorfahren oder Laren das Band bildete, welches die Familie zusammenhielt. Der modernen Zeit ist das Verständnis für diese Ahnenverehrung ziemlich abhanden gekommen, und man stellt sich die Apotheose eines römischen Kaisers oft nur als einen Akt wahnsinnigen Hochmuts vor, obwohl demselben eine für jeden Barbaren durchaus verständliche Vorstellung zu Grunde liegt, nämlich die, dass ein grosser Herrscher nach seinem Tode sich in eine ebenso grosse Gottheit verwandelt.« (a. a. O. S. 424.)

Digitized by Google

Damit sei es genug; die Hineinziehung der Tierwelt in diesen animistischen Zusammenhang, der ganze weitverzweigte Fetischismus (den man noch immer fälschlich nur den Afrikanern zuschreibt, während bei Lichte besehen jeder Tiroler Gebirgsbauer etwa auf derselben Entwickelungsstufe steht), die Steigerung seelischer Thätigkeit zu göttlicher, zunächst im Kreise des Hauses, dann des Stammes und endlich eines ganzen Volkes, die Ideen der Wiedergeburt und Präexistenz, die Inkarnation der transcendentalen Substanz in bestimmten Persönlichkeiten (eine dem Christentum und Buddhismus gleichmässig zukommende Anschauung) und nun gar die ganze Reihe der bunten mythologischen Gestalten, welche sämtlich aus diesem einen Centralpunkt des religiösen Bewusstseins entsprungen sind, müssen wir hier [1]) unerörtert lassen, um uns nun vielmehr unserer engeren Aufgabe zuzuwenden, inwiefern dies ganze, über alle Völker des Erdballs verstreute Material psychologisch besonders interessant ist. Zunächst gilt es einem Einwande vorzubeugen; es ist natürlich nicht die Absicht, jenen ganzen Wust von Wahrheit und Irrtum und völlig unhaltbarem Unsinn irgendwie en bloc in den Kauf zu nehmen oder auch nur eingehend logisch auf seine Haltbarkeit zu prüfen, obschon die sogenannten Gebildeten des erleuchteten 19. Jahrhunderts noch von manchen recht primitiven animistischen Vorstellungen befangen sind. Aber darum handelt es sich nicht, sondern nur um die Möglichkeit, ob wir aus dem Studium der religiösen Regungen, selbst bei ganz inferioren Völkern, den Entwickelungsgang psychologischer Probleme überhaupt begreifen oder wenigstens uns verständlich machen können. Und diese Frage möchten wir in ihrem vollen Umfange bejahen. Denn zunächst wird uns so die Entstehung psychologischer Vorstellungen überhaupt klar, die man sonst, wie der transcendentale Idealismus, einfach vom Himmel herunterholen oder in das Bewusstsein des Menschen als angeborene Ideen hineinpflanzen muss, um sie dann in bequemer Analytik aus diesem Fundort herauszuholen und zergliedern zu können. Woher denn der Begriff einer Seele? Das Problem bleibt einer spekulativen Philosophie völlig unlösbar und ist nur durch die vergleichende Völkerkunde mit Unterstützung der Sprachforschung zu enträtseln. Der Ursprung dieser geheimnisvollen Kraft, die Beziehung der Seele zur Aussenwelt und zum Körper, ihre Substantialität, ihr allmähliches Uebergewicht über den physischen Organismus, die Fixierung des Selbstbewusstseins, des Ich aus der Menge der übrigen, unbewussten psychischen Regungen u. s. w., alles das sind Streitfragen von ausnehmend psychologischer und philosophischer Bedeutsamkeit, die sich an der Hand der Akten der Ethnologie erörtern und zum Teil schon bis zu einem gewissen Grade schlichten lassen. Die Entwickelungsgeschichte unseres eigenen Innern, unseres Bewusstseins, das wir sonst nur mit staunender Bewunderung als ein göttliches Geschenk verehren können, dämmert uns auf aus den Grundzügen der Entfaltung des menschlichen Geistes, wie er sich auf den verschiedenen Stufen menschlicher Organisation bethätigt hat. Und damit kommen wir auf den zweiten, ausschlaggebenden Punkt. Zwar spiegelt sich in dem Individuum die Gattung, in der Geschichte des Einzelnen die der Rasse, wie das die moderne Naturwissenschaft auf den verschiedenen Feldern ihrer weitverzweigten Forschung nachgewiesen hat. Aber es liegt auf der Hand, dass dieser Reflex, diese Wiederholung immer nur eine sehr summarische, gedrängte, also in gewissem Sinne lückenhafte sein kann; dahingegen enthält die Stammesgeschichte die ganze Entwickelung des sie umschliessenden Individuums ohne jeden Rest, und daher ist die umfassende Geschichte der Menschheit auch zugleich das getreue Bild jeder individuellen Entfaltung. Und eben deshalb muss auch die Betrachtung jener, wie immer noch häufig geschieht, nicht nach dem Maassstab der persönlichen oder in etwas weiterem Spielraum genommen, der nationalen Beurteilung vorgenommen werden, sondern gerade umgekehrt; denn nur dann werden wir sowohl dem Ganzen gerecht, als auch den dasselbe konstituierenden Teilen. Dadurch beseitigen wir auch das ebenso unangebrachte Kriterium der individuellen Psychologie zu Gunsten der einzig statthaften socialpsychologischen Perspektive, die an die Stelle des supranaturalen allmächtigen Ich, welches sich die Welt aus sich selbst erschafft, den erfahrungsgemäss gegebenen Zusammenhang des socialen Lebens setzt. Dass trotzdem das Individuum der unentbehrliche Durchgangspunkt aller intellektuellen Prozesse ist, werden wir später erörtern, wenn es sich darum handelt, die erkenntnistheoretische Bedeutung der Ethnologie in das rechte Licht zu stellen.

Wir sind am Ende. Trotz mancher Zweifel und Bedenken hoffen wir doch soviel erwiesen zu haben, dass der psychologische Wert unserer Wissenschaft — wenigstens im propädeutischen Sinne — keiner weiteren Anfechtung mehr begegnet. Eine andere Sache ist es natürlich, wieviel zur Zeit schon von diesem Programm verwirklicht ist, und da bedarf es geringen Nachdenkens, um zu erkennen, dass wir noch sehr in den Anfängen stehen und das meiste von der Zukunft zu erwarten haben. Aber einerseits bedenke man die verhältnismässig grosse Jugend der Völkerkunde, die Feindschaft, mit der sie noch immer zu kämpfen hat, und andererseits das stete Ab- und Zufliessen des zuständigen Materials, das noch vielfach keine exakten Schlüsse zulässt. Wie aber allmählich auch bei den Philosophen sich das Gefühl geltend macht, für die Psychologie eine breitere Basis als die herkömmliche

[1]) Es mag deshalb der Hinweis auf meinen Aufsatz gestattet sein, der die sämtlichen Probleme in systematischem Zusammenhange behandelt: Die Theorie der Seele auf ethnologischer Basis in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 9, 302 ff.

Digitized by Google

individualpsychologische zu gewinnen, das mögen die Worte Wundts zeigen, mit denen wir diese Ausführung schliessen: »Die Sprache, die religiösen und sittlichen Vorstellungen sind Erzeugnisse des Menschengeistes. Aber das individuelle Bewusstsein und seine Entwickelung gibt uns nur dürftige Anhaltspunkte für deren Verständnis; vielmehr bedarf ein solches zunächst der historischen Interpretation ihrer Entstehung, und erst diese vermag dann unsere Anschauungen über die psychologische Entwickelung der Vorstellungen und Gefühle überhaupt zu vertiefen. Sind doch Sprache, Mythus und Sitte gleichsam objektiv gewordene Erzeugnisse des menschlichen Bewusstseins, welche nicht nur der Zergliederung sicherer standhalten, als die schwankende innere Wahrnehmung, sondern welche überdies zum Teil Vorgänge des geistigen Lebens der Beobachtung enthüllen, die dem Umkreise des heutigen Denkens völlig entrückt sind, obgleich sie doch die Keime zu dem jetzt erreichten Zustande in sich schliessen. Auf allen diesen Gebieten muss die Geschichte Hand in Hand gehen mit der vergleichenden Ethnologie, wenn es gelingen soll, die Resultate der letzteren ebenfalls im historischen und psychologischen Sinne zu verwerten und die Fehler zu vermeiden, zu welchen hier eine einseitige Anwendung der komparativen Methode so leicht verführt.« (Logik II, 498.)

Zur Kenntnis der heutigen Basken.

Von Dr. Otto Stoll.

(Fortsetzung.)

Um einige solche Pastorales zu erwähnen, seien bloss »Roland«, »Karl der Grosse«, »Die vier Haimonskinder«, »Der Grosstürke Mustapha«, »Napoleon I.«, »König Heinrich von England«, »Abraham«, »St. Helena«, »St. Jakob«, »Jeanne d'Arc«, »Alexander der Grosse« und »Nebukadnezar« genannt. Die Texte von diesen Schauspielen existieren bloss handschriftlich in Verwahrung einiger alter Männer, die es aus Liebe zur Sache übernehmen, die Jugend für diese Aufführungen, die jeweilen eine lange Vorbereitungszeit erfordern, einzuüben. Der Text ist in baskischer Sprache in einer Art vierzeiliger Verse abgefasst. Als kleine Probe dieser Art baskischer Litteratur seien hier ein paar Verse aus dem Prolog zu »Roland« mitgeteilt und zwar 1. in dem Originaltext der Handschrift, die ich im Dorfe Viodos (Soule) kaufte, 2. in der Transskription ins Standard Alphabet gemäss der Aussprache, und 3. in getreuer Kopie der französischen Uebersetzung, die mir der Regisseur von Viodos, Herr Oyhamburu, eigenhändig aufschrieb.

Originaltext.	Transskription.
Rolanen lehen peredikia.	Rolanen lehen peredikia.
Jin couac egun houndeiciela	šinkuak egün hundeisiela
jaunac eta anderiac	šaunak éta aunderiak
hounqui jin çirielo	hunki šin sirielo
chipiac eta handiaq.	šipiak eta haundiak.
Hartcen ducie phena	hartsen düsie pena
goure ikhoustena jitez	gure ikhustera išites
niq ere hartcen dut phena	nik ere hartsen düt pena
cier bi hitcez mintçatcez.	sier bi hitses mintsases.
Houna huillandira	huna huilyan dira
ene lagunac ere	ene lagünak ere
çouin françiako docepariaq	suin frantsiako dosepariak
deitcen beitirade.	deitsen beitirade.

Uebersetzung.

Le premier prologue de Roland.

Bon jour je vous souhaite
messieurs et dames,
que vous êtes tous bien venus,
petits et grands.

Vous prenez la peine
de venir nous voir;
moi aussi je prends la peine
de vous entretenir des deux mots.

Ils sont proche aussi,
mes camarades
que nous appelons
les douze pairs de France. u. s. w.

Nach dem Prolog, der bei »Roland« 53 Verse hat, beginnt das Stück selbst folgendermaassen:

Originaltext.	Transskription.
Satan minça çamaris.	Satan mintsa samaris.
Ala palaçio ederra	Ala palasio ederra
eta leku agradablia	eta lekhu agradablia
çerbait besta handiriq	serbait besta haundirik
heben othe deya.	heben othe deya.
Behar dugu egun	behar dügü egün
hebe rejouitu	hebe rešuittü
eta plaça hortan	eta plassa hortan
algarequi dancatu.	algarreki dauntzatü.
eran içadaq aztarot	erran isadak Astarot
noula deitcen den	nura deitsen den
palaçio haur	palassio haur
edo eta nouren ac dian	ed eta nurena den
edifiçio haur.	edifissio haur.

Uebersetzung.

Satan parle à cheval.

Ah! quel beau palais
et l'endroit agréable!
quelques grandes fêtes
seraient par hazard ici.

Nous devons aujourd'hui
ici réjouir
et dans cette place
danser ensemble.

Dis-moi, Astaroth,
comment s'appelle
ce palais ou à qui
appartient cet édifice?

Die Handschriften, welche zum Einstudieren der Pastorales benutzt werden, sind zum überwiegenden Teil in höchst bedenklichem Zustand, auf miserabelstem Papier mit verbleichter Tinte geschrieben, vielfach und undeutlich korrigiert, zerfetzt. Aus einem Stoss solcher Manuskripte, die ich in Viodos sah, kaufte ich die besten auf, um sie vor gänzlichem Untergang zu bewahren. Davon sind die »Vier Haimonskinder« und »Roland« in ein altes Steuer-Registerbuch vom Jahr 1793 geschrieben, »Mustapha« in ein Heft, das fast zur Hälfte aus grobem, gelbem Packpapier besteht. »Napoleon I.« habe ich

Digitized by Google

in Viodos neu kopieren lassen. Ich besitze kein Urteil über den philologischen Wert dieser Schriften, aber es scheint mir eine dankenswerte Aufgabe der französischen Ethnologen und Sprachforscher zu sein, die Texte der Pastorales in guten Handschriften und an Ort und Stelle angefertigten Uebersetzungen zu sammeln, bevor es auch hierzu, wie zu so vielem anderen auf ethnologischem Gebiet zu spät ist.

Die Pastorales werden jeweilen an Festtagen, wie am Ostermontag, Pfingstmontag und dann wieder im Herbst aufgeführt. Die Schauspieler sind dabei kostümiert, aber keineswegs mit historischer Treue, sondern nach Maassgabe der disponibeln Garderobe, wobei natürlich die haarsträubendsten Anachronismen, wie übrigens auch im Texte der Pastorales selbst, gelegentlich mit unterlaufen. Unter den dabei gebrauchten Waffen sah ich einige sehr schöne alte Degen, welche die Bauern der Soule wahrscheinlich zur Revolutionszeit den adeligen Schlossherren ihrer Gegend abgenommen haben. Teufel, Engel und Ungläubige in Gestalt von »Türken« bilden ständige Figuren der baskischen Pastorale.

Mit der Aufführung ist dann noch ein eigentümlicher Rundtanz verbunden, der als »Saut basque« (*mušikua* oder *dansa naušia*) bezeichnet wird. Das Recht, den ersten Baskensprung auf der Bühne zu tanzen, ist der Gegenstand eines lebhaften Wettbewerbs unter den baskischen Dörfern eines Bezirkes. Jede Gemeinde schickt ihre Abgesandten und diese suchen, wenn irgend möglich, diesen ersten Baskensprung zu ersteigern, so dass mitunter 250 Frank für den ersten, 100 Frank für den zweiten Tanz bezahlt worden sind. Das Geld muss bar bezahlt werden, bevor der Tanz beginnen kann, und es dient mit zur Bestreitung der nicht unerheblichen Kosten der Aufführung. Die Gemeinde, bei welcher eine Pastorale abgehalten wird, liefert den Wein, der auf offenem Platze den Zuschauern gespendet wird. Während der Aufführung werden unter dem Publikum freiwillige Geldbeiträge an die Kosten erhoben.

Für ausführlichere Mitteilungen über die baskischen Pastorales sei hier auf das kleine Werk des französischen Sprachforschers Julien Vinson: Le Folklore du pays Basque, Paris 1883, verwiesen.

Von anderen im Baskenlande üblichen Spielen ist noch das Werfen einer eisernen Stange zu erwähnen, das auf verschiedene Art bewerkstelligt wird. Bei einer in Vizcaya üblichen Art, die »de pecho« heisst, hält der Spieler die Stange senkrecht vor sich und wirft sie nun möglichst weit so von sich weg, dass sie im Fliegen überschlägt, und mit dem oberen Ende den Boden früher berührt, als mit dem unteren. Wer auf diese Weise am weitesten werfen kann, hat gewonnen; es verliert auch derjenige Werfer, dessen Stange mit dem unteren Ende zuerst den Boden berührt. Eine andere Spielweise ist »de entre piernas«. Es kommt dabei eine schwerere Eisenstange zur Verwendung, und zwar wird dieselbe horizontal zwischen den Beinen hindurch geworfen, und soll mit der Spitze in der Erde stecken bleiben. Ist dies nicht der Fall, so ist es »falta«, und das Spiel eo ipso verloren. Diese Partie wird gewöhnlich in der Weise gespielt, dass jeder der Spieler angibt, wie viele Meter weit er die Barre zu werfen gedenkt. Wer unter der angegebenen Distanz zurückbleibt, hat verloren.

Die Eisenstange heisst *barria,* die Spieler *barridyarrak. Barria* ist ein Lehnwort aus dem Spanischen (barra), was hinlänglich für den wenig originalen Charakter des Spieles spricht.

Ebensowenig ist von irgend welcher Originalität der baskischen Tänze, abgesehen etwa von dem schon erwähnten »Baskensprung«, zu berichten. Man tanzt gewöhnlich im Freien nach der Musik eines primitiven Orchesters, bestehend aus einer Art Klarinette und einer Trommel oder Tambourins und die üblichen Tänze sind, wie die »*jota*« und der »*fandango*«, spanischen, teils, wie die Polka, ausländischen Ursprungs. Auf den Aldeas des spanischen Baskenlandes wird fast nur die Jota getanzt.

Bei dem hohen ethnologischen Interesse, welches die Basken beanspruchen müssen, war es natürlich, dass man frühzeitig der Volksdichtung derselben ein besonderes Augenmerk schenkte. Aber schon W. v. Humboldt erzählt (Mithridates IV, S. 351), wie sehr er sich in der Hoffnung, hiervon etwas Bedeutendes zu finden, getäuscht habe. Er reproduziert einzig nach einer Manuskript-Sammlung aus dem 16. Jahrhundert ein angeblich aus dem frühesten Mittelalter stammendes Lied, das Lelo-Lied, das jedoch nicht als »altes Volkslied« angesprochen werden kann, trotzdem es den Kantabrischen Krieg behandelt. Spätere Sammler waren nicht viel glücklicher: Sagen und Lieder, welche über das Altertum des baskischen Volkes Aufschluss geben könnten, sind nicht gefunden worden, und was bis jetzt vom baskischen Folklore vorhanden ist, stellt eine Sammlung von wenig originalen, stellenweise insipiden Erzählungen, Liebes- und Spottliedern, Spielformeln, Rätseln und Sprichwörtern dar. Julien Vinson hat sie in seinem Buche über das baskische Folklore so vollständig gesammelt, dass ich fast nichts auftreiben konnte, was nicht schon bei Vinson zu finden wäre. Dahin gehört auch z. B. das Liedchen von der »weissen Taube«, das ich in Nieder-Navarra notierte und dessen erste Strophe lautet:

Urtzo šuria, erasu
nora yoiten sira su?
espanyako borthuak oro
elhurres bethiatsu:
gauruko sure oštatu
gure etšian isango duru!

Weisse Taube, sage mir
Wohin gehst du?
Die Pässe nach Spanien
Sind alle voll Schnee.
Wenn du für heute nacht
Ein Obdach brauchst, bei uns sollst du es haben.

Digitized by Google

Ferner ein Spinnlied:

Iruten ari nusu, kuluya gerrian
ardura dutalarik nigarra begian u. s. w.
Ich spinne mit meiner Kunkel an der Seite
Und häufig habe ich Thränen in den Augen u. s. w.

Wie gewöhnlich, erfährt man von solchen Liedern nur den ersten Vers und das Zusammenbringen eines vollständigen Textes ist jedenfalls nur unter besonders günstigen Umständen möglich. Im spanischen Baskenland spielt die Improvisation eine grosse Rolle, bei der man übrigens nicht an völlig freie Erfindung, sondern hauptsächlich an ein lose verbundenes Potpourri aller möglichen Bruchstücke zu denken hat. Einen wahren Bandwurm einer solchen Improvisation hörte ich von einem vizcayischen Mädchen, wobei Spanisches und Baskisches zu einem langweiligen Singsang verknüpft wurde, der selbstverständlich in das berühmte Freiheitslied von der Eiche von Guernica ausklang. »Estaba improvisando,« sagte das Mädchen am Schlusse seiner Leistung. Der erste Vers des Guernica-Liedes, als dessen Verfasser mir der Baske Iparraguirre genannt wurde, wird in Vizcaya folgendermaassen gesungen:

Gernikako arbola
bai bedinkatua,
Eskaldunen artian
guštis maitatua.
emun da sada sasu
munduan frutua.
nik adoraten saitut,
arbola santua.

Dazu wurde mir folgende spanische Uebersetzung gegeben:

El árbol de Guernica
Bendito sea este,
Entre los Bascongados
El mas amado.
En el mundo has dado
Todo el fruto que puedes,
Yo te adoro á tí
Árbol santo.

Verhältnismässig reich ist die Volkssprache an Neckereien, wie folgende in Frankreich gebrauchte:

Nungua sira, titiriti tatarata?

Woher sind Sie, von Titiriti oder von Tatarata?

Nungua giragu, kikilí edo kharrikaburu?

Woher bist du, von Kikilí oder von Kharrikaburu?

Auch die Bewohner der einzelnen Dorfschaften belegen sich gegenseitig mit Spottnamen.

Als Gruss dient bei sich Begegnenden auf der Strasse »*agur*«, wobei das Barett gelüpft wird. Steht man dabei still, so gibt man sich die Hand und fragt etwa *nola sida,* »wie geht es?« Als Abschied wird in (Nieder-Navarra) *adio neščatša*, »adieu, Mademoiselle«, und *adio gisona,* »lebe wohl, Mann« (entsprechend dem spanischen »hombre«), gebraucht.

Um auf dem Heimweg von ländlichen Festen der gehobenen Stimmung Ausdruck zu geben, stossen die Basken lautgellende, langgezogene Rufe aus, welche mit Pferdegewieher die meiste Aehnlichkeit haben und daher wirklich als »Gewieher« (V. *sansoak*, G. *irrintsiak*) bezeichnet werden.

Ist der junge Baske soweit herangewachsen, dass er an die Gründung eines eigenen Hausstandes denken kann, und hat er unter den Mädchen seiner Bekanntschaft seine Wahl getroffen, so geht er (im französischen Baskengebiet) festlich gekleidet zu den Eltern des Mädchens, um seine Werbung anzubringen. Wenn diese angenommen, so gibt der Verlobte seiner Braut den Verlobungsring; sie dagegen reicht ihm bloss die Hand und sagt: »Ich bin für dich.« Von dieser Zeit an darf der Verlobte seine Braut im Hause ihrer Eltern, aber stets nur in deren Gegenwart besuchen. Bei der Hochzeit liefert der Bräutigam seiner künftigen Frau das Brautkleid und den nach Art der spanischen Mantilla gewobenen schwarzen Brautschleier, sie dagegen schenkt ihm für diesen Anlass das festliche Hemd (in der Soule). Die französische Baskin hat von der Gleichstellung oder selbst Vorzugsstellung, welche die neuzeitliche Frau anderwärts anstrebt, noch nichts gehört. Sie huldigt in ihrem einfachen Sinn dem Gebote des Alten Testamentes: »Er soll dein Herr sein.« Um diese Auffassung ihrer Pflichten beim Trauungsakte symbolisch anzudeuten, breitet sie wohl zuweilen (Soule) am Altar ihr Kleid neben sich aus, damit ihr Mann darauf knieen und in dieser Weise Besitz von seiner Herrschaft über sie nehmen kann. Ein Hochzeitsmahl beschliesst die Trauungsfeierlichkeit. Die Decke der Hausthür des künftigen Ehepaares wird mit einem Strauss frischer Blumen geschmückt, und Blumen werden auch als Glückwunsch auf den Hausflur und am Eingang der Kirche gestreut. Jeder der Teilnehmer am hochzeitlichen Mahle steuert etwas für den künftigen Haushalt bei, der eine liefert Wein, ein anderer Hausgerät, ein dritter Speisevorräte, Weisszeug oder dergleichen.

Im spanischen Baskenlande (Vizcaya) findet ein einfacher gegenseitiger Ringwechsel statt. Hier wird die Ehe von den Eltern eingeleitet, die Mutter oder der Vater des Prätendenten werben bei den Eltern der Braut, welche, nachdem sie den Willen ihrer Tochter erfahren haben, die Werbung annehmen oder abschlagen. Wird sie angenommen, so schreitet man allsogleich zur Aufsetzung des Ehekontraktes und der Bestimmung der Mitgift. Nach den gesetzlichen drei Aufgeboten folgt die Hochzeit, welche aber nicht an einem Dienstag oder Freitag stattfinden darf, da an diesen Tagen die Hexen Macht haben. Zum Trauungsakte bringen die Trauzeugen oder der Bräutigam einen Teller mit einer kleinen Geldsumme, etwa 30—40 Franken, welche der Bräutigam ergreift und seiner Braut übergibt. Die heutige Auffassung dieser Sitte ist die, dass der Mann, dessen Arbeit im Erwerb besteht, das Erworbene seiner Frau übergeben soll, deren Aufgabe es ist, das vom Manne erworbene Gut zusammenzuhalten. Ob dies aber der wirkliche Ursprung dieser Sitte sei oder ob in derselben noch ein nicht mehr verstandener Rest der

Digitized by Google

von Strabo (III, c. 168) überlieferten und getadelten Sitte der alten Kantabrer nachklinge, wonach die Männer den Weibern ein Hochzeitsgeschenk gaben, ist fraglich. Sicher ist, dass die Stellung der heutigen vizcayischen Baskin keineswegs eine untergeordnete ist, sondern dass sie ebensoviel zu befehlen hat, wie der Mann, wenn nicht gar mehr.

Die baskische Frau ist es auch, welche, wie in anderen Ländern, infolge geringerer geistiger Schulung, geringerer Lebenserfahrung und Weltkenntnis, und vermöge der grösseren Neigung, den Glauben an Stelle des Wissens zu setzen, den konservativeren Teil des Volkes ausmacht und am zähesten am Glauben und Aberglauben der Vorzeit festhält. Dies macht sie zu einem gefügigen Werkzeug in den Händen der Geistlichkeit, die es deshalb auch unterlässt, ihren Einfluss im Interesse der Volksaufklärung anzuwenden. Speziell gilt dies für den spanischen Teil des Baskenlandes, wo die Geistlichkeit noch eine geradezu erstaunliche Macht über die Gemüter nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer besitzt. Ich kaufte in Bilbao eine klerikale Zeitung, in deren Leitartikel in Gestalt eines Zwiegesprächs zwischen einem Laien und seinem geistlichen Ratgeber offen und mit nackten Worten die Wiedereinführung der Inquisition empfohlen wurde und wo die Zugehörigkeit zur politischen Partei der Liberalen — denn der spanisch-baskische Klerus macht leidenschaftlich in Politik — als Sünde gebrandmarkt war. Die Geistlichen ziehen auch von der baskischen Sprache den grössten Vorteil und kultivieren sie daher sehr eifrig, da dieses für Nicht-Basken unverständliche Idiom es ihnen am besten ermöglicht, ihre Pfarrkinder bequem zu beeinflussen und zu lenken. In Guipúzcoa und Vizcaya hat sich auch im Volke das Gerücht erhalten, dass eine eigene Schule zur Pflege des Baskischen errichtet werden soll.

Unter solchen Umständen kann es nicht befremden, wenn wir im Baskenlande noch einen reichen Segen abergläubischer Ansichten und Gebräuche treffen. Diese sind zahlreicher im französischen, als im spanischen Baskengebiet, und in letzterem ist wieder die Küstenbevölkerung im allgemeinen abergläubischer, als die Bevölkerung des Binnenlandes.

So ist auf dem Lande, namentlich bei den Frauen, der Glaube an Hexen noch weit verbreitet, als welche einige unglückliche alte Weiber betrachtet werden. Diese Hexen schädigen vornehmlich Kinder, schwangere Frauen und das Vieh an Gesundheit und Leben, indem sie nach Sonnenuntergang die Macht besitzen, durch den bösen Blick und durch Verwünschungen Krankheiten hervorzurufen. »*Debriak eruan esala*« (hol dich der Teufel) und »*aiharva hendi*« (dass du verdorrest) sind zwei in der Soule beliebte Formeln dieser Hexen. Sie können auch die Gestalt von Katzen, Hunden und Wölfen annehmen, wenn es ihnen passt, und wie im Mittelalter besuchen sie den Hexensabbath, hauptsächlich Samstag nachts. Als besonders berüchtigter Versammlungsort gilt die Umgegend von Behobia, eine Ortschaft im Labourd, wo in solchen Nächten ein gewaltiger Lärm gehört wird. Das Gift, womit die Hexen schaden, bereiten sie hauptsächlich aus dem *sühain-dora*-Strauche, der nichts anderes ist, als Androsaemum officinale, eine in den Westpyrenäen häufige Hypericacee.

Glücklicherweise besitzen die Basken gegen die Hexen einige Hilfsmittel. Zunächst zeigen die Haushähne die Anwesenheit einer Hexe an, indem sie zu ungewohnter Stunde während der Nacht krähen. Wenn man dann den Namen Jesu ausspricht oder Salz ins Feuer wirft, so zieht die Hexe wieder ab. Wenn man spürt, dass man von einer Hexe verzaubert worden ist, und man diese kennt, so ist es das beste, sie gleich ordentlich zu packen und so lange zu würgen, bis sie die Uebelthat eingesteht und selber die Mittel angibt, den angethanen Zauber wieder zu heben. Hat man gegen eine Frau gegründeten Verdacht, dass sie eine Hexe sei, so braucht man nur hinter ihrem Rücken die Faust mit zwischen Zeige- und Mittelfinger gestecktem Daumen gegen sie auszustrecken und zu sprechen: »aparta šatam pueš« (»Hebe dich hinweg, Satan,« wohl aus dem Spanischen: apártate pues, Satan), so ist der Zauber gebrochen. An der baskischen Meeresküste ist es Sitte, bei Anwesenheit einer Hexe zwei Steine ins Meer zu werfen und zu sprechen: »Du sollst im Meere umkommen.« Wenn eine Hexe heuchlerischerweise in die Kirche geht, so braucht der Geistliche nur die heilige Schrift offen darin liegen zu lassen, dann ist die Hexe gebannt; sie kann die Kirche nicht mehr verlassen und verrät sich auf diese Weise. Es ist immer beabsichtigter Hexerei verdächtig, wenn uns nachts eine Frau fragt, wieviel Uhr es sei, und man muss sich daher wohl hüten, ihr direkt zu antworten, sondern einfach sagen, sie soll selber nachsehen. Von übler Vorbedeutung für die ganze Woche ist es ferner, wenn jemand am Montag eine Frau unter seinem Fenster erblickt.

Man sieht aus diesen wenigen Beispielen, dass die letzten Wogen des verheerenden Sturmes der Hexenverfolgungen, welcher im Mittelalter während mehrerer Jahrhunderte über die menschliche Intelligenz dahinzog und speziell auch das Labourd heimsuchte, in den baskischen Bergen auch heute noch nachrauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Chiloé.

Von Hugo Kunz in Santiago.

(Schluss.)

Ausser dem Handel in Nadelhölzern wird ein schwungvolles Geschäft mit anderen Hölzern des Urwaldes betrieben. Unter diesen tritt der Roble-Baum in den Vordergrund. Man versteht unter diesem Namen im mittleren Chile die Fagus obliqua, in Chiloé aber die Fagus Dombeyi, auch coigue genannt. Das Holz

Digitized by Google

dieses Baumes ist ebenfalls dauerhaft und hart, aber schwer zu bearbeiten und von bedeutendem spezifischen Gewicht, so dass es nicht geflösst werden kann. Dieser Baum wird hauptsächlich zu Eisenbahnschwellen verarbeitet und nach den nördlicheren Provinzen ausgeführt. Die grossen Bäume von laurel oder huahuan (laurelia serrata), welche vielfach an Küstenabhängen vorkommen, werden an Ort und Stelle sowohl zu bombos (kleinen Booten aus Einbäumen) verarbeitet, als auch zu Brettern geschnitten. Diese Bretter, welche sich in der Sonne stark werfen und in der Feuchtigkeit leicht faulen, werden ihrer Billigkeit wegen sowohl in der Provinz selbst viel verwendet, als auch ausgeführt. Während früher die Häuser in Chiloé zum Teil aus Alerceholz hergestellt wurden, werden sie jetzt fast nur aus Laurel gebaut und Alercebretter als Dachschindeln verwendet. Nur die als Fundament dienenden, in den Erdboden gegrabenen Pfosten, sowie die darüber befindlichen Schwellen werden noch aus coigue, alerce oder anderen dauerhaften Hölzern hergestellt.

Lumaholz (Myrtus luma) ist hart und widerstandsfähig, aber selten in grösseren, gut gewachsenen Exemplaren vorhanden. Lumaknüppel gehen nach den nördlichen Bergwerksprovinzen, um Schachte und Stollen auszukleiden. Ciruelillu (Embothrium coccineum) gibt ein schönes, rötliches Holz, welches sich sehr gut zu Küchengerät, selbst zu ziemlich grossen Waschwannen, wie sie unter dem Namen artesas fast in keinem chilotischen Haushalte fehlen, verarbeiten lässt. Pelu (Edwardsia macuabiana) ist ein sehr hartes Holz, ausgezeichnet zu Stellmacherwaren. Manche dieser Hölzer, besonders das oben erwähnte alerce, sind schon zu Nutzzwecken nach Europa ausgeführt worden.

Die Verwendung solcher Hölzer in grösserem Maassstabe ist wohl hauptsächlich daran gescheitert, dass ein lebhafter Bedarf des holzarmen nördlichen Chile und die Routine der damit beschäftigten Handelshäuser, sowie die Unbeholfenheit der Kleinhändler eine konstante Ausfuhr nach Europa verhindert haben. Die grosse Mannigfaltigkeit der oben nur zum Teil angeführten Hölzer lässt es wahrscheinlich erscheinen, dass Experten aus Europa mancherlei Benutzungen für hiesige Waldprodukte entdecken und zur überseeischen Ausfuhr verwenden würden.

Für die Chiloten sind von grosser Wichtigkeit noch einige andere Erwerbszweige, denen man im deutschen Binnenlande die volle Bedeutung beimessen wird. Es ist dies in erster Linie das Aufsammeln von Muscheln und anderen Tieren des Meeres. Diese Mollusken, welche man in Chile mariscos nennt, dienen dem Chiloten neben der Kartoffel in der That zur täglichen Ernährung; allerdings findet er dieselben nur bei den grossen Springfluten und den ihnen nachfolgenden Ebben in grösserer Menge und guter Qualität. Aber nachher räuchert er die Ueberreste des reichen Fundes über einem Feuer und erhält so ein haltbares Nahrungsmittel für die Tage der fehlenden Ausbeute, zugleich auch einen transportablen Handelsartikel. Die Weichtiere werden aus ihren Schalen genommen und rosenkranzförmig auf Binsenschnüren aufgereiht. Sie heissen dann sartas de almendras. Dieser Name hat, nebenbei gesagt, gewissen Reiseschriftstellern Veranlassung gegeben, sich zu wundern, dass almendras (Mandeln) in Chiloé gedeihen; haben sie doch geglaubt, dass diese Mandeln vegetabilischen Ursprungs seien, während es thatsächlich nur die Fleischmasse, der sogenannte Fuss der Muscheltiere ist. Diese Muscheltiere dienen dem Handel nach vielen Punkten Chiles und werden ihres billigen Preises und pikanten Geschmackes wegen von den niederen Volksklassen sehr geschätzt. In rationellerer Weise werden diese Muscheln, Krabben, Seeigel, Seekrebse und sonstigen vom Meere an den Strand gespülten Tiere in einigen kleinen Fabriken in dem Städtchen Calbuco, auf der Insel gleichen Namens, konserviert. Calbuco ist der Hauptort des Departements Carelmapú der Nachbarprovinz Llanquihue. Der geschickteste Fabrikant dürfte wohl der Italiener Sciaccaluga sein. Mit der Konservierung beschäftigt sich auch ein Chilene, Fernando Andrade. Neuerdings hat Vicomte de Solminihac aus der Bretagne angefangen, Austernparks anzulegen, wie sie schon früher der Franzose Choulou bei Ancud mit Vorteil eingerichtet hatte. Wahrscheinlich ist die Menge der von ihnen und anderen exportierten Austern (ostras), Muscheln (choros, cholgas), Seekrebsen (centoyas) und von sonstigen mariscos sehr bedeutend; sie versorgen namentlich Valparaiso und andere Punkte der Westküste, sollen gelegentlich aber auch nach Montevideo exportieren.

Auch die eigentliche Fischerei ist nicht unbedeutend und liefert namentlich ihre Produkte nach Ancud in grosser Menge. Sollte die Fischerei einigermaassen vervollkommnet und namentlich auf die Küste des eigentlichen Ozeans ausgedehnt werden, so würde sie vielleicht ganz unerwartet reiche Erträgnisse liefern. Desgleichen könnte die künstliche Fischzucht, welche gewiss von der chilenischen Regierung freigebig unterstützt werden würde, in den vielen grösseren und kleineren Seen, Buchten, Flüssen und Sümpfen die reichste Ausbeute ergeben.

Nicht unerhebliche Erträge liefert die Jagd auf Seehunde und Pelztiere. Seehunde finden sich an der ganzen westpatagonischen Küste und in den südlicheren Eilandsgruppen. Das am zahlreichsten vertretene Pelztier ist die Seeotter, gato del mar (Lutra felina). Auch andere Pelze werden gewonnen, treten aber an Zahl und Wert hinter dem Seehunds- und Seeotterfell zurück.

Das Mineralreich ist noch wenig ausgebeutet. In der Nähe von Castro hat man schöne Bausteine, wahrscheinlich Trachyt, im Steinbruch des Rio Gamboa gefunden, auch besitzt die Umgebung von Castro eine Grube des sonst in Südchile seltenen Kalkes. An einigen Stellen von Chiloé, sowie an der gegen-

Digitized by Google

überliegenden Küste liegen Braunkohlen zu Tage. Die bisherigen Versuche, diese Schätze zu heben, haben noch kein günstiges Resultat ergeben. Den grössten praktischen Gebrauch hat von den Erzeugnissen des Erdreiches der regelmässig geschichtete, weiche, leicht zu bearbeitende Sandstein der Nordwestspitze der Insel, nahe dem Leuchtturm von Corona, gefunden. Aus demselben werden grosse, flache, backsteinförmige Stücke zum Aufführen von Mauern gebrochen und nach Ancud, Puerto Montt u. a. O. gebracht. Neuerdings meisselt man auch ringförmige Stücke, welche ein vorzügliches Material für Schornsteinbau bilden. Es wird ferner aus diesem Stein eine Art Becken mit Füssen, brazeros (Kohlenbecken) zum Stubenheizen hergestellt. Das schönste Erzeugnis aber aus diesem Sandstein sind die wirklich ausgezeichneten Backöfen, welche aus ein oder zwei Stücken hergestellt werden. Diese sind überall, wohin sie ausgeführt werden, ganz ausserordentlich beliebt und gestatten den vorteilhaftesten Gebrauch. Da der Steinbruch nahe dem Meere sich befindet, so ist der Export sehr leicht, und es wäre nicht zu verwundern, wenn dieses wirklich sehr schöne Material später einmal eine weite Verbreitung findet.

Der Chilote ist in hohem Grade arbeitsam, nüchtern und intelligent. Des Lesens und Schreibens sind alle kundig. Die allgemeine Belesenheit der Chiloten dürfte dem Ehrgeiz derselben und dem in Chile sehr allgemeinen Eifer für Fortschritt und Vermehrung des Wissens zuzuschreiben sein. Man findet ja Aehnliches auf der nördlichen Hemisphäre im nordischen Schottland, Schweden, Norwegen, Neuseeland, Kanada. Die langen Nächte des Winters, die bei der Unwegsamkeit des sumpfigen Landes, dem Dunkel des stets belaubten Waldes besonders drückend erscheinen, führen die Bewohner dieses Archipels von selbst dazu, sich mit Lektüre und Unterhaltungen am Herde zu beschäftigen, und so sind sie deshalb mehr als anderswo auf den häuslichen Verkehr in engerer Gemeinschaft angewiesen. Die Nächte erwecken selbst bei den hier angesiedelten Kolonisten den Eindruck grösserer Dunkelheit als in ihrer deutschen Heimat, und dies scheint erklärlich im Anblick des finsteren, meist immer sonnenlosen Himmels, im dunkeln Schatten der tiefen, nie entblätterten Wälder, bei dem Mangel leuchtender Schnee- und Eisfelder und bei den geringeren Lichtreflexen des südlichen Sternenfirmaments.

* * *

Die Inselgruppen von Chiloé wurden zuerst von Europäern gesehen und besucht, als im Jahre 1558 Don Garcia Hurtado de Mendoza sein Heer durch Araukanien, Valdivia und Llanquihue an das innere Meer von Chiloé führte. Diego Barros Arana in seiner »Historia jeneral de Chile, Santiago 1884« nimmt an, dass es am Strande des Golfes von Reloncavi war, von wo aus die Spanier zuerst die Inseln, welche man zu Chiloé rechnet, gesehen haben. Der Offizier und Dichter Don Alonso de Ercilla erzählt, wie er beauftragt wurde, die Inseln von Chiloé zu untersuchen. Er schildert die Chiloten als sehr gute Menschen, welche ihn mit liebenswürdiger Gastfreundschaft aufnahmen. Nach seiner Beschreibung müssen dieselben einen gewissen Grad von Bildung besessen haben. Besonders erwähnt er, dass sie ihm Mais, Früchte ihres Bodens. (Kartoffeln?), Fische und das Fleisch von Guanacos, einer Art Lama, angeboten haben. Die Ureinwohner beschenkten die Spanier mit einer grossen piragua (aus nur einem Baumstamm gefertigtem Boot), mit Hilfe dessen Ercilla und zehn seiner Gefährten drei kleinere Inseln besuchten. Indem sie sich nach Westen wandten, gelangten sie nach der grossen Insel Chiloé, wo sie sich ausschifften, um von dort nach dem Festlande und dem mittleren Chile zurück zu gelangen.

Nur langsam bevölkerte sich Chiloé mit Spaniern. Die einige Jahrzehnte später (1602) erfolgte Zerstörung der damals blühenden Kolonie Osorno bewirkte, dass eine Anzahl der dortigen Spanier, besonders auch Mönche und Nonnen, nach Calbuco und Castro flüchteten. Diese letztere Stadt wurde zu jener Zeit die Residenz der Behörden für den Archipel von Chiloé. Aber sehr bald erlitt sie die Angriffe holländischer Seefahrer, Feinde der spanischen Regierung. Dazu kam, dass Castro, wenn auch in fruchtbarer Gegend gelegen und verhältnismässig gut zu verteidigen, doch für Segelschiffe recht schwierig zu erreichen war, weil sein Hafen im Labyrinth enger Kanäle liegt. Deshalb wurde im vorigen Jahrhundert Chacao an der Nordostspitze der Insel zur Hauptstadt erklärt. Aber die sehr gefährliche Beschaffenheit der ziemlich offenen Reede bestimmte bald darauf den Gouverneur von Chiloé, den Hafen von Ancud an der Nordwestecke zum Sitz der Regierung auszuersehen und die Bewohner von Chacao zur Besiedelung des neuerwählten Platzes aufzufordern. In echt spanischer Weise soll er, als dieselben sich weigerten, seinem Befehle Folge zu geben, das Städtchen Chacao mittels Feuer in Asche gelegt haben. Seit mehr als 100 Jahren ist nun Ancud die Hauptstadt Chiloés, doch ist schon mehrmals vorgeschlagen worden, den Sitz abermals zu verlegen, und zwar nach der anderen Seite des Ancuder Hafens, wo allerdings die Schiffe einen viel bequemeren und sicheren Ankergrund finden.

Trotzdem dass Chiloé, wie oben dargestellt, nicht der erforderlichen Hilfsquellen für seine Existenz entbehrt, ist doch die Bevölkerung im wesentlichen arm geblieben. Als solche wird sie am Ende des vorigen Jahrhunderts in lebhaften Farben geschildert. Damals diente die Insel als Station für die spanische Schiffahrt um das Kap Horn nach Peru. Die Kriegsschiffe, welche diesen Weg einschlugen, liefen im Notfalle den Hafen von Ancud an. Ausserdem schickte die Regierung des damaligen Vizekönigreichs Peru jährlich einige Barken mit Kolonialwaren nach Ancud. Die dortige Be-

Digitized by Google

hörde setzte im Einverständnis mit den Schiffsführern für jene Waren die Marktpreise fest und forderte die Chiloten auf, Bretter und Balken, Schinken, Kartoffeln und sonstige Erzeugnisse der Insel nach Ancud zu bringen. Dort wurden auch diese Waren taxiert, und mühsam fand der Handel statt. Trotz dieser schwerfälligen Formen des Verkehrs fühlten sich die Chiloten glücklich in ihrer Ausnahmestellung als spanische »Kronkolonie«, unabhängig vom Generalkapitän Chiles in Santiago. Als sich Chile im Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Herrschaft des Mutterlandes erhob, blieben die Chiloten diesem in begeisterter Treue unterworfen. Zehn Jahre lang haben sie mit unbestreitbarer Tapferkeit gegen die junge Republik Krieg geführt, und wenn die spanische Regierung sie nicht in thörichter Verblendung ohne jede Hilfe an Waffen, Geld und Leuten gelassen hätte, wer weiss, wie lange die tapferen Chiloten der Entwickelung der neuen Republik noch schwere Hindernisse in den Weg gelegt hätten! —

Für die Chiloten war es übrigens ein grosses Glück, dass sie gewaltsam vom spanischen Joche befreit wurden; unter der entschieden freisinnigen Verwaltung der Republik entwickelte sich Chiloé als eine eifrig besuchte Station für die Schiffahrt zwischen dem Atlantischen Ozean und der Westküste Südamerikas. Zuerst kehrten zahlreiche Walfischfänger im Hafen von Ancud ein; nachher liefen sehr häufig Schiffe aus Europa und den Vereinigten Staaten auf der Reise nach dem neuen Goldlande Kalifornien vor, und die geringen Erzeugnisse Chiloés wurden von den ausgehungerten Auswanderern und Mannschaften mit hohen Preisen bezahlt. Aus San Francisco und Melbourne kehrten reiche Goldsucher über die südlichen Häfen von Chile zurück, und Gold cirkulierte damals im Ueberfluss.

Der Anschluss an die Republik Chile hat also den Chiloten grosse Vorteile gebracht, insbesondere durch bessere Verwertung ihrer Produkte. In viel bedeutenderer Weise griff die Eröffnung des Verkehrs dadurch in das Volksleben ein, dass eine, wenn auch an Zahl und Bedeutung weit hinter der der Nachbarprovinzen stehende Einwanderung eintrat. Dieses waren allerdings hauptsächlich Seeleute und einige Kaufleute, auch Aerzte und Lehrer. Während diese in den Nachbarprovinzen fast alle aus Deutschland kamen, so waren es in Chiloé Söhne fast aller Nationen, welche das Weltmeer befahren. Wie aber in Valdivia Cárlos Anwandter, in Osorno W. Geise und Enrique Wiederhold, so ragte in Ancud ebenfalls ein intelligenter Mann unter den übrigen Einwanderern hervor, der einen bedeutenden Einfluss auf die Entwickelung der Volkswirtschaft ausübte. Dieser Mann war Roberto Burr, welcher die erste Sägemühle Süd-Chiloés während der 40er Jahre in Choen auf der Nordostseite der grossen Insel erbaute. Während vorher Balken und kleine Alercebretter, eigentlich nur Schindeln, alle mit der Axt gespalten, die Hauptprodukte des Handels bildeten, traten nun die Bretter aus sogenannter broza, d. h. aus den allgemein verbreiteten Laubholzbäumen, in den Vordergrund. Auch sonst bethätigte Burr einen wohlthätigen Einfluss auf die Entwickelung des Handels und der Kultur.

* * *

Für etwaige Kapitalanlage in Chiloé dürfte sich in erster Linie der Holzhandel empfehlen, vielleicht auch die Zurichtung des Holzes, wie sie in Kalifornien so vorteilhaft betrieben wird. Die grossen Wälder der in den gegenüberliegenden Anden, besonders in dem weit ausgedehnten Thale des Flusses Palena, aber auch der südlicher gelegenen Flüsse Aisén und Huemules werden wahrscheinlich mit der Zeit zur Zucht grosser Rindviehherden vorteilhaft zu benutzen sein. Wie in Llanquihue könnte dort desgleichen Butter und Käse in grösserer Menge produziert werden. Ebenso dürfte sich die Bienenzucht, welche in Llanquihue so grosse Mengen Honig und Wachs für den Export übrig hält, in Chiloé einführen lassen. Das mässige, fast milde Klima erzeugt während des ganzen Jahres Blumen, und niemals würden die Bienen monatelang höheren Kältegraden ausgesetzt sein. Auch die Fischerei und Zucht von Austern und anderen Seetieren scheint noch entwickelungsfähig, die Hochfischerei und die an den Ozeansküsten ist kaum versucht worden. Für alle solche Unternehmungen würden die Chiloten gute Arbeiter abgeben. Dabei ist der Arbeitslohn gering, etwa eine Mark den Tag, Lebensmittel, Grund und Boden billiger als in irgend welcher anderen Provinz der Republik.

Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes.

Von P. v. Stenin-Petersburg.

In dem unermesslichen Gebiete Sibiriens fristen auf einem Flächenraume von 12 500 000 qkm kaum 4 300 000 Einwohner ihr Dasein. Ganze Landschaften sind uns heutzutage dort noch ebenso unbekannt wie die »dunkelsten« Teile des »dunkeln« Kontinents, und die so hübsch auf den Karten sich ausnehmenden Flussläufe und Gebirgszüge sind oft reine Phantasiegebilde ohne jede wissenschaftliche Grundlage, wie noch vor kurzem die Erforschung des Olenék durch den kühnen polnischen Reisenden Czekanowsky bewiesen hat. Ebenso unbekannt wie die Konfiguration des Landes bleiben für uns die im Aussterben begriffenen sibirischen Jäger- und Fischervölker, von denen wir manchmal kaum mehr als die Namen kennen; keine Kunde dringt zu uns von ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren religiösen Anschauungen. Mit Recht betonte Bastian die Notwendigkeit der ethnologischen Forschung gerade bei denjenigen Naturvölkern, welche im täglichen Verkehre mit einer höher stehenden Rasse stehen, und deshalb entweder assimiliert werden oder

Digitized by Google

im ungleichen Kampfe ums Dasein langsam aussterben. Doch wer kennt in Sibirien, natürlich solche Kulturoasen, wie Tomsk und Irkutsk ausgenommen, jenen grossen Meister der Völkerkunde? Wer hat in einer »Stadt« wie Wiljuisk oder Nishne-Kolymsk Interesse für die wissenschaftliche Forschung? Was liest man in den wenigen sibirischen Zeitungen, wenn nicht Stadtklatsch, Verfügungen der kaiserlichen und städtischen Behörden und einige Annoncen? Die meisten Beamten der örtlichen Administration, die auf einem sehr niedrigen Bildungsniveau stehen, gehen nur auf die eigene, nicht immer rechtschaffene Bereicherung[1]) aus, und sind weit davon entfernt, sich mit geographischen und ethnologischen Problemen zu befassen; für sie ist der sibirische Eingeborene die milchende Kuh, für die höheren Beamten dagegen bildet er in seiner malerischen Zerlumptheit nur die notwendige Staffage bei den Empfängen hoher Würdenträger, und trefflich schildert eine Korrespondenz aus Korssakowa, wie einst beim Besuche eines hohen Beamten im südlichen Sachalin die bedrückten Ainos eine Deputation mit Beschwerden zu ihm sandten, die örtliche Administration aber meisterhaft verstand, die »Wilden« einzuschüchtern und Seiner Excellenz als Grund ihres Erscheinens das Bedürfnis erklärte, dass sie Seiner Excellenz ihre Ergebenheit und grenzenlose Dankbarkeit an den Tag legten. Dass diese Vernachlässigung Sibiriens seitens der örtlichen Behörden sogar an der höchsten Stelle nicht unbekannt ist, beweist die Thatsache, dass der Kaiser selbst auf dem Berichte des General-Gouverneurs von Ost-Sibirien, Anutschin, vom Jahre 1880/81 eigenhändig geschrieben hat: »Ich habe mit grossem Interesse gelesen und bin mehr als betrübt über diese traurige, aber wahrheitsgetreue Beschreibung der administrativen Vernachlässigung eines so reichen und für das Reich wichtigen Gebietes. Es ist unverzeihlich und sogar verbrecherisch, Sibirien in solchem Zustande zu belassen.«

Doch alle Maassregeln, welche man in St. Petersburg dekretiert, werden in Sibirien von den Beamten vollständig ignoriert oder absichtlich verkehrt ausgeführt, denn »do Boga wyssokó, a do Zarja daleko«, Gott ist hoch und der Kaiser ist weit, und mancher von den Winkeldespoten[2]) in Sibirien könnte einem Negerfürsten Central-Afrikas zum Muster dienen; von ihren Ausschweifungen, ihrem Uebermut, ihren Bedrückungen, ja ihren Mordthaten, sind die sibirischen Annalen voll; der traurige Ruhm mancher sibirischen Satrapen lebt noch jetzt im Sprichwort fort, wie z. B. das Andenken an einen gewissen Koch, der einst Statthalter von Kamtschatka war, in dem Verschen erhalten bleibt:

»na njebje Bog,
a w' Kamtschatkje Koch«,

d. h. Gott ist im Himmel, aber Koch in Kamtschatka.

Wenn man nun die rapide Abnahme der Zahl der sibirischen Eingeborenen in Betracht zieht (die Kamtschadalen sind von 20000 Seelen im Jahre 1744 auf 2164 Seelen im Jahre 1881 zusammengeschmolzen), so muss man um so mehr die wissenschaftliche Vernachlässigung dieser Naturvölker bedauern und jeden Versuch, ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihre Religion zu erforschen, mit Dank begrüssen. Allmählich scheint auch in einigen grösseren Städten, namentlich wo höhere Lehranstalten und Militär sich befinden, das Interesse für die benachbarten eingeborenen Stämme zu erwachen; so entstand im fernen Wladiwostok ein Verein für Erforschung des Amurlandes (obstschestwo is' utschenija Amurskawo kraja), dessen Mitglieder Oberstlieutenant vom Generalstab J. Nadaroff und cand. rer. nat. W. P. Margaritoff, Lehrer am örtlichen Progymnasium, lesenswerte Veröffentlichungen über die Amurvölker: die Golden und Orotschonen, herausgegeben haben. Dazu gesellt sich eine sehr interessante Studie über den Glauben der Amurvölker und der in das Ussuri-Gebiet eingewanderten Koreaner aus der Feder eines griechisch-katholischen Missionars unter dem Titel »Is sapissok missionera« (Aus den Memoiren eines Missionars). Da aber alle diese Abhandlungen in der örtlichen Wochenschrift »Wladiwostok« gedruckt und deshalb dem westeuropäischen Ethnographen kaum zugänglich sind, so glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir einen kurzen Auszug aus ihnen hier veröffentlichen.

Zwei Naturvölker tungusischen Stammes bewohnen das Amurland, von denen die Golden ansässig und die Orotschonen oder Orotschen nomadisch sind. Die Golden zerfallen in drei Gruppen, in die mamgu oder mangu, die kileny und die chodsy[1]) oder chodseny. In ihrem Verkehre mit den Russen nennen sich die Golden je nach dem Flusse, an welchem sie wohnen, Ussuri-golda, Amurgolda, Sungara-golda. Die obengenannten drei Gruppen unterscheiden sich in Tracht, Sitten und Sprache voneinander, namentlich gross ist der Unterschied zwischen den mamgu und kileny einerseits und den chodseny andererseits, und es kommt vor, dass die Angehörigen der ersteren Gruppe sich mit den Angehörigen der letzteren nicht verständigen können.

Der Golde ist eigentlich noch Halbnomade, und sobald es zu wenig Fische im Flusse oder zu wenig Wild im Walde gibt, und sein Aufenthaltsort sich ungesund erweist, packt er sein Hab und Gut in ein

[1]) So erwarb sich z. B. der Aufseher der Getreidespeicher, Nesteroff, durch seine Betrügereien von den Ostjaken vier Häuser in Togur, eines in Narym, und ausserdem 250 Pferde. 1864 brachte ein untergeordneter Beamte aus dem Ostjakenlande nach Narym für 1000 Rubel Zirbelkiefernüsse, 7000 Eichhörnchen- und 40 Zobelfelle!!!

[2]) Welche auch bewunderungswürdige Vielseitigkeit besitzen müssen, wie z. B. der Kreishauptmann (isprawnik) von Petropawlowk (auf Kamtschatka), der zugleich Schatzmeister, Postdirektor, Hafenkapitän und Aufseher des Leuchtturmes ist.

[1]) ch = χ, j = dem deutschen j, sh = dem französischen g vor e, i; y = dem russischen ы, einem Zwischenlaut zwischen ü und i; z = dem deutschen z.

Digitized by Google

Boot und wandert aus, um vielleicht 400—500 km weiter sich anzusiedeln.

Die Tracht der Golden, sowohl der Männer als auch der Weiber, bilden ein baumwollenes chinesisches Hemd (*kachara*), die chinesischen Beinkleider (*furu*), welche oben zugeknöpft, unten an den Füssen mit breiten Bändern (*tuiba*) angebunden werden, ein langes Oberhemd (*pokto*) aus buntem chinesischen Stoff mit Stickerei oder farbigen Rändern, eine Jacke aus Tierfell, wattierte chinesische Kniestücke (*karo*), lederne Kniestücke (*uiki*), eine warme Jacke (*dacho*) aus Rehhaut mit Haar nach aussen, eine kleine Kappe (*ago*). Die Fussbekleidung (*uta*) besteht aus Pantoffeln ohne Sohlen, welche auch von Russen im Ussuri-Gebiete unter dem Namen *olotschi* getragen werden. Im Winter wird die *uta* aus Fischhaut, im Sommer aus Schweinsleder verfertigt. Im Sommer tragen die Golden eine Art Kapuze (ähnlich den Kapuzen russischer Nonnen), um sich gegen die zahllosen Mücken zu schützen. Die Hütten der Golden ähneln in allem den Fansen der Chinesen.

Der Glaube der Golden ist ein unter dem chinesischen Einflusse buddhaïsiertes Schamanentum; so verehren sie die chinesischen Gottheiten: Laoë, den Gott der Götter, Lun-wan, den Regengott, Mao-wan, den Gott des Feuers und der Pferde, Zchai-sheñ oder Zsiñ-guañ, den Gott des Ueberflusses und der Reichtümer, Schañ-sheñ oder Dshiokam-miñ oder Dshio-wiñ-dai, den Gott der Zerstörung, Chui-dsy, den Kriegsgott, Tchudy, den Gott der Erde, U-dau oder Pui-kui, den Schutzgeist der Reisenden, Pangua, welchen man um Beistand anfleht, wenn man irgend eine Bitte an die Toten richten will, Ssiokui, den Teufel u. s. w. Auf allen Gebirgspässen, auf allen Kreuzwegen, auf allen hervorragenden Stellen an einem Flusse stellen die Golden ebenso wie die Chinesen Burchanen auf, meistens an einer Seite offene hölzerne Kästen, in denen sich die Götzen befinden. Sobald ein Golde einen solchen Burchan erblickt, wirft er sich vor ihm nieder, hebt die Hände zum Himmel empor und macht eine Verbeugung bis zur Erde (*kady*, vom chinesischen *ke-tou*), dabei einen Zweig, einen Lappen oder ein Steinchen zum Opfer darbringend.

Wild und Fische sind zahlreich; als grosse Delikatesse gilt der geschmolzene Fischthran. Sehr beliebt ist auch der schlechte chinesische Branntwein (*chanschin*). Die Männer beschäftigen sich mit Jagd, Fischfang, bauen Boote, verfertigen Netze, Ruder u. s. w. Alle häuslichen Verrichtungen liegen den Frauen ob. Im Sommer wandert die Mehrzahl der Golden aus den Hütten aus und bezieht leichte, aus Schilfrohr erbaute Buden.

Ueber die Geburt eines Sohnes, in dem man eine künftige Stütze der Familie erblickt, freut man sich mehr als über die einer Tochter und feiert sie mit Trinkgelagen. Nach der Entbindung wird die Mutter auf die Dauer von 1½ Monaten für unrein gehalten, und muss aus besonderem Geschirre essen und trinken, welches nach Verlauf der genannten Frist samt ihren alten Kleidern verbrannt wird. Ehen werden von den Eltern geschlossen; gewöhnlich sind die Brautleute 14—15 Jahre alt. Obgleich die Polygamie gestattet ist, begnügen sich die meisten mit einer einzigen Frau. Bemerkenswert ist der Umstand, dass die Golden nur Weiber ihres Volkes ehelichen.

Die Verstorbenen werden in Särgen aus dem Holze der Zirbelkiefer (Pinus cembra) beerdigt. Aus Anlass eines Begräbnisses werden grosse Gelage veranstaltet, welche manchmal zwei Wochen lang dauern und wobei der chanschin in ganz unglaublicher Menge getrunken wird. Der Vater ist unumschränkter Gebieter in der Familie, nach seinem Tode geht seine Gewalt auf den ältesten Sohn über. Jetzt unter dem russischen Einflusse wählen die Golden in den Dörfern Dsoasda, Turme, Angassja und Tungja eigene Häuptlinge, welche von der russischen Behörde (stanitschny ataman) im Kasakendorfe (staniza) Kasakewitschewa bestätigt werden.

Die nomadisierenden Orotschonen oder Orotschen werden von den meisten Reisenden (von Prshewalsky, Wenjukoff, Aljabjeff) Tasen genannt, was jedoch nach der Meinung Nadaroffs durchaus falsch ist, weil die Chinesen alle tungusischen Stämme »tasa« nennen, welchen Namen er von da-dsy = Einwohner des Nordens, Nordmann, ableitet. Die Orotschonen sind ebenso wie die Golden tungusischen Stammes.

Der Orotschone ist mager, aber muskulös, mit einem wenig abgeflachten Gesichte, die Nase ist nicht so platt wie bei anderen tungusischen Völkern, ja man trifft sogar spitze Nasen unter ihnen an, die Augen sind schiefliegend, die Lippen dick, das Haar ist schwarz, grob und dicht, und wird bei Männern und Weibern in zwei Zöpfe zusammengeflochten.

Winters und Sommers hausen sie in Hütten aus Baumrinde; die Winterhütten (*tschukdi*) haben eine viereckige Form und erinnern eher an ein Schutzdach; sie sind meistens 7—10 Fuss hoch und besitzen oben ein oder zwei Rauchlöcher. Die tschukdi haben eine Länge von 14—28 Fuss und eine Breite von 10—17 Fuss. An einer oder an beiden Seiten sind Oeffnungen, welche durch eine Thür aus Birkenrinde (*uapte*) verschlossen sind. Jede Winterhütte hat einen, die grösseren sogar zwei Herde, auf denen das Feuer beständig unterhalten wird. An den Wänden liegen Birkenrindenmatten für die Familienmitglieder. Ist die Winterhütte gross genug, so wird sie durch Vorhänge aus Birkenrinde in drei Abteilungen geteilt, wobei die mittlere Abteilung als Aufenthalt für die Familie dient, die beiden äusseren als Vorratskammer und für die Hunde benutzt werden. Als Hauptzierde des Wohnraumes wird das Schiessgewehr (*miozá*), welches in einem Futteral (*miozakpuni*) aufbewahrt wird, angesehen. Neben

Digitized by Google

der Hütte wird auf hohen Stützen ein Verschlag zur Aufbewahrung von Mundvorrat aufgeführt, unter welchem auch Harpunen, Bogen und Pfeile aufbewahrt werden. Die Sommerhütten (*tscholo*) werden aus Birkenrinde in Gestalt eines Kegels gebaut; zu diesem Behufe werden ein paar Stangen von der Sandweide (Salix arenaria) in die Erde gesteckt und mit Birkenrindenmatten (*tukja*) bedeckt.

Die Tracht der Orotschonen erinnert an die der Golden: dasselbe Hemd (*ssegyma*), dieselben Beinkleider (*cheiky*), Kniestücke aus dem chinesischen Tuch Daba (*amugi*), lederne Kniestücke (*uëpty*), eine Felljacke (*pingau*), eine Schärpe (*umu*), breite Bänder, um die Beinkleider am Fusse zu befestigen (*tuibo*), und eine Kappe mit dem darauf befestigten Zobelschwanze (*ao*). Die Weiber tragen ausserdem ein langes Oberhemd (*dakty*) und buntgestickte Schuhe (*amuï*). Die reichen Orotschonen nähen für sich auch Schlafröcke (Chalate) aus teueren chinesischen Seidenstoffen, welche sie, wie Margaritoff im Kaiserhafen (Imperatorskaja gawañ) zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht anziehen, sondern nur für die Freude des Anblickes aufbewahren. Hauptsächlich werden teuere seidene Chalate und Stücke Seidenzeug für den Brautkauf und als Decke bei reichen Toten gebraucht. Die Frauen lieben den Schmuck: am Halse tragen sie eine Menge Kupferplatten, in den Ohren silberne Ringe und nicht selten auch kleine Ringe in der Nase. Die Orotschonen sind sehr unsauber und waschen ihre Kleider niemals.

Als Hauptdelikatessen gelten das gehobelte getrocknete Fleisch mit Fischthran, und die noch bluttriefenden Leber und Nieren des erlegten Wildes[1]). Die Orotschonen sind leidenschaftliche Raucher: gross und klein schmaucht eine Pfeife mit mandschurischem Tabak. Diese Leidenschaft benutzen gewissenlose russische und chinesische Händler, indem sie den arglosen Naturmenschen betäubende Kräuter zu rauchen geben, um sie später zu berauben.

Die Orotschonen sind dem Schamanentum ergeben. Ihre Opferstätten, Burchanen, sind sehr primitiv: in einem Baumstamm höhlen sie eine Oeffnung aus, wohin sie ein Tischchen aus Birkenrinde hineinstellen, auf welches die Opfergaben niedergelegt werden. Oft sind die Burchanen noch einfacher: man hängt an einen Zweig der Sandweide einen Zeuglappen, meist roter Farbe. Nur am Bikin-Flusse traf Nadaroff in dem Burchan kleine Götzen aus Zinn an.

Sie haben sehr unbestimmte Vorstellungen von einem Gott Anduri und seiner Macht. Der Schamane räuchert in seiner Hütte mit besonderen Kräutern, bedeckt seine Augen mit einer Binde, zieht eine Art Weiberunterrock mit roten Rändern und zahlreichen Schellen an und nimmt in die Hände eine Schellentrommel. (Schluss folgt.)

[1]) Auch die Kasaken am Ussuri betrachten dieselben als Leckerbissen.

Litteratur.

Friedr. S. Krauss, Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde. I. Band der neuen Folge. II. Band, I. Heft. Timm, Lunden in H.

Aus der im Jahre 1881 begründeten Zeitschrift »Am Urdsbrunnen« hat sich unter neuem Titel und neuer Leitung ein mehr und mehr nach seinem Inhalt vertieftes, nach seiner Methode bestimmtes Sammelwerk herausgebildet, das jetzt die Form eines streng wissenschaftlichen Organs für germanische und slavische Folkloristik gewonnen hat und von dem Geiste zuversichtlicher Forschungsfreudigkeit erfüllt ist. »Das Volkstum ist die Urquelle aller Kenntnisse über ein Volk«, dieser Satz des gegenwärtigen Herausgebers hat den Namen der Monatsschrift angeregt. Nicht alle wissen den Wert des Quellwassers zu schätzen. Aberglaube, Sitten und Bräuche von beschränkten Bauern oder kulturlosen Stämmen ist etwas so Simples und Sinnloses, dass es eines an die Verdauung gewürzter indischer Mythologie-Symbolik gewöhnten Magens nicht würdig erscheint. Und dennoch müssen wir unserer Gesundheit zuliebe immer zum Einfachen zurückkehren und die künstlich zusammengebrauten Getränke wegschütten. Leider bestehen wir Menschen alle, Klassiker und Barbaren, zu drei Viertel aus Wasser. In Wirklichkeit ist es nicht nur eine der genussreichsten, sondern auch der dankbarsten und wichtigsten Aufgaben, den Aeusserungen der einfachen Volksseele nachzuspüren. Die Steinzeit, die geistige wenigstens, ist überall noch klar erweisbar. Wie der brillantene Ohrschmuck unserer Damen, sind auch zahlreiche poetisch verklärte Vorstellungen, die wir von den höchsten Dingen hegen, nur verzierte Ueberlebsel aus unserem nur scheinbar überwundenen Naturmenschen-Stadium. Anthropologische Merkmale, ethnographische Erzeugnisse, linguistische Besonderheiten, sie können uns nicht allein die Wege weisen, welche die Völkervermischung und Völkerentwickelung eingeschlagen hat, sie müssen notwendig ergänzt werden durch die Kenntnis von den mannigfaltigen, aber höchst gesetzmässigen Formen, in denen bei den verschiedenen Menschengemeinschaften der Erde die Versuche der Welterklärung zum Ausdruck gelangt sind. Diese letzteren mit dem Worte »Aberglauben« abzufertigen, ist ein Zeichen grosser Oberflächlichkeit; wer Geisteskranke studiert und behandelt, redet nicht mehr von »Tollen« und »Narren«, schon aus Rücksicht für diejenigen, die sich als geistig gesund betrachten. Aus diesem Vergleich schliesse man aber nicht etwa, dass wunderlicher Volksglaube und -brauch als etwas Pathologisches gelten sollen; sie haben zur Zeit ihrer Entstehung immer der normalen Erkenntnisstufe des Volkes entsprochen. Und darum ist ihre Sichtung und Zurückführung auf die ursprünglichste Form unendlich wertvoll.

Doch der Verarbeitung geht die Sammlung des Materials voraus. Die neubelebte Monatsschrift ist sich voll bewusst, dass hier eine ihrer wichtigsten Aufgaben liegt; sie will die Liebe zur Volksforschung wecken, zum Sammeln der Ueberlieferungen anregen und die über Dorf und Land zerstreuten Hilfsmannschaften methodisch schulen.

Heft 1 des zweiten Bandes enthält: die Windhose, einen Mythus der Modoc-Indianer von Albert S. Gatschet — zur norwegischen Sagenforschung von Handelmann — das Kind bei den Juden von M. Winternitz — die Liebestaufe bei den Polen von J. Karlowicz — die Menschwerdung des heiligen Panteleimon von Krauss — Volksmedizin von G. Kupczanko — eine Volksballade der Slowaken von Krauss — norwegischer Volkswitz in Rätseln von H. Volksmann — ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen von J. Sembrzycki — Zigeunertaufe in Nordungarn von H. von Wlislocki — und noch mancherlei mehr, darunter auch die Rubriken »Kleine Mitteilungen« und »Vom Büchertische«. Etwas wunderlich ist die Schreibweise »Ur-Quell«, aber sie wird wohl ihre Ur-Sache haben.

Möge der »Urquell« munter sprudeln und viele erquicken!

von den Steinen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 39. **Stuttgart, 29. September 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum in Sarajevo. Von Dr. M. Hoernes. S. 761. — 2. Die arische Urzeit im Lichte der neuesten Anschauungen. Von Karl Penka. (Schluss.) S. 764. — 3. Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes. Von P. v. Stenin-Petersburg. (Schluss.) S. 771. — 4. Zur Kenntnis der heutigen Basken. Von Dr. Otto Stoll. (Fortsetzung.) S. 775. — 5. Kleinere Mitteilungen. S. 779. — 6. Litteratur. (Siegmund Günther.) S. 780.

Das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum in Sarajevo.

Von Dr. M. Hoernes.

Wie die Tagesblätter kürzlich berichteten, hat nun auch Fürst Nikolaus von Montenegro die Errichtung eines Museums beschlossen und sich die Entscheidung darüber vorbehalten, welche von den einzusendenden wissenschaftlichen Objekten in sein Privateigentum übergehen und welche davon an das neue Institut abgegeben werden sollen. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir diese fürstliche Entschliessung auf die vor zwei Jahren erfolgte Gründung eines bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums in Sarajevo zurückführen. Dieses Beispiel musste ja zur Nachahmung reizen. Es war nicht nur ein Vorbild in ermutigender Nähe, sondern auch eine Unternehmung, in deren Spuren sich bequem und sicher wandeln liess; denn die Gegenstände, welche in Bosnien-Hercegovina und in Montenegro eines Museums als Sammelpunktes bedürfen, sind ungefähr die gleichen. Was aus dem guten Vorsatz in Cetinje werden wird, muss freilich mit einer gewissen Skepsis abgewartet werden.

In der folgenden Darstellung des bosnischen Landesmuseums, seiner Grundlagen, seines Bestandes und seiner Ziele soll die naturhistorische Abteilung desselben nur gelegentlich Erwähnung finden. Zur Beurteilung derselben fühle ich mich nicht kompetent, während ich an den Arbeiten für die archäologischen und paläoethnologischen Sammlungen über Auftrag des gemeinsamen k. und k. Finanzministers, Herrn Benjamin v. Kállay, wiederholt teilnehmen durfte und dieselben ziemlich gut kennen gelernt habe. Vor allem darf hier erwähnt werden, dass das Museum in Sarajevo mit Recht für eine Lieblingsschöpfung des Reichsfinanzministers v. Kállay gilt, welcher bekanntlich selbst Historiker ist und namentlich den illyrischen Altertümern des Balkans die vollste Aufmerksamkeit zuwendet. Eines der schönsten Verdienste dieses Mannes, der mit wahrhaft bewunderungswürdiger Thatkraft und Einsicht die kulturelle Hebung der von Oesterreich-Ungarn occupierten, ehemals türkischen Provinzen leitet, ist seine bei aktiven Politikern nicht eben gewöhnliche Obsorge für die idealen Interessen der Wissenschaft. Von den wissenschaftlichen Fragen, welche im Nordwesten der Balkanhalbinsel ihrer Lösung harren, entgeht keine seinem eindringenden Scharfblick. Er hat die Erforschung Bosniens und der Hercegovina, diese so lange vernachlässigte Aufgabe der angrenzenden Kulturnationen, in ihrem vollen Umfange auf sein Programm gesetzt, und wie er sie in Gang gebracht hat, zeigt das Museum in Sarajevo schon jetzt in einer Fülle von anziehenden und belehrenden Bildern.

Aber diese junge Anstalt kann und soll einst noch einen höheren Zweck erfüllen, als den, das Studienmaterial zur bosnisch-hercegovinischen Landeskunde in möglichster Vollständigkeit zu enthalten. Es wird sich zu einer Sammelstätte wissenschaftlichen Stoffes aus den so selten gründlich erforschten Balkanländern überhaupt gestalten. Wo ist heute ein Punkt, der hierfür geeigneter wäre, als Sarajevo? Und welches fruchtbare, reiche Erstlinge, üppige Ernten verheissende Feld eröffnet sich von hier aus in Albanien, Makedonien u. s. w. der zielbewussten Forschung! Hier wird keine Oase des Wissens geschaffen, wie es, durch die politischen Verhältnisse bedingt, teilweise in Griechenland der Fall ist, sondern im breiten Anschluss an gut bekannte westliche und nordwestliche Länder dringt die Untersuchung mühsam, aber unablässig nach Süden und Osten vor. Schon wären hier Anfänge, Pläne und Aussichten zu verzeichnen, die aber mein spezielles Forschungsgebiet nicht berühren und worüber ich anderen das Wort lassen muss. Ich kann somit nur über einen kleinen Teil dessen berichten, was

Digitized by Google

im Museum zu Sarajevo schon geleistet wurde und was dort fürderhin angestrebt wird.

Wer Bosnien und die Hercegovina jemals mit offenem Blicke bereist hat, der weiss, welches reiche Gebiet für die wissenschaftliche Sammelthätigkeit überhaupt, namentlich aber für archäologische und anthropologisch-ethnographische Aufsammlungen hier durch den Eintritt friedlicher Zustände und einer geordneten Verwaltung erschlossen worden ist. In enormen Mengen, so dass man ihre Zahl im ganzen Land auf Hunderttausende schätzen kann, liegen hier auf den grasigen Hochebenen und in den waldigen Thälern prähistorische Steintumuli, von den Einheimischen »Gromile« genannt und mit Sagen oder falschen historischen Deutungen verknüpft. Sie sind bald — wie in der Hercegovina (Broćnopolje, Trebižatthal) und auf dem Plateau von Kupreš — von imposanter Höhe, bald — wie auf dem nekropolenreichen Plateau von Glasinac und weiter östlich bis zur Drina — vorwiegend breit und niedrig. Ihr Inhalt sind vermorschte Skelette, von welchen sich doch noch mancher wohlerhaltene altillyrische Schädel gewinnen lässt, Bronze und Eisen, nebst einem oder dem anderen seltneren Metalle in eigentümlichen Formen, Bernstein und Glas, Lederreste und zerbrochenes Thongeschirr. In Höhlen und Versteckgruben ist noch manch anderer Schatz an uraltem Erz geborgen. Durch Zufall entdeckte Flachgräber, welche systematisch weiter auszubeuten sind, zeigen uns den Schmuck- und Waffenbesitz der mitten unter die zahlreiche viehzuchttreibende illyrische Bevölkerung mit Schwertgewalt (zwischen 400 und 300 v. Chr.) eingedrungenen Kelten. Auf steilen Halden, unter schützenden Felswänden liegen die massenhaften Ueberreste verschollener Ansiedelungen, welche zum Teil derselben Zeit angehören, wie die steingebauten Tumuli, zum Teil aber noch aus einer metallarmen älteren Periode stammen. Auf den kahlen steinigen Hochebenen, mitten unter den Nekropolen der ersten Eisenzeit, erheben sich isolierte steile Hügel, die von Ringwällen gekrönt sind, und unter dem Klaubsteinmaterial dieser primitiven Bollwerke findet man Bronzen, Eisensachen und Thongeschirr von gleichem Alter, wie in den naheliegenden Hügelgräbern. Die Mehrzahl der bisher aufgefundenen Objekte ist neu und eigenartig; sie lassen sich wohl im allgemeinen dem Schema der bei uns in Mitteleuropa aufgestellten urgeschichtlichen Zeiträume einfügen. Wir erkennen deutliche Spuren der jüngeren Steinzeit, dann der reinen Bronzezeit, der Hallstatt- und der La Tène-Periode. Manches stimmt aufs Haar mit dem überein, was unsere heimischen prähistorischen Sammlungen in so zahlreichen Exemplaren und Varietäten aufbewahren. Aber namentlich die Altertümer der ersten Eisenzeit, die man hier mit voller Sicherheit den Illyriern zurechnen darf, einer Kulturperiode, welche in Bosnien unter dem Einfluss noch unbekannter, aber nicht schwer zu erratender Beziehungen zu einer eigentümlichen und reichen Sonderentwickelung gelangt ist, entrollt einen Formenkreis, der im Vergleich zu den ostalpinen und oberitalischen Funden gleichen Alters ebenso viele Anklänge als Abweichungen aufweist. In den breiteren Thälern und Flussniederungen, so bei Ljubuški, Travnik, Sarajevo, Srebrnica, Rogatica, Gorazda, Plevlje sind reichliche Spuren der römischen Occupation des Landes erhalten: Inschriften auf Steintafeln und Felswänden, die uns zuweilen nicht nur über Legionsstandorte, Laufbahnen obrigkeitlicher Personen, Lebensschicksale verschiedenster Art, illyrische Namensformen u. dergl., sondern auch über die Grenzen der eingeborenen Tribus (so der Sapuaten und Delmaten, der Melcomanier u. s. w.) Aufschluss geben, Bautrümmer von Strassen, Brücken, Tempeln und Privathäusern, Sarkophage, manchmal mit reichem Inhalt, Ziegelgräber und zahllose Einzelfunde an Münzen, Kameen u. s. w., welche früher nur von den eingeborenen Franziskanermönchen (so namentlich im Studienkloster Humac bei Ljubuški an der Stelle des alten Bigeste) grundsätzlich gesammelt wurden.

Die ersten Zeiten des Mittelalters sind vorläufig noch schwach vertreten; doch werden sich Funde aus der Völkerwanderungszeit, ostgotische, avarische und altslavische Ueberreste, noch in genügender Zahl einstellen, um die geschichtliche Ueberlieferung zu beglaubigen und zu beleben. Das spätere Mittelalter, die Glanzzeit der slavischen Fürstentümer und des bosnischen Königtums, tritt uns wieder in massenhaften Denkmälern entgegen. Namentlich überrascht und verwirrt jeden Reisenden die unzählige Menge von Grabmonolithen mit oder ohne Skulpturen und Inschriften, die nach einer mächtigen religiösen Sekte heute so genannten »Bogomilensteine«, im Volksmunde stećki genannt, rührend schlicht oder kindlich hilflos in Wort und Bild, wenn sie nicht ganz leer sind und nur die einfachen Formen eines Sarkophags, einer riesigen Platte oder einer horizontal abgeschnittenen Tumba zeigen. Hier, in den gemauerten oder bloss gegrabenen, manchmal mit Steinplatten ausgelegten Grüften, unter diesen schwerfälligen Monumenten ist das Eldorado des Anthropologen, der Skelette aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters sucht. Der Archäologe geht nicht ganz leer aus, wie die jüngsten Jahre gezeigt haben; aber seine Erwartung wird doch zumeist getäuscht. Ausserdem hat uns das slavische Mittelalter Burg- und Kirchenruinen, Felsengräber, Waffen und Schmucksachen, Urkunden, Münzen, Siegel und dergleichen Dinge hinterlassen. Aus der Zeit der türkischen Herrschaft stammen interessante Zeugnisse altosmanischer Kultur, die man in der Geschichte und noch mehr in den Altertümern Bosniens respektieren lernt, Trachtund Rüstungsstücke, Geräte, Gewebe, Steininschriften, Brücken, Karawanseraien,

Digitized by Google

Brunnen und Moscheen, hunderterlei Dinge, die teils noch im Gebrauche stehen, teils dem Verfalle preisgegeben und im Verschwinden begriffen sind. Zu diesen Dingen besitzen wir prächtige Erläuterungen nicht nur in den Schriftstellern des osmanischen Reiches und einigen einheimischen Quellen, denen jetzt ebenfalls eifrig nachgespürt wird, sondern namentlich im mohammedanisch-slavischen Volkslied, dieser andersgläubigen Schwester der seit Vuk Stephanovic auch bei uns bekannten Nationalpoesie der serbokroatischen Christen. — Kurz, das Land ist reich, überreich an archäologischem, anthropologischem und kunstgeschichtlichem Material. Dazu kommt die überwältigende Masse ethnographischen Stoffes, dessen Lebensdauer noch nicht abgelaufen ist. Hier gilt es vor allem rasch zu sammeln und zu bergen. Tracht und Schmuck, Gerät und Werkzeug, die Hausindustrie in ihren mannigfachen, textilen, metallotechnischen, keramischen und glyptischen Produkten ist vielfach so eigenartig, so reizend schön oder so lehrreich altertümlich, dass man die Versammlungsplätze des Volkes, seine ländlichen und städtischen Märkte wie Museen durchwandert. Noch ist das ganze Land in dieser Hinsicht ein grosses, farbenreiches Lehr- und Bilderbuch; aber das Alte stürzt, und Zustände, die bei uns in Mitteleuropa längst erloschen sind, werden auch hier das Jahrhundert nicht überleben. Was der Erhaltung wert ist, wird erhalten, das eine in den neugegründeten Industrieschulen, deren Erzeugnisse die Bewunderung unseres Zeitalters herausfordern, das andere in Sammlungen, wo es für alle Zeiten die Blicke nachkommender Generationen fesseln wird.

Das auf so gediegenen Grundlagen aufgebaute bosnisch-hercegovinische Landesmuseum besitzt derzeit noch kein eigenes Haus; es wohnt zur Miete in mehreren Stockwerken eines dem Pensionsfonds der Landesregierung gehörigen Gebäudes. Die naturhistorische Abteilung ist, mit Ausnahme der Sammlungen wirbelloser Tiere, im Parterre des Hauses untergebracht. Hier dürfen wir die Erze und Kohlen, sowie die Gebirgsgesteine des mineralreichen Landes, dessen Bergbau schon zur Römerzeit und dann wieder im Mittelalter blühte, hervorheben. Man findet hier auch einige bergmännische Geräte aus alten Gruben. In der zoologischen Sammlung sind namentlich die Vögel glänzend vertreten; eine Eier- und eine Bälgesammlung ergänzt das ausgestellte Material. Hier interessieren uns auch die Geweihstangen des aus Bosnien verschwundenen Edelhirsches. Sie zeigen teilweise Spuren von Bearbeitung, dürften also sehr alt sein; vielleicht stammen einige dieser Funde noch aus der jüngeren Steinzeit. Indessen sind auch auf vielen der erwähnten »Bogomilensteine« Hirschjagden abgebildet, so dass das Tier im späteren Mittelalter gar nicht selten gewesen sein muss.

Die archäologischen, kunst- und kulturhistorischen Sammlungen befinden sich derzeit im zweiten Stockwerk des Gebäudes. Sie zerfallen nach der ursprünglichen Organisation in eine (A.) archäologische Abteilung (I. prähistorische Funde, II. römische Altertümer, III. mittelalterliche Funde, IV. Waffen und Kostüme, V. Manuskripte), dann eine (B.) numismatische (I. griechische und römische, II. byzantinische, III. südslavische, IV. ungarische, V. polnische, VI. österreichische, VII. venetianische, VIII. türkische, IX. sonstige Münzen) und eine (C.) Industrie-Abteilung (textile und metallotechnische Produkte). Vorläufig sind zu mancher dieser Gruppen erst die Cadres gebildet, manche beginnt sich zu füllen und bei anderen ist alles zur Mobilmachung vorbereitet. Das Museum ist von Fremden und Einheimischen stark besucht. Alles staunt über die Mannigfaltigkeit der Wege, auf welchen hier dem Rätsel »Mensch« in seiner bosnisch-hercegovinischen Verkörperung zu Leibe gegangen wird. Aber die Anstalt wird gar nicht wieder zu erkennen sein, wenn sie erst ihr eigenes Heim besitzt und alles hereinströmt, was jetzt aus Raummangel zurückgehalten oder im Depot verwahrt werden muss. Wir wollen einige der Gruppen hervorheben, welche die grösste Anziehung schon jetzt ausüben oder in Zukunft ausüben werden; es sind dies: die prähistorische Sammlung, die römischen und mittelalterlichen Inschriften und Skulpturen, die prunkvollen alten Waffen und die im grossartigsten Stil geplante und begonnene Kostümesammlung.

Die prähistorische Sammlung füllt gegenwärtig erst ein Zimmer, wird aber ganzer Säle bedürfen, wenn die Ausbeute mit den schon jetzt konstatierten Fundplätzen in einem halbwegs richtigen Verhältnis stehen wird. Ob und wann es dahin kommen wird, kann man heute noch nicht sagen — jedenfalls enthält das einzige Nekropolengebiet von Glasinac fünf- bis zehnmal mehr Funde, als der berühmte Salzberg bei Hallstatt, dessen Flachgräber heute erschöpft sind, geliefert hat. Von diesem breitflutenden Strome ist mit den bisher geöffneten 200 bis 250 Grabhügeln gleichsam nur eine Welle ins Museum geleitet worden. Die Direktion des letzteren hofft die seit 1888 begonnenen Grabungen nunmehr regelmässig fortsetzen zu können, ohne daneben andere wichtige Aufschlüsse zu vernachlässigen. Behufs näherer Kenntnisnahme von diesem höchst bedeutsamen Vorkommen muss ich auf die von Dr. C. Truhelka und mir in den »Mitteilungen« der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (Bd. XIX, S. 24 u. 134) und im »Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini« (Bd. I u. II) veröffentlichten Berichte über die bis 1889 ausgeführten Arbeiten verweisen. Ueber die kürzlich (August d. J.) abgeschlossenen zehnwöchentlichen Grabungen des Jahres 1890 ist noch kein Referat erschienen. Das gesamte prähistorische Material ist in der Neuaufstellung begriffen und wird ein wissenschaftlich

Digitized by Google

exaktes Bild altillyrischer Kultur aus der Zeit der grössten Ausbreitung dieses Volkes mit einem interessanten Vor- und Nachspiel rein bronzezeitlicher und jüngerer kelt-illyrischer Kulturzustände entrollen.

Die römischen Inschriften und Skulpturen sind heute grösstenteils noch im ganzen Lande zerstreut, werden jedoch in Evidenz und Obhut gehalten; ein Arkadenhof dürfte in Zukunft den besten Aufbewahrungsort für die Sammlung dieser Denkmäler bilden. Dasselbe gilt für die gleichartigen Monumente des späteren Mittelalters, deren Zahl und Dimensionen erdrückend grosse sind. Hier wird mit Rücksicht auf die Kolossalität der Steine ein sehr gutes Abklatsch- und Abgussverfahren angewendet, welches treue Kopien der Schrift- und Bildflächen liefert. Indessen wird man von der Aufstellung einiger Originalmonolithen wohl nicht Umgang nehmen können. Wer diese eigentümlichen Monumente aus der Litteratur näher kennen zu lernen wünscht, findet gute Proben in den bisher erschienenen Vierteljahrsheften der obengenannten Zeitschrift des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums. Auch hat die Leitung des letzteren schon an eine Sammlung dieser Quellen in einem »Corpus« gedacht, und wir können nur wünschen, dass die Vorarbeiten zu demselben rüstig fortschreiten mögen. Eine Anzahl Abbildungen publicierte ich in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien (Bd. XCVII 2, S. 491 und Bd. XCIX 2, S. 799), ferner in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (Bd. XIII, S. 169) und sonst; Inschriften von solchen Steinen hat namentlich Vid Vuletić Vukasović im »Vjestnik« der Agramer Archäologischen Gesellschaft und in der Bosnischen Museumszeitschrift herausgegeben. Eine Vermittelung der letzteren an deutsche oder andere des Slavischen nicht kundige Leser fehlt noch, wäre aber ebenso dankbar zu begrüssen, wie die verwandte Studien fördernde Uebersetzung südslavischer Volksdichtungen in ein weiter verbreitetes Idiom. Wir dürfen hier erwähnen, dass Herr Regierungsrat Konstantin Hörmann, der Redakteur des »Glasnik« und Leiter des bosnischen Landesmuseums, jüngst zwei Bände neu gesammelter bosnischer Volkslieder herausgegeben hat, welche die stattlichste Bereicherung unseres Wissens von diesem Zweige südslavischen Volkstums darstellen.

Die Kollektion der Waffen und Kostüme macht schon jetzt das Auge jedes Sammlers vor Freude leuchten. Wie wird sie aber erst glänzend dastehen, wenn nach den Intentionen der Regierung und gemäss dem Rahmen, den das Volksleben bildet, die Trachtensammlung zu einer der ersten Europas emporgediehen sein wird! Fortwährend mehrt sich dieses überraschend reichliche und schöne Material; mit der Schaustellung desselben an stilgerecht ausgeführten Figuren soll demnächst begonnen werden. Die historische Analyse wird hier ebensoviel zu thun bekommen, wie bei den anderen Erscheinungen, mit welchen Bosnien-Hercegovina in der Vergangenheit und in der Gegenwart unsere Wissbegierde reizt, wie bei den physischen Typen seiner Bewohner, wie bei den kunstvollen Arbeiten ihrer Hände und den Gebilden ihrer dichterischen Phantasie bis hinab zu der aus dunklen Elementen erwachsenen Mischkultur ihrer vorgeschichtlichen Ahnen. Man hat oft gesagt, dass Oesterreich-Ungarn in Bosnien und der Hercegovina ein Stück Römerarbeit verrichte; — wir glauben, es thut mehr als das. Den Beweis dafür, dass hier Höheres und Besseres geschieht, als irgend ein altes Volk auf neu errungenem Gebiete vollbracht hat, erbringt unter anderem das Landesmuseum in Sarajevo, dem zuliebe viele Forscher aus allen Ländern Europas den Weg durchs grüne Bosnathal bald nicht mehr scheuen werden.

Die arische Urzeit im Lichte der neuesten Anschauungen.

Von Karl Penka.

(Schluss.)

In klarer, übersichtlicher Weise gibt A. H. Sayce in einem im Juli-Heft der »Contemporary Review« erschienenen Essay (The primitive home of the Aryans) eine kurze Darstellung des von den Ariern vor ihrer ersten Trennung erreichten Kulturstandes, führt die für Asien als arische Urheimat geltend gemachten Gründe an, widerlegt dieselben, um schliesslich die Annahme der europäischen und insbesondere der von mir vertretenen skandinavischen Herkunft der Arier zu besprechen. Er findet, dass wenn auch die einzelnen Fäden in der Kette der für Nordeuropa als Wiege der Arier vorgebrachten Argumente nicht stark sein mögen, dieselben jedoch in ihrer Gesamtheit jenen Grad von Wahrscheinlichkeit erzielen, die wir überhaupt bei historischen Untersuchungen erreichen zu können hoffen dürfen. Meine Hypothese, dass Südskandinavien als die Heimat der Arier zu betrachten sei, scheint ihm mehr für sich zu haben, als irgend eine andere Hypothese, die über diesen Gegenstand aufgestellt worden ist. Eine weitere Bestätigung derselben erhofft derselbe von einer gründlicheren Prüfung der deutschen und keltischen Mythologie, von einer genaueren Kenntnis der Wörter nicht-arischen Ursprungs in den einzelnen arischen Sprachen und von dem Fortschritte der archäologischen Forschung.

Der Zeit und dem Inhalte nach reiht sich an Sayces Essay zunächst das kleine Werk von G. H. Rendall (The cradle of the Aryans. London, Macmillan and Co., 1889) an. Derselbe, Professor des Griechischen an der Universität in Liverpool, gibt in demselben in acht Kapiteln eine kritische, von Sachkenntnis und gesundem Urteile zeugende Darstellung der in den letzten Jahren hauptsächlich in Deutschland aufgestellten Ansichten über die arische

Digitized by Google

Urzeit; insbesondere versucht er es von Seite 39 an, von meinen Anschauungen und ihrer Begründung ein eingehenderes Bild zu entwerfen, als es bis dahin in englischen Werken geschehen war. Auf Grund seiner kritischen Nachprüfung gelangt Rendall S. 62 zu folgenden Resultaten: »Die Theorie von dem asiatischen Ursprung des Arischen entbehrt eines eigentlichen Beweises und beruht gegenwärtig hauptsächlich auf der Tradition und grundlosen Vorurteilen. Ihre einzige solide Stütze, der dem Sanskrit und Iranischen eingeräumte Anspruch auf eine grössere Ursprünglichkeit, ist gebrochen; einerseits hat der auf linguistischem, insbesondere phonologischem Gebiete erzielte Fortschritt den Anspruch selbst als ungültig nachgewiesen; andererseits ist die Ursprünglichkeit eines Typus gleichgültig für seinen lokalen Ursprung. Diese Theorie unterliegt Einwänden und Schwierigkeiten: das vollständige Fehlen arischer Elemente im Semitischen, Akkadischen und anderen einheimischen Sprachen Asiens ist ein sehr gewaltiges Argument a silentio; sowohl die Ergebnisse der Geschichts-, wie der geographischen Forschung stehen ihr entgegen; die Zeugnisse des indoeuropäischen Wörterbuches sind für dieselbe nahezu vernichtend; diese Theorie schliesst eine vernünftige Erklärung der allgemeinen Uebereinstimmung der Sprachen des Westens aus und lässt die beobachteten Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den verschiedenen Familien unerklärt und unerklärbar. Die Theorie von dem europäischen Ursprunge hingegen klärt alle diese Schwierigkeiten auf, ohne eine einzige neue zu schaffen. Sie ist in Uebereinstimmung mit den Zeugnissen des Wörterbuches; sie erklärt die Uebereinstimmung der europäischen Sprachen; sie erklärt die allmähliche Differenzierung von Sprachfamilien und trägt Rechnung den ununterbrochenen Wechselbeziehungen, welche die linguistischen Thatsachen bezeugen; sie gibt die beobachteten Verwandtschaftsverhältnisse zu; sie wird gestützt von der Phonologie und verteidigt von zahlreichen historischen Analogien; sie verdient deshalb vertrauensvolle Annahme. Gibt man den europäischen Ursprung zu, so führt der für das indoeuropäische Klima, für die indoeuropäischen Bäume und Fische, insbesondere für die Buche und den Aal geführte Nachweis in unzweifelhafter Weise zu der grossen nördlichen Ebene, die sich von der Nordsee bis zu den Grenzen des Schwarzen Meeres und der Kaspischen Wasserscheide erstreckt, und diese allein gewährt Raum für die weite Ausdehnung, die man infolge der ausgedehnten Entwickelungen von gesonderten Sprachfamilien aus dialektischen Verschiedenheiten anzunehmen gezwungen ist; das Wörterbuch zeigt ferner Vertrautheit mit Meertieren und dem Meere selbst, zweifellos der Nord- oder Ostsee. Soviel scheint durch den allmählichen Fortschritt der Beweisführung wohl gesichert. Ausserhalb dieser Grenze wird, wie es in der Natur der Sache liegt, das Urteil schwankend. Auf den ersten Blick muss als ein Werk müssigen Ratens der Versuch erscheinen, die Schöpfer des Arischen mit irgend einer Rasse zu identificieren. Allein die Prüfung zeigt, dass die möglichen Alternativen nur wenige sind und dass die noch hinzutretenden anthropologischen Beweise zugleich überzeugender und in sich übereinstimmender sind, als man hätte erwarten können; und Penka hat viel beigetragen zur Herstellung einer Verbindung zwischen dem Arischen und der Rasse der blondhaarigen, weisshäutigen Menschen, als deren eigentliche und unvordenkliche Heimat Skandinavien gefunden worden ist.« Von dem in seinen »L'Origine Européenne des Aryas« (1885) unternommenen Versuche Van den Gheyns S. J., meine Argumente zu widerlegen, bemerkt Rendall, dass derselbe, von einigen von mir selbst in Betracht gezogenen und widerlegten anthropologischen Einwänden abgesehen, wenig enthalte, was ihre Beweiskraft abzuschwächen geeignet wäre, wie denn überhaupt mein Versuch die vollständigste und befriedigendste Lösung von Problemen sei, von denen es kaum wahrscheinlich sei, dass sie jemals werden mit vollständiger historischer Gewissheit gelöst werden. Bemerkenswert ist noch, dass Sayce sowohl wie Rendall die Kenntnis des Ackerbaues dem arischen Urvolke zusprechen; treffend bemerkt letzterer mit Bezug auf die bekannte Gleichung skrt. jáva, griech. ζειά u. s. w. gegen Hehn und Mommsen, dass es durchaus unwahrscheinlich ist, dass der Name einer wildwachsenden Pflanze sich so weit verbreitet und so beständig sich gleich geblieben wäre; den von M. Müller in dessen »Biographies of words« unter dem Titel »Agriculture« zusammengestellten lexikalischen Zeugnissen legt derselbe für die Annahme urarischen Ackerbaus entscheidende Bedeutung bei.

Eine eingehende Darstellung der prähistorischen Ethnologie und Kultur Europas hat Isaac Taylor in seinem am Schlusse des vorigen Jahres herausgegebenen Werke »The Origin of the Aryans. An account of the prehistoric ethnology and civilisation of Europe« (London, Walter Scott, S. 339), das den dritten Band der von H. Ellis herausgegebenen »Contemporary Science Series« bildet, in sechs Kapiteln (die arische Streitfrage, die prähistorischen Rassen Europas, die neolithische Kultur, die arische Rasse, die Entwickelung der arischen Sprache, die arische Mythologie) zu geben versucht. Taylors Anschauungen über diese Fragen, den Freunden anthropologisch-linguistischer Forschung bereits aus dessen auf der Manchester-Versammlung (1887) der British Association gehaltenen Vortrage (vervollständigt mitgeteilt im »Journal of the Anthropol. Institute«, 1888, S. 238—269) bekannt, erscheinen hier wieder in ausführlicherer und teilweise verbesserter Darlegung. Dessenungeachtet dürfte ihnen wohl wieder dasselbe Los der Ablehnung zu teil werden, dem dieselben gleich nach ihrem ersten Bekanntwerden in England verfielen.

Digitized by Google

Auch Taylor hat sich gleich den meisten anderen Gelehrten Englands zu der Ansicht bekehrt, dass die Wiege der Arier nicht in Asien, sondern in Europa zu suchen sei. In Europa gäbe es seit der neolithischen Zeit vier verschiedene anthropologische Typen, von denen aber nur einer als der eigentlich arische gelten könne; alle anderen Europäer, die arische Sprachen sprechen, müssten als arisiert betrachtet werden; dies ergebe sich einerseits aus der Veränderlichkeit der Sprache und der Stabilität des Rassentypus andererseits. Seine vier anthropologischen Typen sind: 1. der skandinavisch-germanische, 2. der iberische, von kleiner Statur, dunklem Kolorit, dolichocephalem Schädelbau, gegenwärtig vertreten durch einen Teil der Waliser und Iren, durch die Korsen und spanischen Basken; mit ihm sei zunächst der Typus der Berbern Afrikas verwandt, 3. der keltische, von grosser Statur, nordischer Herkunft, brachycephalem Schädelbau, vertreten in den Round barrows Englands, in Belgien, Frankreich, sowie in dänischen Gräbern. Die Menschen dieses Typus seien makrognath, von roter Gesichtsfarbe, hellen Augen und rötlichen Haaren; ihr Schädelindex sei 81. Dieser Typus sei gegenwärtig durch die Dänen, die Slaven und einen Teil der Iren vertreten; mit ihm sei zunächst der ugrische Typus verwandt, 4. der ligurische, von kleiner Statur, brachycephalem Schädelbau, einem Schädelindex von 84, schwarzen Haaren, meist orthognath, in einigen belgischen Höhlen und in den Dolmen des mittleren Frankreichs, gegenwärtig durch die Auvergnaten, Savoyarden und die Schweizer vertreten; mit ihm sei zunächst der lappische oder finnische Typus verwandt.

Taylor glaubt nun, wenn auch nicht mit voller Sicherheit, den dritten (»keltischen«) Typus als den eigentlichen arischen ansprechen zu sollen. Den ersten (den skandinavisch-germanischen) könne man deshalb nicht dafür in Anspruch nehmen, weil die Vorfahren der späteren Germanen, die er gleich mir mit den paläolithischen Bewohnern Mitteleuropas und den dänischen Kjökkenmöddinger-Menschen identificiert, wie eben die Kjökkenmöddinger-Funde beweisen würden, auf einer zu tiefen Kulturstufe gestanden sein sollen, als dass man ihnen die Arisierung der übrigen Rassen zumuten könnte, wie denn überhaupt der dolichocephale Typus geistig tiefer stehe als der brachycephale und auch die späteren rein germanischen Völker der Sachsen, Angeln, Goten, Friesen und Skandinavier aus sich selbst keine höhere Kultur entwickelt hätten; ausserdem hätten sich in phonologischer und morphologischer Hinsicht die germanischen Sprachen sehr weit von der arischen Grundsprache entfernt; am nächsten komme derselben das Litauische; daraus folge, dass die Litauer, die alle charakteristischen Merkmale seines dritten Typus zeigen, den besten Anspruch darauf haben, als Vertreter der eigentlichen arischen Rasse zu gelten; und gleichwie dieser Typus mit dem finnisch-ugrischen übereinstimme, so sollen auch die arischen Sprachen in lexikalischer und grammatischer Hinsicht eine derartige Aehnlichkeit mit der finnisch-ugrischen zeigen, dass der Gedanke nahe liege, die ersteren hätten sich aus letzteren entwickelt; wie sich in dem Finnischen die Grundform der Sprache erhalten habe, aus der sich das Arische entwickelt habe, so nähere sich das archäische, halb agglutinative Litauische am nächsten dem halb flexivischen Finnischen; es sei mithin wahrscheinlich, dass am Schlusse der Rentierperiode ein finnisches Volk in Westeuropa erschienen, dessen Sprache, auf seiner ersten Entwickelungsstufe stehen geblieben, durch das agglutinative Baskische vertreten sei und dass erst viel später beim Beginne des Hirtenzeitalters, nachdem bereits das Rind gezähmt worden, ein grösseres und kräftigeres finnisch-ugrisches Volk in Centraleuropa das flexivische Arische entwickelt habe.

Taylors Theorie von dem finnisch-ugrischen Ursprunge der Arier und ihrer Sprache ist nichts anderes als eine Fortbildung der einst von dem englischen Anthropologen Thurnam aufgestellten, von mir in meiner »Herkunft der Arier« S. 13—17 kurz mitgeteilten und widerlegten Theorie von der turanischen Abstammung der eigentlichen arisch-keltischen Bevölkerung Britanniens und Galliens einerseits und der von mehreren Sprachforschern behaupteten ursprünglichen Einheit der arischen und finnisch-ugrischen Sprachen andererseits. Bedenkt man, dass Thurnam seine Theorie hauptsächlich unter dem Einflusse der damals allgemein in den Kreisen der Sprachforscher geglaubten Annahme formulierte, dass die Arier schon in ihrer vermeintlich asiatischen Heimat die Bronze kannten und von dort nach Europa brachten, dass die Annahme einer ursprünglichen arisch-finnischen Spracheinheit gleichfalls von Sprachforschern ausgegangen ist und dass auch bei der Bestimmung der arischen Ursitze für Taylor hauptsächlich das Moment maassgebend war, dass das Litauische der arischen Grundsprache unter sämtlichen gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen am nächsten komme, so sieht man deutlich, dass Taylors anthropologische Schlussfolgerungen im hohen Grade von linguistischen Anschauungen beeinflusst sind.

Es lässt sich leicht darthun, dass sowohl die letzteren wie die ersteren durchaus unrichtig sind. Dass man aus der wirklichen oder vermeintlichen Ursprünglichkeit einer arischen Sprache keinen Rückschluss auf die Nähe der arischen Urheimat zu ziehen berechtigt ist, wurde bereits oben bemerkt. Ebensowenig berechtigen die zahlreichen arischen Elemente, sowohl lexikalischer wie grammatischer Art, die wirklich in den finnisch-ugrischen Sprachen nachzuweisen sind, die Annahme einer ursprünglichen arisch-finnischen Spracheinheit; diese Spracheinheit würde notwendigerweise eine anthropologische Einheit und Gleichheit mit allen anderen turanischen Völkern zur Voraussetzung haben. Diese Einheit und

Digitized by Google

Gleichheit besteht aber nicht, sondern im Gegenteile alle finnisch-ugrischen Völker zeigen alle charakteristischen Merkmale von Mischvölkern, und es ergibt sich daraus von selbst der Schluss, auch ihre Sprachen als Mischsprachen zu betrachten. Die finnisch-ugrischen Völker sind geradeso Mischvölker, hervorgegangen aus der Verbindung des eigentlichen turanischen Typus mit dem von mir und anderen als arisch in Anspruch genommenen blonden dolichocephalen Typus Europas, wie Taylors dritter (»keltischer«) Typus, den er als den eigentlichen arischen betrachtet, kein primärer Typus, sondern ebenfalls nur ein Mischtypus ist, eine jener zahlreichen Mischformen, wie sie sich aus der Verbindung der blonden dolichocephalen und der dunklen brachycephalen Rasse ergeben haben. Man wüsste auch wirklich nicht, wo und wie sich im Sinne Taylors dieser Typus aus dem ligurisch-turanischen, den Thurnam ohne Rücksicht auf die so häufig auch bei nichtgermanisch-arischen Völkern bezeugte helle Komplexion als den eigentlichen arischen Typus erklärt hatte, habe entwickeln können.

Taylor hat offenbar, um dem von mir gegen die Thurnamsche Theorie erhobenen, soeben angedeuteten Einwande zu begegnen, an Stelle des reinen turanischen Typus einen Typus von heller Komplexion gesetzt, ohne zu bedenken, dass nicht nur helle Komplexion als eine der hervorstechendsten somatischen Eigenschaften aller unvermischten arischen Völker bezeugt wird, sondern dass auch, wie sich aus den ältesten Schädelfunden und plastischen Darstellungen ergibt, die arische Schädelform keineswegs brachycephal, sondern dolichocephal war. Und dies gilt nicht nur für die Germanen, sondern auch für die übrigen arischen Völker und zwar für Zeiten, wo an germanische Einwanderungen nicht im entferntesten gedacht werden kann.

Der morphologische Habitus der arischen Sprachen spricht gleichfalls gegen ihre turanische Herkunft, nicht für dieselbe, wie Taylor meint. Denn während alle unvermischten turanischen Sprachen rein agglutinativ sind, zeigen die arischen Sprachen zumal auf den früheren Stufen ihrer Entwickelung vorwiegend flexivisches Gepräge, und es ist von Sayce und mir schon längst die ältere Meinung, als habe sich die Flexion aus der Agglutination entwickelt, als eine unrichtige nachgewiesen worden.

Es mögen noch kurz die archäologischen, geographischen und sprachlichen Bedenken, die Taylor gegen meine südskandinavische Hypothese vorbringt, besprochen werden. Die Kultur des dänischen Kjökkenmöddingervolkes sei eine tieferstehende gewesen, als sie die linguistische Paläontologie für das arische Urvolk annehme. Dieser Einwand wäre berechtigt, wenn ich die Kjökkenmöddingerperiode ohne weiteres mit der der ersten Trennung der arischen Völker unmittelbar vorausliegenden Periode identificiert und nicht vielmehr dieselbe als die einzig in Europa vorhandene Uebergangsperiode (mesolithische Periode) zwischen dem paläolithischen und neolithischen Zeitalter nachzuweisen versucht hätte. Und dass die neolithische Kultur Südskandinaviens mit der Mitteleuropas identisch ist und von einem Volke getragen wurde, das somatisch von den späteren Germanen sich nicht unterschied, bedarf keines weiteren Nachweises. Auch den geringen Umfang des Landes kann ich nicht als einen stichhaltigen Einwurf gelten lassen. Dass weite Landstriche von einem verhältnismässig sehr kleinen Mittelpunkte aus neue Sprachen erhalten können, zeigt die von dem kleinen Latium aus über grosse Ländergebiete erfolgte Verbreitung der lateinischen Sprache in alter Zeit und die in verhältnismässig kurzer Zeit über weit entlegene Erdteile erfolgte Ausbreitung des Englischen in neuer Zeit. Ja gerade der Umstand, dass die natürliche Beschaffenheit Skandinaviens die innere Kolonisation in enggeschlossene Grenzen bannt, musste die überschüssige Bevölkerung immer und immer wieder dazu zwingen, ausserhalb ihres Heimatsgebietes neue Wohnsitze zu suchen, geradeso wie sie es noch jetzt thut und thun muss. Dann vergesse man nicht, dass wohl in allen Zeiten in den dem Heimatlande ferner gelegenen Gebieten das eigentliche arische Element in der Minderheit war, das nur durch seine körperliche und geistige Ueberlegenheit in dem von ihm besiedelten Lande seine Sprache und Sitte zur herrschenden machte. Der Einwand, dass sich die germanischen Sprachen sowohl in phonologischer wie in morphologischer Hinsicht ziemlich weit von den arischen Grundformen entfernt haben, hätte nur dann einige Berechtigung, wenn Südskandinavien zugleich als die Wiege der germanischen Völker und Sprachen angenommen werden würde. Nun lässt sich aber darthun, dass als die Wiege dieser Völker und Sprachen das mittlere Skandinavien betrachtet werden muss, ein Gebiet, für welches sich gleichfalls wie für die übrigen Länder Europas auf dem Wege historisch-archäologisch-anthropologischer Untersuchung ein vorarisch-allophyles Element nachweisen lässt, das auf die Sprache der von Süden gekommenen Arier (der späteren Germanen) nicht ohne tiefgehenden Einfluss geblieben ist.

In dem Essay (Questions aryennes), das G. de Lapouge, der durch seine geistvollen, die anthropologischen Grundlagen unserer social-politischen Verhältnisse und Anschauungen behandelnden Untersuchungen schnell zu Ruf gelangte Vertreter der Anthropologie an der Universität zu Montpellier, im zweiten Hefte der Revue d'anthropologie (1889) veröffentlicht hat, gibt derselbe eine kurze Darstellung der hauptsächlichsten Streitpunkte und der bisher versuchten Lösungen, um dann eingehender meine Theorie, der er sich ganz anschliesst, darzulegen. Für ihn stehe es ausser Zweifel: »La race aryenne des historiens et des philologues est identique à la race dolichocéphale blonde des anthropologistes, et son berceau est la partie nordouest

Digitized by Google

de l'Europe telle qu'elle existait dans la seconde moitié des temps quaternaires. Il existe infiniment peu de probabilité que des découvertes nouvelles viennent infirmer ces conclusions, vers lesquelles convergent actuellement toutes les preuves.«

Wir wenden uns nun zur Besprechung des der zweiten Richtung angehörenden, im Vorjahre in zweiter Auflage erschienenen Werkes von O. Schrader: »Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indo-germanischen Altertums, Jena 1890.« Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich dadurch, dass es Schrader unternimmt, die arischen Ursitze näher zu bestimmen, nachdem er sich in der ersten Auflage seines Werkes (1883) damit begnügt hatte, nur ganz allgemein die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, dass der Ursprung der indogermanischen Völker eher west- als ostwärts zu suchen sei, als die den Thatsachen weitaus entsprechendere hinzustellen. Obwohl Schrader selbst S. 209 bemerkt, dass die vergleichende Sprachwissenschaft, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, nicht im stande sei, eine zuverlässige Erforschung der indogermanischen Vorzeit herbeizuführen, S. 212 es für notwendig erklärt, dass sich Sprachforschung, Prähistorie und Geschichtsforschung zu gemeinsamer Arbeit schwesterlich die Hände reichen und es S. 358 als einen nicht wenig bedeutsamen Fortschritt hinstellt, dass allmählich alle auf die Geschichte des Menschen bezüglichen Wissenschaften zu dem Probleme der Urheimat der Indogermanen ihre Stellung zu nehmen anfangen und dass damit die »einseitige und darum schädliche Behandlung desselben von seiten der Grammatik« ihr Ende erreicht habe, so verfährt er doch wieder nur rein linguistisch, um zu einer Lösung unseres Problems zu gelangen, und erklärt noch überdies am Schlusse des die »Heimat« behandelnden Abschnittes, dass bei dem gegenwärtigen Stadium der Forschung dies der einzige Weg sei, auf welchem man sich mit der Hoffnung auf Erfolg dem gestellten Probleme nähern könne.

Schrader geht von der Annahme aus, dass die europäischen Indogermanen einmal eine Epoche durchlebt haben, in welcher dieselben eine Reihe von Kulturerwerbungen gemacht haben, an denen die asiatischen Indogermanen nicht mehr teilgenommen haben sollen. Diese angeblichen Kulturerwerbungen beziehen sich hauptsächlich auf den Ackerbau und werden aus den grösseren Uebereinstimmungen der europäischen Sprachen hinsichtlich der auf denselben bezüglichen Benennungen gegenüber den asiatisch-indogermanischen Sprachen gefolgert. Als Schauplatz dieser europäischen Kulturgemeinschaft könne keine andere Oertlichkeit als das osteuropäische Gebiet betrachtet werden, das im Süden von der Donau und dem Meere, im Osten von dem Dnjepr, im Norden von den Wäldern und Sümpfen Wolhyniens, im Westen von den Karpathen begrenzt wird. Hier hätten den aus dem Innern der südrussischen Steppen hervorquellenden europäischen Indogermanen die Karpathen im Westen, der Urwald im Norden ein gebieterisches Halt zugerufen. Hier habe den an die baumlose Steppe gewöhnten Nomaden die Vegetation des mitteleuropäischen Waldes umfangen und eine genauere Terminologie der einzelnen Bäume geheischt. Vor allem aber, je mehr das Vorrücken gegen Westen und Norden sich verlangsamt, je mehr die Völker sich gestaut, je seltener infolgedessen die auf diesem Gebiete ohnehin nicht allzu reichlichen Weideplätze geworden, um so mehr sei der Nomade dazu gezwungen worden, den ungewohnten Pflug in die Hand zu nehmen, der glücklicherweise für ihn gerade hier auf fruchtbares Erdreich gestossen, und so erkläre sich hier einfach und ungezwungen zugleich mit der Neuschöpfung einer Terminologie für den mitteleuropäischen Wald die Ausbildung jener Ackerbausprache, die sich auf die europäischen Indogermanen beschränke. Auf diesem Gebiete hätte ferner die Mehrzahl der indogermanischen Stämme die Buche, hier hätten dieselben erst den Honig und die Biene, sowie den Hirsch und das Reh, vielleicht sogar auch den Löwen und das Meer kennen gelernt. Und schliesslich lasse sich auch von der geschilderten Oertlichkeit aus am einfachsten und ungezwungensten das Einrücken der einzelnen indogermanischen Völker in ihre ältesten historischen Wohnsitze begreifen.

In ähnlicher Weise habe das Gebirge, das den aus irgend einem Teile des europäisch-asiatischen Steppengebietes vom Aralsee her den Oxus und Iaxartes entlang in ihre neue Heimat einziehenden asiatischen Indogermanen entgegengetreten, die nomadische Ausdehnung der Weideplätze eingeschränkt und den Bewohnern auf die Bebauung der gerade am oberen Oxus und Iaxartes häufigeren und ausgedehnteren, für Ackerbau geeigneten Thalebenen hingewiesen; hier sei ihnen auch die erste Kunde des der Urzeit noch unbekannten Goldes zugekommen.

Schrader glaubt nun, dass jener Punkt des europäisch-asiatischen Steppengebietes als Urheimat der Indogermanen in Anspruch genommen werden müsse, der gleich weit von den Mündungen der Donau wie von dem oberen Laufe des Oxus und Iaxartes entfernt wäre. Dieser Punkt sei der Mittellauf der Wolga. Für dieses Gebiet spreche auch der Umstand, dass dem ungetrennten indogermanischen Urvolk wohl das Pferd, nicht aber der Esel und das Kameel bekannt gewesen, dafür sprächen ferner die mannigfaltigen Berührungen zwischen finnischer und indogermanischer Sprache und Art, dafür spreche endlich der Umstand, dass der alte Name der Wolga (Πᾶ) ein urindogermanisches Gepräge habe (*sravâ = »Strom«).

Schon von rein linguistischem Standpunkte aus unterliegen diese Aufstellungen den schwersten Bedenken. Es mag, insbesondere für spätere Perioden

Digitized by Google

zugegeben werden, dass sich Kulturgemeinschaft und Spracheinheit decken können, aber nicht notwendigerweise zu decken brauchen. Ob es aber in unserem Falle zulässig ist, eine europäische Sprachgemeinschaft zu leugnen, wie es Schrader thut, und trotzdem eine europäische Kulturgemeinschaft anzunehmen, möge folgende Erwägung zeigen. Das von Schrader als Schauplatz seiner europäischen Kulturgemeinschaft bezeichnete Gebiet fällt grösstenteils mit dem Gebiete zusammen, das gegenwärtig wohl allgemein (auch von Schrader) als die älteste und eigentliche Heimat der Slaven betrachtet wird. Auch wenn wir nur die letzten historisch bezeugten Wanderungen vom 5. bis zum 7. Jahrhundert ins Auge fassen, kommen wir noch immer zu einem Zeitraum von 12—1400 Jahren, der seit jener Trennung verflossen ist und doch nicht vermocht hat, trotz der grossen räumlichen Entfernungen und anderweitiger durch kulturelle und politische Verhältnisse bedingter Einwirkungen, den einheitlichen Charakter sämtlicher slavischer Sprachen zu verwischen. Und nun sollen wir annehmen, dass während eines kürzeren Zeitraumes auf einem kleineren, grösstenteils flachen Gebiete der einheitliche Charakter der arischen Grundsprache verloren gegangen und sich dieselbe in eine Menge von Sondersprachen differenciert habe, dass aber nichtsdestoweniger der Verkehr der neuentstandenen Völker ein äusserst reger, alle Kulturerrungenschaften schnell vermittelnder geworden ist? Denn da bereits die späteren Wohnsitze der arischen Völker in Europa grösstenteils schon während der jüngeren Steinzeit von ihnen besiedelt erscheinen, die Besiedelung also hauptsächlich noch während dieser Zeit erfolgt sein muss, so kommen wir, selbst wenn wir den Zeitpunkt der ersten Trennung des arischen Urvolkes noch so weit zurückverlegen (3000 bis 3500 vor Chr.) und das Ende des neolithischen Zeitalters noch so weit vorschieben, höchstens zu einem Zeitraum von 1500 Jahren, während welches die arische Grundsprache in einer Reihe von Sondersprachen sich aufgelöst habe und die späteren arischen Völker Europas entstanden sein sollen! Und dabei will sich Schrader selbst nicht der Annahme verschliessen, dass die divergierende Entwickelung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen gewesen ist (S. 153)! Vollends ungeheuerlich erscheint diese Annahme, wenn wir uns im Sinne derselben die Geschichte der Germanen und ihrer Sprachen rekonstruieren. Jede Theorie, die nicht Skandinavien als die Heimat der Arier betrachtet, muss die vorhistorischen dolichocephalen Bewohner desselben, die somatisch von den heutigen Bewohnern nicht verschieden sind, als Germanen betrachten. Betrachtet sie aber dieselben als Germanen, so muss sie dieselben bereits im Besitze der germanischen Grundsprache mit allen den charakteristischen Erscheinungen phonologischer und morphologischer Art, durch die sich dieselbe von allen anderen arischen Sprachen unterscheidet (dem konsonantischen Auslautgesetz, der Lautverschiebung, dem vokalischen Auslautgesetz u. s. w.) nach Skandinavien einwandern lassen. Denn anzunehmen, dass sich unabhängig von der kontinentalen Entwickelung in dem durch das Meer getrennten Skandinavien dieselben Eigentümlichkeiten in der Sprache der einwandernden Arier entwickelt hätten, ist vollkommen unmöglich. Andererseits geht es ebensowenig an, die germanische Grundsprache sich bereits in der neolithischen Zeit auf dem von Schrader für seine europäische Kulturgemeinschaft in Anspruch genommenen Gebiete und dessen nordwestlicher Umgebung, deren archäologischer Charakter in der neolithischen Periode vollkommen identisch mit dem Skandinaviens ist, entstanden zu denken. Denn da dieser Landstrich in geographischer Beziehung sich von den umliegenden, entweder von Slaven, Litauern oder Kelten besiedelten Gebieten nicht unterscheidet, wir auch immer in diesen Ländern auf ein und dasselbe vor- und anarische Bevölkerungselement stossen, so wäre es unerklärlich, wie in einer verhältnismässig kurzen Zeit sich das Germanische mit allen seinen schroffen Eigentümlichkeiten neben dem Keltischen und Slavolettischen sollte entwickelt haben. Die spätere Geschichte aller arischen Sprachen spricht in entschiedenster Weise dagegen.

Es ist aber auch nicht richtig, dass das von Schrader bezeichnete Terrain und nur dieses allein, wie er meint, die Bedingungen erfülle, die er an den Schauplatz der von ihm behaupteten europäischen Kulturentwickelung glaubt stellen zu müssen. Waren wirklich die physischen Hindernisse, die sich der weiteren Ausbreitung der wachsenden Menge entgegenstellten, wirklich so gross, dass die »nomadisierenden« Arier keinen anderen Ausweg mehr wussten, als schnell den »ungewohnten« Pflug zu nehmen und die Erde mühsam zu bearbeiten? Diese Schwierigkeiten haben auch zur Zeit der Auflösung seines »vorhistorischen europäischen Völkerzusammenhangs« bestanden und waren trotzdem nach Schrader selbst durchaus kein Hindernis für die einzelnen arischen Völker, in ihre späteren Sitze einzurücken. Derselbe schreibt S. 627: »In dem fast undurchdringlichen Urwald, welcher damals nicht nur den Rumpf, sondern auch die Glieder unseres Erdteils bedeckte, mussten die Betten der Ströme und die Küsten des Meeres den vorwärts drängenden Scharen die einzigen und willkommenen Wegweiser sein. Durch sie dürfen wir uns daher zumeist die Wanderungsrichtungen der europäischen Indogermanen bedingt denken. Und von welchem Teile Europas gingen mehr derartige und in verschiedenartiger Richtung verlaufende Strassen aus als von der Oertlichkeit, welche wir als den Schauplatz jenes vorhistorischen europäischen Völkerzusammenhangs in Anspruch genommen haben? So mochten die Slaven und Litauer stromaufwärts des Dnjepr in ihre oben bezeichneten Wohnsitze am

Digitized by Google

Mittellauf dieses Flusses, bezüglich nordwärts des Pripet einrücken. Die Germanen, dem Laufe des Dnjestr folgend, das Meer im Süden lassend, konnten von hier in das Flussgebiet der Weichsel und Oder übergehen u. s. w.« Stand somit den vordringenden Ariern der ganze Süden, Nordwesten und Norden offen, so wäre es ferner vom Standpunkte der Schraderschen Hypothese vollends unbegreiflich, warum sie sich nicht nach Nordosten, nach den alten Wohnsitzen der Finnen gewandt haben. Seien sie doch mit diesen von jeher in Verbindung gestanden, seien ihnen doch von diesen im Handelswege und zwar noch in der proethnischen Periode das Kupfer und der Honig zugekommen (S. 464 und 632). Hat wirklich der Nomade, wie Schrader S. 413 an dem Beispiele der Baschkiren nachzuweisen versucht, eine so grosse Abneigung gegen den mühsamen Ackerbau, dann dürfte wohl auch der »nomadisierende« Arier keine Mühe, ja selbst nicht den Kampf mit den übrigens schwächeren Finnen gescheut haben, um neue Weideplätze zu erhalten und keinen Gebrauch von dem »verhassten« Pfluge machen zu müssen.

Angesichts dieser Schwierigkeiten und Widersprüche liegt die Frage nahe, ob denn wirklich auch Schraders Grundannahme, »dass die europäischen Indogermanen einmal eine Epoche durchlebt haben, in welcher dieselben eine Reihe von Kulturerwerbungen gemacht haben, an denen die asiatischen Indogermanen nicht mehr teilnahmen«, berechtigt ist und als das sichere Ergebnis methodischer Forschung angesehen werden kann, oder ob nicht die derselben zu Grunde liegenden Thatsachen eine andere und wahrscheinlichere Deutung zulassen. Bei der Besprechung der Thatsache, dass die Uebereinstimmung der Baumnamen zwischen Europa und Asien sich nur auf die Birke und Weide beschränke, die übrigen Waldbäume nur in den europäischen Sprachen die gleiche Benennung aufweisen, ist es Schrader selbst, der nicht ohne weiteres den Schluss gelten lassen will, dass die ungetrennten Indogermanen auf einem waldarmen Gebiete gewohnt haben, und dass erst die Europäer ein waldreiches Terrain betraten, da es ja möglich sei, dass auch die asiatischen Indogermanen einstmals an jenen europäischen Baumnamen teilgehabt und sie bei dem Zuge durch baumleere Steppen und mit dem Eintritt in neue Vegetationen eingebüsst haben. Und was die Ausdrücke des Ackerbaues anlangt, so reichen die europäisch-asiatischen Uebereinstimmungen vollkommen hin, um die Annahme eines urarischen Ackerbaues zu begründen, und Schrader selbst wagt es nicht, sich zur gegenteiligen Ansicht in unzweideutiger und entschiedener Weise zu bekennen (s. S. 412). Und liegt es da nicht näher, anzunehmen, dass die nach Asien aus einem Waldgebiet einwandernden Arier auf ihrem Zuge durch die aralo-kaspischen Steppen den Ackerbau nicht ausgeübt und infolgedessen auch die Ackerbausprache zum grössten Teile vergessen haben? Jedenfalls ist diese Erklärung einfacher und natürlicher, als einen wenn auch noch so primitiven Ackerbau in der Steppe entstehen zu lassen.

Abgesehen von diesen Schwierigkeiten, erheben sich gegen das von Schrader als Urheimat der Arier in Anspruch genommene Gebiet der mittleren Wolga auch noch andere Bedenken. Wie aus der Uebereinstimmung des Namens hervorgeht, kannte das arische Urvolk den Honig. Können wir da glauben, dass, da die Biene in der Steppe nicht vorkommt, es denselben nur im Handelsverkehr kennen gelernt und bezogen habe? Und können wir glauben, dass das arische Urvolk einem Tiere wie dem Bären, das überhaupt in der Steppe nicht lebt, einen Namen gegeben hat? Ebensowenig entspricht das von Schrader für seine europäische Kulturgemeinschaft in Anspruch genommene Gebiet den Anforderungen, die man an dieses Gebiet stellen müsste. Auf diesem Gebiete kommt nämlich weder der Lachs noch der Aal vor, Tiere, deren Namen den sicheren Schluss gestatten, dass wenigstens bereits die europäischen Arier dieselben gekannt haben. Wenn Schrader, hierin M. Müller folgend, behauptet, dass die Namen des Aals erst in den Einzelsprachen entstandene Diminutivableitungen eines ursprünglichen Wortes für Schlange sein können und wahrscheinlich sind, so habe ich das Unberechtigte einer solchen Annahme bereits an einer anderen Stelle (Mitteilungen der Wiener Anthrop. Ges. 1888, S. 61) dargethan. Merkwürdig bleibt es ferner, dass Schrader, der in der ersten Auflage seines Werkes S. 453 für wahrscheinlich hielt, dass der ursprüngliche Typus des indogermanischen Urvolkes am treuesten von den europäischen Nordstämmen bewahrt worden sei, gegenwärtig der Erörterung dieses für die Entscheidung der Heimatsfrage hochwichtigen Punktes sorgfältig aus dem Wege geht (S. 161), trotzdem er noch ein Jahr zuvor (1888) es Bradke zum schweren Vorwurfe gemacht hatte, dass derselbe den anthropologischen, von unserem Thema »völlig untrennbaren« Gesichtspunkt vernachlässigt habe. Er mochte es wohl selbst gefühlt haben, dass es ganz unmöglich ist, die von mir und anderen als Schöpfer und Hauptträger des Arischen betrachtete blonde dolichocephale Rasse mit ihrer tief eingewurzelten Vorliebe für Wald und Baum, für die sich von jeher das maritime Klima des nordwestlichen Europa am günstigsten erwiesen, in der pontisch-kaspischen Steppenregion mit seinem jeder Kulturentwickelung feindlichen Klima sich entstanden zu denken und zugleich anzunehmen, dass dieselbe hier in ihrer angeblichen Urheimat, wo man ihre zahlreichsten Repräsentanten zu finden erwarten sollte, entweder durch den Einfluss desselben Klimas, auf dessen Einwirkung man doch die Entstehung ihrer Sonderart zurückführen müsste, vollständig ausgestorben oder von den benachbarten schwächeren Rassen vollständig vertrieben worden sei. Ebensowenig hat er es versucht, seine Hypothese vom archäologischen

Digitized by Google

und historischen Standpunkte aus wahrscheinlich zu machen.

Es bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten des neuesten Werkes von Bradke (Ueber Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, Giessen 1890) Erwähnung zu thun. Dasselbe richtet sich gegen Schraders urgeschichtliche Arbeiten, insbesondere gegen seine »Sprachvergleichung und Urgeschichte«, von denen er nachzuweisen versucht, dass das, was in ihnen Anerkennung verdiene, auf Victor Hehn zurückgehe, das übrige aber als methodisch und wissenschaftlich verfehlt abzuweisen sei. Der erste Abschnitt handelt über die altarischen Metallnamen (S. 3—43), der zweite über die urarische Kultur (S. 144—308). Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in deren polemischen Ausführungen, die allerdings nicht verfehlen dürften, die Wertschätzung des bei seinem ersten Erscheinen ziemlich allgemein mit Beifall aufgenommenen Schraderschen Werkes stark herabzudrücken.

Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes.

Von P. v. Stenin-Petersburg.

(Schluss.)

In sonderbarem Anzuge beginnt der Schamane umherzuspringen und zu heulen, rasselt mit der Schellentrommel und schlägt sich mit einem wuchtigen Stock unbarmherzig auf Kopf und Leib, bis er besinnungslos zusammenbricht. Seine Angehörigen betten ihn auf ein Lager, und erst am anderen Tage befragt man ihn über den ihm geoffenbarten Willen Anduris. Nicht selten kommt es vor, wie Margaritoff berichtet, dass der Schamane nach seinem Tanze den Verstand verliert.

Die Orotschonen haben keine Ahnung von einem jenseitigen Leben, und unser Gewährsmann Nadaroff bekam oft von ihnen zu hören: »Wir wissen nicht, ob der Teufel oder Gott die Toten zu sich nimmt.« Die Zeitrechnung ist den Chinesen entlehnt, ursprünglich rechneten die Orotschonen nach dem Erscheinen des Rotfisches (*keta*), so dass es anstatt »25 Jahre alt« hiess: »er ass schon 25 mal den keta«. Eine Schrift fehlt und selbst viele Gegenstände bezeichnen sie mit chinesischen Namen (z. B. ihre Felljacke mit dem chinesischen Worte *pingau*).

Der Einfluss der jetzigen Herren des Amurlandes, der Russen, ist äusserst gering; es gelang allerdings den Missionaren, einige Orotschonen zum griechischen Christentum zu bekehren, doch beschränkt sich das letztere auf das Tragen eines Kreuzes oder Heiligenbildchens am Halse. Am Flusse Tundsha konnten sich die getauften Orotschonen auf Margaritoffs Befragen kaum noch auf ihre russischen Taufnamen besinnen, 5—6 Mann schlugen Kreuz nach der Vorschrift der griechischen Kirche, doch ihr Verständnis für die erhabenen Lehren des Christentums war gleich Null, da die griechisch-katholischen Priester sie seit acht Jahren nicht mehr besucht hatten. Nur an den Flüssen Chodé und Ui, wo beständig russisches Militär in Besatzung liegt, waren die russischen Namen bei den getauften Orotschonen vorherrschend.

Als Haupt der Orotschonenfamilie gilt der Vater, welchem die Söhne unbedingt gehorchen. Die Weiber nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein und müssen die schwersten Arbeiten verrichten. Die Geburt eines Kindes wird bei den Orotschonen mit Freuden begrüsst; für die Gebärende wird eine besondere Hütte gebaut, wo sie zwei Wochen lang bleibt; nach Ablauf dieser Zeit bezieht sie eine neue Hütte, in welcher sie sich weitere zwei Wochen aufhält. Während dieser ganzen Periode wird sie für unrein gehalten und niemand, ausser ihrem Manne, darf ihre Hütte betreten. Einen Monat nach der Entbindung darf die Frau in die Hütte ihres Mannes wieder einziehen, wobei ihre alten Kleider und ihr Kochgeschirr wie bei den Golden verbrannt werden.

Das neugeborene Kind wird gleich nach der Geburt mit nicht allzu kaltem Wasser gewaschen, in Lappen eingewickelt (im Winter dagegen in Bären- oder Hundefell), und in die Schaukelwiege (*amugé*) gelegt. Diese letztere wird aus Birkenrinde verfertigt, und man unterscheidet eine für die Nacht mit einer niedrigen, und eine für den Tag mit einer hohen Lehne; in jener schläft das Kind in liegender, in dieser in sitzender Stellung. Statt der Matratze gebraucht man ein vermodertes Stück Birkenholz, und statt des Kissens Sandweidenzweige. Die Orotschonen lieben ihre Kinder sehr; überhaupt scheint dieses Naturvolk dem Gefühle der Liebe zugänglicher zu sein als die anderen sibirischen Völkerschaften, deren ganzes Sinnen und Trachten nur auf die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse gerichtet ist. Nadaroff erzählt, dass eine junge Orotschonin, welche einen Mann ihres Stammes gegen ihren Willen heiraten sollte, mit ihrem Geliebten, einem Chinesen, entfloh und dessen Frau wurde.

Dennoch werden die Ehen von den Eltern geschlossen. Sobald der Knabe 14—15 Jahre alt wird, suchen die Eltern für ihn eine passende Braut. Nicht selten kommt es vor, dass Knaben schon im Alter von 10—12 Jahren verheiratet werden, doch dürfen die jungen Eheleute dann nicht zusammen schlafen. Ist eine passende Braut gefunden, so begibt sich der Vater des Bräutigams zum Vater des Mädchens und fragt denselben, ob er gewillt sei, seinem Sohne die Tochter zur Frau zu geben. Erfolgt die Einwilligung des Vaters der Auserwählten, so beginnt das Feilschen um den Brautpreis, welcher gewöhnlich in naturalibus ausgezahlt wird und bis 100 Rubel beträgt; freit um die Orotschonin ein Chinese, so beträgt der Brautpreis 400—500 und sogar mehr Silberrubel, je nach der Schönheit und Jugend des Mädchens. Nach dem Abschluss des Handels holt der Vater des Bräutigams diesen seinen Sohn und kehrt mit ihm in das Haus der Braut zurück. Hier

Digitized by Google

wird etwas Branntwein (chanschin) getrunken, und alle begeben sich in das Haus des Bräutigams, wo die Brautleute wieder chanschin miteinander trinken; damit hat die Trauungsceremonie ihr Ende erreicht. Dieselbe entstand wohl unter chinesischem Einflusse, denn bei den Chinesen trinken die Brautleute auch aus derselben Schale. Nun gibt der Vater der jungen Frau derselben die Kleider, welche er vom Vater ihres Mannes als Brautpreis erhalten hatte. In der ersten Nacht wird die Hälfte der Hütte den Neuvermählten eingeräumt, und die übrigen Familienmitglieder ziehen sich in die andere Hälfte zurück.

Bei den Orotschonen am Flusse Chora empfängt der Vater der Braut erst nach ihrer Ankunft im Hause des Bräutigams den Brautpreis, darauf setzen sich die Brautleute in ein Boot und rudern auf dem Fluss bis zu einer nicht weit entfernten Stelle, wo sie eine Hütte bauen und die erste Nacht zubringen. Die Eltern des Mannes müssen für die Wirtschaft der Neuvermählten Sorge tragen und ihnen alles anschaffen; natürlich darf dabei auch das junge Paar nicht müssig sitzen, allein ihre Fertigkeit in den Künsten von Schmied und Zimmermann kommt ihnen trefflich zu statten.

Das wichtigste Gerät der Orotschonen ist ein ausgehöhltes Boot, *ana* (die im Amurlande wohnenden Russen nennen es *bat*); dieses Boot wird aus dem Stamme der Espe, der Weisspappel oder der Linde ausgehöhlt. Man unterscheidet zwei Typen von Booten: grössere, 27 und mehr Fuss lang, welche die Tragfähigkeit von 1600—2000 Pfund besitzen, und kleinere, zehn Fuss lang, welche nur zwei Personen fassen können.

Das Gewehr (*miozá*) ist gewöhnlich eine chinesische Luntenschlossflinte; die Lunte (*chuschanna*) ist aus Lindenbast; für Pulver und Blei müssen die Frauen Sorge tragen. Mit Hilfe eines selbstverfertigten Blasebalges, einer Zange und eines amerikanischen oder häufiger chinesischen Beiles fabriziert der Orotschone alle Geräte und Waffen. Die letzteren bestehen aus der Harpune (*myimá*), der Lanze (*gidá*) und dem Bogen (*byi*).

Man steht sehr früh auf, die Männer früher als die Weiber. Diese beginnen sofort Speisen in flachen chinesischen Schalen zu kochen, die entweder auf drei Stöcken aus feuchtem Holz aufgestellt oder an einem hölzernen Dreifuss aufgehängt werden. Aus der gemeinsamen Schale (*juchó*) wird die Speise mittels eines grossen Löffels (*jugá*) in kleine hölzerne Schalen (*mochó*) oder in wasserdichte Tröge aus Birkenrinde (*chassá*) verteilt und man isst mit Hilfe kleiner Stäbchen nach Art der Chinesen. Alle Speisen werden ohne Salz gekocht, welches ein seltener und vielbegehrter Handelsartikel ist. Bemerkenswert ist die Vorliebe für das russische Roggenbrot, ja Nadaroff schreibt, dass die Orotschoninnen Schokolade und Süssigkeiten stehen liessen und gierig die Roggenzwiebäcke verschlangen, obgleich dieselben eine purgierende Wirkung bei ihnen ausübten.

Ausser dem Speisekochen gehören noch zu den Obliegenheiten der Orotschoninnen das Nähen der Kleider und Schuhe aus Fischhaut und Tierfellen, das Verfertigen von Geräten aus Birkenrinde, — denn ausser den oben erwähnten Trögen verfertigen sie hübsche Körbe und Säcke aus Birkenrinde und verzieren dieselben mit buntfarbigen Mustern, — sowie endlich das Trocknen und Räuchern der Fische und des Fleisches.

Die Lieblingsbeschäftigung der Männer bildet die Jagd. An jagdbaren Tieren bietet das Amurland Zobel, Fuchs, Otter, Bisamtier, Eichhörnchen, Elentier, Axishirsch, Edelhirsch, Bär, wildes Schwein, Vielfrass, Luchs, Dachs, Reh, Iltis, Waschbär. Beim Auszuge zur Jagd zieht der Orotschone über seine Kappe noch eine Art Mützenschirm (*jakdu*), auf welchem zwei kleine Glasscheiben, die Augen vorstellen sollen, und andere symbolische Abzeichen befestigt sind. Der Jäger ist fest überzeugt, dass er mit Hilfe dieses Talismans jedes in der Nähe befindliche Tier erblicken muss. Das Reh und kleineres Wild jagt man mit Bogen und Pfeil, die grossen Tiere mit Gewehr und Lanze; im Herbst verfolgt man den Edelhirsch mit einem Rohr aus Birkenrinde (*bunika*). Die einträglichste Jagd ist die auf Zobel, und deshalb ist für die Orotschonen Grund genug vorhanden, vor Beginn des Zobelfanges dem Anduri ein Opfer, meist etwas Branntwein, darzubringen und folgendes Gebet an seine Adresse zu richten: »Anduri! Anduri! ich bin ein armer und kranker Orotschone, meine Beine und Arme schmerzen mir, ich kann nicht lange im Walde umherstreifen: schicke mir den besten und grössten Zobel zu!« Sehr lohnend ist auch die Jagd auf Edel- und Axishirsche, die die Russen mit dem speziellen Namen »pantowy promyssel«, d. i. die Geweiherbeutung, bezeichnen. Diese Jagd beginnt Ende Mai oder Anfang Juni und dauert bis zum 1. August, solange das Geweih noch nicht verknöchert ist. Das abgenommene Geweih wird in siedendem Wasser gekocht und dann getrocknet. So zubereitet, wird von den chinesischen Händlern das Stück mit 80 bis 150 Rubel bezahlt, da der Artikel in China als Medizin und erotisches Reizmittel viel begehrt ist. Einige unternehmende Orotschonen halten jetzt Edelhirsche in Gehegen; sobald ihre Geweihe die gewünschte Grösse erreicht haben, werden sie abgesägt, doch nicht so hoch geschätzt und zu nicht mehr als 80 Rubel das Stück verkauft. Wichtig ist auch das Sammeln der shinseng oder orchoda-Wurzel; die shinseng-Staude (panax ginseng) gedeiht am besten in den tiefen feuchten Thälern der rechten Zuflüsse des Ussuri. Die Chinesen halten die Wurzel bekanntlich für ein Universalmittel gegen alle Gebrechen, das sogar im stande ist, dem Menschen Kraft und Jugendfrische zurückzugeben.

Wenn die shinseng-Staude vier Blätter aufweist (gewöhnlich hat sie deren drei), so gilt die Wurzel für sehr gut, hat sie dagegen fünf oder sechs

Digitized by Google

Blätter, so wird die Wurzel für ungemein heilkräftig gehalten und mit Gold aufgewogen. Bei dem Kasakendorfe Grafskaja am Ussuri kostet das Pfund künstlich gezüchteter shinseng 6—12 Rubel und das Pfund der wildwachsenden 85, 150, 500, 600, 800, ja sogar 1000 Rubel, je nach dem Quantum der gewonnenen Wurzel und nach der Anzahl der Käufer aus der Mandschurei. Einige Wurzeln werden zu ganz fabelhaften Preisen verkauft; so berichtet Nadaroff, dass 1879 ein Orotschone am Flusse Wak eine shinseng-Wurzel besonders hoher Qualität für 1500 Rubel Silber an die Chinesen verkauft hat. Vor der Erwerbung des Ussuri-Gebietes seitens der Russen (1860) wurden zum shinseng-Sammeln von den chinesischen Behörden Soldaten in Abteilungen von 200 Mann ausgeschickt. Man sammelt hauptsächlich im Juli und August, wenn die Staude mit roten Beeren geschmückt und so von weitem schon kenntlich ist. Die aus der Erde gegrabene Wurzel wird in ein Körbchen, welches mit Moos gefüllt ist, gelegt und mit Erde bedeckt, die ab und zu begossen wird. So werden die Wurzeln bis zum 27. September aufbewahrt, an welchem Tage der shinseng-Markt bei Grafskaja gegenüber der Einmündung des Flusses Iman in den Ussuri beginnt.

In ökonomischer Hinsicht sind die Golden und Orotschonen gänzlich von den Chinesen abhängig. Jeder chinesische Händler im Amurlande hält ein paar Golden- und Orotschonenfamilien in Leibeigenschaft. So nennt Nadaroff einige chinesische Grosshändler, welche ganze Länderstrecken mitsamt der eingeborenen Bevölkerung als ihr Eigentum betrachten, z. B. Ssun-gui, der in der Mandschurei am Ussuri wohnt, und über alle Golden von der Stadt Chabarowka bis zur Staniza (Kasakenansiedelung) Kukelewa als seine Hörigen verfügt; die Golden am Ussuri zwischen Grafskaja und Kukelewa sind Hörige der Chinesen Wanshi-gan (in der Staniza Wassiljewa wohnhaft), Zu-cho (am Flusse Bikin) und Ssun-suï (im Dorfe Tschau-medynsa).

Noch schlimmer als mit den Golden verhält es sich mit den Orotschonen, denn alles zum Leben Notwendige bekommen sie von chinesischen Händlern auf Kredit gegen jährlich 50 Prozent Zinsen. Falls der Orotschone sich weigert, dem Chinesen seine Schuld abzuarbeiten, d. h. ihm je nach seinem Gutdünken Pelzwaren, shinseng u. s. w. zu liefern, so nimmt ihm derselbe einfach das gesamte Hab und Gut, das Gewehr, Fischnetze, Boot u. s. w. nicht ausgenommen, weg; in früherer Zeit raubte er ihm auch Weib und Kinder. Was bleibt dem armen Eingeborenen übrig, als sich zu fügen und alle Bedingungen zu erfüllen, zumal er der festen Ueberzeugung ist, dass seine Heimat unter der Herrschaft des Kaisers von China steht? Teilt Nadaroff doch mit, dass die Golden und Orotschonen im Ussurigebiet noch heutzutage an die mandschurischen Grenzbeamten einen Tribut von zwei Zobeln die Person entrichten, dass der im chinesischen Dorfe Ima-chausa am Zusammenfluss des Ussuri und Iman wohnende noyon (mandschurischer Offizier) Wikolo überall im Ussurigebiet des Richteramtes waltet und sogar im Jahre 1883 am Flusse Ssungatscha einen chinesischen Räuber von den Golden füsilieren, den Räuberhauptmann Wan-zui köpfen und sein Haupt in einem Käfig auf russischem Territorium in der Nähe der Staniza Wassiljewa aufhängen liess. Selbst die russischen Beamten finden nichts Auffälliges darin, dass die chinesischen Behörden sich die Herrschaft auf dem russischen Territorium anmaassen. Als der Vorsteher der russischen Telegraphenstation Daubiche mit einem chinesischen Arbeiter in Streit lag und die russischen Behörden seine Beschwerden unberücksichtigt liessen, wandte er sich an die chinesischen; das chinesische Gericht verfügte die Verbannung des unbotmässigen Arbeiters und die Ordnung am Daubi-che wurde wiederhergestellt.

Die Orotschonen in den Thälern des Bikin, Iman und Wak beerdigen ihre Toten nach chinesischer Sitte: die Leiche wird in einen kastenartigen Sarg aus dem Holze der Zirbelkiefer (pinus cembra) gelegt, und einem Mann wird Gewehr, Harpune, Bogen, Pfeile und Messer ins Jenseits mitgegeben. Die Orotschonen am Flusse Chora beerdigen ihre Toten nicht, sondern legen sie in ausgehöhlte Särge, welche die Gestalt der Boote haben, und stellen dieselben auf die Erde unter Schutzdächer aus Birkenrinde; neben dem Sarge stehen gewöhnlich die Speiseschale und das Boot des Verstorbenen.

Neben diesen eingeborenen Völkerschaften beherbergt das Amurland noch die eingewanderten Koreaner, über deren Legenden und Religion im Vergleich zu den religiösen Anschauungen anderer Amurvölker ein griechisch-katholischer Priester im »Wladiwostok« ziemlich ausführlich berichtet. Die Heiden des Amurlandes glauben an unsichtbare geistige Kräfte, welche sie fürchten, ohne die Macht und Bedeutung dieser gefürchteten Kräfte mit ihrem Verstande ergründet zu haben; dabei kennen sie einen obersten Gott (Laoë, Anduri), halten ihn jedoch für zu erhaben und unzugänglich; hilflos sehen sie sich um nach Vermittlern zwischen ihm und den Menschen. Diese Vermittler sind die vergötterten Naturkräfte in ihren mannigfachen Aeusserungen, und so entstand z. B. bei den Koreanern die Verehrung des Donners, des Regens, der Wälder, der Flüsse, der Berge, der Seen u. s. w. Die Heiden glauben auch an die Unsterblichkeit der Seele und hegen grosse Furcht vor den Toten; deshalb versuchen sie, die letzteren zu versöhnen und ihren Zorn zu beschwichtigen, indem sie die hölzernen Figuren, welche ihre verstorbenen Ahnen darstellen, anbeten und ihnen Opfer darbringen. Entsprechend ihrer Weltanschauung haben sie nur zwei gute Geister: Maglja, den Schutzgeist der Jagd, und Dunta, den Schutzgeist des Fischfanges; unermesslich gross ist dagegen die Zahl der bösen Geister, unter denen die wichtigsten sind: Egme, welcher den Menschen

Digitized by Google

zum Selbstmorde verleitet, Jad-erga, der Dämon der Trunksucht, Gorodo, Satko, Bussewu, Dshuli, Mocha, welche die verschiedenen Krankheiten erzeugen. Diese Gottheiten sind unter verschiedenen Namen so ziemlich allen Völkerschaften des Amurlandes gemein; die Golden und Orotschonen verehren ebenfalls wie die Chinesen Schan-sheñ (Dshio-kam-miñ oder Dshiowiñ-dai), und wie die Koreaner Maglja, den Schutzgott der Jagd u. s. w.

Die koreanische Legende von der Erschaffung der Welt in sechs Tagen hat grosse Aehnlichkeit mit der biblischen; die Golden dagegen erzählen also: »Im Anfange waren drei Sonnen, Mafa, Mari und Gordo; sie erzeugten die Natur. Von hohen Bergen floss damals heisses Wasser und die Fische suchten in den Tiefen der Meere eine Zuflucht vor der herrschenden Hitze. Da erschien plötzlich ein mächtig starker Mann Namens Goronta. Derselbe konnte kaum noch die Hitze ertragen und er entschloss sich, Abhilfe zu schaffen; zu diesem Behufe verfertigte er sich einen riesigen Bogen mit entsprechenden Pfeilen: mit diesen Pfeilen tötete er die Sonnen Mafa und Gordo, und so blieb die Sonne Mari allein, um die Erde zu erwärmen und zu beleuchten. Die erstickende Hitze wich einer angenehmen Kühle, die Fische stiegen in die Flüsse hinauf, der Erdboden bedeckte sich mit Kräutern, duftigen Blumen und schattigen Bäumen. Goronta liebte, nach dem Essen im Schatten der Bäume auszuruhen. Als er einst im Walde spazierte, begegnete er einem weiblichen Wesen, welches an einem Baumstamm angekettet zu sein schien und dessen Nase und Ohren mit Ringen geschmückt waren; hoch erfreut griff Goronta zum Bogen und es gelang ihm, mit einem wohlgezielten Schuss das Weib vom Baumstamm zu trennen; er nahm es zur Frau und nannte es Mjame. Diesem Paar entsprossen ein Sohn Dshultschi, und zwei Töchter, Chadoi und Werinka, aus welchen das Menschengeschlecht hervorgegangen ist. Auch erfand Goronta die Schellentrommel und das Tamburin, die Hauptattribute des Schamanentums.«

Ueberhaupt sind alle Eingeborenen sehr abergläubisch. Bei den Koreanern steht die Wahrsagerei aus den Bohnen in hohem Ansehen; ebenso wird jedem Neugeborenen die Zukunft prophezeit. Bei der Beerdigung werden dem Höllenfürsten (Ssio-kui, dem Teufel der Chinesen entsprechend), reichlich chanschin und Esswaren geopfert. Die Leichenträger befördern den schweren Sarg von der Form eines Koffers im Laufschritt, damit der Tote sich nicht etwa anders besinne und den Wunsch äussere, noch weiter bei den Lebenden zu verweilen, anstatt ins Jenseits überzusiedeln, was unsägliches Unglück für die Hinterbliebenen nach sich ziehen könnte.

Am Ende dieser kurzen ethnographischen Skizze können wir nicht umhin, die Naturschätze des in so hohem Maasse vernachlässigten, von den eben beschriebenen Völkerschaften bewohnten Amurlandes hervorzuheben: im Bikinthale und etwa 19 km von der St. Olga-Bai befinden sich ergiebige, bis jetzt noch nicht ausgebeutete Eisen- und Steinkohlengruben.

Wilde Rosen und wilder Wein[1]) wuchern überall unbenutzt und der Kultur harrend, um Wein und Rosenöl zu liefern. Die hier wachsende Wallnuss ist gar nicht übel, und die Kasaken der jetzt verlassenen Staniza Ust-Ima pressten aus den wilden Walnüssen früher ausgezeichnetes Oel. Die Zirbelkiefer könnte auch gutes Nussöl liefern. Der in grosser Menge gewonnene wilde Honig kostet acht bis elf Rubel (das Pud = 40 russische Pfund oder 16,4 kg). Pelztiere in ungeahnter Fülle hausen in den Urwäldern (*taiga*), wo nur die grossartigen Waldbrände, sogenannte »paly«, dem Jäger und dem Holzfäller Bahn in der fast tropischen Vegetation brechen. Die Flüsse wimmeln von Fischen, darunter Weissfische (delphinapterus leucas), Störe (accipenser ruthenus), keta (eine Art Rotfisch), welche mit grosser Geschicklichkeit von den Eingeborenen mittels Harpune erlegt werden. Nadaroff führt als Beweis für den immensen Fischreichtum des Amurlandes an, dass er gesehen, wie der Orotschone Scho-fan am Iman in zwei Minuten acht Fische harpunierte.

Von den obenerwähnten Flüssen ist der aus der Vereinigung des Ula-che und des Daubi-che entstehende 700—3500 Fuss breite Ussuri der mächtigste, dann folgen seine Zuflüsse: der 445,5 km lange und 420—560 Fuss breite Bikin (chinesisch Tissin, mandschurisch Bischen-Biri), der 371,25 km lange und 420—490 Fuss breite Iman (chinesisch Ima-che, goldisch Nimañ), der 346,5 km lange und 350—420 Fuss breite Chora (chinesisch Manjü-che, orotschonisch Zoró) und endlich der 247,5 km lange und 280—350 Fuss breite Wak (chinesisch Waku, goldisch Akuli); alle sind für flachgehende Dampfschiffe befahrbar mit der einzigen Ausnahme des Wak, der vielleicht zur Zeit des hohen Wasserstandes von Dampfern besucht werden könnte, sonst aber nur Flössen zugänglich ist.

Wenn man die trostlose ökonomische Lage der eingeborenen Bevölkerung des Amurlandes und ihre völlige Abhängigkeit von den Chinesen, die als die angeborenen Herren gelten, ins Auge fasst, so kann man kaum daran zweifeln, dass im Falle eines Krieges zwischen Russland und China die Golden und Orotschonen an der ganzen 396 km langen Grenzlinie des Ussuri sich auf die Seite der chinesischen Truppen schlagen und denselben bei ihrer Kenntnis des Landes unschätzbare Dienste leisten werden.

---

[1]) Allerdings versuchte der in Chabarowka wohnende Kaufmann Chljebnikoff, aus den wilden Weintrauben des Imanthales Wein zu keltern.

Digitized by Google

Zur Kenntnis der heutigen Basken.

Von Dr. Otto Stoll.

(Fortsetzung.)

Ausser dem Hexenglauben gibt es noch eine Reihe anderer abergläubischer Ansichten, die sich zum Teil mit ähnlichen bei uns decken. So bringt z. B. auch im Baskenlande der erste Kuckucksruf dem Glück, der gerade Geld in der Tasche hat, und dort, wie bei uns, ist der Ruf der Elster von übler Vorbedeutung. Ein sonst ganz vernünftiger Baske der Soule erzählte mir, er habe das an sich selbst erfahren, dass die Elster Unglück bringe, wenn sie hinter uns, und Glück, wenn sie vor uns ihr Geschrei ertönen lasse. Auch Eulen und Käuze sind als Verkündiger des Todes der Verfolgung ausgesetzt, sie werden daher getötet, und nicht selten sieht man eine tote Eule mit ausgespannten Flügeln an die Haus- oder Stallthür genagelt. In Guipúzcoa besteht der Glaube, dass die Eulen nächtlicherweile das heilige Oel in den Kirchen verzehren.

In der Soule ist ein eigentümlicher Glaube auch heute noch nicht völlig erloschen, der früher allgemeiner war. Wenn nämlich in einer Familie sieben Brüder oder sieben Schwestern nacheinander geboren wurden, so hatte das siebente Kind das Zeichen des Kreuzes auf der Zunge und besass die Macht, alle möglichen Arten von Krankheiten zu heilen. Ein solches Kind redete bereits vor seiner Geburt aus dem Mutterleib heraus. Für ein derartiges Wunder aber war es notwendig, dass die Eltern in ihrer Jugend ein makelloses, keusches Leben geführt und nicht im Konkubinat gelebt hatten. Herr Oyhamburu in Viodos erzählte mir, dass ein solches Wunderkind vor nicht sehr langer Zeit in einer Gemeinde in der Nähe von Viodos (Soule) gelebt habe. Der anonyme Verfasser der »Souvenirs du pays basque et des Pyrénées« erwähnt diesen Volksglauben aus dem Anfange dieses Jahrhunderts (1819—20) als besonders in Guipúzcoa vorkommend.

In früheren Zeiten war sowohl im Baskenlande als im angrenzenden Béarn ein ganzer Teil der Bevölkerung der Gegenstand abergläubischer Vorstellungen und das Opfer einer aus diesen resultierenden Behandlung oder besser Misshandlung. Dies sind die Cagots oder, wie sie spanisch-baskisch genannt werden, Agotak. Der Ursprung und das eigentliche Wesen dieser verachteten Menschenklasse ist wohl heute noch ein nicht ganz sicher aufgeklärtes Rätsel der baskischen Ethnologie. Den Agotak, welche in bestimmten Familiengruppen und selbst Dorfschaften im Baskenlande lebten, war es beispielsweise in früheren Jahrhunderten verboten, barfuss auf der Strasse zu gehen und zwar bei Androhung einer grausamen Strafe: es wurde ihnen nämlich der Fuss mit einem glühenden Eisen durchbohrt.

Ferner war ihnen bei der Strafe des Auspeitschens und der Verbannung untersagt, die Lebensmittel auf dem Markte zu berühren, den Beruf der Müllerei zu betreiben, sich unter die öffentlichen Belustigungen zu mischen, sich in der Kirche neben die übrigen Gläubigen zu stellen oder aus demselben Weihwasserbecken mit dem übrigen Volke Weihwasser zu nehmen. Diese Vorschriften scheinen allerdings darauf hinzudeuten, dass man die Agotak als eine mit ansteckender Krankheit behaftete Menschenklasse ansah, und es hat daher die Ansicht des französischen Arztes V. de Rochas, dass die französischen Cagots und die spanischen Agotes ursprünglich Lepröse gewesen seien, sehr viel Wahrscheinlichkeit. Vor Gericht galt die Aussage von sieben Agotak nur so viel, als diejenige eines anderen Menschen und eine Zeitlang wurden sie gezwungen, auf ihrer Kleidung ein Abzeichen von roter Farbe in Gestalt eines Gänse- oder Entenfusses zu tragen, woran man sie erkennen konnte. Es ist dabei selbstverständlich, dass sie sich nur unter sich verheiraten durften. Schon seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts griffen jedoch mildere Anschauungen Platz; man kam mehr und mehr von der Vorstellung zurück, dass der Umgang oder die Berührung eines Agot ansteckend sei, und es wurde ihnen auch schon 1723 gesetzlich die gleiche Rechtsstellung mit der übrigen Bevölkerung eingeräumt.

Trotzdem ist die Erinnerung an die einstige Pariastellung der Agotak noch nicht völlig ausgestorben. So wurde mir gesagt, dass die Einwohner zweier Dörfer zwischen St. Jean Pied de Port und Baigorri, Namens Irulegi und Ascarat, heute noch als Agotak bekannt sind und dass sie sich noch vor 30 Jahren nicht mit Angehörigen anderer Dörfer verheiraten durften. Leider konnte ich die beiden Dörfer nicht besuchen. In Spanien wird mit der Bezeichnung »Agotes« speziell ein Teil der Bewohner des Thales von Bastan in Navarra belegt.

Die Angaben der heutigen Basken über das Aussehen der Agotak gehen auseinander. Während die einen angeben, dass die Agotak grösser, dunkelhaariger und von röterer oder bräunlicherer Gesichtsfarbe seien, als die übrige Bevölkerung, und leicht am Gesichtsschnitt zu erkennen seien, wollen andere keinen Unterschied bei ihnen finden. Bloss ein Merkmal wird übereinstimmend angegeben, nämlich eine Verstümmelung oder Missbildung der Ohren. Während aber die einen Basken (in Nieder-Navarra) behaupten, dass die Agotak diese Missbildung selbst hervorbringen, indem sie ihren Kindern in früher Jugend einen tiefen Einschnitt am äusseren Rand des Ohrläppchens beibringen, sagen wieder andere (Soule), dass das Ohrläppchen überhaupt ganz und von Natur bei den Agotak fehle, und dass die Fläche des Ohres behaart sei. Auch haben sie einen von anderen Menschen verschiedenen Körpergeruch. Nach allem, was ich über die Cagots hörte, spielt bei all diesen Angaben bereits die Tradition und die Phantasie noch eine grössere Rolle, als die thatsächliche Beobachtung. Alte Leute

Digitized by Google

erinnerten sich wohl noch der Agotak, aber niemand konnte mir solche zeigen.

Auch der neueste Schriftsteller über die Somatologie der Basken, Herr T. de Aranzadi, kennt, obwohl er selbst Baske ist, die Agotes nicht durch Autopsie und reproduziert in seiner sorgfältigen Studie »El pueblo Euskalduna« [1]) nur die von Fr. Michel gegebene Beschreibung derselben.

Es erübrigt uns noch, das baskische Volk beim Schlussakt des menschlichen Lebens zu beobachten, beim Tode. Wenn in einer Familie der Tod einkehrt, so wird das Haus durch ein aufgeklebtes Papier mit schwarzem Kreuz gekennzeichnet. War der Verstorbene verheiratet, so ist seine Witwe gehalten, während eines Jahres beim Kirchenbesuch eine brennende Kerze in der Hand zu halten, oder in ein am Kirchenstuhl angebrachtes Loch zu stecken. Kommt es einer Witwe oder einem Witwer zu Sinn, eine zweite Ehe einzugehen, so lehnt sich der streng katholische Sinn der Bevölkerung dagegen auf und die unvorsichtigen Heiratskandidaten haben ihr Unterfangen mit einem regelrechten Haberfeldtreiben zu büssen, bei dem nicht nur mit allen erdenklichen Instrumenten, Hörnern, Trommeln und Glocken, ein ungeheurer Lärm gemacht wird, sondern wo ihnen auch ihre Sünden in Form von beissenden Spottliedern unbarmherzig vorgehalten werden. Eine solche Katzenmusik wird in Vizcaya Senserradia genannt.

An einigen Orten soll noch die Sitte erhalten sein, die Matratze des Verstorbenen an einem Kreuzwege zu verbrennen, wobei jeder Vorübergehende gehalten ist, ein Vaterunser zu Gunsten des Verstorbenen zu beten.

Nachdem der Zug der Verwandten und Bekannten, voran der nächste Nachbar mit dem Kruzifix, den Toten zu seiner Ruhestätte auf dem Kirchhof bis ans offene Grab begleitet und jeder dem harrenden Priester je nach Umständen eine kleine Geldsumme, 10 Cts., 1 Fr., 2 Frs. und darüber, für eine Totenmesse eingehändigt hat, findet im Hause der Hinterbliebenen ein reichliches Leichenmahl statt, wie dies vielfach bei uns auf dem Lande noch üblich ist. Das Grab wird von den Angehörigen sorgfältig unterhalten. Jeden Sonntag nach der Messe pflegt man den Strauss von frischen Blumen, der in einer Thon- oder Blechurne das Grab schmückt, zu erneuern. Die Trauerzeit richtet sich nach dem Grade der Verwandtschaft, in der Soule wird für Gatten zwei Jahre, für entferntere Verwandte ein Jahr Trauer getragen.

In Guipúzcoa, wo keine Blumensträusse aufs Grab gestellt werden, gibt man dem Geistlichen einen Laib Brot und Wachskerzen als Totengabe, welche er entweder an Arme verteilt oder für die Kirche verwendet. In Vizcaya erhalten sämtliche Geistliche, welche an der Totenfeier teilgenommen haben, ihre Schokolade und einige kleine Weizenbrötchen als Erfrischung. An Festtagen pflegen die Angehörigen Weizenbrote, die »oladas« genannt werden, aufs Grab zu bringen; diese Brote segnet der Priester, sammelt sie ein und lässt sie an der Kirchenthür wieder verkaufen. Da diese Brote hart und trocken, also ungeniessbar sind, dienen dieselben Exemplare für viele Jahre und bilden in diesem steten Kreislauf eine Einnahmequelle für die Kirche.

Unter den baskischen Kirchen älteren Stiles sieht man, speziell im französischen Gebiet, mitunter noch recht originelle Bauten. Die älteste noch vorhandene Form scheint die zu sein, welche auf der Frontmauer eines halb gotischen Kirchenbaues einen dreispitzigen Glockenturm trägt. Die Glocken sind in der durchbrochenen Mauer des Turmes angebracht und vorn und hinten durch einen

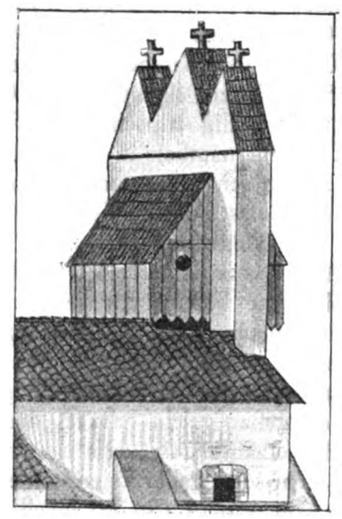


Fig. 10. Baskischer Kirchturm aus dem 17. Jahrhundert bei Mauléon.

Holzbau geschützt. Fig. 10 zeigt den Turm der alten Kirche von Mauléon aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die mittlere der drei Spitzen des Glockenturmes, die alle Steinkreuze tragen, ist etwas höher als die beiden anderen und die ganze Form soll wohl Christus und die beiden Schächer bedeuten.

Um die Kirche herum liegt der Kirchhof, von einer Mauer eingefasst. Bei älteren Anlagen haben die Zugänge keine verschliessbaren Thüren, sondern thürenlose Durchgänge, in deren Boden auf ein paar Schritt weit ein horizontales Gitter aus queren Eisenstäben angebracht ist, das eine zwei Fuss tiefe Grube deckt. Das Gitter kann wohl von Menschen, nicht aber vom Vieh beschritten werden, so dass die Kirchhofanlagen vor letzterem geschützt sind.

Mit seinen gutgehaltenen, mit Blumen und Gebüsch reichgeschmückten Gräbern und den meist aus hellgrauem Stein gefertigten Grabkreuzen sieht ein Kirchhof des französischen Baskenlandes manchmal recht freundlich aus, es fehlt ihm der düstere, traurige Zug, der andere Kirchhöfe für den Besucher

[1]) Telesforo de Aranzadi y Unamuno, El pueblo Euskalduna. Estudio de Antropologia. San Sebastian 1889.

Digitized by Google

zu einem trübseligen Memento mori macht. Auf den Steinkreuzen der Gräber treffen wir ausser der Grabschrift häufig noch eigentümliche Verzierungen, in denen Sterne, Sonnen und Mondviertel eine grosse Rolle spielen. Diese Figuren erinnern an den längst aus dem Bewusstsein des Volkes entschwundenen Gestirndienst, den einige Stellen von Schriftstellern des Altertums für die Keltiberer und die nördlich von ihnen wohnenden Stämme andeuten (Strabo III. c. 164). Die Gestirnzeichnungen der baskischen

Fig. 11. Baskische Grabkreuze.

Grabsteine in der Soule bieten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denjenigen einiger altiberischen Münzen, so dass es nicht ohne Interesse ist, beide

Fig. 12. Altiberische Münzen (nach Boudard).

nebeneinander zu stellen, obwohl natürlich für den Nachweis eines Zusammenhanges zwischen beiden noch vieles mangelt.

Im vorstehenden hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, wie arm das Leben der modernen Basken an originellen ethnologischen Zügen geworden ist, und wie stark diese bereits der allmählichen Aufsaugung der baskischen Stämme in grosse und andersartige politische Verbände und dem dadurch bedingten Andringen heterochthoner Kulturwellen zum Opfer gefallen sind. Aber auch diese Thatsache ist nicht ganz ohne Interesse für die Völkerkunde, welche bei ihren Betrachtungen das Naturgesetz des steten Wandels ethnischer Verhältnisse unter dem Zwange der historischen Notwendigkeiten stets sorgfältig berücksichtigen sollte. Denn dieses Gesetz lehrt uns auch in den anscheinend primitivsten durch die historischen und prähistorischen Hilfsmittel erreichbaren ethnischen Zuständen ebenfalls das Resultat historischer Notwendigkeiten noch weiter zurückliegender Zeiten des menschlichen Daseins erkennen. Solange die Hoffnung bestand, ein allgemein für alle Menschenstämme gültiges Schema der psychologischen und socialen Entwickelung zu finden, mochte die chronologische Fixierung ethnischer Vorkommnisse vernachlässigt werden. Nun aber diese Hoffnung, alles über einen Leisten zu schlagen, mehr und mehr schwindet, muss auch dem Wechsel ethnischer Zustände im Lauf der Zeiten Rechnung getragen werden und es dürfen Sitten, welche, wie das baskische Männerkindbett, schon um eine oder mehrere Generationen zurückliegen, nicht mehr als heute noch zu Recht bestehend weitergeführt werden, wenn man nicht Karikaturen schaffen will.

Es erübrigt uns noch zum Schluss, die Spuren längst untergegangener ethnologischer Besonderheiten in der baskischen Sprache aufzusuchen. Drei Gebiete sind es hier vor allem, wo wir hoffen können, altbaskische Originalität noch zu treffen, nämlich das Zahlsystem, dann die Zeitrechnung und endlich die Nomenklatur der Verwandtschaftsbezeichnungen.

Während der gesamte, uns noch bekannte Wortschatz der baskischen Dialekte eine hochgradige Durchsetzung mit mehr oder weniger assimilierten Elementen fremden Ursprungs erkennen lässt, hat sich das baskische Zahlsystem, wenigstens bis zur Ziffer 1000 (*mila*), die ein Lehnwort ist, von Entlehnungen vollkommen freigehalten. In ihren Herden besassen die alten Basken Dinge genug, welche des Zählens wert waren, und es ist daher kaum befremdlich, dass wir bei ihnen ein relativ gut entwickeltes originales Zahlsystem antreffen. Die charakteristischen Züge sind aus folgender Zusammenstellung zu ersehen, welche für den Dialekt von Nieder-Navarra und Vizcaya durchgeführt ist:

	NN.:	V.:
1	*bat*	*vat*
2	*biga*	*bi*
3	*hiru*	*iru*
4	*lau*	*lau*
5	*bost*	*bošt*
6	*šey*	*sey*
7	*saspi*	*saspi*
8	*sortsi*	*sortsi*
9	*bederatsi*	*bederatsi*
10	*hamar*	*amar*
11	*hameka*	*amaika*
12	*hama-bi*	*ama-bi* (10, 2)
13	*hama-hiru*	*ama-iru* (10, 3)
	u. s. w.	u. s. w.
19	*hem-eretsi* (für *hama-bederatsi*)	*em-eretsi* (10, 9)
20	*hogoi*	*ogei*
21	*hoi-ta-bat* (für *hogoi-eta-bat*)	*ogei-ta-bat* (20 + 1)
22	*hoi-ta-bi*	*oge-ta-bi* (20 + 2)
23	*hoi-ta-hiru*	*oge-ta-iru*
	u. s. w.	u. s. w.

Digitized by Google

	NN.:	V.:
30	*hoi-ta-hamar*	*oge-ta-amar* (20 + 10)
40	*berr-ogoi*	*berr-ogei* (2. 20)
41	*berr-oi-ta-bat*	*berr-oge-ta-bat* (2. 20 + 1)
60	*hiru-tan-hogoi* (3 Zwanziger)	*irur-ogei* (3. 20)
80	*lao-tan-hogoi* (4 Zwanziger)	*lar-ogei* (4. 20)
100	*ehun*	*eun*
101	*ehun-eta-bat* (100 + 1) u. s. w.	*eun-da-bat* u. s. w.
120	*ehun-eta-hogoi*	*eun-da-ogei*
140	*ehun-eta-berr-ogoi* (100 + 2. 20) u. s. w.	*eun-da-berr-ogei* u. s. w.
200	*berr-ehun* (2. 100)	*berr-eun*
220	*berr-ehun-eta-hogoi*	*berr-eun-da-ogei*
300	*hiru-ehun*	*irur-eun*
400	*lao-ehun*	*lar-eun*
500	*bost-ehun*	*bost-eun*
600	*šey-ehun*	*seyr-eun*
700	*saspi-ehun*	*saspir-eun*
800	*sortsi-ehun*	*sortzir-eun*
900	*beatsi-ehun*	*bederatsir-eun*
1000	*mila*	*milar-bat.*

Danach stellt sich das baskische Zahlsystem seiner Anlage nach als ein vigesimales heraus, bei welchem zunächst mit Grundwörtern von 1—10 gezählt wird. Durch einfache Nachstellung der Einer hinter das Radikal 10 [10, 1 [1]); 10, 2 u. s. w.] wird die Reihe 10—20 gewonnen. Für 20 tritt ein neues Radikal (*hogoi, ogei*) ein, mit welchem durch Nachstellung der Einer und Zehner die Zahlen 21—39 gebildet werden. Durch einfaches Zählen der Zwanziger (2 Zwanziger = 40; 3 Zwanziger = 60 u. s. w.) werden die Zahlen 40, 60, 80 gebildet und für 100 tritt das neue Radikal *ehun* (V.: *eun*) auf, durch dessen Zählung (2 Hundert, 3 Hundert u. s. w.) die Zwanzigerreihe bis 1000 weitergeführt wird.

Wenn es nun auch nicht zweifelhaft ist, dass auch die baskische Zahlreihe vom Zählen der Finger und Zehen ausging, so sind doch die Grundworte derselben, die Zahlen 1—10, 20, 100, nicht mehr sprachanalytisch zu erklären, nirgends mehr findet sich ein Element, welches sich sicher als »Finger«, »Hand«, »Fuss«, Mensch« oder überhaupt als konkretes Objekt deuten liesse. Offenbar sind die baskischen Zahlworte, was immer sie ursprünglich bedeutet haben mögen, schon frühzeitig in der Erfüllung ihres speziellen Zweckes erstarrt, während die lebendige Sprache über sie hinweg weiterschritt und neue Wortformen für die Begriffe schuf, welche einst den Zahlwörtern zu Grunde lagen.

Wie wenig sich übrigens die baskischen Zahlworte im Laufe der letzten 300 Jahre geändert haben, beweist die Liste derselben, welche Vulcanius im Jahre 1597 mit dem baskischen Vaterunser und einem kleinen Wortverzeichnis herausgab. Sie lautet: 1 *bat*, 2 *bi*, 3 *iru*, 4 *lau*, 5 *bost*, 6 *sey*, 7 *çaçpi* (saspi), 8 *çorci* (sortsi), 9 *vedraci* (vedratsi), 10 *amar*, 20 *oguċy* (ogei), 30 *oguċy tamar* (ogei-t-amar), 40 *berroguċy*, 50 *berroguċy tamar*, 60 *iruroguċy tamar*, 70 *iruroguċy tamar*, 80 *lauroguey*, 90 *lauroguċy tamar*, 100 *eun*. Die Liste des seltenen Buches ist einem der spanischen Dialekte entnommen.

Nicht nur in den Ornamenten der baskischen Grabsteine, sondern auch im Kalender scheint die alte prähistorische Zeit noch durchzuschimmern, indem die Basken zu den wenigen christlichen Völkern Europas gehören, bei denen sich noch Spuren eines vorjulianischen Kalenders erhalten haben.

Das baskische Jahr in seiner heutigen, römisch-christlichen Fassung, *urthia* (NN.), *urtia* (GV.) zerfällt in Monate, *ilya* (GV.) oder, davon abgeleitet, *hilaitia* (NN.) *hilavetia* (S.); die Monate in Wochen, *astea* (G.) und diese in Tage, *eguna* (NN. und VG.) oder *egüna* (S.).

Verschiedene Sprachforscher, wie van Eys u. a., nehmen an, dass das Wort *ilya*, Monat, mit dem Radikal *il*, tot, zusammenhänge. Wenn dies richtig ist, so hätte der Mond den prähistorischen Basken, wie uns, den Eindruck eines menschlichen Antlitzes gemacht, aber nicht eines lebendigen, sondern eines Totenschädels. Nach dieser Vorstellung sollten wir erwarten, dass ihnen gerade die Vollmondnächte, in denen der himmlische Totenkopf ganz sichtbar war, besonders unheimlich gewesen wären, während wir im Gegenteil bei Strabo (III. c. 164) lesen, dass sie in den Vollmondnächten (ταῖς πανσελήνοις) mit ihrer Familie die ganze Nacht hindurch vor ihren Häusern Tänze aufführten.

Obwohl es nicht zweifelhaft sein kann, dass der baskische Monat ein Mondmonat war und ursprünglich wie dieser bezeichnet wurde, decken sich doch heute die Benennungen für »Mond« und »Monat« nicht mehr. Der Mond als Gestirn führt nämlich provinziell verschiedene Namen, wie *argisaya* (NN.), *argisagia* (S.), *ilargiya* (G.), *iyetargiša*, in denen allen der Begriff des »Leuchtenden« (*argia*) das Bestimmende ist: *ilargia* wäre das »Totenlicht«, *argisagia* die »Lichterscheinung«. Deutlicher tritt das für »Mond« und »Monat« gemeinsame Radikal in den von Larramendi gegebenen Bezeichnungen der Mondphasen zu Tage: *il-berria*, Neumond, *il-gora*, wachsender Mond, *il-bera*, abnehmender Mond, *il-sarra* (alter Mond), letztes Viertel [1]).

Neben den Monatsnamen, welche in mehr oder weniger verstümmelter Form aus dem römischen Kalender herübergenommen wurden, wie *Martšua* (März), *Aphirila* (April), *Mayatza* (Mai) oder welche den christlichen Festzeiten ihre Entstehung verdanken, wie *Abentia* (S.) oder *Avendua* (G.) Dezember, (wörtlich »Adventsmonat«) gibt es noch eine vollständige Reihe baskischer Monatsnamen, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

[1]) Wobei 11 (*ham-eka, amaika*) statt *hama-bat, amabat*) eine Unregelmässigkeit bietet, die Hervas von einem alten Zahlwort *ca* eins, W. v. Humboldt vom Stamme *ig* ansteigen, also »über zehn«, herleiten will.

[1]) *berri*, neu, *gora*, nach oben, *bera*, nach unten, *sar*, alt.

Digitized by Google

Januar: *urtharila* (S.), *beltsila, ilbeltsa* (G.);
Februar: *baranthalya* (S.), *otsaila, seseila* (G.);
März: *ostarua* (S.), *epaila* (G.);
April: *šorraila* (S.);
Mai: *ephaila* (S.), *ostaroa, orrilya* (G.);
Juni: *ekhaina* (S.), *garagarrilya* (G.), *errearo* (L.);
Juli: *ustaila* (S.), *ustailya* (G.), *garilya* (V.);
August: *agorila* (S.);
September: *buruila* (S.), *irailya* (G.), *agorra* (L.);
Oktober: *urieta* (S.), *bildilya* (G.), *urilya* (L.);
November: *asarua* (S.), *asilya* (G.);
Dezember: *negila* (S.), *lotasilya* (G.), *urtarila* (NN).

(Schluss folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Hochzeits- und Begräbnisgebräuche bei den südungarischen Serben. Die Serben, welche das südungarische Gebiet zwischen der Donau und Theiss, die sogenannte Bácska (spr. Batschka), bewohnen und dort gewöhnlich Raizen — zum Unterschiede von den das Königreich Serbien bewohnenden »Serbianern« — benannt werden, verheiraten sich im allgemeinen sehr früh, häufig schon im 15. oder 16. Lebensjahre. Die Wahl fällt zumeist auf völlig erwachsene, gewöhnlich schon im 24- bis 26jährigen Alter stehende Mädchen und wird im allgemeinen von den Eltern des Burschen getroffen. Ist diese Wahl entschieden und das Einverständnis mit den Eltern der gewählten Braut bezüglich der geplanten Verbindung erzielt, dann bestimmt der Vater des jungen Mannes den Tag der Hochzeit und nennt den mit dem Einladen der Hochzeitsgäste betrauten Brautführern jene Personen, welche er zur Hochzeit einzuladen wünscht. Die beiden Brautführer ziehen nun, mit Weinflaschen oder »Tschutura's« (kleine Fässchen, die an einem Riemen befestigt getragen werden), die reichlich mit Blumen, Bändern u. dgl. geschmückt sind, ausgerüstet, von Haus zu Haus und entledigen sich mit komisch wirkender Würde ihres Auftrages, wobei auf die Gesundheit des Brautpaares und der eingeladenen Gäste aus dem mitgebrachten Wein- oder Schnapsvorrat getrunken wird. Von den eingeladenen Gästen werden einige mit besonderen Ehrenämtern betraut. Zu diesen gehören zunächst die beiden »Hochzeitsbeistände«, von denen der eine der »Debeli kum« oder dicke Gevatter und der andere der »Stari swat« oder alte Beistand genannt wird, ferner die Brautführer — »Djeweri« —, die »Djewerushi« oder Kranzjungfern, endlich noch einige Weiber, die als *garde des dames* zu dienen haben. Ein unentbehrlicher Gast bei jeder raizischen Hochzeit ist ferner der Spassmacher und der Dudelsackpfeifer. Bei Wohlhabenderen werden mehrere Musiker angeworben, gewöhnlich ist aber der Dudelsackpfeifer dabei.

Die wichtigste Rolle unter den gewöhnlich sehr zahlreichen Hochzeitsgästen kommt stets dem Debeli kum zu; er ist gewissermaassen der Impresario des ganzen Festes. Der Debeli kum bestimmt alle Details desselben und muss verstehen, allen seinen Anordnungen Achtung zu verschaffen. Er hat aber auch die Pflicht, der Braut ein Geschenk zu machen, welches zumeist in einem Kleide oder dem Stoffe für ein solches besteht, ferner allerlei kleinere Ausgaben und Opfergaben in der Kirche zu bestreiten. Die Djeweri müssen nahe Verwandte oder vertraute Freunde des Bräutigams, die Djewerushi Schwestern oder Gespielinnen der Braut sein.

Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste im Hause des Bräutigams und ziehen, mit Fahnen und allerlei Schiesswaffen ausgerüstet und mit Blumen und Bändern geschmückt, den Bräutigam, der ein weisses Tuch auf dem Hute trägt, voran, nach dem Brauthause. Die Eltern der Braut empfangen die Gäste vor der Thürschwelle, führen sie in das festlich aufgeputzte Haus und bewirten sie mit allerlei Erfrischungen. Unterdessen wird die Braut von ihren Schwestern oder besten Freundinnen festlich angekleidet und geschmückt. Die Brautführer sind nun verpflichtet, die ihrer Obhut anvertraute Braut strenge zu überwachen, damit ihnen dieselbe nicht von ihren Freundinnen gestohlen werde, da sie sonst nur gegen ein beträchtliches Lösegeld von ihnen losgekauft werden könnte. Der Debeli kum bezeichnet nun die Reihenfolge der Paare und den Weg, welchen der Hochzeitszug nach der Kirche zu nehmen hat, woselbst die Trauung unter endlosen und umständlichen Ceremonien und Opfergaben an die Kirche und den Popen, wie dies bei allen Feierlichkeiten der griechisch nicht unierten Kirche, welcher die Raizen angehören, der Fall ist, vorgenommen wird. Der Zug kehrt nun in das Brauthaus zurück, und hier wird nunmehr das erste Hochzeitsmahl gehalten. In manchen Dörfern geht man auch gleich von der Kirche in das Haus des neuen Eheherrn, und es wird das ganze Fest hier gehalten. Diese erste Hochzeitstafel vereinigt die Festgäste immer mehrere Stunden lang, und den in reichlichen Mengen vorhandenen Getränken — Wein und Schnaps — wird stets wacker zugesprochen, so dass mitunter schon dieser erste Teil des Festes in kleine Keilereien und Streitigkeiten überzugehen pflegt. Der Debeli kum mahnt zur angemessenen Zeit zum Aufbruche, die Braut nimmt unter Wehklagen Abschied von Eltern und Geschwistern und wird mit den Segenswünschen derselben aus dem Hause begleitet. Der Hochzeitszug nimmt nun unter Gesängen und Freudenschüssen den Weg in das künftige Heim des jungen Paares. Der Bräutigam wird auf der Gasse oder im Hofe des Hauses von den Hausleuten begrüsst und bewillkommnet, während die Braut stets vom jüngsten Weibe des Hauses vor der Hausthür empfangen wird; dieses reicht der Braut einen kleinen Knaben hin, den letztere auf den Arm nimmt, und breitet dann einen Leinwandstreifen von der Gasse bis zur Thürschwelle aus, über welchen nun die Braut, mit dem Kinde auf dem Arm, in das Haus geführt wird. Im Hause wird ihr das Kind abgenommen, und es wird ihr dann ein Spinnrocken mit einer Spindel und etwas Flachs in die Hände und unter jeden Arm ein Brotlaib gegeben; später bekommt sie in eine Hand ein Glas Wasser, in die andere ein Glas Wein, und in den Mund ein Stückchen Zucker. Alle diese Gegenstände muss die junge Frau nacheinander eine Weile in den Händen halten und dann auf den gedeckten Tisch stellen. Der kleine Knabe auf dem Arm soll dem Wunsche nach einer gesegneten und zunächst männlichen Nachkommenschaft Ausdruck verleihen, der Spinnrocken mit Spindel und Flachs soll andeuten, dass man von der jungen Frau häuslichen Sinn und Thätigkeit erwarte, die Brotlaibe unter den Armen deuten auf ihre Pflicht, dem Manne beim Verdienste behilflich zu sein, das Wasser und der Wein auf ihren reinen Sinn, und der Zucker im Munde auf die Sanftmut, die man von ihr erwarte, sowie den Wunsch, dass nur süsse, liebevolle Worte aus ihrem Munde kommen mögen.

Hier wird nun der eigentliche grosse Hochzeitsschmaus gehalten, welchem ausser den geladenen Hochzeitsgästen noch mehrere andere Bekannte, welche sich zur bestimmten Zeit im Hause einfinden, beizuwohnen pflegen. Die Bewirtung der zahlreichen Tischgäste verursacht indessen dem Hausherrn gar keine Kosten, denn einer alten raizischen Sitte gemäss hat jeder Gast zu diesem Mahle eine Speise mitzubringen. Der eine bringt ein Spanferkel, der andere ein gebratenes Lamm, einen Truthahn u. s. w. Braten von vierfüssigen Tieren werden bevorzugt, denn sie »bringen Glück«, wenn sie bei solchen Anlässen oder an gewissen Feiertagen auf den Tisch kommen. Jeder Gast aber muss mindestens eine »Pogatscha« (Hochzeitskuchen) und eine Tschutura Wein oder Schnaps beisteuern.

Auf eine strenge Rangordnung bei der Tafel wird stets gesehen. Gewöhnlich sitzt die Braut obenan, neben ihr der Debeli kum; dem Bräutigam liegt die Pflicht ob, alle Gäste zu bedienen. In einigen Ortschaften dürfen die Neuvermählten nicht an der Tafel Platz nehmen. Nach dem Essen überreichen die Gäste die mitgebrachten Geschenke an die Braut, worauf diese die »grossen Geschenke«, welche sie nach der Sitte den Gästen zu geben verpflichtet ist, verteilt. Der Debeli kum, die Schwiegereltern und die angesehensten und ältesten Gäste werden je mit einem Hemde beschenkt, während die anderen gewöhnlich je ein Paar Strümpfe, ein Tuch oder andere kleine Kleidungsstücke erhalten. Wenn alle Gaben verteilt sind, trinkt man nacheinander auf die Gesundheit der Braut und bleibt bei Wein, Gesang und

Digitized by Google

Tanz bis Mitternacht beisammen. Von den Tänzen ist bei dieser Gelegenheit, sowie bei gewissen kirchlichen Festen der Kolo oder Gürteltanz, der zumeist zu den monotonen Lauten des Dudelsacks getanzt wird, am meisten bevorzugt. Die Paare bilden hierbei einen Kreis und halten sich an den Gürteln fest. Unter fortwährenden hüpfenden Bewegungen und Drehen des Kreises um den in der Mitte stehenden Dudelsackpfeifer machen die Tanzenden immer zwei Schritte vor- und einen rückwärts. Um Mitternacht geleiten alle Gäste unter Führung des Debeli kum die Neuvermählten bis zu ihrer Schlafkammer, und alles begibt sich nun zur Ruhe. Am nächsten Morgen muss die Snascha (junge Frau) als die erste im Hause aufstehen, die Stuben und Küche reinigen, das Frühstück für das ganze Haus zubereiten und den Hochzeitsgästen frisches Wasser zum Waschen bringen. Sie erhält dafür von jedem ein kleines Geldgeschenk. Nach dem gemeinsamen Frühstück wird die junge Frau unter Musikbegleitung zu allen Bekannten im Orte geführt und diesen vorgestellt. Hierbei ist sie verpflichtet, jedem alten Manne oder Weibe die Hand, den jungen Leuten aber die Wange zu küssen; für diese Achtungsbezeigungen wird sie ebenfalls mit Geldgeschenken belohnt.

Nach diesen Besuchen kehrt man wieder nach dem Hause des neuen Ehepaares zurück und gibt sich neuerdings den Tafelfreuden hin, die häufig erst am nächsten Morgen ihr Ende erreichen, worauf die Festteilnehmer mit schweren Köpfen, heiseren Stimmen und verdorbenen Mägen den Heimweg antreten.

Während die Hochzeitsgebräuche der Raizen selbst in Ortschaften, wo sie zwischen und neben Deutschen, Ungarn oder Romänen wohnen, nur wenig oder fast nichts von ihrem charakteristischen, ursprünglichen Gepräge eingebüsst haben, haben sich die Gebräuche bei Todesfällen, wie solche ehedem bei ihnen bestanden haben, sehr vereinfacht und kontrastieren dadurch namhaft mit denjenigen der benachbarten und abergläubischeren südungarischen Romänen. Zur Wache bei einem Toten im Hause mietet man stets alte Weiber, die mit lauter Stimme zu beten haben. Streng wird darauf gesehen, dass nicht ein Hund oder eine Katze in das Totenzimmer gelange, weil man fürchtet, dass ein Toter, über welchen ein solches Tier springt, in einen Vampir verwandelt und dann unter den Lebenden viel Böses stiften werde; ein nicht nur unter den Raizen, sondern auch unter den südungarischen und siebenbürgischen Romänen noch vielfach verbreiteter Volksglaube. Während der priesterlichen Einsegnung der Leiche vor dem Hause lässt die Familie des Toten an die Trauergäste kleine Wachskerzen verteilen, die beim Leichenzuge brennend in der Hand getragen werden; auch der Geistliche und seine Assistenten tragen solche brennende Kerzchen. Die dem Sarge folgenden Angehörigen erheben Lobgesänge auf die Tugenden und guten Eigenschaften des Heimgegangenen und verbinden damit Vorwürfe über sein Scheiden von den Seinen. Nach der Beerdigung kehren die Trauergäste in das Trauerhaus zurück, wo einer uralten Sitte gemäss das Totenmahl gehalten wird, welches in Betracht des heissblütigen serbischen Charakters und der starken Getränke, welche man stets dabei auftischt, häufig in beklagenswerter, nichts weniger als pietätvoller Art verläuft und endigt.

Der allgemeine Gräberbesuch findet bei den Raizen nicht am Allerseelentage, sondern am Ostermontag statt, wobei nicht allein die Gräber geschmückt und die Pietät für die Toten durch Gebete, sondern auch durch allgemeine Opfergaben bezeugt werden, die man für das Seelenheil derselben entweder in Geld oder Speisen und Getränken an die auf dem Friedhofe versammelten Armen und Bettler verteilt. M. P.

Litteratur.

Günther, Siegmund, Handbuch der mathematischen Geographie. Mit 155 Abbildungen. Stuttgart, Engelhorn 1890. XIV und 793 Seiten.

Ein neues Werk aus der von Ratzel herausgegebenen »Bibliothek geographischer Handbücher«, das wohl von allen Interessenten mit Spannung erwartet wurde. Es schliesst sich seinen Vorgängern würdig an. Die glatte Ausdrucksweise und die klare Art der Darstellung erleichtern das Studium des Buches auch an den Stellen, wo schwierige Gegenstände behandelt werden. Geschichtliche Notizen sind in grosser Zahl eingeflochten, und durch die gewissenhafte Quellenangabe ist der Leser in die Lage gesetzt, sich im Bedarfsfall aus den Originalarbeiten ausführlichere Belehrung zu verschaffen. Der Verfasser legt mit Recht grosses Gewicht auf eine scharfe Umgrenzung des Inhalts der von ihm behandelten Disziplin; denn bei der nicht zu leugnenden Schwierigkeit der Definition des Wortes »Geographie« ist es von Wichtigkeit, dass über die Grenzen der Unterabteilungen dieser Wissenschaft möglichstes Einverständnis erzielt wird. Nach einer ausführlicheren Besprechung der verschiedenen in neuester Zeit aufgestellten Einteilungen der Geographie gibt der Verfasser die Begriffsbestimmungen für die von ihm befürworteten drei Hauptteile derselben: 1. der mathematischen Geographie, 2. der Länder- und Völkerkunde und 3. der mit der Geophysik identischen physikalischen Geographie. Das Wesen des ersten Teiles kennzeichnet er in folgender Weise: »Die mathematische Geographie hat den Zweck, die Lage irgend eines dem Erdkörper angehörenden Punktes gegen ein im Raume unveränderlich angenommenes Koordinatensystem mit jener Schärfe zu bestimmen, welche dem augenblicklichen Stande der Theorie und Beobachtungskunst angepasst ist.« Danach ist also die Aufgabe der mathematischen Geographie die Lösung des Problems der Ortsbestimmung in möglichst allgemeiner Form. Verzichtet man darauf, wie sich dies auch am Schlusse des Werkes als nötig erweist, das Achsensystem als im Raume fest anzunehmen, so halten wir die gegebene Definition für eine das Wesen der Sache durchaus treffende. Dass der Verfasser, der ja seit 20 Jahren an der Förderung der Geschichte der mathematischen Wissenschaften in erster Reihe mitgearbeitet hat, bei seiner Darstellung den historischen Weg einschlug, war zu erwarten und kann nur gebilligt werden; denn ohne Zweifel wird gerade bei dieser Disziplin dadurch das Verständnis ganz wesentlich erleichtert; dass er nicht streng eingehalten werden konnte, liegt in der Natur der Sache. Im ersten Kapitel »Gestalt und Grösse der Erde« erfahren wir zunächst die ältesten Anschauungen über die Gestalt der Erde, woran sich dann die Darstellung der scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper schliesst. Bei der hierauf folgenden Beschreibung der astronomischen Beobachtungsinstrumente vom Gnomon und Triquetrum bis zum Meridiankreis und den Spiegelinstrumenten hätte vielleicht den vom reisenden Geographen benutzten etwas mehr Raum gewidmet werden dürfen. Nachdem das Koordinatensystem auf der Kugel und dessen Transformation erklärt ist, wird die Gestalt der Erde genauer untersucht. Die Unmöglichkeit, die Resultate der Gradmessungen, der Pendelbeobachtungen und der Lotablenkung in Uebereinstimmung zu bringen, beweist die Unzulänglichkeit der sphäroidischen Hypothese und veranlasst die Einführung des Geoids und daran anschliessend des Referenzellipsoids. Es will uns bedünken, als ob im letzten Teile dieses Kapitels einzelne Punkte, die dem Grenzgebiet zwischen mathematischer und physikalischer Geographie angehören, wie z. B. die Pendelbeobachtungen und die mathematischen Exkurse über Potentialtheorie hätten etwas kürzer behandelt werden können. Das zweite Kapitel handelt von der Ortsbestimmnng auf der Erde selbst; es werden darin die Methoden der Höhenmessung, sowie die Bestimmung der geographischen Länge und Breite dargestellt. Hier wäre vielleicht mancher Leser für ein durchgerechnetes Beispiel dankbar gewesen. Im dritten Kapitel »Die Erde als bewegter Körper im Raume« werden die verschiedenen Weltsysteme, die Gesetze Keplers und Newtons, sowie die Störungen, die Präcession und Nutation betrachtet. Da sich auch die Sonne im Raume fortbewegt, so ergibt sich zum Schluss, dass wir den Ort eines Punktes nur relativ, d. h. nur in Bezug auf ein im Raume sich fortbewegendes Koordinatensystem festlegen können. Damit hat die ursprüngliche Aufgabe durch die Untersuchung diejenige Beschränkung erlitten, von der wir schon oben sprachen. Ein sehr sorgfältiges Namen- und Sachregister bildet den Schluss des Werkes, das Anfänger und Fachmänner mit Nutzen studieren werden. P. Vogel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 40. **Stuttgart, 6. Oktober 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Religion und Kultus der alten Mexikaner. Von Eduard Seler. S. 781. — 2. Das Moharrem-Fest der Perser (25. August 1890). Von Gottfried Albert in Pera. S. 786. — 3. N. M. Prshewalskij. Von Wilhelm Henckel. S. 788. — 4. Vom Madre de Dios zum Acre. Von Chr. Nusser-Asport. S. 792. — 5. Zur Kenntnis der heutigen Basken. Von Dr. Otto Stoll. (Schluss.) S. 796. — 6. Ursprung der in Chile gebauten Kürbisarten. Von Dr. Philippi in Santiago. S. 798. — 7. Litteratur. (B. J. Stokvis. — Georg Buschan.) S. 799.

Religion und Kultus der alten Mexikaner.

Von Eduard Seler.

Mit folgendem beginne ich eine Reihe von Artikeln, in denen ich die hauptsächlichsten Gestalten der mexikanischen Mythologie zur Darstellung zu bringen beabsichtige. Bei der Schwierigkeit des Gegenstandes ist es mir nicht möglich, für das Gesagte jedesmal im einzelnen den Beweis zu erbringen. Ich muss sonst fürchten, die Darstellung über Maass zu komplizieren. Ich behalte mir, soweit ich nicht auf frühere Arbeiten [1]) Bezug nehmen kann, die genauere Begründung für eine spätere umfassende Arbeit vor. Meine hauptsächlichsten Quellen sind, ausser den Bilderschriften und den eigentlichen Altertümern, in erster Linie das Werk des P. Sahagun, dessen aztekischer Originaltext — die ursprünglichen Materialien, die der Pater unmittelbar nach den Mitteilungen der befragten Indianer niederschreiben liess — in zwei Bibliotheken in Madrid [2]) aufbewahrt wird. Nächstdem das Geschichtswerk des P. Durán [3]); der sogenannte Codex Ramirez, eine mit dem Durán'schen Werke parallel gehende und aus der gleichen Grundquelle geschöpfte Darstellung, die zusammen mit der Crónica Mexicana Tezozomoc's publiziert worden ist; die »Crónica Mexicana« Tezozomoc's [4]); die »Historia de los Mexicanos por sus pinturas« [1]), eine alte, aus dem Jahre 1547 stammende Handschrift, die, ähnlich wie das Werk des P. Sahagun in der Weise entstand, dass der christliche Mönch sich von alten, in den Traditionen erfahrenen Indianern, ehemaligen Götzenpriestern, über den Inhalt ihrer Bilderschriften Bescheid geben liess. Endlich die aus dem Jahre 1592 stammende Relacion de Texcoco Juan Bautista de Pomar's [2]) und einige andere ähnliche und aus derselben Zeit stammende Berichte, die gegenwärtig im Archivo general de las Indias zu Sevilla aufbewahrt werden. Grundsätzlich ausgeschlossen sind die späteren Kompilatoren, wie Clavigero, der das Beste, was er gibt, den handschriftlichen Werken der P. P. Durán und Sahagun verdankt, aber, besser wissend, an denselben herummodelt und deshalb die Hauptursache geworden ist für die vielen irrtümlichen Auffassungen, die in Bezug auf das mexikanische Altertum sich geltend gemacht haben.

Ueber den Ursprung der Religion der Mexikaner habe ich nicht die Absicht, mich in Mutmaassungen einzulassen. Das aber glaube ich behaupten zu dürfen, dass ihre Götter, wie die Gestalten einer jeden primitiven Religion, wirklich empfundene Mächte waren. Sei es, dass sich das Volk der Macht und des Einflusses derselben fortgesetzt und dauernd bewusst war. Sei es, dass es Gestaltungen waren, die einer in früheren Zeiten und unter anderen Umständen empfundenen Macht ihren Ursprung verdankten.

Die Mexikaner waren ein ackerbautreibendes Volk. Die Maisfrucht war ihnen der Inbegriff des Lebens, der Erhaltung des Leibes. Die Mächte also, die für das Gedeihen der Feldfrucht von Bedeutung waren, oder mit ihr verknüpft gedacht wurden, die

[1]) Vergl. Seler, »Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften«. Zeitschrift für Ethnologie XX. (1888), S. 1 bis 97. — Ders., »Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung und die verwandten Kalenderschriften«. Comptes rendus de la VIème session du Congrès international des Américanistes. Berlin 1888, S. 521—735. — Ders., »Ein Kapitel aus den in aztekischer Sprache geschriebenen ungedruckten Materialien zu dem Geschichtswerk des P. Sahagun«. Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin, Band I, Heft 4.

[2]) Biblioteca del Palacio und Biblioteca de la Academia de la Historia.

[3]) Herausgegeben von D. José Fernando Ramirez. México 1867—1880.

[4]) Edid. D. José M. Vigil. México 1878.

[1]) Edid. D. Joaquin Garcia Icazbalceta. Anales del Museo nacional de México. II. (1882), S. 83—186.

[2]) MS.

Digitized by Google

waren es, denen man die grösste und weitgehendste Verehrung zollte. Aber die Mexikaner waren nicht immer Ackerbauer gewesen. Sie waren sich deutlich eines — wenn auch weit zurückliegenden — Zustandes bewusst, wo sie als Chichimeca, d. h. ohne festen Wohnsitz und vom Ertrag der Jagd lebend, das Land durchstreiften. Und in dieser weit zurückliegenden Zeit scheint die Verehrung eines Gottes zu wurzeln, der uns wundersam an altweltliche Typen erinnert, nämlich die eines uralten Himmelsgottes, in dem sich die Begriffe eines Sonnen-, Feuer- und Lichtgottes vereinen, der zugleich der Strahlenwerfer ist, der tödlich sicher treffende, daher als Gott der Jagd und des Krieges gedacht. Dieser Gott steht so recht im Centrum des mexikanischen Olymps. Er ist der Ueueteotl, der alte Gott, der Vater der Götter und Menschen, auf den die ganze belebte und unbelebte Schöpfung sich zurückführte, den die Nationen als ihren Stammvater verehrten, und als dessen Stellvertreter sich die an der Spitze der Nation stehenden Kriegsführer und Häuptlinge fühlten. Freilich ist die Gestalt dieses Gottes nicht rein auf spätere Zeiten gekommen. Je nach der Oertlichkeit verschmolzen sich bald diese bald jene abweichenden Vorstellungen mit ihm. Aus der einen Urgottheit ist eine Reihe verschiedener Gottheiten

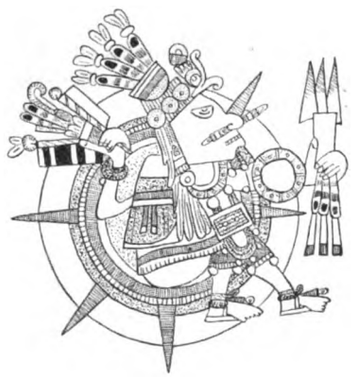


Fig. 1.

geworden. Aber unter der wechselnden und fremdartigen Verkleidung ist doch das alte Gesicht, die

Fig. 2.

ursprüngliche einheitliche Grundvorstellung, überall noch deutlich zu erkennen.

Eine bemerkenswerte Thatsache ist zunächst, dass in dem Kultus der Mexikaner der Sonnengott als solcher eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte. Zwar haben wir in den Bilderschriften Bilder des Sonnengottes (vgl. die Fig. 1 u. 2). Er hat seine Stelle in dem astrologischen Kalender, dem auf der Konkurrenz von 20 Zeichen, 13 Ziffern und 9 Gottheiten beruhenden System, welches den mexikanischen Weisen die Unterlage bildete für die Bestimmung der glücklichen und unglücklichen Tage, der für ein bestimmtes Geschäft passenden Tage und für die Stellung des Horoskops. Wir kennen grosse Steinbilder, auf denen die Sonnenscheibe abgebildet ist, so wie sie die Mexikaner darzustellen gewohnt waren. Der sogenannte Kalenderstein (el calendario Azteco) und der Stein mit den Darstellungen der Siege Tiçocs gehören in diese Kategorie. Aber vom Kultus und von Kultusstätten des Sonnengottes ist im allgemeinen merkwürdig wenig die Rede. Es fehlt indes nicht ganz an solchen.

Eine alte Kultusstätte des Sonnengottes war Teotihuacan, heute ein kleiner Ort, unweit der Eisenbahn gelegen, die aus dem Thal von México heraus und weiter, in östlicher Richtung, über das Hochland führt. Der Name Teotihuacan bedeutet vermutlich nichts weiter als Ort der Sonnenverehrer oder Sonnenpriester. Denn das Wort teotl »Gott« wird schlechtweg für Sonne gebraucht — vgl. z. B. teotl-ac »der Gott ist hinabgestiegen« so viel als »Zeit des Sonnenuntergangs« — und mit dem Bild der Sonne ward hieroglyphisch das Element teo = »Gott« zum Ausdruck gebracht. Vgl. die Fig. 3, die Hieroglyphe der Stadt Teotlalpan.

Fig. 3.

Der Ort Teotihuacan war zur Zeit der Conquista längst verlassen. Aber ausgedehnte Fundamente von Wohnhäusern ziehen sich noch heute als vom Grün überwucherte Schutthaufen in einer Doppelreihe über das Blachfeld. Die Felder ringsum sind in weiter Ausdehnung übersät mit den Resten des Hausrats der alten Bevölkerung — Topfscherben, gröberen und feineren, unbemalten und reichverzierten, mit Obsidianmesserchen und, in Unmassen auch, mit zierlich gearbeiteten Thonköpfchen von grosser Lebendigkeit des Ausdruckes und eigentümlichen Stils. Welcher Art die Bevölkerung gewesen ist, die an dieser Stelle siedelte und die genannten Reste uns hinterliess, darüber gibt es keine Kunde. Wie mir mein verehrter Freund, Herr Hermann Strebel, mitteilt, hat er neuerdings aus den Llanos weiter im Osten, der Gegend von Huamantla, Gegenstände erhalten, nahezu von gleichem Typus wie die Teotihuacan-Köpfe. Es scheint demnach, als ob das alte Teotihuacan zu einer Kultur gehörte, die weiter im Osten lag oder nachmals sich nach Osten verschob. Der vielberufene Name der Olmeca, die in vorgeschichtlicher Zeit das mexikanische Hochland bevölkert haben sollen, wird vielleicht nicht mit Unrecht mit jenem alten Kulturcentrum in Verbindung gebracht.

Neben den genannten Resten bilden das Hauptwahrzeichen von Teotihuacan die beiden berühmten

Digitized by Google

Pyramiden, künstliche Berge, aus Steinen, Lehmziegeln und Mörtelschichten aufgebaut, mit Grün überwachsen, aber auch dem unkundigsten Auge als Gebilde von Menschenhand unverkennbar sich darstellend. Diese beiden Pyramiden nun sind es, die schon eine alte Tradition mit den Gottheiten der Sonne und des Mondes verknüpft.

In Teotihuacan, wird erzählt, kamen die Götter zusammen und berieten, wie man es machen solle, der Welt Licht zu schaffen, wer es übernehmen solle, als Sonne und Mond die Welt zu erleuchten. Es meldeten sich, wie es in der einen Tradition heisst (Sahagun, lib. 7, cap. 2), Tecciztecatl »der mit der Meerschnecke« — ein Name des Mondgottes — und Nanauatzin »der arme Aussätzige«. Vier Tage gaben sich die beiden, wie es in México vor jeder wichtigen Handlung Brauch war, Kasteiungen und Bussübungen hin, peinigten ihr Fleisch und brachten Räucherwerk dar. Und für die Vornahme dieser Bussübungen, heisst es, seien die beiden grossen Pyramiden erbaut worden. Nach Ablauf der vier Tage wäre ein grosses Feuer angefacht worden, und die beiden Götter aufgefordert worden, sich hineinzustürzen. Tecciztecatl versucht es zuerst, aber furchtsam weicht er zurück. Der arme Aussätzige dagegen drückt die Augen zu und springt beherzt hinein. Und als er lichterloh brannte, fasst auch Tecciztecatl sich ein Herz und stürzt sich ebenfalls hinein. Weil aber Nanauatzin der erste war, der sich verbrennen liess, ist er es, der als Sonne am Himmel emporsteigt. Tecciztecatl, der erst nach ihm es versucht, wird zu dem mit bleicherem Lichte leuchtenden Mond.

Diese Sage ist, abgesehen von ihrem Gehalt an sich, — als eines der wenigen Stücke alter mythischer Dichtung, das in unverfälschter Form und Fassung (im aztekischen Wortlaut) uns erhalten ist — besonders bedeutsam deshalb, weil sie uns zeigt, dass die Mexikaner weit entfernt waren von einer einfachen Naturvergötterung. Die Götter waren schon da, ehe die Sonne und der Mond geschaffen wurden. Die Namen der Götter, die hier genannt werden, sind interessant und vielleicht benutzbar für die Feststellung der ethnischen Zugehörigkeit der alten Bevölkerung von Teotihuacan. Es sind Quetzalcoatl, der Windgott, der Gott der Tolteken und ihrer Deszendenz, Totec d. i. Xipe, der Herr des Küstengebiets, die Mimixcoa, die Götter der Chichimeken, und eine viergestaltige Göttin, das ist wohl die Ixcuina oder Tlaçolteotl, die grosse Erdgöttin der östlichen Distrikte. Diese Götter sind es auch, wie in derselben Sage weiter berichtet wird, die den neuerschaffenen Planeten Leben und Bewegung verleihen. Da nämlich diese, nachdem sie zum erstenmal über den Horizont emporgestiegen, von selbst nicht weiter zu gehen vermochten, brachten sich die Götter selber zum Opfer dar. Und alsbald fing die Sonne an zu laufen, und nach ihr fing der Mond an zu laufen. Und so folgen beide einander, die Sonne als Leuchte des Tages, der Mond als Leuchte der Nacht.

Die Uranfänglichkeit der Götter, lange vor Erschaffung der Sonne und des Mondes, ist auch klar ausgesprochen in dem Bericht, der in zusammenhängendster Weise von der Erschaffung der Welt und dem Ursprung der Menschen und der Götter redet, in der »Historia de los Mexicanos por sus pinturas«.

Es wird daselbst an erster Stelle ein Götterpaar genannt, das von Urbeginn dagewesen, und das seinen Wohnsitz in dem obersten, dreizehnten Himmel hat, einem Orte, der weit oberhalb der Sphäre gedacht ward, in dem Sonne, Mond und Sterne sich bewegen. »Sonne und Mond wandeln durch die Luft«, heisst es an einer anderen Stelle desselben Textes, »und reichen nicht an den Himmel«, d. h. nicht an den Ort, wo die Götter wohnen. Der männliche Teil dieses Urgötterpaares wird in dem Dokument Tonacatecutli genannt »der Herr der Lebensmittel«, d. h. der Fülle, der Fruchtbarkeit, des Gedeihens. An anderer Stelle wird er unter dem Namen Ometecutli aufgeführt, »Herr der Zweiheit«, d. h. der Vermehrung, der Zunahme, des Wachstums. Und der oberste Himmel selbst, in dem er seinen Sitz hat, wird Omeyocan »Ort der Zweiheit«, d. h. der Vermehrung der Fülle, genannt. Für die weibliche Urgottheit wird der Name Tonacaciuatl angegeben, »Herrin der Lebensmittel«, oder auch Omeciuatl »Herrin der Zweiheit«.

Für den Herrn der Lebensmittel, Tonacatecutli, geben die Kommentare noch die Namen Matlaua, Tepeua, Teotlale, »Herr der Netze, Herr der Berge, Herr der Steppe« an, die alle drei zusammen soviel als »der Jäger« bedeuten. Und für die Tonacaciuatl nennt unser Dokument als zweiten Namen Xochiquetzal. Letzteres Wort heisst wörtlich »Blumenschmuckfeder« und bedeutet soviel als »Blumenkleinod«. Es ist der Name einer viel genannten Gottheit, welche die Kommentatoren mit der Eva identifizieren (»la primera que pecó«), und die als die Erfinderin weiblicher Kunstfertigkeit, der Weberei, Stickerei und der verwandten Gewerbe galt. Es ist also klar, dass diese beiden Götter den Urmann und die Urfrau darstellen, die männliche, kriegerische und die weibliche, häusliche Thätigkeit repräsentieren. Aber dieser Urmann wird als ein alter, in lichte Farben gekleideter Gott abgebildet, der in einzelnen Darstellungen in der ganzen Ausstattung geradezu identisch ist mit dem Gott, der sonst als Gott des Feuers (Ixcoçauhqui) und Herr des Jahres (Xiuhtecutli) bezeichnet wird. Und von der Xochiquetzal wird in den Kommentaren gesagt, dass sie es war, die die Erde mit Blumen schmückte. Es ist also ebenso klar, dass das männliche Urprinzip in dem Himmel verkörpert gedacht ward und in den von demselben herabsengenden Strahlen; das weibliche in der Erde, die unter dem weiten Himmel sich streckt.

Digitized by Google

Als Söhne dieses Urgötterpaares werden vier Götter genannt: 1. Tlatlauhqui Tezcatlipoca der »rote rauchende Spiegel«, der von den Leuten von Uexotzinco und Tlaxcala unter dem Namen Camaxtli verehrt wurde; 2. Yayanhqui Tezcatlipoca der »schwarze rauchende Spiegel«, dieser sei der grösste, schlimmste und mächtigste von allen gewesen; 3. Quetzalcoatl, der auch Yaualli-e'ēcatl »kreisender Wind« genannt werde; 4. Ometecutli »Herr des Zwiespalts« oder Maquizcoatl »die mit zwei Köpfen beissende Schlange«, der von den Mexikanern unter dem Namen Uitzilopochtli als ihr Haupt- und Nationalgott verehrt werde.

Was die Namen und die Bedeutung der vier Götter angeht, so unterlasse ich es, hier mich in nähere Erörterungen darüber einzulassen. Ich werde mich später noch eingehend mit ihnen zu beschäftigen haben.

Unser Dokument berichtet weiter, dass nachdem nach der Geburt dieser Götter 600 Jahre mit nichts und in nichts verflossen, zunächst Quetzalcoatl und Uitzilopochtli sich ans Werk machen, das Feuer erschaffen und eine halbe oder unvollständige Sonne, die nur unvollkommen leuchtete; danach das erste Menschenpaar, Oxomoco und Cipactonal, in denen sich gewissermaassen die beiden Gestalten des Urgötterpaares wiederholen; danach Kalender und Zeitrechnung; danach die Unterwelt und ihre Götter, die verschiedenen Himmel, und zwischen Unterwelt und Himmel das Wasser, und in dem Wasser den Fisch Cipactli, und aus letzterem die Erde.

Dann vereinigen sich die vier Söhne des himmlischen Urpaares und erschaffen die Götter des Wassers, Tlalocantecutli und Chalchiuhtlicue. Aus der Vereinigung des ersten Menschenpaares entspringt ein Sohn, Piltzintecutli, dem die vier Söhne des himmlischen Urpaares ein Weib aus den Haaren der Xochiquetzal bilden.

Da aber die Söhne der Himmlischen sahen, dass die von ihnen erschaffene Sonne zu wenig leuchtete, so macht zunächst Tezcatlipoca sich zur Sonne. Das ist die erste Sonne oder erste Weltperiode. Sie währt 13mal 52 Jahre, und in ihr lebten die ungeschlachten eichelfressenden Giganten. Sie kam zu Ende, indem Tezcatlipoca von Quetzalcoatl ins Wasser gestürzt wurde. Im Wasser verwandelte er sich in einen Tiger, und von diesem wurden die Menschen des ersten Zeitalters, die Giganten, verschlungen. In anderen Berichten wird diese erste Sonne oder Weltperiode als »Erdsonne« (Tlaltonatiuh) oder »Tigersonne« (Ocelotonatiuh) bezeichnet. Danach macht sich Quetzalcoatl zur Sonne und es beginnt die zweite Sonne oder zweite Weltperiode. Sie dauert ebenfalls 13mal 52 Jahre und kommt zu Ende durch den Sturz Quetzalcoatls und durch einen grossen Sturmwind. Was von Menschen dabei übrigbleibt, wird in Affen verwandelt. Diese Weltperiode wird in anderen Berichten als Ecatonatiuh »Windsonne« bezeichnet. Es folgt die dritte und vierte Weltperiode, die zusammen 13mal 52 Jahre umfassen. In der ersteren, die in anderen Berichten als Quiyauhtonatiuh »Regensonne« bezeichnet wird, fungiert Tlaloc, der Regengott, als Sonne. Sie kommt zu Ende durch einen grossen Feuerregen. Die vierte Sonne oder Weltperiode wird als Atonatiuh »Wassersonne« bezeichnet. In ihr regiert Chalchiuhtlicue, die Göttin des Wassers. Sie kommt zu Ende durch eine grosse Sintflut, in der alle Menschen ertranken oder in Fische verwandelt wurden.

Die letzte, die fünfte, die gegenwärtige Weltperiode beginnt nun, die, welcher unsere Sonne leuchtet. Durch die vereinten Anstrengungen Tezcatlipoca's und Quetzalcoatl's wird der Himmel, der mit der grossen Flut, am Schluss der vorigen Weltepoche, eingestürzt war, wieder emporgehoben. Tezcatlipoca, als Mixcoatl, erbohrt das Feuer neu. Als Sohn Piltzintecutlis, des Sohnes des ersten Menschenpaares, wird Cinteotl, die Gottheit der Maisfrucht, geboren. Mit dem ausgesprochenen Zwecke, Menschenherzen und Menschenblut zur Nahrung für die Sonne herbeizuschaffen, wird die Institution des Krieges begründet. Und nun kann auch die Sonne in Erscheinung treten. Ein Sohn Quetzalcoatl's, ein Sohn Tlalocantecutli's springen, sich selber zum Opfer darbringend, in die Flammen und steigen darauf als Sonne und Mond am Himmel empor. Das diesem Ereignis folgende Jahr, das Jahr ce tecpatl »eins Feuerstein« (= A. D. 1168), ist das erste geschichtliche Jahr. Von ihm an rechnet die Geschichte der verschiedenen Stämme.

Die Mexikaner hatten ein eigentümliches Zeitrechnungssystem, das durch die Konkurrenz von 20 Zeichen und 13 Ziffern gebildet wurde. Wie nun, ihrer Meinung nach, die Natur dieser Zeichen und die Eigenschaften der verschiedenen Ziffern vorbedeutend waren für ein an einem bestimmten Tage sich abspielendes Ereignis oder für die Schicksale des an diesem Tage geborenen Menschen, so suchten sie umgekehrt für jegliches hervorragende Ereignis, für jede wichtige mythische Kombination, Ausdruck und Verständnis zu finden durch Beziehung derselben auf einen bestimmten Tag und dessen Zeichen. Die Symbole oder Regenten der vier prähistorischen Weltperioden waren ihnen — in der Reihenfolge, wie ich oben die Weltperioden angeführt habe — die Tage naui ocelotl »vier Tiger«, naui e'ēcatl »vier Wind«, naui quiauitl »vier Regen«, naui atl »vier Wasser«. Da nämlich die Zahl vier, die Zahl der Himmelsrichtungen, also, nach der Ausdrucksweise der Mexikaner, die Gesamtheit aller Richtungen angab, so ist die Zahl vier dem Mexikaner der Ausdruck des die Gesamtheit Umfassenden, der vollständigen Erfüllung. Die vier angedeuteten Tage bedeuteten also dem Mexikaner soviel als »lauter Tiger«, »alles ist Wind«, »alles ist

Digitized by Google

Regen«, »alles ist Wasser«. Und das waren, wie man sieht, recht passende Bezeichnungen für die vier prähistorischen Weltperioden, der aufeinander folgenden Herrschaften der Erde, des Windes, des (Feuer)regens und des Wassers. Das Symbol oder der Regent der gegenwärtigen fünften Weltperiode war dem Mexikaner der Tag naui olin »vier Bewegung«, »vier rollende Kugel«, der ihm soviel als »alles ist Bewegung« oder »in beständiger Bewegung« bedeutete, und darum mit Fug und Recht als Sinnbild der in beständiger Bewegung begriffenen Sonnenkugel galt. Indem nun aber die Mexikaner diese Symbole oder Regenten der fünf Weltperioden in bestimmter Weise als Tage nahmen, und zwar als diejenigen Tage, welche — bei den vier prähistorischen Weltperioden — die Endtage, oder den Tag des jedesmaligen Weltuntergangs, bezeichneten, so kamen sie zu dem Glauben, dass die gegenwärtige Weltperiode, oder die Welt, der unsere Sonne leuchtet, am Tage naui olin zu Grunde gehen müsse. Und es wurde daher dieser Tag, der immer nach 260 Tagen wiederkehrte, jedesmal unter Aengsten und grosser Furcht verbracht, und harte Bussübungen veranstaltet, um das drohende Geschick für diesmal noch abzuwenden.

Die Lehre von den vier oder fünf Weltperioden oder Sonnen und die damit zusammenhängenden Vorstellungen nahmen in dem Denken und Fühlen der Mexikaner einen grossen Raum ein. Wir begegnen dieser Lehre daher in den verschiedensten Berichten. Allerdings wechselt die Reihenfolge. Es ist nicht unmöglich, dass für die in der »Historia de los Mexicanos por sus pinturas« beliebte Reihenfolge die Erzählung der Bibel von Einfluss war. Ihren grossartigsten und bleibendsten Ausdruck hat die Lehre von den vier oder fünf Sonnen in dem grossen sogenannten »Kalenderstein« gefunden, der im vorigen Jahrhundert unter dem Pflaster des grossen Platzes in der Hauptstadt México vergraben angetroffen wurde, und der jetzt, als eine Hauptzierde des Museo Nacional de México, in dem von General Porfirio Diaz neu eröffneten Saale, gerade gegenüber dem Eintritt, seine Aufstellung gefunden hat. Wir sehen auf demselben, in riesigen Dimensionen ausgearbeitet, den Tag naui olin angegeben, das Symbol der gegenwärtigen fünften Weltperiode. (Vgl. die allerdings einem anderen Monumente entnommene Abbildung dieses Zeichens in Nr. 41 d. Zeitschrift.) Aus dem Zentrum des Zeichens olin blickt das Gesicht des Sonnengottes hervor, der Sonne, die der gegenwärtigen Welt leuchtet. Auf den vier Armen des Zeichens olin sind die Tage nani ocelotl, nani e'ēcatl, naui quiauitl, naui atl angegeben, die Symbole oder Regenten der vier prähistorischen Weltperioden. Das ganze Zeichen ist umschlossen von dem Bilde der Sonne, und in dem innern Kreis der letzteren sind die 20 Tageszeichen eingeschrieben. Das Sonnenbild selbst wiederum ist von zwei grossen Schlangen oder Drachen umgeben, die auf ihrem Leibe und zwischen ihren Schwanzspitzen das Zeichen matlactli omei acatl »dreizehn Rohr« tragen. Die Schlangen oder Drachen (xiuhcvatl) bezeichnen in der mexikanischen Symbolik das Jahr (xiuitl). Und matlactli omei acatl »dreizehn Rohr« ist das Zeichen des dem Jahre ce tecpatl voraufgehenden Jahres, d. h. desjenigen, an welchem, wie die »Historia de los Mexicanos por sus pinturas« berichtet, die gegenwärtige Sonne geboren wurde.

Aus dem bisher Angeführten und Auseinandergesetzten geht nun hervor, dass, wenn wir auch annehmen müssen, dass die mythische Gestaltung ausging von dem Eindruck, den die mächtige Naturerscheinung der Sonne auf das Gemüt des Indianers machte, von dem Problem, das die in rastloser Bewegung über den Himmel rollende und jeden Morgen neu aufsteigende Sonne dem Erklärung suchenden Geist bot, doch diese Gestaltung selbst in so früher Zeit bestimmtere Formen annahm, dass der ursprüngliche Zusammenhang dem Bewusstsein der Menschen entschwand, und sich eine Differenzierung vollzog, ähnlich der, wie sie in der griechischen Mythologie in dem Phoebos Apollon und Helios vorliegt. Ueber die verschiedenen Formen, welche der alte Licht- und Himmelsgott bei den verschiedenen Zweigen der mexikanischen Nation annahm, werde ich in folgenden Artikeln Näheres berichten. Hier sei es mir nur noch gestattet, die Bilder, die ich oben von dem Sonnengotte gegeben habe, etwas zu erläutern, und dasjenige anzuführen, was über einen direkten Sonnenkult bei den alten Mexikanern berichtet wird.

Die Fig. 1 ist dem Codex Borgia 44 entnommen. Das Bild ist dort noch über einem reich verzierten Sessel und von Bannern umgeben gezeichnet. Ein Strom Wasser rinnt auf der einen, ein Strom Quetzalfedern auf der anderen Seite von dem Sonnenbilde herab, und der Gott trinkt das Blut einer Wachtel, die ihm dargebracht wird. Fig. 2 ist dem Blatt 23 der Wiener Handschrift entnommen. Sie ist dort, zusammen mit einem zweiten Sonnenbilde, auf einem Blutstrom gezeichnet, der sich über einem Tempel erhebt. Ich habe diese beiden Figuren (von den vielen sonst in den Bilderschriften vorkommenden Bildern des Sonnengotts) gewählt, weil sie den Gott in dem Sonnenbilde zeigen, und weil diese beiden Figuren in Stellung und Ausputz übereinstimmen mit einem berühmten Stücke, dem sogenannten Kalenderstein der A. v. Humboldtschen Sammlung im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Hier ist zunächst das Sonnenbild ins Auge zu fassen. Dasselbe besteht aus einer im allgemeinen in lichten Tönen gehaltenen Scheibe, so aber, dass auf derselben die verschiedenen Farben, Grün, Rot, Blau, Gelb, Weiss angegeben sind, in konzentrischen Ringen einander folgend. Auf dem peripherischen Teil dieser Scheibe treten als bedeutsamste Teile zunächst vier an den vier Kardinalpunkten angebrachte, spitz zulaufende, rot gefärbte, strahlenförmige Ge-

Digitized by Google

bilde hervor. In grösseren, besser ausgeführten Bildern wiederholen sich dieselben in den Zwischenräumen, so dass eine Achtteilung entsteht. Doch sind diese sekundären Strahlen immer unterschieden von den Hauptstrahlen, kürzer oder anders gebildet (vgl. Fig. 1 u. 2). Zwischen den Hauptstrahlen, bezw. den Haupt- und Nebenstrahlen, befinden sich in den meisten Fällen turmartige Gebilde, aus breiten, bandartigen Streifen bestehend, mit einer Rundung oder einer kreisförmigen Figur am Ende (vgl. Fig. 3 u. 2). Es gibt Darstellungen, gewissermaassen aufgelöste Sonnenbilder, wo diese Elemente des Sonnenbildes nicht auf der Peripherie eines Kreises, sondern längs einer geraden Linie verteilt sind. Hier sieht man, namentlich in monumentalen Darstellungen, nicht selten die strahlenförmigen Gebilde ersetzt durch Feuersteinmesser. Die turmartigen Gebilde erweisen sich daselbst als Weiterbildungen von Augen, hervorgetriebenen oder herausschiessenden Augen.

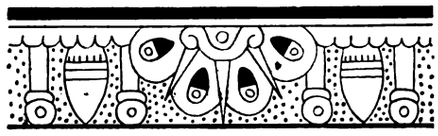


Fig. 4.

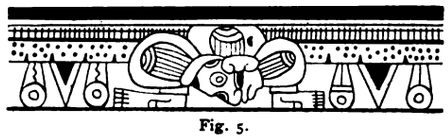


Fig. 5.

Vgl. die Fig. 4 u. 5, die dem Wandfries eines der Palasthöfe von Mitla entnommen sind, und Fig. 7. Es ist also dieses Sonnenbild, das in sehr stereotyper Weise in den Bilderschriften, wie in den monumentalen Darstellungen sich wiederholt, gewissermaassen eine Hieroglyphe, dazu bestimmt, die Vorstellung einer leuchtenden strahlenwerfenden Scheibe hervorzubringen. Die Vierteilung besagt, dass nach allen Richtungen Strahlen gesandt werden (vgl. oben meine Bemerkungen über den Begriff der Zahl vier).

(Schluss folgt.)

Das Moharrem-Fest der Perser (25. August 1890).

Von Gottfried Albert in Pera.

Von allen religiösen Festen, welche die Schiiten mit den Sunniten nicht gemeinsam feiern, ist dasjenige, welches sie im Monat Moharrem (ihrem Ramasan) begehen, bei weitem das wichtigste und merkwürdigste; es findet statt am 10. dieses Monats zum Andenken an den Märtyrertod Husseins, des Sohnes des Kalifen Ali. Dieses Fest ist den Türken, welche in ihren Glaubenslehren mit den Persern nicht übereinstimmen, ein wahrer Greuel, und ihre Toleranz, die der Abhaltung dieses Festes mitten in Stambul — der »Fülle des Islam« — keine Schwierigkeiten entgegensetzt, verdient aufrichtige Bewunderung.

Wir begeben uns abends bei einbrechender Dunkelheit nach dem Validé-Han, einem grossen, viereckigen Steinbau, dessen imposante Mauern weithin sichtbar aus den umliegenden Häusermassen aufragen. Ursprünglich als Karawanserai bestimmt, dient er heute mit seinen zahllosen, gewölbten, kühlen Räumen als Warenlager und zu Bureaus meist persischer Kaufleute. Der Han umschliesst einen freien, von Bäumen beschatteten Platz mit einer unansehnlichen Moschee. Heute abend schliessen diesen Platz zwischen Pflöcken gespannte Stricke ringsum ab, derart, dass vom südlichen Haupteingang an ein Rundgang innerhalb des Vierecks hergestellt wird. In Abständen von 10—15 Schritt sind auf Stangen eiserne, mit Holz und Pech gefüllte Körbe aufgerichtet, um das Schauspiel später zu beleuchten.

Eine buntwimmelnde Volksmenge hat sich eingefunden und sich inner- und ausserhalb der durch die Stricke abgeschlossenen Bahn aufgestellt. Sogar auf den Dächern bemerken wir neugieriges Publikum, und Gruppen persischer Weiber füllen die niedrigen Bogenfenster in der Höhe. Die persischen Kaufleute überlassen nicht nur ihren Freunden, sondern auch Fremden und mit Vorliebe Europäern ihre Bureauräume und die Plätze vor denselben, rücken Sofa und Stühle zurecht, um es ihren Gästen recht bequem zu machen, reichen sogar Thee und Cigaretten gastfreundlichst herum; nicht genug können wir die Liebenswürdigkeit Abdul Hussein Effdis loben, eines der hervorragendsten persischen Kaufherrn, des Hauptleiters der Festlichkeit.

Der Validé-Han ist aufs üppigste dekoriert mit schwarzen, Trauer bedeutenden Tüchern, und von der Höhe der überwölbten Bogengänge hängen zahlreiche Lüsters mit farbigen Gläsern, durch welche die Lichter schimmern; es fehlt auch nicht an Fahnenschmuck und frommen persischen Sprüchen in schönen Buchstaben. Die Fackeln werden angezündet, und Tausende von Lichtern aus den Lampen erhellen den vom Mondlicht beschienenen Platz. Eine Zahl von Männern — Persern aus der Volkskaste, denn die besseren Stände beteiligen sich an der heutigen Feier nicht aktiv — rückt in die Bahn, welche inzwischen noch durch türkische Miliz mit aufgepflanztem Bajonett abgeschlossen worden ist. Jene schreiten möglichst geräuschlos und schlagen sich alle taktmässig mit der flachen Hand auf die entblösste Brust unter dem Rufe: »Ya (o!) Hussein! Ya Hassan!« Eine Schar von Schülern tritt mit klagendem Gesange auf; sie tragen mit Wasser gefüllte Schalen, um gleichsam den Manen des in der Wüste von entsetzlichem Durste gequälten Hussein und seinen Mitkämpfern ein Opfer zu bringen.

Nach kurzer Pause erscheinen die Hauptthelden des Dramas, welches sich heute abend abspielt. Fahnen werden ihnen vorangetragen, auf deren

Digitized by Google

Stangen Hände aus blinkendem Metall aufgesteckt sind zur Erinnerung an den Heldentod Abbas', welchem, als er dem schmachtenden Hussein Wasser bringen wollte, von den Feinden die Hände abgehackt wurden. Den Fahnen folgen zwei gesattelte und mit kostbaren Tüchern bekleidete Pferde. Das eine ist mit Blut bespritzt und trägt über dem Sattel zwei krumme Säbel mit aufwärts gerichteten Spitzen, auf denen Granatäpfel stecken, die Symbole der Fruchtbarkeit; das zweite Ross trägt einen etwa vierjährigen Knaben, dessen Stirne man verwundete, dass sie blutet, zur Erinnerung an die gewaltsame Entführung der Kinder Husseins. Auf dem Rücken des dritten Pferdes thront ein hübscher Baldachin, geschmückt mit einem Turban, der die Kopfbedeckung Husseins bedeutet; unter jenem sitzt ein zweiter Knabe, der sich fortwährend mit Asche bewirft zum Zeichen der Trauer. Diesem Aufzuge folgen etwa 300 Männer, mit langen weissen Hemden bekleidet, die ein Gürtel um die Lenden schliesst, die Aermel zurückgestreift und die Köpfe meist glatt geschoren oder rasiert; sie bewegen sich in zwei Reihen seitwärts durch die Bahn, so dass sie die Gesichter einander zukehren. Jeder hält in seiner Rechten einen Säbel, ein langes Messer, einen Yatagan, blank geschliffen; mit der Linken fasst er den Gürtel des Nebenmannes, so dass die Doppellinie der unheimlichen Männer eng geschlossen wird. Sie stellen die Märtyrer dar, welche in der Wüste bei Kerbela mit Hussein den Tod erlitten. Innerhalb der beiden Reihen schreiten persische Priester in langem Talare, sie singen mit klagender, näselnder Stimme die Geschichte der Märtyrer, preisen die Thränen, die um sie fliessen, und verfluchen den, der ihretwegen nicht trauert. Dann weinen sie laut auf, und nicht nur die am Bussfeste wirklich Teilnehmenden klagen und schluchzen mit ihnen, sondern alle anwesenden Perser schütteln das Haupt, seufzen und schlagen an die Brust: »Uaih! Uaih!« Die Männer im weissen Hemde aber rufen immer lauter: »Ya Hussein! Ya Hassan!« schwingen ihre Waffen und schlagen sich damit die Stirn und die Schläfen, dass das Blut herabrieselt auf die weissen Gewänder. So bewegt sich der Zug bald weinend, bald singend und wieder laut wehklagend langsam vorwärts, bis er im Hintergrund verschwindet, um einer neuen Schar gleicher Flagellanten Platz zu machen. Neuerdings werden Fahnen vorausgetragen, dann folgt ein weisses, von einem Perser geführtes arabisches Pferd, auf dessen aufgeputztem Sattel zwei blutbespritzte Tauben flattern. Sie haben ihre Flügel in das Blut des sterbenden Hussein getaucht, und auf solche Weise die Kunde von der Ermordung des Helden ins Lager seiner Getreuen getragen. Acht bis zehn Männer, schwarz bekleidet, schwingen rasselnde Kettenbündel und peitschen sich über die Schultern hinweg unaufhörlich den nackten Rücken, bis er buchstäblich kohlschwarz wird unter den Hieben. An diese Geissler schliessen sich wieder unmittelbar 2—300 Bewaffnete an, wie wir sie schon gesehen haben. Sie kommen aus einem anderen Han und geben hier gleichsam ihr Gastspiel. Zusehends wächst der Fanatismus; durch das Pathos der Priester angefeuert und genährt durch den Gesamteindruck der Festlichkeit, steigert sich die Leidenschaft, welche der Liebe zu Hussein und Ali Ausdruck geben soll; die Gesichter der Männer sind mit Blut bedeckt, das aus den Wunden träufelt; ihre weissen Hemden sind ganz rot geworden. Hier und dort wankt einer in der Menge und stürzt blutbedeckt zur Erde, man reisst ihn heraus, umwickelt seinen Kopf mit Leinen und schafft ihn beiseite.

Während einige sich nur leicht verwunden, schlagen andere wie wahnsinnig nach ihren Köpfen; unter den Schlägen des Yatagans ertönen die kahlen Schädel, und nicht selten werden die Zuschauer mit Blut bespritzt. Der Zug bewegt sich rund um den Platz herum zum Thore hinaus, um wieder den früher abgetretenen Abteilungen den Platz einzuräumen. Jetzt wird das Geschrei immer heftiger, unterstützt durch eine monotone, helle Musik, die durch eine gedämpfte Trommel, Flöten und Cinellen hervorgebracht wird und jeden Hauptzug begleitet.

Das ganze, Grausen erregende Schauspiel erreicht seinen Höhepunkt, wenn der Zug nach dreimaligem Umgang vor der Loge des persischen Gesandten anhält und unter lautem Gerufe und heftigen Uebungen die Freilassung mehrerer Gefangener fordert. Die Schwertermänner schlagen sich grimmiger als zuvor und lassen erst dann nach, wenn ihre Wünsche erfüllt sind. Männer mit Stöcken haben sich inzwischen überall hinter den Reihen aufgestellt und halten jene über die Stirnen der sich Schlagenden, um allzu heftige Streiche abzuwehren. Mancher Zuschauer wendet sich entsetzt und mit erblasstem Gesicht ab und greift zum Kognakfläschchen, das er vorsorglich mitgenommen hat.

Mit der Freisprechung der Gefangenen hat das nervenprickelnde Schauspiel sein Ende erreicht. Die Blutenden werden verbunden und verfügen sich in die Bäder, um sich dort die Nacht über zu pflegen; anderen Tages begeben sie sich auf den grossen Friedhof von Skutari, wo sie auf heiliger asiatischer Erde Gebete verrichten.

Reiche Perser kaufen die blutigen Hemden, um sie später als geweihtes Totenhemd benutzen zu können. Stirbt ein Perser selbst an den am Festabend erhaltenen Wunden, so wird er sogleich des Paradieses teilhaftig. Auch Thränen, welche an diesem Abend geweint werden, fängt man sorgsam auf: sie dienen als untrügliches Heilmittel gegen jede Krankheit.

Wie sich die christliche Kirche in eine morgen- und abendländische spaltete, deren Gegensätze so nachhaltig wirkten, dass sie sich selbst, wie vor der Eroberung Konstantinopels im Konzil zu Ferrara, in Zeiten grosser, die gesamte christliche Kirche be-

Digitized by Google

drohender Gefahr nicht auszugleichen vermochten: so hatte das Schisma in der mohammedanischen Religion zwischen Sunniten und Schiiten heftige Kriege und nationalen Hass zwischen Ottomanen und Persern zur Folge.

Die Aliten behaupten, der Erzengel Gabriel habe den Koran irrtümlich Mohammed überreicht, und bezweifeln freventlich die Ehrenhaftigkeit der Lieblingsgemahlin des Propheten, weil sie anlässlich einer Wüstenreise im fünften Jahre der Hedschra den Korb (hewdedsch), in welchem sie vom Kamel getragen wurde, unbeaufsichtigt verlassen hat. Der Mufti Esad Effdi liest in einem geharnischten Briefe den Persern, d. h. den Bekennern Alis, den Text und hält ihnen vielerlei kleine und grosse Sünden vor: »Ihr schert euer Kinn und verunstaltet den Bart, des Mannes Zierde, trinket Wein und glaubet, dass es genug sei, wenn man bei der Waschung nur die Füsse benetze; euer König besucht liederliche Orte, und ihr schämt euch nicht, das blaue Tuch des Propheten als Hosenstoff zu verwenden. Hat nicht Ali das Dhulfecat (das zweispitzige Schwert Mohammeds) geschwungen, und ist Imam Hussein (sein Sohn) in Kerbela nicht als Märtyrer gefallen? Heben nicht die Christen das Hufeisen der Eselin auf, die den Herrn getragen? Christen und Juden mögen noch eher Gläubige werden als ihr, ihr aber seid dem Tode und der Ausrottung geweiht, denn eure Irrlehren sind durch 70 Artikel aus dem Koran widerlegt.«

Nach dem Tode des Kalifen Osman strebte der Vetter und Schwager Mohammeds nach religiöser Hegemonie, indem er für sich selbst das Recht des Propheten beanspruchte. Der Statthalter von Syrien, Muawije, anfänglich die Bestrebungen Alis unterstützend, fiel bald von ihm ab und heftete das blutige Hemd Osmans an der Moschee von Damas auf, vermochte aber nur einen Teil der Anhänger Alis zu unterdrücken. Es kam ein Vertrag zu stande, nach welchem Ali in Medina, Muawije in Damas residierte.

Im Jahre 661 am 27. Januar wurde Ali bei Kiufa, seiner damaligen Residenz, während er im Tempel mit seinem Volke zum Gebete versammelt war, meuchlings ermordet. Sein Sohn Hassan wurde zu seinem Nachfolger ausgerufen; allein der sanftmütige Jüngling erschrak über die ihm widerfahrene Ehre und dankte nach nur sechsmonatlicher Regierung ab; er starb später in Medina, wo man ihn auch begrub. Sein jüngerer Bruder aber fiel im Jahre 680 in der Schlacht bei Kerbela an der Grenze der Wüste Kufa als tapferer Kämpfer und ist bis heute Gegenstand höchster Verehrung von seiten der Perser.

Die Omajaden haben die Anhänger Alis mit grimmigem Hasse verfolgt bis auf Omer II. (717), welcher eine versöhnende Haltung annahm. Doch dauerte die Freundschaft nur kurze Zeit. Der Zwiespalt zwischen beiden Religionsdogmen erweiterte sich immer mehr. Dschefer I. (846 oder im Jahre der Hedschra 332) liess die Gräber persischer Heiliger zerstören, und seinem Beispiel folgte sein Nachfolger Abdullah III. Mohammed IV. (861) suchte die Achtung vor dem Geschlechte Alis wiederherzustellen, aber Abdullah V. (1052) rief dem Perserkönige Kessra zornerfüllt zu: »Allah möge dein Reich zerfetzen, wie du meinen Brief zerrissen hast!«

Theologische Streitigkeiten zwischen Sunniten und Schiiten brachten weder diesen noch jenen die Hegemonie, bis endlich der kriegsgewaltige Selim I. an den Schah Ismail, der neuerdings das Andenken Aischas und der drei ersten Kalifen verwünscht hatte, im Jahre 1514 von Maltepe am Golf von Nicomedia einen Brief richtete, grossartig in der Sprache und herrlich seinem Inhalte nach. Der Sultan leitet das lange Schriftstück in echt orientalischer Art mit einer Apostrophe an sich selbst ein: »Der Beherrscher der Ottomanen, der gewaltige Herr und Held des Jahrhunderts, an Kraft gleich Feridun, an Kriegsruhm und Majestät gleich Alexander dem Grossen, an Gerechtigkeit und Gnade wie Kosrew, der Tod der Ungläubigen, der Zerschmetterer seiner Feinde und Widersacher, der Pharao des Jahrhunderts und der Herr beider Erdhälften, welcher ungerechte Könige erniedriget, Scepter und Kronen der Herrscher zermalmt, der erhabenste aller Regenten, der glorreiche Sultan Selim Khan, der Sohn Bajasids u. s. w.« In diesem berühmten Erlasse an Ismail heisst es unter anderem: »Haltet fest an den Satzungen des Koran! Die Erkenntnis Gottes ist nur bei den Muselmanen. Da du aber unseren Glauben entweihest, werden wir dich bekriegen. Gott hat uns zu seinen Offizieren gesetzt und gesagt, er habe die Welt nicht zum Spielzeug geschaffen. Wer Dornen säet, der kann nur Kummer und Trübsal ernten. Ihr Gläubigen, seid also die Ausführer des göttlichen Willens!«

Nun zog Selim, der »Schrecken aller Welt«, wie er in seiner Grabschrift genannt wird, gegen die Perser zu Felde, eroberte Syrien, Medina und Hedscha. Nicht oft ist ein Krieg mit mehr Fanatismus beiderseits geführt worden; aber ungeachtet des Triumphes der kaiserlichen Waffen wurde schliesslich den Persern Duldung ihrer Religionsübungen gewährt, die sie bis heute im ganzen Reiche des Sultans geniessen, und welche ihnen — dank weitgehender türkischer Duldsamkeit — sogar die Aufführung eines religiösen Gedenkfestes, wie des beschriebenen, gestattet, obwohl dasselbe seiner Tendenz nach die ottomanischen Religionsanschauungen auf das schroffste beleidigt.

N. M. Prshewalskij.

Von Wilhelm Henckel.

Wenn der Name Prshewalskijs dem grossen Publikum noch nicht so bekannt ist, wie die Namen

Digitized by Google

der gefeierten Afrikaforscher, so liegt das hauptsächlich daran, dass Innerasien für uns im allgemeinen weit weniger Interesse bietet, als der dunkle Weltteil, und dass auch in Russland Prshewalskij noch nicht so populär geworden ist, wie er es verdient. Man kennt ihn zwar in den Kreisen derer, welche ein spezielles Interesse für Erdbeschreibung und Naturkunde haben, aber die Tagespresse und die weiteren Kreise der Gebildeten haben sich verhältnismässig nur wenig mit ihm beschäftigt. Prshewalskijs wissenschaftliche Leistungen lassen sich jetzt auch noch nicht vollständig übersehen, denn noch ist eine ganze Reihe gelehrter Spezialisten damit beschäftigt, die Ausbeute seiner Reisen zu ordnen und zu beschreiben, und erst nach Vollendung dieser Arbeiten wird man die Resultate seiner Forschungen voll und ganz würdigen können.

Nikolai Michailowitsch Prshewalskij[1]) wurde als ältester von drei Brüdern am 31. März 1839 auf dem Gute Otradnoje bei Smolensk geboren; sein Vater stammte aus einer russificierten polnischen Adelsfamilie. Im Gymnasium von Smolensk empfing Nikolai Michailowitsch den ersten Unterricht und trat dann im Jahre 1855 als Junker in ein Infanterieregiment. Schon 1856 wurde er Offizier und besuchte von 1861 bis 1863 die Akademie des Generalstabs in St. Petersburg, wo er bereits seinen Beruf erkannte und Forschungsreisender zu werden beschloss. Die politischen Ereignisse jener Zeit hinderten ihn jedoch an der unmittelbaren Ausführung seiner Pläne, und er musste sich vorerst an der Niederwerfung des polnischen Aufstandes beteiligen. Dann war er eine Zeitlang Lehrer der Erdbeschreibung an der Junkerschule in Warschau und wurde später dem Generalstab zugeteilt. Im Jahre 1867 reiste er nach Irkutsk, von wo aus er einen Streifzug ins Ussurigebiet unternahm. Diese Reise war für ihn eine Lehrzeit; die Resultate derselben legte er in seinem ersten grösseren Werke nieder. Nach seiner Rückkehr aus dem Ussurigebiet unterbreitete er der kaiserlichen Geographischen Gesellschaft den Plan einer Expedition nach Centralasien; sein Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt, und der Erfolg dieser Reise begründete Prshewalskijs Ruhm. Diese Expedition hatte von 1871 bis 1873 gewährt; das äusserste Ziel derselben war Kökö-Nor und das nördliche Tibet bis zur Mündung des Blauen Flusses. Im Jahre 1876 begann Prshewalskij seine zweite Reise, die er bis zum Frühjahr 1878 beendete und deren Hauptzweck die Erforschung des fast noch gänzlich unbekannten Sees Lob-Nor war. Im Juli 1877 war Prshewalskij nach Kuldsha zurückgekehrt, um seine zoologischen und botanischen Schätze zu sichten, die er dann nach St. Petersburg sandte, wo sie dem zoologischen Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und dem Botanischen Garten einverleibt wurden. Als er sich dann abermals auf die Reise begab, erkrankte er und musste zurückkehren. Am Anfange des Jahres 1879 brach er nach Tibet auf und durchzog während dieses und des folgenden Jahres die Dshungarei, die Chamwüste, Zaidam, Kökö-Nor, das nördliche Tibet und das Quellengebiet des Gelben Flusses und kehrte über Alaschan und die Wüste Gobi nach Kjachta zurück. Das Resultat dieser Expedition war das Werk »Dritte Reise nach Centralasien«. Vom Oktober 1883 bis zum November 1885 führte er seine vierte Reise aus, welche ihn von Kjachta bis zur Mündung des Gelben Flusses und von dort bis zum Blauen Flusse führte. Vom östlichen Zaidam aus zog er durch unbekannte Gegenden zum Lob-Nor und über Chotan und Aksu nach Ssemiretschensk. Die wichtigen wissenschaftlichen Resultate dieser Reise legte er in dem Werke »Von Kjachta bis zu den Mündungen des Gelben Flusses; Durchforschung der nördlichen Grenze Tibets und Wanderungen nach dem Lob-Nor längs dem Becken des Tarim« nieder. Die fünfte grosse Expedition, welche Prshewalskij anzutreten im Begriff stand, sollte von Karakal aus unternommen werden: aber bevor er noch aufbrechen konnte, erlag er am 1. November 1888 einem Rekurrens-Typhus.

Die Gesamtdauer der Reisen Prshewalskijs betrug neun Jahre und drei Monate, und während dieser Zeit legte er eine Strecke von gegen 32 000 km zurück, wobei die grossen Entfernungen, die er, um bis nach Centralasien zu gelangen, in den russischen Besitzungen durchmessen musste, noch nicht inbegriffen sind. Ferner muss noch in Betracht gezogen werden, dass der grösste Teil seines Weges durch Gegenden führte, die vor ihm kaum jemals der Fuss eines Europäers betreten und von denen man in Europa nur sehr dunkle oder ganz verkehrte Vorstellungen hatte. In diesen unbekannten Gebieten, inmitten von feindseligen Stämmen, beständig in der Gefahr, aus dem Hinterhalt getötet oder verräterisch im Schlafe abgeschlachtet zu werden, legte Prshewalskij Zehntausende von Kilometern zurück. Von den Ueberfällen wilder, räuberischer Scharen fortwährend bedroht und auf Schritt und Tritt gegen den Widerstand chinesischer Befehlshaber ankämpfend, die sein Fortschreiten zu verhindern suchten, dabei ununterbrochen mit den Schrecknissen einer unwirtlichen Natur ringend, hatte er Schwierigkeiten zu überwinden, wie kaum ein anderer Forscher der Gegenwart. Der Schauplatz seiner Thaten waren die endlosen Wüsten Centralasiens und die nicht minder unermesslichen, mit ewigem Schnee bedeckten Hochplateaus und Gebirge von Tibet. Mit Entsetzen liest man die Berichte von den Mühseligkeiten einer Reise in diesen Wildnissen, wo sich die Hitze bis auf 45° C., die Temperatur des glühenden Sandes bis auf 63° C. steigert und die Luft mit scharfem, brennendem Staub erfüllt ist. Dazu ge-

[1]) Nach Dubrowin, N. F., Nikolai Michailowitsch Prshewalskij. Eine biographische Skizze. Mit vier Porträts, 3 Autographen, zwei Phototypien und einer Karte seiner vier Reisen. 8°. 602 S. (Russisch.) St. Petersburg 1890.

Digitized by Google

sellte sich noch ein quälender Durst bei mangelndem Wasser, eine Unreinlichkeit, welche schmerzhafte Krankheiten erzeugte, und andererseits eine fürchterliche Kälte, gegen die sich die Reisenden nur ungenügend schützen konnten. Dies waren die Bedingungen, unter denen Prshewalskij fast zehn Jahre lang zubrachte. Um einen, freilich nur schwachen Begriff von den Mühseligkeiten und Entbehrungen zu geben, die der berühmte russische Forscher ertragen musste, wollen wir mit seinen eigenen Worten zu schildern versuchen, wie er nach einer langen, qualvollen und erschöpfenden Tour ausruhte.

»Nachdem wir Wasser und Argal (Pferdemist) gefunden, machten wir in unserm Zelt ein Feuer, um uns zu erwärmen; es konnten jedoch nur die unmittelbar in der Nähe des Feuers befindlichen Körperteile davon Nutzen ziehen. Der unausstehliche Wind, den die luftigen Zeltwände nicht abzuhalten vermochten, blies uns den beissenden Rauch in die entzündeten, schmerzenden Augen. Nachdem wir uns ein wenig erwärmt hatten, bereiteten wir unser Essen, und nun wurden wir, trotz der eisigen Temperatur, ganz in Dampf gehüllt. Die gekochte Speise erkaltete, noch bevor sie den Mund erreichte, Lippen und Hände wurden mit einer Fettschicht bedeckt, die nur mit dem Messer entfernt werden konnte; der Docht einer Stearinkerze brannte so tief in das Stearin hinein, dass wir den Rand der Kerze abbrechen mussten. Die Kälte drang durch alle Oeffnungen und Spalten, und obschon wir die Lücken mit unseren Gepäckstücken verstopften, war die Temperatur im Zelte doch nur wenig höher als draussen, denn wir hatten kein Brennmaterial mehr und mussten das Feuer nach dem Abendbrot ausgehen lassen. Unsere Pelze, Woll- und Filzdecken genügten kaum, uns notdürftig zu schützen. Hungrige Wölfe und mongolische Hunde drangen, um Fleisch zu stehlen, ins Zelt, und obschon wir sie teils töteten, teils vertrieben, mussten wir doch fortwährend aufstehen und konnten uns dann kaum wieder einigermaassen erwärmen.«

Die geringen Mittel, welche Prshewalskij und seinen Gefährten zu Gebote standen, erschwerten ihre Reisen ungemein. Während der ersten Expedition hatten sie nicht einmal ein Filzzelt, erst als ihnen ein Mongolenhäuptling eine Jurte schenkte, konnten sie sich einigermaassen vor Kälte schützen. Der Mangel an Nahrungsmitteln war zuweilen so gross, dass die Reisenden hungern mussten, wenn ihnen die Jagd keine genügende Ausbeute lieferte. Um von den Eingeborenen Lebensmittel kaufen zu können, fehlte es häufig an Geld, und sie mussten zuweilen sogar ihre Waffen hergeben, nur um vorwärts kommen oder den Rückweg antreten zu können. Prshewalskijs erste Reise erlitt aus Mangel an Subsistenzmitteln zweimal eine Unterbrechung, und er war schliesslich gezwungen, sie gänzlich aufzugeben, weil man ihn von Russland aus im Stiche liess. Als er im Jahre 1872 Peking verliess, um bis Chlassa vorzudringen — diesem geheimnisvollen Ort, nach welchem sich jetzt noch die begehrlichen Blicke der europäischen Reisenden vergeblich richten — besass er nur noch 174 Rubel, mit denen er sein und seiner Gefährten Leben zwei Jahre lang fristen sollte. Für seine erste Reise standen dem kühnen Forscher nur 2300 Rubel jährlich zur Verfügung, und mit dieser durchaus ungenügenden Summe musste er noch seine ganze Ausrüstung bestreiten; es ist daher begreiflich, dass er nur drei Begleiter mitnehmen konnte. Sämtliche Reisen Prshewalskijs haben kaum 30000 Rubel Kosten verursacht, eine lächerlich kleine Summe für so grossartige Leistungen, wenn man sie mit den Hunderttausenden vergleicht, über die Stanley für jede einzelne seiner Reisen verfügte. Dieser konnte daher auch Hunderte von Begleitern mitnehmen, während Prshewalskij es zuletzt nur zu 10 bis 15 Gefährten brachte. Wenn trotz dieser geringfügigen materiellen Mittel der letztere seine ausgedehnten und mühevollen Reisen dennoch glänzend durchführte, wenn es ihm trotzdem gelang, einen grossen Teil Centralasiens zu durchforschen und nicht nur die Länderkunde, sondern auch alle Zweige der Naturwissenschaft zu erweitern, so ist das ausschliesslich seiner Energie und seinen ausgezeichneten Charaktereigenschaften zu verdanken.

Schon frühzeitig hatte er für abenteuerliche Fahrten nach unbekannten Ländern geschwärmt, und seine ersten phantastischen Träume waren auf das Innere von Afrika, auf die damals noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgebenen Quellen des Nils gerichtet. Durch seinen Eintritt in die militärische Laufbahn hoffte er seinen Drang nach einem ruhelosen, bewegten Leben am leichtesten befriedigen zu können und wenn auch nicht das Wunderland Afrika, so doch die unermesslichen und noch wenig erforschten Gebiete seines grossen Vaterlandes kennen zu lernen. Sein erster Versuch, nach Turkestan zu gelangen, missglückte: anstatt seinen Wunsch zu erfüllen, schickte ihn sein Vorgesetzter in Arrest. Als er dann die Reise ins Ussurigebiet vollendet hatte, welche ihm als Vorschule für seine späteren Expeditionen diente, da konnte ihn von der Verfolgung seiner kühnen Pläne nichts mehr abhalten. Sein ganzer späterer Lebenslauf war ausschliesslich dem Forschungstrieb gewidmet, und wenn er auch von Zeit zu Zeit rasten musste, um die Resultate seiner Forschungen zu fixieren, so suchte er doch stets diese Ruhepausen möglichst abzukürzen, um sich so schnell als möglich in seine vielgeliebten Wildnisse zurückzuziehen. Petersburg war ihm unausstehlich; er sagte, es sei ein vergoldeter Käfig, in welchem alles reguliert und formuliert ist, wo man weder Raum noch Luft genug hat; die steinernen Häuser sind Kerker, das civilisierte Leben — ein verkrüppeltes Dasein, in welchem Käuflichkeit, Herzlosigkeit, Unzucht, mit einem Worte alle abscheulichen Instinkte herrschen, und diese durch

Digitized by Google

feine Lebensart nur schwach verhüllten Laster sind die Triebfedern der höchsten wie der niedrigsten Gesellschaftsschichten. Diesem naturwidrigen Kulturleben stellte Prshewalskij das ungebundene, einsame Naturleben in den Wüsteneien Asiens gegenüber. »Nur hier findet man wahres, wirkliches Glück, nur hier ist Freiheit, — allerdings eine wilde Freiheit, dafür aber auch eine unbeschränkte, absolute. Der europäische Reisende wird hier zu einem civilisierten Wilden; er erfreut sich der besten Seiten des menschlichen Daseins, — Einfachheit und gänzlicher Ungebundenheit einerseits, der Errungenschaften der Kultur und Wissenschaft andererseits.«

Prshewalskijs Leidenschaft des Forschens und Reisens wurde durch seine ausserordentliche Energie und Kühnheit unterstützt und gefördert. Man kann ihn füglich mit den Heroen des Altertums und mit den tapferen Recken des Mittelalters vergleichen. Im Ussurigebiet nahm er einst den Kampf mit zwei riesigen Bären ganz allein auf; einer derselben wog 475 kg. Seine erste Reise mit nur drei Gefährten führte ihn in Gegenden, welche zwar nominell unter chinesischer Oberhoheit standen, deren Bevölkerung sich aber gegen ihre Machthaber empört hatte. Dieses von wilden, räuberischen Horden bevölkerte Gebiet betrat er ungescheut, und sein fast wahnsinnig zu nennendes Unternehmen war erfolgreich. Später wollte er mit 15 gutbewaffneten Leuten den Versuch wagen, trotz des Widerstands der chinesischen Behörden und der tibetanischen Fürsten, ganz Centralasien zu durchstreifen und bis Chlassa vorzudringen, und er würde sein Vorhaben ausgeführt haben, wenn man ihm die Mittel zu einem so gewagten Unternehmen nicht verweigert hätte. Prshewalskijs Kühnheit setzte häufig die Eingeborenen der von ihm durchstreiften Gebiete in Schrecken und Erstaunen. Einst, während seiner ersten Reise, wurde er mit drei Gefährten von hundert Dunganen überfallen; die vier Russen rückten ihren Gegnern tapfer zu Leibe und bewirkten durch ihre Tollkühnheit, dass diese, ohne einen Schuss abzuwarten, Reissaus nahmen. Bei zwei anderen Gelegenheiten wurde Prshewalskij von Hunderten von Eingeborenen überfallen; er musste den Kampf aufnehmen, und es gelang ihm, sie mit seiner kleinen Schar in die Flucht zu schlagen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, dass beide Ueberfälle inmitten einer Bevölkerung stattfanden, die aus den nämlichen Elementen bestand, wie die Räuberhorden, welche ihn angegriffen hatten, und zwar Tausende Werst von Gegenden entfernt, aus denen er Hilfe erwarten konnte. In Chotan wollte er einst eine starke chinesische Befestigung angreifen, weil sich ihr Befehlshaber geweigert hatte, ihm für die Beleidigung seines Dolmetschers Genugthuung zu geben. Eine blosse militärische Demonstration genügte, um den Chinesen zum Nachgeben zu veranlassen.

Prshewalskijs Tollkühnheit müsste als Wahnsinn bezeichnet werden, wenn er nicht mit einer genügenden Anzahl der besten Feuerwaffen versehen gewesen wäre. Nur diesen ausgezeichneten Waffen verdankte es die kleine Schar, dass sie so unglaubliche Erfolge zu erzielen und ihren Gegnern so viel Respekt einzuflössen vermochte. Prshewalskij war im stande, binnen wenigen Minuten 200 Schüsse abzugeben; um seine Macht zu beweisen, liess er zuweilen in Gegenwart der Eingeborenen Schiessübungen vornehmen, deren Resultate einen so verblüffenden Eindruck hervorbrachten, dass sein Ansehen sich überall hin verbreitete und ihm die Wege ebnete.

Haben wir bisher des berühmten Forschers Verdienste gebührend hervorgehoben, so dürfen wir nun auch nicht unterlassen, seine Fehler, namentlich seine Rücksichtslosigkeit und Hartherzigkeit zu erwähnen, die man allerdings als wesentliche Vorbedingungen seiner Erfolge erklären und wenigstens zum Teil auch entschuldigen kann. Ihm waren diese barbarischen Völkerschaften keine Menschen, sondern eine Art wilder Tiere, denen er eine tiefe Verachtung bezeigte, welche sich zuweilen bis zur Grausamkeit steigerte. Nur die Chinesen stellte er auf eine etwas höhere Stufe, er bezeichnete sie als ein Gemisch von Juden und Moskauer Gaunern; die Mongolen aber hasste und verabscheute er. Ueber den ehemaligen Gebieter von Kaschgar, den bekannten Jakub-Beg, dessen eiserne Energie mit der seinigen wetteiferte, äusserte Prshewalskij, dass er ein ebensolcher Halunke sei, wie alle übrigen Chalatträger. Die Bemühungen der europäischen Missionare, welche durch Einführung des Evangeliums das Licht der Civilisation in Innerasien zu verbreiten suchten, nannte er baren Unsinn. »Nicht mit dem Evangelium, sondern mit Geld im Sacke, mit dem Stutzen in der einen und der Hundepeitsche in der anderen Faust kann man hier vordringen und durchkommen. Die Erfahrung lehrt, dass dies die einzigen Mittel sind, um sichere Erfolge zu erzielen; sie allein sind geeignet, diesen menschlichen Unrat, den man asiatische Völkerschaften nennt, hinwegzufegen.« Von diesem Standpunkte aus betrachtete Prshewalskij das Wesen und die Aufgabe der Civilisierung Centralasiens. In ähnlicher Weise äusserte er sich auch über die Rechte der von ihm mit einer Herde wilden Viehs verglichenen Asiaten. Als gegen sein barbarisches Vorgehen und gegen seinen Antagonismus wider die christlichen Missionare in der russischen Presse Protest erhoben wurde, erklärte er verächtlich: »Meine und eure Ansichten sind durchaus unvereinbar; — ihr seid die Vertreter einer humanen Theorie, — ich bin der Repräsentant einer rauhen Praxis; bei euch handelt es sich um schillernde Seifenblasen, die man Ideale nennt, — bei mir ist das einzige Kriterium des Rechts — die physische Gewalt.«

Dass sich Prshewalskij mit solchen Ansichten durchaus nicht geneigt zeigte, die Sitten, Gebräuche, Wünsche und Sympathien der Eingeborenen zu scho-

Digitized by Google

nen oder sonstige Rücksichten walten zu lassen, kann daher nicht weiter befremden; wenn er diese Völkerschaften zwang, dasjenige zu thun, was seinen Zwecken diente, so glaubte er in seinem vollsten Rechte zu sein. Gab man ihm keinen Führer, so nahm er den ersten besten, der ihm in den Weg kam, und drohte ihn niederzuschiessen, wenn er ihn verraten würde. Einst hatte ein Mongole bei der Bestimmung der Entfernung bis zum nächsten Brunnen sich geirrt, und die Folge war, dass Prshewalskij und seine Gefährten in Gefahr waren zu verschmachten. Obschon nun der Führer mit ihnen das gleiche Los teilte, wollte ihn Prshewalskij dennoch erschiessen. Als er jedoch überlegte, dass er seine Lage dadurch nur verschlimmern, und dass man ohne Führer den Brunnen vielleicht gar nicht finden würde, da begnügte er sich, ihn gehörig durchzuprügeln. Dann schickte er ihn mit einem Kosaken voraus und erteilte diesem den Auftrag, den Führer sofort zu erschiessen, falls er ihn binnen kürzester Frist nicht zu einem Brunnen führen würde. Ein anderes Mal, im Gebiete des ewigen Schnees, auf den Hochebenen Tibets, Hunderte Werst von jeder menschlichen Wohnung entfernt, jagte er einen Führer, der den Weg verloren hatte, in den sicheren Tod.

Aber nicht nur mit den Führern ging er so rücksichtslos um, auch die einheimischen Fürsten und die chinesischen Beamten behandelte er ähnlich. Einem mongolischen Fürsten, der sich weigerte ihm einen Führer zu geben, drohte er, dass er ihn selbst mit nach Tibet schleppen würde, und zwang ihn dadurch zur Nachgiebigkeit. Als ihn einst ein anderer Fürst durch Lieferung schlechter Kamele und Schafe zu betrügen suchte, liess er dessen obersten Würdenträger an die Kette legen und den Fürsten selbst einsperren. Ein Beamter, der den Dolmetscher der Expedition geschlagen hatte, wurde durchgepeitscht, und einem chinesischen Befehlshaber, der ihm auf höheren Befehl einen Führer verweigert hatte, erklärte er, dass er ihn selbst zwingen würde, ihm als Führer zu dienen; er nötigte ihn dadurch, ihm seinen Willen zu thun, obschon dem Chinesen eine empfindliche Strafe bevorstand. Als die chinesischen Behörden ihren Unterthanen verboten, der russischen Expedition Nahrungsmittel zu verkaufen, erklärte Prshewalskij, dass er alles, was er brauchen würde, mit Gewalt wegnehmen werde. Es ist daher begreiflich, dass dieser rücksichtslose Forscher den Chinesen und Mongolen Furcht einflösste, dass sie sich nicht getrauten, ihn feindselig zu behandeln, sondern sich ihn vom Leibe zu halten suchten, indem sie ihre Brücken und Wege zerstörten und ihre Kamele und Pferde in versteckte Schlupfwinkel trieben. Aber auch diese Mittel verfehlten ihren Zweck; Prshewalskij zwang sie, Wege und Brücken wiederherzustellen und seinen Befehlen Folge zu leisten; er handelte stets als unumschränkter Gebieter und duldete keinen Widerspruch. Sein Vorbild war Cortez: und dessen Heldenthaten dienten ihm als Muster, wie man mit uncivilisierten Feinden umgehen müsse.

Prshewalskijs Leben war ein steter Kampf; zuerst gegen die Gleichgültigkeit seiner Vorgesetzten, die seine Bestrebungen missachteten, ihm die notwendigsten Mittel nur widerwillig gewährten und so die Ausführung seiner kühnen Pläne erschwerten; später gegen feindliche Völkerschaften, gegen Ungunst des Klimas und der Naturverhältnisse in unwirtlichen Gegenden. Erst als die glänzenden Resultate seiner ersten Forschungsreisen vor Augen lagen, begann man aufmerksam auf ihn zu werden, und erst in seinen letzten Lebensjahren durfte er sich der rückhaltlosen Anerkennung erfreuen. Rangerhöhung (er wurde zum Generalmajor ernannt), Orden und Belohnungen waren die äusseren Kennzeichen, dass man seine Leistungen würdige; weit mehr als diese Gunstbezeigungen freute ihn aber die Anerkennung der wissenschaftlichen Kreise. Man ernannte ihn zum Ehrenmitglied und Mitglied fast sämtlicher russischen und vieler ausländischen gelehrten Gesellschaften und Akademien, seine Werke wurden in fremde Sprachen übersetzt, der Grossfürst-Thronfolger spendete ein Kapital von 25 000 Rubel, um seine zoologischen und botanischen Sammlungen ordnen und von Spezialisten untersuchen und beschreiben zu lassen, die Zahl der Medaillen und Diplome, welche er von allen Seiten erhielt, war sehr beträchtlich, und eine Reihe russischer Städte ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Der künftige Geschichtschreiber, welcher die grossen wissenschaftlichen Reisen des 19. Jahrhunderts zum Gegenstande seiner Forschungen erwählt, wird es gewiss nicht unterlassen, eine Parallele zwischen Prshewalskij und Stanley zu ziehen, und es ist noch sehr die Frage, welcher von beiden den Ehrentitel des grössten Forschungsreisenden unseres Jahrhunderts verdienen wird. Berücksichtigt man die Munifizenz, mit welcher Stanley ausgerüstet wurde, und vergleicht damit die kargen Mittel Prshewalskijs, so kommt man vielleicht zu dem Schlusse, dass der Russe verhältnismässig mehr geleistet hat als der Amerikaner.

Vom Madre de Dios zum Acre.

Von Chr. Nusser-Asport.

Zu der Forschungsreise des Obersten Antonio Rodriguez Pereira Labre im Gebiet des Rio Madre de Dios und der Zuflüsse des Purús, über welche die Proceedings der Geographischen Gesellschaft in London in der August-Nummer von 1889 berichteten, bringt der Padre Nicolas Armentia, ein guter Kenner jener Regionen, einige Nachträge, worunter die Aufzeichnungen zweier Bolivianer, Victor Mercier und José Farfan, die den Oberst Labre auf seinem Zug begleiteten und demselben von grossem Nutzen waren.

Digitized by Google

Man kann, sagt Armentia, die Wichtigkeit der im Jahr 1887 erfolgten Durchquerung vom Madre de Dios zum Acre nicht in Zweifel stellen; sie ist ein Schritt weiter in der Geographie Boliviens. Seit Jahren war Labre unablässig bemüht, vom Purús nach dem Beni einen Weg zu öffnen, der von der ein wenig unterhalb der Mündung des Ituxi an den Ufern des Purús selbst gelegenen Kolonie Labria ausgehen würde. Seine Arbeiten und Anstrengungen scheiterten an Hindernissen aller Art, die sich ihm dort entgegenstellten. Er entschloss sich endlich, sein Unternehmen von der entgegengesetzten Seite in Angriff zu nehmen, d. h. von dem (in den Beni einmündenden) Madre de Dios auszugehen. Sein Ziel war der Ituxi, dessen Oberlauf auf einer Parallele mit der Stromschnelle von Teotonio (Madeira) ist und der auf 7° 19′ südl. Br. und 67° 8′ westlich von Paris in den Purús mündet.

Sein Entschluss, vom Madre de Dios aufzubrechen, konnte nicht richtiger sein, denn man kannte nicht allein den passendsten Punkt, von dem man aufzubrechen hatte, sondern auch die ungefähre Entfernung und die Richtung, die zu verfolgen war, um an die Gewässer des Acre zu gelangen und nicht an diejenigen des Purús, noch weniger an die des Ituxi, welche drei bis vier Breitengrade von dem Ausgangspunkte, mochte dieser auch sein, welcher er wollte, trennten. Dem Unternehmen des Obersten Labre kam zu gute, dass er gleichzeitig zwei Bolivianer, den von einem Schweizer abstammenden, aus Ixiamas gebürtigen Victor Mercier und sodann José Farfan, die seit einiger Zeit die Absicht hatten, zum Acre vorzudringen, für seine Expedition gewinnen konnte. Victor Mercier war nicht nur ein grosser Kenner des Waldes (montaraz), sondern auch der Sprachen (lenguaraz) und wusste in dem grössten Teil der Gegend, die zu durchschreiten war, gut Bescheid; zu diesen Vorzügen gesellte sich noch der, dass er zu marschieren verstand wie wenige. Ohne die Mitwirkung dieser beiden wäre der Erfolg des Unternehmens sehr zweifelhaft gewesen; folglich gebührt dem Obersten Labre der Ruhm dieser Expedition keineswegs ganz allein.

José Farfan war in Villa Bella am Ausfluss des Beni Zollbeamter; Victor Mercier besitzt in Maravillas, am Madre de Dios, eine Barraca (Etablissement für Kautschukgewinnung).

Ihrer Darstellung des Verlaufs der Forschungsreise ist zu entnehmen, dass Oberst Labre 1887 in Villa Bella ankam und sich über die von ihm geplante Reiseroute Auskunft erbat, sowie Empfehlungsbriefe an einige Kautschuk-Industrielle des Beni und Madre de Dios. José Farfan verstand sich dazu, Labre zu begleiten, worüber dieser, der bloss zwei Burschen, Lucas und Ulysses, bei sich hatte, sehr erfreut war.

Am 16. Juni fand der Aufbruch von Villa Bella statt, und am 22. befanden sie sich in Orton. Am 8. Juli begab sich Farfan im Auftrag von Labre den Madre de Dios hinauf zu Mercier, bei dem er am 16. anlangte. Mercier ging darauf ein, sich jenem anzuschliessen und auf einem ihm bekannten Pfad als Wegweiser zu dienen. Am 31. Juli verliess die Expedition Orton in einem Boot, das ihr der Doktor Vaca Diez anvertraute, und erreichte am Abend des gleichen Tages die Mündung des Madre de Dios. Am 1. August fuhr sie diesen Strom hinauf und gelangte am 2. nach Valparaiso, wo sich die Barraca von Napoleon Suarez befindet; dort schloss sich ihr der Nordamerikaner Samuel Jones an. Am 9. hatte die Expedition Maravillas erreicht. Von diesem Punkt, wo sich ihr Victor Mercier, F. Gozalvez, José Rada, Pascual Vera, Gregorio N. und, zum Gepäcktragen, drei Burschen von Ixiamas und vier Araonas-Indianer anschlossen, kehrte man dem Strom den Rücken und schlug den Weg zu Land nach dem Rio Orton ein; zuerst durch den Bezirk (centro), in welchem die Arbeiter Merciers Kautschuk sammelten. Am 12. erreichte man das Dorf Ecuari, das aus alten, den Wilden gehörenden, Hütten besteht. Der am Dorf vorbeifliessende Bach heisst Yatata-esada. Am 13. wird das Dorf des verstorbenen Ino passiert und nachts 10 Uhr an dem Bavanai-esada genannten Bach gelagert. Am 14. brechen die Reisenden um 7 Uhr morgens auf und kommen um 10 Uhr in dem alten Dorf Mayupe an, wo sie frühstücken. Ueber den Tahuamanu (rio de Ambaibos), den man jetzt Orton nennt, setzen sie auf Callapos (aneinander befestigte Baumstämme) und verbringen die Nacht am jenseitigen Ufer. Dieser Fluss ist schiffbar, 70—80 m breit und ergiesst sich in den Beni. Am 15. wird das Dorf Mayupe, dann Sunco, eine neue Niederlassung der Wilden, passiert und an dem Bach Naveadoseda genächtigt. Am 16. wird 11 Uhr morgens aufgebrochen; der Tag ist regnerisch, und die am Naveadoseda erlangten Führer bringen die Reisenden an den Oberlauf dieses Gewässers, wo Halt gemacht wird, ohne dass des Regens wegen viel Weg zurückgelegt worden wäre. Am 17. begegnet man einem Häuptling der Wilden, Copa, dessen Stamm 35 Familien zählt, und bei dem der ganze Tag verbracht wird. Die Gegenstände, welchen bei diesen Indianern religiöse Verehrung erzeigt wird, scheiden sich in drei Klassen. Drei Klötze von Chontaholz, die fein bearbeitet, mit schönen Federn geschmückt, eine Vara hoch und am unteren Teil mit einer Art von Griff oder Stiel versehen sind, bilden die oberste Klasse. Die zweite, welche die Copas (soll wohl heissen Araonas, A. d. Ü.) »die Wache« heissen, sind zehn Lanzen von Chontaholz, zwei Varas lang, schön poliert und in eine Spitze von anderem, sehr feinem Holz auslaufend. Die dritte Klasse besteht aus einer Anzahl kleiner Steine, deren Ursprung nicht ausfindig zu machen war. Die ersteren dieser Idole sind die Gottheiten der Winde, der Jahreszeiten, der Sonne und des Mondes; die dritte Klasse bedeutet die Gottheiten der Nahrungsmittel, von Mais, Yuca, Bananen u. s. w.

Digitized by Google

Jedes Fest wird mit Tänzen gefeiert, ebenso wie die Zeit der Aussaat. Die Männer sind allein würdig, die Hütten der Gottheiten zu betreten, deren Besuch dem weiblichen Geschlecht untersagt ist. Die Reisenden verlassen das am Bach Mamuy-esada gelegene Dorf am 18. und marschieren bis zu einer »Bi-esada« genannten Palmwaldung, wo sie eine beinahe schlaflose Nacht verbringen, denn es fehlt nicht viel, so zehren die Sepes, eine »Cuquiz« genannte Ameise, ihre Betten, Kleider und sie selbst auf. Am 19. frühstücken sie an dem »Mui-esada« genannten Bach, ruhen später an dem Sutusada, was Bach der Tiger besagen will, aus und schlagen das Nachtlager am Ufer des salpeterhaltigen Gewässers des Uate-sada auf. Am 20. wird um 6 Uhr morgens aufgebrochen; um 11 Uhr trifft man Pacaguaras an, welche sich freundlich verhalten; ihr Anführer, der Runa heisst, besitzt zwei Weiber. Dieser Stamm hat eine neue Niederlassung, die am 21. nachmittags 3 Uhr erreicht wird nach Ueberschreitung der zwei Bäche Tisisi-puchua und Yupini-puchua. Unterwegs begegnete man dem Häuptling Cunuparu und zwei Guarayos, die zwei Tage vorher eingetroffen waren. Das neue Dorf zählt etwa 25 Feuerstellen. Die Wilden sind gastfreundlich und schenken den Reisenden, die den ganzen Tag dort verweilen, weil Oberst Labre nicht marschieren konnte, Yuca und andere Nahrungsmittel.

Ein bemaltes Thongefäss, das eine Frau mit Affenhänden und einem Tigerschwanz darstellt und mit Federn geschmückt ist, ist die Gottheit der Araonas. Die Araonas schmücken sich zu ihren Festen mit Federn. Fürs Ballspiel schlagen sie eine Baumrinde um die Hüfte, fangen den Ball auf dem Bauch auf und lassen denselben durch eine kräftige Bewegung vom Bauch wieder zurückprallen.

Am 23. wird der Marsch fortgesetzt; fünf Pacaguaras und zwei Guarayos schliessen sich der Expedition an. Unterwegs werden Runa und Cunuparu angetroffen und überredet, gleichfalls mitzuziehen. Man durchwatet die Bäche Aqui-puchua, Aleje-puchua und den Autariri-puchua, an dessen Ufer genächtigt wird.

Am 24. langt die Expedition, nachdem die Bäche Aqui-puchua (?) und Meje-puchua überschritten sind, am rechten Ufer des Abuná an, welchen die Pacaguaras Caraimano (Kautschukfluss) nennen. Seine Breite beträgt etwa 25 m; doch wäre er der in ihm aufgeschwemmten Bäume wegen schwierig zu befahren. Das Lager wird an einem Platz errichtet, an dem Victor Mercier im vorhergehenden Jahre seine Zeichen aufgesteckt hat. Dieser Distrikt ist ausserordentlich reich an Kautschukbäumen. Vom Orton bis zu diesem Punkt begegnet man weder Ueberschwemmungsgebiet (bañados) und Teichen, noch Sümpfen; bloss kleinen Bächen auf einem mehr oder weniger ebenen Terrain. Die Araonas und Pacaguaras waren sämtlich friedfertig. Für die von ihnen angebotenen Lebensmittel beschenkte man sie mit Messern, Hemden und Perlenschnüren; die Häuptlinge und Führer erhielten Beile.

Ein von der Natur über den Abuná geworfener Baumstamm erleichtert am 25. das Ueberschreiten dieses Gewässers. Nach Ueberschreitung des Baches Daja-puchua wird das zwei Leguas von demselben entfernte alte Dorf der Guarayos betreten. Zwei Hütten dieses Dorfes sind bemerkenswert: die eine dient als Tempel, die andere als Wohnhaus; beide sind sehr hübsch und aus sehr feinem Palmengewebe hergestellt. Zwei Leguas weiter zeigen sich die Guarayos, die beim Anblick der Expedition ihrem Unwillen Ausdruck geben. Durch die Führer beruhigt, erweisen sie den Reisenden Gefälligkeiten jeder Art und versehen sie mit Lebensmitteln. Am 26. ereignet sich auf dem Marsch nichts Nennenswertes. Am 27. werden die bisherigen Führer durch andere vom Stamme der Guarayos ersetzt. Im weiteren Verlauf der Tagreise treffen die Reisenden beim Stamm der Caripunas ein. Diese sind zahlreicher als die Guarayos, wenigstens an den Punkten, welche die Expedition berührte. Der Stamm der letzteren erreicht die Zahl von 19 Familien nicht, während die zwei Stämme, bei welchen die Reisenden verweilten, 128 Familien zählten. Bei ihrer Ankunft bei der zweiten Abteilung von Caripunas, abends 6 Uhr, wird die Expedition von mehr als 60 dieser Wilden angegriffen. Die entschlossene Haltung der Reisenden veranlasst sie zu schleunigem Rückzug. Um 8 Uhr nähern sich abermals 60 Mann in feindseliger Absicht; auch diesmal werden sie durch die an den Tag gelegte Unerschrockenheit bewogen, sich jeder Thätlichkeit zu enthalten. Um 9 1/2 Uhr erfolgt ein dritter Aufmarsch, verkleidet, wie bei den vorhergehenden Angriffen; sie sind mit Pflugscharen und anderen Gegenständen bewaffnet und scheinen ernstlich gesinnt zu sein, der Expedition hier ihr Ende zu bereiten. Den Führer Cunapuru bedrohen sie mit dem Tode. Diese Umstände nötigen die Reisenden, sich gegen den Wald zurückzuziehen und alle Vorsichtsmaassregeln zu treffen, um den Feind mit den Waffen in der Hand gehörig zu empfangen.

Um 10 Uhr oder später sind sie auch dort von den Wilden umgeben, die aber jetzt civilisiert gekleidet sind, in Jacken und bunten Nastüchern, und aus grossen Pfeifen rauchend, die sie mit Schwefelhölzchen anzünden. Alle Furcht schwindet. Sie bringen Nahrungsmittel zum Geschenk und bieten ihre Dienste an, um die Expedition an den Acre zu führen; sie bedienen sich einiger portugiesischer Worte, woraus zu entnehmen ist, dass man von den Brasilianern nicht weit entfernt ist. Einer derselben trug die Kleidung der Seringueros; man ersah dies daraus, dass sie mit Seringa (Kautschuk) bespritzt war. Die Hütten des Stammes sind zahlreich und sehr ansehnlich.

Von Caripunas begleitet, bricht die Expedition am 28. auf, durchzieht zuerst ein nur eine halbe Legua entferntes Dorf des gleichen Stammes, das

Digitized by Google

20 Feuerstellen zählt, dann 1½ Leguas weiter noch einmal ein Dorf, das dem vorhergehenden ähnlich ist. An letzterem Punkt haben die Wilden besondere Sorgfalt auf die Herstellung des Fussbodens ihrer Hütten verwendet: er ist so niedlich und geglättet, dass er wie mit Fliesen belegt zu sein scheint. Die aus etwa 20 Familien bestehende Bevölkerung ist sehr freundlich und zuvorkommend und begleitet die Reisenden bis zu einem Dorf der Ipurinas, wo sie übernachten.

Die Führer entfernen sich in der Nacht, kommen bei Tagesanbruch aber wieder zurück und schliessen sich dem Aufbruch an. Die Gegend, die jetzt betreten wird, ist ein Kautschukdistrikt, in welchem verschiedene Wilde sammeln. An diesem Punkt entflieht einer der Führer, so dass nur sechs übrig bleiben. Das Nachtlager wird an einem Bach aufgeschlagen, den man Guardia tauft, weil die Führer, die übrig geblieben sind, nicht aus den Augen gelassen werden dürfen. Dessenungeachtet entschlüpft einer derselben, was die Reisenden sehr in Sorge versetzt. Vom Abuná nach diesem Punkt ist der Boden fest und ein wenig gebrochen. Mehrere offene Flächen, Pajonales, werden angetroffen, auf welchen einzelne Hütten mit wenigen Bewohnern zu erblicken sind. Diese Pajonales könnten zur Aufzucht von Hornvieh grosse Bequemlichkeiten bieten. Die Bewohner dieser ganzen Region haben einen lenkbaren Charakter; sie sind ein wenig zum Diebstahl geneigt, aufdringlich und unverschämt, grosse Verehrer des Maisbieres (chicha), pflanzen deshalb Mais in grosser Menge an und ernten reichlich, wie dies aus den beträchtlichen Vorräten hervorgeht, die in ihren Hütten aufgespeichert sind.

Am 30. verlassen Farfan, Mercier und zwei Führer den Obersten, der mit den Kranken zurückbleibt, und dringen in einer allem Anschein nach zum Ziele führenden Richtung so weit vorwärts, als nur möglich ist. Um 11 Uhr durchwandern sie einige, wie man merkt, von civilisierten Leuten bearbeitete Estradas (Kautschuk-Ausbeutung), und zwei Cuadras (120 m) weiter stehen sie an den Ufern des Acre. Zwei brasilianische Picadores (Kautschuksammler) kommen ihnen entgegen und setzen sie in einem Boot über den Fluss, wo sie in der Hütte der Brasilianer auf den Obersten warten, der schon um 12 Uhr eintrifft. Um 3 Uhr besteigen die Reisenden das Boot und fahren auf dem Strom, der hier schon eine beträchtliche Wassermenge aufweist, flussabwärts zur Barraca »Flor de Ouro«, wo sie um 4 Uhr eintreffen. Der Eigentümer Gerardo Correia Lima empfängt sie aufs gastfreundlichste und versieht die bolivianischen Glieder der Expedition, die mit Samuel Jones am 2. September auf dem Weg, den sie gekommen sind, die Heimreise antreten, unentgeltlich mit allem, was sie zu ihrer Reise bedürfen. Nach einem schnellen Marsch von neun Tagen treffen sie am 11. September wieder in Maravillas ein.

Im übrigen scheinen, wie aus einem vom Rio Beni an den Padre Armentia gerichteten Brief (Oktober 1888) hervorgeht, am Madre de Dios noch Zustände zu herrschen, die an die Zeiten der Conquista erinnern. Der darauf bezügliche Passus lautet: »Am Madre de Dios begehen die Barbaros (Wilde) Mord und Totschlag, um ihre Kinder zu verteidigen; in den verflossenen Monaten töteten sie zwei Arbeiter, den einen von Placido Mendez, den anderen von Belmonte; am 2. vorigen Monats töteten sie durch Beilhiebe auf den Kopf unseren Freund Napoleon Estivariz und zwei Arbeiter, die ausgezogen waren, um Barbaritos (kleine Wilde) einzutauschen, und die anderen der Expedition, etwa sieben an der Zahl, wurden nicht unerheblich verwundet.

»Vor acht Tagen fuhren Antezana und Endara den Sena hinauf auf der Suche nach Barbaritos. Sie stiessen auf drei Cambitas de barbaros (kleine Indianermädchen). Die Wilden waren gleich bei der Hand und beschossen sie vom Wald aus mit Pfeilen. Endara wurde bei diesem Gefecht die Hüfte durchbohrt. Alles dies kommt vor, weil sie dieselben verfolgen, um ihnen ihre Kinder zu rauben; es heisst, dass man selbst deren Eltern erschossen hat, um diesen Zweck zu erreichen.« —

Mitteilungen Victor Merciers aus dem Wortschatz der

Ipurina:

Feuer	Samina,
Wie heisst du?	Quere para pitac,
hübsch	Puranga,
sehr hübsch	Purangarale,
der Bärtige	Catayana,
der Weisse	Carigúa,
ankommen	Juá,
Sonne	Tucansi,
Geld	Cunimaroto,
Mais	Quemi,
Hängematte	Ajechi,
Flinte	Chaminaqui,
irdener Hafen	Jirado,
Biene	Ejichi,
Wasser	Embó,
gehen wir an den Fluss!	Acompiri maranqui,
nein	Cuné,
gehen wir!	Supenga,
Rückkehr	Inpenga,
Weg	Jochios,
weisst du?	Quere para maroto,
Knaben	Cunanta,
Weib	Curuni,
Weib, das einen Mann hat	Intaviro,
Kommst du?	Puiranga.

Mitteilungen Victor Merciers aus dem Wortschatz der

Pacaguara:

Gehe!	Penama pechea,
Bindfaden	Yapurito,

Digitized by Google

Wie heisst dies? . . .	Nochepe,
Weg	Achin,
Sonne	Jucati,
Stern	Teteani,
Regen	Ná,
Himmel	Tenuchá,
Fisch	Yachimbi,
Flinte	Jitina,
Schlafen	Nemacoti,
Stehe auf!	Cavoymera,
ich will Wasser trinken .	Naincapira,
essen	Nunantiusna,
die Kerze (das Segel?) .	Curia,
der Kautschukbaum . .	Unuri,
Komm!	Yuamucheo,
die Muschel	Pucutitirá,
die Truthenne	Canari,
der Hund	Cave,
Baumwolle	Apau,
Spinnrocken	Quipeda, en tacaná tajaja,
der Tapir (la gran bestia)	Sama,
der Hirsch (venado) . .	Ajuichi,
das Schwein	Irari.

Zur Kenntnis der heutigen Basken.

Von Dr. Otto Stoll.

(Schluss.)

Von den angeführten Namen sind nur einige analytisch sicher zu erklären, nämlich: *urtharila* »Jahresmonat«, *ilbeltsa* »schwarzer Monat«; *seseila* »Stiermonat«, *ostarua* »Zeit der Blätter«, *sorraila* »Monat des Jätens«, *ephaila* »Monat des Schneidens«, wohl auf die Schafschur bezüglich, *garagarrilya* »Monat der Gerste«, *errearo* »Zeit der Hitze«, *ustaila* »Erntemonat«, *agorila* und *agorra* »Monat der Dürre«, *irailya* »Monat des Adlerfarns«[1]), *urilya* »Wassermonat«, *asarua* »Zeit der Saat«, *negila* »Wintermonat«, *otsaila* »Kältemonat«, *ekhaina* »Monat der Feldarbeit«, *asilya* »Saatmonat«, *lotasilya* »Monat des Schlafes«, *garilya* »Weizenmonat«.

In Vizcaya werden September und Oktober auch gelegentlich als *urriek biek* »die beiden (Monate) des Geldes« bezeichnet, weil zu dieser Zeit dem baskischen Bauer der Erlös vom Verkauf einer Ernte einzugehen pflegt.

Die übrigen Namen erweisen sich bis jetzt einer sprachlich gerechtfertigten Deutung unzugänglich. So weit die baskischen Monatsnamen aber erklärbar sind, zeigt es sich, dass sie teils von den hervorragendsten Naturerscheinungen (»Zeit der Hitze«, »Dürre-Monat«, »schwarzer Monat«, wohl wegen der Nebel so benannt, »Zeit der Blätter«, »Wassermonat«), teils von den Beschäftigungen des Landbaus genommen sind.

[1]) Der Adlerfarn bildet als Viehstreu einen nicht unwichtigen Gegenstand der baskischen Viehzucht.

Der Gebrauch, den die einzelnen baskischen Landesgegenden von diesen Monatsnamen machen, ist übrigens nicht überall der gleiche, so z. B. bedeutet *epaila* in der Soule den Mai, in Guipúzcoa den März, *urtharila* ist in der Soule der Januar, in Nieder-Navarra der Dezember.

Der altbaskische Mondmonat zerfiel dann ohne Zweifel wieder in Gruppen von Tagen, deren Wesen sich nur noch undeutlich aus den heutigen Tagesnamen erschliessen lässt.

Im baskischen Kalender der Soule, der alljährlich gedruckt wird, lautet die Reihe der Wochentage folgendermaassen:

Sonntag	*Igante,*
Montag	*Astelehen,*
Dienstag	*Asteharte.*
Mittwoch	*Astisken.*
Donnerstag	*Ostegun,*
Freitag	*Ostirale,*
Samstag	*Neskanegun.*

Die entsprechenden Namen in Guipúzcoa sind: *Igandea, Ašterena, Ašteartea, Ašteaiskena, Ošteguna, Oštilyala,* wofür in Vergara *Baraicua,* in Vizcaya *Baricua* gebraucht wird. Der Samstag wird in Tolosa und Nieder-Navarra als *Larumbata* bezeichnet, während in den anderen Teilen des spanischen Baskenlandes das spanische Lehnwort *Sapatua* (von sábado) dafür gebraucht wird.

Soweit diese Tagesnamen verständlich sind, sind sie teils der christlichen Woche angepasst und ad hoc gebildet worden, teils aber gehören sie einer offenbar älteren Zeiteinteilung an. *Igantia,* der Sonntag, ist wörtlich »der grosse Tag« (aus *egun-haundia*), ähnlich, wie ihn z. B. die Quiché-Indianer von Guatemala *nima-kiχ* nennen, was ebenfalls »grosser Tag« bedeutet. *Osteguna,* der Donnerstag, ist »der Tag hinterdrein«. Die interessantesten sind die Ausdrücke für Montag, Dienstag und Mittwoch, *Aste-lehena, Aste-hartea, Ast-isken,* welche wörtlich »der erste der Periode *astea*« der »zwischen der Periode« und »der letzte der Periode« bedeuten. Auch in Vizcaya heisst der Mittwoch *egub-asten* »letzter Tag«. Man ist versucht, anzunehmen, dass in ihnen die alte Einteilung des baskischen Monats in dreitägige Perioden enthalten sei, und dass diese Ausdrücke nach Einführung des christlichen Kalenders zur Bezeichnung von Wochentagen verwendet wurden, da es den alten Basken an Benennungen der Planeten, wie sie der römische, und von Gottheiten, wie sie der heidnisch-germanische Kalender besass, fehlte.

Eine besondere Bedeutung der Zahl 3 ist mir allerdings nicht bekannt, dagegen besitzt 11 eine solche, indem man z. B. sagt: »ich habe es ihm 11mal gesagt«, »ich habe ihn mehr als 11mal gesehen« etc.

Ausser der genaueren Einteilung in Mondmonate findet sich aber bei den alten Basken eine summarische Zerfällung des Jahres in Jahreszeiten.

Digitized by Google

Der heute in der Soule gebräuchliche Kalender nennt deren vier: *beatsia*, Frühling, *üda*, Sommer, *larraskena*, Herbst, und *negia*, Winter. Wenn man aber auch die übrigen Dialekte zu Hilfe nimmt, so erhält man folgende Zusammenstellung:

Winter *neguya* (NN.), *negia* (S.), *neguva* (G.), *negua* (V.);
Frühling *bedtsia* (S. G.), *udaberria* (G.);
Sommer *uda* (NN. G.), *üda* (S.), *udia* (V.);
Herbst *urieta* (S.), *udaškena* (G.), *larraskena* (S.).

Einzelne der Ausdrücke für Frühling und Herbst sind Zusammensetzungen, wie *uda-berria*, »neuer Sommer«, *udaškena*, »Nachsommer«, *larraškena*, »Nachernte«; *urieta*, »Regenzeit«, ist der heute in einigen Gegenden gebräuchliche Ausdruck für den Monat Oktober; *bedatsia* bedeutet »Zeit der niedern Pflanzen«. Es bleiben daher nur *uda*, »Sommer«, und *negua*, »Winter« als allgemein durch das Baskengebiet verbreitete und ursprüngliche Bezeichnungen der beiden extremsten Jahreszeiten zurück, denen sich erst später in lokalen Varianten und wohl nach fremden Mustern Ausdrücke für die Uebergangszeiten hinzugesellten.

So viel über die baskische Zeiteinteilung. Lässt sich schon bei dieser der zerstörende Einfluss einer neuen Zeit und fremder Anschauungen auf den altbaskischen Kreis der Vorstellungen nachweisen, so ist dies beinahe noch mehr der Fall für die Nomenklatur der Verwandtschaft. Der tägliche Sprachgebrauch des Volkes selbst unterscheidet nur die einfachsten und direktesten Verwandtschaftsbeziehungen richtig und für entferntere Grade bedient er sich verstümmelter Lehnworte aus dem Französischen und Spanischen, welche noch dazu zuweilen unrichtig in der Weise angewendet werden, dass eines und dasselbe Wort für ganz verschiedene Verwandtschaftsbeziehungen dient. So wird das Lehnwort *cušia* (vom französischen cousin und mit diesem von consanguineus) für Neffe, für Enkel und für »verwandt« im allgemeinen gebraucht. Das Lehnwort *conyadua* (vom spanischen *cuñado*) bezeichnet richtig den Schwager, aber auch gelegentlich unrichtig den Schwiegersohn. Nachstehende Liste, bei deren Aufstellung mir für das spanische Gebiet die Herren Dr. M. de Unamuno in Bilbao und P. (Soc. Jesu) Arana in Durango freundlicherweise behilflich waren, enthält die heute noch thatsächlich gebrauchten Ausdrücke der Verwandtschaft in hinlänglicher Vollständigkeit, um die Hauptmerkmale derselben erkennen zu lassen.

Gruppe der Blutsverwandten.

Urgrossvater: *ait irusaba, asaba erena* (dritter Grossvater);
Urgrossmutter: *amirusaba* (dritte Grossmutter);
Urgrossvater: *aitabisaba* (zweiter Grossvater, *aita saharrena* (ältester Vater), *aita šoa*;
Urgrossmutter: *ama bisaba* (zweite Grossmutter), *ama saharrena* (älteste Mutter), *ama šoa*;
Grossvater: *aita saharra* (alter Vater), *aitona* (guter Vater), *aita xauna* (Vater Gebieter), *aityitya* (für *aita-aita*, Vater-Vater);
Grossmutter: *ama saharra* (alte Mutter), *amona* (gute Mutter), *amama* (für *ama-ama*, Mutter-Mutter);
Vater: *aita, aitya*;
Mutter: *ama*;
Eltern: *gurasoak*;
Sohn: *šemea, šemia, semea*;
Tochter: *alava, alaba*;
Enkel und Enkelin: *ilyoba, lyobia*;
Urenkel und Urenkelin: *bilyoba* (zweiter Enkel);
Bruder des Bruders: *anaya*;
Bruder der Schwester: *nebia, neba*;
Schwester des Bruders: *arreba*;
Schwester der Schwester: *aispa, ahispa, aistia*;
Brüder, Blutsverwandte: *senideak, odolsenideak, odolkideak*;
Neffe, Nichte: *ilyoba, loybia, bilyoba* = Enkel;
Oheim: *osaba* [1]);
Muhme: *iseba.*

Gruppe der durch Heirat Verwandten.

Gatte: *gisona* (Mann), *senarra*;
Gattin: *emastia, andria* (Gebieterin);
Schwiegervater: *aita ginyarreba, aita giarreba*;
Schwiegermutter: *ama ginyarreba, ama giarreba*;
Schwiegersohn: *suya, sunya*;
Schwiegertochter: *erranya, errana*;
Stiefvater: *aitaordea, ugasaita*;
Stiefmutter: *amaordea, ugasama*;
Stiefsohn: *ugašemea, uešemia*;
Stieftochter: *ugasalaba, uesalaba*;
Schwager des Mannes: *emasnaya* (Bruder der Frau);
Schwägerin des Mannes: *emastcarreba* (Schwester der Frau);
Schwager der Frau: *senyarnaya* (Bruder des Gatten) *senyarneba*;
Schwägerin der Frau: *searreba* (Schwester des Gatten);
Witwer, Witwe: *alarguna, alharguna.*

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, trotz ihrer Unvollständigkeit, dass die baskische Verwandtschaftsnomenklatur in ihrem heutigen Zustande eine deskriptive in Morgans [2]) Sinne ist, das heisst eine solche, welche aus einigen wenigen Grundworten für die direktesten Verwandten eines Individuums die entfernteren Verwandtschafts-Bezeichnungen einzeln durch Kombination der primären Bezeichnungen mit anderweitigen beschreibenden Wortbestandteilen bildet und darauf verzichtet, die gesamten Verwandten nach ihren Verwandtschaftsgraden in grosse Gruppen

[1]) Für »Vetter« und »Base« dient das Lehnwort »*cušia*« oder »*gušua*« und es werden nach der spanischen Nomenklatur die Grade *len gusua* (erster Vetter, patruelis primus), *besten gušua* (anderer Vetter, patruelis secundus) und *eren gušua* (dritter Vetter, patruelis tertius) gebraucht.

[2]) Lewis H. Morgan, Systems of consanguinity and affinity. Smiths. Contr. o. Knowledge, Vol. XVII. Washington 1871.

Digitized by Google

zu bringen, innerhalb welcher für alle dazu gehörigen Glieder dieselbe Bezeichnung gilt.

Dadurch, dass die heutige baskische Verwandtschaftsnomenklatur keine klassificierende, sondern eine deskriptive ist, schliesst sie sich den Nomenklaturen der indogermanischen und semitischen Völker an und wird von denjenigen der amerikanischen Ureinwohner weit weggerückt, was mit Hinsicht auf die baskoamerikanischen Hypothesen immerhin nicht ganz ohne Interesse ist.

Die Verwandtschaftsgrade, für welche das Baskische Grundworte besitzt, oder, bei dem noch mangelhaften Zustand der baskischen Sprachanalyse, wenigstens zu besitzen scheint, umfassen lediglich Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn, Tochter und Enkel (oder Neffe?). Schon bei Oheim und Muhme scheint die Zusammensetzung zu beginnen (*o-saba*, Oheim, *i-saba*, Muhme, neben *aita-bisaba* und *ama-bisaba*, Urgrossvater, Urgrossmutter, *asabak*, Voreltern u. s. w.). Sicher ist die Zusammensetzung für die Aszendenz vom Grossvater und für die Deszendenz vom Enkel an.

Als eine Eigentümlichkeit der baskischen Nomenklatur verdient hervorgehoben zu werden, dass ein Mann seine leibliche Schwester mit einem anderen Ausdruck (*arreba*) benennt, als eine Frau dies thut (*aispa*).

Wenn nun auch die baskische Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade in ihrem heutigen Zustand als eine deskriptive erklärt werden muss, so ist damit die Frage, ob sie nicht später erst an Stelle einer ursprünglich klassifikatorischen Nomenklatur getreten sei, mit dem vorliegenden Material noch nicht vollständig zu lösen. Wenn es auch bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich ist, dass wir in der neubaskischen Nomenklatur den wenig verfälschten Nachkommen der altbaskischen besitzen, so sind doch andererseits einige Umstände nicht zu übersehen, welche für die Annahme ins Feld geführt werden können, dass die prähistorischen Basken ihren Verwandtschaftsbezeichnungen das klassificierende Prinzip zu Grunde gelegt haben. Dahin gehört z. B. die Unfähigkeit, den Vatersbruderssohn, der bei den klassificierenden Völkern in die Klasse der »Brüder« fällt [1]), anders als mit dem modernen Lehnworte *cuśia* zu bezeichnen, die Identität der Ausdrücke für »Neffe« und »Enkel«, die beide klassifikatorisch ebenfalls noch in die Kategorie der »Söhne« zu rechnen wären, ferner der ungewöhnliche Reichtum von Ausdrücken für »Grossvater«, überhaupt für alle Aszendenten über den Vater hinaus, was dafür zu sprechen scheint, dass es sich dabei weniger um feste, deskriptive Benennungen, sondern um Ausdrücke der Achtung und Zuneigung oder um moderne Synthesen nach fremden Mustern gehandelt habe.

Eine Förderung unserer Kenntnis der altbaskischen Auffassung der Verwandtschaftsgrade wird erst zu erwarten sein, wenn in den verschiedenen Baskenprovinzen vollständige Schemata der Nomenklatur nach der noch lebenden Volkssprache und nach der älteren Litteratur ausgefüllt sein werden. Erst dann wird sich vielleicht die Frage entscheiden lassen, ob die altbaskische Auffassung eine deskriptive oder eine klassifikatorische war, und es wird sich auch möglicherweise neues Licht darüber gewinnen lassen, ob die patriarchalische Familienverfassung mit männlicher Erbfolge des Grundbesitzes nach dem Majoritätsprinzip, wie wir sie jetzt sehen, ursprünglich baskisch war, oder ob sie erst später an Stelle eines früheren Matriarchats getreten ist.

[1]) In der heutigen Volkssprache wird auch der »Neffe« und selbst der »Stiefbruder« mitunter mit *cuśia* bezeichnet, die nach klassifikatorischer Norm beide als »Brüder« gelten müssten.

Ursprung der in Chile gebauten Kürbisarten.

Von Dr. Philippi in Santiago.

Die von Molina Cucurbita siceraria und C. mammeata genannten Kürbisse stammen nicht aus Asien, wie die Bücher angeben, und sind nicht von den Spaniern nach Amerika gebracht, sondern sie haben Südamerika zur ursprünglichen Heimat. Die C. siceraria ist ein sehr grosser, kugeliger Kürbis mit harter Schale, welche anstatt der Körbe benutzt wird und auch sonst zu manchen Dingen dient; C. mammeata aber ist der sogenannte Zapallo mit rotgelbem, festem, süssem Fleisch, ein vortreffliches Gemüse. Molina führt beide unter den in Chile vor Ankunft der Spanier kultivierten Gewächsen auf. R. B. Brehm sagt in seinem Werk »Das Inkareich«, wahrscheinlich nach Garcilaso, den er fleissig excerpiert hat, Seite 246: »Die Fähren (der alten Peruaner) zum Ueberführen von leichten Gegenständen . . . über langsam strömende Flüsse wurden aus hohlen Kürbissen hergestellt.« Zu diesem Zweck kann wohl nur Molinas Cucurbita siceraria gebraucht werden. Azara in seinem bekannten Werk über Paraguay sagt (S. 290 der deutschen Uebersetzung): »Die indianischen Nationen, die sich mit dem Acker»bau abgaben, pflegten jährlich Baumwolle, Mais, »süsse Pataten, Bohnen, Maniok, Kalebassen, spani»schen Pfeffer und mehrere Arten von jeder dieser »Pflanzen zu ziehen.« Calabaza ist aber das spanische Wort für Kürbis, der Spanier hat kein anderes Wort für diese Pflanze, und der Zusammenhang zeigt überdies, dass Azara den essbaren Kürbis und nicht etwa den Flaschenkürbis gemeint hat. (Der Flaschenkürbis heisst auf spanisch calabaza vinatera.) Nun lese ich, dass Pastor Kunert in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul in einem prähistorischen Aschenhaufen Kürbiskerne gefunden hat. (Siehe Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w., Sitzung vom 11. Jan. 1890, S. 33.) Alles dies ist ein genügender Beweis, dass die Südamerikaner den Kürbis, wenigstens gewisse Arten, vor Ankunft der Europäer kultivierten.

Digitized by Google

Von Zapallo kann ich den Beweis führen, dass er in Spanien unbekannt war und zum Teil noch ist, also nicht von Spanien nach Amerika gebracht worden sein kann. Colmeiro, Professor der Botanik an der Universität Sevilla, sagt in seinem Curso de Botánica, Band II, S. 361 (1857): »Die Cucurbita siceraria Molina (Guada, Çapallu de Chile) und die C. mammeata Molina (Calabaza indiana, Penca de Chile) werden von den Chilenen gebaut,« also nicht auch von den Spaniern, und Willkomm und Lange, die in ihrer Flora hispanica sorgsam die einheimischen Namen der wilden und angebauten Pflanzen angeben, kennen die Zapallo der Chilenen nicht. B. Arago in seinem Tratado completo del Cultivo de la Huerta, welches 1873 erschienen ist, sagt Seite 279: »Der Zapallo genannte Kürbis stammt aus Südamerika; er hat sich in Galicien sehr gut acclimatisiert, obgleich sein Anbau dort wenig verbreitet ist. Nach einem gleichzeitigen Schriftsteller war D. José de Villamil der erste, der ihn gebaut hat.« Es ist für mich kein Zweifel, dass der Name Zapallo aus Peru stammt. Das Wort kann nicht araukanisch oder chilenisch sein, denn die araukanische Sprache hat den Laut s oder z nicht, auch nannten die Araukaner die Pflanze nach Molina Penca, mit welchem Namen übrigens auch heute die essbaren Blattstiele der wilden und zahmen Artischocken und der Gunnera scabra bezeichnet werden. R. B. Brehm führt (Inkareich S. 86), wahrscheinlich nach Garcilaso, unter den im alten Peru als Nahrungsmittel gebrauchten Pflanzen »Kapallju (Capallu), Kürbisse« u. s. w. auf. Wahrscheinlich ist zu lesen: Kapallju (capalla) Kürbisse u. s. w., und ist »Kürbisse« Erläuterung des fremden Wortes Capallu. Auch Colmeiro hat, wie wir oben gesehen haben, dasselbe Wort, nur irrtümlich zu Cucurbita siceraria anstatt zu C. mammeata, gesetzt, schreibt es aber Çapallu. Ich vermute nun stark, dass Capallu bei Brehm ein einfacher Druckfehler ist, und dem Spanier war und ist es noch gleichgültig, ob er ç, s oder z schreibt.

Man wird mir den Einwurf machen: »Aber man findet ja nirgends in Südamerika den Zapallo wild.« Darauf antworte ich, niemand bestreitet, dass der Mais aus Amerika stammt, ungeachtet er nirgends in Amerika wild angetroffen wird, ebensowenig wie der Weizen je wild angetroffen wurde. Ich könnte noch mehr Kulturpflanzen anführen, die noch nie wild angetroffen sind, und so hat dieser Einwurf wenig Gewicht, solange kein anderes Land nachgewiesen wird, wo der Zapallo wild wächst.

Litteratur.

Prof. B. J. Stokvis, Ueber vergleichende Rassenpathologie und die Widerstandsfähigkeit des Europäers in den Tropen. Berlin 1890. Sonderabdruck aus den Verhandlungen des X. Internationalen medizinischen Kongresses.

Das vorliegende Schriftchen, das indirekt den Zweck verfolgt, mit früheren Bedenken gegen die Kolonisationsbestrebungen der Neuzeit zu brechen und für die letzteren befürwortend einzutreten, war Gegenstand eines Vortrages, den der batavische Patholog Stokvis auf dem jüngsten internationalen Kongress in Berlin zu halten Gelegenheit hatte. Wie der Verfasser in der Einleitung zugesteht, bietet er uns keine neuen selbständigen Forschungen, sondern er verarbeitet das bereits vorliegende umfangreiche Material zu einem, in gefälliger Diktion ausgeführten anziehenden, Gesamtbilde.

Die vergleichende Rassen-Physiologie und -Pathologie, die jüngsten Steckreiser von dem grossen Stammbaume der medizinischen Wissenschaft, beschäftigen sich mit dem Variieren des physiologischen und pathologischen Verhaltens der verschiedenen Menschenrassen, wobei sie sich von dem Grundsatz leiten lassen, dass die Rassen, geradeso wie sie durch somatische Eigentümlichkeiten, Sprache, Sitte, Gewohnheiten voneinander verschieden sind, so auch physiologisch und pathologisch sich unterscheiden müssen. Dieses Studium eröffnet überaus wichtige Gesichtspunkte nicht nur für das Wohl der ganzen Menschheit, sondern im speziellen für das vitale Gedeihen der Kolonisation treibenden Völker (Acclimatisation und Acclimatisierung). Ein eigenes Kapitel aus dieser vergleichenden Völkerpathologie bildet die Widerstandsfähigkeit des eingewanderten erwachsenen Europäers in den Tropen. Hier sind es nach des Verfassers Ansicht zwei feindliche Mächte, die als Gesundheit und Leben bedrohend in Betracht kommen: die in den Tropen herrschenden thermischen (meteorologischen) Verhältnisse und die daselbst auftretenden Infektionskrankheiten.

Um ein Vergleichsobjekt für den Einfluss des tropisch-thermischen Verhaltens auf den Europäer zu haben, ist es nötig, das physiologische Verhalten der schwarzen Rasse zuvor ins Auge zu fassen, die ja von Geschlecht zu Geschlecht sich den einheimischen Verhältnissen angepasst hat. Alle Mitglieder tropischer Rassen, so lehren uns die diesbezüglichen Untersuchungen, zeichnen sich gegenüber den Bewohnern der gemässigten Zonen aus: durch eine höhere Respirationsfrequenz, geringere vitale Kapazität, kleineren Brustumfang, wenig ausgeprägte Abdominalrespiration, vermehrte Pulsfrequenz, geringere Spannung des Pulses, grösseren Blutreichtum, relativ stärkere Entwickelung der Abdominalorgane im Verhältniss zu den Brustorganen, grössere Schweisssekretion bei stark herabgesetzter Nierenfunktion, eine fast um 5 bis 6 Zehntelgrad gesteigerte Körpertemperatur und durch ein relativ zur Körperlänge zu geringes Körpergewicht. In gleicher Weise sind die animalen Funktionen alteriert. Alle die angeführten physiologischen Variationen sind aber nicht als Ausdruck irgend einer angeborenen Rasseneigentümlichkeit zu deuten, sondern zum grössten Teile als die alleinigen Folgen der höheren Aussentemperatur. Bei den Bewohnern der gemässigten Zone wiederholen sich die geschilderten Erscheinungen alljährlich, wenn die Sonne im Hochsommer ihren Kulminationspunkt erreicht. Kommt der Europäer aus der gemässigten Zone nun in die Tropen, so wird er dort nach einer kurzen oder längeren Uebergangsperiode, um mit Stokvis zu reden, zum permanenten Sommermenschen. Er unterscheidet sich dann hinsichtlich der von der tropischen Temperatur bedingten physiologischen Variation des vegetativen Lebens in nichts von seinem farbigen Bruder. — Wir fragen nun weiter: machen sich Unterschiede in der Widerstandsfähigkeit gegen die in den Tropen herrschenden Witterungsverhältnisse bei der eingeborenen Rasse im Gegensatz zu dem europäischen Tropenmenschen geltend? Die Erfahrung antwortet hierauf ebenfalls mit »nein«. Sie lehrt im Gegenteil, dass Abkühlungen höheren und niederen Grades in den Tropen vom Europäer, dessen Organismus noch auf die in der gemässigten Zone herrschenden Temperaturschwankungen eingeübt ist, besser vertragen werden, als von den Individuen der tropischen Rasse; der Schwarze prädisponiert mehr zu Krankheiten der Atmungsorgane.

Dahingegen machen sich häufigere und eingreifendere Störungen im Digestionstraktus des Europäers geltend, wie Magen- und Darmkatarrhe, Leberaffektionen und Aehnliches. Während z. B. die Hepatitis das Leben des Europäers in hohem Maasse

Digitized by Google

bedroht, ist sie für den Schwarzen so gut wie ungefährlich. Aus dieser Thatsache könnte man sich zu dem Schlusse verleiten lassen, als ob die tropischen Rassen durch Anpassung an die Verhältnisse gegen Leberkrankheiten gefeit seien. Hierüber zu entscheiden, hält sich der Verfasser für nicht zuständig; dahingegen gibt er zu bedenken, dass ein gut Teil der Darmerkrankungen beim Europäer auf unzweckmässige Lebensweise, insbesondere auf Alkoholmissbrauch zurückzuführen ist, und dass andererseits die von den Eingeborenen des Malaiischen Archipels sich durch grosse Enthaltsamkeit unterscheidenden Hindus, Sapoys u. s. w. sich auch durch eine zweimal geringere Morbidität und Mortalität an Leberentzündung auszeichnen.

Die Rasse spielt somit bei den durch tropisch-thermische Momente bedingten Variationen fast gar keine oder wenigstens nur eine sehr untergeordnete Rolle. Dieselben sind vielmehr die notwendige Folge der veränderten äusseren und sozialen Verhältnisse. Aus diesem Grunde macht es der Verfasser jedem Europäer, der in die Tropen auswandert, zur heiligen Pflicht, so hygieinisch wie nur möglich zu leben, wozu ihm vermöge seiner höheren Intelligenz und Civilisation genügend Hilfsmittel zur Verfügung stehen.

Auch hinsichtlich der Infektionskrankheiten erwächst dem Europäer in den Tropen kein grösserer Nachteil als den Eingeborenen. Bis vor wenigen Dezennien galt die Superiorität der Schwarzen in diesem Punkte für ein unanfechtbares Dogma: die Sterblichkeit war überall in den Tropen für den Europäer eine hohe im Verhältnis zu der des Eingeborenen. Die neueren Untersuchungen lehren das Gegenteil, insofern sie statistisch nachweisen, dass nicht nur die Sterblichkeit der Weissen seit Jahren mehr und mehr abnimmt, sondern dass auch an einzelnen Orten der Tropen die Schwarzen in gleicher Weise den Infektionskrankheiten zum Opfer fallen, wie die Weissen. Der Verfasser belegt diese seine Behauptung durch eine Anzahl statistischer Zahlen aus den Tropengegenden der verschiedensten Weltteile. Fragt man nach dem Grunde, wodurch sich dieser nur scheinbare Widerspruch in der Mortalitätsstatistik erklären lässt, so sind es einzig und allein Verbesserungen der hygieinischen und socialen Lage gewesen, die diese segensreichen Erfolge geschaffen haben.

Der Verfasser geht nunmehr die hauptsächlichsten infektiösen Tropenkrankheiten durch. Als hauptsächlichste »Geissel« des Europäers in den Tropen stellt er die Malaria hin. Aber auch hierüber widersprechen sich die Zahlen der älteren und der neueren Statistik. Während nach jener die äthiopische Rasse allgemein als immun gegen Malaria dasteht, lässt sich dieser zufolge so gut wie gar kein Unterschied zwischen Schwarzen und Weissen hinsichtlich der Morbidität und Mortalität herausfinden. Der Verfasser belegt dies ebenfalls durch eine Anzahl evidenter Beispiele. — Hinsichtlich des Typhoïdes lässt sich bis jetzt noch keine Einheitlichkeit in den Ansichten erzielen, weil die Sache noch nicht spruchreif ist. Der eingewanderte europäische Soldat steht sich zwar in manchen Landstrecken hinsichtlich der Resistenzfähigkeit diesem Leiden gegenüber freilich etwas schlechter, als der Eingeborene, jedoch ist dabei nicht ausser acht zu lassen, dass lokale Verhältnisse gerade beim Typhoïd sehr häufig mit im Spiele sind. — Was ferner das gelbe Fieber betrifft, so ist anfangs die Morbidität für Neueingewanderte in der That grösser als für die Einheimischen; dieselbe sinkt aber, sobald jene sich nach überstandenem Anfalle Immunität erworben haben. — Etwas anders liegen die Verhältnisse bei Dysenterie und Cholera. Wenn auch hierin die Salubrität des Europäers dank der strikten Durchführung sanitärer Maassregeln von Jahr zu Jahr an Chancen zunimmt, so macht sich dennoch immer noch, besonders bei der Cholera, eine geringere Empfänglichkeit zu Gunsten der schwarzen Rasse bemerkbar. — Es bleibt noch eine Infektionskrankheit übrig, der gegenüber der Europäer aller Wahrscheinlichkeit nach eine grössere Widerstandsfähigkeit aufzuweisen hat, als der Malaie: die Beri-Beri. Unbekannte lokale Verhältnisse und äussere Umstände mögen hierbei mitspielen und hindern, dass ein klares Urteil über dieses Leiden gewonnen wird. Bekanntlich nimmt die Morbidität und auch die Mortalität der Weissen von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise zu, sie bleibt aber immer noch weit hinter der Ziffer der Eingeborenen des Malaiischen Archipels zurück.

Ueberblicken wir das Resultat der Stokvis'schen Abhandlung, so können wir ohne weiteres den Grundsatz unterschreiben, dass die Widerstandsfähigkeit, die »vitale Potenz des eingewanderten erwachsenen, gesunden Europäers«, in den Tropen hinter derjenigen der tropischen Rassen nicht zurücksteht, sondern dieselbe in manchen Stücken sogar noch übertrifft. Wir wollen aber am Schlusse nicht anzugeben vergessen, dass der Verfasser die Möglichkeit von angeborenen, durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht überbrachten Rasseneigenschaften keineswegs in Abrede stellen will, dieser schwierigen Frage jedoch, weil noch nicht spruchreif, aus dem Wege geht. — Die Schlüsse, die sich für die Acclimatisation des Europäers in den Tropen aus dem vorliegenden Aufsatze ergeben, liegen auf der Hand und bedürfen keiner weiteren Ausführung.

G. Buschan.

Georg Buschan, Dr. med. et phil., Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift »Natur und Offenbarung«.) Münster 1890.

Es liegt uns hier eine sehr verdienstvolle Zusammenstellung aller Thatsachen vor, die den erbitterten Streit über germanische oder slavische Urbevölkerung Ostdeutschlands zu entscheiden geeignet sind. Namentlich die prähistorischen Funde sind bisher noch nicht in so klarer und vollständiger Weise besprochen worden. Der Verfasser schreibt die Burgwälle, Pfahlbauten und Skelettgräber Nordostdeutschlands den Slaven zu, die Urnengräber vom »Lausitzer Typus« hält er dagegen, entsprechend der jetzt allgemein verbreiteten Anschauung, für germanisch. Die merkwürdige Erscheinung, dass die Ostgermanen ihre Toten verbrannten, die Westgermanen sie unverbrannt bestatteten, führt er auf religiöse Beweggründe zurück und hält die Istävonen für die Urheber der Urnengräber — ein Gedanke, der weiter verfolgt zu werden verdient. — Die anatomischen Merkmale, über die ebenfalls eingehend berichtet wird, haben bis jetzt wenig zur Aufklärung der Frage beigetragen.

Weniger gründlich ist der letzte Teil der Abhandlung, der eine ziemlich unvollständige Uebersicht der slavischen Geschichte und der verschiedenen wissenschaftlichen Hilfsmittel bietet, die man zur Entscheidung des germanisch-slavischen Streites herangezogen hat. Platners Ansichten z. B. über das Zurückbleiben germanischer Reste im Wendenlande sind gewiss sehr interessant, aber doch nur mit Vorsicht zu benutzen. Die Hypothese des Verfassers, dass die Veneti des Tacitus germanisierte Slaven gewesen seien, welche nach der Auswanderung der Germanen zunächst in die verlassenen Sitze eindrangen und denen dann erst die echten Slaven folgten, ist den Lausitzer Gräberfunden zuliebe aufgestellt, schwebt aber im übrigen völlig in der Luft. Dass nicht erst die Völkerwanderung lebhafte Bewegungen in Ostdeutschland entfesselte, erfahren wir schon durch Strabo, der die Flucht der Hermunduren vom rechten auf das linke Ufer der Elbe erwähnt. Germanisierung von Slaven konnte nur stattfinden, wenn germanische Stämme sie beherrschten; dass solche Verhältnisse zwischen beiden Völkern im östlichen Deutschland und vielleicht auch jenseit der Weichsel bestanden haben, ist allerdings sehr wahrscheinlich, aber von da bis zur Annahme einer in der Geschichte ganz unbekannten Einwanderung germanisierter Wenden und deren nachträglicher Verdrängung (wohin?) durch die reinen Slaven des Ostens ist ein weiter Schritt. — In der Zurückweisung panslavistischer Heisssporne, die das alte Slavenland auf Grund der gewagtesten Behauptungen bis zur Elbe reichen lassen und das alte Germanien auf ein lächerlich kleines Gebiet reducieren möchten, ist dem Verfasser natürlich vollständig beizustimmen; gerade in dieser Frage macht sich immer wieder ein widerlicher Chauvinismus breit (in seltenen Fällen auch leider auf deutscher Seite), den man nicht entschlossen genug aus der Wissenschaft hinausweisen kann.

H. Schurtz.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 41. **Stuttgart, 13. Oktober 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das männliche Wochenbett. Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs. S. 801. — 2. Wie die Udâia Mohammedaner wurden. Von M. Quedenfeldt. S. 806. — 3. Aus der 63. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen. S. 808. — 4. Ethnologie und Philosophie. Von Th. Achelis. S. 811. — Religion und Kultus der alten Mexikaner. Von Eduard Seler. (Schluss.) S. 814. — 6. Litteratur. (J. D. E. Schmeltz. — Dr. Heinrich v. Wlislocki.) S. 817.

Das männliche Wochenbett.

Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs.

Unter dem Namen des männlichen Wochenbettes oder der Couvade werden in der ethnologischen Litteratur eine Reihe von Erscheinungen zusammengefasst, welche wir bei den verschiedensten Völkern der Erde finden, und die trotz der vielen gemachten Versuche noch nicht in wirklich befriedigender Weise erklärt sind.

Die typische Form ist bekanntlich die, dass der Vater eines neugeborenen Kindes sich als Wöchnerin ins Bett legt, sich pflegen lässt und die Glückwünsche seiner Freunde und Bekannten entgegennimmt, während die Mutter sofort nach der Niederkunft die Arbeit wieder aufnimmt[1]), »eine wunderbare Rechtssitte, die man als einen schlechten Witz bezeichnen könnte, wenn sie nicht von Hunderten von Reisenden bis auf den heutigen Tag bestätigt worden wäre[2])«.

Diese typische Form ist indessen weit davon entfernt, die einzige zu sein. Vielmehr nehmen die Vaterriten so wechselnde Gestalten und Erscheinungen an, dass sich bei näherer Betrachtung überhaupt nichts Gemeinsames zwischen ihnen findet. Es ist deshalb auch keine gemeinsame Erklärung möglich, sondern eine solche muss für jedes Volk, bezw. jede Völkergruppe besonders versucht werden. Es ist daher auch kein anderer gemeinsamer Name wissenschaftlich zulässig, als etwa ein ganz allgemeiner, z. B. Vaterriten oder Geburtsriten; dagegen dürfen Ausdrücke wie Couvade oder männliches Wochenbett nur für die wenigen Völker gebraucht werden, bei denen sie passen.

Um diese Behauptung beweisen zu können, ist es unerlässlich, das ganze bereits von Ploss, Starcke und anderen gesammelte Material dem Leser noch einmal vorzuführen; ich werde aber jedem einzelnen Berichte, soweit dies möglich ist, eine Uebersicht über die wichtigsten familienrechtlichen Institute des betreffenden Volkes hinzufügen, da ein Erklärungsversuch nur dann zutreffend sein kann, wenn er dem Charakter des Familienrechtes nicht widerspricht. In dieser Weise werde ich die Iberer (§ 1), die chinesischen Ureinwohner (§ 2), die Süd-Indianer (§§ 3—9), die Nord-Indianer (§ 10), die Behringsvölker (§ 11), die Malaien und Papua (§ 12), die Afrikaner (§ 13) und endlich die übrigen Völker (§ 14) behandeln. Alsdann wird es möglich sein, die verschiedenen gemachten Definitionsversuche (§ 15) und die wichtigsten Erklärungsversuche (§ 16—22) zu beurteilen. Eine Sonderbesprechung der typischen Form (§ 23) wird den Schluss machen.

§ 1.
Iberer und Basken.

Die **Iberer** des Altertums hatten ein Familiengüterrecht, welches den Frauen eine andere und wesentlich bessere Stellung gab als bei den Griechen[1]), aber nicht notwendig matriarchalisch gewesen zu sein braucht. (Die Männer geben den Weibern einen Brautschatz, die Töchter sind Erben des Familienvermögens und statten ihre Brüder aus.) Sie waren Ackerbauer. Ueber sie berichtet nun Strabon: »Die Weiber besorgen den Ackerbau, und wenn sie geboren haben, so pflegen sie die Männer, welche sich an ihrer Stelle niedergelegt

[1]) Starcke, Die primitive Familie (PF.). Leipzig 1888, S. 54.

[2]) Kohler in der Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft (KVJ.). Neue Folge, 4, S. 182 f.

[1]) Bachofen, Mutterrecht (MR.). Stuttgart 1861, S. 26a, 42b. — Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit (KG.). Leipzig 1843 ff., 9, S. 15, 24. — Ploss, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker (KBS.). Berlin 1882, 1, S. 154. — Cordier, Le droit de famille aux Pyrénées in der Revue historique de droit français et étranger (RHD.). Paris 1859, 5, S. 285.

Digitized by Google

haben [1]).« Und von den stammesverwandten Korsen berichtet Diodorus Siculus: »Wenn die Frau niederkommt, so kümmert sich niemand um ihre Entbindung. Aber ihr Mann legt sich wie ein Kranker hin und hält bestimmte Tage lang das Wochenbett ab, wie wenn er an schwerer Krankheit litte [2]).

Diese Berichte der Griechen sind so geistreich zugespitzt, dass sie sicher nicht wörtlich zu nehmen sind.

Die **Basken** in Nordspanien und die baskokeltischen Dorfgemeinden von Béarn und Vizcaya sind vermutlich die unmittelbaren Nachkommen jener Iberer [3]). Sie lebten bis in das vorige Jahrhundert hinein nach dem System der einseitigen Familie [4]), aber unter vollständiger Gleichberechtigung beider Geschlechter, so dass sie weder Mutterrecht noch Vaterrecht hatten; sondern das älteste Kind, sei es Sohn oder Tochter, immer Erbe des Familienvermögens wurde und Besitz und Namen fortpflanzte. Die Familienangehörigkeit wurde somit immer nur nach einem Elternteil, aber abwechselnd bald nach dem Vater, bald nach der Mutter berechnet. Beide Ehegatten waren sich zur Treue verpflichtet, und von den Jungfrauen wurde Wahrung der Keuschheit verlangt. Doch traf bei einer Verletzung die Schande mehr den Verführer als die Verführte [5]). Heute gilt französisches Recht.

Bei ihnen war es noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts vielfach Sitte, dass die Frauen unmittelbar nach der Entbindung aufstanden und sich an die Besorgung des Haushalts machten, während der Mann sich ins Bett legte, und das zarte Geschöpfchen zu sich nahm, und so die Glückwünsche der Nachbarn entgegennahm [6]). Heute kommt es nur noch gelegentlich vor, dass die Frau nachts die Arbeit des Mannes besorgt, wenn dieser etwa müde ist, indem sie beispielsweise ein paar Stunden früher aufsteht, das Vieh füttert u. s. w., während der Mann im Bett liegen bleibt und den Säugling zu sich nimmt, um ihn durch seine Körperwärme warm zu halten [1]). Die weitergehende Angabe Hellwalds, dass der Mann sich wie eine Wöchnerin gebärde [2]), bestätigt sich weder für die heutige noch für die frühere Zeit.

Diese Sitte wurde von den Einwohnern von Labourt und Soule damit erklärt, dass die Berührung des Vaters nach ihrer Ansicht dem Kinde die Gesundheit sichere; ein Glaube, welchen Cordier zu teilen scheint, da das Kind nichts so sehr brauche wie Wärme, und die beste Wärme diejenige sei, welche ein lebendes Wesen dem Kinde durch Liebkosungen mitteilt [3]). Diese Erklärung ist rein nüchtern und praktisch, aber deshalb um soviel eher anzunehmen, weil sie nichts Willkürliches in die Gedanken der Leute hineinträgt. Sicherlich lag der Kern der Sitte nicht in der Entgegennahme der Glückwünsche, sondern in dem Liegen mit dem Kinde. Der Mann legte sich nicht ins Bett, um die Glückwünsche entgegenzunehmen, sondern er nahm sie im Bette entgegen, weil er aus einem anderen Grunde darin gerade lag. Es wirft sich aber die Frage auf, warum gerade der Vater und nicht die Mutter zu diesem Dienste berufen ward, und ich glaube, dass sich dieser Umstand einfach dadurch erklärt, dass die Arbeit der Hausfrau (zum Kochen des Essens und zur Reinigung der Stuben und der Wäsche) weniger leicht zu entbehren ist, als die des Mannes. Die Frau bedurfte dort keiner Pflege, da man beobachtet hat, dass die Weiber am Tage der Geburt vorher und nachher auf dem Felde arbeiten [3]). Die Basken sind arm. Wären sie im stande gewesen, ihre Frauen durch Halten von Dienstboten zu verwöhnen, so würden wohl diese die Wartung der Hausgeschäfte übernommen und der Herrin Ruhe im Bette gelassen haben. Der Zweck, das Wärmen des Kindes, ist somit der heutigen und der früheren Sitte gemeinsam.

Von den Béarner Basken stammt der Name der Couvade [4]). Couver heisst brüten, und was ist das Brüten anders als eine andauernde gleichmässige Erwärmung eines jungen Geschöpfes? Das baskische Lager des Mannes lässt sich also im vollen Sinne des Wortes als Brutbett bezeichnen. Für dieses Volk gibt der Name Couvade die volle Erklärung und ist daher der hier beschriebenen Sitte vorzubehalten.

In **Sardinien** legt sich der Ehemann auf einen Augenblick zur Wöchnerin ins Bett, ohne jedoch in dieser Lage die Familienfreunde zu empfangen. Dies wird von Maltzan damit erklärt, dass bei jedem ganz besonders erfreulichen »Familienverhältnisse« [5]) Mann und Frau nicht nur von einem und demselben Teller, sondern auch mit einem und demselben Löffel essen. Dies geschehe am Hochzeits-

[1]) Strabon, 3, 4, § 17.

[2]) Diodorus, V, 14. — Bachofen, MR. S. 17a, 255b. — Cordier in RHD. 5, S. 370. — Klemm, KG. 2, S. 24. — Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit (VZ.). Jena 1874, 2, S. 260. — Peschel, Völkerkunde (VK.), 6. Aufl. von Kirchhoff. Leipzig 1885, S. 25. — Ploss, KBS. 1, S. 145.

[3]) Lubbock, Die Entstehung der Civilisation (EC.). Deutsch von Passow. Jena 1875, S. 15. — Ploss, KBS. 1, S. 145.

[4]) Einseitige Familie ist das Familiensystem, in welchem das Kind nicht mit mütterlichen und väterlichen Verwandten gleichmässig, sondern mit einer Seite besonders eng oder ausschliesslich verwandt ist. Das Wort dient somit als Zusammenfassung für Matriarchat und Patriarchat, aber es umfasst ausser diesen beiden Begriffen auch jenes eigentümliche Familiensystem, welches wir ausser bei den Basken nur bei den Japanern wiederfinden.

[5]) Cordier in RHD. 5, S. 257—300, 353—396, 492—520, besonders S. 297 f., S. 501. — Hellwald in Trewendts Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie (THZ.). Breslau 1880 ff., 1, S. 363—365, 379.

[6]) Ploss, KBS. 1, S. 146. — Bachofen, MR. S. 419b. — Lubbock, VZ. 2, S. 260. — Peschel, VK. S. 25. — Bastian in der Zeitschrift für Völkerpsychologie (ZVP.) 5, S. 156. — Cordier in RHD., 5, S. 370. — Waitz, Anthropologie der Naturvölker (ANV.). Leipzig 1859 bis 1872, 1, S. 295.

[1]) Stoll im Ausland 1890, S. 735a.

[2]) Hellwald in THZ. 1, S. 363.

[3]) Cordier in RHD. 5, S. 370 f.

[4]) Ploss, KBS. 1, S. 146.

[5]) Familienereignisse.

Digitized by Google

tage zum erstenmal und wiederhole sich später bei einzelnen Gelegenheiten, z. B. bei der Geburt des ersten Kindes [1]). Man fühlt, dass durch diese Ausführungen die Sache nicht erklärt wird. Vielleicht haben wir einen Rest von wahrer Couvade, vielleicht einen unklaren Bericht von einer ganz anderen Sitte.

§ 2.
Chinas Urvölker.

In der chinesischen Provinz West-Yün-nan leben verschiedene Völker von Ureinwohnern, unter denen besonders die **Miao-tsze** bekannt geworden sind.

Bei einem dieser Völker ist es üblich, dass der Vater eines neugeborenen Kindes, sobald die Mutter stark genug ist, um aufzustehen, sich selbst an ihre Stelle legt und so von hier aus seinen Bekannten den Sprössling zeigt und ihre Glückwünsche entgegennimmt [2]). Der Stamm ist vermutlich derselbe, den Hellwald mit dem Namen Tse-tse-miao belegt [3]), über dessen übrige Verhältnisse wir indes nichts wissen. Es lässt sich aber weiter vermuten, dass die Tse-tse-miao mit den Einwohnern von Zardandam identisch sind, von denen Marco Polo berichtet, dass, wenn ein Weib ein Kind geboren, das Bett verlassen und das Kind gewaschen und eingewindelt hat, der Ehemann sogleich den von ihr verlassenen Platz einnimmt und das Kind zu sich nimmt, welches er 40 Tage lang nährt. Während dieser Zeit besuchen ihn die Freunde und Verwandten und bringen ihm ihre Glückwünsche dar, indes die Frau die häuslichen Geschäfte verrichtet, dem Manne Speise und Trank ans Bett bringt und den Säugling an seiner Seite stillt [4]).

Zardandam gibt den Ausgangspunkt für die Erklärungen von Bastian und Zmigrodzki (§ 21); ich glaube aber, dass hier nichts vorliegt, als ein regelrechtes Brutlager im Sinne der baskischen Couvade.

Nur hier und bei den Iberern legt sich der Vater mit dem Kinde ins Bett.

§ 3.
Nu-Aruak.

Sehr gross ist die Zahl der amerikanischen Völker, welchen das männliche Wochenbett zugeschrieben zu werden pflegt. Bei der Wiedergabe beginne ich mit den Nu-Aruak-Völkern (§ 3), um dann die karibenähnlichen (§ 4), die Tupí (§ 5), die Paraguay-Indianer (§ 6), die Peruaner (§ 7), die übrigen Südindianer (§§ 8—9) und die Nordindianer (§ 10) und im Anschlusse daran die in Amerika und Asien lebenden Behringsvölker (§ 11) zu behandeln.

Die **Marauha** leben in Polygynie mit der Einschränkung, dass ein Mann, der Brüder hat, nicht mehr als eine Frau haben darf [1]). Bei ihnen badet die Mutter das Kind gleich nach der Geburt in warmem Wasser und legt sich dann drei Wochen lang in die Hängematte, und beide Eltern geniessen während dieser Zeit nichts als einen Brei von Mandioccamehl, gewisse Vögel und Fische [2]).

Die **Passé** treiben Vielweiberei ohne die bei den Marauha angegebene Einschränkung, doch ist es bei ihnen thatsächlich nur dem Häuptling möglich, mehrere Frauen zu haben [3]). Bei ihnen bleibt die Wöchnerin einen Monat nach der Geburt im Dunkeln und darf nur Mandiocca essen; desgleichen der Ehemann, welcher sich während dieser Zeit schwarz färbt und sechs bis acht Tage in der Hängematte bleibt [4]).

Die **Manáos** pflegen die als Krüppel geborenen Kinder lebend zu begraben [5]). Bei ihnen haben die Männer die Sitte, sich nach der Entbindung ihrer Weiber eine Zeitlang fastend in der Hängematte zu halten [6]).

Bei den **Uaraicú** am Solimoês entfernt sich die Frau nach der Geburt auf sechs Monate von ihrem Ehemanne und wohnt so lange in einer anderen Hütte bei ihren Verwandten [7]).

Bei den **Wapisiana** steht die Frau sofort nach der Geburt auf, wird aber noch einige Tage für unrein gehalten; der Ehemann baut einen besonderen Verschlag und hängt seine und seiner Ehefrau Hängematte hinein; und in diesem bringen beide Ehegatten einige Zeit zu [8]).

Die **Arawaken** bilden einen Stamm, der in 27 Familien (Sippen) mit je einem eigenen Namen zerfällt. Die Zugehörigkeit zur Sippe wird so berechnet, dass das Kind der Mutter folgt, Ehen zwischen Sippengenossen sind unzulässig (Exogamie) [9]); über ihre Erbfolgeordnung ist nichts bekannt, der Hausstand ist aber durchaus androkratisch aufgebaut. Bei der Eheschliessung zeigen sich weder Frauenkauf noch Frauenerdienung [10]), noch irgend

---

[1]) Ploss, KBS. 1, S. 146.

[2]) Ploss, KBS. 1, S. 147. — Bastian in ZVP. 5, S. 156.

[3]) Hellwald in THZ. 5, S. 397.

[4]) Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Lubbock, VZ. 2, S. 260. — Peschel, VK. S. 25. — Ploss, KBS. 1, S. 147. — Waitz, ANV. 1, S. 295. — Bastian, Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde (RV.). Berlin 1872, S. 196.

[1]) Spix und Martius, Reise in Brasilien 1817—1820 (RB.). München 1823, 3, S. 1185.

[2]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1185; vgl. auch Ploss, KBS. 1, S. 149. — Starcke, PF. S. 55, 304. — Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika (KAA.). Berlin 1878, 1889, 2, S. 657, Note 4.

[3]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1186.

[4]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1186. — Ploss, KBS. 1, S. 150. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 304. — Bastian, KAA. 3a, S. 115. — Hellwald im Ausland 1871, S. 1212b.

[5]) Ploss, KBS. 2, S. 252 f.

[6]) Hellwald im Ausland 1871, S. 1212b.

[7]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1190. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 55, 304. (Haraicu ist ein Druckfehler.)

[8]) Ploss, KBS. 1, S. 149. — Schomburgk, Reisen in Britisch Guayana 1840—1844 (RBG.). Leipzig 1847. 1848, 2, S. 389.

[9]) Schomburgk, RBG. 2, S. 459. — Appun im Ausland 1871, S. 124. — Starcke, PF. S. 39. — Vgl. auch Hellwald in THZ. 1, S. 204. — Ploss, KBS. 2, S. 394.

[10]) Schomburgk, RBG. 2, S. 459. — Appun im Ausland 1871, S. 124a. — Vgl. auch Klemm, KG. 2, S. 77.

Digitized by Google

welche Hochzeitsfeier [1]), doch weist das Vorhandensein einer besonderen Weibersprache auf eine frühere Raubehe hin [2]). Wenn die Eheschliessung vor der Pubertät des Mädchens stattgefunden hat, so muss der Schwiegersohn dem Schwiegervater Knechtsdienste leisten und bekommt von dem letzteren bis dahin eine Witwe oder eine ältere ledige Person der Familie als Lebensgefährtin zugewiesen, welche dann, nachdem die Ehe mit der Jugendverlobten vollzogen ist, in die Stelle einer Magd zurücktritt [3]). Vielweiberei ist zulässig, ein Mann hat oft vier bis fünf Frauen [4]), welche nach dem Tode des Mannes und nach Ablauf der Trauerzeit auf dessen nächsten Erben übergehen und von ihm nach seiner Wahl selbst zu Frauen genommen oder an andere verkauft werden können [5]) (wahre Frauenvererbung). Bei ihnen ist die Entbindung der Frauen so leicht, dass diese schon am nächsten Tage wieder auf die Arbeit gehen können. Während einiger Wochen nach der Geburt darf der Ehemann sich nicht weit von der Hütte entfernen, nicht auf die Jagd gehen, keine Flinte abschiessen und keine Bäume fällen, sondern nur in der Nähe der Hütte mit dem Pfeile kleine Vögel schiessen und kleine Fische fangen, da das Kind sonst krank werden und sterben würde. Aus Langeweile pflegt er sich daher in die Hängematte zu legen und den ganzen Tag mit Nichtsthun zuzubringen, während die Wöchnerin unbeachtet umhergeht oder in seiner Nähe auf der Erde sitzt und den Säugling in ihrer Hängematte schaukelt. Diese Sitte hat auf die europäischen Beobachter Appun und Quendt den Eindruck gemacht, als wenn sie von den Weibern deshalb erfunden sei, damit die Männer sie nicht während dieser Zeit mit allzuviel Arbeit belästigten, die sie reichlich haben würden, wenn der Mann täglich auf die Jagd ginge und Hochwild oder eine Menge Fische nach Haus brächte. Denn die Zubereitung fällt nach Indianersitte den Weibern anheim und macht diesen viel Arbeit und Mühe [6]).

Appun hat diese Erscheinung nicht als männliches Wochenbett aufgefasst, sondern glaubt die von anderen Reisenden aufgebrachte Sage vom männlichen Wochenbett auf diese Vorgänge zurückführen zu können [1]). Indessen ist die Erscheinung von anderen herangezogen worden und muss daher an dieser Stelle besprochen werden. Mir scheint, als wenn die Appunsche Erklärung vieles für sich hat, nur ist zu bedenken, dass ein Aberglaube nicht von einer Partei erfunden und der Gegenpartei aufgedrängt werden kann; aber es lassen sich Zwischenvorgänge denken, ähnlich denen, die wir später bei Besprechung der Max Müllerschen Theorie (§ 18) kennen lernen werden.

§ 4.
Kariben und Verwandte.

Die **Kariben** leben in Polygynie [2]); die Beweibung geschah früher in grossem Umfange auf dem Wege des Frauenraubes, so dass sich durch den Einfluss der vielen unter ihnen lebenden fremden Weiber eine besondere Weibersprache entwickelt hat [3]), welche allein 400 von den zwei- bis dreitausend Vokabeln begreift, aus denen ihr Sprachschatz sich zusammensetzt [4]). Indessen gibt es auch eine friedliche Art der Vermählung, welche zur Folge hat, dass der Ehemann für die Familie seiner Frau dauernd arbeiten muss. Nur wenn ihm eine Tochter geboren wird, vermindert sich die Arbeitspflicht, denn der Bruder seiner Frau, also der Mutter-Bruder des Kindes, welcher das Kind als seine zukünftige Gattin erzieht, nimmt ihrem Vater, seinem Schwager, einen Teil seiner Pflichten ab [5]). Im Hause ist der Ehemann unbeschränkter Herr, er kann seiner Frau ungestraft die schwersten Misshandlungen zufügen [6]), ohne dass diese von dem Manne loskommen kann [7]). Bei der Ehescheidung verbleiben die Kinder vielfach bei der Mutter [8]), aber Häuptlingswürde und Allod erbt vom Vater auf den Sohn [9]). Der Piache hat das

[1]) Lubbock, EC. S. 68.

[2]) Appun im Ausland 1871, S. 158b. — Hellwald in THZ. 1, S. 204. — Dargun, Mutterrecht und Raubehe und ihre Reste im germanischen Recht und Leben (MR.). Breslau 1883, S. 82.

[3]) Schomburgk, RBG. 2, S. 459 f. — Appun im Ausland 1871, S. 124a. — Vgl. auch Klemm, KG. 2, S. 17. — Hellwald in THZ. 1, S. 204.

[4]) Appun im Ausland 1871, S. 123. — Schomburgk, RBG. 2, S. 460. — Die Behauptung von Hellwald und Bastian, dass die Arawaken ohne Ehe, in Polygynie lebten, lässt sich gegenüber den vertrauenswürdigen Berichten von Appun und Schomburgk, gegenüber der Analogie der nächstverwandten Völker und da aus dem folgenden hervorgeht, dass jede Frau ihren bestimmten Ehemann hat, nicht halten. Vgl. Hellwald, Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung (MF.), Leipzig 1888, 1889, S. 141; und für meine Auffassung Westermarck, The history of human marriage (HM.). Helsingfors 1889, 1, S. 69, 72.

[5]) Schomburgk, RBG. 2, S. 460. — Appun im Ausland 1871, S. 124. — Vgl. auch Klemm, KG. 2, S. 77. — Hellwald in THZ. 1, S. 204. — Westermarck, HM. 1, S. 156.

[6]) Appun im Ausland 1871, S. 125a. — Klemm, KG. 2, S. 83. — Waitz, ANV. 1, S. 295. — Ploss, KBS. 1, S. 156. — Vgl. auch Hellwald in THZ. 1, S. 204. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Starcke, PF. S. 55.

[1]) Appun im Ausland 1871, S. 124b.

[2]) Schomburgk, RBG. 2, S. 428. — Waitz, ANV. 1, S. 356.

[3]) Dargun, MR. S. 81. — Hellwald in THZ. 2, S. 38. — Schomburgk, RBG. 2, S. 430. — Mac Lennan, Studies in ancient History (StAH.), enthaltend Primitive Marriage, Kinship in ancient Greece u. a. London 1876, S. 49. — Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (ZE.). 2. Auflage, Stuttgart 1877, S. 156.

[4]) Hellwald, MF. S. 188.

[5]) Lafiteau, Mœurs des Sauvages amériquains comparées aux mœurs des premiers temps (MSA.). Paris 1723, 1, S. 557.

[6]) Schomburgk, RBG. 2, S. 428.

[7]) Hellwald in THZ. 2, S. 40. — F. Müller, Allgemeine Ethnologie. 2. Auflage, Wien 1879, S. 295.

[8]) Ploss, KBS. 2, S. 409. — Starcke, PF. S. 43.

[9]) Bastian, Die Völker des östlichen Asiens (VÖA.). Leipzig 1866, Jena 1867—1871, 6, S. 129, Note *. — Westermarck, HM. 1, S. 122. — Ploss, KBS. 2, S. 409.

Digitized by Google

Recht auf die Brautnacht von allen Ehen, die geschlossen werden [1]).

Bei ihnen muss der Ehemann bei der Geburt des ersten Sohnes [2]) oder bei der Geburt aller Kinder [3]) 40 Tage fasten, indem er nur die Krume des Kassavabrotes ohne die Rinde essen darf. Er klagt und bekommt Krankenbesuche, wird aber nicht von seiner Frau als Kranker gepflegt, die vielmehr umhergeht und ihre tägliche Arbeit thut. Nach Ablauf dieser Zeit findet eine Festlichkeit statt, bei welcher dem Vater der Rücken mit Agutizähnen wund gerissen und mit Pimentwasser ausgewaschen wird, während seine Freunde sich an den im Hause befindlichen Speisen auf seine Kosten erlaben. Darauf muss der Mann noch sechs Monate fasten und darf während dieser Zeit weder Fische noch Geflügel essen. Die letztere Diät geschieht deshalb, weil man glaubt, eine Verletzung derselben würde dem Kinde schaden, und dasselbe würde alle die natürlichen Fehler der Tiere annehmen, die der Vater gegessen hätte. Aber die Misshandlungen, die dem Vater zugefügt werden, und die er stillschweigend und ohne Klage ertragen muss, haben die Bedeutung, dass er durch das Ertragen seinen Mut und seine Standhaftigkeit zeigen kann [4]).

Es kommen hier also zwei Momente zur Gestaltung des Ganzen zusammen, und bei der Würdigung dieser Sitte ist zu beachten, dass das Einritzen des Rückens, das Waschen der Wunden mit Pfefferwasser und das Fasten in gleicher Weise bei der Pubertätsfeier der jungen Mädchen vorkommt [5]), und dass der abergläubische Zusammenhang zwischen den Speisen des Vaters und dem Charakter des geborenen Kindes bei den Kariben nicht allein steht; vielmehr gibt es daneben eine ganze Reihe von anderen abergläubischen Anschauungen, von denen Bastian einen Teil zusammengestellt hat [6]).

Die Galibi leben in Polygynie. Bei ihnen ist es allgemeine Sitte, dass der Ehemann, während die Frau mit dem neugeborenen Kinde an den Bach geht, um es zu baden, sich auf acht bis zehn Tage in die Hängematte legt, den Kranken spielt und Schmerzen erheuchelt, als wenn er Mutter geworden wäre [7]).

Eine Bestätigung dieses Berichtes steht noch aus. Innerlich glaubwürdig ist in dieser Form nichts, denn da die Frau bei den Galibi vor der Niederkunft offenbar keine grossen Schmerzen erleidet, so ist das Erheucheln von Schmerzen doch wohl kein geeignetes Mittel für den Mann, um sich als Gebärender zu stellen. Ein Hineintragen europäischer Denkungsweise liegt dem Bericht zweifellos zu Grunde.

Die **Macusi** haben insoweit eine mütterliche Kinderfolge, als sie den ehelichen Kindern die Nationalität beimessen, die die Mutter hat: wenn also der Vater ein Wapisiana, die Mutter eine Macusi ist, so sind auch die Kinder Macusi [1]). Diese Thatsache wird wohl auch durch Starckes Zweifel nicht beseitigt [2]), im übrigen aber sind alle Verhältnisse bei ihnen nach Art der patriarchalen Völker geordnet. Hierzu gehört, dass der Vaterbruder gleich dem Vater mit Papa angeredet wird, dass das Erbe vom Vater auf den Sohn übergeht, dass nur agnatische Verwandtschaftsverhältnisse ein Ehehindernis begründen, dass der Ehemann Herr im Hause ist, den Ehewohnort bestimmt, und dass ihm die Erziehung der Kinder obliegt und das Recht zusteht, sie zu verkaufen. Die Polygynie ist an sich zulässig und an keine Schranken gebunden, wird aber äusserst selten ausgeübt. Der Mann kann eine kinderlose Frau jederzeit, die Mutter von Kindern aber nur wegen Treubruchs entlassen; die Mädchen sind nicht zur Keuschheit, wohl aber die Frauen zu unverbrüchlicher Treue verpflichtet. Die Eheschliessung geschieht nicht durch Frauenkauf. Der Mann macht allerdings eine Gegenleistung, die aber nur darin besteht, dass er der Familie seiner Frau als Entgelt für die letztere seine Tochter zur Verfügung stellt, und diese wird regelmässig von dem Bruder oder Bruderssohn der Frau zur Ehe genommen. Hat der Mann sich eine Frau zusagen lassen, während sie noch Kind ist, so muss er bis zur erlangten Reife in der Familie seines Schwiegervaters dienen, und wenn die Braut erwachsen ist, hat sie das Recht, den Bräutigam auszuschlagen [3]). Dieses Anrecht des Mutterbruders ist, wie Starcke a. a. O. mit Recht ausführt, kein Kennzeichen des Matriarchats, vielmehr leben die Macusi im Patriarchat [4]).

Bei ihnen gilt eine Ehefrau nach ihrer Entbindung so lange für unrein, bis dem Kinde die Nabelschnur abgefallen ist, der Ehemann hängt seine Hängematte neben die ihre, sondert aber die beiden Lager durch eine Wand von Palmenblättern ab. Während dieser ganzen Zeit dürfen beide Eheleute keine Arbeit thun und nichts zu sich nehmen, als lauwarmes Wasser und einen Brei aus Cassadabrot, der von einem der Verwandten bereitet wird; auch dürfen sie sich den Kopf oder den Körper nicht mit den Nägeln der Hand kratzen, sondern nur mit

[1]) Waitz, ANV. 1, S. 460. — Bastian, RV. S. 179 f. — Westermarck, HM. 1, S. 92 f.

[2]) Lafiteau, MSA. 1, S. 259. — Waitz, ANV. 1, S. 295.

[3]) Schomburgk, RBG. 2, S. 431.

[4]) Lafiteau, MSA. 1, S. 257. — Bastian, KAA. 2, S. 311; 1, S. 595. — Schomburgk, RBG. 2, S. 431. — Vgl. auch Ploss, KBS. 1, S. 148, 151, 153, 157. — Starcke, PF. S. 55, 304. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Bachofen, MR. S. 255b. — Lubbock, EC. S. 15. — Vgl. ferner Klemm, KG. 2, S. 83. — Lubbock, VZ. 2, S. 260. — Peschel, VK. S. 25. — Waitz, ANV. 1, S. 295. — Bastian in ZVP. 5, S. 159. — Bastian, VÖA. 6, S. 322, Note **. — Ploss, KBS. 1, S. 35.

[5]) Schomburgk, RBG. 2, S. 431.

[6]) Bastian, KAA. 2, S. 311.

[7]) Hellwald, THZ. 3, S. 261. — Ploss, KBS. 1, S. 148.

[1]) Schomburgk, RBG. 2, S. 314. — Vgl. auch Ploss, KBS. 2, S. 394.

[2]) Starcke, PF. S. 40—42.

[3]) Schomburgk, RBG. 2, S. 312, 313, 315, 317, 318. — Starcke, PF. S. 40—42, 248.

[4]) Anders Starcke, PF. S. 55.

Digitized by Google

einer Blattrippe der Cucuritpalme. Der Mann darf ausserdem kein Bad nehmen, keine Waffe anrühren und die Hütte nur des Abends auf Augenblicke verlassen. Man glaubt, dass das Ueberschreiten eines dieser Gebote oder Verbote den Tod oder die lebenslängliche Krankheit des Säuglings zur Folge haben würde [1]).

Die **Bakaïrí** am oberen Schingú, welche von Karl von den Steinen als die Urkariben betrachtet werden, leben in Monogynie, die Ehe wird ohne alle Förmlichkeiten geschlossen, der Vater und der Mutterbruder, sowie die Mutter und ihre Schwester gelten als gleich nahe verwandt; dem Bruder des Vaters kommt der unserem »Papa« entsprechende Kosename in gleicher Weise zu, wie dem Vater [2]). Bei ihnen, die unter völlig ursprünglichen Verhältnissen lebten, ist es beobachtet worden, wie in der Hütte ein besonderer Verschlag abgesteckt war, in welchem zwei Wöchnerinnen mit ihren Ehemännern, abgeschlossen von dem Treiben der übrigen, lagen. Die Väter assen nur Mandiocabrei und zeigten sich nur am Abende und nur für einige Augenblicke ausserhalb des Verschlages. Dieser Brauch ist für die Väter eine Pflicht, welche so lange dauert, bis den Kindern die Nabelschnur abgefallen ist. Auf Befragen erklärten die Eingeborenen ausdrücklich, dass es nach ihrer Ansicht dem Kinde schade, wenn sich der Vater während der kritischen Zeit dem Genusse von Fleisch- oder Fischspeisen hingebe. Bei den zahmen Bakaïrí, welche mehr unter brasilianischem Einflusse gestanden haben, ist dieselbe Sitte bekannt, aber in Abnahme begriffen; hiermit sind die Frauen aber sehr unzufrieden, weil sie glauben, dass es von Nachteil für die Kinder sei [3]).

Ohne nähere Angaben wird das Vorkommen des männlichen Wochenbettes auf der **Perlinsel** bei Cartagena berichtet [4]), und von **Cartagena** selbst heisst es, dass der Mann sich beim Gebären seiner Frau ins Bett legt [5]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Schomburgk, RBG. 2, S. 314. — Ploss, KBS. 1, S. 149. — Vgl. auch Peschel, VK. S. 26. — Ploss, KBS. 1, S. 152 f. — Starcke, PF. S. 55. — Hellwald im Ausland 1871, S. 1212 b.

[2]) Privatmitteilung von K. von den Steinen.

[3]) Privatmitteilung von K. von den Steinen.

[4]) Waitz, ANV. 1, S. 295. — Ploss, KBS. 1, S. 148.

[5]) Bastian, KAA. 1, S. 595.

Wie die Udâia Mohammedaner wurden.

Eine marokkanische Sage, mitgeteilt von M. Quedenfeldt.

Seit Jahrhunderten gibt es in Marokko eine kleine Anzahl sogenannter Ḳabâil del-Máchsin. Es sind das solche Stämme, welche nicht, wie alle übrigen vollkommen der Regierung unterworfenen Tribus, Abgaben an die letztere zahlen, sondern im Gegenteil neben eigenen, dem Stamme gehörigen Liegenschaften (malk) noch mit Ländereien des Sultans belehnt sind und überdies gewisse, râteb genannte, Geldbezüge von der Regierung erhalten. Dafür sind die männlichen Angehörigen dieser Ḳabilen sämtlich zur Heeresfolge oder zum Dienst in der Verwaltung verpflichtet — es sind die eigentlichen Bediensteten des Máchsin, der Regierung, die »Muchasenia« par excellence [1]).

Diese Stämme sind gegenwärtig: die 'Abîd Ssîd' el-Bochâri oder Boâchr, el-Udâia, Schrárda und Schrâga, nebst einer Fraktion der letzteren, den Ulêd Djäma'. In neuerer Zeit zählt man auch die ahel Menschîa, gewisse Berberaufgebote aus dem Ssûss, bezw. den südatlantischen Oasen, zu ihnen, von denen ein Teil die Besatzung von Fäss bildet. Das gesamte diensthuende Personal dieser Máchsin-Ḳabîlen wird mit dem Namen »el-Gîsch« bezeichnet.

Am bekanntesten sind neben den 'Abîd Ssîd' el-Bochâri, der vom Sultan Mulâi Issmâïl aus Ssudân-Negern, die er bei Miknässa ansiedelte, formierten Lehenstruppe, die Udâia geworden, die auch uns hier speziell interessieren.

Diese haben, gleich den Boâchr, zeitweilig sogar in der inneren Politik des Landes eine unliebsame und gefährliche Rolle, gleich den römischen Prätorianern, den türkischen Janitscharen und den russischen Strelitzen, gespielt, und von älteren Schriftstellern findet man sie zuweilen als die »weisse Sultansgarde«, im Gegensatz zu den nigritischen Bochâris, erwähnt [2]).

Noch in neuerer Zeit, unter dem Grossvater des jetzigen Sultans, Mulâi 'Abd er-Raḥmân, empörten sich die Udâia gegen diesen, und im Verlaufe dieser Wirren vergass sich bei irgend einer Gelegenheit ein Udii so weit, dem Sultan seinen Flintenlauf ins Gesicht zu stossen.

Nach endlicher Unterdrückung der Revolte und exemplarischer Bestrafung der Rädelsführer wurde der allzu übermütige Stamm geteilt und an verschiedenen Punkten des Landes angesiedelt. Ein Teil wohnt nördlich von Miknässa im Serhôn-Gebirge (Mulâi Edriss Vater); eine Ḳássba der Udâia findet sich unweit Rbat, eine andere bei Marrakesch.

Soweit das Historische. Genaues über den Ursprung des Stammes habe ich nicht ermitteln können. Nach einer Notiz bei Erckmann [3]) hätten

[1]) Die zum Dienst herangezogenen Leute erhalten überdies noch einen geringen Sold (mûna), Eskorten- und Botengelder (Ssúchra) u. dgl.

[2]) Gegenwärtig trifft dieser Farbenunterschied nicht mehr zu; die Boâchr sind durch Heiraten mit eingeborenen Frauen, Generationen hindurch, zu einer Mulattenkolonie geworden. Ihren Namen führen sie von dem bekannten und im Maġrib besonders hochverehrten Theologen Ssîdi Bochâri (d. h. einer aus Bochâra), dessen Andenken Mulâi Issmâïl das Negerkorps bei seiner Errichtung weihte. Noch heute ist es ein besonderes Privilegium der 'Abîd-Ssîd' el-Bochâri, auf allen ihren Zügen ein Exemplar des »Kitzâb el-djâma' ess-ssahêḥ«, »das Buch des wahrhaftigen Sammlers« (mohammedanischer Ueberlieferungen), des grossen Werkes ihres Patrons in kostbarer Umhüllung auf reich geschmücktem Pferde mit sich zu führen.

[3]) Le Maroc moderne, Paris 1885, S. 245.

Digitized by Google

300 Reiter verschiedener Tribus den ersten Kern der Udâia als Eskorte des Sultans (welches?) gebildet.

Bei Ibn Chaldûn, der doch eine stattliche Zahl alter maġribinischer Stämme aufzählt, finde ich der Udâia nirgends Erwähnung gethan.

Die Berber im Ssûss dagegen wissen zu erzählen, wie dieser früher jüdische Stamm sich zum Isslâm bekehrt habe — bekanntlich hatten in der Periode nach der römischen Herrschaft bis zu den Invasionen der Araber verschiedene Berberstämme den christlichen oder jüdischen Glauben angenommen — aber mir scheint es, als ob der Ursprung dieser Sage auf die folgende sprachliche Aehnlichkeit zurückzuführen sei.

Udâi (Fem. tudâit) ist in allen drei Hauptdialekten des marokkanischen Tamasiġt die Bezeichnung für »Jude«. Die Pluralform kann ich augenblicklich nicht mit Sicherheit angeben, sie wird aber, der regelmässigen Bildung nach, »iudâien« lauten. Ich glaube nun, dass die Uebereinstimmung dieser Bezeichnung mit dem hier in Rede stehenden Stammnamen sehr wohl bei den Schlöḥ den Glauben an das frühere Judentum der Udâia gezeitigt haben kann.

Folgendes ist der Inhalt der hierauf bezüglichen Sage.

»Kân ḥátta kân«, »es war, als es war« — so beginnt der Marokkaner unserem »es war einmal« entsprechend seine Märchen und Sagen — ein berühmter jüdischer Zauberer unter den Udâia, welche damals alle Juden waren. Der kam eines Tages zum Sultan und sprach: »Du hast viele Ḥôkama, gelehrte Magier, in deinen Landen, kann einer derselben sich mit mir messen? Er soll einen Hahn töten, und ich will ihn wieder leben machen; das Gleiche soll alsdann dein Ḥakîm an einem von mir zu tötenden Hahne thun.«

Der Sultan suchte unter seinen Zauberern und Tolba, es fanden sich auch manche, welche, gelockt durch die verheissene hohe Belohnung, es wagten, sich mit dem Juden zu messen. Doch erwies sich ihr Zauber als nicht stark genug, sie unterlagen, und der ergrimmte Sultan liess ihnen den Kopf abschlagen. Dies schreckte andere Bewerber ab.

Nun lebte im Ssûss el-akssa, in der alten Stadt Tarudant, ein berühmter Merâbit, schlechtweg Ssîdi-u-Ssîdi [1]) genannt, reich an Wundern und Zauberkünsten. Er trieb das Metier eines einfachen Hirten, es war ihm aber ein Leichtes, tagüber seine Herden am Tigrisufer bei Baġdâd zu weiden und am Abend sie in Tarudant wieder in die Hürden zu treiben.

Zu Ssîdi-u-Ssîdi drang auch das Gerücht, dass der Sultan einen kräftigen Zauberer suche. Er machte sich auf den Weg und kam in seiner Derbäla, dem aus tausend bunten Flicken und Läppchen zusammengenähten Kleide, wie es noch heute die Hedâua [1]) tragen, an das Hoflager und stellte sich dem Sultan vor.

Der jüdische Zauberer sagte, als er ihn erblickte, höhnisch: »Mit reichgekleideten Leuten in Kaftan und Turban bin ich fertig geworden, und jetzt kommst du in deinen Lumpen und willst mich besiegen?«

»Höre, Jude,« erwiderte der Merâbit, ohne sich durch diesen Spott beirren zu lassen, »wir wollen erst abwarten, was du kannst. Was in eurer Tora steht, ist seichter Kram, wir können Besseres und Schwereres.«

Darauf begann in Gegenwart des Sultans und einer zahllosen Menge herbeigeströmten Volkes der Wettstreit. Programmmässig tötete der Jude den Hahn durch Abschneiden des Kopfes, Ssîdi-u-Ssîdi sprach die Worte: »Mit Gottes Hilfe lebe wieder!« und der Hahn lief munter wie zuvor umher und pickte Körner.

Doch auch der Zauberer der Udâia brachte dasselbe zu Werke.

»Nicht übel,« sprach der Merâbit, »aber nun, nach dieser Kleinigkeit, möchte ich eine weitere Probe deiner Zauberkunst sehen. Ich schlage mit Erlaubnis unseres hohen Herrn, des Sultans, dir folgendes vor: Wir begeben uns zusammen nach der Millaḥ (Judenviertel) und suchen dort in der Totenliste den Namen und Beerdigungsplatz eines längst verstorbenen Juden auf; dann gehen wir auf die Djebäna (Judenfriedhof) und wollen sehen, wem von uns beiden es gelingt, ihn vom Tode zu erwecken.«

Der jüdische Magier stutzte, aber schnell gefasst gab er unter den drohenden Blicken des Sultans seine Zustimmung.

Gesagt, gethan. Mit grossem Gefolge ging's zur Djebäna hinaus, der Jude rief unter eigentümlichen Beschwörungsbräuchen dreimal laut den Namen »Schlîmo«! [2]), aber nichts rührte sich. Nun kam Ssîdi-u-Ssîdi an die Reihe, welcher gleichfalls in kurzen Pausen hintereinander mit weithin schallender Stimme die Worte: »A — Schlîmo!« rief.

Das erste Mal erfolgte keine Antwort, auch beim zweiten Rufe blieb alles still, das dritte Mal jedoch liess sich aus dem Grabe ein: »Hénna ja Ssîdi-u-Ssîdi — hier bin ich!« hören.

»Hund von einem Juden,« donnerte nun der Merâbit, »warum antwortest du erst jetzt? Wo hast du so lange gesteckt?«

»Verzeihung, Ssîdi, ehe ich dir antworte, eine Bitte.«

---

[1]) Wörtlich: Mein Herr aus meinem Herrn. Die berberische Präposition u (von, aus) entspricht dem arabischen Ben oder Uld (Sohn) in der Zusammensetzung von Personen- und Stammnamen, z. B. Ḥamed-u-Mûssa, Ida-u-Sémsem (Ḳabîla der Ḥáḥa).

[1]) Eine nach dem Heiligen Ssîdi Hedi benannte Bruderschaft, die viele in schlimmem Rufe stehende Bettler zu Anhängern hat.

[2]) Maġribinische Form des jüdischen Namens Salomo; auch zuweilen Schlômo.

Digitized by Google

»Eoa — nun?«

»Lass mich erst mein Judentum abschwören.« Und laut ertönte aus dem Grabe die Glaubensformel: »Schähädo la illaha il Allah, schähädo Ssîdn a Moḥammed rassûl Allah, ana Musslem ḥaḳêḳi.« Darauf sprach der zum Leben Erweckte weiter: »Als ich deinen ersten Ruf hörte, war ich in der Djehéna (Hölle), beim zweiten Rufe öffnete mir die Schlange am Ausgange die Pforte, und beim dritten antwortete ich.«

Angesichts dieser Wunder bekehrte sich der ganze Stamm der Udâia zum Isslâm, den Zauberer aber, den der Sultan töten lassen wollte, ergriff Ssîdi-u-Ssîdi und warf ihn in die Luft, wo ihn ein unsichtbarer starker Geist packte und in Atome zerpflückte.

Aber auch Ssîdi-u-Ssîdi hatte noch eine Prüfung zu bestehen. Nachdem er im Triumph zur Stadt geleitet worden war, fragte ihn der Sultan, welche Belohnung er sich wünsche. Er erwiderte — es war gerade ein Jahr der Missernte — bescheiden: »Nichts anderes, als dass du die Gnade hast, dies kleine Säckchen hier mir mit Gerste füllen zu lassen.«

Diese Bitte wurde natürlich vom Sultan sofort und gern bewilligt. Jedoch schon hatte man zwei ganze Kornmagazine in das unscheinbare Säcklein geleert, und dieses war noch nicht zur Hälfte voll. Da gab der Sultan, dem die Sache unheimlich wurde, Befehl, den Merâbit zu greifen und zu töten.

»Vorher lasst mich mein Gebet und meine Waschungen verrichten,« sprach der letztere.

Er begab sich darauf, und die Wachen mit ihm, in die Djäma', man gab ihm eine Ssétla, das bei religiösen Abwaschungen gebräuchliche Gefäss, und er wusch sich daraus, bis nur noch wenige Tropfen Wassers übrig blieben — dann sprang er, zum Entsetzen der Umstehenden, selbst hinein und war verschwunden.

Ein Wächter, der ihm verwundert nachblickte und in das zur Menschengrösse unverhältnismässig kleine Gefäss hineinsah, erblickte ein grosses, tobendes Meer.

Von da ab erkannte auch der Sultan die Ueberlegenheit Ssîdi-u-Ssîdis, der inzwischen im Ssûss wieder erschienen war, an.

Er liegt in seiner Ḳubba zu Tarudant begraben, ist der Schutzheilige dieser Stadt und wird von den Berbern weit und breit verehrt.

Aus der 63. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen.

(15. bis 20. September 1890.)

Bei der Auswahl der Vorträge für die allgemeinen Versammlungen hatte man mit vollem Recht zum Teil solche Themata gewählt, deren Erörterung dem eigentümlichen Leben einer See- und Handelsstadt wie Bremen nahe lag und gerade nach diesen Richtungen hin Anregung und Belehrung bot. Diese Vorträge betrafen: Die Erscheinungen der Flutwelle von Helgoland bis Bremen (Oberbaudirektor Franzius-Bremen), die pelagische Tierwelt in grossen Tiefen (Prof. Chun-Königsberg), das Erdöl (Hofrat Prof. Engler-Karlsruhe) und endlich die Flora des asiatischen Monsungebietes, Mitteilung aus Reisen nach Ost- und Süd-Asien (Dr. Warburg-Hamburg). Aus den Sektionssitzungen (die Naturforscherversammlung zählt deren jetzt schon 32) wäre vielleicht noch mancher Mitteilung, die in den Rahmen dieser Zeitschrift passt, zu gedenken; Verfasser dieses hat indes nur einer Sektion, der für Geographie, beiwohnen und aus ein paar anderen Notizen sammeln können. Das geographische und ethnologische Material, welches die Sektionsberatungen sonst darbieten möchten, wird erst aus den demnächst im Druck erscheinenden Verhandlungen zu ersehen sein. Die letzteren nehmen nun eine veränderte Gestalt gegen früher in Gemässheit der vorjährigen Beschlüsse der Versammlung zu Heidelberg an. Bisher wurden die allgemeinen Vorträge und soweit möglich auch Referate aus den verschiedenen Sektionen schon während der Versammlungstage selbst in dem »Tageblatt«, das im übrigen nur geschäftliche Mitteilungen und Nachrichten für die Teilnehmer enthält, veröffentlicht. Der Rest der bis zum Schluss der Versammlung nicht eingegangenen Vortragsmanuskripte und Sektionsreferate wurde dann nachträglich, etwa ein Vierteljahr später, in einer gewöhnlich sehr umfangreichen letzten Nummer des »Tageblattes« veröffentlicht. Dieses Verfahren hatte den grossen Uebelstand, dass die wissenschaftlichen Ergebnisse der Versammlung sich über die verschiedenen Nummern des »Tageblattes« zerstreuten und nicht einheitlich gestaltet werden konnten.

Der jetzige Modus ist offenbar dem bei der British association for the advancement of science üblichen nachgebildet. Wie dort, hat man auch für die Verhandlungen der deutschen Naturforscher an Stelle des Quartformats des »Tageblatts« das handlichere Oktavformat gewählt, und es bleibt nur zu wünschen, dass die Veröffentlichung der Verhandlungen, wie dies ja auch der verdienstvolle Präsident Geheimrat Prof. v. Hofmann zusagte, nunmehr recht bald, spätestens drei Monate nach Schluss der Versammlung erfolgen möge.

Wir wenden uns jetzt zu den Vorträgen und zwar zunächst zu dem oben bezeichneten des Prof. Dr. Chun. Derselbe gab eine geschichtliche Skizze der Tiefseeforschung und ihrer Ergebnisse. Schon 1818 von John Ross und später von dem Norweger Sars begonnen, nahm sie doch erst eine umfassendere Gestalt mit den Expeditionen der englischen Schiffe »Lightning« und »Porcupine« unter Wyville Thomson und Carpenter 1868—1870 an. In seiner Darstellung, auf deren Einzelheiten wir hier nicht weiter eingehen, hob Redner u. a. folgendes hervor: es liege

Digitized by Google

in der Natur der Sache, dass einstweilen noch das systematische und anatomische Interesse bei Erforschung der Tiefseeformen im Vordergrund stehe, sowie eine Reihe von biologischen Fragen der Aufklärung in späterer Zeit harren. Wie ernähren sich die Tiefseetiere, wie vermögen sie ihre Beute wahrzunehmen, wie pflanzen sie sich fort? Fand thatsächlich die Besiedelung des Meeresgrundes nur von der Küste her statt, oder konnten nicht auch an der Oberfläche frei schwimmende Formen in vertikaler Richtung absteigen und den eigenartigen Existenzbedingungen sich anpassen? Verbringen sie ihr ganzes Leben in der Tiefe, oder wird ihnen in der Jugend ein freundlicheres Dasein in belichteten und wärmeren Oberflächenregionen zu teil? Auf alle diese Fragen vermöchten wir zur Zeit entweder gar nicht oder nur mit Reserve zu antworten. Es sei klar, dass solche Fragen erst dann der Lösung entgegengebracht werden könnten, wenn wir sicheren Aufschluss über das Vordringen von marinen pflanzlichen Organismen und frei schwimmenden, sogenannten pelagischen Tieren in vertikaler Richtung bis zu tieferen Wasserschichten erlangten. In dieser Beziehung seien eben die Planktonforschungen Hensens von grösster Bedeutung, mit Freuden sei daher die vorjährige, mit kaiserlicher Munificenz ausgestattete Plankton-Expedition durch den Atlantischen Ozean begrüsst worden, und der Name ihres Leiters, Prof. Hensen, bürge schon allein dafür, dass die, von originellen Gesichtspunkten ausgehende Untersuchung des in der Nähe der Oberfläche schwimmenden Materials von Organismen eine Fülle von neuen Anschauungen liefern werde. In kurzen Zügen führte der Redner einige über die Biologie der pelagischen Organismen neuerdings gewonnene allgemeine Anschauungen vor. Er zeigte die Einrichtungen des Schliessnetzes von v. Petersen. Er habe sich dieses Netzes bei seinen pelagischen Tiefseeuntersuchungen, die ihm durch die Liberalität der zoologischen Station zu Neapel im Mittelmeer und durch diejenige des Hauses Woermann im Atlantischen Ozean ermöglicht wurden, bedient. Redner verbreitete sich noch weiter auf Grund seiner eigenen Untersuchungen über die Meeresfauna der Tiefen und der Oberfläche, insbesondere über die vertikalen Wanderungen vieler Organismen bei wechselnder Oberflächentemperatur und unter dem Einfluss warmer und kalter Meeresströmungen. (Bekanntlich hat die vorjährige Expedition Professor Kükenthals nach Spitzbergen in dieser Beziehung bemerkenswerte Thatsachen festgestellt.) Der Redner schloss mit einem Hinweis darauf, dass sich für die Tiefseeforschung noch ein reiches Arbeitsgebiet eröffne und dass Deutschland darin gegenüber anderen Nationen nicht zurückstehen solle.

Der Vortrag des Dr. O. Warburg hob damit an, dass er die Grenzen des südasiatischen Florengebietes bezeichnete. Im Westen und Nordwesten sind dieselben durch den West-Himalaja genügend bezeichnet; im Süd- und Nordosten erheben sich für die Abgrenzungen Schwierigkeiten. Die sogenannte Wallacesche Linie, hauptsächlich auf die Verbreitung von Säugetieren und Vögeln sich stützend, trennt Celebes und die Molukken scharf von den übrigen drei grossen Sunda-Inseln ab, botanisch wird dieses ostmalaiische Gebiet dagegen nur als Unterabteilung des indischen Florenreiches angesehen. Zur Lösung dieses Widerspruches versprach die Erforschung der so gut wie unbekannten Flora der höheren Berge dieser Gegend wichtige Aufschlüsse. Während seines Aufenthaltes im östlichen Teil des Malaiischen Archipels hat Redner etliche der höheren Gipfel erstiegen, und zwar neben einigen wenigen hohen Bergzügen auf Sumbawa, in der Minahassa und in Kaiser-Wilhelms-Land einerseits den Berg Sibella auf der Insel Batjan, andererseits den über 9000 Fuss hohen Wawo-Karaëng auf Celebes. Die mannigfaltige Scenerie, welche sich von dem Gipfel dieses Berges darbot, schilderte Redner mit lebhaften Farben. Er ging dann zu einer Darstellung des Pflanzenkleides des Gebirgsstocks über, indem er dabei den Ebenenwald, die feuchten Hochwälder der Kaffeezone, die oberen Bergwälder und den Gipfelwald unterschied. Diejenigen Florenbestandteile des Berggipfels, welche für leichte Verbreitung nicht so gut ausgerüstet, sind streng südasiatisch. Die Hauptmenge der Arten hingegen hat ihre nächsten Verwandten in der nördlichen gemässigten Zone, dem Himalaja, sowie auf den Berggipfeln des tropischen Asiens. Wir haben hier also eine wunderbare Mischung der verschiedensten Florengebiete. Redner führt mit Bezug auf die zoologischen Untersuchungen von Wallace über eine alte Trennung zwischen Celebes und den westmalaiischen Landen aus, dass die Monsunflorenbestandteile auf dem Landwege oder wenigstens, als die trennenden Meeresstrassen ausserordentlich schmal waren, herübergekommen sein müssen, und zwar muss diese allgemeine Wanderung wegen der Herausbildung so vieler endemischer Gattungen schon vor ganz ausserordentlich langer Zeit begonnen haben, und muss namentlich in den östlicheren Teilen, in Melanesien und Australien, auch schon seit sehr langer Zeit unterbrochen worden sein, wegen des Endemismus der typischen Waldflora. Da aber die Gegend von Celebes bei dieser Wanderung von Nordwest nach Südost zu allererst passiert werden musste, so muss diese Insel also schon ganz ausserordentlich früh von der Monsunflora besetzt worden sein, jedenfalls lange bevor die Wallacesche Linie als tierscheidende Grenze bestand. Wir haben uns demnach vorzustellen, dass die südasiatische Flora schon seit ungemein langen Perioden in ihren Hauptzügen dort geherrscht habe, wo sie sich noch jetzt befindet. Redner weist nach, dass der Typus der jetzigen Monsungebietsflora ehemals sogar eine viel weitere Ausdehnung besessen habe. Die Monsungebietsflora sei in ihren grossen Zügen nicht der jetzigen Säuge-

Digitized by Google

tierfauna Südasiens parallel zu stellen, sondern mit grösserem Recht der Beuteltierfauna des australischen Gebietes, mit dem Unterschied, dass sich unsere alttropische Flora im allgemeinen bis an die grossen klimatischen Barrieren des Himalaja und der chinesischen Grenzgebiete erhalten habe. Bezüglich der weiteren Ausführungen des Redners verweisen wir auf die demnächst erscheinenden Verhandlungen und heben nur noch die zum Schluss vom Redner ausgesprochene Mahnung hervor: Schon vor Jahren ertönte von ethnologischer Seite der dringende Mahnruf, jetzt, bevor es für immer zu spät sei, die sogenannten Naturvölker zu studieren und der Wissenschaft an Material zu retten, was noch möglich sei. Die Botanik müsse in diesen Ruf einstimmen; gehe auch die Vernichtung der Wälder nicht ganz so schnell vor sich, wie die der Naturvölker, so sei dafür andererseits die Menge des anzusammelnden Stoffes eine um so grössere. Man müsse ins Innere der Länder dringen, man müsse die Gebirgswälder aufsuchen und in den tiefen Waldschluchten das Leben der Pflanzengemeinschaften studieren, denn nahe der Küste sei die ursprüngliche Flora fast stets schon vollkommen vernichtet. Die fort und fort besser werdenden Verbindungen erleichtern das Hinsenden von Sammlern und den Besuch durch Gelehrte.

Der dritte der uns interessierenden Vorträge der allgemeinen Versammlungen wurde von Oberbaudirektor Franzius über die Fluterscheinungen zwischen Helgoland und Bremen gehalten. Dieser hydrographisch-hydrotechnische Vortrag wurde durch eine grosse Anzahl im Saal ausgestellter Karten und Diagramme erläutert. Ohne eine kartographische Darstellung, welche einesteils die Fluthöhen, Isorachien und Tideströmungen im Kanal und in der Nordsee, andererseits den Verlauf der normalen Flutwelle von Helgoland bis Bremen veranschaulicht, wäre ein eingehendes Referat über diesen Vortrag kaum verständlich. Wir beschränken uns daher auf Mitteilung des nachstehenden Schlusssatzes des Vortrags:

»Es sind die Ebbe- und Flutverhältnisse und die daneben stattfindenden Höhen des Wasserspiegels in der südlichen Ecke der Nordsee zwischen Helgoland und unseren Flussmündungen von einer ganz besonderen Mannigfaltigkeit. Die doppelte Welle, welche die Nordsee durchläuft, die Neigung des Wassers von Nordosten nach Südwesten infolge der lokalen Anziehung der skandinavischen Gebirgsmassen, die Art, wie die Flut gegen die flache Küste anläuft, und die Einwirkung der fast auf einen Punkt zusammen gerichteten Strommündungen bieten jedes für sich ein besonders schwieriges Problem, dessen Erforschung lange Zeit und viel Mühe erfordert. Hoffen wir deshalb, dass die von unserem geodätischen Institut unternommene Aufgabe, die Insel Helgoland durch ein trigonometrisches Nivellement gegen das Festland festzulegen, bald von gleichem Erfolge gekrönt werden möge, wie die Bemühungen unserer Reichsregierung um die politische Wiederverknüpfung dieser verloren gewesenen Lieblingsinsel mit dem deutschen Vaterlande.«

Endlich gedenken wir des Vortrags von Hofrat Prof. Dr. C. Engler-Karlsruhe über Erdöl. Nach einer ansprechenden Einleitung, in welcher er, anknüpfend an die Lehre Zoroasters und an den seit uralten Zeiten bis zur Gegenwart geübten Kultus des heiligen Feuers durch die Parsi, auf die Bedeutung der Fortschritte der künstlichen Beleuchtung für die menschliche Kultur hinwies, erörterte er die Frage nach der Natur des Erdöls und der Bildung desselben und ferner: in welcher Weise der Techniker das Erdöl verwerte. Bezüglich der Bildung des Erdöls neigt sich Redner zu der Erklärung der Entstehung desselben aus tierischen Resten. Berücksichtigt man die Thatsache, dass unsere Erdrinde gewaltige Ablagerungen von Muschelkalk, Fischresten u. s. w. aufweist, die auf ein ausgedehntes marines Tierleben früherer Epochen mit Sicherheit schliessen lassen, so spricht es doch gewiss für den Zusammenhang der Restprodukte dieses Lebens mit Erdöl, dass wir überall mit letzterem Wasser auftreten sehen, welches sich durch einen hohen Salzgehalt auszeichnet. Möglich, dass die Leiber von Tieren an bestimmten Stellen des Meeres zusammengeschwemmt, mit der Zeit von Kalk und Thonschlamm überdeckt wurden, um dann mit diesem zu erhärten; starker Druck, verbunden vielleicht mit Erhöhung der Temperatur, mag dann die Entstehung des Erdöls bewirkt haben. Gegenüber dem Einwand, dass sich in dem natürlichen Erdöl ein Element, welches charakteristisch für alle tierischen Substanzen sei, der Stickstoff, nicht oder nur in sehr geringer Menge vorfinde, zeigt Redner, dass beim Verwesungsprozess schliesslich als Endrest sich wohl nur Fett in der Weise umwandeln könne, dass daraus Petroleum entstehe. Er habe das schon 1888 nachgewiesen, indem er mittels Destillation bei einem hohen Druck aus Thran thatsächlich Petroleum gewonnen habe. (Redner zeigte eine mit solchem Petroleum genährte brennende Lampe vor.) Ueber die Verwertung des Erdöls und die daran sich knüpfende grossartige Industrie verbreitete sich der Redner ausführlich, indem er eine Geschichte der Petroleumgewinnung in Nord-Amerika und in Süd-Russland unter vergleichenden Bemerkungen darbot. In Amerika senkt man die Bohrlöcher schon 500 bis 600, ja einzelne bis zu 1000 m Tiefe, während die grösste Tiefe eines Bohrloches in Baku nur 400 m ist. In Beziehung auf den Gehalt an Brennöl bestehen grosse Verschiedenheiten. Das Oel von Baku enthält 37—40 %, das pennsylvanische durchschnittlich 75 %, die galizischen zwischen 33—50 % und das im Elsass zwischen Wörth, Weissenburg und Hagenau gewonnene etwa 35 % Brennöl.

Eine der zahlreichen vom Redner in dem Saal ausgehängten statistischen Uebersichten über die

Digitized by Google

Gewinnung von rohem Erdöl auf der ganzen Erde teilen wir hier deshalb mit, weil sie, man darf dies bei einer Autorität wie Prof. Engler wohl annehmen, jedenfalls die zuverlässigsten sind, wenn sie zum Teil auch nur auf Schätzung beruhen können. Das Material für statistische Uebersichten dieser Art ist, wie Verfasser aus Erfahrung weiss, schwierig zu erlangen.

Rohölproduktion der ganzen Erde.

	1885		1889	
Nord-Amerika . .	21842000	Barrels,	27346000	Barrels,
Russland (Baku) .	13000000	»	20000000	»
Uebriges Russland .	142000	»	150000	»
Oesterreich-Ungarn	500000	»	600000	»
Kanada	250000	»	250000	»
Deutschland:				
Elsass	41000	»	45000	»
Hannover			6000	»
Indien . . China . . Japan . . Peru. . . Argentinien	354000	Barrels,	300000	Barrels.

Russland, das selbst eine sehr bedeutende Menge raffinierten Petroleums verbraucht, liefert dem Ausland hauptsächlich Rohöl, und dazu die bei der Raffination ausgeschiedenen Schmieröle. Aus Amerika kommt nach Deutschland hauptsächlich raffiniertes Brennöl, nur eine einzige Fabrik (in Bremen) bezieht von Amerika Rohöl. Redner weist darauf hin, wie wichtig es für die deutsche Volkswirtschaft wäre, wenn sich in Deutschland eine Petroleumraffinier-Industrie bilden könne, da dann die jährlich gezahlten Summen (20—30 Millionen Mark) für die Nebenprodukte dieser Industrie, welche in Deutschland verbraucht werden (Schmieröle u. s. w.), nicht mehr, wie bisher, ins Ausland gehen würden, und ausserdem die deutsche Maschinen- und Werkzeug-Fabrikation in der Herstellung der für die Petroleumraffinerien erforderlichen Maschinen, Apparate und Geräte lohnende Beschäftigung finden dürfte. Ob diese Aussicht sich verwirklicht, wird nach Ansicht von Schreiber dieses wesentlich von den Transportkosten abhängen. Das rohe Petroleum würde zum Transport ins Innere notwendig den Wasserweg wählen müssen, da der Transport in den sogenannten Tankwagen, in welchen jetzt das raffinierte Petroleum auf unsern Eisenbahnen befördert wird, zu kostspielig sein würde. Bis jetzt sind von Dampfern geschleppte Verschlusskähne mit Petroleum auf den deutschen Strömen nur für kurze Strecken der Unterweser und Unterelbe in Betrieb. Auch hierin liegt ein Motiv für den aus Rücksichten auf den binnenländischen Güterverkehr überhaupt so dringend notwendigen Ausbau eines die deutschen Ströme verbindenden Kanalnetzes. Redner macht dann noch interessante Mitteilungen über die grossartige und ausgedehnte Verwendung der Erdölgase als Beleuchtungsmittel in Amerika.

Zum Schluss teilen wir noch einige Notizen aus den Sektionsverhandlungen mit. In der Sektion für Geographie (Einführender Dr. Wolkenhauer-Bremen) hielt Prof. Rein-Bonn einen Vortrag über die spanische Provinz Huelva. Dr. Egon Ihne-Friedberg legte eine von ihm auf Grund gesammelter zahlreicher und guter Beobachtungen entworfene phänologische Karte von Finnland vor und erläuterte sie. In der Sektion Mineralogie und Geologie (Einführender Dr. Häpke-Bremen) hielt Prof. Wiechmann-Utrecht einen Vortrag über seine geologischen Untersuchungen auf der von ihm zweimal durchquerten Insel Celebes. Dr. Roth-Buxtehude sprach über das merkwürdige Geräusch, welches sich in einem Brunnen bei Ardestorf bei niedrigem Barometerstande vernehmen lasse. Hafenkapitän Kovacevich-Rovigno sprach über die im Adriatischen Meer versunkene römische Stadt Cissa bei Rovigno, Dr. Häpke-Bremen über geologische Veränderungen an dem Unterweser-Ufer und der deutschen Nordseeküste. Die mineralogische Abteilung des Bremer städtischen Museums wurde eingehend besichtigt, und es wurden von Dr. Häpke eine Anzahl höchst seltener Mineralien aus Chile vorgelegt. Mit der physikalischen Sektion gemeinsam wurde eine Sitzung im Hafenhaus des neuen Bremer Freihafens gehalten und dort elektrisch-chemisch-physikalische Experimente von grossem Interesse vorgeführt.

Ethnologie und Philosophie[1]).

Von Th. Achelis.

Erkenntnistheorie.

Unter allen Richtungen der philosophischen Forschung steht heutzutage wohl keine mehr in Misskredit, als die Erkenntnistheorie, und zwar nicht allein in den Kreisen anderer fachwissenschaftlicher Untersuchung, sondern innerhalb der Philosophie selbst. Diese traurige Thatsache hat ihren guten geschichtlichen und psychologischen Grund; denn gerade die unnahbare, aller Erfahrung durchweg feindselige Spekulation des transcendentalen Idealismus, welche die ganze Welt aus der Thätigkeit des eigenen, beschränkten Ich aufbaute, hatte der Philosophie überhaupt den tödlichen Hass seitens der Naturwissenschaften eingetragen, an dem sie so jämmerlich zu Grunde gehen sollte. Und dieses Misstrauen in die eigene Kraft ist, wie angedeutet, auch den zünftigen Vertretern der Weltweisheit nicht fremd geblieben. Man gewöhnte sich an den Gedanken, dass das Zeitalter der Systeme, wie das Ende des vorigen und noch stolzer der Anfang dieses Jahrhunderts sie gekannt, für immer vorüber sei, dass es nunmehr gelte, in emsiger Sammelarbeit Bausteine für ein vielleicht in Jahrhunderten erst fertiges Gebäude zusammenzutragen, und sich die Philosophie als solche überlebt habe; Psychologie, Logik, Ethik, psychische Anthropologie und andere verwandte Dis-

[1]) Vgl. Nr. 38 des »Auslands«.

Digitized by Google

ziplinen, zuguterletzt die wehmütige Beschäftigung mit ihrer eigenen, vordem so grossartigen Entwickelung, die Totengräberarbeit ihrer Geschichte, das ungefähr bildete die Aufgabe der jetzt so kleinlaut gewordenen Herrscherin im Reiche des Geistes. Ohne uns nun irgendwie für eine Wiedereinsetzung dieser vertriebenen Königin in ihre früheren Rechte und Befugnisse zu ereifern, was wir vielmehr für einen unverzeihlichen, wahrscheinlich auch völlig unmöglichen Anachronismus halten würden, stehen wir doch nicht an, uns entschieden gegen eine Zersplitterung der umfassenden Aufgabe, welche die Philosophie zu erfüllen hat, in eine meist zusammenhanglose Vielheit von Detailproblemen zu erklären. Umgekehrt, nach der Analogie des z. B. in vielen Fächern der Naturwissenschaft bestehenden Zustandes, um nicht zu sagen Chaos, möchten wir die Notwendigkeit einer solchen, alle Ergebnisse der einzelnen, fachphilosophischen Forschung allgemein zusammenfassenden, nach bestimmten kritischen Gesichtspunkten ordnenden und auf diesem analytischen Wege eine kritisch begründete Weltanschauung schaffenden Perspektive um so mehr betonen. Wie wir schon am Eingang dieser Betrachtungen, wo es sich um die Beziehungen fachwissenschaftlicher zu philosophischer Untersuchung im allgemeinen handelte, bemerkt haben, ist gerade der lebhafte Wunsch der durch ihr erdrückendes Material so unwiderstehlichen Naturwissenschaften für die Situation so bedeutsam, dass sie es sind, welche nach einem solchen höheren Bande verlangen, das alle die einzelnen Bestandteile zu einem wirklichen Ganzen vereinigt. Und zwar gibt sich dieses Bestreben beachtenswerterweise um so energischer zu erkennen, je grösser die Masse des Stoffes ist, den es geistig zu erfassen gilt. Daraus lässt sich mithin mit unzweideutiger Sicherheit entnehmen, dass diesem Umstande ein sehr wirksames psychologisches Motiv allgemeiner Art zu Grunde liegt, das wir zugleich für die Bildung einer philosophischen Weltauffassung überhaupt in Anspruch nehmen. Es ist wahrhaftig kein Zufall, wenn heutigestags die Physik, Chemie und nun gar die Biologie in ihren verschiedenen Anhängseln von philosophischen Erörterungen wimmeln, vielleicht mehr, als ihnen, den streng induktiven Disziplinen gut ist; aber es ist noch weniger Zufall, wenn in der That jeder Mensch, und sei er der beschränkteste Kopf, sich je nach seinen Mitteln irgend ein Weltbild zu entwerfen sucht, in welchem er selbst natürlich eine nicht unwichtige Rolle zu spielen hat. Diese psychologische Bedingung, ohne Rücksicht zunächst auf die fragliche Wahrheit oder Aehnlichkeit jenes Weltbildes, ist die unveräusserliche, durch die Natur der Sache selbst gebotene Garantie für die ewige Fortdauer einer solchen philosophischen Erfassung der Wirklichkeit. Was wir nun früher für die Philosophie im allgemeinen forderten, nämlich die kritische Sichtung und Ergänzung der unvermeidlichen Widersprüche, wie sie die einseitige Bearbeitung der Erfahrung durch die Fachwissenschaften ergeben, das trifft im verdoppelten Maasse zu für die erkenntnistheoretische Perspektive. Denn im gewissen Sinne bildet ja diese den Kardinalpunkt der ganzen philosophischen Untersuchung überhaupt, indem sie uns die Frage nach dem Inhalt und dem Umfang unseres Denkens und Erkennens beantworten soll. Dieses Problem ist aber, wie ein flüchtiges Nachdenken lehrt, in seinen ersten Anfängen ein allgemein menschliches, und nur die besondere Aufgabe der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie ist es, dasselbe streng kritisch, d. h. nach dem Stande menschlicher Erkenntnisfähigkeit einerseits und des zuständigen, erfahrungsgemässen Materials andererseits zu behandeln und soweit wie möglich zu lösen.

Wenn wir nun nach diesen unvermeidlichen Präliminarien unserem Thema näher treten, so möchten wir doch, um zu hochgespannten Erwartungen von vorne herein entgegenzutreten, bemerken, dass wir uns vielfach mit Andeutungen werden begnügen müssen; denn zur Zeit ist eben die erkenntnistheoretische Bedeutung der Völkerkunde ein so jungfräuliches Gebiet, dass es überhaupt nur wenige Pioniere dieser Wissenschaft gewagt haben, einen Streifzug dahin zu unternehmen. Von rein philosophischer Seite aus ist die Frage kaum je eingehend erörtert worden, am meisten hat sich noch die Sociologie, wenn man sie als einen Seitensprössling der Philosophie auffassen will, damit beschäftigt. Aber alles in allem sind es Fingerzeige und flüchtige Andeutungen, was wir zu bieten haben: von irgend einer erschöpfenden Lösung kann nicht die Rede sein.

Zunächst wird es sich um die Sphäre unserer wissenschaftlichen Erkenntnis handeln, sodann um die einzelnen Elemente und Faktoren derselben, natürlich alles unter der Beschränkung, dass wir das Problem nur vom Standpunkt der Völkerkunde aus betrachten. Die verhängnisvolle Meinung, dass das Denken im stande sei, den Inhalt seines Weltbildes schöpferisch aus sich zu erzeugen, ohne einer Anregung seitens der nur für die Thätigkeit der sinnlichen Organe angeblich bestimmten Wirklichkeit zu bedürfen, das daraus entstehende Vorurteil, das sich in der beliebten Gegenüberstellung der höheren Vernunftwahrheiten und der gemeinen empirischen Erfahrung kundgab, und endlich der Irrtum, dass alles Denken innerhalb des Bewusstseins verliefe, dürfen wir wohl an dieser Stelle unerörtert lassen, um uns der psychologisch ungemein wichtigen Frage zuzuwenden, wie überhaupt das Un- und Uebersinnliche, das Apriori entstanden ist. Lehnt man diese Untersuchung überhaupt von vornherein als unstatthaft ab, wie das der transcendentale Idealismus in der That thut, so ist eigentlich keine wissenschaftliche Diskussion mehr möglich; denn die bekannte spekulative Ableitung aus dialektischen Begriffskombinationen verschiebt das Rätsel nur und zwar in unnahbare ätherische Räume, anstatt es kritisch zu lösen. Um diesen Prozess aber in seinem

Digitized by Google

gesetzmässigen Verlauf zu verstehen, ist nichts geeigneter als das Studium der psychischen Entwickelung, wie sie uns die moderne Völkerkunde bei den primitiven Völkerschaften kennen lehrt. Ohne hier das umfangreiche Material eines Tylor, Bastian u. a. anzuführen und zu zergliedern, darf wohl soviel daraus entnommen werden, dass durch die Theorie des Animismus der unanfechtbare Beweis geliefert ist, dass der gesamte Apparat des Apriori aus einer allmählichen, unwillkürlichen und vielfach unbewussten Vergeistigung sinnlicher Erscheinungen hervorgegangen ist. Mit Recht hat deshalb Göring, der sich speziell an die Ausführungen Tylors hält, in seiner Untersuchung über den Begriff der Erfahrung dieses Moment nachdrücklich hervorgehoben: »Diese empirische Kenntnis des Ausgangs- und Mittelpunktes, von dem aus der Mensch sich allmählich seine unsinnlichen Wesenheiten erschafft, berechtigt vollkommen zur Aufstellung des schon von Aristoteles auf die platonische Ideenlehre angewandten Satzes: Das Unsinnliche ist das Sinnliche noch einmal. Nur wenn man, was allerdings oft geschieht, aber methodologisch ganz und gar unzulässig ist, die beiden Extreme, die unterste und die oberste Stufe derselben Entwickelungsreihe einander entgegenstellt, erhält man einen Gegensatz, dessen beide Glieder für sich betrachtet freilich so wenig Aehnlichkeit miteinander zeigen, dass es unmöglich scheint, die höhere Stufe aus der niederen herzuleiten. Kennt man dagegen die Zwischenstufen, welche mit ihren, einzeln genommen, sehr unbedeutend erscheinenden Veränderungen in stetiger Reihe immer weiter führen, so verschwindet zunächst der Gegensatz und mit ihm die vermeinte Unmöglichkeit und Unbegreiflichkeit der Zurückführung des Unsinnlichen auf das Sinnliche.« (Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. I, 392.) Dass wir durch diese psychogenetische Auffassung erst den richtigen Standpunkt gewinnen, z. B. für die religionsphilosophischen Probleme, die noch immer vielfach rein spekulativ behandelt werden, sei nur beiläufig bemerkt. Es würde aber ein Irrtum sein, wenn man annehmen wollte, dass damit auch die letzten Motive jener unablässigen und überall auf Erden in den Grundzügen gleichartig auftretenden Beseelung alles Gegenständlichen erklärt seien. Wie in aller Welt überhaupt der Mensch darauf verfallen ist, nach Maassgabe seiner sinnlichen Wahrnehmungen sich eine dementsprechende ideale Welt des Geistes oder der Geister zu errichten, wie überall ihm der Gegensatz eines materiellen und geistigen Geschehens aufdämmern konnte, diese Frage wird sich wohl für immer jeder forschenden Kritik entziehen, weil sie eben mit dem grossen Rätsel des Daseins, mit der Entstehung des Bewusstseins zusammenhängt. Insofern kann sich die idealistische Schule beruhigen, der eigentliche Ursprung jener animistischen Weltbetrachtung liegt völlig jenseits der Sphäre induktiver Erfahrung und Erkenntnis und ist einfach als ein nicht weiter zu begründendes Axiom unserer ganzen Forschung überhaupt hinzunehmen, ein Umstand, der, wie wir uns später überzeugen werden, auch für gewisse spontane sittliche Regungen in Anschlag zu bringen ist. Verschwindet aber mit diesem Regressus der geheimnisvolle Zauber des Apriori, stellt es sich also selbst als ein Entwickelungsprodukt des menschlichen Geistes heraus, so fällt damit auch der so gefeierte Gegensatz der angeblich erfahrungsfreien, übersinnlichen Vernunfterkenntnis und der gewöhnlichen, auf dem Boden des Kausalgesetzes wurzelnden empirischen Auffassung der Welt. Nicht als ob nun beide Formen sich schlechterdings ineinander auflösten, eine gewisse Verschiedenheit wird z. B. zwischen dem Satz von der Idealität des Raumes oder unserer Sinnesempfindungen überhaupt und irgend einer einzelnen sinnlichen Wahrnehmung selbstredend immer bestehen bleiben, allein es gilt zu erkennen, dass unsere gesamte intellektuelle Thätigkeit, ebenso wie das intelligible Weltbild, nicht supranaturaler Herkunft ist, indem sie sich etwa aus einem mythischen Dasein platonischer Präexistenz herschreibt, sondern dass sie ganz und gar gebunden ist an die Bedingungen unserer psychophysischen Organisation, und damit auch an die Gesetze und Normen der so verhassten empirischen Wirklichkeit. Wie schon bemerkt, wir halten es nicht für ratsam, über diese klar erkennbare Grenze unseres Wissens hinauszustreifen in das dunkle, wenn auch verlockende Gebiet der Phantasie.

Wenn man unser Dasein häufig als ein Produkt kosmischer Kräfte bezeichnet, unsere psychophysische Natur als die Strahlenbrechung des schaffenden Weltgeistes, so kommt man mit diesen Andeutungen der wirklichen Lösung der Frage, d. h. der Beziehungen zwischen uns und diesem geheimnisvollen Demiurgos, um keinen Schritt näher. Post hat deshalb unseres Erachtens völlig recht, wenn er eine eingehendere Erörterung über dieses eigentliche Weltgeheimnis von der Hand weist: »Der einzelne wissenschaftliche Forscher findet als letzte Quelle alles seines Wissens eine lebendige, ihm angeborene Schlussthätigkeit in sich vor, welche ihm in jedem bewussten Augenblicke einerseits eine seelische, andererseits eine sinnliche Welt erzeugt. Diese Schlussthätigkeit, welche ihm als unfassbare Wirklichkeit entgegentritt, wenn er die beiden grossen Allgemeinvorstellungen der seelischen und der sinnlichen Welt, in welche er hineingeboren wird, und in denen sich sein ganzes Leben abspielt, zum Gegenstand fortgesetzten Nachdenkens macht, taucht, wenn sie über die Schwellen dieser beiden Welten, Empfindung und Bewegung, hinaus verfolgt wird, in das für den Menschen unerkennbare Kosmische unter. Von diesem geheimnisvollen Punkte aus erzeugt sich in jedem bewussten Augenblick im Menschen hier eine Welt der Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe, dort eine Welt der Bewegungen, Eigenschaften und Dinge. Es ist der Strahl göttlichen

Digitized by Google

Lebens, welcher, in die zwei Strahlen des psychischen und mechanischen Lebens gebrochen, die menschliche Sphäre trägt und begrenzt, der Taò Laò-tsè's, welcher, wenn er genannt wird, nicht mehr der ewige Taò ist. Nicht Stoff noch Kraft, nicht Weltäther noch Raum, nicht Wille noch Phantasie können jene geweihte Stelle ausfüllen. Wer glaubt, aus etwas Psychischem oder Mechanischem sich selbst und das Universum erklären zu können, gibt sich damit lediglich das Zeugnis, dass er, an einem bestimmten Punkte angelangt, aufgehört hat zu denken. Die Wissenschaft wird nie ein Licht in jene mystische Tiefe werfen, in welcher sich das Menschliche mit dem Kosmischen berührt. Erst mit der Differenzierung des kosmischen Lebens in Bewegungs- und Empfindungsthätigkeiten beginnt die Möglichkeit menschlicher Erkenntnis und damit die Wissenschaft. Was es ist, das in uns schliesst, ist uns verschlossen; dass es in uns schliesst, ist die Voraussetzung aller unserer Erkenntnis. Es wirkt in uns eine für uns unnahbare Intelligenz, welche uns nur in der Uebersetzung ins Psycho-mechanische zugänglich wird. Es ist der schaffende Weltgeist selbst, welcher hier waltet, welcher in tausend und abertausend Gestalten sein Wesen zum Ausdruck bringt und in der psycho-mechanischen Doppelwelt das unserer zeitigen menschlichen Sphäre entsprechende Bild erzeugt hat.« (Bausteine für eine allg. Rechtswissensch. auf ethnol. Basis I, 22.)

(Schluss folgt.)

Religion und Kultus der alten Mexikaner.

Von Eduard Seler.

(Schluss.)

Dass die Strahlen selbst auf dem Sonnenbilde stellenweise als Feuersteinspitzen dargestellt werden, wie solche zur Armierung von Pfeilen und Speeren gebraucht wurden, das beweist, dass auch den Mexikanern die Sonne der Schütze war, der sengende Pfeile herabwirft, und erklärt die Association, die ich früher berührt habe, des Sonnen- und Lichtgottes mit Jagd und Krieg —, eine Gedankenassociation, die ja bekanntlich auch in dem pfeilschiessenden Apollo vorliegt.

Der Gott ist in Fig. 2 mit dem maxtlatl bekleidet, dem bandartigen Streifen, der als Gürtel um den Leib gewickelt und zwischen den Beinen durchgezogen wird, so dass die Enden, in der Mitte des Leibes, vorn und hinten herabfallen. Um die Hüften ist ausserdem ein Tuch geknüpft, dessen Knoten hinten mit einer blauen Scheibe festgehalten wird. Um den Hals trägt er einen blauen (aus Federn gearbeiteten) Kragen, dessen unterer Rand mit metallenen (goldenen) Schellen besetzt ist. Und auf der Brust hängt eine grosse goldene Scheibe. Ein grosser blauer Ohrpflock ist angegeben, aus dessen Oeffnung ein am Ende mit einer Schelle versehenes Band herabhängt. Schellenbesetzte Bänder sind auch am Handgelenk befestigt. Um den Kopf trägt er eine mit Steinen besetzte Binde, die an der Stirnseite einen

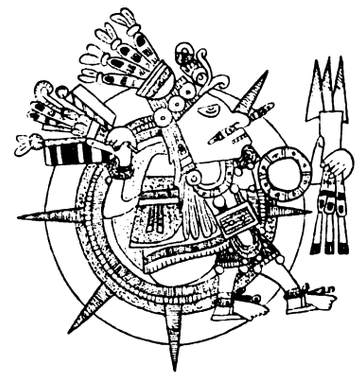


Fig. 1.

Vogelkopf trägt. Und über dem Scheitel liegt ein Federschmuck, dessen Endfedern (am Ende mit Gold und Steinen beschwert) weit nach hinten herab-

Fig. 2.

hängen. Der Fuss endlich ist mit Sandalen bekleidet.

In der Fig. 1 sehen wir im wesentlichen dieselbe Ausstattung. Nur ist das maxtlatl — wie es scheint, der Komplikation halber — nicht angegeben. An Stelle der goldenen Scheibe trägt er auf der Brust eine viereckige Platte, von der Art, wie wir sie später bei dem Feuergott finden werden. Und über dem Nacken hängt eine aus Federn gearbeitete Decke herab.

In der einen Hand halten beide Götter ein Bündel mit Feuersteinspitzen armierter Speere. In der anderen Hand das Instrument, mit dem die Speere geschleudert werden, das Wurfbrett, atlatl auf mexikanisch genannt. Genau dieselbe Ausstattung finden wir auch bei dem Sonnengott auf dem sogenannten Kalenderstein der A. v. Humboldtschen Sammlung. Das Wurfbrett und das Speerbündel gehören zu den wichtigsten und kennzeichnendsten Attributen des Sonnengotts und der ihm verwandten Licht- und Himmelsgötter. Sie sind das Sinnbild der oben mehrfach berührten Association, der Vorstellung von der Sonne als dem Schützen, dem Speerwerfer.

Der Tempel, welcher in México der Verehrung des Sonnengotts im besonderen gewidmet war, wird uns von Durán beschrieben. Er soll in Verbindung

Digitized by Google

gestanden haben mit dem Quaquauhtin in chan, dem Klubhaus einer Confradia, einer religiösen Brüderschaft, welche Durán mit den Johannitern und den spanischen Ritterorden von Calatrava und Santiago vergleicht, da sie aus angesehenen, im übrigen verheirateten und auf eigenem Besitztum lebenden Kriegshäuptlingen bestand. Der Tempel selbst, der von mässiger Grösse gewesen sein soll (»una pieça mediana«), soll an der einen Seite eines Hofes sich erhoben haben, für welchen Durán an anderer Stelle den Namen quauhxicalco angibt. Vierzig Stufen sollen zu dem Tempel in die Höhe geführt haben, und oben habe sich ein Altar befunden, über welchem an der Wand, auf ein Stück Zeug gemalt, das Bild der Sonne angebracht gewesen sei. Dieses letztere beschreibt Durán als »nach Art eines Schmetterlings gebildet« und von einem Strahlenkranze umgeben, d. h. es war das Zeichen naui olin, »vier Bewegung«, »vier rollende Kugel« (Fig. 6) — das Symbol der Sonne, wie ich oben anführte — abgebildet, von dem Strahlenkranze, dem Sonnenbilde umgeben. Den quauhxicalco selbst beschreibt Durán als einen auf allen Seiten mit glänzendem Stuckbelag versehenen Hof von 7 – 8 Ellen im Geviert. In der Mitte desselben wären nebeneinander zwei runde Steine im Boden befestigt gewesen, von der Höhe ungefähr einer Elle, der temalacatl und der quauhxicalli. Temalacatl heisst »der steinerne Spinnwirtel«, seiner Form halber so genannt, weil er rund und in der Mitte durchbohrt war. Es ist der Stein, auf dem das »Sacrificio gladiatorio« stattfand, d. h. auf dem man die gefangenen feindlichen Krieger mittels eines durch die centrale Oeffnung gezogenen Strickes (aztamecatl genannt) mit einem Fusse festband und sie einen Kampf mit erlesenen mexikanischen Kriegern bestehen liess, um sie dann, wenn sie mit Wunden bedeckt niedersanken, zum Opfer zu schleppen. Der Stein war, wie aus den Abbildungen im Atlas zu Durán und dem Codex Ramirez ersichtlich ist, auf seiner Oberfläche mit dem Sonnenbilde geschmückt. Quauhxicalli heisst »Gefäss der Adler« oder »Gefäss der Krieger«. Sahagun führt unter diesem Namen fünf verschiedene Steine auf, die alle sich innerhalb des Bezirks des grossen Tempels in México befunden haben sollen. Welcher davon der war, welcher, nach Durán, seine Stelle neben dem temalacatl auf dem kleinen Hofe am Fusse der Sonnenpyramide hatte, ist nicht recht auszumachen. Die Steine dienten einem doppelten Zweck. Es wurden in ihnen die mit Kautschuk betropften Papiere und die aus Papier oder Holz gebildeten symbolischen Gegenstände, die man den Göttern zum Opfer brachte, verbrannt. Und man fing in ihnen das Blut der Opfer auf, die man der Sonne schlachtete. Die Steine waren ursprünglich wohl napfartig geformt und auf der Innen- oder Oberseite mit dem Bild der Sonne geschmückt. Wir kennen eine ganze Reihe solcher steinerner Gefässe von verschiedenen Dimensionen, die auf der Innenseite das Bild der Sonne, das Zeichen naui olin, von dem Strahlenkranz umgeben, oder auch nur eine glatte Höhlung zeigen, die am oberen Rande vom Sonnenbilde umgeben ist. Auf der Unterseite zeigen diese Gefässe alle das Bild eines Ungeheuers, welches ohne Zweifel die untergehende Sonne, die Nacht, die Dunkelheit zum Ausdruck bringt. Und die Peripherie, die Wand der Gefässe, ist mit den aufgelösten Elementen des Sonnenbildes, Strahlen (Feuersteinmesser) und Augen dekoriert (Fig. 7).

Fig. 6.

Fig. 7.

Bei den riesigeren Dimensionen aber, in welchen diese Steine für den Kultus in den grossen Tempeln der Hauptstadt ausgeführt wurden, unterliess man es, dem Stein eine napfförmige Gestalt zu geben, sondern begnügte sich mit einer mühlsteinartigen Form mit ebener Oberfläche. Bot doch auch dieser Raum genug für das Aufschichten von brennbarem Material und zur Aufnahme des Blutes. Immer aber waren auch diese Steine auf der Oberfläche mit dem Bilde der Sonne (»las armas del sol« — wie Durán sagt) geschmückt. Und auf der Peripherie sehen wir auch hier, bei einzelnen derselben, die Elemente des aufgelösten Sonnenbildes, die Feuersteinmesser und die Augen. Die beiden grossen Steine, welche im vorigen Jahrhundert unter dem Pflaster des grossen Platzes in Mexiko vergraben aufgefunden wurden, gehören in diese Klasse. Der Stein mit der Darstellung der Siege Tiçocs, von dem Orozco y Berra zuerst nachgewiesen hat, dass ihm die Bezeichnung quauhxicalli zukommt, und wohl auch der grosse sogenannte Kalenderstein, den ich oben schon erwähnte.

Kultus wurde der Sonne Tag für Tag von den Priestern gewidmet, die ihren Aufgang und Untergang und die verschiedenen Phasen ihres Laufes am Tage und in der Nacht mit Opfern und Gebet begleiteten. Morgens, bei Sonnenaufgang, brachte man Wachteln dar, deren Haupt man abriss und das Blut auf den Boden rinnen liess. Sich selbst machten die Priester Schnitte in die Ohren und in die Zunge, das herausströmende Blut der Sonne zum Opfer darbringend, und räucherten ihr. Dabei sprachen sie: »Schon ist die Sonne aufgegangen, sie, die Tonametl, Xiuhpiltontli, Quauhtlenamitl genannt wird, wir wissen nicht, wie sie heute ihren Lauf vollenden wird.« Und dann ihr Gebet unmittelbar an die Sonne richtend, sprachen sie: »Herr, übe uns zum Heile dein Amt.« Mit ähnlichen Gebeten wurde der Einbruch der Nacht begrüsst, doch wurden dieselben dann an die Sonne, als den Yoaltecutli, den »Herrn der Nacht«, gerichtet. Ausser-

Digitized by Google

dem wurde der Sonne noch dreimal am Tage und viermal in der Nacht geräuchert, um Mittag, um Mitternacht, in der Mitte des Vormittags und in der Mitte der Vormitternacht, endlich noch gegen Sonnenuntergang, in der Nachmitternacht und kurz vor Sonnenaufgang.

Eine allgemeine Feier, an der das ganze Volk teilnahm, fand am Tage naui olin »vier Bewegung«, dem 203. Tage des mit ce cipactli »eins Krokodil« beginnenden astrologischen Jahres, statt — dem Tage, der, wie ich anführte, als Symbol der Sonne galt und gleichzeitig als der Tag, an welchem die gegenwärtige, von der Sonne beherrschte, Weltperiode ihren Untergang zu finden bestimmt ist. Diesem drohenden Unheil zu begegnen, wurde daher vier volle Tage vor diesem Feste, d. h. vom 200. bis zum 203. Tage des astrologischen Jahres, gefastet. Das ist das grosse netonatiuh çaualo, das »Sonnenfasten«, das mit grosser Strenge und ohne Ausschluss, mit Einschluss selbst noch an der Mutterbrust liegender Kinder, durchgeführt ward. Es durfte nur einmal am Tage gegessen werden. Fleischspeisen und jegliches Gewürz waren verpönt, und die Maiskörner für die Tortillas wurden ohne Zusatz von Aetzkalk gekocht und nur grob zermahlen. Desgleichen war geschlechtlicher Umgang während der Fastentage streng verboten. Der König und die Grossen des Reichs zogen sich, zur Abhaltung dieses Fastens, in besondere Gemächer zurück. Das für den König bestimmte muss in der Nähe des Sonnentempels gelegen gewesen sein. Sahagun gibt für dasselbe den Namen Quauhxicalco an. Nahte dann die gefürchtete Mittagsstunde des Tages naui olin, so brachte das ganze Volk, wiederum mit Einschluss selbst der an der Mutterbrust liegenden Kinder, der Sonne Opfer des eigenen Blutes dar. Während die Muschelhörner und Thonpfeifen von der Spitze des Tempels ertönten, durchstach man sich die Zunge und die Ohren, zog Ruten oder Halme durch die Löcher und brachte das Blut vor dem Bilde der Sonne im Quauhxicalco dar. In dem Sonnentempel selbst aber fand noch eine besondere Feier statt. Einer der Krieger, die man in irgend einem der Feldzüge mit feindlichen Volksstämmen oder Städten lebend in die Hand bekommen hatte, wurde als Bote an die Sonne ausgerüstet. Er wurde mit weisser Erde in Streifen bemalt und das Haar ihm mit Federbällen beklebt, wie man die zum Opfer für die Sonne und für das Sacrificio gladiatorio Bestimmten anputzte. Er erhielt einen mit Federn behangenen Stab, einen mit fünf Federbällen im quincunx besteckten Schild — den Schild des Kriegsgottes Uitzilopochtli! — und eine Rückentrage, in welche man ihm Adlerfedern, Stücke Zinnober, weissen Kreidethon und schwarze Russfarbe — Farben, die der Krieger zur Körperbemalung bedurfte —, und mit flüssigem Kautschuk betropfte Papiere packte. Er musste dann die Stufen zum Tempel langsam hinauf (und wieder hinunter) klimmen, sobald die Sonne langsam am Himmelsgewölbe emporstieg. Danach musste er auf den quauhxicatli, den runden, mit dem Emblem der Sonne versehenen Stein treten und der Sonne die Botschaft hersagen, die man ihm vorher eingelernt hatte, und die in folgenden Worten bestand: »Wir, Edle, Krieger und Häuptlinge, bitten unseren Vater und Herrn, die Sonne, er möge sich unser erinnern und uns gnädig sein und das kleine Geschenk annehmen, das wir ihm senden, den Stab, mit dem er wandern, und den Schild, mit dem er sich schützen möge.« — Nachdem der Gefangene diese Botschaft hergesagt, stiegen auf den vier Seiten, — wo steinerne Treppen an den Stein gelegt waren, — Priester hinauf, ergriffen den Gefangenen und schnitten ihm den Hals ab, indem sie das Blut auf den Stein fliessen liessen. Dem Leichnam wurde darauf in regelrechter Weise die Brust aufgeschnitten, und das herausgerissene Herz der Sonne durch Emporheben dargebracht.

War das vorhergehende viertägige Fasten durch die Furcht bestimmt, dass am Tage naui olin das Ende der Welt hereinbrechen werde, so ist diese feierliche Uebersendung des Stabes und des Schildes an die Sonne ein Symbol dafür, dass man nunmehr annahm, dass von jetzt ab (von der Mittagsstunde des Tages naui olin ab) die Sonne ihren gewohnten Lauf wieder aufnehme, dass das Ende der Welt noch nicht gekommen sei.

Nach Schluss dieser Ceremonie gab alle Welt sich der Freude hin. Man schmauste — nach dem strengen Fasten zum erstenmal wieder in Fülle und mit den gewohnten Würzen — teils in den Häusern, teils im Freien, um die Tempel und auf den Höfen derselben gelagert. Nur die Krieger und Häuptlinge gaben der besonderen Verehrung, die sie der Sonne widmeten, noch besonderen Ausdruck, indem sie sich gegen Abend noch einmal im Tempel der Sonne versammelten, sich in Reihen niederliessen und eine Selbstpeinigung vornahmen. Mit Obsidianmessern durchstachen sie sich die Muskulatur des Oberarmes und zogen Ruten durch die Wunde. Je mehr Ruten einer durchzog, desto grösser das Verdienst, und desto höher der Ruhm. Die blutbedeckten Ruten wurden vor dem Bilde der Sonne als Opfer niedergelegt. Ein feierlicher Tanz, zu welchem die Krieger all ihren Feder- und sonstigen Schmuck, ihre Rangabzeichen und Devisen anlegten, schloss das Fest.

In dem oben angeführten täglichen Gebet an die Sonne sind einige Namen genannt, mit denen die Sonne angeredet ward, und die noch der Erklärung bedürfen, um so mehr als sie bedeutsam sind für die Auffassung dieser Gottheit selbst und der ihr verwandten Gestalten. Sie lauten Tonametl, Xiuhpiltontli, Quauhtleuamitl.

Der erstere Name bedeutet einfach »Sonnenpfeil«, »Sonnenstrahl«. Der letzte, für den man (im Tezozomoc) auch die einfachere Form Quauhtleuatl findet, heisst »der in die Haut des Adlers gekleidete«, »der

Digitized by Google

in die Haut des Adlers gekleidete Pfeil«, »der adlerbefiederte Pfeil«. Der Adler ist Sinnbild kriegerischer Tüchtigkeit und darum der Sonne verwandt, die ja der Krieger ist, der Strahlenwerfer, der ewig Siegreiche. Als in Teotihuacan Nanauatzin, der arme Aussätzige, und nach ihm Tecciztecatl, sich in die Flammen gestürzt hatten, um danach als Sonne und Mond am Himmel emporzusteigen, sprang auch der Adler und nach ihm der Tiger in das Feuer. Daher hat, wie die Legende berichtet, der Adler sein schwarzes verkohltes Gefieder. Und darum ist quanhtli-ocelotl »Adler und Tiger« eine Bezeichnung für den tapferen Krieger geworden. Der zweite Name der obigen Xiuhpiltontli oder, wie es kürzer im Tezozomoc heisst, Xiuhpilli, bedeutet: »der junge Feuergott«, »der junge Herr des Jahres« oder »der Sohn Xiuhtecutli's, des Feuergottes«. Durch diese Bezeichnung, — die nicht etwa nur auf die aufgehende Sonne angewandt wurde, sondern die wir als solenne Anredeformel an die Sonne an verschiedenen Stellen bei Sahagun und Tezozomoc angeführt finden — tritt also der Sonnengott in direkte Beziehung zu der alten nationalen Gottheit, dem Feuergott, mit dem ich mich später noch eingehender zu beschäftigen gedenke.

Nicht minder bedeutsam und merkwürdig zugleich ist der letzte Name, der oben genannt wurde, Youal-tecutli »Herr der Nacht«, der Name, mit dem die untergehende oder untergegangene Sonne angeredet wurde. Hier begegnen wir einer Vorstellung, die in der Mythologie und der Spekulation der Centralamerikaner eine grosse Rolle spielte, und auf die ich weiterhin noch mehrfach zurückzukommen haben werde, der Vorstellung der zur Unterwelt hinabgehenden und die Mächte der Unterwelt überwindenden Sonne, — eine Vorstellung, die fast auf eine Hegelsche Identität des Gegensätzlichen hinausläuft. Denn der Youaltecutli ist nicht etwa eine besondere Gottheit der Nacht. Auch wird in der Nacht nicht der »Gottheit der Nacht« geräuchert, sondern, wie im Sahagun, d. h. also nach den Aussagen der Indianer selbst, deutlich gesagt ist, man räucherte der Sonne viermal am Tage und fünfmal in der Nacht. Auf diese Weise kommt die merkwürdige Verknüpfung des Licht- und Himmelsgottes mit den Göttern der Nacht, des Dunkels und der Unterwelt zu stande, die der mexikanischen Mythologie ein so eigenartiges Gepräge gibt und ihre bedeutsamste Verkörperung in der Gestalt des Gottes Tezcatlipoca gewonnen hat. Ich werde bei dem letzteren Gotte als einen seiner stehendsten und gleicherzeit rätselhaftesten Beinamen das Wort Yoalli eēcatl anzuführen haben, d. h. »Nacht und Wind« oder »Nacht und Luft«. Nun, auch das ist ein Beiname des Sonnengottes. In einer Stelle der Crónica Mexicana Tezozomoc's, einem Buche, welches unter der spanischen Form, in der wir es kennen, überall noch die alte mexikanische Gedanken- und Satzbildung deutlich erkennen lässt, werden die unsterblichen Götter angerufen und »die Sonne, die Luft und die Nacht, die über uns wandelt, das ist Xiuhpilli, der Herr der Zeit und des Sommers«.

In diesen Benennungen also dokumentieren sich in greifbarer Gestalt die Beziehungen, welche den Sonnengott mit den hervorragendsten Gestalten der mexikanischen Mythologie verknüpfen. Dass umgekehrt in den letzteren Elemente genug vorhanden sind, die ihre Erklärung nur durch Beziehung auf die Sonne erhalten, werde ich in späteren Artikeln klarzulegen versuchen.

Litteratur.

Indonesische Prunkwaffen. Ein Beitrag zur Kunde des Kunstgewerbes in Indonesien und der ethnologischen Bedeutung des Kris von J. D. E. Schmeltz, Konservator am ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden. Separat-Abdruck aus dem »Internationalen Archiv für Ethnographie«, Band III. 1890.

Es gibt unentdeckte Gebiete, ungehobene Schätze in der Ethnologie, die vielleicht ebendeshalb so lange unerforscht geblieben sind, weil sie scheinbar vor aller Augen offen daliegen, weil man keine Geheimnisse hinter ihnen sucht. Waffen, Tracht und Schmuck, diese sichtbarsten und dauerhaftesten äusserlichen Kennzeichen der Völker, füllen die Museen und begleiten in Abbildungen die wissenschaftlichen Werke. Ein dunkles Gefühl, dass diese Dinge von grosser Wichtigkeit für die Völkerlehre sein müssen, lässt auch den, der verständnislos vor ihnen steht, an der Sammlung der Gegenstände und Thatsachen teilnehmen, — wobei man allerdings nicht vergessen darf, dass es in der That leichter ist, diese körperlich gewordenen, gleichsam versteinerten Regungen der Volksseele zu erfassen und aufzuhäufen, als die zarteren Bethätigungen, die in Sprache und Mythologie, in Sitte und Brauch zu uns reden. Aber die Bearbeitung der gesammelten Schätze hat lange auf sich warten lassen, weit länger, als man nach dem freudigen Behagen, mit dem sie zusammengetragen und klassificiert wurden, hätte erwarten sollen; und in der That tritt erst jetzt die Ethnologie aus ihren Kinderjahren heraus, — man steht nicht mehr gedankenlos-glücklich vor dem Reichtum der Museen wie der Knabe vor seiner Schmetterlingssammlung, man beginnt zu fragen, was uns diese Dinge lehren und wie sie uns fördern können.

Die Beantwortung dieser Frage ist keineswegs leicht. Man hat zunächst erkannt, dass wir in Waffen und Trachten ein vorzügliches Unterscheidungsmerkmal der Völker vor uns haben, — ein ganz anders geartetes allerdings als in der Sprache oder den anatomischen Merkmalen, aber gerade deshalb neben diesen von unschätzbarem Werte. Hatte man anfangs geglaubt, durch blosse Beschreibung den Geräten und Schmucksachen der Völker gerecht werden zu können, so dachte man nun in ihrer Beihilfe für die Klassifikation ihre ganze Bedeutung erfasst zu haben. Aber dieses Einordnen der Völker in Rubriken, in Stämme und Rassen ist auch nur eine Periode der Entwickelung unserer Wissenschaft, die zunächst versuchen muss, um jeden Preis einen Ueberblick über ihr ungeheures Gebiet zu gewinnen, und daher zuerst die Grenzen absteckt und die trennenden Unterschiede mehr als billig hervorhebt, bis sie endlich in ihrer vollsten, reichsten Entfaltung wieder den gemeinsamen Besitztümern der Völker sich zuwendet und die ganze Menschheit umfasst und verstehen lehrt.

Diese Vollendung der Wissenschaft wird nicht durch abstrakte Theorien oder breite Untersuchungen über die richtigste Methode des Forschens herbeigeführt, sondern durch ernste Arbeit, die auch vor dem Kleinsten, anscheinend Kleinlichsten nicht zurückschreckt; nur auf diese Weise ist die unentbehrliche feste Grundlage zu gewinnen, auf der sich unbesorgt weiter bauen lässt. Es ist eine angenehme Aufgabe, über ein Muster dieser Art der Forschung berichten zu können, das uns zugleich lehrt,

Digitized by Google

wie wenig wir an den Gegenständen unserer Sammlungen wirklich besitzen, solänge wir sie nicht durch geistige Arbeit neu erworben und mit unseren Ideen befruchtet und belebt haben. Die Schmeltzsche Abhandlung über indonesische Prunkwaffen verdient von allen, die sich mit ethnologischen Problemen beschäftigen, eingehend studiert zu werden; da aber das »Archiv für Ethnographie«, in dem sie erschienen ist, nicht allen Lesern des »Auslands« leicht zugänglich sein dürfte, möge wenigstens ein kurzer Ueberblick über den Inhalt und die Ergebnisse der Arbeit folgen.

Den Kern der Abhandlung bildet eine Beschreibung der Waffensammlung des Barons Sloet van de Beele zu Arnheim, die natürlich an Ort und Stelle nachgelesen werden muss; zwei jener vorzüglichen Tafeln in Buntdruck, durch die sich das »Archiv für Ethnographie« so vorteilhaft auszeichnet, erleichtern das Verständnis. Die Hauptaufmerksamkeit beansprucht der Kris, die typische Waffe der insularen Völker Indiens, der auch auf Singapore und in den Staaten der malaiischen Halbinsel zu finden ist. Da ist nun die Thatsache sehr überraschend, dass dieses eigentümliche Dolchmesser erst im Beginn des 15. Jahrhunderts sich verbreitet hat, während gegenwärtig seine Blüteperiode schon wieder vorüber ist. Als Kriegswaffe wenigstens ist er kaum mehr von Wichtigkeit; dafür ist er geradezu ein Bestandteil der Tracht geworden: »Kein Javane zeigt sich, selbst im tiefsten Frieden, ohne einen Kris.« Die Art des Tragens, auf der rechten oder linken Seite oder auf dem Rücken, ist durch bestimmte Etikettevorschriften geregelt, die weniger durch Gesetze als durch die öffentliche Meinung aufrecht erhalten werden. Es gibt mehrere Sagen über die Erfindung des Kris, und ebenso fehlt es nicht an Krissen mit geheimnisvollen Eigenschaften: »Durch einen Kris, der eine tödliche Wunde verursacht hat, gewinnen Furchtsame Mut.«

Die Verfertiger des Kris und anderer Waffen, die Schmiede, scheinen zwar gegenwärtig in Indonesien nicht mehr im Rufe zu stehen, geheimer Kräfte kundig zu sein, aber verschiedene Sagen und ältere bildliche Darstellungen deuten auch hier auf diese Ansicht hin, die in allen Teilen der Erde, wo man das Eisen zu bearbeiten weiss, verbreitet ist. Die Leistungen der Schmiede sind sehr beachtenswert. Die Klingen der wertvolleren Waffen sind damasciert, mit Ausnahme derjenigen, die auf den Sulo-Inseln gefertigt werden und durch die Raubzüge der Bewohner auch auf die angrenzenden Inselküsten verbreitet worden sind; die Tauschierung ist dagegen allenthalben bekannt, wenn sie auch auf Malakka nicht mehr ausgeübt wird. Auch die Arbeiten der Goldschmiede an Griff und Scheide der Waffen sind vortrefflich, obgleich mit höchst primitiven Werkzeugen ausgeführt. Das Reinigen der Klinge mit Arsenik (richtiger Schwefelarsen, Auripigment) hat zu der Behauptung Anlass gegeben, dass das Vergiften der Krisse hie und da üblich wäre.

Sehr dankenswert sind die gründlichen Untersuchungen des Verfassers über die Entstehung der geflammten Krisklingen, die nicht nur für Indonesien Geltung haben dürften. Die ursprüngliche Grundform des Kris ist nach der Ueberlieferung die mit gerader Klinge, während gegenwärtig die »flammenden« Klingen die häufigeren sind. Schmeltz führt nun in geistvoller Weise die Ansicht durch, dass der Schlangenkultus auf die Form eingewirkt hat, mit anderen Worten, dass die geflammte Klinge die Gestalt der Schlange nachahmt. Er beruft sich u. a. auf eine babylonische Sage, derzufolge sich Nabuchodonosor ein Schwert in der Form einer Schlange fertigen liess, ferner auf die Ornamentik der Klingen und Griffe, die mit Vorliebe Schlangen und Schlangenköpfe zeigt, und auf die zahlreichen Spuren des Schlangenkultus in Indonesien. Auch das Lieblingstier der Sage, den Drachen, hält er wohl mit Recht für eine mythologisch zurechtgestutzte Schlange. Alle diese Beweise lassen ihn endlich zu der Ueberzeugung gelangen, dass der »geflammte« Kris ursprünglich ein bei der Schlangenverehrung übliches Opfergerät war, welches aus den Händen der Priester in die des ganzen Volkes übergegangen ist. Die ursprüngliche Heiligkeit des Kris machte ihn zu einem Abzeichen der höchsten Rangklassen, — allerdings ein Vorzug, der anderwärts auch unheiligen Waffen zu teil geworden ist. Die Ansicht über die Entstehung der Krisse ist ja vorläufig immerhin nur eine Hypothese, aber eine sehr ansprechende und anregende.

Eine weitere Ausbeute der übrigen Ergebnisse wird erst möglich sein, wenn eine umfassende Abhandlung über den Kris, die Dr. L. Serrurier in Leiden vorbereitet, erschienen sein wird. Wir dürfen hoffen, durch diese hochwillkommene Ergänzung der vorliegenden Arbeit ein neues Hilfsmittel zu gewinnen, das uns das Verständnis der verwickelten ethnologischen Verhältnisse Indonesiens erleichtern und namentlich über Volks- und Handelsbewegungen Licht verbreiten wird.

Hoffentlich wird auch der Wunsch des Verfassers, dem indonesischen Kunstgewerbe durch seine Abhandlung mehr Beachtung und Absatz zu verschaffen, erfüllt werden; es ist ja eines der schönsten Vorrechte der Wissenschaft, dass sie zwar bei ihrem Streben nach Wahrheit den praktischen Nutzen zunächst nicht beachten kann und darf, dass sie aber mittelbar segensreich und befruchtend wirkt, wo immer sie sich bethätigt.

H. Schurtz.

Dr. Heinrich v. Wlislocki, 1. Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner: Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) 1890. X u. 390 S. gr. 8°. — 2. **Volksdichtungen der siebenbürgischen und ungarischen Zigeuner.** Gesammelt und aus unedierten Originaltexten übersetzt. Wien, Carl Graeser 1890. XVI u. 431 S. kl. 8°.

In der Ethnographie ist Teilung der Arbeit mehr als auf irgend einem anderen Gebiete ein Gebot uneingeschränkter, weiser Notwendigkeit. Um nur eines Volkes Volkstum gründlich und allseitig verstehen und kennen zu lernen, bedarf es ausdauernden Fleisses, gesunder Beobachtungsgabe und reichen Verständnisses ein Leben lang. Wer aber solche Arbeit unverzagt und unverdrossen leistet und zu Tage fördert, dem gebührt der Name Volksforscher. Ohne Volksforscher gäbe es keine Völkerkunde.

Zum Juristen, Theologen, Philologen, Architekten wird man in Schulen herangebildet, der Volksforscher aber ist ein gottbegnadetes Talent, welches seine eigenen Wege sucht und sie findet und sich in seiner eigenen Schule des Volkslebens den Gelehrtentitel erwirbt. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Er muss die Gabe besitzen, die geheimsten und verstecktesten Gefühle und Empfindungen des primitiven Menschen voll nachzuempfinden und dann wieder gewappnet mit dem Rüstzeug mannigfacher, schwerer Gelehrtheit als gewandter Schriftsteller seine Erhebungen und Funde der Welt mitzuteilen.

Ein Volksforscher dieser Art ist Dr. Heinrich v. Wlislocki, der Pfadfinder und gelehrte Ergründer des Volkstums und der Sprache ungarischer Zigeuner. »Was auf dem Gebiete der Zigeunerforschung in den letzten Jahren geschehen, ist so gewaltig und dabei so neu, dass alles Vorhergehende, jede Leistung, sei sie ihrer Zeit noch so angestaunt und bewundert worden, klein, arm und veraltet erscheinen muss. Gleichzeitig hat sich das Gebiet so unendlich erweitert, dass ein armes Menschenleben, und sei es das längste, und eine arme Menschenkraft, und sei es die genialste, nicht mehr ausreicht, es in all seiner Breite und Tiefe zu durchmessen,« bemerkt Wlislocki auf S. 339 seines neuen Werkes. Dass in diesen Worten keine allzugrosse Uebertreibung liegt, ist wenigstens bezüglich der ungarischen Zigeuner das hohe und rühmliche Verdienst Wlislockis.

Prof. Cora aus Turin hat jüngsthin in einer langen Reihe von Fortsetzungen den Lesern des »Auslands« ein hübsches Bild von der Zigeunerforschung entworfen; vollständig ist die Studie darum nicht, weil er die Arbeiten Wlislockis unberücksichtigt gelassen hat. Freilich waren Wlislockis Aufsätze bisher nur in Zeitschriften erschienen, und erst jetzt liegen sie uns gesammelt, gesichtet und mannigfach durch Ergänzungen vertieft und abgerundet in den gedachten zwei Bänden vor. Wlislocki zeigt sich uns hier wohl in erster Reihe als Spezialist im ungarischen Zigeunertum, doch kennt und beherrscht er wie nur irgend einer die gesamte auf das Zigeunervolk der Erde bezügliche Litteratur. Das beweist der erste Teil des ersteren Werkes, welcher die geschichtlichen Nachrichten in einer zusammenfassenden Uebersicht behandelt.

Digitized by Google

Im Vorwort zum ersten Bande bemerkt Wlislocki: »Um das innere Leben der Zigeuner nach allen seinen Aeusserungen kennen zu lernen, muss man mit diesem Wandervolke längere Zeit zusammenleben, und hierzu hat, wie leicht begreiflich, nicht so bald jemand den Mut gehabt; er hätte denn sich Gehässigkeiten, ja sogar Hintansetzungen und vielleicht der ‚Verachtung' von seiten seiner ‚gelehrten' Mitmenschen aussetzen, oder gar ein jugendfrohes Leben, seine zukünftige Existenz in die Schanze schlagen wollen.«

Zehn Jahre lang führte Wlislocki »ein Leben voll Ergebung, Entbehrung und Entsagung«, nachdem es ihm gelungen war, in einem Stamm ungarischer Zigeuner als vollberechtigtes Mitglied Aufnahme zu finden. Um sich den Zigeunern ganz zu assimilieren und jeden gegen seine Person aufkeimenden Verdacht zu unterdrücken, brachte er noch das vielleicht allergrösste Opfer für einen in guten Verhältnissen aufgewachsenen Menschen, er ging eine Ehe mit einer Zigeunerin ein. Auf diese Weise glückte es ihm, die Sprache, das Familienleben, die Sitten, Gebräuche, Volksüberlieferungen jeder Art, die Lieder und den Volksglauben der Zigeuner am Urquell zu ergründen und die persönliche Bekanntschaft fast aller Zigeuner Ungarns zu machen. Was man vordem von der Lyrik der Zigeuner kannte, war kaum der Rede wert, aber Wlislocki besitzt in seiner Sammlung mehr als zweitausend lyrische Zigeunerlieder. Seine Sagen- und Märchensammlung zählt über 300 Stücke, seine Beobachtungen über Sitten, Gebräuche und Volksglauben dürften allein mehrere Bände füllen, und seine sprachlichen Funde gehören zum Wertvollsten, was die Zigeunerforschung bisher zu Tage gefördert hat. Wenn einer, so schöpft Wlislocki aus dem Vollen.

Als Gelehrter ist Wlislocki ein Jünger Bastians; als Darsteller hat er die deutsche Sprache in grossem Umfang in seiner Gewalt, doch mehr den Wortschatz als die Syntax. In der Form und Ausführung lehnt er sich mit Vorliebe an meine südslavischen Arbeiten an. Einen aufmerksameren Leser meiner Bücher als ihn habe ich nicht so bald getroffen. Persönlich kenne ich ihn nicht.

Die Wichtigkeit der Leistungen Wlislockis für die vergleichende Völkerkunde wird diese etwas ausführliche Vorbemerkung als gerechtfertigt erscheinen lassen. Wir dürfen nunmehr genauer über den Inhalt der uns vorliegenden zwei Werke berichten.

Wie Cora in seinen Berichten, so stellt auch Wlislocki die Juden mit den Zigeunern zusammen, doch mit dem Unterschiede, dass Cora welt- und menschenkundiger als Wlislocki das Verhältnis sachgemäss beurteilt, während Wlislocki als Siebenbürger, wo es im Lande nur wenige Juden gibt, von der Geschichte, Entwickelung und der socialen Stellung des Judentums, speziell des ungarischen, gar keine rechten Kenntnisse besitzt, obgleich er sein Werk seinem Freunde und Gönner Professor Dr. Anton Herrmann gewidmet hat, der, soviel ich weiss, von jüdischer Konfession ist. Auf S. 10 bemerkt Wlislocki: »Wagenseil (Pera libr. juv. 1695), der übrigens viel gegen die Juden im Schilde geführt hat, hält sie (die Zigeuner) für Juden, welche sich im 14. Jahrhundert, als beinahe ganz Europa von der asiatischen Pest heimgesucht ward und sie von den Christen als vermeintliche Urheber dieses Uebels verfolgt wurden, in Höhlen und Schluchten verbargen und erst im 15. Jahrhundert wieder zum Vorschein kamen. Diese Ansicht galt lange Zeit in den gelehrten, besonders theologischen Kreisen für stichhaltig, wobei indes niemand auch nur den Typus eines Juden mit dem eines Zigeuners verglich, geschweige denn jemand an den auffallenden Charakterunterschied beider dachte. Der Jude schmiegt und biegt sich, ja er verbirgt, verkriecht und verleugnet sich, sobald es sein Vorteil erheischt oder die Not gebietet; der Zigeuner dagegen bleibt in stolzem Selbstbewusstsein zu jeder Zeit, unter allen Verhältnissen, in Gutem und Bösem, immer derselbe.«

Dass Wagenseil ein ebenso alberner als unwissender Skribent ist, dürfte geringem Widerspruche begegnen. Ihn zu citieren, lag keine Nötigung vor, da es ausgezeichnete kritische Werke über die Juden gibt, z. B. Graetz' »Geschichte der Juden« und M. Güdemanns »Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der abendländischen Juden«. Im dritten Bande seines meisterhaften Quellenwerkes (Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der Juden in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts, Wien 1888) bietet uns Güdemann eine so erdrückende Menge von Beweisen von der hohen geistigen und zum Teil auch socialen Stellung der Juden in Deutschland und Oesterreich, dass man über die Unwissenheit der Federfuchser von der Sorte Wagenseils erstaunen muss. Der körperlich rüstigste und tapferste Schlag Juden ist gerade in Ungarn zu finden. Dass sie dort auch gegenwärtig zu den intelligentesten Kreisen gehören, stellen nicht einmal ihre Feinde in Abrede. Ein Los, finster, grausam und entsetzlich, war Juden und Zigeunern beschieden: Hass und Verfolgung. Der Jude verteidigte seine Menschenrechte bis auf den letzten Blutstropfen und wich nur der äussersten Gewalt; obwohl ausgeraubt, geplündert und vergewaltigt, vertierte er nie. Denn durch seine Kenntnis der Thora und des Talmuds und durch Einhaltung eines sittenstrengen Familienlebens war er in der Regel seinen Peinigern überlegen. In Mitteleuropa ist er nach Sitte, Brauch und der Sprache ein Deutscher. Der Zigeuner hingegen ist in allen Ländern nur ein Zigeuner in jeder Hinsicht geblieben und so zertrümmert, zertreten, entsittlicht und als vogelfrei behandelt worden. Er verstand sich nicht zu verteidigen. Er wandelt infolgedessen unter uns als ein unauslöschliches Brandmal europäischer Unmenschlichkeit. Die an ihm begangenen Verbrechen sind kaum je sühnbar. Wohl hat man in Ungarn die Zigeuner mit »Häusern und Ländereien« beschenkt, um sie sesshaft zu machen. Die Absicht der Gesetzgeber war gewiss edel und gut, doch die Ausführung durch die untergeordneten Behörden liess an ruchloser Barbarei nichts zu wünschen übrig. In der Bačka, im Banat, in Slavonien, Kroatien und sogar in Bosnien, im Herzegovinischen und in Serbien, wo ich überall Zigeunerviertel besuchte, lagen die Lehmhütten dieser armen Menschen in der sumpfigsten Niederung, in den Sammelplätzen alles Unrats der Ortschaft, wahre Brutstätten aller möglichen ansteckenden Krankheiten. Dabei wird der Zigeuner verachtet, gehasst und bei jeder Gelegenheit misshandelt, so dass in ihm jedes Ehr- und Schamgefühl im Keime ersticken muss. Wie es unter solchen Verhältnissen mit dem »stolzen Selbstbewusstsein« der Zigeuner aussieht, kann man sich leicht denken. Einer meiner Mitschüler am Gymnasium war ein Zigeuner, ein ziemlich begabter, anstelliger Junge, still und traurig, denn Armut macht Demut. Er verstarb jung an Jahren an den ungezählten Püffen, Rippenstössen und Fusstritten seiner weisseren Mitschüler.

Mit was für grässlicher Härte noch im vorigen Jahrhundert Gutsbesitzer gegen ihre leibeigenen Zigeuner vorgingen, schildert Wlislocki sehr anschaulich S. 55 ff. Ein gewisser Ladislaus Szacsvay, ein Haromszeller (im Südosten Siebenbürgens) Grundherr, führte vom Jahre 1730 bis 1766 ein Tagebuch, in welchem unter dem 12. Juli 1760 zu lesen steht:

»Heutigen Tags sind drei leibeigene Zigeuner flüchtig geworden und wurden dieselben vom herrschaftlichen Diener Fara János im Angyaloscher (Südosten Siebenbürgens) Hattert eingefangen. Der eine, Namens Chutschdy Peter, ist schon zum zweitenmale flüchtig geworden. Ich liess ihn auf Anraten meiner lieben Frau so lange auf die Fusssohlen mit Stöcken schlagen, bis das Blut rann; dann musste er seine Füsse in starker Lauge baden. Hierauf liess ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abschneiden und braten, die er dann verzehren musste. Die beiden anderen Zigeuner, Namens Rütyös Terki und Tschingely Andris, liess ich 50 Stöcke kosten; dann mussten sie zwei Schubkarren voll Pferdemist verzehren und einen Tag lang alle drei vor dem Fenster meiner Frau mit entblössten Beinen knieen ...«

Unterm 7. August 1764 heisst es:

»Die alte Zigeunerin Sarka Bori, deren Vater ich vor vielen Jahren, als er sich niederliess, eine Hütte habe bauen lassen, hat mir zwei Birnen von einem Bäumchen, das heuer zum erstenmal trug, gestohlen. Ich bin ohnehin schon kränklich, und so dankt mir dies nichtsnutzige Gesindel! Ich liess ihr 60 Hiebe aufmessen, dann eine halbgebratene Birne heiss, wie dieselbe von der Platte kam, in ..... einkeilen.«

Wlislocki meint, Griechenland sei als die europäische Ur-

Digitized by Google

heimat aller der Zigeunertruppen, die in Europa zerstreut sind, zu betrachten. Seiner Beweisführung kann man nur mit Einschränkung beistimmen.

Sehr wichtig sind die Mitteilungen über die Stamm- und Familienverhältnisse der Zigeuner. Die Kortorár-Zigeuner Siebenbürgens teilen sich in vier voneinander gänzlich getrennte Stämme: die Leïla, Kukuya, Aschani und Tschale. Jedem Stamme steht ein Vojvode (Heerführer) vor, den kleineren Genossenschaften je ein Šaibidšo (türkisch Sahibi, Herr, Gebieter), der auch Richter ist. Bei Eheschliessungen tritt die weibliche Linie in den Vordergrund, der männlichen hingegen wird nur eine untergeordnete Bedeutung eingeräumt. Als Familienname gilt der Name der Sippe. Er ändert sich beim Manne jedesmal mit seiner jeweiligen Verehelichung. Es gibt unter den Wanderzigeunern Männer, die Mitglieder von fünf bis sechs Sippen waren, je nachdem sie als Witwer oder geschiedene Gatten mehrere Ehen nacheinander eingingen. Die Kinder bleiben bei der Sippe der verstorbenen Mutter zurück. Aus derselben Sippe darf der Zigeuner nicht zum zweitenmal eine Frau nehmen, auch nicht die Schwester oder eine Verwandte der Verstorbenen heiraten.

Viel Anregendes und Belehrendes enthalten die sorgsam zusammengestellten Nachrichten über Geburt, Taufe, Tod und das Kinderleben der Zigeuner. Man merkt es Wlislocki an, dass er ein warmfühlendes Herz für die Freuden und Leiden der Kinderwelt besitzt. Den Festgebräuchen, eigentlich christlichen Gebräuchen, widmet er 25 Seiten. Der Exkurs über die physische Beschaffenheit der Zigeuner (S. 163—166) ist unzulänglich, und die daran angefügte Charakteristik des Mannes steht in grellem Widerspruch zu dem anfangs des Buches hervorgehobenen »stolzen Selbstbewusstsein«. »Voll grosser Menschenfurcht, den Rücken servil gekrümmt, man könnte beinahe sagen, auferzogen in devoten Manieren, die den anderen Völkern als unwürdig erscheinen, so sind die Wanderzigeuner, die Kortorár Siebenbürgens; die Ansässigen, die Gletečore, sind womöglich noch schlimmer; .... eine sonderbare Mischung von Eitelkeit, Gemeinheit, Ziererei, fast ein gänzlicher Mangel männlichen Urteils und Verstandes, welcher mit harmloser List und Verschlagenheit, den gewöhnlichen Beigaben gemeiner Unwissenheit, begleitet ist; dabei zeigen sie noch eine entwürdigende Kriecherei im Thun und Wesen, andere zu übervorteilen; sie nehmen nicht die geringste Rücksicht auf Wahrheit und behaupten und lügen mit einer nie errötenden Frechheit, da ihnen die Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel ist ihre einzige Berücksichtigung.«

Man entschuldige dieses lange Citat. Bei aller Liebe und Hingebung, mit welcher Wlislocki das Volkstum der Zigeuner erforscht hat, liess er sich zu einem so niederschmetternden, ja vernichtenden Urteil hinreissen, während doch aus seinen eigenen Aufzeichnungen, soweit die Volkspsyche selber zu Wort kommt, gerade das Gegenteil von seinen Behauptungen hervorgeht. Aus eigener Erfahrung darf ich sagen, dass Wlislocki in diesem Falle weit über das Ziel geschossen ist. Auf meinen Reisen oft mit Zigeunern in Berührung tretend, habe ich immer gefunden, dass sie als Menschen nicht um ein Gran schlechter sind, als die Slaven, in deren Mitte sie ihr Jammerdasein fristen. Mit gutem Gewissen durfte ich in meinem Werkchen »Die vereinigten Königreiche Kroatien und Slavonien« (Wien 1889, S. 17) schreiben: »Gewiss sind die kroatischen Zigeuner besser als ihr Ruf.... Aus Not und Verzweiflung wird der Zigeuner zuweilen zum Verbrecher. Es gibt aber unter diesem Volke sehr viele rechtschaffene Leute. Es kommt mitunter vor, dass die herumziehenden Zigeuner einen Genossen, der ihnen als Dieb oder Schläger Schande macht, aus ihrer Mitte ausstossen.« Schwer reimt sich auf jenes Urteil die schwärmerische Begeisterung Wlislockis für die Lyrik und das Liebesleben der Zigeuner. Ja, es sind reizende, lieblich duftende Einfälle, bald voll Sehnsucht und Wehmut, bald von übersprudelnder Fröhlichkeit und Frische, Kleinigkeiten, die vom Herzensgrund wie Bläschen im Sprudel des klaren Gebirgsquells auftauchen, um, im Farbenspiel der Sonnenstrahlen zerspringend, anderen Nachfolgern Platz zu machen. Solche Sächelchen lesen sich am besten ohne Kommentar, und darum gebe ich in dieser Hinsicht den »Volksdichtungen«, d. h. dem zweiten Werke Wlislockis, den Vorzug.

Die Beschreibungen der Hochzeit, des Ehelebens, der Handarbeiten, des Pferde- und Schweinehandels, der Musik, der Zaubereien, der Chiromantie, der Zauberapparate, der Kartenschlägerei, der Traumdeuterei u. s. w. sind mit Liedern, Sprüchen, Sagen und Märchen vielfach gewürzt. Das Ganze liest sich anmutig und anregend für den Ethnographen, denn er lernt sehr viel daraus; aber niederdrückend für den Sociologen, denn er sieht tief hinein in das grenzenlose geistige und sittliche Elend der Menschheit. Die Zigeuner wären nicht so, wäre ihre Umgebung um vieles besser. Genau besehen ist der zigeunerische niedere Volksglaube (früher sagte man Aberglaube) alles, nur nicht originell. Wlislocki führt so manche hübsche Parallele aus dem Volksglauben anderer Völker an. Man kann auch mit leichter Mühe für jeden einzelnen Zug entsprechende oder meist ganz gleiche Dinge von anderwärts beibringen, aber das Neue liegt auch da nicht in der Sache selbst, sondern nur und ausschliesslich in der Form, in welcher sie auftritt, und in den Persönlichkeiten, von welchen sie ausgeht.

Um eines beneide ich Wlislocki, um die Sicherheit, mit welcher er die Religion und Mythologie der Zigeuner aufbaut (S. 253 ff.). Das macht beim Laien einen vorzüglichen Eindruck, denn es imponiert ihm, zumal gerade dieser Abschnitt mit gelehrten Citaten gespickt ist. Wlislocki hat es sich vorgenommen, den indischen Ursprung der Zigeuner auch durch Erklärung ihrer religiösen Vorstellungen zu erhärten. Da behauptet er trocken, ohne die Spur von einem Beweis dafür zu erbringen: »Die Zigeuner sind auch noch heutzutage ein dem Schamanentum ergebenes Volk,« ferner: »nichtsdestoweniger verehren auch sie ein höchstes Wesen unter dem Namen del, devlá (Gott) und führen dessen Namen bei jeder Gelegenheit im Munde, ohne vom Wesen desselben auch nur eine dunkle, unbestimmte Vorstellung zu haben.« Die Germanisten Buggescher Richtung, die gegenwärtig Oberwasser gewinnen, werden sich über die Zusammenstellung »Weltesche Yggdrasil« und »Allsamenbaum« des Zigeunermärchens bass verwundern. Die mitgeteilten Zigeunermärchen sind unstreitig sehr hübsch, aber Wlislocki glaubt doch gar zu viel in sie hineindeuteln zu müssen. Dieselben Märchen kommen auch bei den Griechen, Südslaven, Rumänen, Deutschen und bei den Türken vor. Seit über 600 Jahren vagabundieren die Zigeuner unter diesen Völkern, haben ihnen so viele Sitten und Gebräuche und den niederen Volksglauben abgelauscht, und nun plötzlich sollen sie ihre eigene Mythologie haben? »Dass die mitgeteilte Sintflutsage der siebenbürgischen Zeltzigeuner aus ‚dieser' altindischen Tradition entsprungen ist, unterliegt keinem Zweifel,« heisst es auf S. 269. Es ist allgemein bekannt, dass Sintflutsagen allen Völkern der Erde bekannt sind. Da die Siebenbürger Zigeuner, wie dies aus ihren Festgebräuchen ersichtlich ist, um kein Haar schlechtere Christen sind, als die illitterate Menge des serbischen und rumänischen Bauernvolkes, so liegt nahe, sie dürften einmal auch die biblische Sintflutsage vernommen und sie nach ihrer Weise zurechtgelegt haben. Von den Gebräuchen der anderen Völker weichen wirklich nur allein die zigeunerischen Totengebräuche ab, nicht in allen, sondern nur in einigen nebensächlichen Anschauungen, deren Entstehung durch das eigentümliche Nomadenleben zwischen ansässigen Bevölkerungen begreiflich gemacht werden könnte.

Im Schlusskapitel »Sprache und Poesie« ist Wlislocki hoch zu Rosse. Eine handlichere und volkstümlich verständlichere Grammatik der Zigeunersprache existiert nicht. Die feinfühligen Ausführungen über Poesie würden gut als Einleitung zu den »Volksdichtungen« taugen. Ein Register fehlt zum grossen Verdrusse eines jeden Fachgenossen, der Lust hätte, sich fleissig auf das Werk zu berufen. Zum Ersatz weisen die »Volksdichtungen« ein Register auf. Das letztere Buch darf man auch gebildeten Frauen zur Lektüre empfehlen. Sie werden sich angenehm unterhalten und dabei die Ueberzeugung gewinnen, dass auch die Zigeunerin eine gute Mutter und wackere Ehegattin ist. Tout comme chez nous. Friedrich S. Krauss.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 42. **Stuttgart, 20. Oktober 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften. Von Heinrich Cunow. S. 821. — 2. Eigentümliche Kultusgegenstände im Museum für deutsche Volkstrachten. Von J. Adrian Jacobsen. S. 825. — 3. Rechtszustände in Ost-Afrika. Eine juristisch-ethnologische Studie von Adolf Fleischmann in München. S. 827. — 4. Ethnologie und Philosophie. Von Th. Achelis. (Schluss.) S. 830. — 5. Eine Bemerkung zu dem Aufsatz »Burjatische Volksüberlieferungen«. Von Dr. K. Bürger. S. 834. — 6. Das männliche Wochenbett. Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs. (Fortsetzung.) S. 834. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 839. — 8. Litteratur. (Stielers Handatlas. — Die Seehäfen des Weltverkehrs.) S. 840.

Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften.

Von Heinrich Cunow.

Das alte Peru ist uns, trotzdem dass in den letzten Jahrzehnten über seine alteinheimische Kultur umfangreiche Werke entstanden sind, noch immer im vollsten Sinne des Wortes »ein unbekanntes Land«. Wirkliche Erfolge haben eigentlich nur die das Gebiet der Technik: der Bauart, Keramik, Metallbearbeitung u. s. w., betreffenden Untersuchungen aufzuweisen; was dagegen das sociale Leben, die gesellschaftlichen Einrichtungen der Inkaperuaner anbelangt, so sind wir auch heute noch um keinen Schritt weiter, als zur Zeit Acostas und Garcilasso de la Vegas. Der Grund hierfür liegt meines Erachtens darin, dass die meisten Schriftsteller, die über die socialen Institutionen des Inkareichs geschrieben haben, die Berichte und Angaben der alten spanischen Chronisten nicht als ein rohes, erst auf seinen ethnologischen Wert zu prüfendes Material ansahen, sondern auf demselben wohlgemut ihre Darstellung aufbauten, nachdem sie die ihrem subjektiven Ermessen allzu unglaublich erscheinenden Mitteilungen entweder ausgeschieden oder aber so lange hin- und hergezupft hatten, bis sie ganz in die von ihnen beliebte Form hineinpassten. Die Lücken wurden dann nicht selten noch mit allerlei dem modernen bürgerlichen Ideenkreis entlehnten Kombinationen ausgefüllt, die den anders gearteten altperuanischen Verhältnissen meist gänzlich widersprachen. Dadurch ist das schon aus den Köpfen der ersten spanischen Autoren verzerrt hervorgegangene Bild mit der Zeit noch mehr entstellt worden, so dass heute selbst in wissenschaftlichen Kreisen das alte Peru als ein von den Inkas geschaffener socialistischer Idealstaat gilt, an dem sich — Herr Johannes Scherr hat dies ja thatsächlich versucht — praktisch die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der heutigen staatssocialistischen Theorien demonstrieren lasse. Und doch haben in Wirklichkeit die Einrichtungen des Inkareichs weder mit dem Imperial-, noch mit dem demokratischen Socialismus irgend etwas zu schaffen. Das, was heute daran als »socialistisch« bezeichnet wird: das gleiche Recht aller auf Grund und Boden und das Einstehen des einen für den anderen, das ist nichts weiter als jener urwüchsige Kommunismus, der als naturgemässes Produkt der auf Verwandtschaftsbanden beruhenden ursprünglichen Gesellschaftsformen sich bei den verschiedenartigsten Völkerschaften nachweisen lässt. Nur hatte dieser Kommunismus entsprechend dem verhältnismässig hohen Kulturstand der alten Peruaner eine andere, höher entwickelte Form angenommen, als diejenige ist, welche wir gewohnt sind, bei den noch nicht zum planmässigen Ackerbau vorgeschrittenen eigentlichen Naturvölkern vorzufinden. Die Form, die in Peru zur Geltung gelangt war, spiegelt uns die von L. v. Maurer und G. Hansen rekonstruierte alte germanische Markenverfassung wieder, und zwar in solcher Deutlichkeit, dass diejenigen Herren, die bei irgend welchen Aehnlichkeiten zwischen den Sitten und Institutionen zweier Völker gleich die Beweise für eine ursprüngliche genetische Zusammengehörigkeit gefunden zu haben glauben, sicherlich mit grösserer Berechtigung die Inkas von den alten Germanen, als von den Chinesen oder Aegyptern ableiten könnten. —

Ueber die Entstehung der alten deutschen Markgemeinschaften sind nur äusserst spärliche Nachrichten vorhanden, selbst die ältesten uns erhaltenen Urkunden zeigen uns bereits »die Mark« als eine fest konsolidierte Genossenschaft. Dennoch steht heute als Ergebnis der historischen Forschung soviel fest, dass die Mark nicht, wie man früher gemeint hat, durch das Zusammenrücken isolierter Gehöfte entstanden ist, sondern dass die ersten An-

Digitized by Google

siedelungen überall gruppenweise von Geschlechtsgenossenschaften (Gentes) angelegt worden sind [1]). Sobald ein Volksstamm sich zu dauernder Niederlassung in einer Gegend anschickte, wurde das vorhandene Land zwischen sämtlichen Geschlechtern aufgeteilt, d. h. die verschiedenen Geschlechtsverbände, aus denen sich der Stamm zusammensetzte, nahmen je nach ihrer Grösse von dem Gesamtlande einen mehr oder minder ausgedehnten Komplex als ihr spezielles Eigentum in Besitz. Gewöhnlich, doch nicht immer, liess sich das ganze Geschlecht innerhalb des ihm zugefallenen Besitztums in einem und demselben Dorfe nieder, so dass ursprünglich die Geschlechtsgenossenschaft meistens zugleich eine Dorf- und Markgenossenschaft bildete. Sodann wurde von dem Geschlechtsland ein möglichst nahe beim Dorf liegender Teil zum Anbau ausgeschieden: die sogenannte Dorfflur, während der übrige, weit grössere Teil — die »gemeine« Mark genannt — vorläufig brach liegen blieb, bis die allmähliche Vermehrung der Bevölkerung oder andere Ursachen zur Anlegung weiterer Dörfer in den entfernteren Teilen der Mark nötigten. Jeder dieser neuentstehenden Dorfschaften wurde dann gewöhnlich, ganz ebenso wie dem Urdorf, ein gewisser Landkomplex zum Anbau zugeteilt; inwieweit sie aber sonst an den Rechten und Pflichten des Mutterdorfes partizipierten, ist heute noch nicht sicher festgestellt. Wahrscheinlich hatten sie dasselbe Anrecht an die ungeteilt gebliebene Mark wie das Stammdorf, mussten sich aber in allem, was innere Verwaltung anbelangte, demselben unterordnen.

Dass die Verteilung des Grund und Bodens thatsächlich in dieser Weise vor sich gegangen ist, bestätigt die Bemerkung Cäsars, dass die Sueven sich nach Gentes und Blutsverwandtschaften angesiedelt hätten. Da damals die Gens in den politischen Kämpfen Roms noch eine wichtige Rolle spielte, und man von Cäsar, dem Angehörigen der Patriziergens »Julia«, schwerlich wird behaupten wollen, dass er sich über den Charakter der römischen Geschlechtsverbände, bezw. Gentes im unklaren befunden habe, so hat diese Stelle eine nicht abzustreitende Beweiskraft.

Zuerst wurde das Ackerland, wie es scheint, von der ganzen Dorfschaft gemeinsam bebaut und der Ertrag unter die Familienhaushaltungen verteilt [2]). Cäsar berichtet, dass es zu seiner Zeit bei den Sueven noch keine geteilten, in Privatbesitz befindlichen Ländereien gegeben hätte. Doch bald machte das stetige Anwachsen der Bevölkerung und der damit zusammenhängende Zerfall der kommunistischen Haushaltungen eine andere Ordnung des Ackerbaues nötig: die gemeinsame Bebauung wurde durch die periodische Aufteilung der Dorfmark ersetzt, dergestalt, dass das Ackerland nach der Zahl der Haushaltungen in Ackerlose geteilt und dann jeder Familie ein Los zugewiesen wurde. Zu Tacitus' Zeit wurde diese Aufteilung jährlich vorgenommen, später in mehrjährigen Zwischenräumen, bis schliesslich die Ackerlose ganz in den Privatbesitz ihrer Inhaber übergingen.

Genau der hier kurz skizzierten alten deutschen Mark entspricht die peruanische »Marca«. Marca ist ein Wort, das sowohl in der Quichua- (sprich khetschua), als in der Aymara- oder Colla- (sprich kollja) Sprache vorkommt und seitens der Sprachkenner die verschiedenste Auslegung gefunden hat. J. J. v. Tschudi übersetzt es (Organismus der Khetšuaprache) mit Gegend, C. R. Markham (Gram. and Dict. of the Quichua-Language) mit Village (Dorf), Ludovico Bertonio (Vocabulario de la lengua Aymara) mit Pueblo (Volk, Nation), Garcilasso de la Vega (Commentarios reales) bald mit Provincia, bald mit Fortaleça (Festung). Dass jedoch keine dieser Uebersetzungen sich vollkommen mit der dem Worte »Marca« innewohnenden Bedeutung deckt, geht schon daraus hervor, dass beide Sprachen für Dorf, Gegend, Provinz, Volk ihre besonderen präzisen Benennungen besitzen. Dennoch haben die genannten Autoren mit ihren Uebersetzungen nicht ganz unrecht. Marca bezeichnet nämlich das von einer Ayllu (sprich ählju), d. h. einem peruanischen Geschlechtsverband, in Besitz genommene Gebiet, und da je nach der Grösse der Verbände dieses Gebiet häufig nur eine einzige Dorfschaft in sich barg, manchmal aber auch eine Reihe Zweigniederlassungen umfasste, so ist in gewissem Sinne sowohl die Uebersetzung durch Dorf, als durch Gegend und Provinz zutreffend.

Den Beweis dafür, dass man unter »Marca« das Geschlechtsland verstand, liefert uns die Thatsache, dass sich grösstenteils dieses Wort entweder mit Ayllu-Namen verbunden vorfindet, oder mit solchen Bezeichnungen, die damit zusammenhängen, z. B. mit Tiernamen, die als Symbol (Totem) bestimmter Geschlechtsverbände galten. So finden wir beispielsweise im alten Peru eine

Chuncomarca (sprich tschunkómarka), d. i. Mark der Chuncos [1]), einer Ayllu der Chinchas (sprich tschintschas);

[1]) Aehnlich bei den Latinern. »Die römische Mark,« sagt Mommsen, Römische Geschichte, S. 35, »zerfiel in ältester Zeit in eine Anzahl Geschlechterbezirke, welche späterhin benutzt wurden, um daraus die ältesten Landquartiere (Tribus rusticae) zu bilden. Von dem claudischen Quartier ist es überliefert, dass es aus Ansiedelungen der claudischen Geschlechtsgenossen am Anio erwuchs; und geht ebenso sicher für die übrigen Distrikte der ältesten Einteilung hervor aus ihren Namen. Diese sind nicht, wie die der später hinzugefügten Distrikte, von Oertlichkeiten entlehnt, sondern ohne Ausnahme von Geschlechternamen gebildet . . .«

[2]) Vgl. auch Mommsen, Römische Geschichte, S. 183, Abschnitt über Feldgemeinschaft.

[1]) Durch Anhängung eines s an Geschlechts- oder Stammesnamen Bezeichnungen für die Gesamtheit der zu solchen Verbänden gehörenden Personen herzustellen, ist nach den Regeln der Quichua-Sprache vollständig sinnlos; es ist gerade so, als wenn wir statt Markomannen — Markos sagen wollten; da sich aber diese Benennungsweise einmal eingebürgert hat, ist sie hier

Digitized by Google

Yanamarka, d. i. Mark der Yanas, einer Ayllu des Quichua-Stammes;

Cajamarca (sprich kachamarka), d. i. Mark der Cajas, einer Ayllu der Chinchas;

ferner

Urumarca, d. i. Mark der Urus, einer Ayllu der Chancas (sprich tschankās);

Punamarca, d. i. Mark der Punas, einer Ayllu der Collas, u. s. w.;

endlich eine Cunturmarca, d. i. Mark des Cunturs (Kondors), des heiligen Vogels der Chachapuyas (sprich tschatschapuhjas) u. s. w.

Zweitens wurde der Oktobermonat, in welchem die peruanischen Geschlechtsverbände zu Ehren ihrer Verstorbenen grosse Totenfeste abhielten, und zwar jede Ayllu für sich, Aya Marca Raymi (sprich rähmi), d. h. Fest der Totenmark, genannt, — ein Wort, das offenbar nur dann einen Sinn hat, wenn die Ayllu zugleich eine Marca bildete; und drittens hiessen die Ayllu-Gottheiten der Peruaner, die Huacas (sprich whakas), wie der Jesuitenpater Pablo Joseph de Arriaga [1]) mitteilt, auch Marca-aparacs (Mark — Schützer) und wurden »als Hüter und Protektoren gewisser Ortschaften betrachtet«.

Die Besiedelung der peruanischen Marcas ging auf dieselbe Weise vor sich, wie die der deutschen Marken. Die Ayllu liess sich in dem von ihr okkupierten Gebiet in möglichst günstiger Gegend nieder, wo es anging, in der Nähe von Flüssen, schied einen Teil der Marca zum Anbau aus und liess das übrige brach liegen, bis wirtschaftliche oder politische Verhältnisse die Anlegung weiterer Dorfschaften veranlassten. So leicht wie in Deutschland scheint sich indes in Peru die Abzweigung der Filialdörfer nicht vollzogen zu haben. Das verwandtschaftliche Band, das sämtliche Mitglieder einer Ayllu umschlang, hatte eine ungleich grössere Festigkeit, als bei den germanischen Geschlechtsgenossenschaften. Wenn nicht zwingende Verhältnisse es erforderten, verliess der Indianer sein Mutterdorf nicht; wir finden deswegen zur Zeit der spanischen Eroberung die Urdörfer in Peru zum Teil von einer bei den alten Deutschen äusserst seltenen räumlichen Ausdehnung.

Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit verhinderte auch, dass sich gleich von vornherein bei der Niederlassung die Ayllus in eine Anzahl zerstreuter Familienansiedelungen auflösten, wie dies, wenn auch sehr selten, in einigen gebirgigen Gegenden Deutschlands, z. B. im Odenwald und in den Alpenrevieren, vorgekommen ist. Die Bodengestaltung der Anden-Gegenden ist teilweise der Ansiedelung in geschlossenen Dörfern noch weit ungünstiger, als die der vorgenannten deutschen Gebirgsländereien; dennoch wüsste ich nicht, dass die Spanier irgendwo auf ihren ersten Kreuz- und Querzügen verstreute Einzelgehöfte angetroffen hätten.

Dagegen fügte es sich hin und wieder, dass mehrere verwandte Ayllus sich zusammen in einem Orte niederliessen. Ein derartiges Beispiel bietet Cuzco; aber auch dort war, wie ausdrücklich von den spanischen Chronisten bemerkt wird, jedes Geschlecht von dem anderen geschieden, hatte sein eigenes Quartier und seine eigene Verwaltung. Da über die Einteilung der Inkastadt noch vielfach irrige und sich gegenseitig widersprechende Meinungen bestehen, bitte ich, mir zu gestatten, auf dieselbe etwas näher einzugehen. Nach meiner Ansicht beruht die gewöhnliche Annahme, dass Cuzco aus zwei Ayllus bestanden hätte, auf total falschen Auffassungen. Es ist richtig, sowohl Polo de Ondegardo, als Christoval de Molina und Garcilasso de la Vega — drei Autoren, die sämtlich lange Jahre in Cuzco gelebt haben und mit der Quichua-Sprache vertraut waren — bekunden übereinstimmend, dass die Bewohnerschaft dieser Stadt in zwei Zweige oder »Linages« geteilt war; aber ich bestreite ganz entschieden, dass unter diesen Zweigen oder Linages Ayllus zu verstehen sind. Polo de Ondegardo spricht nicht von Ayllus, er sagt wörtlich [1]): »Die Linea (Linage) der Inkas teilte sich in zwei Branchen, die eine wurde Hanan-Cuzco, die andere Hurin-Cuzco genannt.« Er gebraucht also hier Linage gleichbedeutend mit Stamm und lässt dann diesen sich in zwei Teile, wohlgemerkt nicht Ayllus, spalten. Molina [2]) spricht bald von den Familien, bald von den Tribus, bald von den Linages von Hanan- und Hurin-Cuzco; das Wort Ayllu gebraucht er in Verbindung mit dieser Einteilung nicht. Wohl aber zählt er Seite 22 und 23 seines Berichts unter den Bewohnern Cuzcos 17 Ayllus auf, von denen nach seiner Angabe neun auf Hanan- und acht auf Hurin-Cuzco fallen; er kann also unmöglich unter den Familien und Linages Ayllus verstanden haben. Garcilasso ist der einzige, der hierfür das Wort Ayllu benutzt. Kap. XVI seiner Comment. reales, Lib. I [3])

beibehalten. Richtiger wäre es, dem Gentilnamen das Wort Männer oder Ayllu anzuhängen, also Chunco-Männer (Chuncorunacuna) oder Chunco-Ayllu zu sagen. Dagegen kann unter »Marca« ebenso wie unter dem entsprechenden deutschen Worte »Mark« sowohl das von den Markgrenzen eingeschlossene Territorium, als die Gesamtheit der Bewohner dieses Gebietes verstanden werden. Bertonio übersetzt deswegen ganz korrekt Suli-, Chuequeyto-, Pomata-, Akhora-, Hilaui-Marca mit »Pueblo de Suli (Juli), Chuequeyto, Pomata, u. s. w.

[1]) Extirpacion de la Idolatria del Perú, Lima 1621. Das Werk enthält die Bearbeitung einer Reihe Berichte der zur »Ausrottung des Götzendienstes der einheimischen Ungläubigen« eingesetzten kirchlichen und staatlichen Kommissionen. Leider ist es sehr selten. Ich habe bei verschiedenen grossen öffentlichen Bibliotheken danach umgefragt, konnte es aber nirgends erhalten und muss mich deswegen auf die Citate von Ternaux-Compans und Squier beschränken.

[1]) Report by Polo de Ondegardo in C. R. Markhams »Narratives of the Rites and Laws of the Incas«. Publikationen der Hakluyt Society. Vol. 48 (S. 151).

[2]) An Account of the Fables and Rites of the Incas, ebenfalls in Markhams »Narratives of the Rites and Laws etc.« S. 33, 43, 47.

[3]) Garcilasso de la Vega, Commentarios reales, que tratan de el origen de los Incas, reyes, que fueron del Perù etc. Primera parte.

Digitized by Google

sagt er, indem er uns eine alte Sage mitteilt, die ihm sein Mutterbruder, ein Indianer aus dem Inkastamm, in seiner Jugend erzählt hatte: »Der Inka hatte, als er die Einteilung in Ober- und Unter-Cuzco vollzog, nur die Absicht, den Nachkommen eine dauernde Erinnerung daran zu hinterlassen, dass er einen Teil der Einwohner zusammengebracht hatte und die Königin den anderen. Der einzige Unterschied, der sonst zwischen ihnen vorhanden sein sollte, bestand darin, dass die von Hoch-Cuzco als die erstgeborenen Brüder anerkannt und respektiert werden sollten, die von Nieder-Cuzco als die jüngeren. Ausserdem hielt der Inka es für ratsam, dass in Bezug auf Ansehen und Würdigkeit die ersteren als der rechte Arm betrachtet würden, weil ein Mann sie herangezogen hatte, die anderen als der linke Arm, weil sie unter Führung eines Weibes gekommen waren. Seit dieser Zeit teilte man nach demselben Plan alle Ortschaften unseres Reiches so ein, sowohl die grösseren, als die kleineren. Die Einteilung wurde immer nach Stadtteilen (Barrios) und Linages vollzogen. Hanan Ayllu und Hurin Ayllu bedeutet ‚hohe und niedere Linage'; — Hanan Suju und Hurin Suju heisst ‚der hohe und der niedere Distrikt'.«

Sieht man von dem letzten Satz ab, in welchem das Wort Ayllu auch noch nicht mal direkt auf die Einteilung Cuzcos angewendet, sondern nur ganz allgemein gebraucht wird, so bleibt lediglich das als Thatsache bestehen, dass der Inkastamm in zwei Haupthälften oder -zweige zerfiel. Ayllus im gewöhnlichen Sinne des Wortes können darunter jedoch selbst nach Garcilasso nicht verstanden werden, denn Kap. 40, Lib. IX, I part. seiner Comment. reales führt er die Namen von elf Inka-Ayllus auf, die in Cuzco wohnten. Entweder hat er die beiden Stammesteile nicht anders zu benennen gewusst, oder es ist ihm der Unterschied in der Bedeutung nie ganz klar geworden.

Aber was stellen denn diese beiden Bevölkerungsgruppen eigentlich vor?

Es sind zwei Geschlechtsbrüderschaften, die ganz ebenso wie die ihnen entsprechenden griechischen Phratrien sich wieder in mehrere Geschlechtsgenossenschaften — peruanisch Ayllu, griechisch Genos — spalteten, gewisse Stammverwaltungsangelegenheiten gemeinsam regelten und zusammen die grossen religiösen Feste feierten.

Hieraus erklärt sich auch, weshalb die beiden Gruppen, wie Garcilassos Oheim erzählte, sich beiderseitig als Brüder betrachteten, und ferner ist es von tiefer symbolischer Bedeutung, dass die eine Phratrie als durch einen Mann, die andere als durch ein Weib repräsentiert gedacht wurde; denn ursprünglich standen überall die Phratrien zu einander in einer Art Eheverhältnis, d. h. jeglicher Geschlechtsverkehr innerhalb der eigenen Phratrie war streng verpönt, zwischen Personen verschiedener Phratrien aber gestattet. Die Gruppen waren nach diesen Begriffen gewissermaassen zugleich Brüder und gegenseitig Mann und Frau. Doch davon später in einem besonderen Artikel; vorläufig haben wir es noch mit dem Ansiedelungsmodus der verschiedenen peruanischen Volksstämme zu thun.

Wir sahen, dass gewöhnlich jede Geschlechtsgenossenschaft zugleich eine Dorfschaft bildete und nur ausnahmsweise mehrere Ayllus sich in einem und demselben Orte niederliessen. Diese Regel gilt jedoch nur für das Innere des Landes; bei den Yunkastämmen an der Küste war das Gegenteil der Fall. In den noch vorhandenen alten Städteruinen dieses Gebietes lassen sich deutlich mehrere voneinander durch hohe massive Mauern getrennte Quartiere unterscheiden, von denen jedes ausser den Häusergruppen meistens einen grossen freien Platz, ein Wasser-Reservoir und eine Begräbnisstätte enthält. Es würde zu weit führen, wollte ich näher auf diese alten Bauten eingehen; ich verweise auf C. Wieners »Pérou et Bolivie«, Paris 1880; M. E. de Riveros und Tschudis »Antiguedades peruanas«, Wien 1851; E. G. Squiers »Peru«, London 1877; J. Hutchinsons »Two Years in Peru«, London 1873. Hier will ich mich darauf beschränken, aus Squiers Werk einen kurzen Abschnitt über ein derartiges Karree in den Ruinen von Gran Chimu (sprich Tschimuh) bei Trujillo zu citieren.

»Gleich den anderen,« schreibt er, »ist auch dieses ein grosses Parallelogramm, eingefasst von starken, gegen Feldartillerie widerstandsfähigen Doppelmauern. Einige derselben sind von Mamposteria (Mauerwerk aus unregelmässigen Bruchsteinen. Der Uebers.), andere von Adoben, gewöhnlich mit der Rückseite fest gegeneinander gefügt. Es hat ebenfalls seine terrassenartigen Plätze und Häuserkarrees, aber es enthält ausnahmsweise kein Wasser-Reservoir. Indes befindet sich ein solches eben ausserhalb der Mauern zur Rechten.

»In seiner südöstlichen Ecke enthält das Karree eine dem ‚Presidio' im ersten Palast [1]) ähnliche Einsägung mit einem Grabhügel, bekannt unter dem Namen ‚der Huaca von Misa'. Er ist sehr verschieden von dem im ‚Presidio'; ursprünglich war er vielleicht 50 bis 60 Fuss hoch, aber jetzt, nachdem er nach allen Richtungen hin durchwühlt ist, ist er nur noch eine formlose Masse; trotzdem sind die Gänge und die inneren, oft sehr ausgedehnten Grabkammern noch zu erkennen. Rivero berichtet, dass dieselben mit behauenen Steinen ausgefüttert waren; ich fand aber dafür keine genügenden Beweise. Er spricht auch von vielen hier gefundenen alten Gegenständen: Mumien, mit Gold und prächtigen Federn verzierten und durchwebten wollenen Mänteln, Metallfiguren, welche Menschen und Tiere darstellen, verschiedenen Werkzeugarten, einem hölzernen Götzenbild und vielen Ueberbleibseln von Perlmuschelschalen.

[1]) Rivero und Tschudi haben diese Karrees »Paläste« genannt. Squier behält diese einmal eingeführte Bezeichnung bei, ist sich aber der Unrichtigkeit derselben bewusst.

Digitized by Google

»Ich besichtigte noch mehrere andere grosse Quartiere; sie waren den beschriebenen ähnlich und können mit gleichem Recht Paläste genannt werden. Richtiger ist es jedenfalls, sie als Sektionen, Barrios oder Stadtviertel zu bezeichnen, von denen jedes seine besondere, aus socialen Gründen oder für Verwaltungszwecke in sich abgeschlossene Bevölkerung hatte. Wahrscheinlich wird man denken, dass diese Isolierung sich auch herstellen liess, ohne dass man die Quartiere durch solche hohe und massive Mauern einfasste, nicht minder stark und mächtig als jene, welche die ganze Stadt an der Landseite umgaben; doch jedes Quartier kann dazu ausersehen sein, selbständig eine Festung oder Citadelle zu bilden.«

Squier ist ebenso wie die Mehrzahl seiner Kollegen in der Illusion befangen, dass die Inkas »ein sociales und industrielles System schufen, welches Fourier beneidet haben würde, und welches die Apostel der wirtschaftlichen Organisation mit Nutzen und Bewunderung studieren mögen,« und so sieht er denn auch in diesen Stadteinteilungen lediglich eine für Verwaltungszwecke getroffene Maassregel, ohne zu bedenken, dass dann nicht die Inkas die Schöpfer des gepriesenen Systems sein konnten, sondern nur die Chimus, bezw. Yunkas. Denn diese Städteanlagen bestanden lange vor dem Eindringen der Inkas in die Küstengegend, ja höchst wahrscheinlich schon manches Jahrhundert vor dem Auftreten der Inkas als Erobererstamm überhaupt. In Wirklichkeit haben wir es hier mit einer sehr alten Niederlassung nach Geschlechtsverbänden zu thun. Dies lässt sich mit vollster Sicherheit daraus folgern, dass wir bei allen diesen Massenquartieren entweder innerhalb jedes einzelnen Karrees, oder aber ausserhalb der Mauern grosse Grabhügel antreffen. In ganz Peru hatte jede Ayllu ihre eigene Begräbnisstätte. Ueberdies wurden diese Grabhügel von den Inkaperuanern Huacas (sprich whakahs) genannt, — ein Wort, das, wie wir später sehen werden, stets Bezug auf das Geschlecht, die Ayllu, hat. (Fortsetzung folgt.)

Eigentümliche Kultusgegenstände im Museum für deutsche Volkstrachten.

Von J. Adrian Jacobsen.

In seinen Göttern malt sich der Mensch, sagt Goethe, und in der That, wenn wir die Mythologie und die Kulturgeschichte der verschiedenen Völker in vergangenen Jahrhunderten und in fernen Kontinenten näher betrachten, überall lassen die religiösen Vorstellungen von den Göttern die Phantasie und die geistige Bildung, überall lassen die angefertigten Götterbilder und die zum Kultus gehörenden Gegenstände die künstlerischen Fähigkeiten eines Volkes am klarsten erkennen. Die Völker des östlichen Sibiriens verfertigen ihre Götter durch etliche Beilhiebe aus einem Stück Holz in wenigen Minuten; die Völker Polynesiens, die in vielen Dingen schon ein grösseres ästhetisches Gefühl besitzen, bearbeiten und bemalen ihre Götterstatuen oft in wirklich kunstvoller Weise, wenn diese natürlich auch unserem modernen europäischen Geschmack sehr oft noch nicht zusagen können. Bei den Griechen und Römern waren die Göttergestalten, wie besonders Zeus und Apollo, die Verkörperungen aller menschlichen Ideale, und ihre Marmorstatuen, die man in den prachtvollen säulenumgebenen Tempeln aufstellte, bilden noch heute die genialsten und idealsten Schöpfungen, die aus menschlicher Hand hervorgegangen sind. Auch im deutschen Mittelalter und den darauffolgenden Jahrhunderten halten die religiösen Vorstellungen des Volkes und seine künstlerischen Schöpfungen von Heiligenbildern u. s. w. immer ziemlich gleichen Schritt miteinander. Von grossem Interesse ist in dieser Beziehung unter den vielen Reliquien und Darstellungen von Heiligenbildern, welche das hiesige (Berliner) Museum für deutsche Volkstrachten (Klosterstrasse 36) besitzt, ein kleiner Heiligenschrein, der wohl als Hausaltar aufzufassen ist. Dieser Wandschrank ähnelt sehr einem Schaukasten, ist etwa 75 cm hoch und 70 cm breit, 25 cm tief und von einem roten Rahmen mit goldener Leiste umgeben. Er stammt aus dem Pyritzer Weizacker (Pommern) und ist von einem Tagelöhner Ende der 50er Jahre dieses Jahrhunderts geschnitzt worden. Der Inhalt stellt als Mittelstück und Hauptmotiv das Leiden Christi dar, ausserdem aber noch viele andere Figuren, die sämtlich aus Holz geschnitzt und bunt bemalt sind.

Im obersten Teil des Kastens sieht man, etwas im Hintergrund, übereinander zwei Reihen abwechselnd weiss und grün bemalter Häuser mit zahlreichen Fenstern und flachen Dächern. Auf den Dächern der unteren Häuserreihe, die etwas vor der oberen hervorsteht, sieht man weiss bemalte Blumentöpfe und kleine Bäume, sowie einen bunten Hahn stehen, der jedoch im Verhältnis zu den Häusern fast das Zehnfache seiner natürlichen Grösse besitzt. Ueber diesem Landschaftsbilde schweben acht Engel in der Luft. Auf ebener Erde und vor der ersten Reihe Häuser erblickt man den gekreuzigten Heiland, je rechts und links von ihm einen grossen Baum, ferner Soldaten in preussischer Uniform, aber sonst zeitgemäss anstatt mit Gewehren mit hellebardenartigen Lanzen bewaffnet. Christo zu Füssen stehen drei weibliche Figuren in der üblichen Weizacker Landestracht, die Maria, Maria Magdalena und Martha darstellend. Im Vordergrund stehen sämtliche zwölf Apostel, ein jeder entweder ein Buch oder ein Kreuz oder einen Kelch in der Hand haltend; Judas, der links seitwärts in einer gewissen Entfernung von den übrigen steht und dessen Gesichtszüge durch ein gewisses rohes Gepräge sofort auffallen, ist mit einem grossen Beutel versehen. Zwischen den Aposteln stehen ausserdem noch zwei Soldaten, wie die vorhergehenden in preussischer blauer Uniform, der eine mit einem grossen Würfel,

Digitized by Google

der andere mit einem Spaten in der Hand. Damit schliesst die obere Reihe. Die untere Abteilung ist in drei Fächer geteilt. In dem mittleren sieht man Christus in Gethsemane in knieender Stellung betend, über ihm schwebt ein Engel, welcher einen Kelch hält, und im Hintergrunde erblickt man einen Altar mit darauf stehenden Lichtern, wie es in unseren modernen Kirchen gebräuchlich ist.

In der linken Abteilung sieht man Christus gefesselt und auf jeder Seite von einem Soldaten im Kostüm wie die früheren geführt, dicht dahinter folgen ihm zwei Apostel (Petrus und Johannes) und ziemlich weit im Hintergrund zwei Frauen, genau wie die drei Frauengestalten im oberen Fach, in echten Weizacker-Kostümen. Das letzte Bild stellt die Gerichtsscene vor Pilatus dar. Christus steht dicht vor seinem Richter, welcher vielleicht zur Beteuerung seiner Unschuld an der Verurteilung seine Hände hoch zum Himmel emporstreckt. Pilatus macht besonders in seinem blauen Rock und den gelben Lederhosen einen eigentümlichen Eindruck, rechts vor ihm drängt sich das Publikum, selbstverständlich im Weizacker-Kostüm, und gibt durch Handbewegungen seine innere Aufregung zu erkennen und seinen Eifer, den Barabbas und nicht Christus vom Tode zu befreien. Das Ganze ist terrassenförmig aufgestellt, und die dahinter stehenden Figuren sind kleiner gebildet als die vordersten. Sämtliche Figuren wenden ihre Gesichter dem Zuschauer zu und zeigen mit blauen Augen und blondem Haar keine Spur eines semitischen Typus, sondern ganz entschieden nordische oder germanische Gesichter, wozu ja auch die in den 50er Jahren im Weizacker üblichen Trachten vorzüglich passen.

Schon mancher hat beim Betrachten dieses Bildes über die Naivität des Künstlers unwillkürlich lächeln müssen, und doch haben grosse, berühmte Künstler in den letzten Jahrhunderten denselben in unseren Augen so grossen Fehler auch begangen. Denn damals gab es nur wenige Anthropologen und noch weniger Männer, welche die damals in noch grösserer Mannigfaltigkeit als heute vorhandenen Volkstrachten eines eingehenden Studiums gewürdigt hätten. Die realistische Strömung in unserer modernen Kunst hat erst in viel späterer Zeit darauf hingewiesen. Holberg, der nordische Dichter, erzählt in einem seiner Gedichte von einem berühmten Maler, dessen Gemälde, das die Hochzeit von Kana darstellte, auf einem Tisch unter anderen Gerichten einen besonders schönen westfälischen Schinken und am Eingang zum Hochzeitshause zwei Soldaten in echtem Schweizer-Kostüm als Wachen zeigte.

Die berühmten italienischen und spanischen Maler haben ebenso stets die Gesichtstypen und zum grossen Teil auch die Trachten ihres Landes sowohl für Christus wie für Maria auf Bildern verwandt, und bei den holländischen Meistern erkennt man in den Heiligenbildern sofort die Gesichtszüge der niederdeutschen und friesischen Volksstämme wieder heraus. Tritt uns so selbst bei berühmten Künstlern und selbst bei bedeutenden Kunstschulen ein eigentümlich begrenzter Ideenkreis, was die äussere Formengebung anbetrifft, und ein merkwürdiger Mangel an historischem Sinn entgegen, so kann uns das um so weniger bei der Arbeit eines Tagelöhners überraschen, der, ohne je ein wirkliches Kunstwerk oder überhaupt Kunstwerke gesehen zu haben, nur allein seinen religiösen Gefühlen und seinen von engem Horizont begrenzten künstlerischen Ideen folgen konnte.

Gewissermaassen als Gegenstück zu dem beschriebenen Weizacker Wandschmuck befindet sich im Museum für deutsche Volkstrachten ein Kruzifix, welches aus Elzach im Schwarzwald stammt. Derartige Heiligenbilder stehen dort gewöhnlich an einem Kreuzweg und ragen weit über die daneben liegenden Bauerngehöfte hinweg. Der Fuss des hier befindlichen ist mit einer langen Inschrift und der Jahreszahl 1817 versehen. Oberhalb der Inschrift, etwa fünf Fuss über dem Erdboden, parallel mit den Armen des Kreuzes, befinden sich zwei Konsole in Bücherform und auf eisernen Armen ruhend. Auf der einen rechts befindet sich die Mutter Gottes, links der Apostel Johannes. Am Kreuz selbst ist ein Relief, einen Mann und eine Frau darstellend, ausgeschnitzt, oberhalb der Seite ist das Kleid Christi, ferner Würfel, Krug, Kette, Messer und das Schweisstuch, auf dem das Bild des Kopfes zu erkennen ist, angebracht. Etwa zehn Fuss unterhalb des gekreuzigten Heilandes befindet sich eine durch lange Eisenstäbe gestützte schmale Konsole, und auf dieser steht mit bayrischer Uniform und einem Raupenhelm ausstaffiert ein Ritter zu Pferde, der mit seiner langen Lanze dem Gekreuzigten den Stich versetzt, um zu sehen, ob noch Leben in ihm vorhanden ist. Auf den beiden Seiten des Heilandes sieht man Engel, die auf Leitern vom Himmel herabsteigen. Am Arm des Kreuzes befindet sich ein Kelch und eine Lampe. Das Ganze ist von einem ziemlich breiten Giebeldach, das auf der obersten Spitze des Kreuzes ruht, überdeckt, um so vor der Unbill des Wetters geschützt zu sein. Oben auf diesem Dach sitzt ein Hahn, das bei weitem beliebteste Tier in allen Schnitzereien und anderen Werken primitiver Volkskunst. Die meisten übrigen Heiligenbilder im Museum zeigen schon mehr Kultur und künstlerisches Gepräge. Da sie der Verwitterung zu sehr ausgesetzt waren, wurden sie öfters erneuert und von handwerksmässigen Meistern schematisch hergestellt, und so verschieden die alten Erzeugnisse primitiver Volkskunst nach Art der beiden beschriebenen auch sind, sie verschwinden immer mehr und werden sehr bald nur noch in Museen und Raritätensammlungen zu finden sein.

Digitized by Google

Rechtszustände in Ost-Afrika.

Eine juristisch-ethnologische Studie von Adolf Fleischmann in München.

Das Recht ist der beste Spiegel der Kultur eines Volkes, ein viel besserer als die Religion, namentlich bei Volksstämmen, welche noch auf niederer Bildungsstufe stehen. Denn entweder sind sie gewöhnlich einer Priesterherrschaft unterworfen, welche freie Geistesentwickelung und Ausbildung des Rechtsbewusstseins hindert und unterdrückt, oder es erscheint doch, wo dies nicht oder in geringerem Maasse der Fall ist, die natürliche und unbeeinflusste Erkenntnis höherer Mächte, wenn auch roh, gleichwohl so notwendig, dass man in ihr einen nur scheinbaren Grad der Kultur zu erkennen vermag. Wo wir aber auch nur dürftige Spuren eines Rechtslebens wahrnehmen, werden wir schon eher von einer gewissen Kultur reden können. Das Recht legt ihr weder jene Schranken in den Weg, noch führt es den Beobachter in die Irre. Es baut sich auf der Grundlage des Interesses, ja des Eigennutzes auf und zielt auf das materielle Wohlbefinden, auf die Sicherheit des Besitzes und der Existenz ab, auf Gut und Leben, also auf die höchsten irdischen Güter, deren Genuss der Mensch zu jeder Zeit verlangt. Thatsächlich findet man bei unkultivierten Volksstämmen denn auch regelmässig zunächst Begriffe einer gewissen Religion und nicht Begriffe des Rechts. Sie fühlen in der sie umgebenden und sie gleichsam tragenden Natur Gewalten und Mächte von so überwältigender Grösse, dass sie sich zum Bewusstsein ihrer Ohnmacht und Hilflosigkeit verurteilt fühlen, woraus in ihrer Seele das Bedürfnis und der Drang erwächst, sich mit ihnen versöhnt zu sehen, auf gutem Fuss mit ihnen zu stehen, und Formen, sowie Ausdruck zu suchen, worin sich ihre Unterwerfung ausspricht. In diesen Formen zeigen sich die religiösen Gebräuche verschiedenster Art, aber noch keine Kultur; denn ein auch nur schlummernder Gedanke, jene Versöhnung durch Rechtthun und durch das, was wir Sittlichkeit nennen, herbeizuführen, liegt ihnen fern. Für den Rechtsbegriff ist den Völkern dieses Kulturstandes, wie wir sie nachher kennen lernen werden, jede Quelle verschlossen; denn ihre Interessen beschränken sich auf den engsten Kreis, innerhalb dessen sie dieselben durch die einfache That befriedigen und unter sich ungehindert befriedigen können. Sie erlegen das Tier, um ihren Hunger, sie suchen das Wasser, um ihren Durst zu stillen; sie bauen sich Hütten, wo sie Ruhe und Schutz finden, und niemand hindert sie daran. Sie kämpfen, wenn ihr Leben bedroht ist, mit Menschen und Tieren; der Mann sucht das Weib, und nur seine Eifersucht, oft auch diese nicht einmal, überhaupt kein höheres Gefühl verlangt Alleinbesitz desselben. Nur eines ist es, was sich bei ihnen als eine Art Rechtsbewusstsein offenbart, nämlich die Erkenntnis der Machtbeschränkung des Einzelnen gegenüber der Mehrheit —, das ist das Bedürfnis einer Oberherrschaft, deren Führung sie sich anvertrauen, und dies führt zur Unterwerfung unter einen Häuptling. So entwickelt sich denn bei ihnen zuerst der Grundzug des öffentlichen Rechtes. Zu einem weiter entwickelten Rechtsleben und zu privatrechtlichen Begriffen würden — das wird man annehmen dürfen — Volksstämme in diesem Urzustand, wenn auch nur mittelbar, durch die Missionen geführt werden können, aber, wenn dies im günstigsten Falle geschähe, doch nur soweit, als sich die erwachenden Rechtsanschauungen mit den Vorschriften des Christentums, das ihnen gepredigt wird, decken würden. Die die Regel bildende Abneigung der Wilden gegen die christliche Predigt lässt aber auch Rechtsanschauungen nur sehr spärlich aufkommen, und es ist von jeher der Kolonisation vorbehalten gewesen, dieselben in die wilden Völkerschaften entweder hineinzutragen oder sie von selbst aus dem Kontakt mit den Weissen entstehen zu lassen, weil erst durch diese ihre Interessen als solche geweckt und ihre Kreise erweitert werden, auch die Wahrung ihrer irdischen Güter nicht selten bedroht und in Frage gestellt wird.

Das ist ungefähr das gegenwärtige skizzenhafte Bild der Volksstämme im Hinterlande Ostafrikas. Was wir an Religion bei ihnen vorfinden, ist keine Kultur, und Rechtsbegriffe finden wir gar nicht oder nur in höchst geringem Maasse. Im Norden Ostafrikas dagegen tritt uns eine sehr alte, mit der neueren vermischte, aber immerhin bedeutende und bewundernswerte, aus dem Volke selbst erwachsene, im Süden eine neu entstandene, wenn auch viel geringfügigere Kultur entgegen, die nur auf Kolonisation beruht. Auch in den mittleren Volksstämmen hat die Kolonisation in den deutschen Schutzgebieten Hand an die Kultur gelegt, freilich, wie wir finden werden, in ganz anderer Art, als sie uns im Norden und Süden, z. B. in Aegypten und im Kapland begegnet. Die Küstenbewohner jener mittleren Länder haben ebenso wie jene nördlichen von jeher unter dem herrschenden Einfluss arabischer Kultur gestanden, welche auch nach innen fortschreitend sich bewegt hat, und dies hat hauptsächlich auf die Rechtsbildung entscheidenden Einfluss geübt.

Wenn wir diesen Aufsatz eine juristisch-ethnologische Studie zu nennen wagen, so müssen wir uns zunächst bemühen, dem Leser gegenüber den Sinn dieser Worte gerade hier näher zu erläutern und gleichsam zu rechtfertigen, denn bei Völkern, welche, auf höherer Kulturstufe stehend, bereits ein Recht haben, würde es dieser Rechtfertigung weniger bedürfen. Ueber dem grössten Teil des schwarzen Erdteiles lagert, namentlich was das Recht betrifft, noch immer eine finstere Nacht des Nichtwissens. Und wenn auch die am Horizont aufsteigende Sonne der Forschung ihre frühesten Strahlen zu entsenden beginnt, so dass hie und da schon in dem Zwielicht ein wundersam vielgestaltetes Völkerleben hindurchschimmert, welches zwar nur in engen Kreisen verläuft, aber eben deshalb für ein Einzelstudium um

Digitized by Google

so geeigneter ist und in der Vielheit seiner Bahnen fast unerschöpfliches Material für vergleichende Behandlung zu liefern verspricht [1]) — so ist doch bei vielen Völkerschaften in Bezug auf Rechtszustände noch nicht einmal jenes Zwielicht aufgegangen. Missionsberichte und Reisebeschreibungen sind die einzigen Quellen, aus denen sich schöpfen lässt. Die ersteren sind aber nicht nur ihrer Natur nach zu einseitig, sie entstammen auch Auffassungen, die für Rechtsverhältnisse nur wenig und besonders wenig kritisches Verständnis haben. Bei den letzteren gilt im allgemeinen dasselbe; es kommt aber noch hinzu, dass die Forschungsreisenden bis jetzt nie darauf ausgegangen sind, Beobachtungen der Rechtsverhältnisse zu machen, sondern hierüber höchstens, und zwar selten, erzählen, was sie nur gelegentlich, und daher oberflächlich, wahrgenommen haben. Sie sind natürlich von den Eindrücken geologischer, botanischer, zoologischer Erscheinung und von derjenigen der Menschen so überwältigt, dass ihr meist hierauf in erster Linie gerichteter Forschungsgeist viel zu sehr in Anspruch genommen wird, um auch noch juridische Untersuchungen zu pflegen, für welche sie sprachkundig sein müssten, Untersuchungen, die nicht durch Auge und Ohr, sondern nur durch mühsame Erkundigungen angestellt werden können. So weit jene Strahlen der Forschung in Afrika überhaupt reichen, haben wir sie, was das Recht betrifft, in dem Aufsatz: »Das Recht in Afrika« (Nr. 21, 22, 28, 29 dieses Blattes) aufzufangen und mitzuteilen versucht; aber nur der geringste Teil derselben betrifft Ostafrika, und namentlich nicht die deutsche Interessensphäre, mithin diejenigen Gegenden, welche mehr als die übrigen deutschen Schutzgebiete, sowohl schon an sich als unsere Schutzgebiete, als auch durch die Frage des Sklavenhandels, durch den letzten Aufstand, der zum erstenmal deutsche Kriegskunst in entlegenes Ausland rief, und durch das jüngst mit England getroffene Abkommen unsere Wissbegierde reizen und unser Interesse steigern.

Mit der Bezeichnung »juristisch-ethnologisch« wollen wir ausdrücken, dass die ethnologische Seite unserer Ausführungen nicht Hauptsache sein und nicht voranstehen, dass das ethnologische Moment uns vielmehr nur dazu dienen soll, das juridische herauszufinden. Freilich werden wir uns versagen müssen, Resultate einer geschehenen Rechtsbildung mitzuteilen, wir werden vielmehr danach trachten, klar zu stellen, dass der Lebenslauf der Wilden Ostafrikas, von denen wir die nachher zu betrachtenden als typisch für viele andere Stämme ansehen dürfen, gleichsam keine oder nur sehr wenig Gelegenheit und Raum bietet, Rechtsanschauungen sich gestalten zu lassen und wahrzunehmen; sodann werden wir diesmal, abweichend von dem Gang, den wir früher (Nr. 21, 22, 28, 29 d. Bl.) eingeschlagen haben, nicht immer zwischen Recht und Gebrauch unterscheiden, aber dafür gewissen Gebräuchen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, denen sich niemand entziehen darf. Solche Gebräuche, die ihre Befolgung gebieten, sind bestimmte Lebensnormen, welche die individuelle Freiheit zwar nicht im Interesse anderer, wohl aber in Rücksicht auf die allgemeine Volksanschauung bald einschränken, bald auf die Spitze treiben. So erscheinen sie als öffentliche, durch Sitte und Herkommen geheiligte und deshalb erzwingbare Verpflichtungen, aber auch als schrankenlose Befugnisse und nähern sich dem Rechtsbegriff. In Ostafrika beruhen sie auf Gewohnheit und Tradition, anderwärts aber auf geschriebenem Gesetz, durch welche sie geboten werden. Zu solchen Gesetzen gehören z. B. der Koran und die Erlasse der chinesischen Kaiser. Gebräuche und Förmlichkeiten, die hier vorgeschrieben sind, müssen so streng gehalten werden, wie Gesetze von eigentlichstem Rechtsinhalt. Geradeso die in Ostafrika auf Tradition beruhenden. Ebenso häufig werden wir wirtschaftliche Bedürfnisse als Quellen von Rechtsverhältnissen anerkennen müssen, welche in unseren Augen das grösste Unrecht in sich fassen, z. B. die Sklaverei. Und endlich werden wir gleichsam ein freilich nur sehr skizzenhaftes Zukunftsbild davon zu entwerfen haben, wie sich das durch Kolonisation oder sonstigen Kontakt der wilden Völkerstämme mit kultivierten Elementen bereits importierte und künftig noch zu importierende Recht zu der Anschauung und Auffassungsfähigkeit der Eingeborenen verhält und naturgemäss künftig verhalten wird.

An der Hand dieser Bemerkungen beschränken wir unsere Aufgabe auf Deutsch-Ostafrika, und zwar nicht nur aus dem bereits angedeuteten, in unserem grösseren Interesse liegenden Grund, sondern auch deshalb, weil uns dünkt, als ob die Rechtsbildung gerade dort, wo Handel und Kultur bis jetzt viel weniger als etwa im Westen auf sie eingewirkt haben, ein besonders interessantes, teils bereits vorhandenes, teils sich erst künftig gestaltendes Bild darbieten dürfte.

In Deutsch-Ostafrika treten bezüglich der Rechtsverhältnisse die vorhin bereits teilweise angedeuteten zwei ganz verschiedenen Erscheinungen hervor, je nachdem wir das Küstenland oder das Hinterland ins Auge fassen. Im Küstenlande haben wir es mit einem bereits importierten Recht, mit dem des Islam, zu thun, welcher in dem Hinterlande nur wenige Spuren zeigt, aber in diesem doch auch zu erkennen ist, da der seit Jahrhunderten bestehende Verkehr mit den Arabern und deren Uebergewicht islamitische Rechtsanschauungen hervorgebracht hat. In beiden, im Küstenland wie im Hinterland, hat aber die Gesetzgebung der Schutzmacht des Deutschen Reiches auch bereits einen bedeutenden Teil seiner Gesetze eingeführt. Inwieweit diese auch für die Eingeborenen und nicht nur für die sonstigen Bewohner des ostafrikanischen Schutzgebietes Geltung haben

[1]) Bastian, Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern. S. III der Einleitung.

Digitized by Google

werden, ist, wie wir nachher sehen werden, noch eine offene Frage, und in dieser Beziehung nannten wir vorhin unsere Darstellung ein Zukunftsbild. Die Macht des arabischen Einflusses hat sich in neuester Zeit an dem bekannten Aufstand messen lassen, und es hat der Mohammedanismus mit seiner religiösen und juridischen Gesetzgebung des Korans sich schon seit seiner Entstehung als Kulturelement mit einer Sturmflut über andere, sogar viel kultiviertere und widerstandsfähigere Völker gestürzt, als diejenigen Ostafrikas sind, denn seine innere Lebenskraft durchdringt seine Bekenner so tief, dass dem Erfolg seiner Propaganda im grossen und ganzen sogar jener des alten Roms nachstehen dürfte.

Wir sehen uns nun jenes für Rechtsbegriffe gleichsam keinen Raum bietende Leben einiger Völkerstämme an einem einzelnen Individuum, welches für alle typisch ist, etwas näher an, wobei uns zunächst der Reisende Joseph Thomson [1]) als Führer dienen mag, welcher ein solches Bild sehr ausführlich entworfen hat.

Die Mutter unseres Helden liegt, ihre Entbindung erwartend, auf einem gegerbten Ochsenfell in einer Hütte von etwa 1 m Höhe, 3 m Breite und 1 1/2 m Länge. Die Hütte besteht aus Baumzweigen, die von Pfählen getragen sind; über die Decke ist eine Mischung von Viehdünger und Lehm gebreitet; in der Regenzeit pflegen noch allerhand Tierhäute darüber gelegt zu werden. Der Ort unseres Bildes ist das Massailand, etwa zwischen dem 5.° südl. und dem 1.° nördl. Breite und 33° bis 35° östl. Länge, von Greenwich gerechnet. Solche Hütten, deren Mehrzahl eine Art Dorf im Massailand bilden, pflegen im Kreise zu stehen und einen Raum einzuschliessen, in welchem zur Nachtzeit das Vieh kampiert. Ein weiterer äusserer Kreis wird durch einen starken Verhau von Dornengesträuch zum Schutz gegen wilde Tiere und zur Abwehr äusserer Angriffe der Menschen hergestellt. Die Mutter in jener Hütte ist von mehreren Frauen, von denen eine die Funktionen der Hebamme versieht, umgeben. Wenn das Ereignis vorüber ist, drückt die Mutter ihre grosse Freude aus, dass das Kind ein Junge ist, was dort alle Mütter dem anderen Fall vorziehen, obgleich die Natur auch für recht hübsche Mädchen sorgt. Dass man nun mit Standesamt, Pfarrer und Priester nichts zu thun hat, wird keiner Erwähnung bedürfen. Am anderen Morgen waltet die Mutter ihres Hausfrauen-Amtes, wie wenn nichts geschehen wäre; sie trägt das Kind dabei auf dem Rücken, warm unter einer Ochsenhaut geborgen, die ihre einzige Bekleidung bildet. Wenn unser Held nach etwa zwei Jahren an der Muttermilch sich satt getrunken hat, übt er die hervorragenden Zähne an einem Klumpen Rindfleisch, wodurch dieselben, wie bei allen seinen Stammesverwandten, eine auffallend hässliche Stellung bekommen; dies thut aber dem Schönheitsbegriff keinen Eintrag, denn bei den Massai ist Hässlichkeit ebenso rühmlich, wie anderswo Schönheit. Mit der Badewanne macht das Kind keine Bekanntschaft, vielmehr bestreicht die Mama den Sohn zeitweise mit einer wohlriechenden, selbst bereiteten Salbe aus Fett und Lehm, und der Junge brüstet sich dann gleich den unsrigen, wenn sie einen neuen Anzug bekommen haben. — Das erste Amt, das ihm, dem Knaben, übertragen wird, ist Ziegen und Schafe zu hüten, aber auch Bogen und Pfeil sind ihm schon eingehändigt worden. Seine ganze Bekleidung besteht aus einem über die Schultern gehängten Schaffell, sein einziger Schmuck in den Ohrläppchen, die heruntergezogen und durchlöchert ein Holzstäbchen in der Grösse des Ohres tragen müssen. Mit Vater und Mutter führt er ein Nomadenleben vom Tiefland ins Hochland und wieder zurück und hört sie Gebete zu dem Nagai, dem Gotte der Himmel, heulen. Dabei hört er auch von gewagten Viehdiebstählen und blutigen Gefechten erzählen. Bald wird er durch eine Art Beschneidung vom Knaben zum Krieger oder Räuber befördert, und sein Vater rüstet ihn aus. Er zieht mit dem Jüngling von dannen, um Waffen zu kaufen. Man verlangt als Kaufpreis einen Stier, erhält aber nur ein Schaf, und eine Tracht Prügel bildet den Ausgleich. Die Waffen bestehen in einem Schild aus Büffelhaut, einem Speer mit Eisenspitze, einem Schwert und einem Streitkolben und werden von den Elkonono, einer untergeordneten Rasse der Massai, für diese angefertigt. Jene dürfen nicht mit in den Krieg ziehen und sich nicht mit den Massai verheiraten. Den Körperschmuck der Massai zu schildern, ist unnötig, da er für unseren Zweck kein Interesse bietet und viele weit verbreitete Abbildungen ihn viel besser veranschaulichen als Worte. — Unser Held nimmt nun an den Raubzügen teil, nachdem zuvor Gebete abgesungen (sit venia verbo) worden sind. Zu diesen Raubzügen, sowie zu kriegerischen Unternehmungen wird ein Führer gewählt, den man jedoch, wenn er sich nicht bewährt, ohne weiteres wieder absetzt und nach Umständen totschlägt. Unter ihm steht der eigentliche Leiter der Expedition, der Leigonani. Erst wenn dessen Schar wankt, stürzt sich jener Führer mit seiner Leibgarde in den Kampf. Der Leigonani ist zugleich der Anwalt des Haufens und leitet die Verhandlungen bei Streitfällen. Dies alles ist faktisch der einzige Anlauf zu einer Art Regierung und Richtergewalt. Solche Raubzüge richten sich meist nach der Ostküste und sind schon bis Bagamoyo vorgedrungen. Nach der Rückkehr folgt der Kampf um die Teilung der Beute, wo nur die Gewalt entscheidet. Was die Söhne davontragen, wird aber nicht ihr, sondern der Väter Eigentum. Für Kriegsfälle, die von Raubzügen unterschieden werden müssen, beobachten die Massai eine Art Kriegsrecht. Erst werden Vorbesprechungen über den Streitfall abgehalten, ein

[1]) Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika von J. Thomson, Deutsch von W. v. Freeden. Leipzig, Brockhaus 1885. S. 372 ff.

Digitized by Google

Platz wird zum Schlachtfeld ausgesucht, wohin die Krieger mit ihrem Vieh, ihren Weibern und den jungen Mädchen wandern; eine gewisse Anzahl Krieger tritt von beiden Seiten auf den Kampfplatz, wo sie in wütendem Handgemenge miteinander ringen und von den Weibern zur Kühnheit angespornt werden. Der Sieger erwirbt das Vieh des Besiegten. An solchen Kriegen und Raubzügen beteiligt sich natürlich auch unser Held, und sie füllen seinen Lebenszweck aus. Wenn sein Vater stirbt, nimmt er die Leiche auf den Rücken und wirft sie draussen hin ins freie Land, wo die Hyänen bald mit ihr fertig werden. Er ist der einzige Erbe aller Herden, die jüngeren Brüder und die Schwestern gehen leer aus; erst was die Brüder nunmehr selbst auf ihren Streifzügen erobern, wird ihr Eigentum. Unser Held schreitet zur Ehe. Er erwirbt seine Gattin durch die Uebergabe einer Anzahl Rinder an ihre Familie, und nach der Erledigung verschiedener Gebräuche beginnt das eheliche Leben. Von diesen Gebräuchen müssen wir einen erwähnen, weil er so ausnahmslos geübt wird und die einzelne Person so schwer und bindend trifft, dass wir ihn und ähnliche in dem oben angedeuteten Sinne ein Beispiel bestehenden Rechtes nennen dürfen. Wir wollen ihn, wie es auch unser Gewährsmann thut, in lateinischer Sprache ausdrücken:

> Praeputio deorsum de superiore parte penis secto, segmenta utrinque diducta ita componuntur infra, ut in bolum concrescant, qui unum digitum longus, dimidium digitum latus ab infimo pene pendet. Mulieribus ptius clitoris desecatur, quam in matrimonium eant.

(Schluss folgt.)

Ethnologie und Philosophie.

Von Th. Achelis.

(Schluss.)

Wie Post besonders in den socialen Erscheinungen den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes verfolgt, weil jenseit der Sphäre unserer individuellen, bewussten Existenz (eine spätere Gelegenheit wird uns noch auf diesen Punkt zurückführen), so hat es der geniale, leider viel zu früh verstorbene Lazarus Geiger versucht, das Problem von der allmählichen Entfaltung unseres Intellekts durch eine umfassende sprachwissenschaftliche Untersuchung zu lösen. Dass in seinen Schlussfolgerungen, wie Steinthal u. a. hervorgehoben haben, mancherlei Irrtümer oder mindestens gewagte Hypothesen mit unterlaufen (besonders gilt das von den übrigens sehr interessanten Forschungen über die Entstehung des Farbensinnes), darf uns hier nicht aufhalten; uns kommt es nur auf die prinzipielle Formulierung der Aufgabe an, die der geistreiche Denker in seinem berühmten Buch: Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft (zwei Bände) im Eingange so kennzeichnet: »Ueberall auf Erden, wo der Mensch erscheint, ist die Vernunft seine unterscheidende und gemeinsame Eigentümlichkeit. Der Abstand zwischen den elendesten, missgebildetsten, unfähigsten Menschenstämmen und den höchsten lebendigen Idealen unserer Gattung ist nicht so gross, dass nicht auf diesem Boden eines allenthalben analogen Denkens eine Verständigung zwischen ihnen möglich wäre. Auch sind die Menschen nirgends ohne Anfänge der Kultur, der Staatenbildung und Sitte und ohne eine gewisse Kunst und Industrie gefunden worden. Hieran wird begreiflicherweise keine Altertumsforschung, kein unterirdischer Fund von Gebilden der Menschenhand etwas zu ändern vermögen. Denn mögen Geräte und Werkzeuge aus Stein oder aus Eisen, und mögen sie so roh und kunstlos sein, als wir sie uns immer vorstellen können, so sind sie ja eben nur dadurch, dass sie die Spur einer Denkthätigkeit an sich tragen, als menschlich zu erkennen. Es steht also fest: soweit unsere Beobachtung reicht, ist der Mensch vernünftig. Und dennoch ist es nicht immer so gewesen. Die Vernunft ist nicht von ewig her; denn das organische Leben und die Erde selbst sind nicht von ewig. Die Vernunft hat, wie alles auf Erden, einen Ursprung, einen Anfang in der Zeit. Sie ist aber, wie die Gattung des Lebendigen, nicht plötzlich, nicht in aller ihrer Vollkommenheit sofort fertig, gleichsam durch eine Art von Katastrophe entstanden, sondern sie hat eine Entwickelung. Dies einzusehen haben wir in der Sprache ein unschätzbares, aber auch ein unentbehrliches Mittel. Ja ich glaube sogar, dass, so wahrscheinliche Hypothesen über den Ursprung des Menschen sonst aufzustellen sein mögen, doch Gewissheit und Bestimmtheit nur durch dieses Mittel zu erreichen sein werden.« Nur unter der Perspektive der über alle historische Schranken hinausgreifenden Entwickelung wird ihm die ganze Welt begreiflich: »Die Welt, soweit nur irgend Leben in ihr ist, kann nur durch die Erkenntnis begriffen werden, dass zwischen Natur und Notwendigkeit, Zweckmässigkeit und Kausalität, Dingen und Gedanken die Entwickelung vermittelnd steht; dass nicht aus dem Schosse der Mitwelt geboren ein Reiz unseren Willen, eine Anschauung unser Glauben, eine Erscheinung unser Begreifen, ein Objekt unsere Empfindung erzeugt: sondern die Vorwelt von deren Urbeginn, da das All aus dem Nichts hervorbrach, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, wo sich ein kleiner Teil der ewigen Weltenkraft in dieses unser Ich gestaltet hat, diese ist es, die in uns will, glaubt, denkt und empfindet, und hinter uns, nicht neben uns liegt der Schlüssel zu dem Rätsel in und um uns, und alles Daseins wahrer Grund und Quelle.« (a. a. O. I, 108.)

Um diese Umschau zu vervollständigen, sei es uns erlaubt, auch einen gleichgesinnten Vertreter der Philosophie heranzuziehen, weil es sich hier doch gerade für uns um die Beziehungen unserer Wissenschaft zu den Problemen der Erkenntnis-

Digitized by Google

theorie handelt. Wilh. Wundt, Naturforscher und Philosoph in einer Person (seine eigentliche Domäne ist die Physiologie und Mathematik, und auf philosophischem Gebiete die experimentelle Psychologie), sieht in Uebereinstimmung mit Helmholtz und vor ihm mit Schopenhauer in den einfachen Empfindungen, so bei den Gesichtsvorstellungen, ein unbewusstes Schlussverfahren, so dass er die Thätigkeit des Schliessens geradezu die Grundverrichtung unseres geistigen Lebens nennt. Aus diesem Prinzip konstruiert er dann die Entstehung und weitere Entfaltung des Bewusstseins, das sich vermöge jener ursprünglichen Akte aus der anfänglichen Nacht des Unbewussten mit immer wachsender Klarheit emporringt. »Die schwankenden Begriffsbestimmungen, welche man von dem Bewusstsein gegeben hat, erklären sich daraus, dass man das werdende von dem gewordenen Bewusstsein nicht scharf unterschied, und dass man jenes selbst schon nicht als fortlaufenden Prozess, sondern als einen von Anfang an gegebenen Zustand der Seele ansah. So kam man dazu, das Bewusstsein als eine ursprüngliche, nur gradweis verschiedene Eigenschaft der Seele aufzufassen. Der Gegensatz zwischen bewusst und unbewusst, aus dem doch ursprünglich die Unterscheidung des Bewusstseins allein hervorgegangen war, verschwand gänzlich. . . . Das Bewusstsein stellt sich uns dar lediglich als das Resultat eines Schlussprozesses, und zwar nicht eines Schlussprozesses, der unvermittelt auf einmal in das Seelenleben hineinfällt, sondern mit logischer Notwendigkeit an die ganze vorangegangene Reihe psychischer Vorgänge sich anschliesst, aus diesen selber hervorgeht. Der Schluss, durch den das Bewusstsein sich feststellt, ist deshalb von so unendlicher Wichtigkeit für die Entwickelung der Seele, weil er erst Licht und Ordnung in das Besitztum derselben hineinbringt. Denn Licht und Ordnung entstehen erst in der Seele, wenn die Bilder, welche die sinnliche Wahrnehmung liefert, mit bestimmten Grenzen umzogen werden, und dadurch in der Anschauung sich das Einzelne vom Einzelnen scheidet. Der erste Schritt zu dieser Scheidung liegt darin, dass das Individuum sich selbst scheidet von der Masse der anderen Dinge. Ist dies einmal vollzogen, so liegt in dem Akte dieser Trennung selbst schon der Hinweis, auch unter den Objekten der äusseren Wahrnehmung dieselbe Scheidung zu vollziehen und immer weiter ins Einzelne zu vervollkommnen. So ist demnach das Selbstbewusstsein eigentlich die erste That, und aus ihm entwickelt sich das objektive Bewusstsein, das in die Aussenwelt greifend die Gegenstände unterscheidet und ihnen diejenige Stelle anweist, die in Bezug auf das Ich ihnen zukommt.« (Vorlesungen über Tier- und Menschenseele. I, 300.) So erweist sich das Bewusstsein als ein Produkt vielfach verschlungener Prozesse, und nicht als die unnahbare, unveränderliche Substanz, für die sie vom spekulativen Idealismus gern ausgegeben wird; und eben in dieser Entwickelung zeigt sich auch der so bedeutsame Unterschied des Ich von dem Individuum, das wesentlich an die unbewussten seelischen Erscheinungen gebunden ist. Das Ich, welches alle früheren Stadien in einer synthetischen Einheit zusammenfasst, bezeichnet in dieser centralen Stellung den Schlusspunkt der Entwickelung für das Individuum. »Jedes Ich ist ein Individuum, aber nicht jedes Individuum ist ein Ich. Individuum ist der Mensch von der Entstehung seines Keimes an, zum Ich wird er erst in dem Moment, wo der Tag des Selbstbewusstseins in ihm aufgeht. Individuen sind auch die Pflanze und der Kristall. Aber nichts würde berechtigen, anzunehmen, dass Pflanze und Kristall das Bewusstsein des Ich in sich ausbilden. Nur eine verschwommene Psychologie, die ihren eigenen Mangel an festen Begriffen in die Dinge übertrug, konnte aus dem Ich einen allwaltenden Gott machen, der, selbst aus dem Nichts entstanden, alle Erkenntnis aus dem Nichts erzeugte.« (a. a. O. S. 293.)

Dass die Völkerkunde prinzipiell und in all ihren Einzelarbeiten die nämliche Ueberzeugung teilt, leuchtet wohl ohne weitere Ausführung ein; in allen Manifestationen des menschlichen Geistes, sei es in Religion, Mythologie, Sitte, Recht, Kunst u. s. w., ist es nicht die Thätigkeit des Individuums als solchem, und sei es noch so mächtig und erhaben, allein, sondern des grossen socialen Komplexes, die darin zum Ausdruck kommt. Dass nicht wir denken, sondern dass es in uns denkt, bemerkt Bastian mit Recht, ist demjenigen klar, der aufmerksam auf das zu sein gewohnt ist, was in uns vorgeht. (Beiträge zur vergl. Psych. S. 1.) Es scheint sich auch allmählich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn zu brechen, dass die Geschichte des Völkerlebens schlechterdings nicht mit individuellem Maassstabe zu beurteilen ist, als ein Kompromiss etwa einzelner Leistungen, aber die leidige Ueberschätzung der Bedeutung des Individuums im allgemeinen (ganz besonders freilich für das Gebiet der Sitte) ist doch noch nicht verschwunden. Sowenig der einzelne Mensch in dem grossen Räderwerk des socialen Lebens zu entbehren ist, wie er vielmehr den gegebenen Durchgangspunkt für alle konträren Strömungen und Ideen bildet, die das geistige Wachstum unseres Geschlechts beherrschen, so wenig ist diese Individualität eine selbsteigene, sondern (so paradox es klingen mag) nur der variable Ausdruck des ethnischen Typus, des monde ambiant, wie Bastian sagen würde. Diese Abhängigkeit des Menschen von der Struktur der Organisation, in die er ohne sein Zuthun hineingeboren wird, steigt, je unentwickelter sein Bewusstsein überhaupt ist, also je dürftiger und primitiver die ihn umschliessende ethnische Bildung ist. Daher das chaotische, scharfer individueller Ausprägung unzugängliche Gewirr der Geschlechtsgenossenschaften, wo Recht und Sitte noch annähernd zusammenfallen und jeder persön-

Digitized by Google

liche Charakter von dem allgemeinen Typus überwuchert wird. Aber auch für unsere Zeit trifft in gewissem Sinne unsere Behauptung noch zu. »Wenn der einzelne Mensch sich heutzutage eine bestimmte Sphäre zuschreibt, innerhalb deren er seinen biologischen Trieben freien Lauf zu lassen sich berechtigt fühlt, und wenn er andererseits eine bestimmte Grenze anerkennt, welche nicht zu überschreiten er sich für verpflichtet fühlt, so stützt sich dieses sittliche Bewusstsein des Menschen auf die Thatsache, dass er einerseits ein biologisches Individuum und andererseits ein Glied socialer Verbände ist, dass er mit anderen Worten bis zu einem gewissen Grade ein selbständiges kosmisches Individuum ist, andererseits aber wieder einen Elementarorganismus in höheren kosmischen Individuen, in den socialen Verbänden darstellt. Die höhere Ordnung der socialen Verbände verlangt von ihm eine Beschränkung seiner Individualität, während sie ihm bis zu einer gewissen Grenze eine Bethätigung derselben gestattet.« (Post, Grundlagen des Rechts S. 10.)

Aber wenn somit auch die geistige Bedeutung des Individuums nie völlig aus sich selbst erklärt werden kann, sondern mit Notwendigkeit die Realität eines dasselbe umschliessenden geistigen Seins, eines Gesamtorganismus verlangt (vgl. dazu Wundt, System der Philosophie S. 597 ff.), so ist damit doch nicht der Individualität aller Wert abgesprochen. Zunächst beachte man den früher berührten Unterschied zwischen Ich und Individuum; nur jenem kann die geforderte selbständige Stellung gebühren, weil sich nur in ihm der Geist zu konkreter, bewusster Einheit zusammenfasst. Sodann ergibt sich aus unseren früheren Andeutungen von selbst, dass die Völkerkunde durchaus nicht gewillt ist, die hervorragende Rolle, welche einzelne Menschen in Staat und Gesellschaft zu spielen berufen sind, irgendwie zu leugnen. Alles geistige Leben, das sich in der Gesamtheit regt, verdankt den Strebungen einzelner seinen Ursprung, und es gibt für jede weitere sociale Gliederung keine allgemeinen Zwecke, die nicht vorher irgendwie in individueller Form vorhanden gewesen wären. Das Individuum ist so sehr das natürliche Centrum jedes geistigen Lebens, dass wir überhaupt alle andern Formen geistiger Thätigkeit nur nach diesem individuellen Schema zu beurteilen vermögen. Die Kulturgesellschaft der Menschheit, in ihrer höchsten Durchdringung und Entfaltung das Ziel alles geistigen Strebens überhaupt, ist letzten Endes ohne die individuelle Thätigkeit und damit auch ohne die, freilich bedingte, Realität des Einzelnen ein blosser Schemen, ein totes Abstraktum. Mit kurzen Worten möchten wir gerade an der Hand desjenigen Mannes, der durch seine Lehre von dem Völkergedanken vor einer einseitigen Ueberschätzung der individuellen Persönlichkeit sicher ist, Ad. Bastians, diese Kehrseite völkergeschichtlicher Betrachtung schildern. Nachdem er den Aufschwung der psychologischen Forschung besprochen und im besonderen die Zerstörung dogmatischer Satzungen durch die Naturwissenschaft erörtert hat, fährt er so fort das Ziel jedes persönlich aufrichtigen Strebens zu schildern: »Und was ist es, das des Menschen Herz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es nur ein integrierender Teil ist. Kann es hoffen, es jemals anders zu verstehen, als in dem Momente seines Mitwirkens in dem allgemeinen Zusammenhange? Kann ihm ein sichererer und erhabenerer Trost geboten werden, als sich selbst ein Atom in der Unendlichkeit und Ewigkeit zu wissen, unendlich und ewig wie diese? Der Baum fühlt sich als Einheit, so weit seine Zweige reichen, das Tier lebt innerhalb des Horizontes seines Sehorgans, der Mensch in der Peripherie seines Denkens. Wenn sich in der Jugendzeit der Geschichte seine Vorstellungsreihen mit idealischen Figuren schlossen, ist es nicht dieselbe Erscheinung, die er an jedem Individuum wiederkehren sehen kann? Sollen wir, die wir jetzt im Vollgenuss des klaren Tages atmen, uns in die längst verblassten Spiele vergangener Dämmerstunden zurückträumen? uns aufs neue in die Sklavenfessel unserer eigenen Phantasie schlagen? Lasset uns vielmehr wirken und streben, damit wir nach gethaner Arbeit uns ruhig, wenn der Abend hereinbricht, zum erquickenden Schlafe niederlegen können. Der künstliche Horizont der Märchen und Mythologien ist durch die Naturwissenschaften zerrissen. Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit, warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgibt. Bald wirst du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirst mit ihm verwachsen, unauflöslich, ewig, unendlich wie er, und dich selbst erfüllen in bewusster Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Atemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimiliert, sichert das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns reproducieren.« (Der Mensch in der Geschichte I, 30.)

Auch die Völkerkunde bestätigt in ihrem ganzen Aufbau somit den durch die moderne Wissenschaft erprobten Satz von der psychophysischen Organisation der menschlichen Natur; dadurch werden alle einseitig materialistischen und spiritualistischen Hypothesen von vorneherein als unzureichend begründete Auffassungen zurückgewiesen. Bewegung und Empfindung sind die beiden letzterreichbaren Punkte für unsere psychologische Zergliederung unserer Existenz, über die hinaus, wie schon früher bemerkt, nur mehr oder minder unsicheres Vermuten hinausführt. Dieselbe Struktur zeigt auch das geistige Wachstum der Menschheit auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung; betrachten wir z. B. nach dieser Perspektive das Recht, so bildet die

Digitized by Google

ganze sociale Form desselben einschliesslich der Sitte und der äusseren Existenzbedingungen den mechanischen Teil dieses Prozesses, dem auf der anderen Seite in dem individuellen Rechtsgefühl, der Moral und den daraus entspringenden einzelnen sittlichen Ideen das psychische Kehrbild entspricht. Dieses Schema ist das Grundgesetz unserer Erkenntnis, das uns keine auch noch so feinsinnige Mystik entreissen wird. Man kann mit Post wohl sagen: »Hinter unserer Sinnenwelt muss eine übersinnliche Welt liegen, welche durch Einwirkung auf unsere Sinne uns das Bild erzeugt, welches für uns die Welt ist, und hinter dem seelischen Gebiet, welches wir unser Bewusstsein oder unser Ich nennen, muss ein weiteres uns unbewusstes seelisches Gebiet liegen, aus welchem unser Bewusstsein, unser Ich in jedem Augenblicke gespeist wird,« aber man muss auch mit ihm hinzusetzen: »Doch beide sind für uns unzugänglich. Der Weltgeist offenbart sich uns Menschen nicht in dem einheitlichen Bilde, in welchem ihm das Universum erscheinen mag, sondern in einem Doppelbilde seelischer und sinnlicher Welt. Der Akt der molekularen Bewegung der Nervencentren und der Akt der Wahrnehmung, die mechanische und die psychische Welt mögen für den Weltgeist eins sein, für uns als Menschen, als Träger tellurisch-organischer Sinnesorgane, ist das kosmische Leben in ein Bewegungsleben und in ein Empfindungsleben geschieden.« (Grundlagen des Rechts S. 1.) Alle geistreichen Ausführungen mithin, die z. B. E. v. Hartmann auf Grund unserer in die umfassende Substanz des Allunbewussten auslaufenden Existenz über den Weltbau, seinen Grund, Fortgang und schliesslichen jämmerlichen Zerfall versucht hat, richten sich vor dem Forum einer nüchternen, am wahren Thatbestand wissenschaftlicher Forschung unbeirrt festhaltenden Kritik von selbst; sie gehören in das leider immer noch so sehr beliebte Gebiet der kosmogonischen Phantasien — man denke nur an ihre neueste Formation des mystischen Astralleibes von C. du Prel!

Zum Schluss möchten wir nochmals einem verhängnisvollen eventuellen Missverständnis nachdrücklich entgegentreten. Wenn wir früher das Sinnliche als die Quelle für die transcendente Welt bezeichneten, so geschah das natürlich nur insofern, als der Mensch nur aus dieser ihm unmittelbar zugänglichen Wirklichkeit das Material für seine intellektuellen Gebilde entlehnen konnte, und weil somit auch in den subtilsten und abstraktesten dialektischen Begriffskombinationen sich letzten Endes dieselbe empirische Beziehung bekunden musste. Dagegen würden wir es als völlig verfehlt bezeichnen, wenn man uns nun eine direkte Ableitung des einen Faktors aus dem anderen im materialistischen Sinne zumuten wollte, und dies ist der Punkt, wo wir uns von manchen darwinistischen Sociologen unserer Tage trennen, die glauben, mit dem Zauberwort der Entwickelung alles aus dem Nichts, bez. aus der blinden Materie erschaffen zu können. Jede Entwickelung setzt selbstredend, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, eine sei es auch noch so dürftige Reihe von Elementen und Faktoren voraus, an und in denen sich der betreffende Prozess abspielt; der Kampf ums Dasein z. B. kann ohne die Voraussetzung des Individuums, welches an der Pforte dieser ganzen Bewegung steht, nichts anfangen, und dasselbe gilt im verstärkten Maassstab von allen psychologischen und erkenntnistheoretischen Problemen. Die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft, diese höchste, vielleicht unerreichbare Aufgabe einer vergleichenden ethnologisch-philosophischen Wissenschaft, wird immer, soll sie nicht mit einem Salto mortale ins Metaphysische und Dogmatische stürzen, mit gewissen Urelementen der Erkenntnis beginnen, ohne die es schlechterdings kein logisches Denken gibt. So unzweifelhaft es ist, dass bei dem Naturmenschen die Sinnlichkeit gegenüber den Kulturvölkern ungemein überwiegt, so hoffnungslos ist es doch andererseits, alles Vorstellen, also jede intellektuelle Thätigkeit aus blosser Wahrnehmung abzuleiten. Und das wäre doch nötig, wenn die Vernunft (man verzeihe der Kürze halber diesen Ausdruck) so ohne weiteres ein Produkt unserer sinnlichen Organisation wäre.

Der durch Leibniz bedeutsam modificierte Satz Lockes: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, nisi intellectus ipse, — wird auch durch die völkergeschichtliche Untersuchung bestätigt. Das menschliche Bewusstsein, und sei es noch so ärmlich, steht ebenso sehr an der Pforte unserer Entwickelung, wie die Zelle z. B. der Anfangspunkt jeder weiteren biologischen Differenzierung ist; dagegen wäre es das grösste Wunder, wenn sich dasselbe plötzlich oder auch, wie neuerdings mehr beliebt, allmählich im Laufe dieser Entfaltung, die sich, man weiss leider nur nicht an wem vollziehen soll, einstellte. Und wenn man sich an diesen Ausdruck stösst und ihn für ein scholastisches Ueberbleibsel erklärt, so würde doch dasselbe Rätsel bleiben, wenn wir dafür die unumstössliche Thatsache der psychologischen Erfahrung, die Empfindung, setzen. Keine ehrliche Untersuchung kann an der diametralen Verschiedenheit dieser beiden Grundfesten unserer ganzen Weltauffassung harmlos vorübergehen und sich eine geheime Wahlverwandtschaft, die allgemach in eine Identität beider sich umwandelt, weismachen lassen. Der Inhalt also der Empfindung mag vollständig sinnlicher Art sein, ein getreues Abbild der nur äusseren Beobachtungen und Wahrnehmungen zugänglichen Auffassung primitiver Völker, aber ihr Wesen oder, wie Kant sagen würde, ihre Form ist durchaus nicht gleich mit der molekularen Bewegung, welche sie mechanisch bedingte. Wie wichtig dieser grundlegende, leider noch immer viel zu wenig beachtete Unterschied zwischen Form und Inhalt ist, werden wir sehen, wenn es sich für uns

Digitized by Google

darum handelt, den Einfluss zu betrachten, welche die moderne Völkerkunde auf die Ethik ausgeübt hat.

Eine Bemerkung zu dem Aufsatz „Burjatische Volksüberlieferungen".

Von Dr. K. Bürger.

In der Nr. 37 des »Auslands« bespricht Friedr. S. Krauss eine russische Veröffentlichung über ostsibirische Volksüberlieferungen und hebt als besonders interessant in derselben das Märchen von Bochon-Chobun hervor, der mit Hilfe der ihm verbündeten Tiere und Sachen den Riesen Mangatchaj seines Hauses und schliesslich sogar seines Lebens beraubt. Er stellt nämlich diese Geschichte mit unserem deutschen Märchen von den Bremer Stadtmusikanten zusammen und knüpft daran die Bemerkung, sie lehre so recht, wie ein und dasselbe Motiv formell gründlich verschieden von einer anderen Fassung sein könne und doch dabei dem eigentlichen Gedanken nach keine wesentliche Einbusse zu erleiden brauche. Allein dieselbe ist noch viel lehrreicher und interessanter, als Krauss geahnt hat; man vergleiche nur folgendes Märchen, das sich bei Grimm in der grossen Ausgabe unter Nr. 41 findet und nach der Angabe der Anmerkungen aus den Maingegenden stammt.

Herr Korbes.

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die wollten zusammen eine Reise machen. Da baute das Hähnchen einen schönen Wagen, der vier rote Räder hatte, und spannte vier Mäuschen davor. Das Hühnchen setzte sich mit dem Hähnchen auf, und sie fuhren miteinander fort. Nicht lange, so begegnete ihnen eine Katze, die sprach: »Wo wollt ihr hin?« Hähnchen antwortete:

»Als hinaus,
Nach dem Herrn Korbes seinem Haus.«

»Nehmt mich mit,« sprach die Katze. Hähnchen antwortete: »Recht gerne; setz' dich hinten auf, dass du vornen nicht herabfällst.« Danach kam ein Mühlstein, dann ein Ei, dann eine Ente, dann eine Stecknadel und zuletzt eine Nähnadel, die setzten sich auch alle auf den Wagen und fuhren mit. Wie sie aber zu des Herrn Korbes Haus kamen, so war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Scheune, das Hühnchen flog mit dem Hähnchen auf eine Stange, die Katze setzte sich ins Kamin, die Ente in die Bornstange, das Ei wickelte sich ins Handtuch, die Stecknadel steckte sich ins Stuhlkissen, die Nähnadel sprang aufs Bett mitten ins Kopfkissen, und der Mühlstein legte sich über die Thüre. Da kam der Herr Korbes nach Hause, ging ans Kamin und wollte Feuer anmachen, da warf ihm die Katze das Gesicht voll Asche. Er lief geschwind in die Küche und wollte sich abwaschen, da spritzte ihm die Ente Wasser ins Gesicht. Er wollte sich an dem Handtuche abtrocknen, aber das Ei rollte ihm entgegen, zerbrach und klebte ihm die Augen zu. Er wollte sich ruhen und setzte sich auf den Stuhl, da stach ihn die Stecknadel. Er geriet in Zorn und warf sich aufs Bett, wie er aber den Kopf aufs Kissen niederlegte, stach ihn die Nähnadel, so dass er aufschrie und ganz wütend in die weite Welt laufen wollte. Wie er aber an die Hausthür kam, sprang der Mühlstein herunter und schlug ihn tot. Der Herr Korbes muss ein recht böser Mann gewesen sein.

Man sieht, wie beide Märchen fast bis in die kleinsten Einzelheiten übereinstimmen. Nur einige wenige Aenderungen in der Reisegesellschaft sind eingetreten, aber es sind das alles nur Kleinigkeiten, die den Eindruck der gewiss höchst merkwürdigen Thatsache nicht verwischen können, dass bei zwei Völkern, die so ziemlich an entgegengesetzten Enden des Erdballs wohnen, dasselbe Märchen in fast allen Einzelheiten genau sich wiederfindet. Es ist klar, dass eine so durchgehende Uebereinstimmung nur auf der Uebertragung derselben Quelle einerseits zu den Germanen, andererseits zu den Burjaten beruhen kann. Wann und auf welche Weise diese Uebertragung geschehen ist, darüber kann sich der Verfasser kein Urteil erlauben; nur darauf möchte er noch hinweisen, mit welcher Treue sich trotz der nur mündlich geschehenen Ueberlieferung und Fortpflanzung bei beiden Völkern die Urform des Märchens erhalten hat. Eine Weiterbildung des Märchens findet sich übrigens ausser in der Geschichte von den Bremer Stadtmusikanten, wo bloss noch das Grundmotiv dasselbe geblieben ist, im Märchen vom Lumpengesindel (Nr. 10 bei Grimm). Auch hier sind freilich die handelnden Personen auf Hähnchen, Hühnchen, Stecknadel, Nähnadel, Ente und Ei zusammengeschmolzen, wobei überdies das Ei vom Hühnchen gelegt und dann ganz anders verwendet wird. Auch ist das Ganze rationalisiert, indem an Stelle des schlimmen Ausganges, der schon dem Erzähler des ersten Märchens aufgefallen war (man vergleiche den Schluss), eine harmlose Fopperei des Wirtes durch die verbündeten Tiere und Sachen getreten ist — dass aber trotzdem beide Märchen ursprünglich identisch sind, wird jedem Kundigen klar sein.

Das männliche Wochenbett.

Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs.

(Fortsetzung.)

§ 5.
Tupivölker.

Bei den **Guaraní** vererbt sich die Häuptlingswürde vom Vater auf den Sohn, eventuell auf die Tochter [1]), die Eheschliessung vollzieht sich auf dem Wege des Frauenraubes [2]), Polygynie ist zulässig, wenngleich sie thatsächlich nur den Häuptlingen und

[1]) Klemm, KG. 2, S. 124.
[2]) Dargun, MR. S. 81, Note 9.

Digitized by Google

den Adligen möglich ist[1]), die Mädchen sind nicht zur Keuschheit verpflichtet[2]), und auch den Frauen ist (nach Dargun) der Ehebruch gestattet[3]).

Wenn die Ehefrau eines Guaraní schwanger ist, so vermeidet der Mann die gefährliche Jagd wilder Tiere[4]), und noch 15 Tage nach der Geburt bringt er ohne Jagd und fastend zu, weil man glaubt, dass davon das Leben des Kindes abhänge[5]) — ein anderer Bericht allerdings lässt die Ehemänner nach Herzenslust schmausen, um die Kräfte wieder zu ersetzen, die erschöpft würden, so oft sie Vater werden[6]).

Hier ist es jedenfalls charakteristisch, dass der beteiligte Mann nicht notwendig der Erzeuger ist, noch für solchen gehalten wird, sondern er ist eben der Ehemann der Mutter. Bei unehelichen Kindern kommt nichts derartiges vor, bei Ehebruchskindern (auch wenn es bekannt ist, dass die Kinder im Ehebruche erzeugt sind) ist er nicht der Erzeuger, sondern der Hausvater.

Wenn bei den **Petivaren** die Frauen niederkommen, so legen die Ehemänner sich ins Bett und werden von allen ihren Nachbarn in höflicher Weise beglückwünscht und von ihren Frauen reichlich und sorgfältig gepflegt (De Laët 1633)[7]).

Wenn dieser Bericht zuverlässig ist, wenn es sich hier wirklich um eine Pflege des Mannes und nicht um ein Faulenzen aus Langerweile handelt, so dürfte die Erscheinung wohl einfach ein Ausdruck der Freude über den neuen Sprössling sein.

Auch wir pflegen an den Tagen, an welchen wir uns freuen, die Arbeit zu meiden und besseres Essen zu uns zu nehmen. Der Vater freut sich, dass das junge Geschöpf glücklich da ist, und zur Belohnung will er sich einmal gründlich ausruhen.

Die **Mundrucû** am Tapajoz scheinen nach Vaterrecht zu leben.

Die ehehindernde Verwandtschaft wird agnatisch berechnet[8]). Der Vater gibt seine Tochter in die Ehe, und die Form der Eheschliessung ist die, dass die Braut entweder nach erlangter Pubertät ohne Gegenleistung abgegeben oder vor der Pubertät zugesagt und durch Dienste des Bräutigams erworben wird; manchmal führt auch die Hauptfrau selbst ihrem Manne eine neue Frau zu, denn Polygynie ist zulässig, und die erstgeheiratete Frau ist Hauptfrau und oberste Haushälterin des Mannes. Der Mutterbruder spielt bei den Mundrucû insofern eine Rolle, als jedes erwachsene Mädchen, dessen Vater gestorben ist, ein Recht darauf hat, dass ihr Mutterbruder sie heiratet, falls sie keinen anderen Bewerber findet[1]).

Dies hat aber nichts mit dem Matriarchat zu thun. Das was beabsichtigt wird, ist die Versorgung; dass aber ein Weib als Jungfrau um der Versorgung willen in einem fremden Hause lebt, ist bei der geringen Kultur der Mundrucû unmöglich: dadurch, dass sie in sein Haus einzieht, wird sie seine Frau; deshalb kann das Mädchen auch nicht zu dem Vaterbruder ziehen, denn das wäre Incest, es bleibt also niemand übrig als der Mutterbruder.

Bei den Mundrucû ist es Sitte, dass die Männer sich bei der Geburt eines Kindes mehrere Wochen lang in die Hängematte legen, und die Pflege der Wöchnerin, sowie die Besuche der Nachbarn annehmen; denn nur dem Vater wird das Kind zugeschrieben; die Thätigkeit der Mutter dabei wird der des Bodens, der die Saat empfängt, verglichen[2]). Auch hier ist offenbar nichts als ein Ausdruck der Freude über die vollbrachte Leistung. Der Schlusssatz soll nichts weiter erklären, als dass der Vater und nicht die Mutter in erster Linie freudig erregt ist; Ploss fasst es allerdings so auf, dass ohne die Ceremonie der Mann nicht als rechtmässiger Vater des Kindes anerkannt werden könne[3]), aber daran ist nicht zu denken. Die rechtliche Heraushebung der Ehebruchskinder aus der Zahl der übrigen in der Ehe geborenen Kinder und die Anerkennung durch willkürlichen Akt des Vaters ist ein Moment, welches in die Kultur der Mundrucû durchaus nicht passt.

Die **Omaguá** oder Campévas scheinen in Polygynie zu leben[4]). Bei ihnen müssen beide Eltern fasten, bis das Kind sitzen kann: sie essen keine Säugetiere, aber Fische und das Fleisch der Schildkröte tracajá[5]).

Die **Chiriguana** (Schiriguana) leben in Polygynie, welche aber thatsächlich nur den Häuptlingen und Adligen möglich ist[6]). Bei ihnen »beobachtet der Ehemann das Wochenbett«, indem er nach der Geburt von der Frau in der Hängematte verpflegt wird[7]).

---

[1]) Bastian in der Zeitschrift für Ethnologie (ZE.) 1, S. 261. — Post, Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts. Oldenburg 1890, S. 64.

[2]) Starcke, PF. S. 242.

[3]) Dargun, MR. S. 43, Note 1.

[4]) Westermarck, HM. 1, S. 22.

[5]) Starcke, PF. S. 55, 305.

[6]) Ploss, KBS. 1, S. 149, 156.

[7]) Ploss, KBS. 1, S. 149.

[8]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1339. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 248.

[1]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1339.

[2]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1339. — Vgl. auch Bastian, KAA. 3a, S. 111. — Lubbock, VZ. 2, S. 60. — Ploss, KBS. 1, S. 149. — Starcke, PF. S. 55. 304. — Waitz, ANV. 1, S. 295.

[3]) Ploss, KBS. 1, S. 152. (Ploss hat offenbar keine neue Quelle benutzt, sondern den Spix-Martius'schen Schlusssatz in dem angegebenen Sinne verstanden.)

[4]) Hellwald in THZ. 5, S. 387 s. v. »Mesaya«.

[5]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1187. — Ploss, KBS. 1, S. 150. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 304, (der den Spix-Martius'schen Bericht auf die Araicus bezieht; diese sind aber bei Spix und Martius auf S. 1190 als Uaraicú behandelt.) — Vgl. weiter Bastian, KAA. 3a, S. 110. — Hellwald im Ausland, S. 1212b.

[6]) Post, StEF. S. 64.

[7]) Bastian, KAA. 1, S. 595; 2, S. 37, Note 2.

Digitized by Google

§ 6.
Paraguay-Indianer.

Bei einigen Paraguay-Indianern musste, wenn ein neugeborenes Kind erkrankte, die ganze Verwandtschaft sich der Nahrungsmittel enthalten, von denen man annahm, dass sie dem Kinde schädlich seien [1]). Zu den Paraguay-Indianern im weitesten Sinne gehören die Guaycuru-Abiponen-Stämme, die Araucaner, die Puelche, die Tsoneca (Patagonier) und die Pescheräh (Feuerländer) [2]), und bei zweien von diesen Völkern gibt es auch Vorschriften, welche sich lediglich auf den Vater beziehen.

Die **Abiponen** lassen die Häuptlingswürde vom Vater auf den ältesten Sohn übergehen [3]); sie verheiraten sich auf dem Wege des Frauenkaufes, der Consens der Braut selbst ist zur Gültigkeit der Ehe erforderlich [4]), und die Frau folgt dem Manne, sobald die Ehe durch die Geburt des ersten Kindes faktisch unauflöslich gemacht ist [5]), in dessen Haus [6]).

Der Ehemann ist Herr über die Kinder, wenngleich er sie niemals züchtigt, sondern sich Ungehorsam und Misshandlungen von ihnen gefallen lässt, um ihren Mut nicht zu dämpfen [7]). Mädchen sind zur Keuschheit verpflichtet [8]).

Bei diesen muss der Ehemann nach der Geburt eines Kindes eine Reihe von Tagen hindurch, in Decken und Felle gehüllt und vor jedem rauhen Luftzuge geschützt, im Bette liegen und fasten. Der Mann versagt sich nicht nur gewisse Fleischspeisen, sondern er legt sich auch noch nach dieser Zeit andere Entbehrungen auf; so darf er nicht niesen, keinen Met trinken, nicht in der Kälte über einen Fluss schwimmen, er muss seine Augenbrauen scheren, er darf sich nicht in Schweiss reiten u. s. w. [9]).

Dies alles geschieht, da die Abiponer der Meinung sind, dass die Ruhe und Mässigkeit des Vaters zum Wohlsein neugeborener Kinder ausserordentlich viel beitrage und schlechterdings notwendig sei. Denn sie glauben, dass jede Ungemächlichkeit des Vaters auf das Kind einen nachteiligen Einfluss habe, dergestalt, dass, wenn dieses stirbt, alle Weiber die Schuld daran der Unmässigkeit des Vaters zuschreiben und sich bald über dieses, bald über jenes beschweren [1]).

Diese grosse Sorgfalt des Vaters für den Säugling steht in vorzüglichem Einklange mit der milden und schwächlichen Behandlung, welche der Vater den grösseren Kindern angedeihen lässt.

Von den **Feuerländern** wird das Vorhandensein des männlichen Wochenbettes ohne weitere Angaben berichtet [2]).

§ 7.
Indianer von Peru.

Unter dem Namen Indios bravos von Peru lässt sich eine Reihe von 30 Indianervölkern zusammenfassen, für die ein durchgreifender ethnologischer Zusammenhang nicht gesichert, ja eher ausgeschlossen ist [3]). Zu dieser Gruppe gehören auch die wenig kriegerischen Stämme am **Ucayali,** welche die Gewohnheit haben, dass sich der Mann bei der Niederkunft seiner Frau ins Bett legt und sich ein paar Wochen pflegen lässt [4]).

Zu derselben Gruppe gehören auch die **Conibos** am Ucayale, bei denen der Ehemann einem längeren Fasten unterworfen ist [5]).

Bei den **Majorunas,** welche gleichfalls in diese Gruppe gehören, ist es dagegen die Mutter, welcher das Fleisch von Affen versagt ist, während ihr der Genuss einer anderen Speise besonders empfohlen wird [6]).

Bei einem **anderen** Volke von Peru fasteten beide Eltern eine Zeitlang, wenn ihnen Zwillinge geboren waren [7]); es muss dahingestellt bleiben, ob diese Stämme mit denen identisch sind, bei welchen den Häuptlingen das Recht der Brautnacht zusteht [8]), oder vielleicht mit den Manta, bei denen das gleiche Recht allen Verwandten und Freunden des Bräutigams gewährt wurde, wenn sie bei der Hochzeit zugegen waren [9]).

In diesem Falle hätten wir wieder das Beispiel eines Volkes, bei welchem die Aufgabe des Vaters nicht durch die Thatsache der Erzeugung veranlasst ist.

§ 8.
Andere Südindianer-Völker.

Bezüglich der **Araua** am Juruá wurde beobachtet, dass ein Mann, der eine schwangere Frau hatte, einen Teil der glatthäutigen Fische, alle Schuppenfische und alle männlichen Schildkröten als Speise ablehnte.

---

[1]) Ploss, KBS. 1, S. 36. 150.
[2]) F. Müller, AE. S. 274—276.
[3]) Klemm, KG. 2, S. 123. — Westermarck, HM. 1, S. 122.
[4]) Klemm, KG. 2, S. 75. — Bastian, RV. S. 177. — Hellwald, MF. S. 311. — Pöppig in Ersch' und Grubers Allgemeiner Encyklopädie II. 17, S. 382a.
[5]) Klemm, KG. 2, S. 76. — Starcke, PF. S. 48 f.
[6]) Klemm, KG. 2, S. 75. — Starcke, PF. S. 277.
[7]) Klemm, KG. 2, S. 87. — Starcke, PF. S. 48.
[8]) Klemm, KG. 2, S. 75. — Buddëus in Ersch' und Grubers Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, I, 31 (Leipzig 1838), S. 393. — Westermarck, HM. 1, S. 80.
[9]) Bastian, KAA. 1, S. 595. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Klemm, KG. 2, S. 83. — Lubbock, EC. S. 13. — Lubbock, VZ. 2, S. 260. — Ploss, KBS. 1, S. 150. 151 f. — Starcke, PF. S. 55. 305. — Waitz, ANV. 1, S. 295.

[1]) Starcke, PF. S. 305.
[2]) Lubbock, VZ. 2, S. 260.
[3]) Tschudi, Perú. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842 (PR.), St. Gallen 1846, 2, S. 221. 222. 224. 225. 226.
[4]) Tschudi, PR. 2, S. 235. — Vgl. auch Waitz, ANV. 1, S. 295. — Ploss, KBS. 1, S. 150. 155. 157.
[5]) Peschel, VK. S. 25. — Waitz, ANV. 1, S. 295.
[6]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1188.
[7]) Ploss, KBS. 1, S. 35.
[8]) Waitz, ANV. 1, S. 460.
[9]) Lubbock, EC. S. 102. — Westermarck, HM. 1, S. 188.

Digitized by Google

Ein anderer, welcher einen Säugling hatte, ass überhaupt keine Schildkröten, nicht einmal Schildkrötenеier [1]).

Bezüglich der **Jívaros** wissen wir, dass es bei ihnen üblich ist, und dass die Ehemänner das Recht haben, die Frauen gegeneinander auszutauschen; wir wissen aber nicht, ob dies vorübergehend auf kurze Zeit oder dauernd geschieht [2]). Dieses Recht ist kein sicheres Kennzeichen für das Patriarchat, da es sich auch mit Matriarchat und loser Familie allenfalls verträgt, aber es ist auch nicht, wie Dargun anzunehmen scheint [3]), ein Zeichen für das Matriarchat, so dass wir über die familienrechtliche Stellung der Jívaros keine sichere Kenntnis haben.

Bei ihnen legt sich der Mann, sobald seine Frau geboren hat, in die Hängematte und lässt sich mit Leckerbissen füttern [4]), und zwar thut er dies, um sich für die vermehrten Pflichten zu stärken, welche ihm die Geburt eines neuen Kindes auferlegt [5]). Ob dieser Grund von den Jívaros selbst, von Orton oder von Hellwald angegeben wird, habe ich leider nicht feststellen können.

Von den **Juris** am Solimoês ist die Sitte bekannt, dass sich der Mann, sobald die Frau geboren hat, in die Hängematte legt und von dieser bedienen lässt [6]). Beobachtet ist das Verfahren nicht.

Bei den **Cayuvavas** enthält sich der Ehemann während der Menstruation seiner Frau der Arbeit [7]).

Die **Cauixanas** pflegen zur Zeit der Niederkunft ihrer Frauen zu fasten [8]).

Die **Coroados** leben in Horden und ernähren sich von der Jagd und vom Sammeln von Feldfrüchten. Bei der Eheschliessung bringt der Bräutigam seinem Schwiegervater Früchte und Wildbret als Andeutung seiner Pflicht, die Frau zu ernähren [9]), eine Sitte, die wohl mit Unrecht für Frauenkauf gehalten [10]) worden ist. Die Heirat stellt im Leben der Männer keine besondere Epoche dar, doch soll die Ehe vom Kaziken eingesegnet werden. Die Frau steht dem Manne gegenüber wie eine Sklavin, er kann sie einem Gaste zur Verfügung stellen und nach Belieben entlassen. Polygynie ist ohne Schranken zulässig, aber nur Oberhäupter pflegen drei bis vier Frauen zu haben; zwischen den nächsten Verwandten (Vater und Tochter, Bruder und Schwester) ist die Ehe unzulässig und auch ein zweideutiges Verhältnis wird niemals bemerkt [1]).

Bei ihnen wird die Diät der Eltern noch vor der Geburt genau reguliert; beide Eltern enthalten sich eine Zeitlang des Fleisches wilder Tiere und leben vorzüglich von Fischen und Früchten. Die Entbindung der Frau erfolgt im Walde ohne Hinzuziehung eines Beistandes; die Frau nimmt sofort darauf die Arbeit wieder auf, ein Liegen des Ehemannes in der Hängematte »statt der Wöchnerin« findet nicht statt [2]).

Die **Coropós** stimmen in allen wesentlichen Zügen mit den Coroados überein [3]).

Das Jägervolk der **Purí** erwirbt sich die Frauen in derselben Weise, wie die Coroados und Coropós, der Ehemann betrachtet die Frau wie sein Eigentum oder seine Sklavin, Polygynie ist zulässig, und der Mann kann seine Frau entlassen, wann er will.

Bei den Purí halten die Eheleute bei der Geburt eines Kindes in derselben Weise Diät, wie bei den Coroados und Coropós [4]).

Die **Culinos** scheinen bei der Eheschliessung in derselben Weise zu verfahren, wie wir es schon bei mehreren Völkern gesehen haben: die Mädchen werden in der frühesten Jugend vergeben, und der Bräutigam leistet ihrem Vater Dienste [5]); man möchte vermuten, dass diese Dienste auch hier nur so lange dauern, bis das Mädchen die Reife erlangt. Die Hand des Mädchens wird von ihrem Vater vergeben. Der Prinzipal (Dorfhäuptling?) hat das Recht auf die Brautnacht [6]).

Bei ihnen essen die Ehemänner die ersten fünf Tage nach der Niederkunft ihrer Frauen fast gar nichts, während die Wöchnerin Diät hält. Beide Ehegatten vermeiden während dieser Zeit das Fleisch des Paca und des Tapirs und essen nur Schweinefleisch [7]).

Bei den **Quaraniern** fastete der Ehemann während der Entbindung seiner Ehefrau [8]). Ferner soll das männliche Wochenbett bei den **Guarini** vorkommen [9]), und bei den **Guarauni** müssen die Männer zur Zeit der Niederkunft ihrer Frauen strenge Fasten halten [10]).

---

[1]) Ausland 1870, S. 450a. — Vgl. auch Ploss, KBS. 1, S. 35.

[2]) Ausland 1870, S. 267. — Hellwald in THZ. 4, S. 270.

[3]) Dargun, MR. S. 16.

[4]) Ausland 1870, S. 267. — Bastian, KAA. 2, S. 657, Note 4. — Peschel, VK. S. 26.

[5]) Hellwald in THZ. 4, S. 270.

[6]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1186. — Vgl. auch Waitz, ANV. 1, S. 295. — Ploss, KBS. 1, S. 149.

[7]) Bastian, KAA. 1, S. 595.

[8]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1217. — Vgl. auch Ploss, KBS. 1, S. 150. — Starcke, PF. S. 55. 304.

[9]) Spix und Martius, RB. 1, S. 381. — Vgl. auch Klemm, KG. 1, S. 234.

[10]) Hellwald, MF. S. 311. — Kohler in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft (ZVR.), 5, S. 352.

[1]) Spix und Martius, RB. 1, S. 380—382. — Hensel in Zft. Ethn. 1, S. 130.

[2]) Spix und Martius, RB. 1, S. 381. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 55. 304. — Lubbock, EC. S. 13.

[3]) Spix und Martius, RB. 1, S. 380. 381. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 55. 304. 47. — Lubbock, EC. S. 13.

[4]) Spix und Martius, RB. 1, S. 380—382. — Dargun in ZVR. 5, S. 22. — Vgl. auch Lubbock, EC. S. 13. — Starcke, PF. S. 55, 304.

[5]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1189.

[6]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1189. — Vgl. auch Bastian, RV. S. 179 f.

[7]) Spix und Martius, RB. 3, S. 1189. — Ploss, KBS. 1, S. 150. — Vgl. auch Bastian, KAA. 2, S. 657, Note 4. — Hellwald im »Ausland« 1871, S. 1212b. — Starcke, PF. S. 55. 304.

[8]) Bastian, KAA. 1, S. 395.

[9]) Bastian in ZVP. 5, S. 156.

[10]) Hellwald im »Ausland« 1871, S. 1212b.

Digitized by Google

Die Guarauni sind dasselbe Volk, welches auch Warrau heisst, sie lassen in Bezug auf die Nationalität das Kind derselben Gruppe angehören, wie die Mutter, auch der Erbgang ist matriarchal. Aber die Zaubererwürde vererbt sich vom Vater auf den Sohn [1]), die Witwe gehört zum Nachlass des Ehemannes [2]). Wer die Quaranier sind, habe ich nicht ermitteln können (identisch mit den Guaraní, § 5. D. Red.); dasselbe gilt von den Guarini; der von Bastian mit Bezug auf sie citierte Guevarra ist vielleicht mit dem Verfasser eines Buches über Paraguay identisch [3]).

Bei den **Macaguages** oder Piojes am Putumayo fasteten beide Eltern nach der Geburt eines Kindes [4]).

Bei den **Mauhé** fasteten beide Ehegatten während der Schwangerschaft der Frau und bis nach der Entbindung [5]).

Bei den **Nacque-ne-niiques** ist es eine geheiligte Pflicht des Ehemannes, sich in das Bett zu legen, welches die Gebärende soeben verlassen hat, und eine Zeitlang darin zu bleiben [6]).

Dieses Verfahren erinnert an den Brauch der Sardinier (§ 1), ohne jedoch damit ganz zusammenzufallen. Die dortige Erklärung kann hier wohl nicht verwertet werden und wahrscheinlich ist der Bericht auf etwas anderes zurückzuführen.

Von den **Papudos** hinter Rio de Janeiro gilt ganz dasselbe, wie von den Nacque-ne-niiques [7]).

Bei den **Záparos** soll sich der Ehemann nach der Niederkunft seiner Ehefrau in die Hängematte legen und mit Leckerbissen füttern lassen [8]), der Ortonsche Bericht scheint sich aber nach dem Auszuge im »Ausland« [9]) (das Original war mir nicht zugänglich) nicht auf dieses Volk, sondern nur auf die Jívaros zu beziehen.

§ 9.
Südamerikanische Ortsbezeichnungen.

Einige weitere südamerikanische Berichte schliessen sich nicht an Völker-, sondern an Orts- oder Ländernamen an; diese Art der Bezeichnung macht eine Nachricht ziemlich wertlos, da sie nicht ermöglicht, das Zusammentreffen einer Erscheinung mit anderen Sitten bei demselben Volke nachzuweisen. Es werden daher nur kurz angeführt:

die Indianer in **Brasilien** [10]);

im **Choco** in Südwest-Kolumbien, wo die Frauen im Wasser gebären und dann den Ehemann bedienen (nach dem Bade) [11]);

in Niederländisch-**Westindien,** wo der Ehemann sich in die Hängematte legt und die Ehefrau die Hausarbeit fortsetzt [1]);

in **Popayan**, wo die Frau bei der Geburt eines Kindes vom Bette aufsteht, um den Mann, der sich hineinlegt, zu bedienen (und mit Hühnersuppe zu pflegen) [2]).

Hiermit ist die Reihe der südamerikanischen Berichte erschöpft.

§ 10.
Nord-Indianer.

Bei den **Centralkalifornien** soll der Vater an Stelle der Mutter sechs bis sieben Tage das Wochenbett abhalten [3]). Hierauf bezieht sich vielleicht der Bericht, nach welchem der Mann in der Hütte oder unter einem Baume lang ausgestreckt liegt, sich stellt, als wenn er sehr krank wäre, und diese Posse drei oder vier Tage währen lässt [4]).

In **Südkalifornien** bleibt der Vater nach der Entbindung seiner Frau eine Zeitlang zu Hause und enthält sich der Fisch- und Fleischspeisen und zwar geschieht dies um des neugeborenen Kindes willen [5]).

Bei den **Laguneros** in Nordmexico bleibt der Ehemann sechs oder sieben Tage nach der Geburt eines Kindes im Bette liegen und enthält sich während dieser Zeit der Fisch- und Fleischspeisen [6]).

Dasselbe gilt von den **Ahomama** in Nordmexico [6]).

Im **Oregongebiete** muss sich der Vater nach der Entbindung seiner Frau in die Einsamkeit zurückziehen und dort mehrere Wochen in Sammlung und Gebete murmelnd zubringen [7]).

Das Jägervolk der **Schoschoni** in Mexico lebte früher in einzelne Familien zerstreut, die jede für sich ihren kärglichen Unterhalt suchten; und nur einmal jährlich, zur Salmenzeit, konnten sie sich gestatten, an den Flussufern zusammenzukommen und dort bei reichlicher Nahrung eine Zeitlang gemeinschaftlich zuzubringen. Nachdem aber die Einführung der Pferde ihnen den Betrieb der Büffeljagd und somit reichlichere Nahrung ermöglicht hatte, und sie zugleich zum Zusammenhalten genötigt waren, um ihre Pferde gemeinsam gegen Dritte verteidigen zu können, haben sie jetzt eine dauernde Organisation und leben in grösseren Stämmen vereint [8]).

Der Mann erwirbt seine Frau durch Kauf oder,

---

[1]) Starcke, PF. S. 40.
[2]) Starcke, PF. S. 176.
[3]) Vgl. Ploss, KBS. 1, S. 36, 150.
[4]) Ploss, KBS. 1, S. 149.
[5]) Ploss, KBS. 1, S. 35. — Bastian, KAA. 3a, S. 108.
[6]) Ploss, KBS. 1, S. 149.
[7]) Ploss, KBS. 1, S. 149.
[8]) Ploss, KBS. 1, S. 150.
[9]) Ausland 1870, S. 172.
[10]) Bachofen, MR. S. 255 b.
[11]) Bastian, KAA. 1, S. 255. — Vgl. auch Peschel, VK. S. 26.

[1]) Ploss, KBS. 1, S. 149.
[2]) Bastian, KAA. 1, S. 255. — Vgl. auch Peschel, VK. S. 26.
[3]) Ploss, KBS. 1, S. 148.
[4]) Starcke, PF. S. 55. 304 f. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. 157.
[5]) Ploss, KBS. 1, S. 148.
[6]) Bastian, KAA. 2, S. 658, Note o (beginnt auf der Seite vorher).
[7]) Bastian in ZVP. 5, S. 158.
[8]) Westermarck, HM. 1, S. 61. 62. — Morgan, The Systems of Consanguinity and Affinity in the human family (SCA.). Washington 1871, S. 140.

Digitized by Google

wenn seine Bewerbung abgewiesen wird, durch Raub, mit Hilfe seiner Freunde, denen er zum Lohn das Recht der Brautnacht zugesteht [1]).

Bei ihnen muss sich der Ehemann während der Entbindung seiner Frau fern von der Gesellschaft halten und darf niemand, auch seine Ehefrau nicht, sehen.

§ 11.
Behringsvölker.

Einen eigentümlichen unkörperlichen Zusammenhang zwischen Mann und Weib, welcher mit keiner der bisher erwähnten Erscheinungen in Verwandtschaft steht, hat das Behringsvolk der **Itälmenen** oder Kamtschadalen.

Die Itälmenen nähren sich durch Fischfang und durch Einsammeln von Wurzeln und Beeren [2]), sie lebten bis zum Erscheinen der Russen in unabhängigen Familien nebeneinander [3]), derart, dass das Kind zur Familie der Mutter gehörte [4]); auch der Ehemann schliesst sich der Familie seiner Frau an [5]) und wird durch die blosse Geburt eines Kindes mit der Mutter verheiratet [6]), er kann sich aber auch ohne weiteres wieder entfernen [7]). Jungfrauen sind nicht zur Keuschheit [8]), Eheleute nicht zur Treue verpflichtet [9]), und der Wirt räumt dem Gaste das eheliche Lager ein [10]).

Bei diesem Volke, welches der Stufe der losen Familie angehört, verbietet die Sitte den Ehemännern, vor der Niederkunft der Frauen schwer zu arbeiten, damit die Entbindung nicht erschwert werde [11]), desgleichen darf der Vater keine Schlittenkufe über das Knie biegen, damit das Kind nicht krumm werde [12]).

Die von Bastian angeführte Regel kehrt auch bei anderen Völkern wieder. Auffallender ist der aus Klemm entnommene Bericht, da hier das Verbot seinen Grund nicht in dem Kinde, sondern in der Mutter sucht; eine Erklärung wird im Sinne von Appun und Quandt (§ 11) oder von Max Müller (§ 18) zu versuchen sein.

Verwandt mit den Kamtschadalen sind die **Aino**. Diese leben in Familiendörfern unter einem Häuptling, von anderen Dörfern streng abgeschlossen [13]), so dass auch regelmässig nur Dorfgenossen untereinander heiraten [1]). (Fortsetzung folgt.)

[1]) Dargun, MR. S. 85.
[2]) Lubbock, EC. S. 14.
[3]) Müller, AE. S. 227.
[4]) Peschel, VK. S. 243. — Dargun, MR. S. 5.
[5]) Starcke, PF. S. 276.
[6]) Starcke, PF. S. 279. — Vgl. die widersprechenden Angaben Hellwald, MF. S. 291, 313, Note 5. — Mac Lennan, StAH. S. 25. — Lubbock, EC. S. 90, auf die hier nicht eingegangen werden kann.
[7]) Klemm, KG. 2, 8. 297.
[8]) Klemm, KG. 2, S. 206. — F. Müller, AE. S. 227. — Westermarck, HM. 1, S. 100.
[9]) Hellwald in THZ. 4, S. 394. — Starcke, PF. S. 131.
[10]) Peschel, VK. S. 229. — Hellwald, MF. S. 327.
[11]) Klemm, KG. 2, S. 207. — Lubbock, EC. S. 14. — Ploss, KBS. 1, S. 357.
[12]) Bastian in ZVP. 5, S. 108.
[13]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 108.

Kleinere Mitteilungen.

Zweifelhafte Steinwerkzeuge vom mittleren Innthale. Das mittlere Innthal ist arm an prähistorischen Artefakten. Die Thalsohle scheint bis weit in die historische Zeit hinein von Sumpf und Moor eingenommen gewesen zu sein. Um so mehr war der Verfasser überrascht, als er im letzten August beim Kastellan Berger auf dem Thierberg bei Kufstein zwei Steinwerkzeuge vorfand. Dieselben spürte der Besitzer am Ursprunge des Thierbaches, der sich unterhalb Kiefersfelden in den Inn ergiesst, auf, und zwar unterhalb der Ackerspitze auf einem flachen Randplateau, der Ackeralm. Beide Artefakte (?) lagen handbreit im Humus verborgen und bestehen aus dem Kalkstein der Voralpen. Das eine fragliche Stück ist ein starker Keil mit drei Längskanten von 15 cm Länge, 5 cm Höhe, 8 cm grösster Breite; er scheint am Ende künstlich zugespitzt zu sein. Auch mag er wohl im Feuer gelegen haben. Das andere Stück ist ein beilähnlicher Kalksteinbrocken von rhomboidischer Hauptfläche. Maasse: 15 cm Länge, 14 cm grösste Breite, 3—6,5 cm Dicke. Die Schneide, deren künstliche Herstellung sehr zweifelhaft ist, hat 10 cm Länge bei 9 cm grösster Breite. Im oberen Teile befindet sich ein schief den Stein durchsetzendes Loch von ovaler Form, das auf einer Seite 3—4,5 cm Durchmesser, auf der anderen nur 1—1,5 cm Durchmesser aufweist. Die Durchbohrung weist die für künstliche Herstellung charakteristischen Riefen und Bänder nicht auf, und es scheint ihre Herstellung durch Menschenhand ebenso zweifelhaft zu sein, wie bei dem bekannten Nürnberger Steinbeil aus jurassischem Jaspis, welches der Verfasser im »Globus« 1889 abgebildet und beschrieben hat. Vielmehr dürfte diese Durchsetzung von einer Bohrmuschel oder einer Arachnide herrühren. Die Möglichkeit jedoch, dass Menschenhand diese zwei Halbartefakte benutzt hat, muss zugegeben werden, und zwar um so mehr, als beide nahe bei einander lagen und sich in der Nähe die Heidenhöhle findet, die durch Gestaltung und Lage zu einem Troglodytensitze der Vorzeit prädestiniert erscheint. — Im allgemeinen bietet das mittlere Innthal besonders in seinen Geschieben Material zu prähistorischen Werkzeugen. So fand Referent am Duxerköpfchen bei Kufstein ein 10 cm langes und 4 cm breites Geröllstück, dessen eine Längskante so dünn von der Natur hergestellt ist, dass der Mensch dasselbe mit Leichtigkeit hätte zu einem Schneidewerkzeug umgestalten können. — Den Geschieben und Geröllen am Rande grösserer Flüsse (Rhein, Donau, Inn, Isar, Lech) sollte mit Bezug auf Verwendung zu prähistorischen Werkzeugen eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als dies bisher der Fall war. Auch praktische Versuche mit Abschleifen von Geröllstücken dürften die Kenntnis von der Entstehung der mitteleuropäischen Steinwerkzeuge auf eine höhere Stufe bringen.

Dürkheim a. d. Hart. C. Mehlis.

Litteratur.

Stielers Handatlas. Neue Lieferungs-Ausgabe in 95 Karten etc. Gotha, Justus Perthes 1889—90.

Anknüpfend an unsere Besprechung dieses beliebtesten Handatlasses in Nr. 16 dieser Zeitschrift bringen wir den Inhalt der 21. bis 26. Lieferung zur Kenntnisnahme. Die fünf Lieferungen enthalten folgende Karten: Nordpolar-Karte, Südpolar-Karte, Europa. Uebersicht, Sachsen-Thüringen und benachbarte Länder, Grossbritannien. Südliches Blatt, Ireland, Dänemark und die dänischen Kolonien, Russland und Skandinavien. Uebersicht, China-Korea und Japan, Ostindische Inseln. Südost-Australien, Polynesien und der Grosse Ozean. Westliches Blatt, Polynesien u. s. w. Oestliches Blatt, West-Kanada und British Columbia, West-Indien, Central-Amerika.

[1]) Bastian, RV. S. LXII, Note 36. — Bastian, VÖA. 6, 109, S. Note *.

Digitized by Google

Die Nordpolar-Karte weist vielfache Nachträge und Verbesserungen auf, wenn sie mit demselben Blatt der letzten Ausgabe des Handatlasses verglichen wird. Die kühne Durchquerung von Grönland durch Nansen 1888 ist eingetragen. Baffings Land hat nach den neuen Aufnahmen eine ganz andere Gestalt bekommen. Grinnel- und Grant-Land, diese am weitesten gegen den Nordpol vorgeschobenen Landmassen, sind in schärferen Umrissen eingetragen. Die Beobachtungsstationen der Jahre 1882/83 machen sich durch farbige Striche bemerkbar. Im Gewässer um den Südpol hat in den letzten Jahren Ruhe geherrscht, das ist auf dieser Karte erkenntlich. Dagegen bietet Europa ein sehr verändertes Bild. Das Meer ist wie auf allen Karten im Atlas in blauem Tondruck mit Tiefenlinien dargestellt. Die beiden Kartons »Mont Blanc und Umgegend« und »Der Kasbek und Umgegend« sind durch andere Kartons ersetzt. In der rechten unteren Ecke der Karte haben wir eine »Völkerkarte von Europa«, in der linken Ecke die »Strasse von Gibraltar« im Maassstab 1 : 1 000 000 und das Felsennest »Gibraltar« in 1 : 150 000 erhalten. — Sachsen-Thüringen und benachbarte Länder. Auf diesem Blatt konnte eben nur der Fortschritt in der Zunahme der Eisenbahnlinien zur Darstellung kommen. — Grossbritannien. Südliches Blatt. Dieses Blatt hat nicht nur durch den blauen Druck des Meeres, sondern auch durch das schönere Kolorit des Landes bedeutend gewonnen. Auch ist das Blatt bereichert worden durch einen Karton von London im Maassstab 1 : 500 000, und der in das Blatt hineinreichende Teil von Ireland ist im Charakter der Karte voll ausgeführt. Das Eisenbahnnetz ist bis auf die neueste Zeit vervollständigt. — Ireland hat sich verschönert in der äusseren Erscheinung, und der innere Wert ist gehoben durch die Eintragung der Höhenzahlen in Metern. Während diese früher auf allen Blättern von Grossbritannien in Pariser Fuss angegeben waren, sind sowohl Höhen wie Tiefen in Metern angegeben. Auch ist auf allen Blättern des Atlasses das Gradnetz nach dem Meridian von Greenwich eingetragen. — Dänemark und die dänischen Kolonien. Dieses Blatt von C. Vogel ist ganz neu, es weist gegen die ältere Karte in der letzten Ausgabe einen gewaltigen Fortschritt auf. Für die deutschen Ländergebiete, wie Schleswig-Holstein und einen Teil von Mecklenburg, bot die Karte des Deutschen Reiches im Maassstab 1 : 100 000 das schönste Material, für Jütland und die dänischen Inseln stützt sich die Zeichnung auf die neuen Generalstabskarten Dänemarks. Auch für die Kartons lag vielfach neues Kartenmaterial vor. Island erhielt hier den Maassstab 1 : 3 000 000, früher 1 : 6 000 000. — Russland und Skandinavien. Die Karte ist so sorgfältig durchgearbeitet und durch ein schönes, gut wirkendes Kolorit gehoben, dass nur der erfahrene Kenner bei dem Vergleich mit dem älteren Blatt die Ueberzeugung gewinnt, nicht einen ganz neuen Stich vor sich zu haben. Eine neue Bereicherung »Russlands Wasserstrassen« im Maassstab 1 : 40 000 000 hat das Blatt erfahren. — China-Korea und Japan. Das intelligente Japan zeigt uns hier den grossen Fortschritt eines Eisenbahn-Netzes, das sich bereits über ganz Nippon ausbreitet; wie steht das zopfige China gegen Japan zurück! — Ostindische Inseln. In dem Zeitraum von 1881—90 fand sich hier wenig Material zu auffallenden Berichtigungen. — Südost-Australien. Auf diesem Blatt treten die bedeutenden Fortschritte in der Landeseinteilung und im Eisenbahnbau hervor. Auch auf den Blättern Polynesien und der Grosse Ozean (östliches und westliches Blatt) sind durch die Zeitereignisse neue Kartons wünschenswert erschienen. Auf dem östlichen Blatte sind die deutschen Besitzungen Kaiser-Wilhelms-Land, der Bismarck-Archipel und die Salomon-Inseln im Maassstab von 1 : 10 000 000 eingetragen. Auf dem westlichen Blatt findet sich ein neuer Karton von der Juan de Fuca-Strasse und Vancouver im Maassstab 1 : 2 500 000. — West-Kanada und British Columbia ist ein ganz neues Blatt. Die Ansiedelungen und mit ihnen die Schienenwege machen auch in Kanada gewaltige Fortschritte. Von Port Arthur am Nordgestade des Lake Superior läuft eine Bahn nach Westen, die Gebiete von Ontario, Manitoba, Assiniboia, Alberta, hier die Rocky Mountains übersteigend, British Columbia durchquerend, bis Vancouver an der Strasse von Georgia, einem Fjord des Grossen Ozeans. Diese Bahn nennt sich die Canadian Pacific-Bahn. Auf der Insel Vancouver findet die Bahn eine Fortsetzung zwischen Nanaimo und der Hafenstadt Victoria an der Strasse San Juan de Fuca. Die Karte hat den Maassstab 1 : 7 500 000, sie liefert in ihrer neuen gediegenen Bearbeitung ein klares und belehrendes Bild von einem Teil unserer Erde, der in Atlanten meist etwas knapp behandelt wird. Die Weizenkultur hat in vielen Teilen des Landes, das von der Eisenbahn durchschnitten wird, grosse Ausdehnung erreicht. Wir finden auf dem Blatt Angaben von den wichtigsten Kulturgewächsen, wie Kartoffel, Gerste, Weizen, auch die Grenze der Wälder ist angegeben. Von der Karte West-Indien in vier Blättern, seiner Zeit unter Petermanns Leitung gearbeitet, ist das zweite Blatt Nr. 80 ausgegeben. Neu eingefügt ist dieser Karte ein Karton von den Bermuda-Inseln. H. Lange.

Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Josef Ritter v. Lehnert, k. k. Linienschiffskapitän, Dr. Carl Zehden, Professor an der Wiener Handelsakademie, Johann Holeczek, k. k. Korvettenkapitän, und Theodor Cicalek, Professor an der Wiener Handelsakademie, unter Redaktion von Alexander Dorn. Zwei Bände mit etwa 400 Illustrationen und Plänen in 50 bis 60 Lieferungen à 30 kr. Wien, Volkswirtschaftlicher Verlag Alexander Dorn.

In Nr. 18, S. 360 haben wir diesem schönen und wertvollen Werke einige Worte gewidmet. Es ist erfreulich wahrzunehmen, dass die Hefte in flotter Folge ausgegeben werden und der erste Band in nicht allzu langer Zeit komplett vorliegen wird. Seit dem April sind die Hefte 15 bis 23 erschienen. Mit dem 16. Hefte (Lieferung 20) schliesst das Mittelländische Meer ab. Im 15. Heft werden besonders Palermo und Messina ausführliche Monographien gewidmet, denn beide Städte haben eine grosse Vergangenheit hinter sich und waren stets von grosser Bedeutung für die Kultur. Es folgen die Weltverkehrsplätze Neapel, Livorno, Genua. Die 17. Lieferung beschäftigt sich fast nur mit Marseille, dem grössten Hafenplatz Frankreichs. Im grauen Altertum war Marseille bereits ein wichtiger Handelsplatz. Mit der Eroberung Algiers 1830 ist Marseille mächtig in die Höhe gekommen. Die 18.—19. Lieferung behandelt Algier, Barcelona, Valencia und Malaga. In der 20. Lieferung erreichen wir Gibraltar mit der gleichnamigen Meerenge oder Strasse, und somit treten wir in den Atlantischen Ozean ein. Die ozeanische Küste des vielbesungenen Andalusien bildet im Südwesten der Iberischen Halbinsel den weiten und kühn geschwungenen Golf von Cadiz, in welchen zwei der mächtigsten Ströme: Guadalquivir und Guadiana, sowie einige andere Flüsse von Wassermächtigkeit ausmünden. Das berühmte Cadiz (Gades), eine der ältesten Städte Europas, trägt einen durchaus modernen Charakter. Von Cadiz wandern wir nach Sevilla, Huelva und Lissabon, es genügt, die Namen dieser Städte zu nennen, und weiter gehen wir nach dem Norden, hier beginnt Heft 22 mit Porto, gewöhnlich Oporto genannt. Porto, der zweite Handelsplatz Portugals, berühmt durch feurigen Portwein. Santander, der wichtigste Hafen der Halbinsel für den Verkehr Nordspaniens, speziell für die Versorgung der Hauptstadt Madrid. — Bilbao, verhältnismässig eine jüngere Schöpfung (gegründet um das Jahr 1300), hat erst in den letzten Jahrzehnten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und zwar infolge des stetig wachsenden Exports von Eisenerz, Eisen und Stahl; der Schiffsverkehr Bilbaos ist grösser als der irgend eines spanischen Hafens, ganze Flotten sind dem Transport des Eisens gewidmet. — Heft 23 behandelt Bordeaux, Havre, Nantes, St. Nazaire. Havre ist einer der wichtigsten Häfen Frankreichs. Die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen, die günstige Lage des Platzes an der Mündung der Wasserader von Paris, haben ihn in kurzer Zeit zu einem Welthandelsplatz erster Ordnung umgeschaffen. — Der erste Band wird in diesem Jahre noch vollständig ausgegeben werden, und erst dann wird der reiche Inhalt volle und verdiente Würdigung finden. H. Lange.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 43. **Stuttgart, 27. Oktober 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Quekchí-Indianer. Von Dr. Karl Sapper-Coban. S. 841. — 2. Rechtszustände in Ost-Afrika. Eine juristisch-ethnologische Studie von Adolf Fleischmann in München. (Schluss.) S. 844. — 3. Zur Demographie des europäischen Russlands. Von Hermann Obst. S. 848. — 4. Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften. Von Heinrich Cunow. (Fortsetzung.) S. 853. — 5. Das männliche Wochenbett. Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs. (Fortsetzung.) S. 856. — 6. Litteratur. (Dr. Otto August.) S. 860.

Die Quekchí-Indianer.

Von Dr. Karl Sapper-Coban.

Die Quekchí-Indianer sind ein kleines, friedliches Volk von etwa 60000 Seelen. Sie nehmen vorzugsweise die nördlichen Gebiete der Alta Verapaz (Guatemala) ein, während der Süden derselben Landschaft den sprachverwandten Poconchí-Indianern angehört. Als Grenze zwischen beiden Volksstämmen kann der Xucanib [1])-Gebirgszug bezeichnet werden, mit der Einschränkung, dass derselbe im Westen (bei Santa Cruz) von den Poconchí-Indianern überschritten wurde, während im Osten (bei Panzós und der Laguna del Zarco) sich noch heutzutage ein friedliches Vordringen des Quekchí-Volkes in das Sprachgebiet ihrer südlichen Nachbarn vollzieht. Im Westen setzt der Rio Chixoy, im Norden die Tiefebene von Petén der Ausdehnung des Stammes eine Grenze, in dem fast unbewohnten Landstrich östlich vom Rio de Cajabon sind vereinzelte Vorposten bis zum Golfo Dulce und zum mittleren Rio Sarstoon vorgedrungen.

Ob die nördliche Alta Verapaz der ursprüngliche Wohnsitz der Quekchí-Indianer ist, oder ob sie gleich anderen mittelamerikanischen Stämmen sich erst nach langdauernden Wanderungen dort festgesetzt haben, lässt sich aus historischen Berichten nicht entnehmen. Dagegen liessen sich manche Aufschlüsse über diese Frage und die Urgeschichte dieser Gegenden auf zwei verschiedenen Wegen erreichen, welche aber beide schwer zu überwindende Schwierigkeiten aufweisen. Da nämlich die Orte von den Indianern dieser Landschaft fast ausnahmslos nach dem Vorkommen auffälliger Pflanzen oder Tiere oder nach besonderen physikalischen Verhältnissen benannt sind, so liessen sich aus dem Auftreten fremdsprachiger Ortsbezeichnungen manche wichtige Schlüsse ziehen. Weil aber über die ältere Quekchí-Sprache nichts bekannt ist und zudem die Sprachen mancher benachbarter Völker bereits erloschen sind, ohne dass es ausführliche Vokabularien derselben gäbe, so dürfte dieser erste Weg der Untersuchung nur spärliche und unsichere Aufschlüsse gewähren. Der andere Weg bestände in der vergleichenden Untersuchung altindianischer Ansiedelungen und Gräber an verschiedenen Orten der Landschaft, und in der That haben die wenigen Ausgrabungen, welche ich vornehmen konnte, mit Sicherheit gezeigt, dass auch in der Alta Verapaz gewisse Verschiebungen der Stämme stattgefunden haben. Da aber die Regierung, ich weiss nicht aus welchen Gründen, die Veranstaltung von Ausgrabungen (auf Regierungsland) durch ein Gesetz verboten hat, ist wenig Aussicht vorhanden, auf dem angegebenen Wege in naher Zeit zu genaueren Ergebnissen zu gelangen.

Die historischen Berichte über die Quekchí-Indianer sind äusserst spärlich. Erst spät kamen dieselben, insbesondere durch Las Casas' Bemühungen, auf feindlichem Wege unter die Botmässigkeit der Spanier, nachdem mehrere Versuche der Spanier, diesen Landstrich mit Gewalt zu unterwerfen, gescheitert waren. Die Ausbeute meiner (gemeinsam mit Herrn E. Dieseldorff vorgenommenen) Ausgrabungen wäre vielleicht geeignet, ein interessantes Licht auf die einstige Kultur des Volkes zu werfen; da aber der Beweis nicht erbracht werden kann, dass jene Ansiedelungen einstens Quekchí-Indianern zugehörten, so beschränke ich mich im folgenden darauf, (nach einigen wenigen anthropologischen Bemerkungen) eine flüchtige Skizze ihres gegenwärtigen Kulturlebens zu geben.

Der Quekchí-Indianer ist mittlerer Grösse (im Durchschnitt etwa 1 m 50 cm bis 1 m 55 cm), schlank, mit kräftiger Brust. Seine Hautfarbe zeigt mannig-

[1]) Ist wie »sch« auszusprechen. Im übrigen gilt bei indianischen Namen die spanische Orthographie.

Digitized by Google

fache Abstufungen von hellem bis zu mitteldunklem Braun, ohne Beimischung von Rot. Rabenschwarzes, straffes Haar deckt das rundliche Haupt, Barthaare spärlich. Mund und Ohren sind gewöhnlich gross, die Nase breit, die Augen schwarz, nicht selten etwas schiefgestellt. Die Frauen sind kleiner als die Männer (durchschnittlich um etwa 10 cm), und man findet (namentlich unter den San Pedranerinnen) öfters erwachsene Individuen, welche kaum 1 m 30 cm messen. Die zartgebaute Gestalt, der aufrechte Gang, das anmutige Gesicht und die wohlgeglätteten schwarzen Haare machen das junge Indianermädchen zu einer hübschen Erscheinung; aber die Schönheit schwindet rasch, und es hält schwer, eine Spur davon noch in dem runzeligen Gesicht einer weisshaarigen Matrone zu erkennen. Wie bei allen reinen Indianerinnen findet man auch hier nur Bauchatmung. Bei Männern und noch mehr bei Weibern macht sich eine eigentümliche unangenehme Hautausdünstung geltend. Als eine sehr auffallende Erscheinung, welche sich bei beiden Geschlechtern beobachten lässt, muss erwähnt werden, dass nicht selten an beiden Füssen eines Individuums die vierte Zehe rudimentär entwickelt ist, und man möchte zu der Vermutung kommen, dass hier die Vererbung uns Kunde eines jahrhundertelang geübten Gebrauchs von Selbstverstümmelung gebe. Denn merkwürdig genug stellen die in der Alta Verapaz ausgegrabenen Thonfiguren häufig Menschen dar, welche auf einer oder beiden Seiten nur vier Finger und vier Zehen zeigen; in Verbindung damit ist vielleicht die Beobachtung zu bringen, dass die bei Santa Cruz ausgegrabenen kleinen Thontöpfe häufig ausser einem Obsidianmesserchen die drei Phalangen eines menschlichen Fingers enthielten.

Die Kleidung und Wohnung der Quekchí-Indianer zeigt in verschiedenen Gegenden mancherlei Verschiedenheiten, welche insbesondere dem Klima zuzuschreiben sind, denn die Alta Verapaz ist sehr gebirgig, und so findet man Indianerwohnstätten von fast Meereshöhe an bis etwa zu 1800 m hinauf.

Die typische Tracht eines Quekchí-Indianers besteht aus weissen Beinkleidern (welche durch ein rotes Band zusammengehalten werden), weissem Hemd und weissem Kittel, alles aus Baumwollstoff; dazu kommt ein weisser Strohhut. Alte angesehene Männer, welche gewisse Aemter bekleidet haben, pflegen dagegen schwarze Strohhüte zu tragen. Auf Wanderungen vervollständigt ein grosses wollenes Tuch seine Ausrüstung. Die Weibertracht besteht aus einem blauen (Baumwoll-) Rock, einem weissen, häufig reich gestickten, bis zu den Hüften reichenden Guipil (Hemd) und langherabhängenden roten Zopfbändern. Ausserdem sind Halsbänder von böhmischen Glasperlen und Silbermünzen gebräuchlich. In wärmeren Gegenden werden an dieser Kleidung zweckentsprechende Verkürzungen vorgenommen und bei Kindern nicht gerade selten so lange fortgesetzt, bis die Kleidung gleich Null geworden ist. In verschiedenen Ortschaften sind gewisse Abweichungen in der Tracht bemerklich; weitgehend werden solche aber nur in den Dörfern Lanquin und Cajabon, wo die Frau sich lediglich ein bis zu den Knieen reichendes Tuch um die Lenden schlingt und zuweilen noch mit einem leichten Gewebe die Brust verhüllt.

Die Wohnung des Indianers ist ein einfacher, kunstloser Holzbau, dessen einzelne Bestandteile mit Bast zusammengebunden werden. Eine Wand wird in dem warmen Lande nicht selten für unnötig erachtet, in etwas höheren Lagen wird eine Wand durch nebeneinander gebundene, gespaltene Baumstämmchen gebildet, dagegen in kälteren Gegenden durch ein mit Lehm verstopftes Flechtwerk ein wirksamerer Schutz gegen die Unbill der Witterung erreicht. Das steile Dach wird mit Palm-, Zuckerrohr- oder anderen Blättern gedeckt, im kalten Land häufig mit Hohlziegeln. Fensteröffnungen trifft man selten, Schornsteine niemals. Das ganze Haus bildet eine einzige Stube; nur selten wird ein besonderer Raum als Schlafzimmer abgeteilt; häufiger trifft man an einer Wand (gewöhnlich der Thüröffnung gegenüber) eine Art Altar, mit Blumen, Früchten und Jagdtrophäen (besonders Vogelfedern und Vogelschnäbeln) geschmückt.

Die Einrichtung der Hütte ist einfach: ein bankähnliches Gerüst, mit einer Matte bedeckt, dient als Schlafstelle; eine Hängematte vertritt die Stelle des Diwans und der Wiege zugleich, auf Reisen auch die des Bettes. Das Feuer hat an irgend welcher Stelle des Bodens seinen Ort und wird mit grosser Vorsicht unterhalten. Erzeugnisse europäischer Kultur haben erst wenig Eingang gefunden; am häufigsten trifft man noch gewöhnliche Porzellantassen und Glasflaschen an, während der Guacal (indianisch jōm), eine halbkugelige Holzschale, welche aus der Frucht eines in Tierra caliente wachsenden Baumes hergestellt wird, im übrigen die Stelle der Tassen, Trinkgläser und Teller vertritt, und Flaschenkürbisse (indianisch su) als Feldflasche und Wasserkrug Verwendung finden. Die verschiedenen Töpferwaren sind indianische Erzeugnisse; grosse hölzerne Teller, welche man zum Waschen benutzt, werden aus den plattenförmigen Stammausläufern gewisser Waldbäume hergestellt, wie denn überhaupt der Wald auch sonst gar manches nützliche Gerät liefern muss. Das wichtigste Küchengerät ist der Mahlstein, welcher aus einem schwärzlichen Eruptivgestein verfertigt ist und aus dem Süden Guatemalas eingeführt wird. Der Mahlstein besteht aus einem auf drei Füssen ruhenden, länglichen, einwärts gebauchten Steinstück, auf welchem die (unter Beisatz von Kalk in Wasser eingeweichten und hernach enthülsten) Maiskörner mittels eines prismatischen, an den Kanten abgerundeten, also walzenförmigen Steins zerdrückt werden. Der so entstehende zähe Maisbrei wird mit den Händen in die Form dünner Kuchen gebracht, auf thönernen Platten über dem

Digitized by Google

Feuer geröstet und gibt so das unter dem Namen »Tortillas« bekannte Volksnahrungsmittel.

Während so die Hausgeräte noch in vieler Hinsicht an die vorspanische Zeit erinnern, finden wir unter den Werkzeugen der Männer (Buschmesser — machete —, Axt, Hacke u. dergl.) vorzugweise Produkte europäischer Civilisation; nur das Steinbeil, welches von indianischen Maurern zum Glätten gebraucht zu werden pflegt, und das Blasrohr erinnern noch an die vergangene Zeit.

Denken wir uns ausserdem noch die Geräte zum Spinnen und Weben und etliche musikalische Instrumente an den Wänden oder den rauchgeschwärzten Balken des Daches, auch wohl noch eine hölzerne Presse zur Verarbeitung des Zuckerrohres und einen ausgehöhlten Baumstamm als Bienenstock vor der Hütte, zudem eine zahlreiche Kinderschar in friedlichem Zusammenleben mit Hühnern, Hunden und Schweinen, so haben wir das bunte Bild eines Indianer-Rancho der Alta Verapaz — ein Bild, welches sich mit geringen Aenderungen in anderen Teilen Mittelamerikas (und Mexikos) wiederholt.

Der Indianer befleissigt sich im allgemeinen einer vegetarischen Lebensweise, indem er sich für gewöhnlich mit Maiskuchen (Tortillas) und schwarzen Bohnen begnügt; spanischer Pfeffer (Chile) würzt in unglaublicher Menge sein einfaches Mahl. Etwas Ungewöhnliches ist es schon, wenn Eier oder Fleisch einen Teil seines Menus ausmachen. Als Getränk geniesst er am häufigsten warmes Wasser mit feinverteiltem Mais; höher geschätzt werden Kaffee und Kakao; die höchste Wertschätzung aber geniessen alkoholische Getränke (Chiche), welche der Indianer im geheimen selbst destilliert; dieselben bilden die Krone aller Festlichkeiten und werden in beträchtlicher Menge vertilgt. Gelegentliche Genussmittel geben die zahlreichen tropischen und subtropischen Früchte ab (Ananas, Mango, Apfelsinen und Limas, Aguacate, Zapote u. s. w.); Gruppen von Bananen trifft man fast bei jeder Hütte an, ohne dass deren vielgerühmter Frucht irgendwie die Bedeutung eines Volksnahrungsmittels zukäme.

Nach der naturgemässen Arbeitsteilung in der Familie hat das Weib Mais zu mahlen und die Speisen zu bereiten, zu spinnen und zu weben, die Kleider herzustellen und zu waschen; der Mann dagegen besorgt die Landwirtschaft, trägt Brennholz herbei, geht auch wohl gelegentlich auf die Jagd, verfertigt Netze u. dergl. mehr. Jede Familie besitzt ihr Mais- und Bohnenfeld; häufig erzeugt sie auch ihren Bedarf an Chile, Kaffee, Zuckerrohr und anderen Dingen selbst; auch Kakao, Batate, Manioca, Korozo-, Kokos- und Koyol-Palmen, Baumwolle, Agaven u. dergl. werden ausser zahlreichen Fruchtbäumen angebaut, alles aber, ebenso wie Vieh- und Schweinezucht, nur in kleinstem Maassstab betrieben. Die Herstellung von Seife ist allgemein bekannt und geübt; auch manche pflanzlichen Farbstoffe und ihre Verwendung sind dem Indianer wohlbekannt; Lichter aus Talg oder Wachs werden nur selten verfertigt, da Kienholz gewöhnlich deren Stelle vertritt; dann und wann beschäftigt sich auch wohl einer mit Hüteflechten, Töpferei, der Herstellung von Stricken aus Agavefasern, von Sayacales und Guacales u. dergl.

Von hervorragender Bedeutung für das Volk ist der Umstand, dass der Mais, sein Hauptnahrungsmittel, eine ungewöhnlich grosse Fähigkeit besitzt, sich verschiedenen klimatischen Bedingungen anzupassen, und im kalten, wie im gemässigten und warmen Lande gedeiht. Da er aber in warmen Gegenden viel rascher zur Reife gelangt als in höheren Lagen, so pflegen die Indianer der letzteren nicht nur in ihrer eigentlichen Heimat ein Maisfeld zu bestellen, sondern auch alljährlich mit Kind und Kegel ins warme Land zu ziehen, um dort gleichfalls Mais anzupflanzen, so dass also ein sehr grosser Teil der Bevölkerung eigentlich an zwei (oder gar drei) verschiedenen Orten seinen Wohnsitz hat. Zahlreiche andere Gewächse, welche für den Haushalt des Indianers von Bedeutung sind, zeigen keine so grosse Anpassungsfähigkeit an klimatische Bedingungen, wie der Mais (und bis zu einem gewissen Grade auch das Zuckerrohr); so werden die Korozopalme, der Guacalbaum, Kakao, Baumwolle u. a. vorzugsweise in Tierra caliente, Kaffee, Tabak [1]), Chile, Manioca u. a. in Tierra templada angetroffen.

Diese Verschiedenheit der Produkte hat naturgemäss zu einem Handelsverkehr unter den Bewohnern verschiedener Klimate geführt, abgesehen davon, dass schon unter Bewohnern gleicher Höhenlagen ein gewisser Austausch ihrer Produkte stattgefunden haben wird. Chile und Agavestricke pflegen die Indianer im Hausierhandel sogar in entfernte Gegenden zu tragen, während Töpferwaren und zwar vorzugsweise von Guiché- und Cacchiquel-Indianern eingeführt werden. Der Handel wird zum Teil noch jetzt durch Tauschverkehr, häufiger aber durch klingende Münze vermittelt; Kakaobohnen haben ihre frühere Rolle als Scheidemünze verloren.

Der gesamte Handel der Quekchí-Indianer untereinander selbst und mit anderen Stämmen spielt sich im kleinsten Maassstabe ab und dürfte auch früher keine bedeutende Ausdehnung gehabt haben. Aus diesem Grunde ist auch das Verkehrswesen stets auf einer sehr tiefen Stufe stehen geblieben, um so mehr, als die Terrainbeschaffenheit seiner Hebung keineswegs günstig ist; ist doch gegenwärtig noch in der Alta Verapaz, trotz der zahlreichen Kaffeepflanzungen, welche bereits bestehen oder erst im Entstehen begriffen sind, das Netz von Reitwegen ein recht beschränktes, während nur eine einzige Strasse mit wenigen Anschlussstrecken von zweiräderigen

[1]) Der Tabak spielt eine grosse Rolle in der indianischen Familie; Männer, Weiber und Kinder, die kaum recht gehen lernten, rauchen mit gleicher Leidenschaft, wobei sich jedes seine Cigarren selbst zu drehen pflegt.

Digitized by Google

Ochsenkarren befahren werden kann; in ausgedehnten Gebieten gibt es, wie früher in der ganzen Landschaft, nur Fusswege, welche oft beschwerlich genug zu begehen sind. Es ist klar, dass in diesem letzten Falle die Beförderung aller Arten von Lasten nur durch menschliche Kraft geschehen kann und in vorspanischer Zeit also ausschliesslich auf diese Weise erfolgte. In einem Traggestell (cacaste) oder einem Netze (chambá) trägt der Indianer seine Last, deren Gewicht einen Zentner und mehr betragen kann, mittels eines über das Stirnbein gelegten Strickes oder Bandes auf dem Rücken; wo der Strick auf dem Kopf aufzuruhen kommt, wird ein Stück Fell oder Leder (tap) eingeschaltet, um ein Einschneiden zu verhindern. Um die Sache besser zu erklären, kann ich mich — vielleicht etwas grob — so ausdrücken: Bei der Frage »Joch oder Kummet?« hat sich der Indianer fürs erstere entschieden, und zwar aus voller Ueberzeugung; Indianer, welche ich meinen eigenen Rucksack mit geringer Last streckenweise tragen liess, behaupteten, dass dadurch das freie Atmen und die Blutcirkulation in den Armen gehemmt werde. (Schluss folgt.)

Rechtszustände in Ost-Afrika.

Eine juristisch-ethnologische Studie von Adolf Fleischmann in München.

(Schluss.)

Das ganze Bestreben des Ehemannes ist trotz des beschriebenen Gebrauches darauf gerichtet, viele Kinder zu erzeugen, weshalb die Uebung selbst ziemlich unverständig ist. Der Gatte ist bei jenem Bestreben sehr gastfrei und nicht eifersüchtig.

Die Knaben werden zu Rinderdieben abgerichtet; was sie erbeuten, gehört dem Vater. So verstreicht das Leben der Massai, die nach der soeben versuchten Schilderung vielleicht zu den wildesten der Wilden Ostafrikas gehören. In diesem Leben ist kaum für Recht, Rechtsübung und Rechtsanschauung auch nur geringer Raum gegeben. Das ausschliessliche Erbrecht des erstgebornen Sohnes, die Unfähigkeit der Kinder, Vermögen zu erwerben, solange der Vater lebt; Kauf- und Tauschhandel ohne rechtliche Form und Inhalt, endlich Frauenkauf erscheinen als die einzigen Spuren des Privatrechtes. Was das öffentliche Recht betrifft, so finden wir kaum die primitivsten Spuren einer Häuptlingsverfassung, wenn man nicht etwa auch jene allgemeine Zwangspflicht der Menschen, sich einer grausamen Beschneidung zu unterwerfen, zum öffentlichen Rechte zählen will.

Etwas weiter, auch in rechtlicher Beziehung, vorgeschritten erscheint der Volksstamm der Usambara, südlich von den Massai, den wir, geführt von dem Reisenden Dr. Baumann [1]), ebenfalls in den Kreis unserer Besprechung ziehen wollen.

[1]) In Deutsch-Ost-Afrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyerschen Expedition in Usambara von Dr. O. Baumann.

Die Usambara stehen überhaupt auf einer höheren Kulturstufe als die Massai. Das lehrt sofort eine Vergleichung der Bildnisse beider, sowohl der Menschen, als der Ansiedelungen. Beide Volksstämme unterscheiden sich aber von den Stämmen des westlichen Afrika in kultureller Beziehung immer noch sehr zu ihrem Nachteil. Die Usambara gehören dem grossen Stamme der Waschambo an. Ihre Bewaffnung besteht schon sehr häufig aus Kapsel- und Steinschlossflinten und Pulverhorn. Bogen sind auch noch üblich, aber sie sind nicht von starker Art. Die Pfeile haben Widerhaken und scharfe Eisenspitzen, Rohrschaft mit Flugfedern. Sie führen breite Schwerter mit kurzem Griff in Lederscheiden. Nur im Norden findet sich die Holzkeule der Massai. Sie stehen unter einem König, und jedes Dorf hat seinen Chef, aber über die verschiedenen Zuständigkeiten dieser Autoritäten haben wir keine genauen und zuverlässigen Nachrichten. Die Könige scheinen nur im Krieg und bei der Ausplünderung der Karawanen eine Führerrolle zu spielen. Die Hauptbeschäftigung der Usambara ist Ackerbau und Viehzucht. Der Jagd huldigen sie weniger, denn die Tierwelt des Landes zeichnet sich durch den Mangel an grossen Säugetieren im Gegensatz zur umliegenden Ebene auffallend aus; ausser den Haustieren und Flusspferden kommen Löwen, Hyänen, Leoparden, Schakals nur ganz vereinzelt vor. Wohl aber treiben die Usambara Handel nach der Küste, wohin sie Honig, Butter, Tabak, Melasse, Bohnen und Kautschuk als Hauptausfuhrartikel in Kauf- oder Tauschform absetzen. Mit diesen Erzeugnissen wandern sie in kleinen Trupps meist nach Wanka, wo sie Kleidungsstücke, Stoffe, Schmucksachen u. dergl. einkaufen oder eintauschen; auch bares Geld ist bei ihnen verbreitet, und wo Handel getrieben wird, sind auch die darauf bezüglichen allgemeinen Rechtsbegriffe vorhanden. In religiöser Beziehung geben sie sich als Mohammedaner aus; deshalb ist auch Vielweiberei gestattet, die jedoch nur bei dem König und den kleinen Häuptlingen üblich ist. Die Frauen werden gut behandelt und sind ziemlich sittenstreng.

Aus diesen Bemerkungen über Land und Leute folgt zwar, dass den Usambara die Rechtsbegriffe über Kauf und Tausch u. a. m. geläufig sind, und dass es wohl den Chefs der Dörfer zustehen wird, Streitigkeiten, die hierüber entstehen, zu schlichten, wenn auch nicht im Sinne des Rechtes zu entscheiden. Aber dies hat doch nicht den geringsten Einfluss auf Rechtssinn und Rechtsübung im Volk, da die Könige sich an die Spitze stellen, wenn es gilt, Karawanen abzufangen und je nach der Lage der Sache unter Mord und Totschlag auszurauben.

Wenn nun das Recht keine tote Verstandesschöpfung, sondern ein lebendes Erzeugnis menschlicher Kultur ist, welches mit allen Fäden seines Wesens in dem durch Religion und Sitte vorbereiteten Boden haftet, so kann es nicht wundernehmen, dass wir bei Volksstämmen, wie den Massai, Usam-

Digitized by Google

bara und ähnlichen, nur sehr wenige Spuren bestehenden Rechtes und entwickelten Rechtssinnes vorfinden. Erwägt man nun, dass diese Stämme zum deutschen Schutzgebiete Ostafrikas gehören; ferner, dass die ganze Bevölkerung seit Jahrhunderten im Verkehr mit den Arabern steht, denen, als Mohammedanern, ein ziemlich ausgebildetes, im Koran kodificiertes Recht eigen ist, was sich in den Küstengegenden wohl bemerkbar macht; dass endlich in allen deutschen Schutzgebieten deutsche Gesetze bereits als geltendes Recht durch besonderen gesetzgeberischen Akt eingeführt sind (s. u.), so ergeben sich für die ethnologische Jurisprudenz in Bezug auf Ostafrika ganz von selbst die beiden Fragen:

1. Wie verhält es sich mit der Rechtsvermutung, dass alle Staatsbürger, also alle Bewohner des Schutzgebietes, das eben erwähnte geltende Recht kennen und bei vorkommenden Gesetzesübertretungen sich nicht zu ihrer Entschuldigung auf Rechtsunkenntnis berufen dürfen?
2. Wie verhalten sich die eingeführten deutschen Gesetze zu den den Küstenbewohnern bereits inwohnenden islamitischen Rechtsanschauungen?

Zur Klarstellung dieser Fragen bedarf es einer Vorbemerkung.

Die Rechtsverhältnisse in allen deutschen Schutzgebieten, einschliesslich derjenigen, welche nicht unmittelbar durch das Reich, sondern durch Gesellschaften, wie z. B. die ostafrikanische und die Neuguineagesellschaft, erworben worden sind, wurden durch das Reichsgesetz vom 17. April 1886 geregelt. Wenn nun auch solchen mit Schutzbriefen des Reiches versehenen Gesellschaften gewisse Hoheitsrechte, mit Einschluss der Ausübung der Gerichtsbarkeit, verliehen sind, so ist ihnen hiermit doch nur die Exekutive und nicht das Recht der Gesetzgebung zugestanden, welche vielmehr nur in der Hand der gesetzgebenden Organe des Deutschen Reiches liegt. Diese Gesetzgebung enthält den Grundsatz, dass den deutschen Gesetzen nur diejenigen Reichsangehörigen und Schutzgenossen unterworfen seien, welche in einem Gerichtsbezirke wohnen oder sich aufhalten, also vorläufig noch nicht die Eingeborenen; dass aber dem Kaiser das Recht zusteht, auf dem Verordnungsweg, also ohne an die Zustimmung des Reichstages gebunden zu sein, zu bestimmen, dass jenen Gesetzen auch andere Personen, also auch die Eingeborenen, d. h. alle Angehörigen der einheimischen Stämme und die Angehörigen anderer farbigen Stämme, unterliegen sollen. Hieraus folgt, dass die eingeführten deutschen Gesetze für sämtliche in dem Schutzgebiet wohnende Araber jetzt schon bindende Kraft haben, denn sie gehören keinem farbigen Stamm an. Ein näheres Eingehen auf die erwähnte Gesetzgebung würde uns jedoch hier zu weit führen[1]).

[1]) Vgl. darüber Annalen des Deutschen Reiches von Hirth und Seidel, 1887, S. 191 ff., 309 ff., 805 ff.

Aus jenen Fragen und aus dieser Vorbemerkung ist zu ersehen, dass wir hier vor einem in der Geschichte kaum je in dieser Eigenart dagewesenen Bilde einer Rechtsentwickelung bei unkultivierten Völkern stehen. Denn wenn auch die Erscheinung nicht neu ist, dass das Recht nicht immer aus der eigenen Rechtsüberzeugung der Völker hervorgeht, sondern ihnen durch fremde Gesetzgebung gelehrt wird, so ist doch in unserem Fall ein Prozess der Rechtskultur in Aussicht, dessen Ergebnis in tiefem Dunkel liegt, besonders, weil jene fremde Gesetzgebung nicht für alle Bewohner des Landes, namentlich nicht für die Eingeborenen, sondern nur für die vorhin bezeichneten kleinen Kreise der Bevölkerung gilt, deren Verkehr mit den Eingeborenen doch unmöglich ausgeschlossen werden soll, so dass, wenn hierin Streitigkeiten oder Gesetzesübertretungen vorkommen, sie für beide Elemente der Gesellschaft, selbst wenn sie bei einem und demselben Akt des Verkehrs vorkommen, rechtlich verschieden beurteilt werden müssen. Schliesst ein Reichsangehöriger oder ein Araber mit einem Eingeborenen ein Rechtsgeschäft ab, wobei einer den andern strafrechtlich betrügt, oder wobei es zu Händeln kommt und beide sich gegenseitig blutig schlagen, so unterliegt nur der Reichsangehörige oder der Araber, nicht aber der Eingeborene der gesetzlichen Strafe; denn dem bereits eingeführten Strafgesetzbuche des Deutschen Reiches ist ja vorläufig der Eingeborene nicht unterworfen. Dies führt uns von selbst auf die erste jener beiden Fragen zurück, denn es kann nicht zweifelhaft sein, dass schon in kurzer Zeit die deutschen Gesetze als auch für die Eingeborenen gültig und verbindlich werden erklärt werden müssen.

Nach der mehrerwähnten Gesetzgebung des Deutschen Reiches gelten im ostafrikanischen Schutzgebiete bezüglich des bürgerlichen Rechts: die betreffenden Reichsgesetze, einschliesslich der Wechselordnung und des Handelsgesetzbuches; bezüglich des Strafrechts: das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches und die sonstigen reichsgesetzlichen Strafbestimmungen, und bezüglich des gerichtlichen Verfahrens: die Civil- und Strafprozessordnungen des Reiches mit unwesentlichen Modifikationen. Was das öffentliche Recht und besonders das staatsrechtliche Verhältnis zum Reich betrifft, so können wir am Schluss wenigstens noch ein Streiflicht darauf fallen lassen, denn es näher zu beleuchten würde eine besondere Studie erfordern und uns viel zu weit von unserem ethnologischen Standpunkt entfernen.

Ohne jene Rechtsvermutung und Rechtsregel ist eine Rechtssicherheit im Staat nicht denkbar; dies erkennen selbst diejenigen Rechtsgelehrten an, welche vom rechtsphilosophischen Standpunkt aus darüber ein Anathem aussprachen, indem sie darin nur einen traurigen Notbehelf erblicken. Das ostafrikanische Schutzgebiet ist zwar bis jetzt so wenig ein Staat im modernen Sinn wie alle anderen, aber

Digitized by Google

alle sollen solche Staaten werden. Das haben die im Bundesrat und im Reichstag vor dem Erlasse des Gesetzes vom 17. April 1886 gepflogenen Verhandlungen deutlich ausgesprochen, und je mehr man sich diesem Ziel zu nähern sucht, desto dringender wird die Forderung der Rechtsgleichheit vor dem Gesetz, also die Gültigkeitserklärung der eingeführten deutschen Gesetze auch für die Eingeborenen. Der Gedanke, Kolonien mit dem Mutterland immer fester zu verbinden, liegt im Zug der modernen Kolonisationsbestrebungen, und erst kürzlich hat ein bekannter Abgeordneter des englischen Unterhauses, Herr O. V. Morgan, der sich seit Jahren um die Sache der sog. Reichsföderation bemüht, in einem öffentlichen Vortrag ausgesprochen, dass ein engerer staatlicher Zusammenschluss sämtlicher Ansiedelungen und abhängiger Gebiete, welche der englischen Macht unterstehen, hergestellt werden müsse, wo sonst eine Zeit kommen werde, in der das grosse Reich in Stücke auseinanderfallen würde. In fertigen Staaten und bei kultivierten Völkern hat nun jene Rechtsregel wenigstens einigermaassen einen vernünftigen Sinn, weil sich daselbst das Recht im grossen und ganzen mit den bestehenden sittlichen Anschauungen der Menschen deckt. Ganz anders steht es bei den Wilden, wie den Massai und Usambara, die selbst das für unsere Begriffe schwerste Unrecht, z. B. Raub, Mord, den ärgsten Betrug u. dergl., ohne Gewissensvorwurf zu begehen pflegen und kein Unrecht darin erblicken, noch weniger von einer darin liegenden Gesetzesübertretung auch nur eine Ahnung haben. Denkt man sich das Zukunftsbild einer Gerichtsverhandlung gegen einen des Raubes beschuldigten Massaibewohner und sieht sogar von der Schwierigkeit der sprachlichen Verständigung ab, selbst angenommen, dass Richter, Angeklagte, Staatsanwälte, Zeugen u. a. m. sich wirklich in einer und derselben Sprache ausdrückten, so bleibt doch die Hauptsache: Sinn und Begriff der gesetzlichen Autorität und die Erkenntnis einer durch Strafe zu sühnenden Verschuldung, dem Massai und seinen Kulturgenossen vollständig fremd. Recht und Rechtspflege gehen dann nicht, wie bei den europäischen Völkern selbst der alten Zeit, wie etwa Tacitus die Germanen seiner Tage schildert, aus dem Geiste des Volkes hervor, sondern die fremde Macht der Kolonisatoren erscheint mit ihrer Gesetzgebung gleichsam als Zuchtmeister der Völker jener Gegenden. Wie die Stämme Ostafrikas diese an ihnen zu übende Erziehung aufnehmen werden, ob nicht gewaltsame Widersetzung und Aufstände zu erwarten sind, das bleibt zunächst eine offene Frage. Aber in einer fernen Zukunft wird eben doch die Frucht reifen, und sich die bildende Macht eines geordneten Staatswesens bewähren müssen.

Unsere beiden Fragen stehen nicht, wie es scheinen könnte, vereinzelt, sondern sie hängen in sich zusammen. Die kultivierteren Schichten der ostafrikanischen Bevölkerung, insbesondere die eingeborenen oder die aus Arabien eingewanderten Küstenbewohner, stehen dem Recht keineswegs so fremd gegenüber, wie die vorhin geschilderten Typen der Hinterländler. Deshalb müssen wir auf das islamitische Recht etwas näher eingehen.

So gründlich die vergleichende Rechtswissenschaft uns über die im Koran enthaltenen Satzungen unterrichtet hat, so unzuverlässig, lückenhaft und zerstreut sind Forschungen und Nachrichten darüber, wie diese Satzungen im Laufe der Jahrhunderte und durch die Vermischung mit den Rechtsbegriffen und mit der Rechtsübung anderer Völker modificiert worden sind. Die vorhin erwähnten Quellen, Missions- und Reiseberichte, wohl die einzigen, die es geben mag, lassen uns, was Ostafrika betrifft, hierüber im Dunkeln. Wir können also nur ein Wahrscheinlichkeitsbild entwerfen, abgesehen davon, dass auch die Jahrhunderte alte Zweigung zwischen den sunnitischen und schiitischen Lehren und Schulen der Koran-Litteratur, welche beide kodificiert sind, einer klaren Erkenntnis des heutigen Rechts im Wege steht. Immerhin lebt aber ein ziemlich bestimmtes Rechtsbewusstsein in jenen kultivierteren Volksschichten, was sich leicht und von selbst erklärt, wenn man sich der ungeheuren Propaganda erinnert, die der Islam von jeher geübt hat und auf welche wir nachher zurückkommen. Bei diesem bestehenden Rechtsbewusstsein gewinnt also die Rechtsvermutung unserer ersten Frage ebenso wie die zweite sehr wesentlich an Bedeutung. Denn sobald die im Schutzgebiet eingeführten deutschen Gesetze auch für die Eingeborenen als verbindlich erklärt sein werden, verliert das bestehende Rechtsbewusstsein derselben diesen Gesetzen gegenüber an Wert. Sie kennen das importierte islamitische Recht wenigstens in seinen grossen Zügen. Zu den deutschen Gesetzen, denen sie unterworfen werden, stehen sie aber kaum in einem anderen Verhältnis als die Massai- und Usambara-Wilden.

Wenn wir nun das islamitische Recht etwas näher betrachten, so beschränken wir uns auf das Recht der Verträge und der Ehe, und auch hier nur auf die wesentlichsten Züge.

Von einem Vertrag kann man nach islamitischem Recht, selbst wenn er Realvertrag ist, so lange zurücktreten, als beide Teile nicht auseinandergegangen sind, sich persönlich und örtlich noch nicht voneinander entfernt haben. Spätere Schulen verstehen diesen Ausspruch des Propheten, das sog. Recht des Madjlis, dahin, dass man nur das Recht habe, während des Zusammenseins ein Offert entweder anzunehmen, oder abzulehnen, nicht aber während dieser Zeit von einem abgeschlossenen Vertrag zurückzutreten. — Jeder hat nur für sein eigenes Verschulden, aber in vollem Maasse durch Schadenersatz zu haften, nur die sog. vis major befreit ihn davon. — Ganz besonders wird das islamitische Verkehrsrecht durch strenges Wucherverbot beherrscht; bekanntlich verbietet der Koran

Digitized by Google

sogar Zinsen zu nehmen. Jede Ausbedingung eines Zeitvorteiles gilt als Wucher, ebenso die bedungene Hinausschiebung eines Zahlungszieles u. dgl. gegen eine Gegenleistung und jedes sog. aleatorische Rechtsgeschäft. Alle solche Geschäfte haben keine Rechtsgültigkeit, sind nichtig. Wucherstrafen strafrechtlicher Natur, wie wir sie heute kennen, finden sich nicht angedroht. — Beim Kauf geht das Eigentum der gekauften Sache sofort durch den Vertrag, nicht erst durch die Uebergabe (traditio), die Gefahr aber geht erst mit der letzteren auf den Käufer über. Vor der Uebergabe darf die Sache auch vom Käufer nicht anderweit verkauft werden. — Wegen der sog. laesio enormis kann der Vertrag von beiden Teilen, auch vom Käufer angefochten werden. Jeder Kauf, bei welchem der Käufer die Sache nicht gesehen hat, ist ungültig.

Das Eherecht in Ostafrika ist verschieden, je nachdem man die von arabischen Elementen noch nicht oder nur wenig berührten, oder die von ihnen beeinflussten und mit Arabern vermischten Eingeborenen im Sinne hat. Die ersteren, die Bewohner des Hinterlandes, deren Typus wir in den Massai und Usambara erkennen, scheinen von einem Eherecht soviel wie nichts, jedenfalls weniger zu wissen, als die in dem mehrerwähnten Aufsatz (Nr. 21, 22, 28, 29 d. Bl.) angeführten Völker. Vielleicht sagen wir aber richtiger, dass wir von ihrem Eherecht noch sehr wenig unterrichtet sind. Ihrem Gesamtcharakter entsprechend werden wir die Polygamie, nicht die Polyandrie, den Frauenraub und Frauenkauf und die freie Liebe, sowie die despotische Gewalt des Mannes über Frau und Kinder als thatsächlich bestehende, allgemein anerkannte Verhältnisse annehmen dürfen. Die letzteren, d. h. die mit arabischen Elementen gemischte oder von ihnen kulturell beeinflusste Bevölkerung dagegen pflegt ihr eheliches und Familienleben nach islamitischem Recht zu gestalten, aber nur thatsächlich, d. h. ohne dasselbe unter obrigkeitlichen Schutz gestellt zu sehen. Dieses islamitische Recht beruht auf Zulassung der Polygamie, beschränkt aber die Zahl der Frauen auf vier. Der Islam sieht im Weibe das schönste Geschenk der Schöpfung, erkennt aber in der Ehe keine heilige, von der Kirche oder auch nur vom Staat zu sanktionierende Vereinigung zwischen dem Mann und seinen Frauen, sondern einen gewöhnlichen, vor Zeugen abzuschliessenden Vertrag. Diese Zeugen müssen »Menschen sein. Gott und der Prophet werden nicht zugelassen«, durch welche Bestimmung eben jeder religiöse Charakter der Ehe beseitigt erscheint. Durch diesen Vertrag wird das Weib einem Manne auf bestimmte oder unbestimmte Zeit zur Begründung eines gemeinsamen Haushaltes, zum geschlechtlichen Verkehr und zur Kindererziehung entgeltlich überlassen. Der Kaufpreis kann in jeder verkehrsfähigen Sache, also nicht in Wein und Schweinen, wohl aber in anderem Vieh bestehen und gehört der Frau. Eine eheliche Gütergemeinschaft kennt der Islam nicht. Ursachen und Gründe der Auflösung der Ehe sind Verschollenheit des Ehemannes, Zeitablauf der Fristehe, beischlafhindernde körperliche Fehler auf beiden Seiten, Religionswechsel unter verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Voraussetzungen und Formen, welche eine Art Repudiation oder Dereliktion sind in Verbindung mit einer gewissen Wartezeit der Frau bis zu ihrer Wiederverheiratung, endlich der Tod eines Ehegatten. Tritt dieser ein, so entsteht für den überlebenden Teil ein Erbrecht, welches bei verschiedenen Sekten in verschiedener Weise mit einem Erbrecht der Kinder konkurriert [1]). Das Reichsgesetz betreffend die Eheschliessung u. s. w. vom 4. Mai 1870 ist zwar in den Schutzgebieten eingeführt, gilt aber nur für Reichsangehörige. Jedoch kann es durch kaiserliche Verordnung auch auf »andere Personen« ausgedehnt werden [2]).

Mag nun, wie schon bemerkt worden, immerhin dieses islamitische Recht Modifikationen erfahren haben, in seinen wesentlichen Zügen ist es unverändert geblieben. Denn wie streng der seiner Natur nach orthodoxe Araber am Koran festhält, und wie von jeher ein mächtiger Drang, seine Satzungen zu verbreiten, alle Eroberungszüge der Mohammedaner begleitet hat, lehrt uns ihre Geschichte zur Genüge. Ihr Standpunkt, auf welchem ihnen der Koran als oberstes und allein wahres Gesetz gilt, liess sie in früherer Zeit alle mythologischen Bilder und Statuen, deren sie in den von ihnen besetzten Ländern, z. B. in Spanien, so viele vorfanden, als Götzenbilder perhorrescieren und in Trümmer schlagen, und lässt sie heute noch alle Gebräuche und Gesetze verachten und bekämpfen, welche sie bei den Völkern antreffen, mit denen sie sich vermischen. Unter den vielen Reisenden, welche hierüber Beobachtungen gemacht und dieselben als Schriftsteller veröffentlicht haben, ist vielleicht keiner dem Islam mit so viel Interesse und mit so reichhaltiger Vorkenntnis des gesamten Arabertums und seiner Kultur näher getreten, als Graf Adolf von Schack in München, der in seinem Werke: »Ein halbes Jahrhundert u. s. w. Erinnerungen und Aufzeichnungen« 1888 Bd. II, S. 284 auch von der Orthodoxie der Mohammedaner spricht. Die tiefe Religiosität der Moslimen, mit denen sie die Vorschriften ihres Glaubens aufs strengste erfüllen, hat ihn auf seinen vielen Reisen, wo er mit ihnen und mit ihrer Kultur in Berührung kam, oft frappiert. Selbst auf den Dampfschiffen sah er sie, unbekümmert um die sie umgebenden Europäer, immer zu den bestimmten Stunden ihren Bet-Teppich vor sich ausbreiten, darauf niederknieen und den Boden mit der Stirne berühren; das alles mit einer Weihe und Andacht, als ob Allah oder der Geist

[1]) Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 1887, S. 240 ff.

[2]) Annalen des Deutschen Reiches von Hirth und Seidel, 1887, S. 930.

Digitized by Google

des Propheten in ihrer unmittelbaren Nähe wäre — und nicht aus frommer Ostentation, sondern mit sichtlicher Wahrheit und Ueberzeugung. Ebenso fest hängen sie an den Rechtssatzungen des Koran, und man solle, sagt Graf v. Schack, ja nicht meinen, dass der Islam im Erlöschen sei, vielmehr wurzele er fest in den Herzen. Die Erfolge der Missionen in Afrika seien verschwindend klein gegen diejenigen, welche dort den Aposteln des Mohammedanismus zu teil würden. Die Blüte seiner Reiche sei zwar erloschen, und die Nachkommen der moslimischen Völker, die einst auf einer hohen Stufe der Kultur standen, irren wieder, wie ihre Vorfahren zur Zeit Mohammeds, wild in den Wüsten umher; aber derselbe Glaube und dieselben Rechtsanschauungen, die sie einst in zahllosen Scharen und wildem Kriegsgetümmel durch die Länder gejagt, um das Gesetz des Propheten zu verkünden, habe noch nichts von der Macht über die Gemüter verloren, und leicht könne ein Funke, der in diese gärende Masse falle, den ganzen Orient wieder in Flammen setzen, wie einst, als die Murabiten und Muwahiden, aus dem inneren Afrika hervorgebrochen, von der Nordküste dieses Erdteiles nach Europa hinüberfluteten und halb Spanien mit den Trümmern seiner Städte bedeckten.

Wir beneiden die Männer, welche im ostafrikanischen Schutzgebiet die Rechtspflege auszuüben haben und künftig auszuüben haben werden, wahrlich nicht um ihre Aufgabe. Kluge Weisheit bei der Handhabung des Gesetzes dürfte geboten sein, damit dieses Gesetz nicht der Funke werde, von dem unser Autor jene halbprophetischen Worte gesprochen hat.

Das oben erwähnte Streiflicht, welches wir auf die staatsrechtlichen Verhältnisse des ostafrikanischen (und des übrigen) Schutzgebietes zum Deutschen Reiche fallen lassen wollen, betrifft die Finanz- und die Militärhoheit. Da die Schutzherrschaft des deutschen Kaisers im Prinzip als identisch mit der Souveränität aufzufassen ist, so dürfte die Befugnis des Kaisers zweifellos sein, die Bewohner der Schutzgebiete einschliesslich der Eingeborenen zur direkten und indirekten Besteuerung und zur Militärpflicht heranzuziehen und militärisch ausbilden zu lassen, obgleich die Schutzgebiete nicht Teile des Deutschen Reiches sind, wie etwa Algier ein Bestandteil (prolongement de la métropole) Frankreichs ist. Die Folge hiervon würde sein, dass bei einem Kriege des Deutschen Reiches auch die Eingeborenen ebenso herbeigezogen und gegen den Feind ins Feld geführt werden können, wie seiner Zeit Napoleon III. die Turkos und Konsorten gegen die deutschen Heere verwertet hat, eine Perspektive, deren weitere Verfolgung nicht hierher gehört und welche wir in absehbarer Zeit nicht verwirklicht zu sehen wünschen. Freilich würde zur militärischen Heranbildung der ostafrikanischen Horden nicht einmal eine dreijährige Dienstzeit genügen.

Zur Demographie des europäischen Russlands.

Von Hermann Obst.

Zur Schilderung der »socialen und politischen Eigenschaften und Fähigkeiten« seines Volkes, namentlich der »menschlichen und staatlichen Gemeinschaft«, was Engel unter »Demographie« versteht, oder der »historisch-politischen Richtung der Statistik«, wie Rümelin sie in seiner »Volks- und Staatenkunde« begrifflich bestimmt, ist von allen europäischen Ländern Russland verhältnismässig sehr spät gelangt. Lange Zeit ist die Statistik im russischen Reiche in hohem Grade vernachlässigt worden, doch endlich hat man sich auch hier aufgerafft, so dass bereits ein sehr beachtenswertes Material vorliegt, beachtenswert trotz aller Fehler und Ungenauigkeiten, die demselben anhaften; denn was Genauigkeit und Zuverlässigkeit anbelangt, kann es sich noch lange nicht mit dem der westeuropäischen Staaten vergleichen. Freilich darf dabei auch nicht vergessen werden, dass die russischen Statistiker noch nicht die nötige Uebung und die reichen Erfahrungen haben, wie die Stationen der anderen Kulturländer, dass sie auch ungleich grössere Schwierigkeiten zu überwinden haben, als diese, namentlich was die Unterstützung und Förderung betrifft, die sie bei ihren noch meist höchst ungebildeten Volksmassen finden, welche für derartige wissenschaftlich wie praktisch höchst wichtige Bestrebungen durchaus kein Verständnis haben, oft sogar darin nur ein neues Mittel zu ihrer Aussaugung und Bedrückung erblicken, und so absichtlich die Untersuchung auf falsche Fährten führen.

Ganz besonders interessant sind die Ergebnisse, welche die Statistik der Geburten und Todesfälle in Russland zu Tage gefördert hat, wichtig nicht nur für die Demographie, für die Volksbeschreibung in Beziehung zum Staate, sondern auch für die Ethnographie, für die Volksbeschreibung in Beziehung auf Abstammung.

Vor einiger Zeit hat Hofrat Professor Widerhofer auf der Kinderklinik in Wien gelegentlich eines Vortrages über die Behandlung von vorzeitig geborenen Kindern seinen Zuhörern die nicht uninteressante Mitteilung gemacht, dass nach genauen statistischen Daten die Zahl der Zwillings- und Drillingsgeburten in der slavischen Rasse viel grösser sei als in der deutschen. Während man nämlich bei deutschen Müttern auf je 110 Geburten eine Zwillings- oder Drillingsgeburt zu verzeichnen habe, kommen bei den Slavinnen schon auf je 46 Geburten eine Zwillings- oder Drillingsgeburt. Danach betrügen bei den Slavinnen die Zwillings- und Drillingsgeburten 2,174 Prozent aller Geburten, während sie bei den Deutschen nur 0,909 Prozent aller Geburten ausmachten, eine Thatsache, welche, wie Hofrat Widerhofer in seinem Vortrage scherzend bemerkte, vielleicht von politischer Bedeutung sein könne.

Es mag nun dieses Verhältnis der Zwillings-

Digitized by Google

und Drillingsgeburten für die Slaven und Deutschen in Oesterreich-Ungarn von Richtigkeit sein, so allgemein ausgesprochen, wie es Professor Widerhofer gethan hat, ist es jedoch nicht zutreffend, wie dies die bezüglichen statistischen Erhebungen in Russland ergeben haben.

Nach den Veröffentlichungen des russischen statistischen Central-Komitees über die Bewegung der Bevölkerung im europäischen Russland im 14. Bande des »Statistischen Jahrbuches des russischen Reiches« — Статистическій Временникъ Россійской Имперіи, серія II, Выпускъ XIV, Спб. 1879: Движенія Населенія въ европейской Россіи за 1870 годъ, состав. В. О. Струве и П. В. Охочинскимъ — und im Auszuge wiedergegeben in dem 14. Jahrgange der »Statistischen und anderen wissenschaftlichen Mitteilungen aus Russland«. St. Petersburg 1881. Verlag der Kaiserlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff — betragen im europäischen Russland die Mehrgeburten im Durchschnitt 1,192 Prozent aller Geburten. Dieser Prozentsatz verändert sich jedoch sehr bedeutend nach den Konfessionen, was in Russland soviel heissen will, als nach den Nationalitäten, ferner in Rücksicht der wichtigsten Städte, sowie der Kreis- und anderen Städte in folgender Weise:

Griechisch-Orthodoxe . . .	1,136	Prozent,
Römische Katholiken . . .	0,913	»
Protestanten	1,744	»
Juden	0,692	»
Mohammedaner	0,605	»
Wichtigste Städte	1,203	»
Kreis- u. andere Städte . .	1,189	»

Ferner kommen nach der oben erwähnten Quelle auf 10000 Geborene Zwillinge, Drillinge und mehr:

bei allen Konfessionen im Durchschnitt .	236,9
» den Griechisch-Orthodoxen	245,5
» » römischen Katholiken	188,1
» » Protestanten	325,5
» » Juden	138,6
» » Mohammedanern	120,3
in den wichtigsten Städten	240,0
» » Kreis- u. anderen Städten	236,3

Bezüglich der Konfessionen bemerken wir, dass unter »Griechisch-Orthodoxen« die »Gross-Russen«, »Klein-Russen« und »Weiss-Russen«, unter »Römischen Katholiken« die »Polen«, unter »Mohammedanern« die »Tataren« und unter »Protestanten« die »Deutschen« zu verstehen sind; die Griechisch-Orthodoxen und die römischen Katholiken würden also die Slaven ausmachen. Hierbei dürfen wir aber nicht zu bemerken unterlassen, dass die Grossrussen wohl eine slavische Sprache reden, in ihren Adern jedoch einen sehr bedeutenden Prozentsatz finnischen und tatarischen Blutes haben. Was bei Beurteilung der Nationalität vom anthropologischen Standpunkte, der in Bezug auf die Geburtsverhältnisse nicht unberücksichtigt bleiben darf, von Wichtigkeit ist.

Die ältesten Quellen, aus denen wir Kunde von den Slaven schöpfen, setzen sie übereinstimmend an die Weichsel. Von diesem Flusse, der einstmals ihre Westgrenze gebildet haben muss, dehnten sie sich ostwärts bis zum Dnjepr und noch etwas weiter aus. Im Süden bildeten die Karpathen ihre Grenze; im Norden reichten sie vielleicht über die Düna in das spätere Nowgorod; wahrscheinlicher ist freilich, dass ihre Niederlassung in dieser Gegend erst etwas später, nämlich gleichzeitig mit ihrer weiteren Ausbreitung nach Westen vor sich gegangen ist. Danach haben die Slaven der ältesten Zeit nur einen verhältnismässig kleinen Teil des heutigen europäischen Russlands innegehabt, den bei weitem grösseren Teil nahmen finnische und tatarische Stämme ein.

Der breite Steppengürtel, der den südlichen Teil des heutigen Russlands bedeckt, war, wie Thomson in seiner trefflichen Schrift: »Der Ursprung des russischen Staates« anführt, einstmals von Horden tatarischer oder türkischer Abkunft, die mehr oder weniger als Nomaden lebten, bewohnt. Die Chasaren waren im Beginn der russischen Geschichte der wichtigste unter diesen Stämmen. In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts bildeten sie einen Staat mit der Hauptstadt Itil an der Wolga, nahe bei dem jetzigen Astrachan. Allmählich fiel auch der grössere Teil des jetzigen Südrusslands mit seiner bunten Bevölkerung in ihre Hände, und auch die Slavenstämme an ihrer Grenze, die Polänen, Seweränen und Wätitschen, wurden ihnen tributpflichtig.

Nördlich von den Chasaren, an der Wolga entlang, besonders auf dem linken Ufer dieses Stromes, wohnten einige andere tatarische Stämme. Die bedeutendsten darunter waren die Bulgaren an der Wolga und die Kama, welche feste Wohnsitze innehatten.

Zwischen dem Slavengebiet und der Wolga, sowie durch den ganzen Norden des weiten russischen Reiches hin wohnte eine Anzahl finnischer Stämme, von denen einige heute noch bestehen, obwohl sie jetzt mehr oder weniger mit Russen vermischt und sicherlich nicht mehr so zahlreich vorhanden sind. So erwähnt Nestor, der älteste Chronist der Russen, in seinen Annalen die Mordwinen, die jetzt zwischen Wolga und Oka sitzen, als ganz im Süden wohnend. Nördlich davon, in den jetzigen Gouvernements Wjatka und Kasan, finden sich nach Nestor Tscheremissen. Geht man nach dem Nordwesten über, so findet man nördlich von den Slaven von Nowgorod, um den Finnischen Meerbusen und um den Ladogasee herum, verschiedene finnische, den Bewohnern Finnlands nahe verwandte Stämme, welche die russischen Chroniken unter dem gemeinsamen Namen der Tschuden zusammenfassen. Durch diese und die lettischen und litauischen Stämme südlich von ihnen, westlich von den Kriwitschen und Polotschenen, wurden die Slaven einst vollständig von der Ostsee und ihren Buchten abgesperrt. Die Stämme dagegen, welche

Digitized by Google

nach Nestor den Slaven zunächst im Osten wohnten, sind ganz verschwunden, indem sie nach und nach von der slavischen Nationalität verschluckt wurden. Wenn nun auch heute das slavische Element die Herrschaft über das finnische und das tatarische erlangt hat, so ist dieses doch dadurch nicht ausgestorben, sondern lebt noch vielfach unter slavischem Deckmantel fort. Der Sprache und der nationalen Gesinnung nach hat man wohl Slaven vor sich, der Abstammung, der Blutsverwandtschaft nach aber Finnen oder Tataren. Diese Verhältnisse sind zu berücksichtigen, wenn man anthropologisch von Gross-Russen spricht, jener Völkerschaft, die heute in nationaler Beziehung an der Spitze der slavischen Stämme schreitet und die Führerschaft, um nicht zu sagen, die Oberherrschaft über dieselben erstrebt.

Um nun wieder nach dieser Einschaltung zu unserem eigentlich zu behandelnden Gegenstande zurückzukehren, so weisen wir nochmals auf die oben angeführten Tabellen der Zwillings-, Drillings- u. s. w. Geburten hin. Man ersieht daraus, dass die Deutschen im europäischen Russland in Bezug auf Mehrgeburten den Griechisch-Orthodoxen, also den Gross-Russen, sowie den Klein-Russen und den Weiss-Russen, von welchen letzteren aber ein Teil katholisch ist, und noch mehr den Polen weit überlegen sind, wodurch für Russland die Behauptung Widerhofers hinfällig wird.

Aus den in den Tabellen angeführten Ziffern ziehen nun die Verfasser der Publikationen des statistischen Central-Komitees den Schluss, dass die Stammbesonderheiten einen hervorragenden Einfluss auf die Vielfachheit der Mehrgeburten ausüben, wie denn insbesondere die germanischen Völker in dieser Hinsicht ganz besonders gesegnet sein sollen. Zur Bekräftigung ihrer Behauptung führen die Verfasser genannter Publikation noch folgende Daten an:

Es kamen auf 100 Geburten Mehrgeburten:

in Bayern	1,767
» Dänemark	1,453
» Schweden	1,432
» Deutschland	1,345
» Preussen	1,261
» Norwegen	1,221
» Oesterreich	1,153
» Italien	1,150
» Frankreich	0,973
» Spanien	0,858.

Uns will der Schluss etwas voreilig erscheinen; denn sociale Verhältnisse sind dabei gewiss sehr bedeutend mit im Spiele, und von noch viel grösserem Einfluss als die Nationalität dürften die physiologischen Verhältnisse, namentlich die Ernährung, sein.

Es wird ferner auch die geographische Lage einer Gegend als von Einfluss auf die Mehrgeburten bezeichnet, indem diese letzteren von Norden nach Süden abnehmen sollen. Hierzu wird in einem Artikel »Die Bewegung der Bevölkerung im europäischen Russland im Jahre 1870« in der Publikation: »Statistische und andere wissenschaftliche Mitteilungen aus Russland« bemerkt: Die erwähnte Beobachtung ist noch völlig unerwiesen, und die herangezogenen Ziffern über die Mehrgeburten zeigen in den einzelnen Gouvernements im europäischen Russland eine zu geringe Regelmässigkeit, um einen auch nur einigermaassen sichern Schluss zu gestatten, wie denn überhaupt das ganze hier in Rede stehende Gebiet der Bevölkerungsstatistik noch sehr schwach erforscht ist: letzteres wohl mit deshalb, weil die Mehrgeburten sowohl für die Populationistik als auch für die Bevölkerungspolitik von untergeordneter Bedeutung sind, indem sie weder auf erhöhte Fruchtbarkeit im allgemeinen, noch auf gesundere, kräftigere Konstitution der Eltern im einzelnen Falle einen Schluss gestatten, und überdies im Verhältnis zu den Geburten überhaupt eine verschwindend geringe Zahl ausmachen. In physiologischer Hinsicht interessant erscheint das Verhältnis der Totgeburten, sowie überhaupt der Lebensfähigkeit der einzelnen Kinder bei den Mehrgeburten; leider fehlen aber in der russischen Bevölkerungsstatistik die diesbezüglichen Daten. Das Verhältnis zwischen Zwillingen, Drillingen und Vierlingen ist in Russland das nämliche wie auch sonst in Europa, auf 100 Mehrgeburten kommen nämlich 98,379 Zwillings-, 1,561 Drillings- und 0,060 Vierlingsgeburten.

Die Fruchtbarkeit der slavischen Rasse kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden. Schon in Böhmen tritt dies zu Tage, wo die Tschechen durch die Geburten verhältnismässig viel mehr an Zahl zunehmen als die Deutschen. Auch in Russland mehrt sich die Bevölkerung in den slavischen Gebieten in ungleich grösserem Maasse als in den deutschen, wie aus den Mitteilungen des russischen statistischen Centralkomitees hervorgeht. Nach den Publikationen desselben betrug die Zahl der Geburten in den 50 Gouvernements des europäischen Russlands in dem Zeitraum von 1867 bis 1870 bei einer Gesamtbevölkerungszahl von 64 681 746 durchschnittlich im Jahr 3 163 405, denen 2 382 396 Todesfälle in dem genannten Zeitraum auf jedes Jahr entgegenstanden, so dass danach der mittlere Jahreszuwachs der Bevölkerung 781 009 oder 1,20 Prozent betragen hat, eine Zahl, die trotz der grossen Sterblichkeit noch ein ausserordentlich günstiges Verhältnis der Bevölkerungszunahme erkennen lässt. Wenn die Bevölkerung sich fort und fort in gleicher Weise vermehrt, würde sie sich nach 58 Jahren verdoppeln. Diese Periode ist für die Verdoppelung verhältnismässig ausserordentlich kurz, wie folgende Zahlen zeigen. Denn in anderen Ländern würde sie betragen:

in Norwegen	52 Jahre
» Dänemark	56 »
» Holland	58 »
» Deutschland	68 »
» Oesterreich	95 »
» der Schweiz	99 »

Digitized by Google

in Italien . . . . . 141 Jahre
» Frankreich . . . . . 165 »

Von den einzelnen Teilen des europäischen Russlands ist der Ueberschuss der Geburten über die Todesfälle am stärksten — 1,6 bis 2,4 Prozent — in den südlichen und westlichen, am schwächsten — 1,0 bis 1,6 Prozent — in den nördlichen, nordöstlichen und den baltischen Gouvernements; in dieser zweiten Gruppe weisen sogar zwei Gouvernements eine Abnahme der Bevölkerung auf, nämlich Esthland um 0,6 Prozent und St. Petersburg um 0,33 Prozent.

Was nun die Natalität anbelangt, so muss bemerkt werden, dass sich für Russland nur die allgemeine Natalität oder Geburtsziffer bestimmen lässt, das heisst das Verhältnis der Zahl der Geborenen zur Gesamtbevölkerung; die spezielle Natalität oder das Verhältnis der Zahl der Geburten zur Anzahl der zeugungsfähigen Personen weiblichen Geschlechts lässt sich wegen Mangels an Daten über die Verteilung der Bevölkerung nach Altersgruppen nicht berechnen. Die grösste Natalität — mehr als 50 Geburten auf 1000 Einwohner — weisen auf die südlichen, südöstlichen und östlichen Gouvernements — Gebiet der donischen Kosaken, Jekaterinoslaw, Taurien — sowie einige centrale Gouvernements — Orel, Tula, Woronesh, Rjasan, Kursk und Mohilew, also Gebiete, die vorwiegend von Gross-Russen bewohnt werden; die geringste dagegen Archangelsk, St. Petersburg, Nowgorod, Kowno, sowie die baltischen Gouvernements, hier beträgt die Natalität nur 30 bis 40 aufs Mille. — Die mittlere Geburtsziffer für das ganze europäische Russland beträgt 48,8 aufs Mille und ist somit eine der bedeutendsten in Europa überhaupt, wenn nicht die bedeutendste, denn sie beträgt in Frankreich 25,8, Schweden 27,1, Norwegen 29,8, Schweiz 31,9, Belgien 32,0, England 35,4, Spanien 37,6, Oesterreich 38,6, Deutschland 40,0 bis 42,8 aufs Mille

Hinsichtlich des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen ergibt sich, dass im europäischen Russland durchschnittlich auf 100 Mädchen 104,8 Knaben kommen. Dieses Verhältnis ändert sich aber nach der Konfession, oder der Nationalität, was gewissermaassen das gleiche ist. Da zeigt sich das bedeutendste Uebergewicht der Knaben über die Mädchen bei den Juden, nämlich 128,9 Knaben auf 100 Mädchen, dann folgen die Mohammedaner mit 105,3, die Protestanten mit 105,2, die Katholiken mit 104,8, endlich die Orthodoxen mit 104,3. Auch bei den unehelichen Geburten stellt sich dieses Verhältnis etwas anders, doch darf man dabei die Ungenauigkeit der Registrierung unehelich Geborener in Russland nicht ausser acht lassen. In den Städten werden mehr Knaben geboren als auf dem Lande, für die ersteren ergibt sich ein Geschlechtsverhältnis von 108,1 Knaben zu 100 Mädchen, für letzteres von 104,5 Knaben zu 100 Mädchen. Zur Vergleichung des durchschnittlichen Geschlechtsverhältnisses der Geborenen in Russland mit dem in anderen Staaten mögen folgende Zahlen dienen. So kommen durchschnittlich auf 100 Mädchen:

in Oesterreich	106,4	Knaben
» Deutschland	105,8	»
» Italien	105,4	»
» Norwegen	105,3	»
» Frankreich	105,1	»
» der Schweiz	105,0	»
» Schweden	104,9	»
» England	104,5	»

Zur Erklärung dieses Ueberschusses der Knaben- über die Mädchengeburten sind bekanntlich verschiedene Hypothesen aufgestellt worden, von denen sich indes keine als stichhaltig bewährt hat.

Was die Verteilung der Geburten über die einzelnen Monate des Jahres anbelangt, so hängt diese sowohl von physiologischen Ursachen als auch von den socialen und den religiösen Lebensbedingungen eines Volkes ab. In Russland sind im allgemeinen zwei Geburtsmaxima zu beobachten, im Januar und im Oktober.

Das Maximum der Konzeptionen in Russland überhaupt und bei den Griechisch-Orthodoxen fällt auf den Winter, das Maximum der Geburten daher auf den Herbst; es folgen — nach der Konzeption geordnet — der Herbst, das Frühjahr und der Sommer. Bei den Katholiken ist die Ordnung folgende: Winter, Frühling, Sommer, Herbst; bei den Juden: Frühling, Sommer, Herbst und Winter; bei den Protestanten: Frühling, Winter, Sommer, Herbst. In der Verteilung der Empfängnis und der Geburten nach den Jahreszeiten unterscheidet sich Russland merklich von den westeuropäischen Staaten; fast in ganz Europa fällt das Maximum der Konzeption auf den Frühling oder den Sommer, in Russland gerade umgekehrt, auf den Winter und Herbst. Nur in Deutschland fällt das Maximum der Geburten auf den Winter und Frühling, und es bildet so gewissermaassen den Uebergang von Ost- nach Westeuropa. Die abweichende Verteilung der Konzeption nach den Jahreszeiten, wie sie Russland aufweist, erklärt sich durch die anhaltende und strenge Fastenzeit im Frühling, sowie durch die ermüdenden Feldarbeiten im Sommer. Im Zusammenhange hiermit steht auch die bedeutend grössere Anzahl von Eheschliessungen im Herbst und Winter als im Sommer und Frühling, eine Erscheinung, welche sich zum Teil auf die oben erwähnten Ursachen, zum Teil auf die Notwendigkeit des Abwartens der Ernte zurückführt.

Was nun die Sterblichkeit im europäischen Russland betrifft, so ist zunächst daran zu erinnern, dass die Mortalität, das heisst die Zahl der Todesfälle in einem bestimmten Zeitraum, bezogen auf 100 oder 1000 Einwohner, im allgemeinen weit grösseren Schwankungen unterworfen ist als die Natalität, und zwar hauptsächlich daher, weil alle, eine erhöhte Mortalität bedingenden Einflüsse vie

Digitized by Google

schneller, unmittelbarer und intensiver auf den menschlichen Organismus einwirken als die die Natalität bedingenden Umstände. Daher darf man sich nicht wundern, dass in Russland mit seinem harten Winter, dem jähen Wechsel von Hitze und Kälte, seinen Missernten, Epidemien, häufigen Feuersbrünsten, sowie bei dem Mangel guter Sanitätsanstalten und dergleichen mehr die durchschnittliche Sterblichkeit verhältnismässig sehr hoch ist. Es kommen nämlich auf 1000 Menschen im europäischen Russland jährlich 36,8 Todesfälle, eine Sterblichkeitsziffer, die in Europa nur von Ungarn übertroffen wird, wo 38,5 Todesfälle auf 1000 Menschen kommen. In den übrigen europäischen Staaten stellt sich die Mortalität folgendermaassen. Es kommen auf je 1000 Einwohner jährliche Todesfälle:

in Serbien	32,2
» Bayern	31,7
» Oesterreich	31,1
» Spanien	30,5
» Italien	30,3
» Baden	29,8
» Sachsen	29,8
» Deutschland	27,8
» Preussen	27,3
» Rumänien	27,1
» Frankreich	26,3
» Holland	25,6
» der Schweiz	23,8
» Belgien	23,7
» England	22,3
» Schottland	22,3
» Griechenland	22,3
» Portugal	21,8
» Dänemark	19,5
» Schweden	18,2
» Norwegen	17,1

In hohem Grade wird die bedeutende Mortalität in Russland bedingt durch die überaus grosse Kindersterblichkeit. Um die Mortalität einer bestimmten Altersklasse genau feststellen zu können, müssen wir ausser der Statistik der Geborenen und der Zahl der in der betreffenden Altersklasse Gestorbenen auch noch die Zahl der in jener Altersklasse lebenden Personen kennen.

Leider fehlen hier die letztbezüglichen Daten nicht nur für Russland, sondern auch für die meisten anderen europäischen Staaten. Wir müssen uns deshalb mit einer möglichst annähernden Berechnung begnügen. Zu diesem Zwecke setzen wir sämtliche im Laufe eines Jahres im Alter bis zu einem Jahre gestorbenen Kinder in Beziehung zu den im Laufe der genannten Zeit Geborenen, das heisst, wir nehmen an, dass jene gestorbenen Kinder aus der Zahl der Neugeborenen des jedesmaligen Rechnungsjahres stammen. Nach dieser Berechnungsart findet man nun, dass im Durchschnitt in Russland von 1000 Geborenen 263,4 Kinder unter einem Jahre starben. In allen westeuropäischen Staaten ist die Anzahl der bis zum Ablaufe des ersten Lebensjahres gestorbenen Kinder eine, zum Teil bedeutend, geringere als in Russland, nämlich

in Oesterreich-Ungarn	260,1
„ Frankreich	205,1
„ Spanien	193,6
„ Holland	188,6
„ Italien	185,4
„ Preussen	165,4
„ England	140,0

Annähernd kann man annehmen, dass in Russland ungefähr ein Viertel aller Neugeborenen bis zum Ablauf des ersten Lebensjahres stirbt, während in England die Zahl der in diesem Alter sterbenden Kinder etwa ein Siebentel aller Geborenen, in Preussen etwa ein Sechstel, in Frankreich ein Fünftel und nur in Oesterreich-Ungarn fast ebensoviel wie im europäischen Russland beträgt.

Man hat fast allgemein die Beobachtung gemacht, dass die Sterblichkeit bei unehelichen Kindern eine besonders grosse sei. So fand Wappäus, dass im Durchschnitt von 17 europäischen Staaten bei ehelich geborenen Kindern 218 aufs Mille, bei unehelich geborenen dagegen 325 aufs Mille starben. Diese Thatsache ist denn auch völlig begreiflich, da das Maass der Sterblichkeit bei den Kindern namentlich von der Pflege, die ihnen zu teil wird, abhängt und uneheliche Kinder gerade in dieser Hinsicht besonders ungünstig gestellt sind. In Russland findet man gleichwohl keine Bestätigung dieser Beobachtung, indem hier die uneheliche Geburt nur einen geringen Einfluss auf die Kindersterblichkeit zu haben scheint. Die Gouvernements mit einer grossen Ziffer unehelicher Geburten zeichnen sich mit wenigen Ausnahmen gerade durch eine geringe Kindersterblichkeit aus.

Nicht ohne Einfluss auf die Kindersterblichkeit scheinen, wie bemerkt wird, auch die nationalen Verschiedenheiten zu sein. Wir meinen, dass auch hier die socialen und physiologischen Verhältnisse nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Es starben bis zum Ablauf des ersten Lebensjahres von 1000 Kindern:

bei den Orthodoxen	277,5	Kinder
„ „ Protestanten	211,8	„
„ „ Mohammedanern	175,3	„
„ „ Juden	149,8	„
„ „ Katholiken	139,6	„

Aus der Fülle des reichen Materials, welches die »Statistischen und anderen wissenschaftlichen Mitteilungen aus Russland« bieten, begnügen wir uns, die hier angeführten Daten hervorzuheben, die verglichen mit den westeuropäischen Verhältnissen ein ganz besonderes Interesse darbieten.

Digitized by Google

Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften.

Von Heinrich Cunow.

(Fortsetzung.)

Wenn man die eigentümlichen Bodenverhältnisse der peruanischen Küstenregion in Betracht zieht, wird die Anhäufung mehrerer Geschlechtsverbände in einer Ortschaft sofort verständlich. Die Yuncas sind ein in vorgeschichtlicher Zeit in Peru eingewanderter, nicht zu den eigentlichen Inkaperuanern zählender Volksstamm. Ihre Sprache ist von den übrigen in Peru gesprochenen Sprachen und Dialekten gänzlich verschieden, nicht nur was das Vokabularium, sondern auch was die Konstruktion anbetrifft. Auf ihren Wanderzügen, die sich, den Bauwerken nach zu schliessen, stets der Küste entlang bewegt haben, stiessen sie nun grösstenteils auf unkultivierbaren Sandboden, nur hie und da an den Niederungen der Flüsse tauchten aus der trostlosen Ebene lachende, zum Anbau geeignete Thäler auf, wie z. B. das Chimu-Thal, das Pachacamac- (sprich patschakamach) Thal, das Ica-Thal u. s. w. Hier setzten sich die Yuncas fest. Aber die Markeneinteilung liess sich in diesen Distrikten nicht durchführen, denn es würde danach dem einen Geschlechtsverband das herrliche Land am Fluss, dem anderen trockener Sandboden zugefallen sein, auf dem er nicht seine Existenz gehabt hätte. Keine Wahl blieb, die Trupps siedelten sich beisammen in den Flussthälern an; in einigen Fällen, wie im Chimu-Thal, wohl der ganze Stamm.

Gegenüber diesen wahrhaft imposanten Massenquartieren der Yuncas waren die Dörfer im Innern des Landes unbedeutend. Sie bestanden durchgehends nur aus einem unregelmässigen Haufen einstöckiger, strohbedeckter Häuser. Bei den Hauptansiedelungen, hin und wieder selbst bei den Nebendörfern, befanden sich mit starken Mauern umgebene Forts, die vorzugsweise zur Aufnahme der Ortschaftsbewohner bei feindlichen Einfällen der Nachbarstämme dienten. Sie wurden Pucaras genannt und waren selbstverständlich je nach der Bedeutung der Ortschaft und der Gestaltung des Terrains in Anlage und Grösse verschieden. Während manche nur aus einigen durch Erdwälle eingefassten steinernen Gebäuden bestanden, waren andere kunstvoll an Bergabhängen oder auf Hügeln aufgebaut und hatten mehrere in gewissen Abständen hintereinander aufsteigende massive Mauern, Lebensmittelmagazine, Wasserreservoirs u. s. w. Berühmt sind in dieser Beziehung die Forts von Cuzco, Ollantay (sprich oljantäh), Piquillacta (sprich pikiljachta) und Cajamarca.

Die Feldmark wurde ebenso wie bei den Deutschen des Tacitus jährlich aufgeteilt. Die einzelnen Ackerlose hiessen Tupus, d. h. »das Maass«. Wie gross die Tupus waren, und nach welchen Regeln die Verteilung vorgenommen wurde, darüber fehlen zuverlässige Nachrichten. Die Angaben, die Garcilasso in dieser Hinsicht macht, sind durchaus wertlos; denn danach würde beispielsweise ein Kind männlichen Geschlechts denselben Anteil erhalten haben, wie ein erwachsener Mann mit Frau. Nicht weniger widersinnig ist es, dass überall die Anteile gleich gross gewesen sein sollen. Seine Angaben beruhen auf der Ansicht, dass die Landaufteilung von den Inkas eingeführt ist, während umgekehrt das Markensystem in Peru, ebenso wie sonst überall, mit der dauernden Niederlassung nach Geschlechtern und mit der planmässigen Kultivierung des Bodens zusammenhängt und lange vor Unterwerfung der Stämme bestand. Die Grösse der Anteile richtete sich nach der üblich gewordenen Lebensweise, d. h. jeder erhielt so viel, als nach allgemeiner Meinung zur Befriedigung der gewohnheitsmässigen Bedürfnisse ausreichte. Hierzu konnte aber in sandigen Gegenden ein drei- oder viermal grösseres Areal erforderlich sein, als auf schwerem Boden. Deswegen waren auch in den deutschen Marken die alten Hufen sehr verschieden. Im Rheingau, Lahngau, Nahgau und Stift Korvei fassten sie nach Maurer 30, im Trierischen 15 und im Odenwald 40 Morgen. Nicht anders kann es in Peru gewesen sein, denn dort ist der Unterschied zwischen der Güte des Bodens in den verschiedenen Gegenden eher grösser als kleiner. Anstatt von der vielgerühmten Weisheit der Inkas würde eine generelle Bestimmung über die Grösse der Tupus von deren Einsichtslosigkeit zeugen. Es gilt von Peru dasselbe, was G. Hanssen[1]) von den deutschen Ansiedelungen sagt: »Eine irgendwie von vornherein durch die ordnende öffentliche Gewalt fixierte, für die Feldmarken generalisierte Morgenanzahl von Aeckern auf die Hufe hätte gar keinen vernünftigen Sinn gehabt. Noch weniger ist an markgenossenschaftliche Beschlüsse dieser Art zu denken. Ganz ohne Zweifel hatte die Genossenschaft von der Ansiedelung an freie Hand, innerhalb der Feldmark unter den Pflug zu nehmen, so viel anfangs das Bedürfnis erforderte und die Arbeitskräfte zuliessen, und später hiermit durch Bildung neuer Ackergewannen aus dem Terrain ihrer gemeinen Weiden und Holzungen so fortzufahren, wie es die Ernährung der gestiegenen ländlichen Bevölkerung erheischte.«

Ausser diesem eigenen Ackerland gab es in »allen Provinzen«, d. h. Marken, Perus noch Inka- und Priesterschaftsland. Sobald nämlich der Inka eine Mark unterworfen hatte, nahm er einen Teil des Landes für sich in Besitz, ein anderer Teil wurde zur Erhaltung der neu zu errichtenden Tempel und deren Priesterschaft ausgesetzt, da die Inkas allenthalben, wo sie eindrangen, ihren Sonnen- und Mondkultus einführten. Daneben hatten die Markgenossen auch noch für die Priesterschaft ihrer eigenen Ayllu-Götter oder Huacas zu sorgen. Garcilasso sucht diese von sämtlichen glaubwürdigen alten Kennern der peruanischen Verhältnisse berichtete Thatsache zu bestreiten; sie passt ihm nicht in das rosige Bild,

[1]) Dr. Georg Hanssen, »Agrarhistorische Abhandlungen«, Band II, S. 184.

Digitized by Google

welches er zu Ehren seiner Vorfahren mütterlicherseits von dem religiösen Leben der Inkaperuaner entwirft. Ihm, dem gutgläubigen Katholiken ist der Huaca-Dienst, in welchem er, wie das bei seinem geringen Verständnis für das Geistesleben der Peruaner nicht verwunderlich ist, nur eine Art Fetischismus erblickt, ein Greuel, und so lässt er denn die Inkas überall diese »Götzen« abschaffen und an deren Stelle die Verehrung des Pachacamac, bezw. Pachayachachic (sprich patschaja-tschatschich) und der Sonne (Inti, Punchau) setzen.

Die Bebauung der sämtlichen Ländereien lag den unterworfenen Dorfgenossenschaften, den Lactantins (sprich ljachtantins[1]), ob. Alljährlich hatten sie entsprechend den in ihrer Mitte vorhandenen Arbeitskräften auf den Ländern der Inkas und Priester bestimmte Frondienste zu leisten. Bei der Bearbeitung wurde, wie Cieça de Leon und Garcilasso berichten, eine gewisse Reihenfolge innegehalten. Zuerst soll das Religionsland, dann das Dorfschaftsland, und zwar die Anteile der Schwachen, Kranken und zum Kriegsdienst Ausgehobenen vor den Anteilen der Gesunden, zum Schluss das Inkaland bestellt worden sein. Indes sind diese Angaben nicht als authentisch anzusehen; der Jesuitenpater Joseph de Acosta gibt eine andere Reihenfolge, und in einem Bericht über den Verwaltungsmodus des Chincha-Thales, Bd. 50 der Doc. inéd. para la Hist. de Esp., wird ebenfalls eine andere Aufeinanderfolge erwähnt. Wahrscheinlich differierten auch in dieser Hinsicht die Anordnungen in den verschiedenen Teilen des Reichs.

Die Erträge der Tempelländereien dienten, wie schon erwähnt, vor allem als Unterhalt für die zahlreiche Priesterschaft, sodann wurde davon an gewissen religiösen Festtagen das Volk gespeist und die oft sehr beträchtlichen Opfer bestritten. Die Erträge der Inkaländereien dagegen wanderten teils nach Cuzco, teils wurden sie zur Versorgung der Kriegsheere oder der von Missernten betroffenen Landstriche verwendet. Ein bedeutender Teil der Ernten blieb übrigens gleich an Ort und Stelle zurück, denn während der Dauer der Ackerfronden empfingen die dabei thätigen Dorfschaftsabteilungen ihren Lebensunterhalt aus den Vorräten der Inkas, bezw. der Priesterschaften; ebenso wurden auch die Dorfinsassen, die zum Bau der Tempel, Brücken, Festungen u. s. w. ausgehoben wurden, während der Zeit ihrer Abwesenheit vom Dorfe aus öffentlichen Mitteln erhalten. Zur Ueberwachung der Arbeiten und Entgegennahme der Tribute waren über die verschiedenen Distrikte Aufsichtsbeamte aus dem Inkastamm, eine Art »Sendgrafen«, gesetzt. Jedes Jahr im Februar hatten sie nach Cuzco zurückzukehren, dem regierenden Inka über ihre Thätigkeit Bericht abzustatten und den für Cuzco bestimmten Tribut abzuliefern[1]).

War das einer Marca bei ihrer Unterwerfung von den Inkas abgenommene Land sehr ausgedehnt, so siedelten sie häufig auf einem Teil desselben eine andere Dorfschaft aus einem ihnen rückhaltlos ergebenen Volksstamm an. Einerseits schufen sie dadurch ein Gegengewicht gegen etwaige feindliche Bestrebungen der neuunterworfenen Mark, und andererseits verstärkten sie durch diese Maassregel ihren direkten Einfluss auf die Volksmasse. Denn die auf dem Inkaland angesiedelten Dorfschaften standen nicht mehr unter der Diktion ihrer Curacas oder Häuptlinge[2]), sondern unter direkter Oberhoheit des Inkaregenten; sie waren, wenn man so sagen darf, »reichsunmittelbar«, ähnlich den auf Königsland angelegten sogenannten »grundherrlichen Dorfschaften« bei den germanischen Völkerschaften. Es ist zwischen ihnen und den im Dienste der Inkas beschäftigten Fronarbeitern ein bedeutsamer Unterschied; die letzteren blieben Marcanis, d. h. Markeingesessene, selbst wenn sie weit aus dem Bannkreis ihrer Mark entfernt waren; die ersteren aber hatten sozusagen ihr Heimatsrecht verloren.

Die vielfach vertretene Auffassung, dass alles Land in Peru dem regierenden Inka gehört hätte und den Dorfschaften nur nach dem Ermessen desselben jedes Jahr ein bestimmtes Quantum zur Nutzniessung überwiesen worden wäre, ist demnach ein grober Irrtum. Schon Ondegardo, der in seiner langjährigen Thätigkeit als Corregidor in der Provinz Charcas und später in Cuzco mit den Rechts- und Eigentumsbegriffen der Indianer bekannt geworden war, wendet sich mit einer heftigen Auslassung gegen diese Meinung. »Die Länder,« sagt er[3]), »die zum Tribut für den Inka und die Religion bestimmt waren, wurden auf dieselbe Weise bearbeitet, aber es ist zu beachten, dass während der Zeit, welche das Volk auf denselben thätig war, es auf Kosten der Inkas und der Sonne ass und trank. Die Arbeit wurde nicht durch einzelne Trupps verrichtet, noch wurden eigene Leute dazu beordert, sondern alle Dorfbewohner, mit Ausnahme der Greise und Schwachen, nahmen daran teil, gekleidet in ihre besten Anzüge und unter Absingung passender Lieder. Was die beiden Arten Tribut anbelangt, so sind zwei Dinge wohl zu berücksichtigen; erstens, dass die Alten, Schwachen und Wittwen nicht mitarbeiteten, und zweitens, dass, wenn auch die Erträge dieser Länder als Tribut festgesetzt waren, doch das Land selbst dem Volk gehörte. Dadurch wird uns manches klar, was bisher nicht richtig verstanden wurde. Wenn irgend jemand (d. h. ein span. Ansiedler. D. Uebers.) Land haben will, gilt es als

[1]) Das Wort ist gebildet aus Lacta, Dorf, und der Numerus-partikel ntin, die eine Zusammengehörigkeit ausdrückt; also wörtlich: die, die zum Dorf gehören.

[1]) Report by Polo de Ondegardo, S. 155, 12. Ibid. S. 163.

[2]) Report by Polo de Ondegardo, S. 157.

[3]) Report by Polo de Ondegardo, S. 163: »Denn das Land gehörte dem ganzen Dorf, und der, der nicht bei der Bestellung seine Arbeit that, hatte keinen Anteil an der Ernte.«

Digitized by Google

genügend, wenn er beweisen kann, dass es vordem dem Inka oder der Sonne gehörte. Dadurch werden aber die Indianer mit grösster Ungerechtigkeit behandelt. Denn früher bezahlten sie ihren Tribut, und das Land gehörte ihnen; jetzt aber, nachdem man es für besser befunden hat, sie auf andere Weise zu besteuern, bezahlen sie, wie klar ersichtlich, doppelten Tribut, einmal dadurch, dass man sie der Tributländereien beraubt, und dann, dass man von ihnen die Abgaben nochmals nach dem heute festgesetzten Modus erhebt. Noch grösser ist die Ungerechtigkeit und Beeinträchtigung, wenn jemand, wie oft geschieht, eine Forderung auf Land erhebt, indem er sagt, dass die Inkas die Macht besessen hätten, alles Land zu expropriieren. Denn bestand solches wirklich zu Recht, so ist es jetzt auf Seine Majestät (d. h. den König von Spanien. Der Uebers.) übergegangen. Selbstverständlich besteht nicht die Absicht, diesem Verlangen, wenn es sich um Encomiendas auf Lebenszeit oder -zeiten handelt, zu entsprechen; ebensowenig ist dies gerecht, wenn es Inkaland betrifft. Der Tribut oder die Abgabe wurde von dem Inka als König und Herrscher erhoben, nicht als Privatperson.«

Das Eigentumsrecht einzelner Personen auf Grund und Boden im Sinne des späteren römischen Rechts ist offenbar zur Zeit der spanischen Eroberung bei den Inkaperuanern noch gar nicht vorhanden gewesen. Alles Land galt als Gemeingut; der es in Besitz genommen hatte und bebaute, bezw. dem es zur Benutzung überlassen war, war nicht ein Eigentümer im modern rechtlichen Sinne, sondern nur ein Nutzniesser. Dies spricht sich klar und deutlich aus in der altperuanischen Rechtsbestimmung, dass wer nicht bei der Bestellung der Aecker mit thätig war, ohne durch Krankheit oder andere von ihm nicht verschuldete Ursachen daran verhindert zu sein, sich seines Anrechts auf einen Anteil begab [1]). Gemäss dieser Rechtsanschauung betrachteten denn auch die Markgenossen das Ackerland des Inka, das inmitten ihrer Mark lag und von ihnen bestellt wurde, als eigentlich ihnen gehörig, nur der Ertrag gehörte dem Inka, nicht kraft irgend eines Eigentumsrechtes, sondern als dem Eroberer und Herrscher. Ein Privatbesitzrecht auf Grund und Boden gab es in Peru ebensowenig, wie ursprünglich bei den germanischen Stämmen.

In dem grössten Teil des Inkareichs bestellte nicht jeder Dorfbewohner sein Land für sich selbst, sondern die Feldarbeit wurde in Gemeinschaft von der Chunca (sprich tschunka) verrichtet. Chunca heisst zehn, und man hat deswegen das Wort in dieser Anwendung mit »Zehnschaft« übersetzt; ob aber die Chunca überall nur, wie man gemeinhin annimmt, aus zehn Einzelfamilien bestand, ist sehr fraglich, denn Chunca als Substantiv hat auch die Bedeutung von Rotte, Gruppe u. s. w. Es steht damit, um ein naheliegendes Beispiel zu gebrauchen, wie mit dem deutschen Worte »Paar«, bezw. »paar«; als Substantiv hat es die Bedeutung von »zwei«, als Zahlwort die Bedeutung von »einige«, ebenso entspricht Chunca als Zahlwort unserem »zehn«, als Substantiv dagegen bezeichnet es eine kleine Gruppe oder Rotte, eine Menge von acht, zehn, zwölf Einzelheiten u. s. w.

Bei Ankunft der Spanier war die Chunca eine engere Genossenschaft innerhalb der Ayllu, zum Zweck gemeinsamer Arbeitsverrichtung unter Leitung eines eigenen Vorstehers, des Chuncacamayoc [1]) (sprich tschunka-Kamajoch). Meines Erachtens hat sie sich aus den kommunistischen Familienhaushaltungen, den Huasintins (sprich whazintihns), entwickelt, die allem Anschein nach früher in Peru allgemein bestanden haben, in den letzten Jahrhunderten vor Ankunft der Spanier aber grösstenteils vollständig gesprengt waren. Das Haus war Privateigentum der Einzelfamilie geworden, und sobald sich jemand verheiratete, wurde ihm von der Dorfschaft oder seiner engeren Familie eine eigene Wohnstätte bereitet. Stichhaltige Belege für die Abkommenschaft der Chunca von der kommunistischen Hausgenossenschaft vermag ich nicht beizubringen; ich bin aber überzeugt, es werden sich dieselben noch finden lassen. Noch zur Zeit der spanischen Eroberung nahm der Chuncacamayoc genau dieselbe patriarchalische Stellung ein, wie bei den slavischen Hauskommunionen der Hausvater. Er hatte die Arbeit zu leiten, die moralische Aufführung der Zehnschaftsgenossen (Chuncamasis) zu überwachen und eventuell ihre Bestrafung beim Dorfvorsteher zu bewirken, überhaupt dafür zu sorgen, dass niemand aus seiner Chunca in seinen Rechten beeinträchtigt wurde.

Ueber dem Chuncacamayoc stand der Lactacamayoc (sprich ljachta-kamajoch) oder Dorfvorsteher. Er nahm der Dorfschaft gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie der Chuncacamayoc gegenüber der Zehnschaft; besonders hatte er darauf zu achten, dass mit den landwirtschaftlichen Arbeiten rechtzeitig begonnen wurde und dass die Anteile derjenigen Personen, die daran nicht teilnehmen konnten, mitbestellt wurden. Sollte mit irgend einer der nötigen Verrichtungen angefangen werden, so stieg er abends vorher auf den in der Mitte des Dorfes befindlichen Wartturm und kündigte dies, nachdem er durch ein Signal auf der Muscheltrompete die Aufmerksamkeit wachgerufen hatte, den Dorfinsassen an. Jedes Mitglied musste am folgenden Tag der Aufforderung Folge leisten.

[1]) Noch schärfer waren teilweise die Bestimmungen in den alten deutschen Marken. »Es reichte«, sagt Maurer, Markenverfassung, S. 82, »nämlich die Angesessenheit in der Mark allein noch nicht hin, um daselbst wirklicher Markgenosse zu sein. Zu dem Ende musste vielmehr der angesessene Mann auch noch in der Mark selbst wohnen und sein Gut selbst bebauen, also, wie die Weisthümer sagen, selbst Wasser und Weide geniessen, und daher seinen eigenen Rauch daselbst haben . . . .«

[1]) Wörtlich übersetzt: Zehnamtsinhaber.

Digitized by Google

Es ist diese Einrichtung vielfach als ein Beweis angeführt worden für die weitgehende Bevormundung und Unterdrückung der Volksmasse seitens der Inkas. Indes sehr mit Unrecht; denn würde dies daraus folgen, dann darf man nicht mehr wie bisher in allen Tonarten die Freiheit der alten Deutschen preisen; in den meisten ihrer Marken wurde ebenfalls der Beginn der Feldarbeiten von dem Dorf- oder Markvorsteher bestimmt. Mit den Inkas hat diese Einrichtung nichts zu schaffen; sie ergibt sich von selbst aus der familiären und gegenseitig haftpflichtigen Stellung, welche die Dorfgenossen zu einander einnahmen. Hatte die Dorfschaft für das Wohl und Wehe eines jeden Mitgliedes aufzukommen, dann musste ihr auch eine gewisse Einwirkung auf dessen Thun und Lassen zustehen.

Neben dem Recht auf ein zu seiner Ernährung ausreichendes Stück Land besass in Peru jeder Markgenosse, ebenso wie die deutschen Markmannen, das Jagd- und Weiderecht, d. h. er war befugt, in den seiner Mark gehörenden Jagdrevieren frei zu jagen und seine Lamaschafe auf die gemeinschaftlichen Weiden zu treiben. Den Mitimacs (den auf Inkaland angesiedelten Kolonisten) war dies nicht gestattet; sie gehörten nicht zu den Marcamasis [1]). Höchst wahrscheinlich ist dies der Grund, weshalb sie, wie Ondegardo angibt, fast nie Schafe besassen.

Jene Bedeutung, wie in den deutschen Marken, hat in Peru die Viehzucht nie besessen. Die Anzahl der Lamas war im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung gering, und ausser diesen wurden nur noch Hunde und eine Art kleiner Schweine, Kohuis (sprich kowhis) genannt, als Haustiere gehalten. Der bedeutendste Teil der Lamas gehörte der Priesterschaft und den Inkas, die sich, sobald eine Viehzucht treibende Gegend unterworfen war, die wertvollsten Stücke aus den Herden als Tribut abtreten liessen; ein zweiter Teil war Gemeindeeigentum der Dorfschaften, der dritte Teil Privatbesitz der einzelnen Dorfinsassen. Die Herden der Inkas blieben in den Distrikten zurück, wo sie gezüchtet waren; ihre Wartung lag unter Aufsicht der Inkabeamten den einheimischen Dorfschaften ob. Die Weideplätze der Marken waren durch gezeichnete Steine gegeneinander abgegrenzt, damit, wie Ondegardo [2]) sagt, »die Herden nicht von einer Provinz in die andere« — richtiger von einer Mark in die andere — übertreten sollten und »jede ihre bestimmte Grenze habe«; ebenso die Jagdreviere [3]). Das Vorrücken der Grenzsteine wurde als eines der schwersten Verbrechen bestraft.

Dagegen hat scheinbar zwischen den germanischen und peruanischen Marken in Bezug auf Verwaltung und Rechtspflege ein wesentlicher Unterschied bestanden. Während die deutschen Marken und Dorfschaften eine gewisse Autonomie besassen und z. B. befugt waren, alle leichteren Händel und Vergehen, sowie alle Streitigkeiten, welche Markangelegenheiten betrafen, vor ihren eigenen Gerichten zur Entscheidung zu bringen, soll in Peru — wenigstens berichtet dies Garcilasso, und auf seine Autorität hin eine ganze Reihe neuerer Autoren — ein selbständiger, nur dem Inka-Regenten verantwortlicher Beamten- und Richterstand vorhanden gewesen sein. Sobald man jedoch die Sache genau prüft, findet man, dass auch hier wieder Garcilasso die einfachsten Dinge in der von ihm beliebten Weise aufgebauscht hat, und dass in Wirklichkeit unter seinen »Regidores, Jueces, Ministros de los Jueces u. s. w.« entweder die zur Beaufsichtigung der Marken ausgesandten Inkas oder die Mark-, bezw. Dorfvorsteher zu verstehen sind. So sagt er beispielsweise in Kap. XI, Buch V seiner Kommentarien, in welchem er weitläufig über die Gesetze und Ordonnanzen der Inkas spricht: »Ein anderer Artikel desselben Gesetzes befahl den Indianern, während der Ruhezeit ihre Thüren aufzulassen, damit die Justizbeamten, wenn sie ihre Visiten machen wollten, frei eintreten könnten. Man nannte diese Richter, welche den Auftrag hatten, die Tempel, die privaten und die öffentlichen Gebäude zu besichtigen u. s. w. — Llactacamayuc . . .« Wenn wirklich ein eigener Richterstand in Peru vorhanden war, wie ist dann damit die Angabe Ondegardos zu vereinen, der selbst richterliche Funktionen ausübte und deshalb sicherlich mit dieser Materie am besten vertraut war, dass die Indianer unter der Jurisdiktion ihrer eingebornen Vorsteher gestanden hätten? Und warum musste dann bei Grenzstreitigkeiten zwischen zwei Marken, wie Garcilasso selbst erzählt, der Inka aus seinem Stamm einen Schiedsrichter ernennen; weshalb wurde die Sache nicht vor die ordentlichen Gerichte verwiesen? Offenbar, weil ein zur Entscheidung solcher Streitigkeiten zuständiger Richter nicht vorhanden war und die Vorsteher, da sie nur über die ihnen unterstellten Personen die Jurisdiktion ausübten, nicht eingreifen konnten. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Wörtlich: Markgenosse. L. Bertonio übersetzt Marcamasi mit Conterraneo, Landsmann. Da, wie wir sahen, die Markgenossenschaft zugleich eine Geschlechtsgenossenschaft bildete, ist diese Uebersetzung durchaus korrekt.

[2]) Report by Polo de Ondegardo, S. 158.

[3]) Report by Polo de Ondegardo, S. 158 und 164.

Das männliche Wochenbett.

Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs.

(Fortsetzung.)

Bei den Ainos wird die Ehe auf dem Wege des Kaufes [1]) zwischen den Vätern beider Nupturienten [2]) und oft schon vor der Reife geschlossen [2]); nach der ersten Geburt bekommt das junge Paar eine eigene Hütte [3]) in dem Gehöfte eines der

[1]) Kohler in ZVR. 5, S. 342.

[2]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 107.

[3]) Kohler in ZVR. 5, S. 343.

Digitized by Google

beiden Väter, und diesem schliesst sich der junge Hausstand mehr an, als dem andern Teile[1]). Dem Manne ist die Polygynie gestattet[2]), wenn er für jede Frau eine besondere Hütte beschafft[3]). Im übrigen ist der Mann Herr im Hause, er kann die Frau entlassen, und thut es, wenn sie unfruchtbar ist[4]), er ist strenger Herr über seine Kinder und jüngeren Geschwister[5]), er adoptiert Kinder, wenn er nicht männliche Erben hat oder einem Tochtersohne oder Tochtermanne die Erbschaft zuwenden will[4]). Die Erbfolge ist agnatisch (Sohn — Adoptivsohn — Brüder und Adoptivbrüder nach dem Alter — andere Agnaten)[6]). Kinder, wenigstens Söhne[5]), gelten als Segen, nur sind Nachkommen, die mit den Zähnen auf die Welt kommen, unerwünscht[7]), und von Zwillingen pflegt der eine beseitigt zu werden[8]); Frauen sind zur ehelichen Treue verpflichtet[9]), vermutlich auch die Mädchen zur Keuschheit, wenigstens die Bräute[10]).

Das Volk ist somit ohne Zweifel zu den patriarchalen zu rechnen.

Bei ihnen nimmt die Frau, da die knieende Stellung, welche ein Weib im Augenblick der Entbindung einnimmt, den Durchgang des Kindes durch das Becken sehr erleichtert und den Abgang der Nachgeburt beschleunigt, in überraschend kurzer Zeit ihre Verpflichtungen wieder auf, als wenn nichts Ungewöhnliches geschehen wäre; eine Reinigungsfeier für die Mutter findet nicht statt, und ebensowenig empfängt sie Beglückwünschungen. Dagegen wird der Vater beglückwünscht und wenn die arme Mutter ihre mühselige Arbeit wieder aufgenommen hat, bleibt der Vater in seinen besten Kleidern am Herde sitzen, um die Glückwünsche seiner Freunde und Verwandten entgegenzunehmen, fortwährend zu rauchen und manchen Becher Saké zu trinken, besonders wenn das Neugeborene ein Knabe und der Erbe ist[5]).

Hier ist der Brauch sehr leicht zu erklären: leichte Niederkunft, kurzes Wochenbett, geschlechtliche Arbeitsteilung nach dem Grundsatze, dass dem Weibe alle Arbeit, dem Manne aller Sport und alle Erholung zufällt[5]), sodann grosse Nachfrage nach Kindern — und alles ist gegeben.

Wie bei den Basken (§ 1) die Frau nicht die Zeit hat, das Kind zu wärmen, so hat sie auch hier nicht die Zeit, die Gratulanten zu empfangen, bei beiden Völkern muss sie die häusliche Arbeit besorgen, von der die Männer nichts wissen und nichts wissen wollen.

Bei den **Eskimo** Grönlands wird die Ehe durch scheinbaren Raub geschlossen[1]), tritt aber erst mit der ersten Niederkunft der Geraubten in volle Wirksamkeit[2]). Der Ehemann ist Herr im Hause; er kann die Frau einem Nachbar oder Gast zur Verfügung stellen[3]), und er kann sie zwingen, sich von dem Angekok, Zauberpriester, befruchten zu lassen[4]), und auch ohne Auftrag des Mannes darf die Frau sich dritten geschlechtlich hingeben[5]). Nach dem Vater erbt der älteste Sohn[6]). Bei ihnen darf der Ehemann eine Zeitlang vor der Entbindung seiner Frau keine Arbeit thun, um das Kind nicht zu töten[7]), und nach der Niederkunft darf er mehrere Wochen nicht arbeiten und keinen Handel treiben[8]).

Eine gewisse Aehnlichkeit dieser Sitte mit den Abiponen (§ 6) ist nicht zu verkennen.

§ 12.
Malaien und Papua.

Die malaiische (Battak) Bevölkerung von **Nias** gliedert sich in 15—25 Margas ohne räumlichen Zusammenhang, so dass in jedem Bezirk und in jedem Dorfe Vertreter mehrerer Margen zu finden sind[9]).

Die Margen sind Exogamiegenossenschaften, d. h. zwei Angehörige derselben Marga können einander nicht heiraten, aber Kriege werden von Dorf zu Dorf geführt. Das Kind gehört zur Marga des Vaters, nicht der Mutter[10]), und ein Mann wird von seinen Kindern, nicht von seinen Schwesterkindern beerbt[11]). Die Ehe wird durch Kauf geschlossen und durch scheinbaren Raub gefeiert[9]). Polygynie ist zulässig[11]). Der Mann ist auch in der Ehe die maassgebende Partei[10]). Kinder gelten als Segen, doch werden sie unter Umständen ausgesetzt. Jungfrauen sind zur Keuschheit, und somit auch Ehefrauen zur Treue verpflichtet[11]).

Das Familienleben ist somit patriarchal. Bei ihnen müssen sich beide Eltern gleichmässig während der Schwangerschaft einer Menge von Hand-

---

[1]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 108.
[2]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 109. — F. Müller, AE. S. 229. — In einigen Dörfern ist die Polygynie ein Vorrecht der Häuptlinge. Post, StEF. S. 64 f.
[3]) Post, StEF. S. 72.
[4]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 107.
[5]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 106.
[6]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 131.
[7]) Post, StEF. S. 336.
[8]) Lubbock, EC. S. 26. — Ploss, KBS. 2, S. 266. — Post, StES. S. 335.
[9]) Goodrich im »Ausland« 1889, S. 130.
[10]) Vgl. Kohler in ZVR. 5, S. 328.

[1]) Lubbock, EC. S. 92. — Kohler in ZVR. 5, S. 343.
[2]) Westermarck, HM. 1, S. 30.
[3]) Bastian, RV. S. LXI, Note 36. — Hellwald, MF. S. 327. — Dargun, MR. S. 43, Note 11. — Lubbock, EC. S. 103. — Lubbock, VZ. 2, S. 266. — Peschel, VK. S. 229. — Westermarck, HM. 1, S. 89, Note 2. S. 90.
[4]) Westermarck, HM. 1, S. 98. — Lubbock, VZ. 2, S. 214. — Starcke, PF. S. 132.
[5]) Hellwald in THZ. 4, S. 296. — Lubbock, VZ. 2, S. 214. — Westermarck, HM. 1, S. 79.
[6]) Westermarck, HM, 1, S. 121.
[7]) Ploss, KBS. 1, S. 35.
[8]) Lubbock, EC. S. 14. — Lubbock, VZ. 2, S. 260.
[9]) Hellwald, MF. S. 231. 269. — »Ausland« 1890, S. 276.
[10]) Hellwald, MF. S. 269.
[11]) »Ausland« 1890, S. 277a.

Digitized by Google

lungen enthalten, um dem Kinde nicht zu schaden und die Geburt nicht zu erschweren [1]).

Die **Dajaken** auf Borneo sind wandernde Ackerbauer [2]), bei ihnen werden alle Familienrechte von der Mutter abgeleitet [3]), die Ehefrauen sind zur Treue verpflichtet, doch ist der Ehebruch ein häufiges und leicht gesühntes Vergehen [4]), den Jungfrauen wird keine Keuschheit zugemutet [5]). Im ehelichen Hausstande ist die Frau, welche bleibt, und zu der der Ehemann hinzieht [6]), das maassgebende Element.

Bei ihnen, die somit zur matriarchalen Familie zu rechnen sind, darf der Vater eines neugeborenen Kindes acht Tage lang nur Reis essen, er muss sich hüten, die Sonne zu sehen, und vier Tage lang auf jedes Bad verzichten; auch vor der Geburt muss er verschiedene Handlungen vermeiden, um dem Kinde nicht zu schaden [7]).

Die Malaien auf der Molukkeninsel **Buru** leben in Stämmen (Fennen), deren jeder ein eigenes Gebiet bewohnt; die Ehe zwischen zwei Personen aus demselben Stamm galt früher als Blutschande, doch wird das Verbot jetzt weniger streng gehandhabt [8]). Das Kind folgt in der Sippenangehörigkeit dem Vater [9]) und auch in der Sage wird das Kind des Krokodils und der Jungfrau wieder ein Krokodil [10]), hierin besteht ein Gegensatz zwischen Buru und den übrigen Molukkeninseln [11]). Die Eheschliessung erfolgt auf dem Wege des Frauenkaufes [12]), die Witwe fällt mit dem Nachlass an den nächsten Erben des Ehemannes [13]).

Hier begeben sich die Frauen nach der Niederkunft an den nächsten Bach, baden das neugeborene Kind, kehren dann mit ihm nach der Hütte zurück, und nehmen die gewohnten Geschäfte wieder auf. Der Ehemann legt sich wie ein Kranker und Schwacher auf sein Lager, gleichsam als ob ihm das Gebären zur Last gefallen sei. Die Frau bedient ihn dabei zu seiner Stärkung mit allerlei Leckerbissen [14]).

[1]) Ploss, KBS. 1, S. 36.
[2]) F. Müller, AE. S. 355.
[3]) Hellwald in THZ. 2, S. 336. — Dargun, MR. S. 4.
[4]) Hellwald in THZ. 2, S. 336. — Hellwald, MF. S. 333, Note 2.
[5]) Buddëus in Ersch und Grubers Allgemeiner Encyklopädie I., 31, S. 295. — Westermarck, HM. 1, S. 31. 86. — Hellwald in THZ. 2, S. 336. — Hellwald, MF. S. 341.
[6]) Hellwald, MF. S. 337. — Semper, Die Palau-Inseln im Stillen Ozean (PI.), Leipzig 1873, S. 367.
[7]) Hellwald in THZ. 2, S. 336. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Lubbock, VZ. 2, S. 260. — Ploss, KBS. 1, S. 36. 147 f. — Peschel, VK. S. 25.
[8]) Hellwald, MF. S. 231 f.
[9]) Post, Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens (AStR.), Oldenburg 1878, S. 135. — Dargun, MR. S. 4.
[10]) Post, StEF. S. 10.
[11]) »Ausland« 1855, S. 1046.
[12]) Hellwald, MF. S. 311.
[13]) Hellwald, MF. S. 268.
[14]) »Ausland« 1855, S. 1046. — »Globus« 44, S. 46a. — Vgl. auch Bastian in ZVP. 5, S. 186. — Hellwald, MF. S. 361. — Ploss, KBS. 1, S. 147. — Waitz, ANV. 1, S. 295.

Das Jägervolk der **Mincopie** auf den Andamanen lebt in Einehe, welche leicht zu trennen ist, aber in der Regel bis zum Tode ausgehalten wird [1]). Die Schliessung der Ehe geschieht öffentlich, und bei der Hochzeitsfeier werden erst die Braut, dann der Bräutigam, die sich versteckt halten, trotz ihres scheinbaren Widerstrebens herbeigeführt [2]). Die Ehen werden nach Lüders streng gehalten, während nach einer Nachricht bei Post jedes Weib bestraft wird, welches den maritalen Ansprüchen irgend eines Stammesmitgliedes Widerstand entgegensetzt [3]). Den Mädchen ist volle geschlechtliche Ungebundenheit gestattet, wenn sie aber schwanger werden, so haben sie gegen den Schwängerer den Anspruch darauf, dass er sie heirate [4]). Eltern pflegen ihre Kinder öfters gegeneinander auszutauschen [5]) (Lose Familie).

Bei diesem Volke soll gleichfalls das männliche Wochenbett üblich sein [6]).

§ 13.
Afrikaner.

Bei einigen Stämmen Afrikas muss der Vater bei der Geburt eines Kindes fasten oder etwas dergleichen thun, um so zu zeigen, dass er und die Mutter die Pflicht auf sich nehmen, für den neuen Ankömmling zu sorgen [7]).

Von den **Dschagi** in Cassandsche berichtet Zucchelli aus dem Jahre 1700, dass eine Frau, wenn sie geboren hat, von Stunde an das Bett verlassen muss, worauf sich gleich der Mann an ihrer Stelle niederlegt, welchen die Frau, die geboren hat, bedienen und aufwarten muss, eben als wenn er die Schmerzen und das Ungemach einer schwangeren und gebärenden Frau ausgestanden hätte [8]). Zucchelli unterlässt aber nicht, ausdrücklich zu berichten, dass er ein solches Beispiel nicht selbst erlebt habe, denn andernfalls würde er den Mann mit Stockschlägen aus dem Bette gejagt haben. Der

[1]) Bastian, RV. S. LX, Note 30. — Lubbock, VZ. 2, S. 141. — Lubbock, EC. S. 71. — Westermarck, HM. 1, S. 67. 69. 71.
[2]) Lüders im »Ausland« 1886, S. 547. — Kohler in ZVR. 5, S. 355.
[3]) Lüders im »Ausland« 1886, S. 547. — Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe (GU.), Oldenburg 1875, S. 19 f. Der Lüderssche Bericht ist mit Hinblick auf das sitten- und kulturverwandte Volk der Veddah und auch deshalb, weil die Postsche Regel soweit bekannt ihr Beispiel findet, der wahrscheinlichere.
[4]) Hellwald, MF. S. 341. — Kohler in ZVR. 5, S. 355. — Lubbock, VZ. 2, S. 267. — Westermarck, HM. 1, S. 32.
[5]) Kohler in ZVR. 5, S. 420.
[6]) Kohler in ZVR. 5, S. 309. Das dort citierte Werk von Bastian war mir nicht zugänglich.
[7]) Westermarck, HM. 1, S. 22.
[8]) Zucchelli, Merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Kongo, aus dem Italienischen (MRB.), Frankfurt 1715, 7, § 15, S. 165 f. — Vgl. auch Waitz, ANV. 1, S. 295. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Ploss, KBS. 1, S. 147. — Bastian, Ein Besuch in San Salvador (BSS.), Bremen 1859, S. 194. — Der Name wird für deutsche Leser Dschagi zu schreiben sein; Zucchelli schreibt als Italiener Giaghi.

Digitized by Google

Verfasser weiss auch von dem Volke nichts weiter, als dass es Menschenfresser sind [1]), und die übrigen Berichte des ehrlichen, aber unkritischen Schriftstellers sind so wunderbar, dass die Annahme einer Entstellung nicht allzu fern liegt [2]).

Es ist daher auch überflüssig, zu untersuchen, mit welchem heutigen Volke die Dschagi identisch sein könnten, wobei übrigens an die tu-Pende [3]) gedacht werden könnte.

Wenn bei den **ba-Suto** das Kind bei der Geburt seinen ersten Kotabgang hat, so wird bei dem Vater eine Kur angewandt [4]). Dieser Brauch ist von allen derjenige, welcher dem typischen männlichen Wochenbette am fernsten steht, ist aber von Ploss nicht mit Unrecht herangezogen worden, weil er mit manchen anderen Einzelerscheinungen eine gewisse Aehnlichkeit aufweist.

Die ba-Suto haben wahren Frauenkauf [5]); Familienhaupt ist bei einigen Stämmen der Vater, bei anderen der Mutterbruder [6]). Die Frau ist zwar zur Treue verpflichtet, indessen werden ihr Fehltritte leicht vergeben, da die Männer ein rasches Wachstum der Familie davon erwarten [7]). Krüppel und anormal geborene Kinder, auch Zwillinge, werden ohne Vorwissen des Ehemannes von der Mutter getötet [8]).

Es scheint hier also der Zusammenhang zwischen Vater und Kind weder der zwischen dem Hausherrn und dem Unterworfenen, noch der zwischen Erzeuger und Erzeugtem zu sein.

In **Massaua** erschlägt der Ehemann während der Schwangerschaft der Frau kein Tier, da die Frau das Kind sonst leicht verlieren könnte [9]).

§ 14.
Andere Völker.

Ein Fasten nach Art der Omaguá (§ 5) zeigt sich bei der **Drawida**bevölkerung um Madras, Seringapatam (Çrirangapatana) und Malabar, also im Gebiete der Tamulen, Kanaresen und Malayâlam, bei denen der Mann einen Monat das Bett hütet, nicht raucht, keine schwere Nahrung zu sich nimmt und hauptsächlich von Reisspeisen lebt; doch findet diese Ceremonie nur bei der Geburt des ersten Kindes der Hauptfrau und aller folgenden Söhne statt [1]).

Von einem anderen Volke **Südindiens** berichtet Neuhaus, dass die Mutter vor der Geburt fasten muss [2]); hier ist es also die Mutter allein, der bei der Entbindung eine Verpflichtung aufgelegt wird, ohne dass der Vater hinzugezogen würde. Diese Uebung scheint aber vielen anderen nahe genug zu stehen, so dass auch sie angeführt werden muss, um den Kreis zu vervollständigen.

Von den **Tibarenern** an der Nordküste Kleinasiens berichtet Apollonius Rhodius und nach ihm Valerius Flaccus, dass dort die Männer, wenn ihnen die Frauen Kinder geboren haben, sich stöhnend und Binden um das Haupt gewickelt aufs Bett niederlegen; die Weiber pflegen ihre Männer mit gutem Essen und bereiten ihnen Bäder, wie man sie Wöchnerinnen zu bereiten pflegt [3]). Doch wird gegen diesen Bericht mit Recht vermerkt, dass die Zeugnisse der beiden Dichter nicht vollgültig sind, und dass die Glaubwürdigkeit zweifelhaft ist, da Xenophon von diesem Verfahren kein Wort erwähnt [4]).

Endlich soll auf **Kypros** die Sitte des männlichen Wochenbettes geherrscht haben [5]). Es handelt sich hier aber um eine regelmässig am Anfang des Gorpiaiosmonats wiederholte (theatralische?) Vorstellung durch Junggesellen zu Ehren der unentbunden verstorbenen Ariadne [6]), und ausserdem wird das Ganze nur als Fabel, nicht als Wahrheit erzählt.

§ 15.
Die Definitionen.

Wir haben hier somit die allerverschiedensten Sitten und Bräuche, die teils von den Vorbearbeitern als Fälle des männlichen Wochenbettes herangezogen sind (wie die regelmässig beigefügten Citate aus Ploss, Starcke, Waitz Band 1, Peschel und Bastian erweisen), teils die Heranziehung ebenso gut verdienen wie die anderen; wir haben bald Fasten, Schmerzen und Entbehrungen, bald Schwelgerei und Possenspiel, bald Mühen, bald Faulenzertum, bald liegen sie dem Vater, einmal der Mutter, vielfach

---

[1]) Zucchelli, MRB. 6, § 13; 7, § 20, S. 133. 173.

[2]) Zu unserem Erstaunen erfahren wir nämlich auf S. 144 (7, § 3) folgendes: Der Elephant ist ein Thier von vielem Verstand und wenn er siehet, dass er von einem Menschen verfolget wird, und er vermerket, dass diese Verfolgung wegen der zwey grossen, Helfenbeinern Zähne geschiehet, welche er unten am Zahnfleische beweglich führet, so reibet und stösset er sie so lange an einem Baume an, biss sie zur Erde fallen, worauf er sie seinen Jägern überlässet, und sein Leben mit der Flucht zu salvieren suchet.

[3]) Wissmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost (QdA.), Berlin 1889, S. 61. 62.

[4]) Ploss, KBS. 1, S. 159.

[5]) Hellwald in THZ. 1, S. 367. — Kohler in ZVR. 5, S. 351. — Bastian, RV. S. 217.

[6]) Hellwald in THZ. 1, S. 367. — Starcke, PF. S. 69.

[7]) Hellwald in THZ. 1, S. 367.

[8]) Ploss, KBS. 2, S. 242. 258. 259. 268.

[9]) Ploss, KBS. 1, S. 25.

[1]) Lubbock, EC. S. 14. — Bastian, VÖA. 6, S. 323, Note *.

[2]) Neuhaus in THZ. 6, S. 57.

[3]) Apollonius Rhodius, Argonautica 2, 1011 bis 1014 und Schol. dazu ed. Brunck, Leipzig 1810. 1813. — Valerius Flaccus, Argonautica 5, 147 bis 149, und Wagner zu dieser Stelle. (Göttingen 1805.) — Vgl. auch Bachofen, MR. S. 255 b. — Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Lubbock, VZ. 2, S. 260. — Waitz, ANV. 1, S. 294. — Lafiteau, MSA. 1, S. 256 f.

[4]) Ploss, KBS. 1, S. 145.

[5]) Bachofen, MR. S. 17a.

[6]) Plutarchos, Theseus c. 20. (Ed. Schäfer, Leipzig 1826.) Wenn meine Vermutung, dass es sich um Theatervorstellungen handelt, so ist daran zu erinnern, dass im ganzen Altertum alle Frauenrollen von Männern dargestellt wurden.

Digitized by Google

beiden Eltern ob, zuweilen geschehen sie vor, bald während oder nach der Geburt. Es sollte unmöglich erscheinen, diesen Vorgängen einen einheitlichen Gesichtspunkt abzugewinnen und diesen in eine Definition zu fassen, und dennoch ist es mehr als einmal geschehen.

Eine Definition liegt schon in dem Namen männliches Wochenbett; und schon dieser ist verfehlt. Unter Wochenbett verstehen wir die Zeit, während welcher die Frau infolge der Anstrengungen der Geburt zu erschlafft ist, um ihre gewöhnliche Arbeit zu thun. In der Medizin bezeichnet man mit dem Worte wohl auch die Zeit, welche die Natur gebraucht, um die durch Schwangerschaft und Geburt veränderten Organe in ihre frühere Form zurückzuführen, aber in diesem Sinne wird der Ausdruck im gewöhnlichen Leben und auch im vorliegenden Zusammenhange nicht gebraucht. Sobald daher die Frau ihre Thätigkeit wieder aufnehmen kann, ist das Wochenbett zu Ende, sei es, dass die Arbeitsunterbrechung einige Stunden dauert, sei es, dass sie, wie bei uns, mehrere Wochen in Anspruch nimmt. (Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Dr. Otto August, Zur Geschichte der ältesten Haustiere. Breslau, Preuss & Jünger. 1890.

Der Verfasser zieht gegen die mit Recht jetzt abgethane Theorie von einem centralasiatischen Ursprunge der Völker, Kulturpflanzen und Haustiere zu Felde. Er widmet dieser Frage den ganzen ersten Teil seines Schriftchens, bringt aber eigentlich nichts Neues, trotzdem dieser Abschnitt (S. 1—52) im Verhältnis zum zweiten Teile (S. 53—78) ziemlich umfangreich ausgefallen ist. Man liest fortwährend zwischen den Zeilen heraus, als ob der Verfasser der erste wäre, der es überhaupt wagt, mit der alten Lehre von einem gemeinsamen asiatischen Entwickelungscentrum zu brechen. Es befremdet sogar, wenn er an einer Stelle (S. 14) wörtlich sagt: »Solange man die von den meisten (sic!) Naturforschern geteilte Ansicht festhält, dass alle Menschen von einem Paare abstammen . . . Gott sei Dank, gibt es heutzutage nur noch eine minimale Anzahl Naturforscher, die dieser Anschauung huldigen und den darwinistischen Prinzipien fremd gegenüberstehen. In gleicher Weise dürfte die Hypothese von einer gemeinsamen asiatischen Heimat des Menschengeschlechtes den meisten Forschern für abgethan gelten.«

Dessenungeachtet wollen wir es dem Verfasser nicht übelnehmen, wenn er noch einmal im Zusammenhang eine klare Zusammenstellung der verschiedenen Gesichtspunkte (sprachliche und kulturgeschichtliche Gründe) gibt, die gegen jene Auffassung sprechen. Ein Punkt scheint uns jedoch noch nicht so apodiktisch bewiesen zu sein, wie es der Verfasser darstellt; wir meinen die Frage betreffs des Uebergangs der paläolithischen in die neolithische Zeit. Es geht die Ansicht der meisten Urgeschichtsforscher noch heute darauf hinaus, anzunehmen, dass mit dem Eintritt der neolithischen Periode (geschliffener Stein) ein neues Kulturvolk in Mittel- und Nordeuropa erschien, das zweifelsohne eine Anzahl Haustiere, wenn auch nicht direkt mitbrachte, so doch dieselben zu züchten begann. Der paläolithische Mensch kannte weder Haustiere, noch Kulturpflanzen. — Mit Recht hebt der Verfasser des weiteren hervor, dass für die Lösung der Frage nach der Heimat der ältesten Haustiere nicht die Philologie oder Sprachwissenschaft ausschlaggebend sei, wie es Hehn in seinem unsterblichen Werke gethan hat, sondern dass dies nur Sache der zoologischen Forschung im Verein mit der Prähistorie sein könne. Die das Schlussresultat des ersten Abschnittes summierenden (elf) Thesen, von denen sich über einzelne noch streiten lässt, betonen, dass verschiedene Haustiere schon vor der Einwanderung der sogenannten Arier, deren Existenz der Verfasser ziemlich skeptisch gegenübersteht, in Europa auftraten, sowie dass die Kunst der Domestikation nicht von einem einzigen Punkte der Erde ausgegangen ist.

Der zweite Teil (die positiven Ergebnisse der Untersuchung über die Stammarten der ältesten Haustiere und deren Heimat) beschäftigt sich mit den Resultaten der vorgeschichtlichen Forschung auf dem in Rede stehenden Gebiete und behandelt von den Haustieren den Hund, das Rind, das Schaf und die Ziege, das Schwein und schliesslich das Pferd. Der Verfasser kommt hierbei zu folgenden Schlusssätzen:

Hund. Die Urheimat unserer Hunde ist auf europäischem Boden in der Diluvialzeit zu suchen, wo vier wilde Spezies auftreten:

Diluvialzeit	Canis ferus Woldř.	C. Mikii Woldř.	C. hercynicus Woldř.	?
aus ihnen entwickelten sich in der prähistorischen Zeit	C. fam. matr. opt. Jeitt.	C. palustris Rüt.	C. fam. Spaletti	C. intermedius
die die Vorfahren der jetzigen Hunde-Arten sind	Windhund, Pudel, Parforcehund, Schäferhund	Jagdhund, Spitz, Pinscher, Wachtelhund, Rattler, Dachs	Spitz nach Strobel	Schafhund

Die jüngste Arbeit, und zwar eines französischen Autors, über die Abstammung der Hunderassen, die in dem Jahrgang 1889 der Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris erschienen ist und viele neue Gesichtspunkte eröffnet, dürfte dem Verfasser entgangen sein. Desgleichen hätte er gut gethan, die einschlägigen Arbeiten der italienischen Fachgelehrten im Original nachzulesen. In den verschiedenen Jahrgängen des Bullettino di Paletnologia z. B. finden sich eine Anzahl interessanter Notizen zu dem fraglichen Thema zerstreut.

Rind. Ein Teil unserer Rinder, die brachycephalen Rassen nach Wilkens, ist nach der übereinstimmenden Meinung der Fachgelehrten sicher europäischen Ursprungs, jedoch nicht aus dem Bos primigenius hervorgegangen, sondern vermutlich aus dem Bos etruscus; ein anderer Teil, die dolichocephale Rasse, ist vielleicht afrikanischer Herkunft. Im Gegensatz hierzu wollen wir die jüngste Ansicht des für die prähistorische Zoologie gewiss maassgebenden Schweizer Gelehrten Rütimeyer anführen, der vermutet (Zeitschrift für Ethnologie, Verhandl. 1889, S. 555), »dass der Ursprung des Rindes eher in dem seit der Tertiärzeit an Rindern aller Art und zudem bis auf den heutigen Tag an Rindern aller beweglichster Formen so reichen Asien zu finden sein müsse, als in dem bezüglich dieser Tierfamilie so ärmlich ausgestatteten Nordeuropa«.

Schaf und Ziege. Diesen Tieren schreibt der Verfasser einen paläarktischen Ursprung, höchst wahrscheinlich in beiden Erdteilen, Asien und Europa, zu.

Schwein. Das Torfschwein ist in Europa einheimisch und von den ältesten Pfahlbauern gezähmt worden. Nach Nehring soll es aus einer verkümmerten Spezies des Wildschweines hervorgegangen sein. Jedoch scheint diese Deutung nach den neuesten Untersuchungen Rütimeyers sehr fraglich zu sein. (Dieselbe Stelle wie oben.)

Pferd. Dieses Tier, das heisst »unser schweres, gemeines Pferd«, ist das einzige, dessen europäischer Ursprung wohl allgemein als bewiesen angenommen wird; denn zahlreiche Funde aus dem Diluvium geben dieser Annahme ihre volle Berechtigung.

Die Quintessenz der vorliegenden Abhandlung würde dem Obigen zufolge darin bestehen, den europäischen Ursprung einer Anzahl Haustiere (neben dem asiatischen, d. Ref.) wahrscheinlich gemacht zu haben. Es verdient das Schriftchen Beachtung, weil sein Verfasser zum erstenmal eine objektive Zusammenstellung der bis dahin in der Litteratur zerstreuten Untersuchungen über das erste Auftreten und die Heimat der Haustiere gegeben hat.

Georg Buschan.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 44. **Stuttgart, 3. November 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas. Von H. Schurtz. S. 861. — 2. Internationaler Amerikanistenkongress. S. 864. — 3. Zur Geschichte des Weinbaus in Deutschland. Von Georg Buschan. S. 868. — 4. Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften. Von Heinrich Cunow. (Schluss.) S. 872. — 5. Das männliche Wochenbett. Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs. (Fortsetzung.) S. 878.

Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas.

Von H. Schurtz.

Die Trachtenkunde, ein bisher wenig beachteter Zweig der Ethnologie, der durch Beschreibungen und Abbildungen der einzelnen Vorkommnisse nur für gründlichere Forschung vorbereitet, nicht aber ernstlich gefördert worden ist, zerfällt naturgemäss in zwei grosse Forschungsgebiete. Einmal sind die Stoffe, aus denen sich die Tracht eines Volkes zusammensetzt, auf ihre Herkunft zu prüfen, auch ist ihre Herstellung zu besprechen und auf den tiefgreifenden Einfluss hinzuweisen, den eine mehr oder weniger entwickelte Kleiderindustrie auf das Volksleben ausübt; andererseits müssen wir die Art und Weise untersuchen, in der die Stoffe am Körper befestigt werden, ferner die Trachten der verschiedenen Geschlechter, Lebensalter und Rangstufen auseinanderhalten und von der ganzen Fülle der Symbolik, die sich in der Kleidung ausspricht, Rechenschaft geben. Dieser zweite Teil der Trachtenkunde soll anderswo in seinen Hauptumrissen angedeutet werden; an dieser Stelle möchte ich nur für den ersten Teil einige Beiträge liefern, die natürlich von durchaus fragmentarischem Charakter sind.

Eine Uebersicht der Stoffe, die von den verschiedenen Stämmen der Neger zur Kleidung verwendet werden, ergibt die bemerkenswerte Thatsache, dass die Verbreitung dieser Stoffe gewissen Gesetzen unterliegt, und dass nichts weniger als ein regelloses Durcheinander herrscht. Die Fellkleidung umfasst ein grosses Gebiet in Südafrika, ein anderes am obern Nil, kleinere im südlichen centralen Sudan, in Ostafrika und westlich vom Nyassa-See. Die Rindentracht, die primitivste von allen, herrscht in den Wahumastaaten, in einem grossen Teil des deutschen Ostafrikas, am oberen Kongo und Ubangi — also in einem grossen zusammenhängenden Gebiete, allerdings fast nirgends ausschliesslich, — und kommt hie und da noch vereinzelt vor, so im Süden von Angola, in den Haussastaaten und früher selbst an der Goldküste. In einer eigenartigen, gutbegrenzten Zone an dem unteren und mittleren Kongo und seinen Nebenflüssen finden wir die aus Palmfasern gewebten Kleiderstoffe, ebenso in Madagaskar. Die Baumwollstoffe einheimischen Gewebes endlich sind in drei grossen Gebieten zu Hause; das erste umfasst den centralen Sudan und ganz Nordwestafrika, das zweite die Somali- und Gallaländer, das dritte das Sambesibecken und die Landstriche am Nyassa- und südlichen Tanganika-See. Diese Verhältnisse können allerdings nur an der Hand einer Karte genügend erläutert werden. Leichter wird es sein, auch ohne dieses Hilfsmittel den Einfluss der Mohammedaner und Europäer auf die Trachten der Neger zu besprechen und im Anschluss daran einen gerade in Afrika weitverbreiteten Gebrauch — die Verwendung der Kleiderstoffe als Geld — kurz zu schildern und zu erläutern.

1. Der Einfluss des Islam.

Die Kultur des Negers ist niemals ganz von den Einflüssen anderer Rassen freigeblieben. Eine unmittelbare Berührung freilich war nur an den Grenzen Afrikas möglich, soweit sie eine Geschichte haben, oder besser gesagt, soweit sie in die Geschichte ihrer Nachbarn mit hineingezogen wurden. Aber die Stämme Afrikas wohnen nicht friedfertig und bewegungslos nebeneinander, sie haften nicht fest am Boden; die Kulturelemente, die im Norden und Osten aufgenommen werden, wandern vielmehr nach und nach, mannigfach verändert und entstellt, durch den ganzen Erdteil. Unendlich schwierig ist dabei die Frage zu lösen, woher diese oder jene Errungenschaft stammen mag, oder ob auch wir dem Neger Erfindungen verdanken, die unsere Kultur gefördert haben. Denn nicht

Digitized by Google

einmal die Herkunft der Bewohner Afrikas ist uns bekannt; auch jene alten Einflüsse, die von Aegypten, von Arabien und Indien aus auf Afrika eingewirkt haben mögen, sind vorläufig kaum in Spuren nachzuweisen: die Bedürfnislosigkeit des Negers liess ihm immer wieder die neuerrungenen Kulturfortschritte entbehrlich erscheinen. Die Produkte der fremden Kunstfertigkeit wurden zwar eingehandelt, aber die Fertigkeit selbst fand keinen Boden, und auf Perioden vorübergehenden Aufschwungs folgte stets ein Rückfall in völlige Barbarei.

Ganz anders und weitaus energischer äusserte sich der Einfluss einer fremden Kultur, die, mit religiösen Anschauungen eng verknüpft, zugleich den Geist des Negers aus seiner Lethargie riss und ihn neue Anschauungen und Ziele kennen lehrte: das Arabertum im Gefolge des Islam ist es, das in grossen Gebieten Afrikas völlig umwälzend gewirkt hat. Es ist sicher, dass die wirtschaftliche Blüte des Sudan grossenteils mohammedanischer Einwirkung zu danken ist, wenn auch gewiss bereits früher von Norden her ein Aufschwung der Kultur angeregt war, der dem Islam einen geeigneten Boden bereitet hatte. Dafür spricht schon, dass der Glaube und die Kultur des Mohammedanismus zwar bei den Haussa und den Bornuleuten, nicht aber bei jenen im Sudan verstreuten Heidenstämmen Eingang findet, die in äusserster Bedürfnislosigkeit noch nie einen selbständigen Fortschritt in ihrer Entwickelung gezeigt haben. In Ostafrika hatte der Islam früher, wenn nicht eine grössere Verbreitung, so doch eine Blüteperiode, die wohl niemals in dieser Art wiederkehren wird; es braucht nur an die Sultanate erinnert zu werden, die Vasco de Gama nach der Umsegelung des Kaps in jenen Gebieten besuchte, und die bald der portugiesischen Herrschaft weichen mussten. Im allgemeinen ist aber der Islam in Afrika allenthalben im Vordringen begriffen. In Westafrika haben seine Vorposten bereits an verschiedenen Punkten das Meer erreicht, und meist trennt sie nur noch ein schmaler Streifen Landes von der Küste. In Ostafrika hat er am oberen Kongo festen Fuss gefasst, im Hinterlande von Kamerun traf Kund die Spuren mohammedanischer Eroberer, und die Ausbreitung am oberen Nil ist durch die Ereignisse der letzten Jahre und die Vernichtung der ägyptischen Herrschaft wohl nur zeitweilig unterbrochen. Nur zwei Arten von Volksgemeinschaften vermögen ihm wirksamen Widerstand zu leisten: die fest gegründeten Negerreiche mit eigenartiger Kultur und die ganz zurückgebliebenen Stämme. Während die ersteren — wie z. B. Uganda und Aschanti — eine gewisse nationale Kraft gegen den Islam in die Wagschale werfen können, ist es bei letzteren eben der völlige Mangel an Kultur und an Verständnis für deren Nutzen, der sie ihre Unabhängigkeit bewahren lässt. Ueberall, wo der Islam in Afrika herrscht, finden wir kleine heidnische Stämme unter die Bekehrten eingestreut, und das Gebiet der Westküste, das so vielen schwachen, aus dem Innern verdrängten Völkern eine Art Zuflucht geboten hat, bildet eben deshalb an vielen Punkten eine feste Schranke gegen den neuen Glauben [1]).

Eine so völlige Umgestaltung des Geisteslebens, wie sie der Islam anregt, kann nicht ohne Einfluss auf die Tracht bleiben, deren Entwickelung immer den Fortschritten des Kulturlebens parallel zu gehen pflegt. Die ausführliche, schriftlich festgestellte Morallehre des Islam schreibt überdies eine reichlichere Kleidung vor, als sie bisher in Afrika üblich war. Allerdings ist es unmöglich, eine Religion mit all ihren Ideen und sittlichen Geboten von einem Volke auf ein anderes zu übertragen, das sich an Charakter und Fähigkeit völlig von dem ersten unterscheidet. Der Islam des Negers ist etwas ganz anderes als der des Arabers, und erst dadurch, dass sich der fremde Glaube an die afrikanischen Verhältnisse anpasste, einen nationalen Beigeschmack bekam, konnte er so fest einwurzeln und so bereitwillige Aufnahme finden. Es ist auch kaum zu unterscheiden, ob es die Kulturfortschritte oder die Glaubensvorschriften sind, die eine Vermehrung der Kleidung mit sich führen. Aus der Verbreitung des Frauenschleiers z. B., der sich nur in den wüstenhaften Strichen Afrikas eingebürgert oder vielmehr den einheimischen Brauch fortgesetzt hat, anderswo aber verschmäht wird, lässt sich erkennen, wie wenig oft die bestimmtesten Vorschriften des Religionsstifters gegen örtliche Einflüsse aufzukommen vermögen. Bei den fanatischen Fulbe ist die Kleidung eine sehr spärliche, im duldsamen Bornu herrscht dagegen in diesem Punkte ein förmlicher Luxus. Vielfach aber gilt in der That das Anlegen vollständigerer Kleidung als ein äusseres Zeichen des Uebertrittes zum mohammedanischen Glauben. So erhielten nach Barth [2]) in Bornu die bekehrten Musguleute sudanische Toben, die sie zum Teil in der ungeschicktesten Weise anzulegen versuchten.

Deutlicher als der Einfluss des Islam überhaupt ist der Einfluss der Araber zu unterscheiden; der von ihnen eingeführte Burnus wird z. B. im Haussalande nur von Vornehmen und Reichen getragen [3]), und nur in Kano ist er bereits häufiger zu sehen [4]). Ueberhaupt wird die weisse arabische Tracht in der Regel zuerst von den Häuptlingen angenommen, die darin eine Auszeichnung sehen, — so namentlich in Ostafrika. Stewart [5]) fand den Häuptling der Mambwe im Quellgebiet des Kongo arabisch gekleidet, und Emin [6]) berichtet, dass ihn König Kabrega von Unyoro, bis in dessen Land sich die Handelszüge einzelner Araber ausdehnen, eines Tages in der Tracht

[1]) Genaueres über die Ausbreitung des Islam bietet eine Studie von Dr. A. Oppel (»Die religiösen Verhältnisse in Afrika«) in der Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin 22, S. 293.

[2]) Reisen III., S. 186.

[3]) Staudinger, Im Herzen der Haussaländer, S. 720.

[4]) a. a. O. S. 264.

[5]) Proceedings Roy. Geogr. Soc., London 1881, S. 268.

[6]) Sammlung S. 62.

Digitized by Google

dieses Volkes empfing und in der Sprache desselben mit ihm plauderte; auch eines Gesandten aus Uganda thut er Erwähnung, der von 40 in weisse Baumwollstoffe gehüllten Männern begleitet war [1]). Zur Herstellung der wirklichen Landestracht von Uganda und Unyoro dienen bekanntlich ausschliesslich Felle und Rindenstoffe. Die Verhältnisse in Uganda schildert Felkin [2]) folgendermaassen: »Fremde Stoffe werden allmählich eingeführt, und die Häuptlinge vertauschen nach und nach den Mbugu mit der arabischen oder türkischen Tracht. Vor zehn Jahren war es nur den Mitgliedern des Königshofes erlaubt, sich in ausländische Tracht zu kleiden, aber in letzter Zeit ist in diesem Punkte grössere Freiheit gewährt worden.«

Scharf trennen sich in der Kleidung Islamiten und Heiden an der Westküste. So berichtet Staudinger [3]) aus Lagos:

»Auch bei den Bewohnern entlegener Stadtteile wird das Hüftentuch noch als Hauptkleidungsstück getragen. Die Mohammedaner tragen hemdartige, nicht unschöne Gewänder und weite Hosen; auch die sudanischen Toben erfreuen sich bei den Islamiten grosser Beliebtheit.«

Noch ausführlicher schildert Pauli die abweichenden Trachten der beiden Bevölkerungsklassen in Porto Novo [4]).

Nur der König gestattet sich hier ausserhalb seiner Wohnung den Luxus europäischer Kleidung, während seine Unterthanen kurze, bis zum Knie reichende Hosen, ein grosses Tuch um die Schultern und auf dem Kopfe eine Art Kappe oder Zipfelmütze tragen; die Frauen hüllen sich in grosse Tücher. Ganz anders ist die Tracht der männlichen Mohammedaner: sie kleiden sich in Pluderhosen und lange faltenreiche Hemden mit weiten Aermeln; das oberste Gewand ist meist aus einheimischem Zeuge verfertigt und auf der linken Brustseite mit Stickereien versehen. Aeltere Leute umwinden das Haupt mit langen schmalen Tüchern, von denen ein Streifen unter dem Kinn durchgeführt wird, — ein Rest also des schützenden Wüstenschleiers, der als charakteristischste Tracht der afrikanischen Bekenner des Islam selbst hier an der Küste des Atlantischen Ozeans wieder auftaucht.

Vielfach werden Kleiderstoffe oder fertige Kleider aus alt-islamitischen Gebieten eingeführt, für deren Produkte Afrika ein vorzüglicher Markt ist. Nach de Lanture werden die Erzeugnisse der Manufakturen Aegyptens, Tripolitaniens, Tunesiens und Marokkos im Sudan den europäischen Waren vorgezogen, weil sie sorgfältiger und dauerhafter gearbeitet sind, und weil die Europäer die in Afrika beliebten Muster schlecht nachahmen. Von Aegypten gehen nach dem Sudan hauptsächlich grobe Baumwollzeuge und einige Wollwaren [1]). Selbst Arabien sendet seine Stoffe bis in den westlichen Sudan. Staudinger [2]) sagt von den Haussa: »Die Leute glauben im allgemeinen, unser Heimatland sei nicht im stande, so gute Waren, wie die Araber, zu liefern,« und zu Akorro im Haussagebiet fand er »schöne Burnusse, gutes grünes Tuch und schöne Teppiche,« die, wie man ihm andeutete, aus Osten, von den Arabern herstammten [3]). Man versteht diese Thatsache, wenn man Nachtigals Schilderung [4]) des Handelsverkehrs liest, der von den Dschellaba im Sudan unterhalten wird: »Die Dschellaba,« schreibt er, »den Arabern nahestehend, stammen aus den verschiedenen Nilländern, von Semwar bis Ober-Aegypten . . .

»Rastlos ziehen sie in grossen Mengen nach Westen bis nach Wadaï, und einzelne von ihnen sogar über Bornu und Bagirmi hinaus bis zu den Haussastaaten. Zum Niger und nach Wadaï führen sie Handelsartikel aus Kairo, schlechte Baumwollwaren, Bernstein- und Glasperlen, tauschen dieselben gegen Straussfedern um oder kaufen Kamele. Oft erst nach Jahren kommen sie zurück mit Gurunüssen, Manufakturwaren, Lederarbeiten oder selbst mit feinen Baumwollwaren, die von englischen und amerikanischen Schiffen dorthin gebracht werden.«

Mit dieser letzteren Angabe haben wir die europäische Einfuhr berührt, die vielfach durch islamitische Hände geht, und deren Eroberungszug sich bereits in viel weitere Gebiete ausgedehnt hat, als der der arabischen Stoffe. Ein grosser Unterschied aber ist festzuhalten: der Islam bringt nicht nur Gewebe, die der Neger nach seinem Gutdünken behandelt, sondern eine bestimmte Tracht, und er kann das, weil er zugleich neue Ideen und eine neue Moral in Afrika verbreitet. Europa überschwemmt die Länder der Neger mit Stoffen, aber seine Kultur übt geringen Einfluss, und seine Tracht findet nur in den wenigen Küstenstrichen willige Aufnahme, wo die Macht abendländischer Gesittung erdrückend auf die Eingeborenen wirkt.

2. Die europäische Einfuhr.

Lange Zeit waren die Völker Nord-Afrikas und vielleicht die Araber die Vermittler, welche europäischen Erzeugnissen Eingang in Afrika zu verschaffen wussten. Durch die Entdeckungsfahrten der Portugiesen wurde zuerst ein unmittelbarer Verkehr ermöglicht und allmählich hat der europäische Handel den Erdteil umklammert und sendet bis tief ins Innere seine Waren. Nur im centralsten Teile sind noch nicht von Osten und Westen her die Karawanen zusammengetroffen, nur dort sind vielleicht noch Stämme zu finden, zu denen keine Kunde

[1]) a. a. O. S. 46.
[2]) Notes on the Wahuma and Waganda tribe, S. 709.
[3]) a. a. O. S. 17.
[4]) »Globus« 49, S. 247.

[1]) Die Afrikanische Wüste, S. 259.
[2]) a. a. O. S. 246.
[3]) a. a. O. S. 190.
[4]) Sahara und Sudan III., S. 437.

Digitized by Google

der europäischen Kultur gedrungen ist. Schon im Lundareiche trifft man nach Pogge[1]) Waren, die vom Atlantischen Ozean kommen, neben solchen, die aus den Häfen des portugiesischen Ost-Afrika gebracht werden. »Die meisten Glasperlen,« sagt er, »welche sich in Mussumba finden, sind von Angola eingeführt; neben diesen gibt es aber auch einige Perlsorten, namentlich grosse runde und dunkelblaue, welche von Mosambik herstammen.«

Aehnlich sagt Livingstone[2]) vom Land der Maschukulumbe: »Europäische Waren finden in beträchtlichen Mengen von der Ost- und Westküste her Eingang bis in den Mittelpunkt des Erdteils.«

Es kann nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle eine Geschichte des Handels und eine Uebersicht seiner gegenwärtigen Lage zu schreiben, die doch nur Stückwerk bleiben und von den Ereignissen bald überholt werden würde. Nur der allgemeine Charakter des europäischen Einflusses auf die Tracht, die Gründe seiner Ausdehnung und seines Zurückbleibens, die Art endlich, wie sich die einheimische Kleidung zurückzieht oder mit den eingeführten Stoffen abfindet, soll in einzelnen Beispielen dargelegt werden. Auch einige Belege für die bedeutende indische Einfuhr füge ich mit bei, obwohl diese älter als die europäische ist; in ihren Wirkungen schliesst sie sich aber so eng an letztere an, dass für eine besondere Behandlung vorläufig kein Grund vorliegt. Wenn z. B. in neuerer Zeit die »Merikani« genannten Baumwollstoffe nach Ost-Afrika nicht mehr aus ihrer ursprünglichen Heimat, aus Nord-Amerika, eingeführt werden, sondern aus Bombay kommen, so ist diese Thatsache für die Geschichte des europäischen Handels interessant genug; aber von merkbarem Einfluss auf die Trachten Afrikas ist sie nicht, — die Stoffe und die Art der Einfuhr bleiben dieselben, und derselbe Geist rastloser, nüchternster Gewinnsucht ist es, der in Baltimore wie in Bombay die Webstühle in Bewegung setzt. Die indische Einfuhr und die indischen Händler mögen früher originell gewesen sein; gegenwärtig sind sie es kaum mehr.

Im allgemeinen lässt es sich aussprechen, dass die einheimische Tracht zwar durch die massenhafte Einfuhr europäischer Stoffe vielfach berührt und verändert wird, dass aber die zahllosen abgelegten Fräcke, Militäruniformen u. s. w., mit denen man die Neger beglückt hat, höchstens bei putzsüchtigen Häuptlingen Beifall gefunden haben. Es fehlt in der Regel das Beispiel des Europäers, das allein die ungewohnte und unbequeme Kleidung zum Vorbild stempeln kann. Ueberdies ist unsere Tracht für kalte Länder berechnet und sie empfiehlt sich nicht einmal durch die einzige Art, die dem Durchschnittsneger verständlich ist, durch ihren ästhetischen Eindruck — sie gewährt vielmehr in ihrer platten Nützlichkeit keinen prunkvollen Anblick.

[1]) Muata Jamvo S. 230.

[2]) Journal R. G. S. London 1852, S. 170.

Die afrikanische Kleidung entwickelt sich also trotz der eingeführten Stoffe in derselben Richtung weiter, die schon durch die nationale Tracht früherer Zeiten angedeutet war. Das Leder oder der Palmfaserstoff, der an den Hüften befestigt war, wird durch ein Lendentuch von ähnlicher Form ersetzt; bei reichlicher Zufuhr des Stoffes wird dieses Tuch bis zu den Füssen und bis unter die Achseln verlängert, und vielleicht noch ein anderes um die Schultern geschlagen. Wo die Hose in Afrika eingeführt ist, hat das Beispiel von Mohammedanern gewirkt, abgesehen von der Bevölkerung eines Teils der Westküste, bei der das Christentum ähnliche Erfolge erzielt hat. Eine stärkere Verhüllung, die überall in den von Europäern besetzten Küstenstrecken zu beobachten ist, muss ebenfalls zum Teil auf civilisatorische Einflüsse zurückgeführt werden, nicht nur auf die Billigkeit der Zeuge.

Während es nun Gebiete gibt, in denen die ursprüngliche Volkstracht gänzlich verschwunden ist, findet in anderen ein gewisser Kampf statt; am lebhaftesten und nicht immer zum Vorteil des europäischen Handels endend ist dieser friedliche Wettstreit dort, wo die höchstentwickelte afrikanische Industrie als Nebenbuhlerin auftritt, an der Küste von Guinea.

(Fortsetzung folgt.)

Internationaler Amerikanistenkongress.

Achte Sitzung. Paris.

I.

Mehr als andere Kongresse haben die Amerikanistenkongresse ein wechselndes Schicksal gehabt. Begründet im Jahre 1875 zu Nancy, unter der Aegide des ausgezeichneten Sprachforschers Lucien Adam, haben sie der Reihe nach in Luxemburg, Belgien, Spanien, Dänemark, Italien und zuletzt in Berlin getagt. Gegenüber dem glänzenden Verlauf, den die Kongresse in Madrid und in Kopenhagen nahmen, zeigte der zu Turin eine sichtliche Abnahme des Interesses. Der Berliner Kongress, wenn er auch äusserlich ein weniger glänzendes Gewand trug, bezeichnete einen ganz bedeutenden Aufschwung, sowohl was die Beteiligung, als was die Fülle der behandelten Gegenstände betraf. Der gegenwärtige scheint wieder etwas matter verlaufen zu wollen. Immerhin ist die Beteiligung recht rege, und eine Anzahl interessanter Gegenstände stehen zur Diskussion.

Das Organisationskomitee hatte sich konstituiert unter dem Vorsitz des Herrn de Quatrefages, mit den Herren Dr. E. T. Hamy und Marquis de Nadaillac als Vizepräsidenten. Das Generalsekretariat liegt in den Händen des Herrn Konsul Désiré Pector — einem aus der in der That nicht ganz geringen Zahl von Leuten, mit denen man hier auch deutsch reden kann. Unter den Membres du Conseil begegnen wir einer Reihe der bekanntesten

Digitized by Google

französischen Namen. Von den Amerikanisten im engeren Sinne nenne ich die Herren Lucien Adam, Comte de Charencey, Rémi Siméon, Léon de Rosny, Alphonse Pinart, Désiré Charnay. Der alte Dr. Jourdanet, der Uebersetzer der Historia verdadera des Bernal Dias de Castillo und der Historia de las Cosas de la Nueva España des P. Sahagun, ist als einer der beiden Ehrenpräsidenten aufgeführt. Was die auswärtigen Mitglieder betrifft, so sind die deutschen in recht erklecklicher Zahl vertreten. Ausser dem offiziellen Vertreter unserer Regierung, Herrn Geheimrat Schoene, und dem Generalsekretär des vorigen Kongresses, Herrn Dr. Hellmann, noch Dr. Joest, Dr. Seler, Dr. Ehrenreich, Herr Künne, der buchhändlerische Berater und freigebige Donator unserer Gesellschaft für Anthropologie, endlich Herr Dr. Grempler aus Breslau. In letzter Stunde ist noch Geheimrat Virchow erschienen. Unter den Spaniern fehlt diesmal Herr Fabié, der seit der Mitte dieses Sommers in das von dem Chef der konservativen Partei in Spanien, Canovas del Castillo, gebildete Ministerium als Unterrichtsminister eingetreten ist. Dagegen ist Jimenez de la Espada wieder erschienen, der arbeitsame Herausgeber zahlreicher, auf die alte Geschichte Südamerikas bezüglicher Dokumente, ferner D. Juan Dios de la Rada y Delgado, der Direktor des Museums von Madrid, und noch ein paar andere Herren. Holland ist durch den Direktor des Reichsmuseums in Leiden, Herrn Serrurier, vertreten, Belgien durch Herrn Dognée, Dänemark durch Prof. Waldemar Schmidt, Italien durch Prof. Guido Cora. Von seiten der Schweiz ist Dr. Otto Stoll erschienen, der treffliche Bearbeiter der Ethnologie und Linguistik der Republik Guatemala. Amerika endlich hat Prof. Brinton entsandt und den Sekretär der Philosophical Society, Herrn Henry A. M. Philipps. Von seiten der Republik Mexiko ist D. Ignacio Altamirano erschienen, gegenwärtig Generalkonsul der Republik in der Hauptstadt Frankreichs, ein Azteke von reinstem Blut, und Dr. Peñafiel. Costa Rica ist durch Herrn Manuel de Peralta vertreten, den verdienstvollen Herausgeber der Documentos inéditos de Costa Rica. Auch verschiedene südamerikanische Staaten haben ihre Vertreter gesandt.

Die Eröffnungsrede hielt Herr de Quatrefages. Er verbreitete sich über die Frage, die ihm als Anthropologen am nächsten lag, die Frage nach dem Ursprung der amerikanischen Stämme. Indem er den polygenetischen Standpunkt für unzulässig erklärte, der artlich verschiedene Menschenstämme voraussetzt, und nachwies, dass es kosmopolitische Arten, ausser unter den allerniedersten Lebewesen, nicht gebe, dass vielmehr, je höher ein Organismus in der Stufenleiter der Wesen stehe, der Verbreitungskreis um so beschränkter desselben zu sein pflege, folgert er, dass der Mensch von einem Centrum, einer verhältnismässig beschränkten Area aus durch Wanderungen über den Erdball sich verbreitet haben müsse. Die Verbreitung der polynesischen Stämme durch Wanderungen sei schon in ihren Einzelheiten klargelegt. Jetzt sei es Sache der Amerikanisten, auch für die amerikanischen Stämme den Ausgangspunkt ihrer Wanderung und Ziel und Richtung derselben festzustellen.

Auf die Eröffnungssitzung folgte die Begrüssung der Mitglieder des Kongresses durch die Vertreter der Stadt Paris in dem grossen Sitzungssaale des Hôtel de Ville. Herr Richard, der Vorsitzende des Conseil municipal, erledigte sich seiner Aufgabe mit grosser Gewandtheit. Seine Rede gipfelte in dem Satze, die Stadt Paris habe immer Interesse bezeigt für Bestrebungen jeglicher Art, die den Schatz des menschlichen Wissens bereichern, und sei stets bereit gewesen, die Gelehrten zu feiern, die Platons Idealrepublik zu verwirklichen verstehen.

An dem ersten Arbeitstage fand zunächst am Vormittag unter Führung des Herrn Dr. Hamy die Besichtigung des Musée du Trocadero statt. Das Museum ist reich an mexikanischen Altertümern. Besonders interessant sind die Gegenstände von Tenenepanco am Abhange des Popocatepetl, eine Fundstätte, die Herr Désiré Charnay aufgedeckt hat. Die Gegenstände fanden sich daselbst vergesellschaftet mit den Skeletten von Kindern, und zwar ausschliesslich von Kindern. Es erscheint also unzweifelhaft, dass das eine von den Stätten war, wo in alter Zeit dem Tlaloc, dem Gott des Regens und der Berge, Kinder geopfert wurden. Reich ist auch die Sammlung von Teotihuacan-Gegenständen, die ebenfalls den Ausgrabungen des Herrn Charnay entstammen. Und besonders hübsch ist die Sammlung von grossen Thonköpfen und Figuren, breiten lächelnden Gesichtern mit abgeplattetem Kopf, aus dem südlichen Teil des Staates Vera Cruz.

Am Nachmittag erbat sich zuerst Dr. Peñafiel das Wort, um im Auftrage seiner (der mexikanischen) Regierung dem Kongress das grosse Werk zu überreichen, das Dr. Peñafiel schon seit Jahren in Vorbereitung hat, und das der Verfasser, wie wir wohl mit einem gewissen Stolz erwähnen dürfen, in Deutschland, in Berlin, durch Vermittelung der rühmlichst bekannten Firma Asher & Co. hat herstellen lassen. Es sind zwei grosse Foliobände mit teils in einfarbigem Lichtdruck, teils in Buntdruck hergestellten Figuren und ein Band Text. Eine grosse Menge authentischer, fundortlich wohl bezeugter Altertümer des Landes sind hier in schöner, künstlerischer Weise reproduziert, u. a. auch die berühmte Pyramide von Xochicalco mit allen Details ihres Figurenschmuckes. Ausserdem findet sich in dem Werke eine Kopie eines handschriftlichen Atlasses, dessen Original in Oaxaca aufbewahrt wird, und der, in den vierziger Jahren von dem bekannten deutschen Architekten Mühlenpfordt aufgenommen, die Grundrisse und Aufrisse der berühmten Paläste von Mitla gibt, mit allen Mustern und allen Details der Ornamentik. Endlich sind in dem Werke ein paar alte Bilderschriften wiedergegeben die Tribut-

Digitized by Google

liste des Königs Motecuhçoma, das vollständigere und authentischere Original zu der bekannten, in den Codex Mendoza aufgenommenen Liste, sowie ein zapotekischer Kodex, der sogenannte Codex Sanchez Solis, dessen Original sich im Besitze des Freiherrn v. Wäcker-Gotter befindet.

Danach begannen die eigentlichen Verhandlungen. Schon seit dem Kongress zu Turin steht eine Frage zur Diskussion, die der französische Reisende Paul Marcou angeregt hat, die Frage nach dem Ursprung des Namens Amerika. Für verständige Leute war freilich von Anfang an ein Zweifel in dieser Beziehung nicht vorhanden. Indes gab es doch nicht wenige, die sich durch die Ausführungen Marcous blenden liessen. Marcou hatte darauf hingewiesen, dass in Central-Amerika, zwischen dem Lago de Nicaragua und dem Bluefield River, eine Bergkette existiert, die den Namen Sierra de Amerique oder Sierra de Amerisque führt. Von dieser Bergkette, meint er, sei der Name Amerika abgeleitet worden. Und als stärksten Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung glaubte er anführen zu können, dass der bekannte Kosmograph Amerigo Vespucci, von dessen Vornamen, wie allgemein angenommen wird, der Name Amerika gebildet worden ist, vor dem Jahre 1506 sich gar nicht Amerigo, sondern Alberigo genannt habe. Herr Jimenez de la Espada wies nun zunächst darauf hin, dass in alten Berichten und Karten der Name Sierra de Amerique nirgends erscheint. Von anderer Seite wurde bemerkt, dass selbst den offiziellen Autoritäten der Republik Nicaragua der Name Amerique nahezu unbekannt ist, und dass in ganz unverdächtigen Quellen, Verkaufsanzeigen modernsten Datums das Wort Amerisque geschrieben wird (.... de los terrenos de Amerisque, Dpt. Chontal, República de Nicaragua, 1885). Ferner stellte sich als geradezu evident heraus, dass Vespucci sich lange vor dem von Marcou angezogenen Datum Amerigo genannt habe. Jimenez de la Espada wies dies in Dokumenten der Casa de contratacion von Sevilla aus den Jahren 1492 und 1495 nach. Paul Marcou selbst hatte sich veranlasst gesehen, seine Behauptung zurückzuziehen und durch Dokumente, photographische Reproduktion von Urkunden mit der Unterschrift Vespuccis, das Gegenteil zu erweisen. Dr. Hamy endlich produzierte die Kopie einer in Malorca im Jahre 1439 angefertigten Karte (gabriell de uall sequal a secca an malorcha anv m. cccc. yyy. vmj), auf der bemerkt steht, in alter Handschrift, questa ampla pelle di geografia fue pagata da Amerigo Vespucci cyyy ducati di oro di marca. Mit grosser Einhelligkeit stimmte daher der Kongress der Bemerkung des Vorsitzenden Dr. Hellmann bei, dass diese Frage wohl nun für immer von dem Programm der Amerikanistenkongresse abgesetzt sei. Und an dieser Einhelligkeit der Meinung konnten auch die etwas konfusen Auseinandersetzungen des Herrn Lambert de Saint-Bris nichts ändern, der den Namen Amerika mit Maracaybo, einem auf alten Karten erscheinenden Namen Ity Amáraca und einem Urvolk in Zusammenhang brachte, in welches Aymores, Aymará, und die in dem Amaru cancha hausenden Inka einbegriffen wurden.

Eine rätselhafte Notiz wurde von Dr. Hellmann zur Sprache gebracht. In einer im Jahre 1546 in Lyon gedruckten Paraphrase de l'Astrolabe kommt der Verfasser auch auf Amerika zu sprechen, eine Gruppe von Inseln, von denen man noch wenig wisse, und hier sagt er — »L'Amerique (laquelle est appellée l'Ameque) te descriray succintement . . .«

Herr Gabriel Marcel von der Bibliothèque nationale nahm darauf das Wort, um auf einen hölzernen Globus aufmerksam zu machen, der in der Bibliothèque nationale aufbewahrt wird und unter dem Namen »Le Globe vert« bekannt ist. Er scheint im Jahre 1513 angefertigt worden zu sein und ist jedenfalls eines der ältesten der Dokumente, auf denen der Name Amerika angegeben ist. Das Land selbst erscheint darauf in der Höhe von Panamá von einer Meerenge durchschnitten, die es in zwei grosse Inseln zerlegt.

Endlich gab noch Herr Gaffarel von der Universität zu Dijon einen recht interessanten Bericht über die Entdeckungsfahrten der Portugiesen in der kolumbianischen Epoche. Die Ausrüstung und Leitung dieser Expeditionen scheint in der Familie Corte Real monopolisiert gewesen zu sein. Man hat behauptet, dass schon im Jahre 1464, d. h. also 28 Jahre vor Christoph Columbus, Johovaz Corte Real das Land der Kabeljaue, d. h. Kanada oder Neufundland, entdeckt habe. Die erste wirklich durch Dokumente bezeugte Fahrt ist die von Gaspard Corte Real im Jahre 1500, auf der er die terra verdex entdeckte, wie man annimmt, Neufundland oder Labrador. Im nächsten Jahr unternahm er eine neue Fahrt mit drei Schiffen, von denen aber nur eines zurückkehrte. Der Bericht über diese Reise ist in einem Briefe des venetianischen Gesandten Pasqualigo und in dem des Kaufmanns Alberto Cantino an den Herzog von Ferrara enthalten. Es scheint daraus hervorzugehen, dass die Expedition ziemlich hoch im Norden gelegene Gebiete erreichte, die Baffinsbai, oder andere in der Nähe gelegene. Bei den Bewohnern der Küste fand man venetianische Glasperlen als Schmuck verwendet. Im Jahre 1502 unternahm Miguel Corte Real eine neue Reise, um nach seinem Bruder zu suchen. Doch auch er blieb verschollen. Das Interesse der Portugiesen wurde durch die Entdeckung Brasiliens durch Cabral, eine Entdeckung, die im Jahre 1503 durch Amerigo Vespucci bestätigt ward, nach diesem Punkte gelenkt. Es blieb den Franzosen überlassen, die im Norden gelegenen Gebiete dem europäischen Auge und der europäischen Besiedelung zu erschliessen.

Am Abend folgte der Kongress einer Einladung des Prinzen Roland Bonaparte in dessen prachtvoll ausgestattete Wohnräume. Eine rumänische Kapelle

Digitized by Google

in Nationaltracht trug einheimische und fremde Weisen vor, und ein gut besetztes Büffett erfreute sich lebhaften Zuspruchs.

Die zweite ordentliche Sitzung fand Donnerstag vormittag unter Vorsitz des Herrn Altamirano statt, der von Herrn de Quatrefages als Vertreter der präkolumbischen Rassen vorgestellt wurde und unter allgemeiner Akklamation seinen Sitz einnahm. Auf der Tagesordnung stand die Archäologie Amerikas. Dr. Seler legte zunächst Heft 4 des ersten Bandes der Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde vor. In demselben ist ein interessantes Kapitel des aztekischen Originaltextes des P. Sahagun, welches die Abbildung und Beschreibung von 36 verschiedenen mexikanischen Gottheiten enthält, zum Abdruck gebracht, mit Uebersetzung und eingehendem Kommentar; ausserdem eine Abhandlung über zapotekische Figurengefässe. Sodann sprach Dr. Seler über die Wandmalereien der Paläste von Mitla. Dieselben sind in Rot und Weiss, auf einem feinen Stuckgrunde ausgeführt, und nehmen die Oberfläche eines vertieften Streifens ein, der auf den vier Seiten der inneren Höfe der Paläste, unmittelbar über den Thüren angebracht ist, welche zu den schmalen, korridorartigen Gemächern führen. Sie sind ganz in dem Stil der alten Bilderhandschriften und weisen eine ganze Anzahl bemerkenswerter mythologischer Figuren und Symbole auf. Der Vortragende hat, auf seiner letzten Reise in Mexiko, Veranlassung genommen, diese durch Rauch und Staub geschwärzten, von Tag zu Tag mehr abbröckelnden Bilder zu kopieren, und das Skizzenbuch mit diesen Kopien auch seiner Zeit schon dem Kongress in Berlin vorgelegt. Nunmehr aber hat der Vortragende diese Bilder in der richtigen Reihenfolge aneinandergefügt und photographisch vervielfältigen lassen. Er gedenkt dieselben in kurzem herauszugeben, begleitet von einem erklärenden Texte.

Es folgte Herr Désiré Charnay, der eine ziemlich lange Abhandlung vorlas, in der er auf die Aehnlichkeiten hinwies, die nach ihm zwischen den centralamerikanischen Bauwerken und denen des östlichen Asiens, China und Kambodja, bestehen. Er folgert daraus, dass die amerikanische Rasse aus Asien eingewandert sei.

Danach nahm Dr. Seler wieder das Wort, um über altmexikanische Goldschmiedekunst, Steinschneiderei und Federarbeit zu sprechen. Diese drei Handwerke hatten im alten Mexiko eine hohe Stufe der Vollendung erreicht. Ueber ihre Art und Weise zu arbeiten wussten wir indes bisher sehr wenig. Die Goldsachen sind von den Spaniern eingeschmolzen worden; von den prachtvollen Federschmucken, von denen eine ganze Menge in den ersten Zeiten der Conquista nach Europa geschickt wurden, sind die meisten durch Mottenfrass, Vernachlässigung und Schmutz zu Grunde gegangen. In den ersten Zeiten nach der Conquista wurden die Handwerke noch ungefähr in derselben Weise weiter betrieben. Daher nahmen sich die alten Berichterstatter selten die Mühe, detailliertere Angaben über diesen Betrieb zu machen. Nur in dem aztekischen Text des Geschichtswerkes des P. Sahagun findet sich eine genaue Beschreibung. Der Vortragende hat im vergangenen Frühjahr in Madrid einen grossen Teil der beiden aztekischen Originalmanuskripte kopiert; darunter auch die hierauf bezüglichen Kapitel. Die altmexikanischen Goldschmiede verwendeten hauptsächlich Gold, das Silber nur zu Einlagen, zu einer Art Tauschierarbeit. Sie fertigten gegossene und getriebene Schmucksachen an. Zum Zwecke des Giessens wurde erst aus einem an der Sonne getrockneten Gemenge von feinem Thon und fein zermahlener Holzkohle das Modell des Schmuckstückes geschnitzt und dieses mit einer dünnen Wachsschicht überzogen. Die Gussform ward auch aus Thon und grob zerstossener Kohle hergestellt. Der Glanz wurde dem gegossenen Stück durch Erhitzen in einem Alaunbad erteilt, und danach durch Erhitzen in einem Bade von mit Salz angerührtem Lehm, der sogenannten Goldsalbe. Auch bei den Federarbeiten bestand eine doppelte Technik. Bei der einen wurden die ganzen Federn verwendet. Dieselben wurden mit Bambus versteift und mittels Schnur und Bindfaden aneinandergefügt. In dieser Weise sind die vielgestaltigen Devisen gefertigt, welche die mexikanischen Kriegshäuptlinge beim Tanz und auch in der Schlacht auf den Rücken geschnallt trugen. Bei der anderen Art der Technik wurden die Federn zerschnitten und auf einem feinen Papier aufgeklebt. So wurden Federmosaiken, eine Art Malerei in Federn hergestellt. Eine untere Schicht, eine Art Untermalung, ward durch gewöhnlichere, billigere Federn hergestellt, und darüber die oberflächliche Schicht, die Uebermalung, mit den glänzenden aus der Tierra caliente importierten Federn aufgetragen. Als Beispiel für die letztere Technik zeigte der Vortragende eine farbige Kopie des schönen, aus der alten, Uhdeschen Sammlung stammenden Federmantels des königlichen Museums für Völkerkunde.

Zum Schluss legte Herr de la Rada y Delgado eine Anzahl alter, von der Expedition Ruiz y Pavon herrührender peruanischer Stücke des Madrider Museums vor. Er hob als besonders charakteristisch die Identität der Form von in Stein und in Bronze gearbeiteten Gebrauchsgegenständen (Morgensternen, Aexten u. s. w.) hervor und zeigte eine schöne Bronzeaxt, die in genauer Wiedergabe das in einem Holzstiel mit Schnur befestigte Steinbeil zur Anschauung bringt. Der Stiel dieser Axt ist ausserdem bemerkenswert durch eine schöne Ornamentierung mit in die Bronze eingelegten Silberplättchen.

Nachmittags zwei Uhr wurde der Kongress im Palais de l'Élysée von dem Präsidenten der Republik, Herrn Carnot, empfangen, der sich die auswärtigen Delegierten und zahlreiche andere Kongressmitglieder vorstellen liess und in bekannter liebenswürdiger Weise ein freundliches Wort an jeden zu richten verstand.

Digitized by Google

Die Nachmittagssitzung ward durch Prof. Brinton in englischer Sprache eröffnet. Der erste Redner war Herr Eugène Beauvois, der den alten Unsinn von Quetzalcoatl, dem Irländer, von einer präkolumbischen Besiedelung Amerikas durch irländische Mönche, den er schon auf sechs Kongressen vorgetragen, jetzt zum siebentenmal wieder vorbrachte. Es folgte Marquis de Nadaillac, der Verfasser zweier vielgelesener Bücher (L'Homme primitive und L'Amérique préhistorique), die auch in Deutschland eine Bearbeitung erfahren haben. Derselbe suchte durch Zusammenstellung und kritische Beleuchtung der bezüglichen Berichte den Nachweis zu führen, dass schon in der Diluvialzeit der Mensch den amerikanischen Kontinent bevölkert habe. In diesem Punkte erfuhr der Redner einen Widerspruch durch Herrn Abbé Petitot, doch, wie mir scheint, mit Unrecht. Herr Abbé Petitot, der lange Zeit als Missionar in dem britischen Nordamerika gelebt hat und die dortigen Verhältnisse, wie die eingeborenen Sprachen, sehr gut kennt, hält mit den amerikanischen Geologen die diluvialen Massen, die wir durch Freiherrn v. Richthofen als subaërische Bildungen kennen gelernt haben, für Ablagerungen grosser Seebecken und kommt daher zu dem Schluss, dass Amerika zur Diluvialzeit unbewohnbar gewesen sei. In der Eiszeit, meint er, wäre es möglich, dass Amerika bevölkert gewesen sei, denn die kanadischen Indianer hätten eine Tradition von einem Untergang der Welt durch Schnee. Des weiteren berichtet der Abbé über die Schöpfungssagen der Tschiglit-Eskimo von der Mündung des Mackenzie River. Dieselben führen ihren Ursprung auf einen Riesenbiber zurück, der auf einer Insel des Westmeeres gelebt habe. Der habe zwei Söhne gehabt. Der eine sei nach Osten, nach Amerika, gegangen. Von ihm stammen die Tschiglit ab, die Pflöcke in den Lippen tragen. Der andere sei nach Westen, nach Asien, gegangen. Von ihm stammen die westlichen Eskimo ab, Tschubluraotit oder »Souffleurs« genannt, und, wie die Tschiglit glauben, auch die Europäer. Für die Insel, an welche in dieser Tradition gedacht ist, hält Petitot nicht die grosse, in der Mitte des Behringsmeeres gelegene Diomedesinsel, sondern die kleine Insel, welche die Russen Bobrovie, d. h. »Biberinsel«, nennen. Zum Schluss zeigt Herr Petitot eine Anzahl Gebrauchsgegenstände der Mackenzie River-Stämme und der westlichen Eskimo vor, Schaber, Nadelbüchsen, Harpunen, die in Form und Anordnung die auffälligste Uebereinstimmung zeigen. Er findet hierin eine Bestätigung für den durch die oben erwähnte Tradition bezeugten gemeinsamen Ursprung dieser beiden zur Zeit weit entfernt voneinander wohnenden Zweige des Eskimostammes.

Der übrige Teil des Abends wurde durch eine musikalische Vorstellung ausgefüllt. Herr Raymond Pilet, Doktor der Rechte und ehemaliger Kanzler des französischen Konsulats in Guatemala, hat während der Zeit seines Aufenthaltes in dem genannten Lande die Musik der eingeborenen Indianerstämme zu studieren sich bemüht. Vokalmusik kennen die Indianer kaum. Und unter den Instrumenten spielt die Hauptrolle die Pauke und eine Art Flöte oder Flageolett; daneben noch die Marimba, die gewöhnlich als ein von den Negern eingeführtes Instrument erklärt wird, was der Vortragende indes für das guatemaltekische Instrument nicht gelten lassen will. Herr Pilet führte dann auf dem Klavier eine Anzahl Melodien vor, die er drüben gehört und aufgezeichnet hat, und die er für einheimische eingeborene Musik hält. Es waren gefällige Melodien, die um so angenehmer ins Ohr fielen, als sie in Harmoniesetzung vorgetragen wurden. Ich muss aber gestehen, dass sie mir sehr wenig indianisch klangen. Und gerade die anwesenden Amerikaner, Herr Altamirano und Herr Dr. Peñafiel, sowie Herr Jimenez, der das südliche Amerika ausgezeichnet kennt, stimmten meiner Auffassung vollkommen bei.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Weinbaus in Deutschland.

Von Georg Buschan.

Der Weinstock, die Gabe des Bacchus, weist in den Mittelmeerländern als Kulturpflanze ein fast ebenso hohes Alter auf, wie seine Geschwister, die Cerealien. Im Zeitalter der homerischen Helden war der Traubensaft nicht nur ein bei Gross und Klein weit verbreitetes Genussmittel, sondern seiner Kultur wurde in Kleinasien und Griechenland bereits überall besondere Sorgfalt gewidmet: auf dem Schilde des Achilles findet sich neben anderen Scenen aus dem ländlichen Leben auch ein Weinberg abgebildet, in welchem sich fröhliche Winzer und Winzerinnen mit der Traubenlese beschäftigen. Nach den alttestamentlichen Ueberlieferungen pflanzte Noah den Weinstock am Ararat; Kanaan war ein gesegnetes Traubenland, und eins der beliebtesten Volksfeste der Israeliten war die Weinlese. In Aegypten wurde die Rebenzucht schon zu Zeiten des Psammetich recht schwunghaft betrieben; von hier aus soll sie nach Griechenland verbreitet worden sein. Eine Unmasse altgriechischer Städte- und Ländernamen erhielten diese ihre Bezeichnung von der daselbst blühenden Rebenkultur: so Oinone (Aegina), Oiniadae (Akarnanien), Oineon (Lokris), Oinoe (Attika) u. a. m.

Halten wir Umschau unter den vorgeschichtlichen Funden des übrigen Europas, so treffen wir die Weinrebe mehrere Male schon in der jüngeren Steinzeit an. Häufiger tritt sie uns schon in den bronzezeitlichen Pfahlbauten und Terramaren Oberitaliens entgegen. Verschiedene Gründe sprechen jedoch dafür, dass der Weinstock hier zur damaligen Zeit noch kein Kulturgewächs gewesen ist. Denn einmal war das Klima Norditaliens damals für den Anbau des Weines so ungünstig wie möglich;

Digitized by Google

undurchdringbare Wälder bedeckten die späteren Gefilde des meerumschlungenen Italiens, und dichte Wolken, sowie fortwährende Nebel lagerten über ihnen. Zum anderen macht die Grösse der uns aus jenen Ansiedelungen hinterlassenen Traubenkerne keineswegs den Eindruck einer kultivierten Sorte: dieselben sind sehr klein, nicht grösser als die der heutzutage in den Wäldern Veronas noch wildwachsenden blauen Weintraube. Schliesslich vermissen wir unter den Anticaglien der Terramarenbewohner jegliche Geräte, die auf ein Auspressen der Trauben oder auf eine sonstige Behandlung derselben hindeuten könnten. Ich habe mich an anderer Stelle (XXI. Anthropologenversammlung in Münster im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w., Jahrgang 21, 1890) über diese Punkte ausführlicher ausgelassen und beschränke mich daher hier auf eine blosse Anführung derselben.

Es sind wiederholt Meinungsverschiedenheiten darüber laut geworden, ob die wilde Rebe in Europa heimisch sein kann. Die jüngsten Untersuchungen haben zu Gunsten dieser Auffassung entschieden. Besonders Clerici's paläontologische Studien haben überzeugend nachgewiesen, dass das Genus Vitis verschiedentlich schon in den tertiären Erdschichten auftritt, und dass in dem oberen Pliocän wirklich ein unserer Spezies identisches Gewächs erscheint. Ein neolithischer Fund aus dem Pfahlbau von Bovere im Scheldethal (Holzstücke vom Weinstock) bestätigt überdies das Vorkommen der Rebe in der jüngeren Steinzeit, und zwar ziemlich im Norden unseres Kontinents. Demnach zu urteilen, darf der wilde Weinstock als einheimisch auch in Nordeuropa betrachtet werden; Gegenstand der Pflege und Kultur scheint er jedoch bei unseren Altvorderen nicht geworden zu sein. Denn nirgends sind unter den vorgeschichtlichen Funden Nordeuropas bisher wirkliche Traubenreste beobachtet worden; man muss hierbei aber in Betracht ziehen, dass die Zahl derjenigen Funde, in denen überhaupt Reste von Kulturpflanzen ans Tageslicht gekommen sind, im Norden sehr spärlich waren.

Speziell in Deutschland scheint der Weinbau erst nach Christi Geburt und zwar durch die Römer Eingang gefunden zu haben. Für Frankreich ist Marseille (Massilia), eine Kolonie kleinasiatischer Griechen, die Mutter des Weinbaus. Als Cäsar Gallien eroberte, war diese Stadt durch ihre Rebenzucht schon weit und breit berühmt; und im 1. Jahrhundert der Imperatorenzeit konnte ganz Gallien, den Nachrichten des Plinius und Columella zufolge, durch seine eigenen Trauben- und Weinsorten das Mutterland Italien bereits in die Schranken fordern. Gallische Weine, besonders das damals schon berühmte vinum Viennense an der Rhone, der spätere Burgunderwein, fanden allenthalben bei den Römern Geschmack und Gefallen. Somit konnte es nicht ausbleiben, dass Gallien bald auch das benachbarte Germanien nicht nur mit seinem Produkte beschenkte, sondern auch mit der Anpflanzung und Pflege des Weinstockes bekannt machte.

Schon im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung betrieb man den Weinbau im Moselthale in grossem Umfange. Zu Neumagen wurden vor wenigen Jahren Skulpturen aus dieser Zeit zu Tage gefördert, die uns einen untrüglichen Beweis liefern, wie mit Rebenzucht gesegnet schon zur damaligen Zeit die Moselgefilde waren. Alle die Erbauer dieser Monumente, so lässt sich Hettner in seinen Ausgrabungsberichten aus, haben wir uns als Weinbauer und Weinhändler zu denken. Negotiatores werden sie auf den Inschriften genannt, und dass sie Wein bauten und vertrieben, lehren die Schiffe mit den Fässern, die Weindolien und deren Herstellung, die mit Weintrauben tanzenden Mädchen, wie der betrunkene Weingott selbst. Aus den Schriften des Ausonius erfahren wir gleichfalls, dass im Anfange des 4. Jahrhunderts die Rebenkultur an den Ufern der Mosel zu hoher Blüte gediehen war. — Die ältesten uns bekannten germanischen Gesetzbücher nahmen den Rebendiebstahl unter ihre Strafparagraphen auf. Das salische Gesetz (um 480), als dessen Verfasser König Chlodwig genannt wird, bestrafte die Entwendung eines Weinstockes mit 15 Schillingen. Aus den Verordnungen des Langobardenfürsten Rother erfahren wir ferner, dass es erlaubt war, aus jedem Weinberge drei Trauben ungestraft abzubrechen und zu verzehren; wenn aber jemand sich verleiten liess, im Weinberge eines anderen Weinlese zu halten, so zahlte er 15, und wenn er erst gar das gestohlene Gut auf dem Karren fortführte und zu Hause ablud, 45 Schilling Busse. — Alle die genannten Urkunden sprechen aber stets nur von einem ausgedehnten Weinbau am linken Ufer des Rheins bei den ripuarischen Franken. In dem rechtsrheinischen Deutschland dagegen wird derselbe erst zur Zeit des merowingischen Königshauses urkundlich belegt; und zwar sind es zwei Orte in der Umgegend Strassburgs, an denen sich die ersten Weinberge nachweisen lassen: eine Urkunde vom Jahre 613 erwähnt solche bei Marly und Fengenheim. Im Jahre 628 schenkte Dagobert alle seine Güter im Lobdengau und namentlich seine Weinberge dem Stifte St. Peter in Worms; sechs Jahre später wird dem Bischof von Trier der Besitz von Weinbergen am Rheine von demselben König bestätigt. Das bayrische Gesetz (630—638) spricht ebenfalls von Arbeiten in den Weinbergen. — Nicht lange nachher, im Jahre 644, tritt uns der erste urkundliche Nachweis für die Rebenzucht im Süden der heutigen Rheinpfalz entgegen.

Im Anfange des nächsten Jahrhunderts kommen zwar bereits vielfach Dotierungen vor, jedoch macht es den Eindruck, als ob das innere Deutschland bis dahin noch keine Weinberge, oder doch nur wenige besessen habe, und dass der Weinbau sich auf die

Digitized by Google

dem Rheine nächstgelegenen Gebiete beschränkte. Mainz, Worms und Speier, die propter vini copiam im Vertrag zu Verdun Ludwig dem Deutschen zufielen, scheinen schon damals die Hauptpflanzstätten hierfür gewesen zu sein. Vorzüglich waren es Missionare und Mönche, welche mit Verbreitung der christlichen Lehre, die zur Ausübung des Gottesdienstes des Traubensaftes benötigte, auch die Rebe in das Innere der öden deutschen Gaue verpflanzten. Im 8. Jahrhundert finden wir besonders das Bistum Fulda im Besitz ausgedehnter, üppiger Weingelände, und zwar nicht bloss längs des Rheins, bei Wackernheim, Bingen und Boppard, sondern auch bis Thüringen und Schwaben hinein.

Um dieselbe Zeit treffen wir die ersten Weinberge an den Ufern der mittleren Donau bei Bogen und Straubing, 22 Jahre später an der Isar bei Thulbach an. In Süddeutschland gewann die Rebenkultur besonders unter den Karolingern ebenfalls grosse Ausdehnung. 766 tritt der Weinstock nach Urkunden in Biberach, Böckingen und Frankenbach auf; von 755 an in Eisisheim, von 788 in Gartach u. a. m. — alles Orte des jetzigen Oberamts Heilbronn in Württemberg. Gerade zwischen Main und Jaxt scheint um die Mitte des 8. Jahrhunderts der Weinbau schon lebhaft im Schwunge gewesen zu sein. Wir können dies daraus schliessen, dass die dortigen Ländereien im Jahre 759 als »Winzertriba« bezeichnet werden. Im Jahre 767 lassen sich die ersten Weinberge urkundlich um Deidesheim nachweisen; um 770 solche von Münnerstadt und Hochaltesheim, 777 schliesslich von Hammelburg. An dem mittleren Neckar ist zum erstenmale im Jahre 778 die Rede von Weinbergen bei Esslingen.

Unsere heutigen Tafelweine wurden erst verhältnismässig spät angepflanzt: Ingelheim wird als Weinbergort ums Jahr 835, Geisenheim um 838 und Rüdesheim erst gar um 864 erwähnt.

Im 10. Jahrhundert hatte der Weinbau schon recht bedeutende Ausdehnung gewonnen. Bayern und Württemberg besassen um diese Zeit eine grosse Anzahl von Rebengeländen. 903 wird der Weinbau für Prosselsheim, Frickenhausen, 906 für Gerolzhofen und Schweinfurt, 912 für Windsheim, 914 für Regensburg und Retzstadt a. Main, 923 für Eibingen, 976 für Passau und Walkersdorf in Niederbayern, für Jaxtfeld und Horkheim, 978 für Marbach, Benningen, Beihingen, Heutingsheim, Pleidelsheim, Murr und Steinheim, 980 endlich für Aschaffenburg urkundlich belegt. Hiermit dürften im grossen und ganzen die Namen der Weinberge erschöpft sein, die bis zum Ende des 1. Jahrtausends in den rechtsrheinischen Gebieten unseres Vaterlandes angelegt waren.

Treten wir nunmehr der Frage näher, welchem von den deutschen Fürsten die Verbreitung der Rebenkultur so sehr am Herzen lag, so müssen wir unstreitig dieses Lob dem Kaiser Karl dem Grossen zuerkennen. Er, der es sich zum Lebensprinzip gemacht hatte, den Wohlstand seines Volkes nach jeder Richtung hin zu heben, erliess, wie bekannt, u. a. ausführliche Verordnungen über den Anbau und die Pflege zahlreicher Landwirtschafts- und Gartengewächse. Was im besonderen den Weinstock angeht, so betrafen seine Kapitularien vorzugsweise das Anpflanzen der Reben, das Keltern der Trauben und das Fassen des Weines in reine Gefässe. So schrieb er z. B. seinen Amtleuten vor, dass sie Bräuer (braceatores) und Winzer (siceratores) hielten, welche Apfel- und Birnmost bereiten und den Wein mit Gewürzen, Kräutern, Beeren und Honig kochen mussten. Ferner sollte jeder Wirtschafter crippaticos (Senklinge oder Fächser) einsenden, damit an anderen Orten ebenfalls Weinberge angelegt werden könnten. — Schon damals unterschied man zwei Weinsorten: vinum hunicum und vinum franconicum. Der erstere stammte wahrscheinlich aus dem sogenannten pagus hunonicus (Hundsrück?) und bedeutete Moselwein; andere Erklärer wollen in ihm einfach Weisswein und in dem Frankenwein eine rote Sorte erblicken.

Die sächsischen Könige liessen sich, wie bekannt, die Besiedelung und Christianisierung der östlicheren Landstrecken sehr angelegen sein. Zu diesem Zwecke entsandten sie Kolonisten nach den entfernteren Teilen des Reiches, wie nach Thüringen, den Marken, Hessen und Pommern. Diese Ansiedler, die zumeist aus dem Rheingau stammten, sorgten gleichzeitig für Verbreitung der Rebe in diesen Landen. — Ums Jahr 1000 sollen die ersten Weinstöcke durch Bischof Benno von Meissen nach Thüringen verpflanzt worden sein; im Jahre 1128 die ersten nach Pommern durch Otto von Bamberg, der einen ganzen Packwagen voll Rebenstöcke mitbrachte, damit wenigstens soviel Wein angebaut werden könne, als zum Gebrauche des heiligen Abendmahles nötig sei. In der Mark Brandenburg wurde die erste Rebe, wie Christoph Manlius berichtet, unter der Regierung Albrechts des Bären eingeführt. Die Weinberge auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg (im Jahre 1184), bei Oderberg und bei Crossen (1173) verdanken im besonderen rheinländischen Kolonisten ihren Ursprung. Karl IV. liess für die Marken sogar Burgunderreben herbeischaffen, und die ersten Hohenzollern bezogen sie aus Franken. So kam es, dass des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse sozusagen ein gesegnetes Weinland wurde. Besonders die Stadt Wriezen war damals bekannt als die ertragfähigste Stadt zwischen Oder und Elbe. Von ihrem Weinreichtum erhalten wir einen ungefähren Begriff durch den Chronisten, wenn er uns die verschiedensten Rebensorten aufzählt, welche der Boden Wriezens zeitigte. Die vorzüglichsten waren hiervon: Schönedel, Gutedel, Ungarische Leibfarbe, Frühleipziger, Malvasier, Muskateller, Traminer, Kleberoth, Schwarzwelsch und Buchshörner. In manchen Jahren gestaltete sich die Weinernte hierselbst so grossartig, dass viel davon nach Berlin,

Digitized by Google

Cüstrin, Strausberg, Freienwalde, Seelow und Zellin, selbst bis nach Stettin hinab befördert werden konnte. Zur Förderung der für Wriezen so überaus einträglichen Quelle des Wohlstandes erliess der Kurfürst Johann Georg im Jahre 1578 eine ausführliche Weinmeister-Ordnung, die von den späteren Kurfürsten noch mehrere Male ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Die Kirche und der Magistrat besassen, wie auch in anderen Städten der Mark, ihre eigenen Weinberge. Ueber den sogenannten Ratsberg, von dessen Ertrag der Pastor Primarius Wriezens jährlich ein Fässchen Alicantwein als Pfründe erhielt, waltete ein besonderes Magistratsmitglied. — Das Jahr 1540 wird von den Chronisten einstimmig als das gesegnetste Weinjahr im ganzen Oderbruch geschildert. Sein Ertrag an Wein war so grossartig, dass das Quart desselben für den bis dahin noch nie dagewesenen Preis von nur 3 Pfennigen zum Ausschank kam. Der Dreissigjährige Krieg machte mit seinen Greueln und Verwüstungen leider auch in der Mark dem Weinbau ein jähes Ende.

Aehnlich erging es der Rebenkultur in Pommern. Hier, wohin Bischof Otto von Bamberg die Rebe verpflanzte, entwickelte sich anfangs auf den Abhängen längs der Oder, z. B. oberhalb Stettins bei Garz (1307) und unterhalb bei Grabow, Frauendorf und Gotzlow ein immerhin beträchtlich zu nennender Weinbau, der aber zum grössten Teil seinen Untergang ebenfalls im Dreissigjährigen Kriege fand.

Von Pommern aus wurden nach der Besitzergreifung von Preussen durch den Deutschen Orden dorthin Winzer berufen, um die Berge mit Reben anzubauen. Seit dem Beginn des Weinbaus in den preussischen Ordenslanden wird das Jahr 1379 als das beste Weinjahr bezeichnet. Die Sage lässt den Grossmeister Winrich von Kniprode in diesem Jahr dem Papst ein Fass preussischen Weines verehren. — Ehemals erstreckte sich der Weinbau noch viel weiter nach Norden hinauf als jetzt. Es gab damals noch Rebengefilde an der russischen Grenze um Tilsit herum. Im Jahre 1473 vernichtete ein strenger Winter einen grossen Teil dieser Anlagen, so bei Mewe, Neuenburg, Culm, Schwetz und Thorn. Seitdem hat die Weinrebe jene Gegenden ganz verlassen.

An einzelnen Orten Schlesiens dagegen erhielt sich der Weinbau trotz Witterungsunbilden und kriegerischer Einfälle bis in unsere Tage hinein. Die Einführung der Rebe verdankt das Land fränkischen und flamländischen Kolonisten, welche schon im 12. Jahrhundert die ersten Weinstöcke nach Schlesien brachten. Unter der Regierung Heinrichs I. soll man indessen schon mit dem Weinbau in der Gegend um Trebnitz begonnen haben; wenigstens datieren aus dieser Zeit hierüber die ersten Urkunden. Im Jahr 1204 gab Herzog Heinrich diesem dort neu eingerichteten Stift für seine Weinberge einen Winzer. 1224 werden Weinberge der Gebrüder Bogdan und Bogumil in Trebnitz urkundlich belegt.

Einige Decennien später gelangten die ersten Weinstöcke nach Grünberg; wenigstens feierten die Einwohner dieses später so in Misskredit gekommenen Städtchens im Jahr 1850 das siebenhundertjährige Jubiläum ihrer Weinkultur. — Im Stadtrecht von Löwenberg verlieh Heinrich I. von Schlesien dessen Bürgern: daz si Win sullen schenken und nimande nicht davon geben (nämlich Zins). — Im Jahre 1245 gedenkt Papst Innocenz IV. in seiner Bannbulle der zur Johanniskirche gehörigen Weinberge.

Im Jahre 1253 wurde das Matthiasstift in Breslau von Herzog Boleslav und seinem Bruder Konrad mit dem Weinzehnten von Slup (Schlaup im Kreise Jauer) ausgestattet. — 13 Jahre später werden die ersten Weinberge von Järischau bei Striegau erwähnt. Herzog Heinrich schenkte nämlich dem Schulzen dieses Dorfes wegen seiner treuen Dienste zwei Weinberge, deren Besitzer bis dahin der herzogliche Kaplan gewesen war. Aus ihnen musste alljährlich ein Viertel des besten Weines an das Breslauer Sandstift zum Abendmahlsgebrauch entrichtet werden, eine Abgabe, welche 1333 in einen jährlichen Zins von ½ Mark umgewandelt wurde. Jedoch wäre es falsch, aus den schon mehrfach erwähnten Abgaben schliessen zu wollen, dass die Stadt Breslau selbst nicht produktiv an Wein gewesen wäre. Im Gegenteil, es ging auch hier der Weinvertrieb recht flott von statten; denn im Jahr 1273 verlieh Heinrich IV. dem Rate das Schrotamt, d. h. das Recht, den Wein in ganzen Fässern zu verkaufen. Später, als die Breslauer Bürger dieses Recht für 7 Mark vom Rate gepachtet hatten, wurde dasselbe eine Quelle des Wohlstandes für die Stadt: im Jahre 1327 z. B. wird eine Einnahme von 176 Mark in den Rechnungsbüchern verzeichnet.

Die Stadt Schweidnitz erhielt erst 1277 das Recht einer Weinniederlage. — In der Umgegend von Oels gab es um diese Zeit auch schon Weinberge. Denn im Jahr 1280 schenkte Herzog Heinrich dem Bertold Tobensachel in Oels einen Weinberg nahe bei dem seines Protonotars Peter. Zwölf Jahre später nahm Herzog Botho I. die Weinländereien um diese Stadt in die Stiftungsurkunde für das Kloster Grüssau auf. — Auch Ratibor betrieb Weinbau. In einer Urkunde vom Jahr 1293 handelt es sich um das Vorgehen der Schöffen gegen Weindiebstahl.

Der erste Weinberg zu Zöllnig unweit Freistadt wird in einer Urkunde vom Jahre 1295 erwähnt; 1302 finden wir Weinberge zu Michelau bei Brieg, 1314 zu Fürstenau bei Canth, 1319 zu Oberglogau, 1323 zu Flämischdorf bei Neumarkt. Auch Schweidnitz wies um diese Zeit (1328) schon mehrere Weinberge auf.

Am Anfang des 14. Jahrhunderts scheinen sich somit die Bürger der meisten Städte Schlesiens bereits der Rebenkultur gewidmet zu haben. Wenn auch die Urkunden über eine grosse Anzahl von

Digitized by Google

Stätten des Weinbaus schweigen, so erinnern doch manche Namen an frühere Weinpflanzungen. Die Stadt Winzig zum Beispiel erhielt ihren Namen wegen der Fruchtbarkeit ihrer Rebengelände. Das Stadtwappen stellt einen Mann dar, welcher eine Weinrebe und eine Traube in der linken Hand hält.

Der Weinkeller in Görlitz hatte im Jahr 1390 einen Ertrag von 30 Mark. Järischau und Neumarkt waren ebenfalls grosse Pflanzstätten für Weine. Letztere Stadt wird von ihrem Sohne, dem schlesischen Humanisten Corvinus, als eine »weintragende« verherrlicht.

Um den inländischen Weinhandel noch mehr zu heben, wurden von den grösseren Städten Durchfuhrzölle für ausländische Weinsorten erhoben. In einem Zollmandat der Stadt Breslau aus dem Jahr 1274 (?) z. B. wird die Einfuhrsteuer in folgender Weise festgesetzt: ein grosses Wiener Fass Ungarischen und Oesterreichischen Weines zahlt 2 Mark, eine grosse Tonne Würzburger 1 1/4 Mark, französische Weine aus Rheinfall 1/4 Mark u. s. w. In der Liegnitzer Zollrolle werden ausserdem noch Welscher, Gubener und Landwein als zollpflichtig angeführt.

Nach allen diesen Nachrichten war der Wohlstand Schlesiens, der für dieses Land aus der Rebenkultur erwuchs, nicht unbedeutend zu nennen. Leider blieb derselbe aber nicht von längerer Dauer. Ein grosser Teil der schlesischen Rebengelände wurde schon von den Hussiten verwüstet. An manchen Orten fing man indessen den Weinbau von neuem an. Im besonderen erwarb sich eine Familie von Schönaich um den Wiederanbau grosse Verdienste. Ein Freiherr von Schönaich z. B. legte die Weinpflanzungen der Stadt Beuthen, ein anderer die von Carolath an, wozu er durch Jakob Bornitz Reben vom Rhein herbeischaffen liess. Auf diese Weise hob sich der Weinbau zwar wieder, doch konnte er im allgemeinen die Ausdehnung und Grösse der früheren Jahre nicht mehr erlangen. — Ungünstige klimatische Einflüsse trugen ebenfalls das ihrige dazu bei, der Weinkultur in Schlesien den Garaus zu machen. Im Jahr 1453 erfroren in Grünberg z. B. infolge eines strengen Winters die Stöcke bis tief an die Wurzeln, und erst nach zwölf Jahren erholte sich wieder der Weinbau, nachdem Herzog Heinrich IX. edle Reben aus Ungarn, Oesterreich und Franken hatte kommen lassen. Von letzteren haben sich der Traminer aus Tirol und der Sylvaner aus Ungarn bis heute in Grünberg behauptet. Das Jahr 1484 war das gesegnetste Weinjahr; denn damals reichten die Fässer nicht aus, um allen gekelterten Wein zu fassen. — Der Winter 1513 wirkte wegen seiner Strenge wiederum vernichtend auf die Weinpflanzungen Grünbergs. Aehnliche Unfälle wiederholten sich noch öfter; jedoch entmutigten sie die Einwohner Grünbergs nicht, die Berge immer wieder von neuem anzupflanzen und sich bis auf unsere Tage der Pflege des Weinstockes zu widmen.

An allen anderen Orten Norddeutschlands ist die Rebenzucht längst eingegangen. Der Dreissigjährige Krieg, der den Wohlstand der deutschen Lande noch nach mancher anderen Richtung hin untergrub, bereitete auch dem Weinbau vielfach den Untergang. Wenn derselbe auch an verschiedenen Orten wieder in Angriff genommen wurde, so waren doch diese Versuche wenigstens im nördlichen Deutschland nie von einem bleibenden Erfolge gekrönt. Wie weit eine Veränderung des Klimas hierbei von Einfluss war, vermögen wir nicht zu entscheiden; jedoch steht so viel fest, dass an manchen Orten die daselbst herrschenden ungünstigen Witterungsverhältnisse den Anbau des Weinstocks heutzutage unmöglich machen.

Quellenverzeichnis.

Anzeiger für die Kunde der Vorzeit. 1834.
Anton, Geschichte der teutschen Landwirtschaft. Görlitz 1799.
Bodmann, Rheingauische Altertümer. Mainz 1819.
Braun, Weinbau im Rheingau. Virchow-Holtzendorffsche Sammlung. Heft 77.
Fischer, Der fränkische Weinbau.
Grünhagen, Schlesien am Ausgange des Mittelalters. Breslau 1883.
—, Breslau unter den Piasten. Breslau 1861.
—, Henricus pauper. Breslau 1860.
Hettner, Ausgrabungen in Neumagen. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1885.
Jacobi, Der Weinbau in Schlesien.
Klose, Dokumentierte Geschichte Breslaus. 1790.
Möhsen, Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg.
Schannat, Historia episcop. Worms.
Selle, Geschichte des Herzogtums Pommern. Berlin 1819.
Sömmersberg, Silesiac. rerum script. Breslau 1729.
Staatsarchiv, schlesisches, in Breslau.
Stenzel, Geschichte Schlesiens. Breslau 1853.
Tägliche Rundschau, Früherer Weinreichtum um Wriezen. 1884. Nr. 202.
Tzchoppe und Stenzel, Urkundensammlung. Hamburg 1832.
Worbs, Archiv für die Geschichte Schlesiens. Breslau 1798.

Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften.

Von Heinrich Cunow.

(Schluss.)

Thatsächlich hatten die Inkas nur die Oberaufsicht; im übrigen regierte jede Marca sich selbst und hatte auch ihre eigene Gerichtsbarkeit. Soweit sich beurteilen lässt, wurden leichtere Vergehen von dem Dorfvorsteher, der in diesem Fall zugleich Dorfrichter war, abgeurteilt, gröbere von dem Curaca,

Digitized by Google

dem eingeborenen Häuptling. Nur in besonders schweren Fällen, speziell dann, wenn die Rechtssache verschiedene Markgenossenschaften betraf, wurde, wie schon vorhin erwähnt, vom regierenden Inka aus seinem Stamm ein Richter ernannt, oder die Angelegenheit wurde in öffentlicher Gerichtssitzung von den Inka-Beamten erledigt, die den betreffenden Distrikten vorstanden.

Wir sehen, in den charakteristischen Zügen gleicht die peruanische Marca vollständig der deutschen Mark. Die Abweichungen sind nebensächlich und erklären sich teils aus der anders gearteten Bodenstruktur, teils aus den besonderen politischen Verhältnissen, vor allem aus dem frühzeitigen Entstehen einer auf Eroberung beruhenden, fremdartigen öffentlichen Gewalt. Und ferner, dieses System ist nicht durch die Inkas geschaffen, es bestand vor ihrer Herrschaft, gleich dem deutschen Markensystem das naturgemässe Produkt des wirtschaftlichen Entwickelungsganges; das Verdienst, das allenfalls den Inkas zuerkannt werden kann, ist lediglich das, die bei den höher entwickelten Stämmen vorgefundenen Formen auf die minder entwickelten übertragen zu haben. Die Mitteilung einiger alten spanischen Autoren, dass die Indianer vor ihrer Unterwerfung durch die Inkas grösstenteils im rohesten Naturzustande ohne irgend welche gesellschaftliche Ordnung gelebt hätten, ist vom ethnologischen Standpunkt aus zu naiv, als dass es sich verlohnte, darauf eingehend zu antworten. Diesen Angaben widerspricht nicht nur die Thatsache, dass an den verschiedensten Stellen Perus Bauwerke und Gerätschaften von verhältnismässig hoher Entwickelung aufgefunden worden sind, die nicht der Inkaperiode angehören, und dass, wie wir gesehen haben und wie aus dem im nachstehenden klargelegten Huaca-Dienst noch näher hervorgeht, überall eine einheitliche Gliederung nach Geschlechtsorganisationen vorhanden war, sondern auch der Umstand, dass die Colla-Stämme ihre besonderen Benennungen für Viehzucht, Ackerbau u. s. w. besitzen. Wären diese Arbeitszweige zur Zeit der Unterwerfung noch nicht ausgebildet gewesen, dann hätten sicherlich, wie dies überall der Fall ist, mit der Uebernahme der Methoden die betreffenden Stämme auch die dafür gebräuchlichen Ausdrücke von ihren Ueberwindern mit übernommen. Und dann, wenn die Indianer vorher noch keine Viehzucht trieben, wie konnten sie den Inkas Lamas als Eroberungstribut abtreten, und wie kam es, dass eine ganze Reihe Stämme schon vor der Unterwerfung ihren Gentilnamen das Wort »Marca« hinzugefügt hatten? War das Laune oder Zufall?

Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, dass einige Stämme zur Zeit ihrer Besiegung noch auf relativ niedriger Entwickelungsstufe standen, im grossen und ganzen aber war im eigentlichen Peru, d. h. mit Ausnahme der höherstehenden Yunca-Region, der Zustand vor der Inka-Herrschaft ein derartiger, wie ihn Joseph de Acosta angibt; denn die von ihm geschilderte Organisation[1]) ist bei einer ganzen Reihe anderer gleich weit vorgeschrittener Volkerschaften vorgefunden und entspricht der Gentilverfassung der alten deutschen Stämme mit ihren Vorstehern (Principes) und Kriegsleitern (Duces). Nach Acostas Angaben zerfielen nämlich vor der Inka-Zeit die meisten Stämme Perus in eine Anzahl gleichberechtigter Genossenschaften (Behetrias) und Gemeinden (Comunidades), die ohne König und Herrscher sich selbst regierten. »In Kriegszeiten erwählten sie sich einen Obersten, welchem das ganze Volk oder die Landschaft gehorchte. War Friede geschlossen, regierte sich jede Gemeinde wieder selbst; doch hatten sie Vorsteher (y tiene algunos principalegos), welche der gewöhnliche Mann respektierte. Wenn wichtige Sachen vorlagen, hielten sie zusammen gemeinsam Rat und beratschlagten, was zu thun sei.«

Deshalb war auch die Eroberung Perus von seiten der Inkas nicht jene ruhmvolle That, als welche sie Garcilasso hinstellt. Nachdem sie erst einmal die ihnen zunächst wohnenden Stämme unterworfen hatten, bot für sie das weitere Vordringen keine allzu grossen Schwierigkeiten; denn selbst wenn sich, wie dies gewöhnlich der Fall, die Markgenossenschaften eines Stammes zum Widerstand vereinigten, vermochten sie doch nicht den Heeresmassen der Inkas, zu denen sämtliche unterworfene Stämme Mannschaften stellen mussten, dauernd standzuhalten. Energischen Widerstand fanden die Inkas nur dort, wo, wie bei den Chimus und in Quitu, sich selbst eine Art Staatswesen herausgebildet hatte. Dort wurde denn auch der Kampf lange mit wechselseitigem Erfolg geführt, und schliesslich die Herrschaft der Inkas mehr durch Uebereinkommen als durch Gewalt befestigt.

Wie in wirtschaftlicher und politischer, so bildete auch in religiöser Beziehung die peruanische Marca eine fest in sich abgeschlossene Genossenschaft; sie hatte ihre besondere Mark-, bezw. Geschlechtsgottheit und ihre besonderen religiösen Feste und Ceremonien.

Die Religion der Altperuaner repräsentiert nicht ein einheitlich ausgebautes System; es lassen sich vielmehr deutlich drei bis zu ziemlich weitem Grade voneinander unabhängige Kulte unterscheiden: der Pachacamac-, der Huaca- und der Conopa-Kultus. Der erste ist leicht zu verstehen. Pachacamac[2]), Pachayachachic[3]) und ebenso Pacharurac[4]), Ticçi Huiracocha[5]), Huiracochaya[6]) u. s. w. sind nicht

[1]) Joseph de Acosta, »Historia natural y moral de las Indias«, Lib. VI, Cap. XIX.

[2]) Pachacamac (spr. patschakamach), Weltbeleber.

[3]) Pachayachachic (patschaja-tschatschich), Weltbelehrer.

[4]) Pacharurac (spr. patscha-ruhrach), Welthersteller.

[5]) Die etymologische Bedeutung des Wortes Huiracocha (spr. whirakotscha) ist mir nicht bekannt. Molina übersetzt Ticçi Huiracocha mit »unergründlicher Gott«.

[6]) Zusammengesetzt aus Huiracocha und dem verkürzten Wort »Yaya«, Vater.

Digitized by Google

verschiedene Gottheiten, sondern nur verschiedene Namen für einen und denselben Gott, den immer gegenwärtigen (caylla) grossen Geist, der das ganze Weltall erzeugt hat [1]). Dies geht — abgesehen davon, dass in Molinas, Balboas und Garcilassos Berichten diese Bezeichnungen als gleichbedeutend gebraucht sind — deutlich aus den uns erhaltenen alten Gebeten und Gedichten hervor. Bald wird dort derselbe Gott mit Huiracocha, bald mit Pachayachachic oder Pachacamac angerufen; wie beispielsweise im nachfolgenden Gebet, das ich genau nach dem in Markhams »Rites and Laws« befindlichen Text wiedergebe, in welchen sich aber, wie ich nicht unbemerkt lassen will, einige grobe Schreibfehler eingeschlichen haben:

Uiracochan apacochan titu-Uiracochan hualpai huana-Uiracochan topapo acnupo Uiracochan runayachachachuchun hucermayachachachun mirachun llactapachacasilla quispillacachun camas-cayqui taquacaycha yatalliymay Pachacama haycay Pachacama.

Deutsch ungefähr:

Huiracocha, ruhmvoll gewaltiger Huiracocha, Erschaffenes verbessernder Huiracocha, edler, schönheitsprächtiger Huiracocha, lass die Herden sich vermehren und Junge hervorbringen, das Dorfland (die zum Dorf gehörende Erde) lass rein (klar, freundlich) sein und bleiben, erhalte, was besteht, du zeitunbeschränkter Pachacamac, raumunbeschränkter Pachacamac.

Die Verehrung dieser höchsten Gottheit war bei Ankunft der Spanier in allen vorgeschrittenen Völkerschaften vorhanden, doch wechselten ebenso wie die Namen auch die Formen, unter welchen sie verehrt wurde, und die Sagen, die sich an ihr Erscheinen auf der Erde knüpften, denn die meisten Stämme hatten mit diesem Gott ihre alten Schöpfungs- und Sintflutsagen verwoben. Wenn Garcilasso (Lib. I, Cap. IV) behauptet, dass ausser dem Pachacamac-Tempel im Lurin-Thal bei Lima diesem Gott keine Tempel in Peru errichtet worden sind, sondern derselbe nur »im Herzen« verehrt wurde, so zeigt er sich schlecht unterrichtet, denn Molina [2]) erzählt vom Inka Yupanqui, dass er dem Paschayachachic in Cuzco an der Stelle, wo später das Haus des Hernan Lopez de Segovia stand, einen Tempel errichtete und dort eine goldene Statue von der Grösse eines zehnjährigen Knaben aufstellte, in aufrechter Haltung, den rechten Arm ausgestreckt und die Hand etwas geschlossen, wie »jemand, der einen Befehl erteilt«. Gleichzeitig befahl dieser Inka »den Vorstehern der Provinzen durch sein ganzes Reich, dass diesem Gott Tempel errichtet werden sollten, und dass ihm Herden, Diener und Land zugeteilt würden, von dem die Opfer bestritten werden könnten [1]).«

Weit wichtiger, da er einen viel tieferen Einfluss auf das religiöse Leben der Peruaner ausübte und uns zugleich einen höchst interessanten Einblick in deren Gedankenwelt gestattet, ist der Huaca-Kultus. Aber die ihm zu Grunde liegenden religiösen Ideen und Anschauungen sind auch weit schwieriger zu verstehen. Es gibt keine die altperuanische Kultur betreffende Frage, in der die Ansichten weiter auseinandergehen, als in der: Welche Bedeutung hat der Huaca-Dienst?

Während G. Müller (»Amerikanische Urreligionen«) in den Huacas die in Tiergestalt verehrten Schöpfer und Urahnen der Stämme erblickt [2]), sieht Garcilasso, und mit ihm die Mehrzahl der heutigen Ethnologen, darin eine Art Naturgötter, — wahrscheinlich weil die Huacas meistens in Tiergestalt dargestellt wurden und man mit ihnen gewisse heilige Orte: Berggipfel, Höhlen, Quellen, Krater u. s. w., in Verbindung brachte. Clements R. Markham hat diese Theorie noch mehr erweitert und, wenn hier dieser Ausdruck angebracht ist, vergeistigt; er macht aus dem Huaca-Dienst gar eine Art Seelenkultus. »Der hervorstechendste Zug,« so sagt er [3]), »in der allgemeinen Religion der Inkas war der Glaube, dass alle Dinge in der Natur eine ‚Idee' oder ‚Seele' hätten, welche sie beherrschte und leitete, und an welche sich die Menschen mit ihren Gebeten um Hilfe wenden könnten. Acosta vergleicht diese Doktrin mit den ‚Ideen' und ‚Essenzen' des Platon. Es war dies der allgemeine Glaube der Inkastämme, an welchem sie noch lange nach der spanischen Eroberung mit Zähigkeit hingen, und er ist selbst heute noch nicht ganz ausgerottet. Der prächtige und imposante Sonnendienst ihrer Herrscher und selbst der Glaube der Gebildeten unter ihnen an einen Schöpfer, genannt Pachacamac, war nur eine Fortentwickelung der Religion des gewöhnlichen Volkes. Alle sichtbaren Embleme oder Zeichen dieser Ideale oder Seelen nannten sie Huacas. Es wurden dieselben in tausend verschiedenen Formen dargestellt, welche zwischen den verschiedenen Stämmen variierten, so dass man dieselben gewissermaassen nach ihren Huacas klassificieren kann.«

Dem Richtigen am nächsten kommt G. Müller;

---

[1]) Auch die Sonne. Wie sich nicht nur aus der Sage von der Entstehung der Sonne, sondern auch aus einzelnen Gebetstellen ergibt, so heisst es z. B. in einem beim Coya Raymi-Fest gebräuchlichen Gebet der Inkas: »Uiracochaya punchau cachuntu«, deutsch: »Huiracochaya, der du das Tagesgestirn sein liessest« (d. h. ihm das Entstehen gabst).

[2]) An Account of the Fabl. and Rit. of the Yncas, S. 11. Auch Juan de Santa Cruz Pachacuti-Yamqui Salcamayhua spricht von diesem Tempel in Cuzco, S. 106 seines »Account of the Antiquities of Peru« in Markhams »Rites and Laws of the Yncas«, und Ondegardo erwähnt S. 154 eine Statue des Pachayachachic in Cuzco.

[1]) Vgl. Ondegardos Report, S. 155.

[2]) »Viele Stämme leiteten sich nach Art der Wilden von Tieren ab, machten einen Tiergott zu ihrem Schöpfer und Urahn. So behaupteten mehrere Stämme, vom Vogel Kondor zu stammen, und schmückten sich mit den Federn dieses Vogels.«

[3]) Markhams Artikel »The geographical positions of the tribes, which formed the empire of the Yncas« im »Journal of the Roy. Geograph. Society«, Bd. 41. (1871.)

Digitized by Google

sein Fehler liegt ausschliesslich darin, dass er Stamm und Geschlecht verwechselt. Garcilassos und Markhams Erklärungen erweisen sich dagegen, sobald man sie der kritischen Analyse unterwirft, als total unhaltbar. Wenn die Huacas Naturgötter oder die imaginären Seelen gewisser Naturgegenstände vorstellten, wie kam es dann, dass jede Ayllu ihren besonderen Huaca hatte und sich als dessen Nachkommenschaft betrachtete? Warum waren die Huacas häufig weiblichen Geschlechts; stellten sich die alten Peruaner ihre Naturgötter als Feminina vor? Weshalb nannten sie auch die Repräsentanten oder Patriarchen ihrer Ayllus häufig Huacas oder Huacavillcas [1]), und wie kommt es, dass diese Bezeichnung sogar auf die Grabstätten der Ayllus angewendet wurde? Was hatten die Seelen der Naturdinge mit den Gräbern zu thun? Auf alle diese Fragen und noch ein halb Dutzend andere, ist die Garcilasso-Markhamsche Theorie vollständig unfähig, eine auch nur einigermaassen befriedigende Antwort zu geben; im Gegenteil, je weiter man in das Religiöse der Altperuaner eindringt und sich ihre Riten und Sagen an diesen Definitionen klar zu machen sucht, desto rätselhafter erscheint einem alles. Ein Chaos von Widersprüchen und Ungeheuerlichkeiten ergibt sich, aus dem schliesslich kein anderer Ausweg bleibt als der, entweder die Peruaner als geborene Idioten anzusehen, denen jegliche Logik und Reflexion fehlte, oder aber die Berichte der Spanier sämtlich als freie Erfindungen zu verwerfen. Dieses Unzureichende ihrer Erklärungen, uns die religiöse Ideenwelt der Peruaner aufzuhellen, scheinen denn auch beide Autoren selbst gefühlt zu haben. Garcilasso hilft sich damit, dass er einfach Huaca und Huillca als gleichbedeutend mit »heilig« erklärt — wodurch uns selbstverständlich die religiösen Vorstellungen der Indianer um nichts verständlicher werden —, und Markham, dem das ehrliche Bestreben, die Wahrheit zu ergründen, nicht abzustreiten ist, der sich aber leider von den Ideenkombinationen der alten spanischen Chronisten zu sehr beeinflussen lässt, gesteht offen ein: »Es ist unmöglich, dass wir jemals dazu gelangen werden, die Ideen zu begreifen, welche diesen Verehrungsformen zu Grunde liegen, besonders da uns die Informationen durch bigotte Spanier übermittelt sind, welche sehr wenig dazu fähig waren, die Gefühle des unterworfenen Volkes zu würdigen und zu verstehen.«

Es ist wahr, die spanischen Autoren sind durchgehends in den abergläubischsten und absurdesten religiösen Vorstellungen befangen, — es lag dies im Geist der damaligen Zeit und kann ihnen, will man gerecht sein, nicht allzu sehr zur Last gelegt werden. Im übrigen aber enthalten ihre Berichte ein zum Teil sehr wertvolles und nicht selten von scharfer Beobachtung zeugendes Material. Die Motivierungen und philosophischen Erläuterungen, die sie beizugeben pflegen, muss man allerdings nicht mit übernehmen.

Untersuchen wir zunächst die etymologische Bedeutung des Wortes »Huaca«. Hua (sprich wha) ist das altperuanische »ich« (= ma, mein). Es findet sich in einer Menge alter Quichua-Wörter, sowie in der Funktion als erstes Pron. possess. in den Tempora der Verben; sonst ist es grösstenteils durch »y« ersetzt. Ca (= ka, kay) ist eine Partikel, die in alten Quichua-Wörtern einen Zusammenhang, bezw. eine Verbindung ausdrückt. Entsprechend dieser Bedeutung wird sie im Ollanta-Drama auch zur Bezeichnung des Genetivs gebraucht. Der Huaca eines Indianers war demnach das, was mit ihm — mit seinem »Ich« — zusammenhing, und zwar, wie ich gleich hinzufügen will, durch Zeugung oder durch Blutsbande zusammenhing, denn die Indianer betrachteten ihren Huaca als ihren Vorfahren und nannten ihn ihren Erzeuger [1]). Wie bekannt, leiten sich die Geschlechter vieler amerikanischen und polynesischen Stämme von Tieren oder in Tiergestalt gedachten übermenschlichen Stammvätern und -müttern ab und führen diese Tiernamen als Geschlechtsbezeichnungen oder -abzeichen (Totems). So teilte sich beispielsweise nach L. H. Morgan der Senekastamm der Irokesen in zwei »Brüderschaften«, von denen jede wieder in vier Geschlechtsverbände zerfiel; die erste Gruppe bildeten die Geschlechter: Wolf, Bär, Schildkröte und Biber; die zweite: Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke. Ebenso die meisten peruanischen Ayllus; und diese in Tiergestalt gedachten Gründer und Urahnen der Geschlechter, das sind die Huacas [2]). Um die Ideen, die sich mit diesen Geschlechtsgottheiten verknüpfen, anschaulicher zu machen, sei es mir erlaubt, hier kurz zwei altperuanische Sagen mitzuteilen, die uns Molina überliefert hat.

»Die Cañaris erzählen, dass sich zur Zeit der Sintflut zwei Brüder auf einen sehr hohen Berg, Huaca yñan genannt, retteten. Sobald sich das Wasser hob, hob sich auch der Berg, so dass die Flut niemals seine Spitze erreichte. Nachdem die Flut verschwunden war, war der Nahrungsvorrat zu Ende, und sie kamen herab, sich in den Thälern und Bergen Nahrung zu suchen. Sie bauten sich eine kleine Hütte, in der sie wohnten, und lebten, viel durch Hunger und Ermüdung leidend, von Kräutern und Wurzeln. Eines Tages, als sie von der Suche nach Nahrung zu ihrer kleinen Hütte zurückkehrten, fan-

[1]) Villca (spr. ll = l mouillé), auch Huillca und Bilca geschrieben, hat dieselbe Bedeutung wie das irische »ogha« (Enkelkind), von dem bekanntlich das O' vor irischen Namen eine Verkürzung ist. Wie O'Brien, O'Connor u. s. w. Abkömmling des Brien (spr. breien), des Connor bedeutet, so in der Quichua-Sprache Huancavillca, Chumpivillca = Abkömmling des Huanco, des Chumpi (Löwen) u. s. w.

[1]) In der Aymara-Sprache hiessen die Huacas auch »Tatanaka«, — Plural von Tata, Vater.

[2]) Vgl. Dr. A. H. Posts Bemerkungen über den Stammparens, »Afrikanische Jurisprudenz«, I. Band, § 14.

Digitized by Google

den sie dort Speise zum Essen und Chicha[1]) zum Trinken, ohne dass sie wussten, wer ihnen dies bereitet oder gebracht haben könnte. Dies wiederholte sich zehn Tage, und sie beschlossen zu erforschen, welches Wesen ihnen in ihrer grossen Not so viel Gutes that. Der ältere der beiden Brüder blieb in einem Versteck zurück. Bald sah er zwei Vögel von der Art, welche Agua und auch Torito genannt werden, in unserer Sprache heissen sie Guacamayos (eine Rabenart). Sie waren gekleidet wie die Cañaris, mit Haar auf den Köpfen, vorne befestigt, wie dies noch jetzt üblich ist. Der Indianer sah, wie sie, sobald sie im Hause angelangt waren, die Nahrung bereiteten, die sie mitgebracht hatten; der grössere nahm dabei den Lliclla (den Mantel, den die Cañaris tragen) ab. Als der Versteckte sah, dass sie schön waren und die Gesichter von Frauen hatten, kam er hervor; aber kaum hatten sie ihn erblickt, so flüchteten sie zornig, ohne irgend etwas zum Essen für den Tag zurückzulassen. Als der jüngere Bruder von seiner Suche nach Nahrung zurückkam und nichts gekocht fand, wie an den vergangenen Tagen, fragte er seinen Bruder nach der Ursache, welcher ihm alles erzählte. Beide waren sehr ärgerlich. Am nächsten Tag versteckte sich der jüngere Bruder, um zu beobachten, ob die Vögel wieder kämen. Nach drei Tagen kamen die Guacamayos zurück und begannen das Mahl zu bereiten. Die Indianer warteten, bis dieselben damit fertig waren, verriegelten die Thür und schlossen sie ein. Die Vögel zeigten sich sehr zornig und während die beiden den kleineren festhielten, entkam der grössere. Sie hatten dann mit dem kleineren Vogel fleischlichen Umgang und zeugten mit ihm sechs Söhne und Töchter. Er lebte mit ihnen lange Zeit auf dem Berge, und sie fanden ihren Unterhalt allesamt dabei, dass sie den Samen, den der Guacamayo mitgebracht hatte, säeten. Die Cañaris sagen, dass von diesen Brüdern und Schwestern, Kindern der Guacamayo, sämtliche Cañaris abstammen. Daher betrachten sie den Berg Huaca yñan als einen Huaca[2]) und halten die Guacamayos in hoher Verehrung. Seine Federn werden sehr geschätzt zum Gebrauch bei ihren Festen.«

Die andere Sage knüpft ebenfalls an die Sintflut an. »Als die Sintflut kam,« so lautet sie, »wurden alle Menschen vernichtet mit Ausnahme einiger wenigen, welche in Höhlen oder auf Berge und Bäume flüchteten. Zuerst waren dies nur sehr wenige, aber sie vermehrten sich bald, und zum Angedenken an die ersten ihrer Stämme, welche in solchen Plätzen entkommen waren, machten sie (d. h. die Nachkommen) Idole von Steinen und gaben jedem dieser Huacas den Namen dessen, der entkommen war.«

Uebrigens waren, wie schon aus der letzten Sage hervorgeht, es nicht immer Tiergestalten, unter denen die Peruaner sich ihre Huacas vorstellten, viele hatten auch menschliche Formen. »Gewöhnlich,« sagt Arriaga, »sind sie (die Huaca-Idole) aus Stein ohne bestimmte Figur, aber andere haben die Formen von Männern und Frauen, manche auch von Tieren, und alle führen spezielle Namen, durch welche sie angerufen werden. Es gibt kein Kind, das nicht den Namen des Huaca seiner Ayllu kennt[1]).«

Auch die Sonne war ein Huaca, gedacht in der Person eines Mannes[2]). Wahrscheinlich wurde sie ursprünglich nur von der Capac Ayllu (sprich kapach = edel, mächtig), der Königsgens der Inkas, verehrt, von welcher sich alle anderen Inka-Ayllus abgezweigt haben; durch die Machtstellung, die diese Ayllu später erlangte, ist aber dann ihr Kultus auch den anderen Stämmen aufgezwungen worden. Hierfür spricht nicht nur die allgemein bekannte Thatsache, dass die Inkas sich Intip- und Punchau-Churis (sprich tschurihs), Sonnensöhne, und Inti-Huahuas (sprich whawhas), d. h. von der Sonne gezeugte Kinder, nannten, sie legten auch der Sonne in ihren Gebeten ganz dieselben Attribute bei, wie die übrigen Ayllus ihren Huacas. Ausserdem hatten die Inkas noch andere Huacas: Quilla (sprich kilja), den Mond, Chuqui yllallapa (sprich tschuki ilja-ljapa), Blitz und Donner, Amaru, die Schlange, den Puma u. s. w. Welchen ihrer Ayllus aber diese Gottheiten als Urahnen vorangestellt waren, vermag ich nicht anzugeben.

Es wird nun verständlich sein, warum jede Ayllu ihren eigenen Huaca hatte und ihn als ihren Vorfahren und Erzeuger betrachtete; nicht minder verstehen wir jetzt, warum diese Benennung bei einigen Ayllus auch auf die alten Geschlechtsvorsteher, die Repräsentanten der Ayllus, ausgedehnt wurde, und ebenso, warum dieselben auch Huacavilcas,

[1]) Chicha (spr. tschitscha), ein Getränk aus Mais.

[2]) Dies ist jedenfalls ein Irrtum Molinas. Der Guacamayo war der Huaca, der Berg, wie sich später ergeben wird, der Pacarisco (heiliger Geburtsort). Die Bedeutung des Wortes yñan in der Quichua-Sprache ist mir nicht bekannt, in der Aymara-Sprache hat iñan die Bedeutung von »eintreffen, eintreten«. Sollte, wie dies bei der nahen Verwandtschaft beider Sprachen sehr wahrscheinlich ist, das Wort in der Quichua-Sprache denselben Sinn haben, dann wäre Molina hiermit gründlich widerlegt; denn wenn der Berg als der Ort verehrt wurde, wo der Huaca eingetreten oder eingetroffen ist, konnte er doch nicht der Huaca selbst sein.

[1]) Citiert bei Squier, »Peru«, S. 189. Vgl. auch den Bericht eines Augustiners in Ternaux-Compans' »Rec. de docum. et mém. originaux sur l'hist. des possessions esp.« Paris 1840, speziell S. 93 und 104.

[2]) Dies folgt aus der Sage von der Sonnenerschaffung. »Nachdem,« heisst es dort, »der Schöpfer gefunden hatte, dass es zu dunkel sei, machte er Sonne, Mond und Sterne und befahl ihnen, nach der Insel Titicaca zu gehen und von dort zum Himmel aufzusteigen. Als die Sonne in der Gestalt eines Mannes in vollem Glanz am Himmel aufstieg, rief sie die Inkas und deren Oberhaupt Manco Capac (der erste Inkaregent, eine rein mythische Persönlichkeit. Der Verf.) und sagte: »Du und deine Nachkommenschaft sollen Herrscher sein und viele Nationen unterwerfen. Sieh auf mich als deinen Vater; du sollst mein Kind sein und sollst mich als Vater verehren!«

Digitized by Google

Huaca-Nachkommen, genannt wurden; ferner, warum in abgeleitetem Sinne selbst die alten Geschlechtsgräber, in denen seit vielen Jahrhunderten die ganze Nachkommenschaft ihres Huacas ruhte, Huacas hiessen, und weshalb die Alt-Peruaner ihren Toten eine so pietätvolle, vielfach an die Gebräuche der alten Aegypter erinnernde Verehrung bewiesen. Auch die Beantwortung der Fragen, warum die Indianer das Wort Huaca auch auf die spanischen Bischöfe und Mönche angewendet haben, und warum viele Huacas als Feminina galten und Mamas (Mütter) genannt wurden, ergibt sich daraus von selbst. Wie die Spanier überall den Indianern ihre Begriffe unterschoben, so umgekehrt die Indianer den Spaniern die ihrigen, und so sahen sie in den alten Bischöfen, vor welchen die frommen Spanier knieten und deren Hände sie ehrfurchtsvoll küssten, nichts anderes als die Geschlechtshäuptlinge, bezw. Patriarchen derselben. Die Verehrung weiblicher Huacas aber hängt damit zusammen, dass ursprünglich bei den Peruanern ebenso, wie bei den anderen amerikanischen Völkerschaften, die Abstammungsrechnung in weiblicher Linie, das sog. Mutterrecht [1]) bestand; d. h. die Geschlechter leiteten sich nicht von einem männlichen, sondern von einem weiblichen Urahn, einer Stammmutter, ab, und diese Auffassung fand selbstverständlich ihren entsprechenden Ausdruck in der Mythologie.

Aus dem Huaca-Kultus ist entstanden die Verehrung der Pacarinas (sprich păkarinas), in einigen Gegenden auch Malquis (sprich mälkihs) und Munaos (sprich muhnjaos) genannt. Es waren dies die Mumien der ersten nachweisbaren Urahnen der Geschlechter, welche mit der grössten Sorgfalt an heiligen Orten aufbewahrt wurden. An gewissen religiösen Festen holte jede Ayllu ihren Pacarina hervor und versammelte sich um ihn, »als ob die Lebenden und die Toten zusammen Rat hielten«. Pacarina ist das Partizip von »pacarini«, erwachen, ins Leben treten, — to be born, wie es Markham übersetzt; der Pacarina war demnach »der ins Leben Getretene«, d. h. der vom Huaca gezeugte erste menschliche Urahn des Geschlechts; nicht die ancestrel deity, der göttliche originator der Ayllu selbst, wie Markham meint, — dies Prädikat gebührt ausschliesslich dem Huaca —, sondern dessen Erzeugnis. Hieraus erklärt sich auch, warum, wie Arriaga berichtet, die Malquis die Söhne der Huacas hiessen [2]).

Neben den Pacarinas wurden in den meisten Stämmen auch die Pacariscas [1]) oder Pacarimuscas [2]) verehrt, d. h. die heiligen Orte, wo nach der Ueberlieferung die Ayllus zuerst erwacht oder geboren waren. Auch die Inkas hatten ihre heilige Geburtsstätte. Es war dies eine ungefähr fünf spanische Meilen von Cuzco entfernte Höhle, Pacaritampu [3]) (Erwachungsort) genannt.

Die spanischen Eroberer hat diese Verehrung der Geschlechtsgeburtsstätten zu allerlei albernen Behauptungen veranlasst. Da sie hörten, dass die Stätten mit den Huacas in Verbindung ständen, und die heilige Scheu sahen, mit der die Eingeborenen dieselben betraten, sich aber weder die Bedeutung der Huacas selbst, noch die dieser Plätze klar zu machen vermochten, nannten sie kurzweg diese Geburtsstätten auch Huacas und erzählen uns, die stupiden Eingeborenen wären vom Teufel dazu verleitet worden, die Felsen, Quellen und Berge anzubeten. Eine ähnliche Verehrung wie den Huacas wurde den Conopas gezollt, nur mit dem Unterschied, dass der Huaca von der ganzen Ayllu verehrt wurde, der Conopa aber bloss von einem bestimmten Personenkreis innerhalb der Ayllu. Arriaga nennt sie — es zeugt dies von seinem Scharfsinn — Laren und Penaten. Soviel ich heute zu beurteilen vermag, waren sie ursprünglich Schutzgötter der altperuanischen kommunistischen Hausgemeinde. Dafür spricht, dass sie auch Huasicamajocs (sprich huazikamajochs), Hausvorsteher, heissen. Nachdem die Hausgemeinden in Peru zerfallen waren, gingen sie auf einzelne Familiengruppen über. Der älteste Sohn erbte sie vom Vater und hatte auf die Befolgung der Riten zu achten; er bewahrte auch die bei den religiösen Festen gebrauchten heiligen Gegenstände auf.

Ausser diesen Gottheiten hatten die Peruaner noch Schutzgötter für ihre Felder, Herden u. s. w. Auf deren Bedeutung und Verehrung hier näher einzugehen, liegt jedoch, da sie im religiösen Leben der Inkaperuaner nur eine ganz untergeordnete Rolle spielten, zu weit ab von dem Zweck der vorliegenden kleinen Arbeit. Für mich handelte es sich lediglich darum, nachzuweisen, dass die Geschlechtsgenossenschaft das Fundament war, auf dem sich im alten Peru der ganze wirtschaftliche und religiöse Ueberbau erhob, und zweitens, dass die wirtschaft-

---

[1]) Verschiedene Verwandtschaftsbezeichnungen der Quichua-Sprache liefern hierfür einen unumstösslichen Beweis. Den Quichua-Sprachforschern, den alten wie den neuen, hat dies viel Kopfzerbrechen gemacht. Warum konnte der Vater sein Kind nicht ebenso nennen, wie die Mutter das ihrige?

[2]) Viele Geschlechter hatten auch weibliche Pacarinas. So berichtet beispielsweise Molina von den Inka-Ayllus, dass sie am Situa-Fest »die einbalsamierten toten Körper ihrer Herren und Damen« hervorbrachten, »jeder Körper wurde herbeigebracht von derjenigen Person der Linage, welche zu seiner Beaufsichtigung bestellt war.« Selbstverständlich waren nur in ganz seltenen Fällen die Pacarinas wirklich die ersten Urahnen der Geschlechter; denn die Einteilung nach Ayllus ist viel älter als die ganze Huaca-Mythologie und Pacarina-Verehrung. Vielfach waren es höchst wahrscheinlich die ersten Personen, unter deren Führung sich die Geschlechter in einer Gegend ansässig gemacht hatten.

[1]) Pacarisca, »das, was mit dem Erwachen zusammenhängt, in Verbindung steht«.

[2]) Pacarimusca, »geboren seiend«, d. h., da dieses Wort nur in Bezug auf die Ayllu gebraucht wurde, «wo die Ayllu geboren ist«.

[3]) Tampu ist ein Haus oder Ort, wo jemand rastet oder vorläufig Aufenthalt nimmt. Von den alten Spaniern wird dieses Wort häufig auch »Tambo« geschrieben.

Digitized by Google

lichen Institutionen nicht, wie gemeiniglich angenommen wird, ein durch die Inkas geschaffenes, ganz exceptionelles socialistisches System darstellen, sondern ihr Analogon haben in der wirtschaftlichen Verfassung unserer Altvorderen, der alten deutschen Markgenossen.

Das männliche Wochenbett.

Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs.

(Fortsetzung.)

Der Name männliches Wochenbett ist offenbar durch die typischen Fälle angeregt, wo der Mann im Bette liegt und von der Frau bedient wird, und sich stellt, als wenn er selbst geboren hätte, und er findet sich gewissermaassen schon in dem Ausdrucke ἀνθ' ἑαυτῶν »an ihrer Stelle«, den Strabon bei der Schilderung der Iberer (§ 1) gebraucht; aber gerade bei den typischen Fällen ist der Name verfehlt, denn hier ist das Lager des Mannes eine Uebung, die erst nach Beendigung des Wochenbettes beginnt; sobald die Frau den Mann bedienen kann, ist das Wochenbett vorbei. Jene Völker, bei denen die Frau durch die Geburt nur einige Stunden in Anspruch genommen wird, wissen doch nicht, dass die Arbeitsunterbrechung bei uns so viel länger dauert, und es kann ihnen gar nicht einfallen, verkehrte Welt zu spielen mit Dingen, die sie gar nicht kennen.

Der Name männliches Wochenbett passt dagegen einigermaassen bei denjenigen Völkern, bei denen die Frauen ein Wochenbett abhalten, und die Männer ihnen dabei Gesellschaft leisten. Denn hier ist ein Wochenbett vorhanden, und ein Mann ist dabei beteiligt, aber hier wäre ein Name wie »Elternwochenbett« immer noch besser gewählt.

Starcke definiert: »Die Sitte, nach der der Vater das Wochenbett statt der Mutter hält [1]),« und vorsichtiger sagt Henne am Rhyn, »der Gebrauch, dass der Vater eine Art von Wochenbett abhält [2])«. Beide Definitionen sind nichts als eine Umschreibung des Namens und weder für die Gesamtheit der Erscheinungen noch für eine Teilgruppe zu verwerten.

Unter Verwendung eines medizinischen Kunstausdruckes definiert Ploss: »Jener Gebrauch, wo der Ehemann die diätetischen Pflichten und Lasten seines Weibes übernimmt [3]).«

Auch diese Definition führt uns nicht weiter, und sie hat den Fehler, dass sie vieldeutig ist. Der Ausdruck »die« diätetischen Pflichten könnte solche Pflichten bezeichnen, welche den Gebärenden bei allen Völkern gemeinsam obliegen; solche gibt es aber nicht. Schon bei uns muss die verwöhnte Dame der vornehmen Stände anders behandelt werden, als eine Frau oder ein Mädchen aus dem Arbeiterstande, und noch viel grösser sind die internationalen Verschiedenheiten.

»Die« diätetischen Pflichten können ferner die sein, welche für die verschiedenen Völker selbst gültig sind, entweder nach ihrer eigenen Auffassung oder nach der Auffassung unserer akademisch gebildeten Aerzte. Die Anschauungen der Völker selbst kann Ploss auch nicht gemeint haben, denn gerade daraus, dass der Mann die Uebungen vollzieht, folgt, dass dieselben für Pflichten des Mannes und nicht des Weibes gehalten werden; und wenn unsere Aerzte von jenen Völkern um Rat gefragt würden, so würden sie die herrschenden Uebungen in weitaus den meisten Fällen weder dem Manne noch der Frau vorschreiben.

Es kann sich also nur um die diätetischen Pflichten und Lasten handeln, welche nach Ansicht unserer Aerzte unseren Frauen obliegen. Dann besagt die Plossche Definition aber nichts weiter als »was bei uns die Frau thut, thut dort der Mann«. Und auch in diesem Sinne trifft die Definition nur bei den allerwenigsten Fällen, nämlich nur bei den typischen Fällen, und auch hier nur scheinbar, zu. Die Definition besagt also auch nichts weiter als die Starckesche.

Dasselbe was von diesen beiden Definitionen gesagt ist, lässt sich auch gegen die meisten anderen vorbringen. Bachofen sagt: »Die Nachahmung der Geburtswehen von seiten der Männer« [1]), was wiederum nur auf die typische Form deutet.

Westermarck gibt nur eine Umschreibung: »Die alte Gewohnheit, nach der der Vater sich bei der Geburt eines Kindes einige Zeit lang zurückzieht, als wenn er krank wäre, und Fasten und gewisse Arten der Nahrung vermeiden muss [2]).«

Hier ist die typische Form mit einer anderen sehr häufigen Form verquickt, trotzdem erfasst die Definition aber nicht alle vorkommenden Formen.

Gegen diese Definitionen und gegen die Bezeichnung »Männerkindbett« wenden sich daher auch mit Recht Lippert, Hellwald und Dargun [3]).

Eine reine Umschreibung der typischen Form ist endlich die Definition in Meyers Konversationslexikon, welche nach dem Verzeichnis der Mitarbeiter von Andree herzurühren scheint: die Sitte, »dass sich nach der Geburt des Kindes der Vater wochenlang ins Bett legt und ganz wie eine Wöchnerin behandeln lässt, während diese selbst bald aufstehen und die häuslichen Geschäfte besorgen muss« [4]).

---

[1]) Starcke, PF. S. 54.

[2]) Henne am Rhyn, Die Kultur. Danzig, Leipzig, Wien 1890, 2, S. 22.

[3]) Ploss, KBS. 1, S. 155.

[1]) Bachofen, Die Sage von Tanaquil, Heidelberg 1870, S. 53, Note 19.

[2]) Westermarck, HM. 1, S. 131.

[3]) Lippert, Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken, Leipzig und Prag 1886, 2, S. 67. — Hellwald, MF. S. 362. — Dargun, MR. S. 18.

[4]) Meyers Konversations-Lexikon, 4. Aufl., 4, S. 318.

Digitized by Google

§ 16.
Die Erklärungsversuche.

Wenn sich nun keine Definition findet, welche die typischen und die variierten Formen umfasst, so fragt es sich, ob es wenigstens für alle die mannigfachen Erscheinungen eine gemeinsame Erklärung gibt, und endlich ob denn wenigstens die typischen Fälle etwas Gemeinsames haben, um eine Definition und eine Erklärung zu finden, und ob sie ernst genug sind, um in der Wissenschaft berücksichtigt zu werden.

Die Erklärungsversuche zerfallen in solche, welche nur bei einem Volke die vorgefundenen Erscheinungen auf eine Ursache zurückführen wollen, und solche, welche universal gehalten sind und auf die Gesamtheit der herangezogenen und von anderen heranzuziehenden Erscheinungen nach Ansicht ihrer Verfasser passen sollen.

Zu der ersten Gruppe gehört Cordiers Erklärung betreffend die Basken (§ 1), sowie die von Appun betreffend die Arawaken (§ 3), und bei beiden hat sich gezeigt, dass sie wahrscheinlich im wesentlichen zutreffen; etwas anderes ist es mit den Universalerklärungen. Hier wird sich vielfach zeigen, dass der Verfasser ein einziges bestimmtes Volk im Auge gehabt hat, und dass seine Theorie auf dieses gerade noch passt, während sie bei den meisten anderen den Thatsachen widerspricht.

Die Schriftsteller, welche im folgenden berücksichtigt werden sollen, sind

Bastian (§ 21),
Girand-Teulon (§ 19),
Hellwald (§§ 19, 20),
Kohler (§ 17),
Lafiteau (§ 20),
Liebrecht (§ 17),
Lippert (§ 20),
Lubbock (§ 19),
Max Müller (§ 18),
Post (§ 19),
Southey (§ 17),
Starcke (§ 17),
Tylor (§ 17),
Westermarck (§ 17),
Żmigrodzki (§ 21).

Die Reihenfolge geschieht nach der Verwandtschaft der Ansichten.

§ 17.
Kohler, Liebrecht, Southey, Tylor, Starcke, Westermarck.

Kohler sieht in den Uebungen den Ausdruck der Idee des Zusammenhanges zwischen väterlichem und kindlichem Organismus; die Erkenntnis, dass der Vater der Erzeuger des Kindes sei, und als solcher an dem Kinde vollständig teilhabe, werde bei einer Reihe von Völkern durch eine Institution bezeichnet, welche geradezu handgreiflich den Zusammenhang zwischen Vater und Kind bezeichnen solle, indem nunmehr der Vater eine Wartung und Pflege geniesse, welche den Bedürfniszuständen des kindlichen Organismus entspreche [1]).

Liebrecht spricht von einer allgemeinen Anschauung der Naturvölker, zufolge welcher das Kind noch direkter vom Vater als von der Mutter abhänge [2]).

Southey denkt an den Glauben an eine leibliche Verbindung von Vater und Kind [3]).

Tylor und Starcke glauben an dieselbe Verbindung, bezeichnen sie aber nicht als eine leibliche, sondern als eine geheimnisvoll mystische [4]); dieser Ansicht schliesst sich auch Westermarck an [5]).

Diese Deutungen werden zwar von Hellwald als gewaltsam und schwer zu erhärten bezeichnet [6]), ich glaube aber doch, dass eine Reihe von Erscheinungen auf den Glauben zurückgeführt werden muss, dass Vorgänge in dem Körper des Vaters auf das körperliche Befinden des Kindes zurückwirken; und es ist Sache des Ausdruckes, ob man diesen Zusammenhang als körperlichen, geistigen oder mystischen bezeichnen will. Ich persönlich halte das Wort telepathisch für den besten Ausdruck [7]). Der Glaube an solche telepathischen Wirkungen kommt öfters vor, einzelne Beispiele werden von Lafiteau berichtet [8]), und ein interessantes weiteres Beispiel geben uns die Malegaschen. Bei ihnen verlangen die Ehemänner, wenn sie in die Schlacht ziehen, von ihren Frauen, dass sie sich gut pflegen, um die Männer zu stärken, und dass sie keine Untreue begehen, damit die Männer nicht verwundet werden [9]).

Ein telepathischer Zusammenhang zwischen Vater und Kind muss bei den Arawaken (§ 3), Kariben und Bakaïrí, Macusi (§ 4), Guaraní (§ 5), Paraguay-Indianern, Abiponen (§ 6), Südkalifornien (§ 10), Itälmenen, Eskimo (§ 11), Niassern, Dajaken (§ 12), ba-Suto, Massauesen (§ 13), angenommen werden, und kann es um so mehr, als Lubbock nachgewiesen hat, dass der Glaube, der Mensch erhalte die Eigenschaften der von ihm verzehrten Tiere, der Mensch sei was er esse, ein über die ganze Welt verbreiteter Glaube ist [10]).

Gegen Kohler ist indessen noch folgendes zu bemerken: Dieser telepathische Zusammenhang ist nicht der zwischen Erzeuger und Erzeugten, da die besprochenen Uebungen anscheinend niemals den

---

[1]) Kohler in ZVR. 3, S. 394. — Kohler in KVJ. 4, S. 183.
[2]) Ploss, KBS. 1, S. 155. — Hellwald, MF. S. 362.
[3]) Hellwald, MF. S. 362.
[4]) Starcke, PF. S. 56. — Vgl. auch Hellwald, MF. S. 362.
[5]) Westermarck, HM. 1, S. 131.
[6]) Hellwald, MF. S. 362.
[7]) Lafiteau, MSA. 1, S. 592. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 56.
[8]) Bastian, VÖA. 5, S. 371, Note *.
[9]) Flammarion in der Deutschen Revue, Januar 1890, S. 52. — Büchner, ebenda, Mai 1890. S. 193.
[10]) Lubbock, EC. S. 15—17.

Digitized by Google

unehelichen Erzeugern obliegen, und da ein solcher Zusammenhang auch von solchen Völkern angenommen wird, bei denen der Hausvater nicht mit dem Erzeuger identisch zu sein braucht. Denn bei den nachstehenden Völkern: Kariben (§ 4), Guaraní (§ 5), Peruanern (§ 7), Jívaro, Coroados, Coropós, Purí, Culinos (§ 8), Schoschoni (§ 10), Itälmenen, Eskimo (§ 11), Dajaken (§ 12), ba-Suto, Massauesen (§ 13), haben auch andere Männer Zulass zu der Ehefrau, so dass hier die Beziehung zwischen Vater und Kind nicht durch die Thatsache der wirklichen oder vermeintlichen Zeugung begründet wird.

Bei den ba-Suto vollends ist es nicht einmal der Hausvater, sondern lediglich der Ehemann der Mutter, welchem die dort beschriebenen Uebungen obliegen.

Wenn wir nun aber auch einen Teil der bestehenden Uebungen auf telepathischen Zusammenhang zwischen Vater und Kind zurückführen, so fragt sich weiter, woher denn dieser Zusammenhang kommt.

Die Appunsche Vermutung ist bereits oben (§ 3) mitgeteilt, und die dagegen zu erhebenden Bedenken bereits angedeutet. Ein Aberglaube, welcher ein ganzes Volk beherrscht, kann nicht durch den Willen eines Teiles des Volkes, der Weiber, ohne weiteres erzeugt werden; wohl aber kann er vermittelst verschiedener Zwischenstufen daraus hervorgehen, und auf den Weg führt uns die von Max Müller ausgesprochene Vermutung.

§ 18.
Max Müller.

Max Müller meint, in den Völkern habe ursprünglich die Idee gelegen, dass durch Lärm, Unruhe und heftiges Wesen des Mannes zur Zeit der Entbindung das Kind leicht zu Schaden kommen könne; dies sei der erste Anstoss zu den Gebräuchen gewesen, die sich allmählich aus dieser Anschauung entwickelt haben. Der arme Ehemann sei anfangs von seinen weiblichen Verwandten tyrannisiert und hernach aus Furcht abergläubisch geworden; er habe angefangen, sich zum Märtyrer zu machen, bis er endlich erkrankt sei, oder sich, um sich zu schützen, ins Bett gelegt habe; die Uebung möge auf den ersten Blick seltsam erscheinen, aber sie enthalte doch etwas, mit dem die meisten Schwiegermütter sympathisieren könnten [1]).

Die Erklärung scheint mehr die — auf beiden Seiten — empfindlichen Nerven unserer Kulturvölker, als die einfacheren Verhältnisse von roher gearteten Völkern vorauszusetzen; von uns sagt Mauthner mit Recht: »Während die Frau in ihren Schmerzen daliegt, pflegt der Gatte gewöhnlich eine ziemlich trübselige überflüssige Rolle zu spielen [2]).«

[1]) Lubbock, EC. S. 14. — Ploss, KBS. 1, S. 157.
[2]) Gegenwart 1877, S. 205.

Und gewiss wird bei uns mancher Ehemann durch Tadel, Ermahnungen und Vorwürfe der Schwiegermutter und der klugen Frau, wenn auch nicht ins Bett, so doch ins Wirtshaus getrieben.

Ob man Gleiches bei starknervigen Naturvölkern annehmen kann, erscheint zweifelhaft, doch möchte man wenigstens für die Arawaken (§ 3) und Abiponen (§ 6) auf diese Auffassung zurückgreifen, weniger für die Kariben (§ 4), auf die Müller sich selbst bezieht.

Starcke nennt die Müllersche Auffassung »sonderbar genug« [1]), aber er denkt nicht an eine Tyrannisierung durch die Schwiegermutter, sondern an Neckereien durch Freunde und Freundinnen; dann würde die Sache freilich anders aussehen.

§ 19.
Lubbock, Girand-Teulon, Post, Hellwald (I).

Lubbock nimmt das männliche Wochenbett im eigentlichen Sinne des Wortes; er glaubt, beim Uebergange vom Matriarchat zum Patriarchat habe der Vater die Mutter in allen Stücken vertreten wollen und habe daher an ihrer Stelle auch das Wochenbett durchgemacht [2]).

Auch Girand-Teulon und Post sehen in den Uebungen eine symbolische Form, durch welche der Mann als zweite Mutter erscheine, und das Recht auf die Kinder erwerbe, welche ursprünglich der mütterlichen Familie gehörten [3]).

Dieselbe Ansicht teilt auch der Mitarbeiter im Meyerschen Konversationslexikon [4]).

Und auch Hellwald hat sich früher demselben Glauben angeschlossen; beim Uebergange vom Matriarchat zum Patriarchat sei durch das männliche Wochenbett das Problem, den Vater selbst als den Gebärer seiner Kinder sich vorzustellen, gelöst worden; den unmöglich zu realisierenden Geburtsakt habe man durch eine Nachahmung der Natur ersetzt [5]).

Hiergegen hat Starcke eingewandt, die Arawaken und Macusi seien matriarchal und haben dennoch diese Sitte [6]). Dieser Einwand ist insofern nicht glücklich gefasst, als die Macusi (§ 4) zweifellos patriarchal und die Arawaken (§ 3) nicht zweifellos matriarchal sind.

(Schluss folgt.)

[1]) Starcke, PF. S. 56.
[2]) Lubbock, EC. S. 14. — Vgl. auch Starcke, PF. S. 55.
[3]) Post, AStR. S. 18.
[4]) Meyers Konversations-Lexikon, 4. Aufl. 4, S. 318.
[5]) Hellwald im »Ausland« 1871, S. 1212a.
[6]) Starcke, PF. S. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 45. **Stuttgart, 10. November 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Internationaler Amerikanistenkongress. (Schluss.) S. 881. — 2. Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas. Von H. Schurtz. (Fortsetzung.) S. 888. — 3. Die Quekchí-Indianer. Von Dr. Karl Sapper-Coban. (Schluss.) S. 892. — 4. Das männliche Wochenbett. Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs. (Schluss.) S. 895. — 5. Die physische Beschaffenheit der peruanischen Provinz Carabaya. Von Chr. Nusser-Asport. S. 898.

Internationaler Amerikanistenkongress.

Achte Sitzung. Paris.

(Schluss.)

II.

Für den Vormittag des dritten Kongresstages war wiederum die Besichtigung eines Museums angesetzt, und zwar der anthropologischen Sammlungen des Musée d'Histoire naturelle. Der Reichtum der Sammlung ist bekannt. Herr Hamy übernahm auch hier die Führung. Er machte zunächst auf den auch in Sammelwerken und populären Büchern viel reproducierten sog. fossilen Menschen von Guadeloupe aufmerksam, der sich schliesslich als ein Karibenskelett verhältnismässig jungen Datums erwies, in eine Breccie eingeschlossen, welche man gewissermaassen täglich und vor den Augen sich bilden sehen kann. Von amerikanischen Schädeln besitzt das Museum eine Anzahl charakteristischer Typen der künstlich deformierten Schädel der Indianer der Nordwestküste. Drei Formen künstlicher Deformation sind wohl unterscheidbar, die ebenso vielen sprachlich verschiedenen Stämmen jener Gegenden entsprechen. Die Prairie-Indianer sind durch eine erkleckliche Anzahl von Schädeln und wohlgelungenen Gipsmasken vertreten, die nach einem neuen Verfahren angefertigt sind, das auch alle Details der Haarbildung genau hervortreten lässt. Auch aus verschiedenen Gegenden der Republik Mexiko sind Schädel vorhanden. In der Hauptstadt selbst, in Tlaltelolco, sind aus tiefen Schichten lauter Kurzköpfe zum Vorschein gekommen, aus höheren Schichten lauter Langköpfe. Die letzteren will man als die eigentlich aztekischen ansehen und schliesst also aus dem Befunde, dass vor den Azteken eine Urrasse an der Stelle angesiedelt gewesen sei. Dem Referenten sind indes doch gelinde Zweifel aufgestiegen, ob die besagten Langköpfe nicht vielmehr von erschlagenen Spaniern herrühren. Sonderbar ist ein Schädel aus Chalco, der Bobanschen Sammlung angehörig, der eine Deformation, abgeplatteten Hinterkopf, zeigt, ganz ähnlich Schädeln aus Sinaloa und anderen Staaten der nordwestlichen pacifischen Küste. Recht ansehnlich ist die Zahl peruanischer Schädel. Von den jetzt schon längst vernichteten wilden Charrúas der La Plata-Gegenden sind ein paar Gipsbüsten vorhanden, die im vorigen Jahrhundert hier in Paris nach dem Leben modelliert wurden. Der Stamm zeichnete sich bekanntlich durch auffällig dunkle Hautfärbung aus. Der Anstrich der Büsten scheint aber doch etwas zu dunkel geraten.

Die Nachmittagssitzung eröffnete Dr. Hamy mit der Verlesung des Telegramms, in welchem sich Dr. Karl von den Steinen wegen seines Nichtkommens entschuldigt. Die wahrhaft ethnologische Fassung desselben erregte allgemeine Freude, und die Gründe wurden ehrfurchtsvoll gewürdigt. Den Vorsitz hatte diesmal Professor Guido Cora aus Turin, und neben ihm nahm der Protektor des Kongresses, Dom Pedro, der frühere Kaiser von Brasilien, Platz.

Herr Hamy legte zunächst eine von Frau Celia Nuttall aus Dresden eingesandte Abhandlung vor, welche sich mit dem bekannten von Hochstetter in der Ambraser Sammlung aufgefundenen altmexikanischen Federschmuck des Wiener Hofmuseums beschäftigt. Frau Nuttall hatte seiner Zeit in einer in den Veröffentlichungen des Dresdener Museums abgedruckten Arbeit den Nachweis zu führen versucht, dass dieser Schmuck nicht, wie Hochstetter annahm, als eine Art Banner, eine Devise, wie solche die mexikanischen Häuptlinge auf den Rücken geschnallt trugen, sondern als ein Kopfschmuck anzusehen sei. Dr. Seler war diesen Ausführungen entgegengetreten, da ihm die von Frau Nuttall angeführten Gründe, insbesondere der Vergleich mit der Hieroglyphe des Namens Apanecatl, gerade das Gegenteil zu beweisen, die Richtigkeit

Digitized by Google

der Hochstetterschen Auffassung zu bestätigen schienen. In der dem Kongress eingereichten Arbeit sucht Frau Nuttall nun neue Gründe für ihre Ansicht beizubringen. Sie hat eine photographische Kopie eines Blattes aus einer in der Biblioteca nazionale zu Florenz aufbewahrten altmexikanischen Handschrift eingesandt, auf dem man den Gott Uitzilopochtli mit einem Federkopfschmuck abgebildet sieht, der, ähnlich dem Wiener Schmuck, einen besonders abgesetzten und höheren centralen Teil aufweist. Und sie hat in Pappe ein Modell des Wiener Schmuckes hergestellt, mit denselben Versteifungen auf der Rückseite, wie sie der Wiener Schmuck zeigt, zum Beweise, dass der Schmuck als Krone auf dem Kopf getragen werden konnte.

Die Reihe der eigentlichen Vorträge eröffnete Baron de Baye, der einige Pfeilspitzen aus einem Mound in der Nähe der Missouri-Mündung vorlegte.

Dr. Hamy reichte eine Anzahl Abbildungen herum, Handzeichnungen des französischen Reisenden Fournereaux, welche die Wohnstätten und allerhand Hausgerät der Indianerstämme des französischen Guaiana zur Anschauung bringen, darunter viele schön geschnitzte Stücke, Stühle u. a. m.

Danach legte Dr. Ehrenreich eine grosse Zahl von Photographien vor, Typen der verschiedenen Indianerstämme, die er als Begleiter Dr. von den Steinens auf der zweiten Xingú-Expedition und auf seiner im Anschluss daran unternommenen Fahrt den Araguay abwärts aufgenommen hatte. Er erläuterte dieselben durch einige Worte und hob namentlich hervor, dass die mongoloïden Eigentümlichkeiten, welche verschiedene Reisende bei den Botokuden und bei den Stämmen des Innern hätten wahrnehmen wollen, in Wirklichkeit nicht beständen. Die Sammlung erregte durch ihre Vollständigkeit und durch die Neuheit der Typen, die sie vorführte, ziemliches Aufsehen.

Es folgt Dr. Deniker, zur Zeit Bibliothekar am Musée d'Histoire naturelle zu Paris, mit einem Bericht über die Resultate der Mission scientifique du Cap Horn, bei der Dr. Hyades und der Vortragende beteiligt gewesen sind, und die mehrere Jahre auf dem Feuerland thätig war. Die Teilnehmer sind mit besonderer Gründlichkeit vorgegangen. Sie haben die Angehörigen der drei Stämme, die auf Feuerland leben, in Bezug auf ihre physischen Eigentümlichkeiten und ihre ethnographischen Besonderheiten untersucht. Es sind Photographien von den Lebenden, in verschiedenen ihnen eigentümlichen Stellungen, aufgenommen worden. Und dieselben Individuen sind nach dem Tode präpariert und die Skelette, Muskeln und die verschiedenen Organe in das Pariser Museum gesandt worden. Ebenso sind z. B. die Hütten an Ort und Stelle mit ihren Insassen photographiert, und die ersteren dann auseinandergenommen und in Paris wieder aufgebaut worden. Ebenso wurden ansehnliche Sammlungen von Gebrauchsgegenständen zusammengebracht und die Art und Weise des Gebrauchs, soviel als möglich, durch photographische Aufnahme nach dem Leben festgestellt. Auch der Linguistik hat man gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Die betreffende Publikation, die in wenigen Monaten zu erscheinen bestimmt ist, ist vorzüglich ausgestattet, namentlich die Photographien in ausgezeichneter Weise durch Heliogravüre wiedergegeben. Es wäre zu wünschen, dass für weitere Stämme in ähnlicher Weise erschöpfendes Material zusammengebracht würde.

Im Anschluss an den Vortrag des Dr. Deniker berichtete Gabriel Marcel über bisher wenig bekannte Reisen von Franzosen nach dem Feuerlande, von denen Berichte in der Bibliothèque nationale aufbewahrt sind. Es ist der Bericht eines Herrn de Beauchesne, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit einer Expedition nach der Südsee betraut wurde; ferner der Reisebericht der beiden Ingenieure de Sabat und du Plessis, die ungefähr zu derselben Zeit ausgeschickt wurden, um in der Magelhaensstrasse und an der Westküste Südamerikas hydrographische Aufnahmen zu machen; vor allem aber der handschriftliche Bericht eines Flibustiers Jouan de la Guilbaudière, der im Jahre 1695 in der Magelhaensstrasse scheiterte und elf Monate unter den Wilden des Feuerlandes zuzubringen gezwungen war. Jouan gibt eine Menge merkwürdiger Nachrichten über diese »misérables Magellanistes« und hat unter anderem auch ein Vokabular von mehr als 300 Worten gesammelt, das um so interessanter ist, als die ältesten Wortsammlungen des Feuerlandes, die wir besitzen, erst aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammen.

Herr de la Rada y Delgado nimmt darauf das Wort, um über die beiden Mayahandschriften des Madrider Museums zu berichten, den Codex Tro und den Codex Cortez. Die erstere Handschrift ist von Brasseur de Bourbourg herausgegeben worden. Die letztere wurde erst nachträglich aufgefunden, und Leon de Rosny hat von ihr eine Ausgabe in Lichtdruck veranstaltet. Beide Handschriften sind aber nur die beiden Hälften einer und derselben Originalhandschrift. Die Lesung beginnt mit dem Codex Cortez. Auf die erste Hälfte der Blätter desselben folgt die eine Hälfte der Blätter des Codex Tro, in der umgekehrten Reihenfolge der Brasseur de Bourbourgschen Zählung; danach auf der Rückseite des Papierstreifens die von Brasseur de Bourbourg mit einem Stern ausgezeichneten Blätter, und an diese schliesst sich ein Blatt, welches Brasseur de Bourbourg unbezeichnet liess. Gerade dieses hat seine unmittelbare Fortsetzung in dem (bei dieser Art des Aneinanderstossens) nunmehr folgenden Blatte der Rückseite des Codex Cortez. Dr. Seler bestätigt die Angaben des Vortragenden und bemerkt, dass gerade die beiden letzterwähnten Blätter in klarster Weise die Zusammengehörigkeit der beiden Handschriften beweisen, indem auf dem Blatte des Codex Tro eine Reihe von 13 Tageszeichen mit ihren Ziffern beginnt, die sich auf dem Codex Cortez unmittelbar fortsetzt.

Digitized by Google

Im Anschluss hieran hebt Herr Raynaud, Bibliothekar der Société Américaine de France, hervor, dass auch die Maya, die später, wie allgemein bezeugt ist, die Tageszeichen-Zählung mit Kan, d. h. dem vierten Tageszeichen der mexikanischen Zählung begannen, ursprünglich die Zählung mit imix, dem ersten Tageszeichen der mexikanischen, chiapanekischen und guatemaltekischen Zählung, begannen. Er will danach zwei Kulturepochen unterscheiden, eine ursprünglichere, allgemein mexikanische, und eine spätere, höhere, im engsten Sinne yukatekische Kultur.

Danach berichtet Herr Villanova y Piera, der Madrider Geologieprofessor, über ein von Herrn Carles im Gebiet des La Plata-Stromes in tiefen Schichten aufgefundenes Skelett. Besonders merkwürdig erscheint ihm die starke Abnutzung der Zähne, die auf vorwiegende Körnernahrung hinweist.

Den Schluss macht Herr Borsari aus Neapel, der die Statuten der neugegründeten italienischen amerikanischen Gesellschaft vorlegt und um Mitwirkung der Kongressmitglieder, namentlich zum Zwecke der Herstellung eines möglichst vollständigen Litteraturnachweises bittet.

Die Verhandlungen des vierten Kongresstages waren der Linguistik gewidmet. Den Anfang macht Herr Raoul de la Grasserie, gleich Herrn Lucien Adam, Jurist, und an demselben Gerichtshof, in Rennes, thätig. Derselbe macht Mitteilungen über die Baniva-Sprache, die zu der grossen Familie der Maypure-Sprachen gehört. Er macht besonders aufmerksam auf das Präfix no (na, nu), das man in den Wortverzeichnissen in der Regel vor Körperteilen präfigiert finde, und das ohne Zweifel ein Präfix der ersten Person sei, in dieser Weise auch bei Verben gebraucht. Herr de Santa-Ana Néry aus Rio de Janeiro wirft dem Vortragenden vor, dass er sich an veraltetes Material gehalten habe. Die Baniva-Sprache sei eine der verbreitetsten in dem Gebiet des Amazonas-Stromes, auf allen Amazonas-Dampfern könne man dieselbe hören, und der Vortragende hätte vielmehr die Arbeiten der Brasilianer, eines Forinha, Netto u. a. zu Rate ziehen sollen. So sei das angeführte Präfix no (na, nu) nichts weniger als ein Pronomen der ersten Person, es sei einfach ein Artikel. In diesem Punkte erfuhr indes der Brasilianer, dessen selbstbewusstes Auftreten nicht gerade für das Gewicht seiner Gründe sprach, eine scharfe Zurückweisung von seiten des Herrn Lucien Adam. Derselbe erklärte, dass er in nahezu 50 Maypure-Sprachen, die er kenne, nicht die Spur eines Artikels vorgefunden habe, dass es ihm überhaupt zweifelhaft sei, ob es eine einzige amerikanische Sprache gebe, die einen wirklichen Artikel ausgebildet habe, und dass nu als Präfix der ersten Person so charakteristisch für diese Sprachen sei, dass Dr. von den Steinen dieselben geradezu als Nu-Sprachen bezeichne.

Herr Lucien Adam nimmt dann weiter das Wort, um auf eine Eigentümlichkeit der Sprache der Mosquito-Indianer aufmerksam zu machen, die bisher, wie es scheint, vollständig unbekannt geblieben sei. Dieselben infigieren nämlich, gleich den Dakota-, Hidatsa-, Tutelo-Sprachen, das Pronomen der ersten und zweiten Person: la-kra Bruder, la-i-kra mein Bruder, man-la-m-kra dein Bruder; lall Kopf, la-i-la mein Kopf, man-la-m-la dein Kopf; ta-sap-aia segnen, man-yang-ra ta-i-sap-ras kaka wenn du mich nicht segnest, yang-mai ta-m-sap-am ni ich werde dich segnen. Herr Jean Maisonneuve werde binnen kurzem eine Grammatik der Mosquito-Sprache publicieren, mit ansehnlichen Textbeilagen.

Es folgt Dr. Seler mit einer Mitteilung über die zapotekischen und mixtekischen Sprachen. Diese Sprachen suffigieren das bestimmende Element, und als bestimmendes Element gilt nicht bloss der Genetiv, das Adjektiv, das Pronomen gegenüber dem zugehörigen Substantiv, nicht bloss das Adverb gegenüber dem Verb, sondern auch das Subjekt gegenüber dem Prädikat. Man muss daraus schliessen, dass auch in diesen Sprachen das Nomen und das Verbum in dieselbe ursprüngliche Kategorie gehören. Eine besondere Eigentümlichkeit ist die Gleichartigkeit in der Form des Pronomens der zweiten Person und des Pronomens der ersten Person Pluralis. Der Vortragende erklärt dies daraus, dass beide Pronomina ursprünglich nur einen Richtungsunterschied oder Ortsunterschied, gegenüber dem Pronomen der ersten Person Singularis (dem Redenden) zum Ausdruck bringen. Der Unterschied in der Vokalisation zwischen dem Pronomen der ersten Person Singularis und dem der zweiten Person und der ersten Person Pluralis ist genau der gleiche, wie er in diesen Sprachen gebraucht wird, um einen Richtungsunterschied zu bezeichnen.

In dem weiteren Verlauf des Vormittags schlug die Diskussion Bahnen ein, die ziemlich weit von den Fragen abführten, die der Amerikanistenkongress zu verhandeln pflegt, und insbesondere von dem Thema, das für diese Vormittagssitzung auf das Programm gesetzt war. Ein Fräulein Rosa Lyon trat auf, um einen gebildeten Aufsatz über allerhand amerikanische Dinge, mit Nutzanwendung für die Frauenbewegung, vorzulesen. Und dabei nahm Herr de Santa-Ana Néry Gelegenheit, das Klima des Amazonasbeckens als ein sehr gesundes zu rühmen. Beweis dafür seien die vielen Franzosen oder vielmehr elsässischen Juden, die seit langer Zeit daselbst ansässig seien und Handel treiben. Dagegen erhob aber doch der alte Dr. Jourdanet Einspruch. Der Aufenthalt in den Tropen involviere die schwersten Schädigungen, insbesondere für diejenigen, die genötigt seien, den Tag über im Freien zu arbeiten. Danach trat Herr de Mestre y Amábile auf, ein Cubaner und ehemaliger Seeoffizier, der jetzt in Paris lebt und für die Ligue internationale de l'enseignement, als Generalsekretär der latino-amerikanischen Sektion dieser Liga, wirkt. Derselbe

Digitized by Google

wünscht, dass auf das Programm der Amerikanistenkongresse die Frage der Grenzregulierung zwischen den verschiedenen Staaten Südamerikas gesetzt werde. Er fand aber doch wenig Anklang mit dieser Forderung. Der Kongress, so wurde gesagt, könne sich nur mit den Grenzen der alten Staaten und Provinzen, der Verteilung der Indianerstämme u. s. w. beschäftigen. Und Herr Jimenez de la Espada, der seinerzeit Mitglied der Comision de límites entre Venezuela y Colombia gewesen ist — einer Kommission, die auf Antrag der betreffenden Staaten von seiten Spaniens gebildet worden war, um diese Frage, über welche sich die betreffenden Staaten selbst in dreissig Jahren nicht hatten einigen können, zur Entscheidung zu bringen — bemerkt, dass die alten Staats- und Provinzgrenzen überhaupt nicht haben festgestellt werden können, und dass die genannte Kommission drei Jahre gebraucht habe, um überhaupt nur zu einer einigermaassen billigen Entscheidung zu kommen.

In etwas programmmässigere Bahnen wurde die Diskussion durch den Generalsekretär, Herrn Désiré Pector, gelenkt, der über die geographischen Namen von Centralamerika spricht. Der Vortragende beabsichtigt ein geographisch-etymologisches Wörterbuch von Centralamerika zusammenzustellen. Dem Referenten will es indes doch scheinen, als ob die von dem Vortragenden befolgte Methode, die Namen nach den Suffixen zusammenzustellen, eine zu mechanische sei und zu Irrungen Anlass geben könnte.

Nach Schluss des Vortrages des Herrn Pector erbat sich Dr. Seler das Wort, um unter Bezugnahme auf das von dem Vorredner gebrauchte Wort Anauac (Anahuac) darauf hinzuweisen, dass die übliche Verwendung dieses Wortes für das Hochplateau von Mexiko, Plateau von Anahuac u. s. w. ganz unsinnig und falsch sei. Anauac heisst »am Wasser«, und das Wort wird von P. Sahagun, Tezozomoc, überhaupt von sämtlichen alten Autoren einzig im Sinne von »Küstenland« gebraucht, Anauac Ayotlan sei das pacifische Küstenland, Anauac Xicalanco das atlantische Küstenland. Einzig Motolinia gebraucht das Wort anders, aber nicht für das Plateau, sondern für ganz Neuspanien. Und auch das ist ein Irrtum, hervorgegangen vermutlich aus der Bedeutung der Phrase cem anauac, die im Sinne von »die ganze Welt« gebraucht wird. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Phrase ist aber eigentlich »das Ganze inbegriffen das Küstenland«, »das ganze Land bis zum Meer«. Ebenso wie cem acolli nicht »die ganze Schulter« heisst (acolli »Schulter«), sondern »das Ganze inbegriffen die Schulter«, »das Ganze bis zur Schulter«, d. h. der ganze Arm.

Die Nachmittagssitzung wurde unter dem Vorsitz des Herrn de la Rada y Delgado eröffnet, und an dem Vorstandstisch nahm auch diesmal wieder Dom Pedro, der frühere Kaiser von Brasilien, Platz.

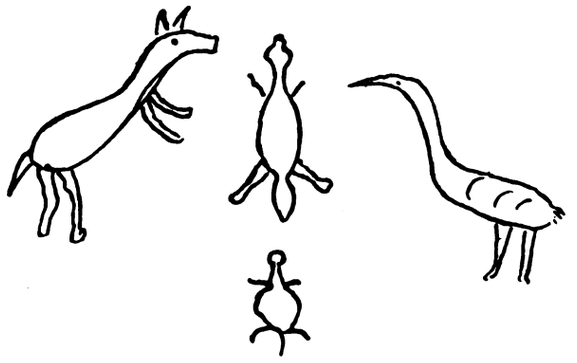
Den ersten Vortrag hält Herr Alphonse Pinart. Derselbe legt zunächst zwei autographierte Abhandlungen vor über Altertümer und Felsinschriften der grossen und kleinen Antillen und über die Felsinschriften der kleinen Insel Aruba bei Curaçao. Die ersteren will der Vortragende insgesamt der vorkaribischen Bevölkerung, der Hayti-Rasse, zuschreiben. Die Inschriften von Aruba unterscheiden sich sehr bestimmt von denen der Antillen, indem jene in den Fels gehauen, diese in Farben ausgeführt sind. Darnach gibt Herr Pinart einige Daten zur Ergänzung seiner in der Rev. d'ethnogr. veröffentlichten Arbeit über die Bevölkerung des Isthmus von Panamá. Er unterscheidet zunächst in Costa Rica die Guetares, die in geregelten politischen Verhältnissen lebenden, civilisierten Savannenbewohner, von den schweifenden Stämmen der Urwälder des Ostens, den Talamanca-Guatusos. Die ersteren hält der Vortragende für ethnisch identisch mit den Changuinas, den Anwohnern der Lagune von Chiriquí. Bei diesen, wie bei jenen finde man dieselben Huacas, Felsinschriften u. s. w. Ein zweites bedeutsames Volkselement auf dem Isthmus seien die Mexikaner. Der Vortragende glaubt die Spuren der mexikanischen Kolonien bis an den Rio Chagre und die unmittelbare Nachbarschaft der Strecke, wo jetzt der Kanal gegraben wird, ja bis auf die eine der Islas de Perlas, verfolgen zu können. Den Hauptstock aber der Bevölkerung des Isthmus bilden neben den Guaymí-Changuinas die Cuna, die zu beiden Seiten des Isthmus, am Rio Chagre bis an den Golf von Uraba und den Rio Atrato aufwärts wohnen, eine in der Kultur ziemlich vorgeschrittene, starke, tapfere Nation, in beständigem Kampf lebend mit den Choco-Indianern, die ihrerseits wieder schon unter dem Einfluss der Hochlandstämme standen. Die Cuna hält der Vortragende für ethnisch verwandt der Bevölkerung des östlichen Costa Rica. Als besonders charakteristisch für die gesamten auf dem Isthmus längs des Antillenmeeres verbreiteten Stämme hebt der Vortragende den Gebrauch des Blasrohrs hervor, daher diese Stämme auch als botoqueros, chonteros (von chonta »das Blasrohr« — eigentlich wohl die Palme? Anm. d. Ref.) bezeichnet würden. Von diesem Worte wäre auch der Name Chontal abgeleitet, der für die Waldstämme Nicaraguas angegeben würde.

Den Ausführungen des Vortragenden gegenüber bestreitet Herr Manuel de Peralta, dass die Guetares Savannenbewohner gewesen seien. Es seien Bergindianer gewesen. Juan Vasquez de Coronado (1529) gebe deutlich an, dass die Guetares hinter der Sierra de Herredura, d. h. am Golf von Nicoya wohnten. Ebenso sagt Benzoni (1544), dass die Guetares von S. Francisco bis Teotique (Tayotic), also etwa zwischen dem 8. und 9. Breitengrad gewohnt haben. Die Guetares hätten nichts zu thun mit den Changuinas. Juan Vasquez de Coronado hätte andere Dolmetscher gebraucht, um mit den Changuinas zu verkehren. Es seien also verschiedenartige Völker gewesen. Die Verwechslung mit diesen sei nur dadurch entstanden, dass Juan Vasquez den Namen Valle de Guaymí in

Digitized by Google

etwas unbestimmter und ausgedehnter Weise gebrauche.

Herr Girard de Rialle hält darauf einen sehr interessanten Vortrag über drei im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen aufbewahrte Verträge aus dem Jahre 1666 (25. Mai, 12. Juli, 13. Dezember), abgeschlossen zwischen dem Gouverneur von Kanada und den Abgesandten von vier der fünf verbündeten Nationen der Irokesen, den Onondaga, Oneida, Cayuga und Seneca. Diese Verträge sind deshalb besonders interessant, weil auf ihnen die indianischen Abgesandten mit ihrem Totem, ihrem Familienwappen, unterzeichnet haben. Herr de Rialle zeigte photographische Kopien der Schlussblätter dieser Verträge vor. Ich glaube den Lesern des »Auslands«



einen Gefallen zu erweisen, wenn ich den Schluss des einen hier wiedergebe, mit der Unterschrift der Indianer, die ich nach der Photographie durchgezeichnet habe . . . en aura esté faite en langue Iroquoise et que dans quatre lunes la ratification en sera apportée de la part des quatre Nations supérieures par le retour des mesmes ambassadeurs qui ne pouuant signer se sont volontairement obligez de mettre la marque distinctiue de leurs famillez, l'Ource, Le Loup, L'Héron, et la Tortüe en presence de françois Le Mercier Religieux, Prestre et supérieur de la Compagnie de Jesus de Quebec, de Joseph Marie Chaumonnot aux Prestres et Religieux de la mesme Compagnie et de Charles le Moyne habitant de Mont Real et touce interprétes des langues Iroquoises et Huronnes lesquels ont signé comme tesmoince faict à Quebec le 13° Decembre 1666. Auf den beiden anderen Dokumenten sind im Text die Totemtiere nicht genannt, sondern nur die Unterschrift der Abgesandten ist da. Z. B. auf dem Vertrag vom 25. Mai 1666 ist deutlich gezeichnet eine Schildkröte, ein Bär und ein Reiher zu sehen, danach ein Vogel, der vielleicht einen Falken vorstellen könnte, und dann noch ein Vogel, der etwas zoologisch schwierig bestimmbar ist, vielleicht eine Schnepfe.

Es folgt Herr Delisle, Präparator am Musée d'Histoire naturelle, der über die künstliche Deformation der Tschinuk-Schädel spricht. Die Verschiebung der Dimensionen ist meist eine sehr beträchtliche. Der Längsdurchmesser des Schädels ist mitunter zweieinhalbmal so lang als der Querdurchmesser. Die Verschiebung der Knochen spricht sich insbesondere in der Ablenkung und dem unregelmässigen Verlauf der Nähte aus. Auch an der Basis des Schädels sind beträchtliche Veränderungen wahrnehmbar. Und regelmässig ist ein Fehler in der Symmetrie eine Folge der Deformation. Auch das Knochengewebe selbst erleidet Veränderungen, das Osteoïd wuchert stark, regelmässig sind mehr oder minder starke Verdickungen der Schädeldecke vorhanden. Catlin glaubte, dass schon in acht Wochen diese Veränderungen definitiv werden könnten. Doch ist unzweifelhaft ein viel längerer Zeitraum dazu notwendig.

Herr Marcel Daly zeigt darauf zwei grosse in Aquarellfarben ausgeführte Pläne der Ruinenstätten von Copan in Honduras und Utatlan, der alten Königsstadt der Quiché, vor, die vor Jahren von seinem Vater an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, und knüpft daran Bemerkungen über die centralamerikanische Architektur. Als besondere Eigentümlichkeiten hebt er hervor das Vorhandensein von Mauern im Innern der Tempelpyramiden und die durchgängige Bemalung der Baulichkeiten. Bemerkenswert erscheint ihm, dass sich immer neben den Tempelpyramiden (Adoratorios) lange Häuser mit Pfeilerreihen finden. Dr. Seler zeigt verschiedenen aztekischen Handschriften entnommene Pläne des grossen Tempels von Mexico vor, auf denen man ebenfalls neben der Tempelpyramide die langen Pfeilerhäuser sieht, und bemerkt, dass dies die calmecac, die »langen Häuser«, die Behausungen der Priester seien, wie bei dem der aztekischen Handschrift des P. Sahagun entnommenen Plane ausdrücklich angegeben ist.

Herr Pierre Guesde aus Pointe-à-Pitre in Guadeloupe sprach im Namen seines Vaters über eine Sammlung von Altertümern seiner Heimatinsel, die sein Vater zusammengebracht, und von der prachtvolle Aquarellzeichnungen an den Wänden des Kongresssaales ausgestellt waren — schön polierte Steinäxte der charakteristischen Antillenform und zahlreiche andere Gebrauchsgegenstände.

Der Rest des Nachmittags wurde ausgefüllt von dem Vortrag des Herrn Henriquez y Carbajal aus Santo Domingo, der über die Authenticität der seiner Zeit nach Cuba überführten Gebeine des Entdeckers Christoph Columbus spricht — ein Vortrag, an den sich eine zum Teil sehr erregte Diskussion knüpfte. Der Vortragende ist Mitglied der Kommission gewesen, die von der dominikanischen Regierung eingesetzt war, um die Stelle der Kapelle der Kathedrale von Santo Domingo zu eröffnen, beziehungsweise zu untersuchen, wo seiner Zeit die Gebeine Christoph Columbus' nach ihrer ersten Bestattung (in Sevilla) auf dem von ihm entdeckten Boden zur Ruhe gebracht worden waren. Der Vortragende hebt hervor, dass nach Dokumenten zu Seiten des Altars der genannten Kapelle auf der Seite des Evangeliums der Admiral und sein Sohn D. Diego Colon

Digitized by Google

beigesetzt worden seien, auf der Seite der Epistola aber ein Enkel des Admirals, — dass aber zur Zeit der Wiedereröffnung und Ueberführung nach der Habana die Tradition über den Ort der Bestattung des Colon schon so unsicher war, dass damals allgemein gesagt und geglaubt worden sei, es sei auf der Seite der Epistola der Bruder des Admirals, D. Bartolomé, bestattet worden. Weiter bemerkt er, dass keine Inschrift irgend welcher Art die Stelle des Grabes bezeichnet habe, vermutlich deshalb, weil im Jahr 1683, angesichts der drohenden Landung englischer Kriegsschiffe, der Bischof Francisco Pio die ursprüngliche Inschrift verwischen liess, damit sich nicht die Engländer der Gebeine bemächtigten. Endlich betont er, dass bei der Eröffnung selbst nicht ein vollständiger Sarg hervorgezogen worden sei, keine Bleikapsel, kein Siegel, sondern nur ein paar Bretter und ein paar Knochen, die ebenso gut von dem einen wie von dem anderen der beiden Colon herrühren konnten, die auf der Evangelienseite des Altars beigesetzt gewesen seien. Er schliesst also, dass es höchst zweifelhaft sei, ob die nach der Habana überführten Gebeine wirklich die des Admirals gewesen seien. Andererseits produciert der Vortragende die Abbildung einer Steinkiste, die angeblich bei der Eröffnung der Grabstätte gefunden worden, und auf der deutlich zu lesen ist, dass in ihr die Gebeine Cristóbal Colons enthalten seien, und bemerkt, dass die Schriftcharaktere, als dem 16. Jahrhundert angehörig, von der Academia de la Historia in Madrid, der Akademie von Genua und anderen gelehrten Gesellschaften anerkannt worden seien. Nun ist diese Inschrift, wie sich Referent durch den Augenschein überzeugte, allerdings ein sehr sonderbares Machwerk. So wies denn auch Herr de la Rada y Delgado in sehr erregten Worten es als einen Insult gegen die Academia de la Historia zurück, dass sich diese für die Authenticität dieser Inschrift erklärt haben könnte. Und ebenso betonte Professor Borsari, dass die Akademie von Genua sich unmöglich für diese Sache engagiert haben könne. Der Eindruck in der Versammlung war allgemein der, dass es sich hier um eine dreiste Fälschung handle, deren Beweggründe vermutlich darin liegen, dass die Heiligsprechung des grossen Entdeckers geplant wird, und dass daher ein besonderes Interesse der einen und der anderen Stadt vorliegt, die Gebeine des zukünftigen Heiligen innerhalb ihrer Mauern zu wissen.

An diesem vierten Kongresstag sollte eigentlich, dem Programme gemäss, der Kongress seine Arbeiten beendigen. Und so war auch für den Abend dieses Tages das grosse Schlussbankett in dem Hôtel des Sociétés Savantes angesetzt. Das letztere fand auch programmmässig statt. Der Kongress hatte sich dazu, so vollständig wie sonst nie, versammelt. Niedliche Tischkarten waren gezeichnet, auf denen, von hohen Säulenkaktus umgeben, sich ein Teocalli erhob, eine Palenquefigur als Garçon ein saftiges Fleischstück — vermutlich den Sonnenvogel — servierte, und eine Federschlange (la culebra Quetzalcoatl) die Rue Serpente, in der das Hôtel des Sociétés Savantes gelegen ist, hieroglyphisch zur Anschauung brachte. Herr de Quatrefages brachte den Toast auf den Präsidenten der Republik aus, Marquis de Nadaillac den auf die Stadt Paris. Der deutsche Delegierte, Geheimrat Schoene, sprach im Namen der auswärtigen Teilnehmer, Dr. Hamy liess die Internationalität der Wissenschaft leben, an Alexander v. Humboldt, als den Prototyp derselben, erinnernd. So feierte man fröhlich den Schluss des Kongresses. Der Kongress selbst aber, arbeitseifrig, kam am Montag noch zu einer Extrasitzung zusammen, da die Reihe der angemeldeten und nach Aeusserung ringenden Vorträge noch lange nicht erschöpft war.

Am Montag morgen begann Herr Irghens Berg, der die Verhältnisse der grönländischen Eskimo und die von der dänischen Regierung den Eskimo gegenüber befolgte Politik erläuterte. Er hebt namentlich hervor, dass die dänische Regierung durch strenge Ueberwachung des Branntweinverkaufs von ihren arktischen Unterthanen die Pest ferngehalten habe, welcher schon so mancher eingeborene Stamm nach der Berührung mit den Europäern erlegen ist.

Nach einem bekannten Sinologen erkundigte sich teilnehmend ein Freund, ob er denn wirklich ganz verrückt sei. — Nein, wurde geantwortet, nicht ganz verrückt, er hat nur einige Schrullen. — Dann versteht er nicht ordentlich chinesisch, soll darauf der erste geäussert haben. Man könnte meinen, dass ähnliche Anekdoten bald auch von den Amerikanisten erzählt werden müssten. Ein betrübendes Beispiel dafür war der Vortrag einer Malerin, die Symbole und Worte aller alten und neuen Kulturnationen in einen grossen Brei zusammenrührte, ägyptisch uar, griechisch chloë, aztekisch xochitl als identisch anführte, Frau, Muschel und Blume, femme, xochitl, coquille und frutti di mare symbolisch und etymologisch für eins erklärte.

Es folgt Herr Altamirano, der zunächst das handschriftliche Exemplar einer äusserst seltenen Grammatik, einer Grammatik der Hegue-Sprache, vorlegte, die von einem Indianerstamme der nördlichen Gebiete der Republik Mexiko gesprochen wird. Herr Altamirano beabsichtigt diese Grammatik binnen kurzem hier herauszugeben. Des weiteren legte Herr Altamirano zwei moderne Nahuatl-Grammatiken vor, die er für die besten Grammatiken dieser seiner Muttersprache erklärte. Dem Referenten will es indes doch scheinen, als ob die alte Jesuitengrammatik des P. Carochi, sowohl was Vollständigkeit, als was feines Gefühl für die Eigentümlichkeiten der Sprache anlangt, bisher noch unerreicht dastände. Endlich legt Herr Altamirano die spanische Uebersetzung zweier Abhandlungen vor, die er im Auftrage der mexikanischen Regierung angefertigt hat, nämlich der beiden Aufsätze A. Bandeliers, die von der Kriegsführung und der staatlichen Ordnung der Azteken

Digitized by Google

handeln. Herrn Altamirano scheinen diese beiden Abhandlungen deshalb besonders wertvoll, weil in ihnen der Nachweis geführt ist, dass das alte Mexiko niemals eine Monarchie, sondern eine militärische Demokratie gewesen sei. An der Spitze des Gemeinwesens stand nicht, wie es in den spanischen Berichten immer heisst, ein König oder Kaiser, sondern zwei Beamte, die in gewisser Weise den römischen Konsuln zu vergleichen seien, der Tlacatecatl, dem die oberste Führung im Kriege zukam, und der Ciuacouatl, der die oberste Entscheidung in den civilen Angelegenheiten hatte. Die Monarchie, so schliesst der Vortragende, ist auf dem mexikanischen Boden niemals einheimisch gewesen, und so erklären sich auch die Katastrophen, welche in unserem Jahrhundert die monarchischen Versuche, das Kaisertum Iturbides und das des unglücklichen Maximilian, betroffen haben. Soll der Referent seine bescheidene Meinung äussern, so ist es ja richtig, dass das mexikanische Gemeinwesen sich niemals über den Zustand der alten Geschlechts- und Stammverfassung erhoben hat, dass im Staate, wie in der Stadt, ja wie noch heute in jedem indianischen Dorf, der Rat der Alten das letzte und entscheidende Wort führte. Andererseits steht es aber auch fest, dass in dem alten Mexiko der oberste Kriegshäuptling, eben der, welchen die Spanier als Kaiser bezeichneten, wie z. B. Motecuhçoma, in Bezug auf die äusseren Ehren, die ihm erwiesen wurden, und die diktatorische Gewalt, die er ausübte, kaum von irgend einem altweltlichen Könige übertroffen ward.

Herr Théodore Ber berichtet über seinen, allerdings vor Jahren ausgeführten Besuch der Ruinenstätte von Tiahuanaco. Das Gestein der Baulichkeiten ist ein Granit von einer eigentümlichen Färbung, der dort im Lande ala de mosca genannt werde. Die Brüche, aus denen das Gestein genommen wurde, glaubt der Vortragende auf der sog. Sonneninsel im Titicaca-See angetroffen zu haben. Der Transport der Hausteine, meint er, sei auf grossen Flössen erfolgt. Noch heute verkehrten auf den Wassern dieses Sees Flösse, die 100 Personen fassen. Das Wort Tiahuanaco erklärt er aus der Aymarásprache, tiyauanaco so viel als »ausgetrocknetes Ufer«. Es sei wahrscheinlich, dass in alter Zeit der Titicaca-See bis an die Ruinenstätte gereicht habe. Denn noch heute gehe derselbe fortwährend zurück.

Es folgt Dr. Seler, der über Uitzilopochtli, den Kriegsgott der Azteken, spricht. Schon in der dem vorigen Kongress eingereichten Tonalamatl-Arbeit hat der Vortragende darauf hingewiesen, dass Uitzilopochtli, gleich Tezcatlipoca und gleich einer Reihe anderer lokaler Gottheiten, nur eine Variante des alten Licht- und Himmelsgottes, des Feuergottes, ist. Der auffälligste Beweis dafür liegt in dem Umstande, dass der Xiuhcoatl, die himmlische Feuerschlange, als der Nagual, der Tiergeist, die Verkleidung Uitzilopochtlis, wie des Feuergottes, gilt. Und beide Götter tragen den Kopf dieses Tieres als Devise auf dem Rücken. Am nächsten verwandt erscheint Uitzilopochtli dem Gotte Pezcatlipoca. Beide gelten als junge Götter. Darum haben beide im Gesicht eine Bemalung mit gelben Streifen, die nach einer Angabe des aztekischen Textes des P. Sahagun »mit seinem Kinderschmutz (Exkrementen) gemacht ist, daher seine Kinderbemalung genannt wird« — ein auffälliges Charakteristikum, das nicht gerade auf besonders reinliche Haltung der alten Indianerbabies schliessen lässt. Eine der merkwürdigsten Eigentümlichkeiten Uitzilopochtlis ist seine Beziehung zum Kolibri (uitzitziin), dessen Kopf der Gott gewöhnlich als Helmmaske trägt. Die Feuergötter waren dem Mexikaner die Repräsentanten der trockenen Jahreszeit, in welche Jahreszeit auch die diesen Göttern gefeierten Feste fielen. Aber, bemerkt der Vortragende, die eigentliche Berechtigung des Kultus dieser Götter lag in dem Umstande, dass man nach dem Absterben der Natur in der trockenen Jahreszeit das Wiedererwachen derselben mit den ersten Regengüssen erwartete. Der Kolibri galt dem Mexikaner als ein Symbol dieses Absterbens und des Wiedererwachens, denn sie glaubten von ihm, dass er in der trockenen Jahreszeit, den Schnabel in ein Astloch gesteckt, tot am Baume hänge und mit den ersten Regengüssen wieder lebendig werde. Der Kolibrigott, Uitzilopochtli, ist daher im Kultus vereint mit Tlaloc, dem Regen- und Gewittergott, dem Repräsentanten der nassen Jahreszeit. Zum Schluss hebt der Vortragende hervor, dass die Angabe Clavigeros bezüglich des grossen Tempels von Mexiko, dass man, um auf die Höhe desselben zu gelangen, immer auf jedem Absatz der Pyramide um die Seiten derselben hätte herumwandeln müssen, falsch ist und durch die Darstellungen der Dokumente und die Angaben der alten Autoren widerlegt wird.

Die letzte Sitzung fand am Montag nachmittag unter Vorsitz des Herrn de Quatrefages statt. Dr. Hamy legte eine von Mr. Wilson eingelieferte Arbeit vor, in welcher ein vollständiger Bericht über die Arbeiten der Smithsonian Institution gegeben wird, mit den Abbildungen, von welchen Mr. Wilson die Klichees eingeschickt hat. Vincenzo Grossi aus Genua, der erste und einzige Professor, den es für Amerikanistik als Lehrfach gibt, legte einen Aufsatz über Handelsgeographie von Chile und einige andere Broschüren vor.

Darauf erstattet Professor Waldemar Schmidt Bericht über einige auf Grönland bezügliche Arbeiten dänischer Gelehrten, zunächst die Arbeit Steenstrups über die Lage der alten sog. ostgrönländischen Kolonie. Steenstrup hat den Nachweis geführt, dass die beiden Kolonien, welche die Skandinavier in alter Zeit auf Grönland angelegt hatten, und von denen die eine als die westliche, die andere als die östliche bezeichnet wurde, nicht auf der West- und auf der Ostseite gelegen haben, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach beide auf der

Digitized by Google

Westküste. Auf alten Karten sind sie auch so angegeben. Erst später, als die Tradition vollständig verwischt war, hat man sie auf die Ostküste verlegt. Die genauesten Untersuchungen haben aber ergeben, dass auf der Ostküste Grönlands sich nirgends authentische Spuren alter skandinavischer Kolonien finden. Des weiteren erwähnt Professor Schmidt die vergleichend sprachliche Arbeit Rings. Der genannte Gelehrte hat aus den verschiedenen Eskimodialekten die Ausdrücke für eine Anzahl der gewöhnlichsten, dem Eskimo nächstliegenden Gegenstände zusammengestellt, wie Boot, Ruder, Körperteile, Verwandtschaftsnamen, Tiere u. dergl., und hat gefunden, dass in den Worten für diese Gegenstände die Dialekte selbst der entlegensten Stämme die auffälligste Uebereinstimmung zeigen. Was den Ursprungsort der Rasse betrifft, so ist Ring eher geneigt, sie mit den Indianerstämmen zu verknüpfen, als, der gewöhnlichen Vorstellung nach, sie aus Asien einwandern zu lassen. Endlich erwähnt Professor Schmidt eine Arbeit Lavritsens, in der eine vollständige Zusammenstellung der grönländischen Bibliographie gegeben werden soll.

Graf Charencey erläuterte die in den centralamerikanischen Sprachen gebrauchten Ausdrücke für die Metalle.

Den Vortrag des Herrn Lambert de Saint-Bris, der in sehr wirrer Weise von angeblichen vorcolumbischen Entdeckungen Amerikas sprach, kann ich hier wohl übergehen. Seine Beziehung auf chinesische Dokumente, in denen von der Entdeckung Amerikas berichtet werde, fand eine sehr energische Zurückweisung von seiten des Sinologen, Professor Cordier. Und was die angeblichen Reisen des älteren Corte-Real und des Piloten Sanchez aus Huelva betrifft, rektificierte Professor Gaffarell den Vortragenden. Wenn der Name Antilla, bemerkte derselbe, auf dem Globus Martin Behaims zu lesen ist, so bezieht sich das auf das Antilla des Aristoteles, und nicht auf ein vor Columbus bekanntes Amerika.

Zum Schluss brachte Herr Verneau eine Mitteilung des Herrn Moreno in Buenos Aires zur Kenntnis, der in der Pampa eine Tiahuanaco-Civilisation, aztekische Städte und aztekische Thongefässe entdeckt haben will und sich erbietet, damit man in Europa die Sache prüfen könne, dem nächsten Kongress die Objekte und Dokumente vorzuführen.

Ein paar Worte von Dr. Hellmann und eine Gegenrede des Vorsitzenden, Herrn de Quatrefages, schlossen den Kongress, der der längste der bisher gehaltenen gewesen ist. Ein wie krauses Ansehen derselbe auch mitunter gezeigt hat, so war doch der Eindruck allgemein, dass er nicht vergebens getagt hat, dass manches Interessante zum Vorschein gekommen ist, und dass vor allem der Hauptzweck derartiger Versammlungen, das gegenseitige Kennenlernen und Aussprechen der auf gleichem oder verwandtem Felde Arbeitenden in vollem Maasse erreicht worden ist. S.

Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas.

Von H. Schurtz.

(Fortsetzung.)

Seit Jahrhunderten haben europäische Staaten an der Küste von Guinea Faktoreien, ein lebhafter Schiffsverkehr hat seit der Zeit der Entdeckung nie aufgehört: aber wenn wir nach erfreulichen Spuren dieser langen Einwirkung bei den Eingeborenen suchen, erleben wir meist eine bittere Enttäuschung. Was insbesondere die Tracht der Neger anbelangt, so treffen wir hier auf Stämme, die zu den anspruchslosesten und am schlechtesten gekleideten ganz Afrikas gehören; wo sich aber eine europäisch beeinflusste Kultur verbreitet hat, reicht sie kaum ein paar Tagemärsche ins Innere und unterliegt dem Widerstand der einheimischen, selbständig erwachsenen Halbkultur. Henrici [1]) sagt geradezu vom Togolande: »Die Kleidung ist, je nach dem Wohlstande und landschaftlich verschieden, gerade an der Küste, trotz einzelner europäischer Stücke, ärmlicher als im Innern.« In der That herrscht im Innern Westafrikas und im westlichen Sudan eine Kultur, die weitaus der aller übrigen Neger überlegen ist, und die, durch die Billigkeit der Arbeitskräfte ungemein unterstützt, recht wohl den Wettbewerb mit der europäischen Einfuhr und mit den durch Maschinenarbeit hergestellten Stoffen aufnehmen kann. Diejenigen Küstenstämme aber, die auf niedrigster Kulturstufe stehen geblieben sind, gehören zu jenen an die Küste gedrängten Völkern, die auch den islamitischen Bestrebungen meist unzugänglich bleiben und mit den Heidenstämmen im Haussalande gewissermaassen eine Klasse bilden. Ferner war der Handelsverkehr an der Guineaküste lange Zeit gewagt und unsicher, da er hauptsächlich auf den Sklavenhandel angewiesen war; und letzterer wieder ermöglichte das Erstarken afrikanischer Reiche, wie Aschantis und Dahomés, die dem Vordringen der Europäer kräftig Halt geboten.

Europäische Kleiderstoffe haben im Handelsverkehr Guineas auch früher nicht die Hauptrolle gespielt, da aus den angeführten Gründen im Hinterlande kein rechtes Absatzgebiet für sie vorhanden war. Wie ganz auffallend sie gegenüber anderen Einfuhrstoffen zurückstanden, beweist z. B. eine Angabe Lajailles [2]) über die gewöhnliche Ladung eines nach Senegambien bestimmten Schiffes von 120 Tonnen, das 200000 Pfund Gummi eintauschen sollte. Wir finden da zunächst 20000 Eisenbarren zu 15 bis 16 Pfund verzeichnet; sie scheinen mehr als Ballast gedient zu haben, da Afrika selbst Eisen in grosser Menge produciert. Ferner sind Genussmittel stark vertreten, vor allem Branntwein (600 Anker), Wein (25 Oxhoft), Sirup, Zucker, Nelken u. s. w., dann Schmuck verschiedener Art, echte und unechte Korallen, Bernsteinperlen, endlich eine Menge Ge-

[1]) Das deutsche Togogebiet, S. 48.
[2]) Reise nach dem Senegal, S. 13.

Digitized by Google

wehre, Pulver, Flintsteine und Kugeln. Neben all diesen Artikeln erscheinen nun 2400 Stück bretagnische Leinwand und grobe ostindische (!) Baumwollwaren, dann 600 Ellen Flanell, 100 Pfund Wolle verschiedener Farbe und noch einige bunte Tücher und Mäntel.

Es lohnte sich also, indische Baumwollstoffe auf dem Umwege über Europa einzuführen, das damals noch nicht seine Produktion durch Maschinenarbeit ins Unendliche zu steigern verstand. Nach einem anderen Bericht führte ein Schiff nach Guinea 1788 folgende Ladung, unter der das Kriegsmaterial bedeutend hervortritt:

88 Anker Branntwein,
75 Stück Kattun,
21 Dutzend Schnupftücher von Cholet,
620 Pfund Pulver,
36 Flinten,
1 Fass Flintsteine,
4 Kisten mit Tabakspfeifen,
2 Regiments-Tambourstöcke,
19 silberne Ketten.

Die Hauptzufuhr von Stoffen kommt noch gegenwärtig auch für die nahe an der Küste gelegenen Gebiete aus dem Innern. Im Jahre 1877 waren die hauptsächlichsten Handelsgegenstände zu Salaga im Hinterlande der Goldküste folgende: Mosi lieferte Sklaven, Vieh, namentlich Büffel und Pferde, ferner Geflügel und Baumwollstoffe; Gyamang Baumwollstoffe und Goldstaub; Tagyang Elfenbein, Seife, Honig und bunte Matten aus Baumrinde; Haussa Wollenzeuge, Teppiche, Seidenstoffe, Sandalen, Pantoffeln, Korallen u. s. w.; Ostrich Federn, Salz von der Küste und verschiedene europäische Waren [1]). Die grösste Menge der Stoffe kam demnach aus den Haussaländern. Aber selbst europäische Waren gelangen auf dem langwierigen Wege durch die Sahara bis in das Hinterland der Küste oder werden weite Strecken in diesem Hinterlande längs der Küstenlinie hintransportiert, während sie doch in kürzester Zeit vom Meeresstrande her geliefert werden könnten; gewiss ein Beweis einmal für die Schwierigkeit des Küstenhandels, andererseits für die Zähigkeit, mit der der Handel an den gewohnten Wegen festzuhalten pflegt. So berichtet Kirby [2]) über Aschanti: »Während meines Aufenthaltes in Quantampoh kamen Karawanen aus Timbuktu an, die durch das Moschiland gezogen waren, und ebenso Mandingos aus dem Hinterland von Sierra-Leone. Sie brachten europäische Waren, und zwar Baumwollzeuge, Messer und Zwirn.«

Während demnach das Handelsgebiet Timbuktus bis dicht an die Westküste reicht, besteht nach Staudinger [3]) zwischen dieser Stadt und den Haussaländern so gut wie gar keine Verbindung. Die wichtigsten europäischen Einfuhrartikel in der Handelsmetropole am oberen Niger sind Tuch und blaue Baumwollstoffe [1]), die letzteren ausschliesslich englisches Fabrikat [2]).

Anders steht die Sache dort, wo Niger und Binuë eine weithin befahrbare Handelsstrasse ins Innere bieten. Hier sind europäische Waren von der Küste her bereits weit vorgedrungen und machen den einheimischen Produkten mit Erfolg den Rang streitig, mehr freilich durch ihre Billigkeit, als ihre Güte [3]). Eine Art Grenzpunkt scheint im Haussagebiet Saria zu sein, über welches Staudinger [4]) berichtet:

»Von fremden Zeugen kommen die von den Engländern (National African Company) an den Binuë und Niger gebrachten, sowie die Sorten, welche durch die Araber nach Kano eingeführt werden, in Betracht. Einheimische Stoffe herrschen aber hier schon vor. Am beliebtesten sind die tiefblauschwarzen Gewänder, die hier und in der Kanogegend vorzüglich gefärbt werden, teurer sind die blauweiss gitterartig durchschossenen (perlhuhnfarbigen) Toben, den höchsten Wert haben die aus vorzüglichen weissen Stoffen mit rotem Besatz gefertigten Gewänder. Die besten kommen aus Nupe und Ilorin (Elorny).«

Im centralen und östlichen Sudan werden europäische Stoffe über Tripolis und Bengasi eingeführt und erlangen, da das einheimische Gewebe schlecht ist und die Haussaländer entfernt liegen, hervorragende Geltung. Ueber Wadai sagt Nachtigal [5]):

»Von den Bemittelten werden Toben aus Kotoho (Dar-Makari) getragen, während die Vornehmeren sie aus europäischen Stoffen, die über Tripolis oder Aegypten kommen, anfertigen lassen. Man trägt höchstens zwei Toben übereinander, versteigt sich aber niemals, wie in Bornu, auf vier oder sogar fünf.«

Derselbe Forscher [6]) bemerkt über Dar-For, dass die Gewänder aus Bornu und den Haussaländern hier nicht mehr mit den europäischen Waren, die auf kürzerem Wege aus Osten und Nordosten kommen, in Wettbewerb treten können. Man trägt feinere und gröbere Baumwollzeuge, seidene und halbseidene Stoffe und versteht auch im Lande selbst Baumwollstoffe zu weben; die Bewohner Dar-Fors unterscheiden sich durch ihren Gewerbefleiss vorteilhaft von denen Wadais. Der Schnitt der Hemden ist hier im Osten weit mehr der Mode unterworfen, als im centralen und westlichen Sudan; da in den letzteren Gebieten diese Hemden geradezu als Werteinheit, als Geldstücke dienen, müssen sie in der That gewissen Gesetzen unterliegen und der

[1]) Reise nach Guinea, S. 46.
[2]) Proceedings Roy. Geogr. Soc., London 1886, S. 254.
[3]) Im Herzen der Haussaländer, S. 326.

[1]) a. a. O. 1884, S. 450.
[2]) Lenz, Timbuktu, II., S. 162.
[3]) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft, II., S. 116.
[4]) a. a. O. S. 209. Ausführliches über die im Haussagebiet gangbaren Stoffe S. 117.
[5]) Sahara und Sudan, III., S. 257.
[6]) Sahara und Sudan, III., S. 470.

Digitized by Google

wechselnden Mode entzogen bleiben, während in Dar-For diese Beschränkung wegfällt.

Im eigentlichen Centralafrika und an der Ostküste findet der europäische Handel keinen nennenswerten Widerstand an der nationalen Industrie, er ist deshalb überall im siegreichen Vordringen begriffen. Der Schachergeist des Negers hat einen lebhaften Zwischenhandel hervorgerufen, der zwar alle Einfuhrartikel unmässig verteuert, aber doch auch das Eindringen europäischer Waren in Gebiete ermöglicht, die bis jetzt kaum ein Reisender flüchtig durchzogen hat. Als Stanley von Osten her den Kongo hinabfuhr, stiess er weit eher auf europäische Handelsartikel, als auf die Verkäufer dieser Herrlichkeiten selbst. Eben diese Fahrt des amerikanischen Reisenden hat dem Handel neue Bahnen eröffnet und verheisst ihm eine mächtige Entwickelung, wenn auch die kühnen Berechnungen Stanleys weit über das Ziel hinausschiessen mögen. Wie reissend schnell sich die einheimische Tracht den neuen Stoffen anpasst, darauf lässt eine Bemerkung Coquilhats [1]) schliessen, die freilich nur eine Ansicht dieses verdienstvollen Forschers ausdrückt. »In einem halben Jahre,« sagt er, indem er die Bangala hauptsächlich im Auge hat, »wird sich jeder Eingeborene, der etwas auf sich hält, in eine Pagne von blauem Flanell und ein Röckchen von indigofarbenem, rotgerändertem Baumwollzeug kleiden und ein Wollmützchen tragen, das mit kleinen runden Spiegeln verziert ist; die Frauen werden einen blauen Unterrock mit dem breiten Flanellgürtel tragen, der Pfono heisst.« Die Grenze des Handels am Kongo, wie sie Baumann beschreibt, ist jedenfalls gegenwärtig schon überschritten, mag aber, da sie eine Periode der Entwickelung scharf zeichnet, hier angeführt werden. Bei Ibenungu endete zur Zeit seiner Anwesenheit das Handelsgebiet der Westküste; bis hierher waren Schiesspulver und Steinschlossgewehre vorgedrungen, während der Branntwein bereits am Stanley-Pol zurückgeblieben war.

Oberhalb dieses Ortes begann eine völlig jungfräuliche Zone, in die noch nicht einmal eine Kunde von dem hohen Werte des Elfenbeins gedrungen war! Signalhörner, Maniokstössel und Löffel bestanden aus dem kostbaren, hier kaum beachteten Stoffe. Nur eine einzige Spur europäischen Handels war zu entdecken; die Eingeborenen besassen ausser Messing noch uralte, sehr haltbare, weisse, blaue und taubengraue Glasperlen, die offenbar vor langer Zeit, vielleicht vor der grossen Blüteperiode des Sklavenhandels, auf unbekannten Wegen sich so weit ins Innere Afrikas verirrt hatten.

Woher diese merkwürdigen Perlen stammen, vermag Baumann nicht anzugeben. Hoffentlich werden sie in unseren ethnographischen Museen nicht mehr lange fehlen und uns, nachdem ihre Herkunft genau festgestellt ist, einen interessanten Blick in die Handelsbeziehungen vergangener Zeiten gestatten. Auch in anderen Gegenden Afrikas hat man dergleichen Spuren gefunden, ohne ihnen bis jetzt die gebührende Beachtung zu schenken; und doch sind gerade in Afrika auch die unbedeutendsten Dinge, die eine gewisse Zeitbestimmung gestatten, bei dem Mangel fast aller schriftlichen Ueberlieferung von der höchsten Wichtigkeit.

Neben dem Kongohandel besteht ein lebhafter Verkehr zwischen den portugiesischen Häfen Westafrikas und dem Innern. Ein wichtiger Stapelplatz ist Malange, das als Ausgangspunkt zahlreicher Forschungsreisen bekannt genug ist. Nach Wissmann besteht die dortige Einfuhr in der Hauptsache aus Baumwollstoffen, Zwillich und Kattun, sowie bedruckten Taschentüchern, Mützen und Schirmen. Dieser Küstenhandel hatte, wie Stanleys Berichte beweisen, schon vor der Aufschliessung des Kongo diesen Strom und seine Nebenflüsse erreicht. Mense [1]) fand, dass die Anwohner des Kuango etwas unterhalb der Wambo-Mündung die von ihm mitgebrachten Stoffe verschmähten; sie besassen besseres Zeug, das sie jedenfalls von der Küste her bezogen hatten. Aber auch auf dem Kongo herrschte bereits ein gewisser Verkehr, und Wissmann [2]) täuschte sich nicht, als er aus dem Vorhandensein europäischer Waren und einer der Küstentracht ähnlichen Kleidung bei den Balunga am Kassai auf die Nähe des Hauptstroms schloss. Am unteren Kuango hatte, als ihn Mense [3]) besuchte, die europäische Einfuhr bereits völlig ihren verderblichen Einfluss auf die Gewerbthätigkeit der Neger ausgeübt: »Produkte eigener Handfertigkeit schien es bei den Bakundi nicht mehr zu geben, denn die europäischen Waren hatten alles verdrängt.«

Fast noch energischer ist der Handel in Ostafrika vorgedrungen, obwohl hier zwei Gebiete einheimischer Baumwollindustrie einigen Widerstand entgegensetzen. In der That wird der zwischen ihnen liegende Landstrich, der in der Hauptsache das jetzige deutsche Interessengebiet umfasst, am meisten ausgebeutet. Aber auch von Harrar konnte Paulitschke [4]) schreiben:

»Seit der indische und amerikanische Baumwollwarenhandel herrscht, ist die Baumwollenproduktion des Landes, das sich für diesen Zweig ausserordentlich eignet, lahmgelegt. In Ostafrika gibt es ja keinen Streifen Landes mehr, der nicht Baumwoll- und Eisenwaren von England erhielte.«

Noch rascher bricht natürlich die primitive Baumwollindustrie des Sambesigebietes vor dem übermächtigen Wettbewerb Europas und Indiens zusammen. Uebrigens zeigt sich eine sehr verschiedene Zähigkeit des Festhaltens am Hergebrachten

[1]) Sur le Haut-Congo, S. 155.

[1]) Handel und Verkehr am Kongo, S. 9.

[2]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1887, S. 376.

[3]) Im Innern Afrikas, S. 377.

[4]) »Globus« 56, S. 67.

Digitized by Google

bei den Stämmen Ostafrikas. Von den Wasagua bemerkt z. B. Ch. New [1]), dass die Halbcivilisation der Küste sie viel mehr beeinflusst hat, als die Wanika; sie haben ihre ursprüngliche Kleidung und Bewaffnung bereits ganz mit der Tracht und den Musketen der Wasuaheli vertauscht. Aehnliches berichtet Thomson [2]) von den Wayao am Rovuma, die sich scharf von allen umwohnenden Stämmen unterscheiden; sie tragen weder den Pelele, noch tättowieren sie sich, neigen vielmehr in der Hauptsache zur Annahme der Küstentracht. Da sie Thomson das fleissigste und energischste Volk Ostafrikas nennt, scheint man bei ihnen eher von einem bewussten Anschluss an die Sitten vorgeschrittener Völker, als von einem schwächlichen Aufgeben ererbter Gebräuche sprechen zu müssen. Auch weiter im Süden ist der Handel z. B. nach der Schilderung Rankins [3]) in Malama (westlich von Quelimane) bereits sehr lebhaft; beständig zogen Händler mit langen, gelben, in Rindenstoffen gehüllten Bündeln von Oelsamen durch den Ort nach Quelimane, während andere mit Messing, Baumwollwaren und Perlen zurückkehrten. Auch viele arabische Kaufleute fanden sich ein, und in Gerisa stiess man auf den ersten Hinduhändler.

Ueber die bei den Somali im Norden beliebten und hauptsächlich eingeführten Stoffe besitzen wir eine genaue Zusammenstellung Haggenmachers, die zugleich den bedeutenden Anteil indischer Produkte an der ostafrikanischen Einfuhr darthun mag [4]); folgendes sind die wichtigsten Waren:

1. Kaliko. Kommt in grossen Mengen aus Indien und England und findet überall bequemen Absatz.
2. Top Cheili Menderi, ein mit farbigen Enden gewobener leichter Kaliko, indisches Fabrikat.
3. Musseline für Turbane. Indisches Fabrikat.
4. Rote Ceinturen aus Wolle zur Verzierung der Sättel und Zügel. — Indien.
5. Blaue Ceinturen aus Baumwolle für Frauenkleidung. Nur Somali. — Indisches Fabrikat.
6. Blaue Musseline zu Haarnetzen für Frauen.
7. Tücher für Schürzen und Ueberwürfe, nur von den Gallas gekauft.
8. Rote und weisse Baumwollenfäden, sowie rote Seidenfäden. (Letztere namentlich für Rosenkränze bei den Gallas beliebt.)

Weiter im Innern bei den Gallas hält die einheimische Industrie noch einigermaassen stand, weil die europäische Einfuhr sich noch nicht den Bedürfnissen des Landes anzupassen versteht. Der Kattun ist, wie Schuver [5]) bemerkt, für das verhältnismässig kalte und feuchte Gallaland zu leicht; Seide ist unbekannt und überdies unpraktisch für ein Volk, das den Körper beständig mit fettigen Substanzen überzieht. Der blaue oder bunte europäische Baumwollenstoff wird als Geschenk für die Frauen angenommen, aber auch er ist noch zu leicht, während das grobe arabische, mit Indigo sehr dunkel gefärbte Zeug ziemlich geschätzt wird. Die meisten europäischen Stoffe, die die Sudanesen tragen, sind hier nicht in der Mode.

Noch ist die Einfuhr europäischer Kleiderstoffe in Afrika einer ausserordentlichen Steigerung fähig. Diese fast unbegrenzte Aufnahmefähigkeit erklärt sich nicht rein aus dem Bedürfnis, und wenn nach Pogge [1]) mit Kaliko allein der Reisende ganz Afrika durchziehen könnte, so hat dies seinen Grund in einer neuen, noch nicht besprochenen Thatsache: die Kleidung ist das wichtigste Tauschobjekt Afrikas — sie dient als Geld.

3. Kleidung als Geld.

Bei den Völkern niederer Kultur herrscht, da das Geld unbekannt ist, der Tauschhandel, — das ist eine sehr verbreitete, aber in dieser Allgemeinheit schwer zu begründende Ansicht. Der reine Tauschverkehr ist etwas so Ungeschicktes und Plumpes, dass er auch die schwächsten Anfänge des Handels vereiteln müsste, oder dass vielmehr diese Anfänge ihn sofort beseitigen. Wir sind freilich der Meinung, dass nur das, was wir unter Geld verstehen — also Münzen und Banknoten — diesen Namen wirklich verdient. Aber diese Beschränkung des Begriffs ist eine ganz willkürliche.

Was ist es im Grunde, das den von irgend einer Regierung durch ihren Prägestempel als vollwichtig beglaubigten Metallscheiben ihren Wert erteilt? Die Seltenheit der Edelmetalle ist allerdings eine Vorbedingung dieses Wertes, nicht minder ihre Eigenschaft unbegrenzter Dauer; aber als Russland vor Jahren Münzen aus Platin prägen liess, das beide Vorzüge in sich vereinigt, gelang es doch nicht, diese Münzen in Verkehr zu bringen, wie übrigens Alexander von Humboldt schon warnend vorhergesagt hatte — sie sind längst wieder eingeschmolzen. Was diesen Misserfolg verschuldet hat, lässt sich durch ein Beispiel nachweisen. Zahlreiche Volkstrachten gibt es, die Gold- und Silbermünzen, an Schnüren aufgereiht oder irgendwie befestigt, zum Ausputz des Körpers oder der Kleidung verwenden; die unscheinbaren Platinstücke würde niemand dazu wählen. Diese Benutzung der Münzen ist kein Missbrauch, vielmehr der Rest einer wirklichen Sitte: die edeln Metalle werden geschätzt, weil ihre Farbe, ihr Glanz und ihre anderen trefflichen Eigenschaften sie zum bevorzugtesten, von keiner Mode bedrohten Schmuck der Menschen bestimmen.

Warum aber beschränken wir den Begriff des Geldes auf diesen einzigen Schmuckgegenstand? Vielleicht berufen wir uns auf die Prägung, die be-

[1]) Journal R. G. S., London 1875, S. 416.
[2]) Proceedings Roy. Geogr. Soc., London 1882, S. 78.
[3]) a. a. O. 1885, S. 663.
[4]) Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband X., S. 40.
[5]) a. a. O. XVI., S. 19.

[1]) Muata Yamwo, S. 16.

Digitized by Google

stimmte Quantitäten des Metalles ohne Mühe kennen und summieren lässt. Aber das ungeprägte Hacksilber, das in Asien noch vielfach umläuft, wird durch unmittelbare Wägung seiner Menge nach genauer bestimmt, als dies bei abgenutzten Scheidemünzen durch blosses Zusammenrechnen ihrer Zahl möglich ist; die Muscheln, die in Afrika kursieren, werden gezählt und gestatten eine sehr genaue Abgrenzung der Preise; Kattunstreifen kommen in abgemessenen Stücken in den Handel — kurz, unser Metallgeld schliesst sich aufs engste an viele Tauschmittel der Naturvölker an. Eine eigene Stellung nimmt allerdings das Papiergeld ein, dessen Wert ein ganz ideeller ist; aber es hat nur Geltung, wenn es thatsächlich vorhandenes Edelmetall vertritt.

Nur eine Eigenschaft, die eine unmittelbare Folge unserer geordneten Staatseinrichtungen ist, unterscheidet die geprägten Münzen der Kulturvölker vom Gelde der Neger — sie haben Zwangskurs. Im internationalen Verkehr richtet sich der Preis der Edelmetalle, durch das gegenseitige Verhältnis ihres Wertes ausgedrückt, wie der jeder anderen Ware nach Angebot und Nachfrage; innerhalb der einzelnen Staaten aber bemerkt man von diesem Schwanken nichts. Somit ist im täglichen Leben der Wert des Metallgeldes ein rein konventioneller, das Geld selbst der normale Wertmesser geworden. Niemandem fällt es mehr ein, sein Geld zu Schmucksachen oder Ziergeräten umarbeiten zu lassen, und ein Millionär, der sich mit seinem gesamten Golde schmücken wollte, würde ohnedies unter der Last jämmerlich erliegen. In den Kulturstaaten verleiht der Wohlhabende seine Geldsummen, sei es direkt oder durch Ankauf von Aktien und Staatspapieren, und empfängt dafür die landesüblichen Zinsen; aber sowie die Staatsordnung wankt und das Papiergeld jeder Art seinen Wert verliert, treten die wirklichen Werte, Edelmetall und selbst Waren jeder Art, in ihre Rechte ein. Goethe hat meisterhaft geschildert, wie in Frankreich zur Zeit der grossen Revolution, als durch massenhafte Ausgabe von Assignaten diese endlich alle Geltung verloren, jeder Wohlhabende sein Vermögen in Waren anzulegen suchte, und wie der bekannte Herr von Grimm, dessen Vertreter diese Maassregel zu lange hinausgeschoben hatte, eine Summe von einigen hunderttausend Franks endlich in Form einer Spitzengarnitur wiedersah[1]).

Die Rolle eines Wertmessers, die das Edelmetall bei uns übernommen hat, können auch andere Stoffe recht wohl spielen, zunächst und am dauerndsten solche, die einen allgemein anerkannten Schmuck bilden. Aber auch andere Dinge können das Geld vertreten, so alle Gebrauchsgegenstände, die beständig in grossen Mengen Verwertung finden, oder Rohmaterialien, die sich in mancherlei Art benutzen und umgestalten lassen. Den Uebergang zu letzteren bildet unser Kupfergeld, das sich von den gleich zu erwähnenden Kupferringen, die in einzelnen Teilen Afrikas kursieren, fast nur durch seine Form unterscheidet.

Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle eine genaue Uebersicht der afrikanischen Wertmesser zu geben, da ich nur die Stellung, die die Kleiderstoffe unter den übrigen einnehmen, beleuchten möchte. Einige Angaben sind jedoch zu diesem Zwecke unerlässlich.

In Afrika sind Edelmetalle nur an vielen Punkten der Küste und im Sudan im Umlauf. Gold findet sich zwar nicht selten, aber man weiss es nicht zu bearbeiten oder schätzt die weniger edlen Metalle höher, die, wie Kupfer und Eisen, zugleich praktischer Verwendung fähig sind. So dienen am Kongo Kupferringe als Geld; sie sind kein Schmuck, sondern eine Art konventioneller Münze und dienen erst zur Anfertigung von Schmuck- oder Gebrauchsgegenständen, so dass der Versuch europäischer Händler, sie durch oberflächlich verkupferte Ringe von schlechterem Metall zu ersetzen, fehl schlug[1]). Am Stanley-Pol ist Messingdraht der allgemein angenommene Wertmesser. Eisen ist in vielen Teilen Afrikas geradezu Geld, so am oberen Kongo in Form von Hacken, wie sie zum Bebauen der Felder benutzt werden[2]), und von Axtklingen[3]), im Sudan in Gestalt von Speerspitzen oder Wurfeisen, während an der Goldküste früher eiserne Nadeln gebräuchlich waren[4]). Noch jetzt vertreten nach Flegels Zeugnis in Adamaua vielfach Nadeln die Stelle des Geldes. Hier sind also rein praktische Gegenstände zu Wertmessern erhoben. Warum aber das kostbare Edelmetall auch dort, wo man seinen Wert zu schätzen weiss, nicht recht in Umlauf kommen will, lehrt die folgende Angabe Hildebrandts[5]) über die Verhältnisse in Abessinien. »Ueberhaupt,« sagt er, »haben die kolossalen Geldsummen, die die Engländer nach Abessinien gebracht, wenig Gutes gestiftet, da sie vom glücklichen Besitzer aus Furcht vor der Habsucht der Mächtigen entweder in den Erdboden verscharrt oder zu ungemein schweren Schmucksachen verschmolzen wurden, die von den Weibern umhergeschleppt werden.« (Schluss folgt.)

[1]) Annalen oder Tag- und Jahreshefte, 1801.

Die Quekchí-Indianer[6]).

Von Dr. Karl Sapper-Coban.

(Schluss.)

Da es die Gunst des Klimas dem Indianer erlaubt, sich die hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse ohne grosse Mühe selbst zu beschaffen, so ist kein zwingender Grund zu einer weitgehenden Conzen-

[1]) Baumann, Handel und Verkehr am Kongo, S. 11.
[2]) Coquilhat, Sur le Haut-Congo, S. 423.
[3]) Baumann, a. a. O. S. 11.
[4]) Bibliothek der Geschichte der Menschheit II., S. 88.
[5]) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 10, 28.
[6]) Vgl. Nr. 43 des »Auslands«.

Digitized by Google

tration der Bevölkerung vorhanden. Ihre Wohnstätten pflegen vereinzelt und weit zerstreut zu sein, und selbst in den wenigen Ortschaften, in welchen eine grössere Anzahl von Familien beisammen wohnen, deutet der weite Abstand der Hütten und ihre Umfriedung noch diese Vorliebe für Abgeschlossenheit an.

Die staatlich eingeführte Gemeindeverfassung hat die in der vorspanischen Zeit gebräuchliche verdrängt; als ein Ueberrest altindianischen Gemeindelebens dürfte aber die Einrichtung zu betrachten sein, welche in der »Ermita« einen Mittelpunkt für die Bewohner eines gewissen Landstriches schuf — eine Einrichtung, wie ich sie bei keinem der zahlreichen Indianerstämme Guatemalas, welche ich besuchte, in ähnlicher Weise wieder fand. Eine Anzahl benachbarter Familien, deren Zahl zwischen 10 und 50 schwanken kann, thut sich zusammen, um eine grosse offene Hütte zu erbauen, mit dem Zwecke, innerhalb derselben ihre Toten zu begraben; denn sie wollen nicht, dass »die Sonne auf die Gräber scheine und sie der Regen benetze«, und weil sich dies in grösseren Ortschaften nicht durchführen lässt, ziehen viele vor, fern davon zu bleiben. Sie stellen in der Ermita, meist auf der Ostseite, ein Heiligenbild oder auch nur einige Holzkreuze auf und tragen dadurch der religiösen Bedeutung des Ortes Rechnung, welche demselben wohl auch in heidnischer Zeit zukam. Ausserdem ist die Ermita der Versammlungsort bei Beratungen und Feierlichkeiten aller Art für die Familienangehörigen des zugehörigen Sprengels; auch als Schlachthaus findet die Ermita Verwendung, dem reisenden Handelsmann dient sie als Verkaufsort, dem Wanderer bietet sie Unterkunft, kurzum sie ist in hohem Grade der Mittelpunkt und das verbindende Element der kleinen Gemeinde, welche übrigens von seiten des Staats als solche durchaus ignoriert wird. Die Zusammengehörigkeit kommt allerdings nach aussen hin kaum je zum Vorschein, hat aber für den Einzelnen in gewissem Sinne die Bedeutung einer Genossenschaft, indem sich Mitglieder derselben beim Säen der Mais- und Bohnenfelder, beim Erbauen von Häusern, kurz überall da, wo die gemeinsame Kraft mehrerer notwendig ist, gegenseitig aushelfen; einige der angesehensten Männer besorgen das (erbliche) Amt der Oberleitung über die laufenden Geschäfte der Ermita und fungieren vorkommenden Falls als die Vertreter des Sprengels.

Die Religion der Quekchí-Indianer ist die römisch-katholische. Gewissenhaft wird jedes Kind zur Taufe gebracht, vor der Hochzeit besteht der Indianer das gebräuchliche Verhör, vor jedem Heiligenbild nimmt er den Hut ab und verbrennt dann und wann einige Wachs- oder Talglichter zu Ehren seines Schutzpatrons. Er geht sogar so weit, Cristiano und Mensch für identische Begriffe zu halten und das neugeborene, noch ungetaufte Kind für einen Hund anzusehen — kurzum, er ist äusserlich ein strenger Christ, aber auch nur äusserlich. Denn jedermann, welcher mit diesem Volke in innigeren Verkehr getreten ist und es selbst erfahren musste, wie ungemein schwer es hält, dem Verständnis des Indianers ganz einfach erscheinende Dinge näher zu rücken, muss zugestehen, dass sein kindlicher Verstand den Kern des christlichen Glaubens und seine abstrakten Lehren unmöglich begreifen kann, und dass sein ganzes Christentum in der Beobachtung gewisser äusserer Formen besteht, wie solches ja bei vielen, auf ähnlicher Stufe der Kultur stehenden Völkern der Fall ist. Leider ist es kaum möglich, etwas Näheres über den wirklichen Glauben der Quekchí-Indianer zu erfahren, was gewiss von Interesse wäre, da die Kinder der Einöden niemals irgend welchen Unterricht im christlichen Glauben geniessen, die Religion sich vielmehr Generationen hindurch nur durch mündliche Ueberlieferung in der Familie fortgepflanzt hat. So viel scheint mir festzustehen, dass die christliche Moral auf die Handlungen und Entschliessungen des Indianers ohne Einfluss ist, und dass die hergebrachte Sitte und sein Gefühl den Ausschlag geben. Manche Sitten und Sagen tragen noch unverkennbar den Stempel des früheren Heidentums. Wenn die Quekchí-Indianer z. B. vor der Aussaat der verschiedenen Feldfrüchte eine gewisse Zeit hindurch Tisch und Bett meiden, oder wenn sie behaupten, dem lieben Gott sei der Versuch, den Menschen zu schaffen, anfangs misslungen und es sei an Stelle desselben der Affe entstanden, oder wenn sie bei einem Begräbnis den in Matten eingehüllten Leichnam in das Grab senken und hernach mit hölzernen Keulen den Grabhügel niederstampfen [1]), bis er dem übrigen Erdboden gleich geworden ist, so haben sie das sicherlich nicht von christlichen Priestern gelernt, sondern wohl von ihren Vätern so überkommen. Wenn sie aber erzählen, es gäbe gewisse Wesen (»Kek«, d. h. »der Schwarze«), von Kühen geboren, welche äusserlich Menschen glichen, schwarz gekleidet seien und bei Nacht umhergingen, um in fremden Häusern Lebensmittel und auch wohl Kinder zu stehlen und zu verzehren, so weiss man nicht recht, ob man es hier mit dem Teufel der Christen oder einer heidnischen Gottheit oder einer Mischung beider Vorstellungen zu thun hat.

Die Sprache des Quekchí-Volkes, welche nach Stolls Klassifikation [2]) mit dem Poconchi, Pocomam und Chorti eine besondere Gruppe der Mayasprachen bildet, zeigt manche mundartliche Abweichungen; die beiden Hauptdialekte sind diejenigen von San Pedro Carchá und von Coban. Das Volk hält mit grosser Zähigkeit an seiner Sprache fest und setzt

[1]) Wegen dieser eigentümlichen Sitte dürfte es fast unmöglich werden, jemals den vollständigen Schädel eines echten Quekchí-Indianers einer anthropologischen Sammlung einverleiben zu können. Auch in altindianischen Gräbern der Alta Verapaz trifft man nur zerbrochene Knochen, niemals ganze Skelette, an.

[2]) Otto Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala. 1884.

Digitized by Google

der Ausbreitung des Spanischen einen energischen passiven Widerstand entgegen; viele Indianer verheimlichen sogar die geringen Kenntnisse, welche sie im Spanischen besitzen, so dass die vergleichsweise wenigen Ladinos und Europäer, welche in der Alta Verapaz wohnen, genötigt sind, die Grundbegriffe der betreffenden Indianersprache zu lernen. Das Quekchí-Volk unterscheidet sich dadurch wesentlich von den Stämmen im nordwestlichen Guatemala, wo selbst in entlegenen Orten, wie Soloma oder Ixtatan, das Spanische die höhere Einheit im Verkehr nach aussen darstellt, während in manchen kleinen Sprachgebieten Mittelguatemalas (wie Uspantan, Nebaj, Aguacatan) die Quichésprache eine solche Rolle übernimmt.

Das Zahlensystem ist ziemlich hoch entwickelt; es scheint, wie man aus linguistischen Gründen vermuten kann, ursprünglich ein dyadisches gewesen zu sein; gegenwärtig und seit langem benutzen sie ein Zwanziger-System, wobei sie Wurzelworte für die Begriffe 1 bis 10, ferner für 20 (zweierlei) und für 400 besitzen, so dass man also — theoretisch genommen — in ihrer Sprache, ohne Fremdwörter hereinzuziehen, bis 160000 zählen könnte. Heutigen Tags verschwinden übrigens die höheren indianischen Zahlbezeichnungen (von 100 an) allmählich zu Gunsten der spanischen.

Ob die Quekchí-Indianer gleich anderen mittelamerikanischen Stämmen in früheren Zeiten die Kunst des Schreibens gekannt haben, ist fraglich, doch ist es nicht unwahrscheinlich, da auf manchen in altindianischen Gräbern der Alta Verapaz gefundenen Thonwaren gewisse hieroglyphenartige Zeichen in auffallender Gleichförmigkeit wiederzukehren pflegen. Heutzutage sind jedenfalls alle Spuren einer eigenen Schreibweise verloren, und ihr staunenswert gutes Gedächtnis, welches sie bei Zahlbegriffen mit der betreffenden Anzahl von Maiskörnern zu stützen pflegen, lässt sie diesen Mangel wenig vermissen. Die Schrift ihrer Beherrscher zu erlernen, zeigen sie im allgemeinen sehr wenig Lust, wie wir solches von der Sprache schon oben erwähnt haben.

Mit desto grösserer Zähigkeit hängen sie an den von ihren Vätern überkommenen Ueberlieferungen, insbesondere in Sachen der Landwirtschaft und der Heilkunde. Die Regeln erstgenannter Disziplin bewähren sich in allen Fällen vorzüglich, wenngleich manche abergläubische Vorstellungen mit unterlaufen, und der Europäer thut gut, in allen Fragen, welche den Anbau von Mais und anderen einheimischen Früchten betreffen, dem erprobten Rat des Indianers zu folgen. Die hierauf bezüglichen Ueberlieferungen sind Gemeingut aller.

Anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit der Heilkunde. Bei leichten äusseren Verletzungen oder inneren Krankheiten weiss zwar jeder Rat und Hilfe; namentlich wird ein Dampfbad, wofür man bei zahlreichen Hütten eigens einen kleinen, halb in die Erde gegrabenen, gedeckten Raum antrifft, als ein gutes Hausmittel betrachtet; wie man aber schwerere Fälle zu behandeln habe, darüber wissen nur wenige Bescheid, und diese wenigen vererben diese Kunde als ein Geheimnis in ihrer Familie fort. Ihre Erfolge sind, soweit es sich um äussere Verletzungen, namentlich Schlangenbisse[1]), handelt, recht bemerkenswert; minder glücklich scheinen sie in Behandlung innerer Krankheiten zu sein. Die Dienste solcher indianischer Aerzte müssen verhältnismässig hoch bezahlt werden, ebenso die der Schiedsrichter, sofern der Indianer vorzieht, sich statt den gesetzmässigen Obrigkeiten dem Spruch eines seiner Stammesgenossen zu unterwerfen.

Der Quekchí-Indianer hat einen offenen Sinn für das Schöne und liebt namentlich Musik leidenschaftlich. Fast in jeder Hütte trifft man ein oder mehrere musikalische Instrumente an, und gar häufig greifen sie zu denselben, um ihre einfachen, aber hübschen Weisen erklingen zu lassen. Dieselben sind wirklich originell und spiegeln den Charakter des Volkes in auffallender Weise wieder: sie sind ruhig, gefällig, kindlich, zeigen zuweilen eine Hinneigung zum Unsymmetrischen, deuten aber durch häufige Wiederkehr und stärkere Betonung des Grundtons, in der Begleitung auch der Quinte, doch wieder die Festigkeit ihres Wesens an[2]). Auch die Tanzrhythmen sind ruhig und gemässigt. Jedes Individuum tanzt für sich. Die Drehungen und Wendungen des Körpers und die Bewegungen der Beine schliessen sich genau dem Takt der Musik an und gewähren ein hübsches Bild, minder bei den Männern als bei den Frauen, welche beim Tanz häufig mit den Fingern ihren Rock erfassen und dabei zur Erde niederblicken.

Musik und Tanz sind unzertrennlich von jedem Feste. Nicht selten werden auch eine Art mimischer Tänze aufgeführt, deren Einübung den Teilnehmern grosse Mühe verursacht. Der Inhalt derselben, welcher einen christlich-religiösen Hintergrund zu haben pflegt, auch wohl der älteren spanischen Geschichte entnommen ist, die Mummereien, der spanische Text, kurz alles spricht dafür, dass christliche Priester die ursprünglichen Veranstalter und Verfasser dieser »Bailes« gewesen sind. Was Brasseur de Bourbourg in seinem »Essai sur la poésie et la musique des anciennes populations mexicaines et guatémaltèques« (Grammaire de la langue Quichée, Paris 1862) ausführt, hat für das Quekchí-Volk keinerlei Geltung; Musik und Musikinstrumente des Quekchí und Quichée sind durchaus verschieden. Poesie scheint den Quekchí-Indianern völlig fremd zu sein.

Für die bildenden Künste aber besitzen sie,

[1]) Nachdem sie die Bisswunde unterbunden, legen sie auf die Wundstelle gewisse Kräuter auf, nehmen dieselben später ab und lassen den Kranken einen wässerigen Auszug daraus trinken; inzwischen legen sie neue Kräuter auf und wiederholen dasselbe Verfahren so oft, bis Genesung eintritt. Für den Biss jeder Schlangenspecies kommen besondere Kräuter in Anwendung.

[2]) Vgl. hierüber »Neue Musikzeitung«, XI. Jahrgang (1890), Nr. 7 und 8.

Digitized by Google

ebenso wie für das Naturschöne, ein warmes Interesse und ein offenes Auge, und wenn ich auf ausgegrabene Thonfiguren und Geräte an dieser Stelle Rücksicht nehmen dürfte, würde ich nicht anstehen, ihnen eine bedeutende Originalität in der Erfindung und eine vergleichsweise hohe Stufe der Technik zuzuschreiben. Was man heute an künstlerischen Leistungen von den Indianern zu sehen bekommt (z. B. Verzierungen an Thongefässen und Guacales), verrät zwar mehr den guten Willen als ein wirkliches Können; immerhin tritt aber auch hier, wie bei altindianischen Sachen, die Vorliebe für ornamentale Behandlung zu Tage. Geradezu reizend in Zeichnung und Farbenwirkung sind zuweilen die Muster der Stickereien, womit die Guipiles der Frauen häufig geschmückt werden. An den hässlichen Fratzen der Heiligenbilder seiner Ermitas trägt der Indianer keine Schuld. »Künstler« in der Hauptstadt, denen gemischtes Blut in den Adern fliesst, schnitzen diese Holzfiguren und bekleiden sie so geschmacklos als nur möglich, z. B. mit rotem Kattun, auf welchen Blumen, Tigerjagden und andere kurzweilige Dinge aufgedruckt sind! Wenn man nun zuweilen beobachtet, wie dann und wann nachträglich mit rührender Kindlichkeit eine Heiligenfigur echt indianisch mit blauem Rock und weissem Guipil bekleidet wurde, so kann man dies nur mit Freuden begrüssen und sieht sich versucht, darin die unbewusste Reaktion eines kunstsinnigen Gemüts wider die aufgedrängte Unnatur zu suchen. —

Nach dieser flüchtigen Uebersicht des Kulturzustandes des Quekchí-Indianers wäre es vielleicht am Platz, seine Denk- und Handlungsweise zu beleuchten. Obgleich ich aber bereits seit längerer Zeit in stetem und innigem Verkehr mit diesem Volk stehe, fühle ich mich doch nicht in der Lage, etwas Sicheres über seine Charaktereigentümlichkeiten aussagen zu können. Seine ganze Weltanschauung ist so grundverschieden von der unsrigen, dass ein Europäer sich nur sehr schwer in seinem Gedankenkreis zurechtfindet, und sein Rechtsgefühl weicht in vieler Hinsicht so stark von dem unsrigen ab, dass ein Europäer auch allzuleicht seine Handlungen falsch beurteilt.

Auch das Familienleben entzieht sich grossenteils dem Gesichtskreis des Beobachters. Im allgemeinen scheint es ruhiger und friedlicher zu verlaufen als bei manchen europäischen Kulturvölkern. Wer aber, wie Schreiber dieses, seiner Stellung nach nicht selten in die Lage kommt, als Vermittler in häuslichen Zwistigkeiten angerufen zu werden, wird sich gewiss hüten, dasselbe als mustergültig hinzustellen: Untreue kommt manchmal vor, und wenn der Mann einmal betrunken heimkommt, was nach jeder Serabande mehr oder weniger der Fall sein dürfte, so besteht einige Wahrscheinlichkeit, dass er sein Weib durchprügeln wird, sofern nicht dieses der stärkere Teil ist, und damit die Rollen wechseln. Für gewöhnlich aber vergeht ein Tag wie der andere still und einträchtig, haben doch Mann und Frau getrennte Arbeitsgebiete und keines über Ueberbürdung zu klagen. Mann und Frau stehen ziemlich gleich an Ansehen und Einfluss in der Familie; von der unwürdigen Stellung, welche das Weib bei vielen wenig civilisierten Völkern einnimmt, wird hier nichts bemerkt, vielmehr wird kein Quekchí-Indianer irgend eine wichtige Handlung unternehmen, ohne sich zuvor mit seiner Frau beraten zu haben. Die Stellung der Frau tritt namentlich dadurch hervor, dass derselben die Verwahrung des baren Geldes und etwaiger Dokumente anvertraut zu werden pflegt. Die Kindererziehung macht Eltern wie Kindern weit weniger Sorge und Kummer als bei uns; frühzeitig lernt das Mädchen den Mahlstein führen, der Knabe die Machete gebrauchen, und in früher Jugend, mit 12 bis 13 Jahren, werden sie heiratsfähig und Erwachsenen gleichgeachtet. Von der Schule wird die grosse Mehrzahl der Kinder noch nicht belästigt, und das ist gut so; denn durch die Schule wird nicht nur Volkseigentümlichkeit und Sprache einem raschen Untergang geweiht, sondern auch (mittelbar, da Beispiel und Vorbild eindringlicher wirken als der tote Buchstabe der guten Lehre) die unglaubliche Unredlichkeit der Ladinos (Mischlinge) unter den Indianern verbreitet, da mit Einführung der Schulen stets ein Vorstoss des Mischlingselements verbunden zu sein pflegt. Man braucht nur die in der Nähe der Stadt sesshaften Indianer mit den fern wohnenden zu vergleichen, um zu erkennen, dass die Ausbreitung der Civilisation hier auf Kosten des inneren Menschenwertes geht, und darum eben möchte ich wünschen, dass die Civilisation diesem im grossen ganzen noch unverdorbenen Volk noch lange fern bleiben möge, denn sie wäre für dasselbe ein Danaergeschenk!

Das männliche Wochenbett.

Eine kritische Betrachtung von Dr. jur. Karl Friedrichs.

(Schluss.)

Indessen haben wir unter den aufgeführten 69 Völkern folgende zweifellos nicht patriarchale: Iberer, Basken, Itälmenen, Eskimo (§ 11), Dajaken, Mincopie (§ 12), einige ba-Suto (§ 13), und nur folgende sicher patriarchale: Kariben, Macusi (§ 4), Guaraní, Mundrucú (§ 5), Abiponen (§ 6), Ainos (§ 11), Niasser, Buru (§ 12), einige ba-Suto (§ 14).

Ich bemerke hierbei, dass auf der ganzen Erde die Zahl der patriarchalen Völker viel grösser ist, als die der matriarchalen, so dass wir hier die Zahl der Wochenbettvölker, welche dem Matriarchate und der losen Familie angehören, als verhältnismässig gross bezeichnen dürfen.

Ich glaube ausserdem, dass der Lubbockschen Auffassung auch eine historisch unmögliche Auffassung von dem Uebergange vom Matriarchat zum Patriarchate zu Grunde liegt, ich enthalte mich aber einer Ausführung in diesem Sinne, da sie eine mit

Digitized by Google

dem behandelten Thema nur lose zusammenhängende Abschweifung darstellen würde.

§ 20.

Lafitau, Lippert, Hellwald (II).

Zwei Forscher suchen eine religiöse Erklärung.

Lafitau meint, die Gewohnheit, dass der Mann sich bei der Niederkunft seiner Frau ins Bett legt, sei eine religiöse Uebung, welche einen natürlichen Zusammenhang mit der Erbsünde habe, und welche eine Busse zu sein scheine, mit der die Eltern die Erbsünde sühnen wollten [1]).

Die Erklärung, angeregt durch die Schilderung des Leidens der Festlandskariben, schreibt den Heiden eine Kenntnis der christlichen Heilslehren oder wenigstens eine traditionelle Erinnerung an Adams und Evas Sündenfall zu; zu ihrer Ablehnung bedarf es keiner Ausführung.

Dem gegenüber geht Lippert von anderen Vorstellungen aus. Er glaubt, nach dem Uebergange vom Matriarchat zum Patriarchat habe der Vater das Kind von der Gottheit, welcher es eigentlich gehörte, durch Fasten und Feiern losgekauft und für sich erworben, gerade wie König David durch Fasten und durch Liegen auf der Erde das Leben seines kranken Sohnes von Jahveh habe loskaufen wollen [2]). Das Recht der Gottheit auf das Kind soll in der Opferung des Kindes äusserlich zum Ausdrucke gelangt sein [3]).

Diese Auffassung, welche von Hellwald als ungezwungen bezeichnet wird [4]), ist wirr und phantastisch.

Lippert setzt voraus, dass alle heidnischen Völker das Kinderopfer kennen (nicht das Menschenopfer, sondern das Opfern von neugeborenen Kindern durch die eigenen Eltern), obwohl dieses Kinderopfer ausserhalb der semitischen Religionen nicht mit einem einzigen Beispiele bekannt ist.

Auch die Kindertötung hat mit dem Matriarchat nicht das Geringste zu thun, wie jeder auch nur oberflächliche Blick auf das vorhandene Material uns lehrt und, wie ich hoffe, bald in einem anderen Zusammenhange strikt nachzuweisen ist; dass endlich die zusammengestellten Uebungen nichts mit dem Uebergange vom Matriarchate zum Patriarchate zu thun haben, ist schon gegen Lubbock geltend gemacht.

Endlich zeigt sich gerade bei den Semiten, denen das Fasten und Feiern und ferner das Kinderopfer bekannt ist, und die alle den Uebergang vom Matriarchat zum Patriarchat durchgemacht haben, nicht die geringste Andeutung von irgend einem Brauche, der den hier zusammengefassten ähnlich wäre. Ausserdem stützt sich Lippert auf die Mundrucú (§ 5), deren Uebung eher mit jedem anderen, als mit Fasten und Feiern verglichen werden kann.

Hellwald, der sich 1871 der Lubbockschen, 1889 der Lippertschen Auffassung mit grossem Eifer angeschlossen hat, hatte im Jahre 1883 eine von beiden abweichende eigene Ansicht, da er das Fasten des Vaters bei den Dajaken darauf zurückführt, dass bei ihnen die Familienrechte von der Mutter abgeleitet werden [1]). Es ist schwer zu verstehen, wie Hellwald, welcher seit 1883 wusste, dass das Fasten des Vaters auch bei matriarchalen Völkern vorkommt, sich dennoch 1889 einer Theorie anschliessen konnte, die mit dieser Thatsache unvereinbar ist.

§ 21.

Bastian, Żmigrodzki.

Bei Bastian findet sich, auf Zardandam bezüglich, die verlorene Bemerkung: »Die dort von Marco Polo erwähnte Couvade kann die Feen als webende Parzen des Fatums nicht täuschen, wenn sie keine Spindel bei den verkleideten Männern sehen [2]).«

Des breiteren finden wir seine Ansicht in dem Aufsatze in ZVP. 5.

Das Liegen des Mannes im Wochenbette sei nicht typisch, sondern eine Zuthat, die hinzutreten und fehlen könne; sie trete hinzu, um die Krankheitsteufel des Puerperalfiebers zu täuschen, und zum Schutz gegen das Unterschieben von Wechselbälgen [3]). In allen Fällen aber sei der Vater überzeugt, dass ihn eine magische Sympathie mit dem aufwachsenden Kinde verbinde und er lege sich aus Liebe zu demselben beschwerliche Entbehrungen auf, um seinen Sprössling in voller Gesundheit zu erhalten. Er verbleibe in gesammelter und ruhiger Geistesstimmung, da eine solche dann auch auf die Seele des Kindes überströmen und sie zu harmonischer Entwickelung befähigen werde [4]). Nach Ansicht der Naturmenschen hänge das Kind noch direkter vom Vater ab, als von der Mutter [5]).

Diese Theorie verzichtet zunächst vollständig auf eine Erklärung der typischen Fälle. Aber auch auf die anderen passt sie nur zum Teil. An eine Furcht vor Puerperalfieber ist bei den Iberern und bei den meisten Völkern Südamerikas nicht zu denken [6]); die Furcht vor Wechselbälgen lässt sich keinem

[1]) Lafitau, MSA. 1, S. 256 f. — Vgl. auch Lubbock, EC. S. 15.

[2]) 2. Samuel. 12, V. 16.

[3]) Lippert, Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken, Leipzig und Prag 1886, 2, S. 66 f. — Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau, Stuttgart 1886, 2, S. 312 ff. — Vgl. auch Hellwald, MF. S. 361.

[4]) Hellwald, MF. S. 362.

[1]) Hellwald in THZ. 2, S. 336.

[2]) Bastian, VÖA. 2, S. 323.

[3]) Bastian in ZVP. 5, S. 157. — Bastian, BSS. S. 195. — Vgl. auch Ploss, KBS. 1, S. 155.

[4]) Bastian in ZVP. 5, S. 168 f.

[5]) Bastian in ZVP. 5, S. 155.

[6]) Und selbst wenn hieran zu denken wäre, so wäre diese Erklärung wenigstens für die Völker ausgeschlossen, die den Mann neben der Frau die kritische Zeit durchmachen lassen; denn wodurch sollten in diesem Falle die Fieberteufel getäuscht werden?

Digitized by Google

Volke ohne weiteres zuschreiben, wenn man nicht unmittelbare Belege dafür hat; ganz nebensächlich kann auch das Liegen des Mannes nicht sein, denn wenn man sich dieses weggelassen denkt, so bleibt bei einer grossen Reihe von Völkern sehr wenig übrig; auch ist bei vielen nicht von Entbehrung die Rede, sondern nur von Ueberdruss und Langeweile.

Nahestehend der Bastianschen Erklärung ist die Ansicht Zmigrodzkis; derselbe glaubt drei Wurzeln der Couvade zu erkennen; einmal wird eine Täuschung der Dämonen beabsichtigt, welche die Wöchnerin von allen Seiten bedrohen, und nunmehr ihr Opfer nicht finden, da im Bette der Mann liegt, und die Frau, mit seiner Hose oder seinem Hute bekleidet, sich versteckt. Sodann aber soll das männliche Wochenbett auch als Nachahmung der Natur eine Adoption der Neugeborenen durch den Vater enthalten und als solche aus einer Zeit stammen, als das Paternitätsprinzip schon nahe dem Siege über das Mutterrecht war. Endlich soll der Brauch auch ein Opfer an den blutlechzenden Gott der Matriarchatsperiode enthalten, durch welches man das neugeborene Leben schützt, hierauf weise das furchtbare, mit dem männlichen Wochenbett in Verbindung stehende Martyrium des Ehemannes bei den Kariben [1]).

Nun ist aber kein einziger Thatbestand derart, dass alle drei Erklärungen auf ihn passen; und keine von den drei Erklärungen lässt sich auf alle Fälle beziehen.

Die erste Erklärung könnte auf die typischen Formen bezogen werden, aber wir haben auch hier gesehen, dass an ein Verkehrte-Welt-Spielen nicht zu denken ist; an eine Täuschung der Dämonen könnte höchstens für zwei deutsche Gebiete gedacht werden, den Lechrain, wo die Wöchnerin bei ihrem ersten Ausgange den Hut ihres Mannes aufsetzt [2]), und den Aargau, wo sie sich bei der gleichen Gelegenheit die Hose des Ehemannes anzieht [3]).

Die zweite Erklärung ist die Lubbocksche (§ 19) und die dritte die Lippert-Hellwaldsche (§ 20).

§ 22.

Weitere Möglichkeiten.

Ein Freund, der mit mir darüber einig ist, dass die mannigfaltigen der aufgezählten Einzelerscheinungen nichts gemeinsames miteinander haben, hält es doch für möglich, dass die Thatsache, dass der Vater bei der Geburt der Kinder überhaupt irgend welchen Zeremonien unterworfen ist — unabhängig davon, welche Zeremonien bei den einzelnen Völkern gewählt sind — eine gemeinsame Ursache haben könne und von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus betrachtet werden müsse.

Aber auch dieses erscheint ausgeschlossen.

Wenn dies möglich wäre, so müsste die Rolle, in der der Vater die Uebungen vollzieht, überall die gleiche sein. Nun haben wir im § 17 gesehen, dass der Vater bei einer Reihe von Völkern jedenfalls nicht als Erzeuger herangezogen wird, und dass er bei den ba-Suto (§ 13) vielleicht nur als Ehemann der Mutter auftritt, während er bei den Paraguay-Indianern (§ 6) nur ganz allgemein als Verwandter in Betracht kommt.

Sollte der Vater bei den anderen Völkern auch nur in dieser Eigenschaft herangezogen werden? Das wäre ja nicht ganz unmöglich, aber ehe man es entscheiden kann, müssten wir wissen, in welcher Weise ein abwesender oder vorverstorbener Vater vertreten wird.

Wenn überall der Hausvater sich den Bräuchen unterziehen müsste, so könnte man an eine Legitimation des Kindes denken; Ploss hat zwar den Brauch der Mundrucû (§ 5) in diesem Sinne aufgefasst, aber schon hier ist es nicht wahrscheinlich, dass diese Auffassung zutrifft; eine Ausdehnung dieser Ansicht auf die anderen Völker ist ausgeschlossen, weil man niemals von einem Verleugnungsverfahren hört, welches einträte, wenn der Vater die Legitimation ablehnt, und weil bei einzelnen der herangezogenen Völker die Frauen so streng und treu leben, dass ein Zweifel an der Herkunft des Kindes gar nicht obwalten kann, während bei anderen die Kinder selbst dann für ehelich gehalten zu werden scheinen, wenn es allgemein bekannt ist, dass sie nicht vom Ehemanne der Mutter erzeugt sind.

Angeregt wurde auch die Frage, ob die geschilderten Uebungen vielleicht den Zweck haben könnten, den geschlechtlichen Umgang des Ehemannes mit seiner Frau während der Stillung oder während der ersten Zeit nach der Geburt indirekt zu verhindern oder zu erschweren. Die Vermutung klingt für den ersten Augenblick plausibel, lässt sich aber mit den Thatsachen nicht vereinigen.

Lippert hat angenommen, dass bei allen Völkern die Weiber sich während der Säugezeit des Verkehres mit ihren Männern enthielten, um dem Kinde nicht zu schaden [1]). In Wahrheit ist aber die Zahl der Völker, bei denen dieses Verbot gilt, eine beschränkte, und das Verbot geht in wenigstens der Hälfte der Fälle von den Männern aus.

Wo ein solches Verbot aber gilt, finden wir es überall offen ausgesprochen und durch direkte Mittel gesichert, und nirgends findet sich Raum für eine indirekte Durchführung. Wir sehen daher auch bei allen hier aufgezählten Völkern diese Angelegenheit ganz unabhängig von den Vaterriten geregelt.

Bei den Inselkariben (§ 4) hat sich der Ehemann sechs Monate nach der Niederkunft seiner Frau zu

[1]) Żmigrodzki, MVA. S. 269 f.

[2]) Bastian in ZVP. 5, S. 156. — Vgl. auch Ploss, KBS. 1, S. 155.

[3]) Bastian in ZVP. 5, S. 157.

[1]) Hellwald, MF. S. 171. 173.

Digitized by Google

enthalten, bei den Macusi (§ 4) ist die Wöchnerin bis zum Abfallen der Nabelschnur unrein [1]), bei den Abiponen (§ 6), bei denen die Stillung drei Jahre dauert, darf der Mann während dieser Zeit seine Frau nicht berühren. Die letzteren töten die Kinder daher oft nach der Geburt, um ihren Mann wieder zu sich lassen zu können und dadurch zu verhindern, dass er sich eine Nebenfrau annimmt [2]).

Bei den Peruanern (§ 7) dauert die Stillung zwei Jahre und wird mit einem grossen Entwöhnungsfeste geschlossen. Während dieser Zeit ist den Eltern der eheliche Verkehr miteinander untersagt [3]).

Endlich ist bei den ba-Suto (§ 13) dem Ehemann verboten, seine Frau während der ersten vier Tage nach der Entbindung zu besuchen, und am fünften Tage werden beide Gatten vor der Hütte durch den Zauberer entsündigt [4]).

Den grössten Kontrast zwischen den Entbindungsriten und dem Verkehrsverbot bieten die Abiponen: auf der einen Seite eine geradezu thörichte Affenliebe des Vaters für seine Kinder, sowohl kurz nach der Geburt, als während des ganzen Lebens; auf der anderen Seite eine Herzlosigkeit der Mutter aus Genusssucht oder wenigstens aus Eifersucht. Es ist klar, dass zwei so verschiedene Gebräuche weder eine gemeinsame Ursache haben, noch demselben Zwecke dienen können.

Nur eins geht aus den betrachteten Uebungen hervor: bei den patriarchalen Völkern, welche keine eheliche Treue von den Weibern verlangen und dennoch den Vater den Geburtsriten unterwerfen: Kariben (§ 4), Guaraní (§ 5), Culinos (§ 8), sehen wir, wie die väterliche Gewalt bei patriarchalen Völkern nicht durch die Zeugung, sondern durch die Geburt begründet zu werden pflegt, und bei sämtlichen matriarchalen Völkern, welche den Vater irgend welcher Uebung unterwerfen, erkennen wir, dass das Matriarchat nicht durch die Unbekanntschaft des Vaters hervorgerufen sein kann [5]).

§ 23.
Die typischen Fälle.

Zum Schlusse noch ein Wort über die typischen Fälle; es sind dies in erster Linie: Iberer (§ 1), Galibi (§ 4), Centralkalifornier (§ 10), Buru (§ 12), Dschagi (§ 13), Tibarener (§ 14), in zweiter Linie: Perlinsel (§ 4), Petivaren, Mundrucû, Chiriguanas (§ 5), Ucayali (§ 7), Jívaros (§ 8).

Bei den Iberern wird nichts vorliegen, als eine missverstandene Couvade. Bei den Petivaren und Mundrucû scheint die Uebung ein Ausdruck der Freude zu sein (vgl. die Diskussion daselbst). Bei den Jívaros ist ein besonderer Grund angegeben.

Es bleiben also noch die Galibi, Centralkalifornier, Buruesen, Dschagi, Tibarener, Perlinsulaner, Chiriguanas und die Ucayali-Stämme. Von diesen wissen wir betreffs der Dschagi und Tibarener, dass die Sitte nicht beobachtet ist, sondern nur durch Hörensagen bekannt und verbreitet ist. Der Bericht über die Galibi ist als innerlich unglaublich nachgewiesen, von den Perlinsulanern hören wir ja keine bestimmte Angaben, und von den Ucayali und den Chiriguana nur ganz allgemeine. Sollte man nicht erwarten, dass bei einer sorgfältigeren und gewissenhafteren Untersuchung alle diese typischen Fälle ein ganz anderes Bild gezeigt haben würden, als das, mit dem sie jetzt in den Lehrbüchern der Völkerkunde figurieren?

Bei einzelnen Völkern, die der heutigen Zeit angehören, lässt sich die Untersuchung nachholen, bei vielen ist es zu spät, sie sind verschollen und nur die Sage vom männlichen Wochenbett hat uns ihre Namen überliefert.

Aus dem Ganzen aber sehen wir, wieviel auf dem ethnologischen Felde noch zu thun ist, und wie verfehlt die isolierte Behandlung der Einzelerscheinungen, und wie wichtig die Verbindung mit anderen Dingen, auf die sie einwirken und von denen sie beeinflusst werden, für den Ethnologen ist.

---

[1]) Ploss, KBS. 1, S. 60.
[2]) Ploss, KBS. 2, S. 167. — Klemm, KG. 2, S. 84.
[3]) Ploss, KBS. 2, S. 146. 168. 183.
[4]) Ploss, KBS. 1, S. 252.
[5]) Friedrichs in ZVR. 8, S. 370—383.

Die physische Beschaffenheit der peruanischen Provinz Carabaya.

Von Chr. Nusser-Asport.

Die Provinz Carabaya ist für Peru das, was für den Nachbarstaat Bolivia der Distrikt Tipuany ist: das Eldorado, dessen tropische Thäler einen sprichwörtlich gewordenen Reichtum von dem begehrtesten aller Metalle in sich bergen.

Vor dem Unabhängigkeitskampf, der viele Minenunternehmungen lahm legte, energisch ausgebeutet, ziehen die goldführenden Bäche und Flüsse stets noch eine Menge kleinerer Unternehmer an; aber erst einer ferneren Zeit, wenn kapitalstarke Gesellschaften den Abbau in nachdrücklichster Weise betreiben werden, ist es vorbehalten, die noch wohlgefüllten Schatzkammern zu leeren.

Der peruanische Forscher Raimondi entwirft von dem gebirgigen Teil dieser Provinz ein vortreffliches Gemälde: Die hohe Cordillera des Ostens, welche, von Bolivia ausgehend, ganz Peru durchzieht und die Region des Hochlandes von den Montaña genannten bewaldeten Abhängen scheidet, teilt die Provinz in zwei ungleiche Hälften. Der im Süden dieser Cordillera gelegene Teil ist der kleinere und bildet einen schmalen, mehr oder weniger ebenen Terrainstreifen, dessen Klima frostig und dessen niedrigste Lage noch 4100 m über dem Meer ist, während der im Norden dieser grossen Kette gelegene Teil viel grössere Ausdehnung hat. Sein

Digitized by Google

Boden ist durch die zahlreichen Ausläufer oder Abzweigungen der Cordillera sehr gebrochen, wodurch zahllose enge Schluchten gebildet werden, welche den sie durchströmenden Gewässern kaum den nötigen Raum gewähren. In diesem Teile Perus besteht die östliche Cordillera gänzlich aus Schneebergen, und von einem ein wenig erhöhten Punkt betrachtet, bietet sie das grossartigste Panorama dar, das man sich denken kann. Beim Anblick jener stolzen Höhen, deren schneeige Spitzen sich mit den weissen Wolken verschmelzen, könnte man glauben, einen Vereinigungspunkt zwischen Himmel und Erde zu sehen.

Aber schwierig ist es, sich eine Idee von dem plötzlichen Wechsel zu machen, dem diese grossartige Naturscenerie unter dem alleinigen Einfluss atmosphärischer Phänomene unterworfen ist, einem Wechsel, dem ich bei dem Uebergang über die Cordillera auf dem Weg von Macusani nach Ayapata auf einer eine Legua betragenden Strecke beizuwohnen die Gelegenheit hatte. — Es war zwei Uhr nachmittags, die Sonne beleuchtete die Landschaft mit ihrem blendenden Glanz. Die ungeheuren Schneemassen, welche die gezackte Cordillera krönen, bildeten den herrlichsten Kontrast mit dem reinblauen Himmel; ein paar Wasservögel spielten auf der ruhigen Oberfläche des naheliegenden Sees; furchtsame Biscachas (Felsenhasen) sonnten sich in grosser Zahl an den Felsen; eine Gruppe zierlicher und leichtfüssiger Vicuñas, die in geringer Entfernung weideten, belebten das friedliche Bild, an dem ich mich nicht satt sehen konnte, — als unvermutet eine kleine Gewitterwolke am Himmel aufstieg, die sich nach und nach am Horizont ausbreitete. Bald waren die riesigen Schneegipfel in dichte Dünste eingehüllt, und die heissen Sonnenstrahlen machten einer feuchten kalten Luft, dem sichern Vorboten des nahenden Sturmes, Platz.

Wenige Augenblicke nachher war der Himmel bloss ein schweres dunkles Gewölbe, und das Wasser des Sees spiegelte nicht mehr die schöne Farbe des Himmels ab, sondern hatte wie ein Bad von flüssigem Metall eine düstere Bleifarbe. Alle Tiere, durch den Instinkt vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt, verschwanden von der Scene. Die Vögel suchten einen sichern Zufluchtsort zwischen den Felsen, die Biscachas versteckten sich in ihren Höhlen und die Vicuñas eilten in rasendem Lauf davon.

Plötzlich zerreisst das grelle Licht des Blitzes das graue Gewölbe, und im gleichen Augenblick schlägt das Rollen des Donners an das Ohr; mächtige elektrische Entladungen, gefolgt von betäubendem Hall, wie der Donner riesenhafter Geschütze, verwandeln die Gegend in ein wahrhaftes Schlachtfeld, auf dem sich die Naturelemente bekämpfen.

Das unheimliche Aussehen hoher schwarzer Felsen, in deren Spalten ewiger Schnee schimmert und die in kleinen Zwischenräumen von Lichtwellen überflutet werden, das Pfeifen des Windes in den engen Schluchten der Cordillera, das trockene und dichte Aufschlagen des Hagels auf den kahlen Felsen, das von den Bergen zurückprallende Echo des Donners und zuletzt das Krachen der von den Gipfeln sich loslösenden Eis- und Schneemassen vereinigen sich, um in wenigen Minuten die soeben noch freundliche, vom glänzenden Tagesgestirn verschönerte Scene in eine solche von Schrecken und Trostlosigkeit umzuwandeln, die den Reisenden, der jenem Ausbruch entfesselter Elemente anwohnt, an seine Schwäche und Ohnmacht erinnert, wenn er sich den Ehrfurcht gebietenden Naturkräften gegenüber befindet.

Die beiden Teile der Provinz Carabaya, die durch diese grosse Schranke getrennt sind, sind so verschieden, dass sie zwei verschiedenen Welten anzugehören scheinen. In der That, an der Südseite dieser Schranke eine sehr hoch gelegene frostige Region von vorherrschend flacher Bodengestaltung, mit verkümmerter baumloser Vegetation, armseliger Fauna und trockener, nebelfreier Atmosphäre, während am nördlichen Abhang ganz das Gegenteil zu treffen ist: eine Region, die in ihren Höhenverhältnissen wechselt, von den Flanken der Cordillera bis zu der bloss 478 m ü. d. M. befindlichen Mündung des San Gaban in den Inanvari, mit sehr gebrochenen Bodenverhältnissen, mit feuchter, in gewisser Höhe dicht nebliger Atmosphäre, einer wenigstens in den niedrigeren Teilen üppigen Vegetation, undurchdringlichen, durch riesige Bäume sich auszeichnenden Urwäldern und einer an jeder Art von Tieren überreichen Fauna.

Der Regenfall ist in der Provinz Carabaya im allgemeinen sehr reichlich, und man kann sagen, dass die einzigen Monate, in welchen er spärlicher auftritt, Juli, August und September sind. In der von den Urwäldern bedeckten Montaña fallen selbst in diesen Monaten häufige Regengüsse.

In den höheren Regionen, hauptsächlich in der Cordillera, brechen während der Regenzeit, d. h. vom Oktober bis Mai, nachmittags furchtbare Gewitter aus. Die Schneecordillera kann einer ungeheueren elektrischen Batterie verglichen werden, die sich von früh morgens an nach und nach mit Elektricität anfüllt bis 2 oder 3 Uhr nachmittags, wo dann ihre geräuschvollen Entladungen beginnen.

Am nördlichen Abhange ist eine etwa 3000 bis 3700 m ü. d. M. liegende Zone, auf welche sich gemeiniglich gegen Abend ein dichter Nebel lagert, der oft das Erkennen von Gegenständen auf wenige Schritte Entfernung hindert.

Diese Erscheinung tritt vorzugsweise an den Orten auf, wo die Schluchten einen sehr steilen Abfall haben, der eine Art von atmosphärischer, dem täglichen Temperaturwechsel zuzuschreibender Flut und Ebbe hervorruft.

Der Himmel ist in der Cordillera und den oberen Partien der Gebirgseinschnitte in der Frühe wolkenlos, während die niedrigeren und heissen Lagen mit

Digitized by Google

einem Mantel wässeriger Dämpfe bedeckt sind. Wenn die Sonne morgens am Horizont emporsteigt, erwärmt sie die oberen Partien, und die durch die Temperatursteigerung sich ausdehnende Luft bildet eine ansteigende Luftsäule; aber gleichzeitig entsteht, um die durch die Ausdehnung sich bildende Leere auszufüllen, eine von unten nach oben gehende Strömung. Diese Strömung zieht die mit wässerigen Dünsten gesättigte Luft nach oben, wo sie sich verdichtet und in dichte Nebel verwandelt. Während der Nacht vollzieht sich in den heissen Niederungen die entgegengesetzte Erscheinung: die heisse Luftsäule steigt von den Thälern nach den oberen Partien, und es bildet sich eine Strömung kalter Luft von oben nach unten. Gegen Morgen, vor Aufgang der Sonne, verdichten sich infolge der niedrigen Temperatur die wässerigen Dünste der oberen Partien zu Wasser, und diejenigen der unteren Partien kondensieren sich der nächtlichen Frische wegen zu Nebeln. Das Resultat ist, dass die oberen Partien am Morgen dunstfrei, die unteren aber mit einem leichten Wolkenschleier bedeckt sind.

Es ist schwierig, eine Idee von der Empfindung zu geben, die den Wanderer überkommt, wenn er, bei herrlichem Sonnenschein und wolkenlosem Horizont vom nördlichen Abhang gegen die heissen Thäler niedersteigend, plötzlich zu seinen Füssen ein dichtes Dunstmeer erblickt, das die Schlucht ausfüllt, durch die der Weg führt. Ohne beinahe den Boden sehen zu können, über den er reitet, fühlt er bei jedem Schritte vorwärts den ganzen Körper nach und nach in ein kaltes Dampfbad hineintauchen. Der dicke Nebel, der alle Gegenstände vergrössert, kleidet die mit Schmarotzerpflanzen überwachsenen Bäume und Gesträuche, die in dieser eigentümlichen Region üppig gedeihen, in phantastische unentschiedene Formen. Ein unangenehmes und durchdringendes Kältegefühl ergreift seinen Organismus und, wie schwebend in dieser dunstigen Atmosphäre, ohne Himmel noch Erde zu unterscheiden, kann er sich in eine ungekannte und rätselhafte Welt versetzt glauben.

Die Flüsse der Provinz Carabaya gehören zwei verschiedenen Systemen an. Der eine derselben, der Rio del Crucero und seine Zuflüsse, richtet seinen Lauf von der Südseite der Schneekordillera nach dem Titicacasee; die übrigen, die vom Norden herabsteigen, münden in den Inanvari aus, der dem ungeheueren Becken des Amazonas angehört.

Der Rio del Crucero, auch Poto genannt, hat seinen Ursprung in den Schneehöhen von Poto und Ananes; eine grosse Strecke von Südost nach Nordwest beinahe parallel mit der Kordillera laufend, fliesst er an der Ortschaft del Crucero vorbei; nachdem er den Ajoyani oder Calpuyo in sich aufgenommen hat, wendet er sich gegen Süden, vergrössert seine Wassermenge durch zahlreiche kleinere Zuflüsse und ergiesst sich schliesslich unter dem Namen Rames in den Titicacasee.

Der Rio Inanvari (auch Inambari) ist von allen Flüssen der Provinz der wichtigste, sowohl was seine Wassermenge anbelangt, als weil er auf seinem Lauf durch die beiden so goldreichen Provinzen Sandia und Carabaya in seinem Sande grosse Mengen Gold mitführt.

Der Rio Inanvari nimmt seinen Ursprung am nördlichen Abhang der Kordillera in geringer Entfernung von dem schneeigen Massiv des Poto, auf dessen Südseite der Crucero entspringt. Nach Norden fliessend, berührt er die Ortschaft Sina, deren Namen er annimmt. Weiter unten vereinigt er sich mit dem Quiaca. Seinen Lauf nach Norden fortsetzend, erhält er den Zufluss des Rio Sandia und heisst von diesem Punkt an Huari-Huari. Nachdem er seine Richtung nach Norden einige Leguas weiter verfolgt hat, beschreibt er eine Kurve nach Westen und erhält auf beiden Seiten zahlreiche Zuflüsse: darunter auf dem linken Ufer die Gewässer des Pulipuli, Machicamani, Huma und andere, deren Bett so bedeutende Mengen Goldes entnommen worden sind. Der Huari-Huari durchfliesst den grössten Teil der reichen Provinz Sandia, empfängt dann den Rio Pullani und nimmt von diesem Punkt den Namen Inanvari an, unter dem er in der Provinz Carabaya gekannt ist.

Sein Lauf wendet sich im nördlichen Teil genannter Provinz gegen Nordwest, indem sich seine Wassermenge unausgesetzt durch viele Zuflüsse vermehrt; die hauptsächlichsten davon sind: der Patarana, der Llactamayo und der Upina, welche die Distrikte von Coasa und Usicayas durchfliessen, der Esquilaya, der mit allen seinen Nebenflüsschen die Distrikte von Ayapata und Ituata bewässert, und der Rio von San Gaban, der die Gewässer der Distrikte von Ollachea und Macusani in sich vereinigt.

Dies sind, wie wir einschalten wollen, mit den Zuflüssen Tono, Piñipiñi, Cosñipata, Pilcopata und Querus der Provinz Paucartambo, die Zuflüsse des Inanvari auf peruanischem Gebiet. Der Inanvari bildet einen Teil der in diesen Regionen noch schlecht abgesteckten peru-bolivianischen Grenze. Aus der Vereinigung aller dieser Gewässer mit dem Inanvari bildet sich aber der Rio Madre de Dios, der zur bolivianischen Provinz Caupolican gehört und sich in den Beni ergiesst. Der Madre de Dios erhält keinen Zufluss von Bedeutung. Bloss auf seinem rechten Ufer ergiessen sich der Rio Manuripi und die Bäche Nuanúa und Genechiquia in ihn. Noch bis zum Jahre 1865 herrschte die irrige Ansicht, dass der Madre de Dios und der Inanvari zusammen den Purus bilden. William Chandless beseitigte durch seine Forschungen auf dem Purus und Acre diesen Irrtum; die Erforschung des Madre de Dios fällt aber erst in das letzte Jahrzehnt, und viel bleibt dort noch zu thun übrig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 46. **Stuttgart, 17. November 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Sintí, der erste Mensch. Eine Schöpfungssage der Kayowē-Indianer, aus ihrer Sprache übertragen von Albert S. Gatschet, Washington, D. C. S. 901. — 2. Das türkische Schattenspiel im Maġrib. Von M. Quedenfeldt. S. 904. — 3. Ueber die Verbreitung des Coca-Genusses in Südamerika. Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul. S. 908. — 4. Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas. Von H. Schurtz. (Schluss.) S. 910. — 5. Anthropologie und Geschichte. Von Dr. Ludwig Wilser. S. 913. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 918. — 7. Litteratur. (H. Mayr.) S. 919.

Sintí, der erste Mensch.

Eine Schöpfungssage der Kayowē-Indianer, aus ihrer Sprache übertragen von Albert S. Gatschet, Washington, D. C.

Eine Schar Mädchen befand sich im Lager und unterhielt sich mit Spielen. Darunter befand sich eine, die von ihren Eltern und Angehörigen besonders geliebt war; sie liess sich nur selten mit Gespielinnen in Unterhaltungen ein, sondern zog es vor, in der Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu bleiben. Diesmal rief man sie allseitig zur Teilnahme am Spiele herbei; sie ging hin, verliess dasselbe jedoch bald wieder, und die anderen Mädchen setzten das Spiel fort.

Da bemerkte die Jungfrau einen im Laube eines nahen Baumes halb verborgenen Gegenstand, der wie ein Stachelschwein aussah, und kletterte nach demselben hinauf. Es war die Sonne[1]), die hinter dem Baume stand; diese streckte ihr die Hand entgegen und half ihr beim Hinaufsteigen. Langsam kletterte sie an den Aesten des Baumes empor und legte sich dann neben der Sonne nieder. Dann begann der Baum zu wachsen, und das Mädchen, von dem wachsenden Baume emporgetragen, stieg höher und höher. Ohne dessen bewusst zu sein, war sie schliesslich so hoch gekommen, dass sie beim Hinunterblicken erschrak. Sie stieg höher und immer höher, bis sie das Himmelsgewölbe erreichte. Dann sagte die Sonne zu ihr: »Von hier (vom Himmel) komme ich,« und verwandelte sich in einen Mann.

Unten im Lager hatte man längst die Jungfrau vermisst, und ihre Gespielinnen fragten ihren Vater aus, was denn aus ihr geworden sei. Zugleich thaten sie ihm kund, dass in dem Laube eines Baumes etwas gelegen habe, das einem Stachelschweine ähnlich sah; sie sei hinaufgeklettert, um sich das Ding zu betrachten, sei aber dann nicht wieder zurückgekehrt. (Später zeigte es sich, dass das Stachelschwein der Sohn der Sonne gewesen war.)

Unterdessen hatte die in einen Mann verwandelte Sonne mit der Maid das Himmelsgewölbe erreicht, und sie liessen sich als Mann und Weib häuslich nieder. Der Mann rüstete sich zur Büffeljagd, um Fleisch nach Hause zu schaffen; das Weib drehte Büffelsehnen zu Strängen und befestigte damit steinerne Harken an hölzerne Handhaben, um damit essbare Wurzeln zu graben. Der Mann warnte sie, nicht Wurzelstöcke auszugraben, die von Büffeln berührt worden seien. Als sie trotzdem solche ausgrub, öffnete sich plötzlich der Boden; sie blickte hinab, und siehe da, weit unten dehnte sich ein Land aus. Sie stieg nach dem neuen Lande hinab und brachte einige Zeit darin zu. Dann eilte sie wieder nach dem eben verlassenen Zelte hin, nahm von dort gedrehte Sehnen mit, wand sie um einen Stab, der zum Aufgraben essbarer Wurzeln diente, und stiess ihn an der Stelle in die Erde, wo sich diese aufgethan hatte. Hierauf liess sie das Ende der Sehne durch die Oeffnung hinabgleiten, in der Hoffnung, dass es unten das Land erreichen werde. Sie täuschte sich, denn die Sehne war zu kurz. Sie machte sich also wieder nach ihrem Zelte auf, um ein weiteres Stück Sehne zu bereiten und an das ältere Stück zu knüpfen, um so das Land unten erreichen zu können. Wieder an der Oeffnung angelangt, befestigte sie von neuem das eine Ende der Sehne wie einen Gürtel an den Grabestock, das andere knüpfte sie um ihren Leib, und über sich band sie ihren noch unmündigen Sohn an dem Strange fest. Dann sprang sie hinab, blieb aber halbwegs an der zu kurzen Sehne hangen und schwebte in der Luft, ohne unten das Gras der Prairie berühren zu können, das sie mit der Hand zu greifen suchte.

Ihr Gatte, der Sonnenjüngling, hatte unterdessen als Jäger dem Wilde nachgestellt und brachte seine

[1]) Vgl. weiter unten: »Der Sohn der Sonne«.

Digitized by Google

Beute nach Hause. Sein Weib fand er dort nicht vor, doch als er sich in der Nähe umsah, erblickte er sie an dem Strange baumelnd. Er nahm einen Stein, rundete diesen ab und hiess ihn über das Kind wegzusetzen, das Weib aber darauf an den Kopf zu treffen. Dann liess er den Stein los, indem er ihn von oben (wo die Sonne kreist) den Sehnenstrang entlang hinabrollte. Der Stein wich dem Kinde aus, traf aber weiter unten das Weib an den Kopf. Es blieb auf der Stelle tot, und die Sehne zerriss. Der Junge war ebenfalls hinuntergestürzt, er suchte auf dem Boden seine tote Mutter auf und sog an ihren Brüsten, bis sie in Verwesung überging, und auch dann noch sog er fort.

Nachdem er schliesslich den Leichnam verlassen, bemerkte er, dass jemand in der Nähe sein Lagerzelt aufgeschlagen habe. Niemand war im Zelte, der Junge ging daher nach dem nahen Maisfelde. Mittlerweile kehrte die Eigentümerin des Zeltes heim und trat hinein, indem sie Fussspuren bemerkt hatte, die nach dem Zelte hinführten. Erfreut über den bevorstehenden Besuch eines Knaben oder Mädchens, machte sie eine Wurst und einen Spielball mit Pfeilen zurecht, die als Geschenke dienen sollten. Hierauf ging sie wieder nach dem Maisfelde, und bei ihrer Heimkehr von dort waren die Pfeile verschwunden. Freudeerfüllt schloss sie hieraus, dass der Besucher ein Knabe gewesen sei, denn nur ein solcher konnte die Pfeile nach dem Spielballe abgeschossen haben. Die »Alte Spinne«, denn so hiess die Frau, versteckte sich nun, in ein rauhes Fell eingewickelt, unter dem Eingange des Zeltes.

Der Junge trat ein, ass von dem Mais, den er vorfand, und sah die Alte daliegen. Plötzlich stand sie auf und suchte ihn zu ergreifen. Er erhob ein Geschrei und biss nach ihr, um sie los zu werden, doch blieb sie unverletzt. Sie hob ihn auf, setzte ihn auf ihren Rücken, und allmählich gewann er ihre Zuneigung. Sie sorgte für ihn und sang ihm ein Liedchen vor: »Deine Mutter ist tot und verwest, und dennoch nährst du dich von ihr!« worauf der Sprössling ihr zurief: »Grossmutter, biege mir doch diesen Stab zu einem Reif um!« Und sie bog den Stab, machte einen Reif daraus und befestigte die beiden Enden mit einem Streifen Haut, den sie aus ihren Lenden herausschnitt. »Wirf den Reif ja nicht in die Höhe!« riet sie ihm.

Zuerst rollte der Junge den Reif vor sich her, warf ihn aber dann, dem Rate der Alten zuwider, über sich in die Höhe. Er fiel dem Jungen auf den Scheitel und spaltete ihm den Körper der Länge nach entzwei. Die Alte sass im Zelte und hörte auf einmal zwei Knaben, statt des einen, sprechen; der Reif hatte durch seinen Fall zwei geschaffen. »Soeben ist ein Bruder angekommen,« sagte der eine zur Grossmutter; »denn es sind aus einem zwei geworden.« Sie sagte zu ihnen: »Rollet den Reif ja nicht, während der Wind anhält!« Doch sie setzten sich über den Rat hinweg und rollten den Reif, bis er von selbst weiter rollte (vom Winde getrieben), dann rannten die zwei wie besessen hinterdrein. Er rollte so weit, dass er ausser ihrem Bereich gelangte und sie ihn nicht mehr erhaschen konnten. Er hüpfte an einem Hügel empor und stiess dort auf das Zelt eines Mannes, der sich daselbst gelagert hatte. Der Reif verwickelte sich in den Zeltstangen und blieb stecken. Die zwei Jungen, die unterdessen herbeigeeilt waren, verlangten von dem Mann im Zelte, der ein Zauberer war, den Reif zurück, und er hiess sie eintreten und sich niedersetzen. Sie sahen nun etwas, das um die Zeltstangen herumgewickelt war, und verlangten ebenfalls danach. Der Mann hiess seine Gattin den Gegenstand aus dem Tuche herauswickeln; sie that wie geheissen, da drang der Rauch vom Zeltfeuer in das Zelt hinab, statt oben zu entweichen. Und als sie ein zweites dieser Bündel aufwickelte, wurde der Rauch noch viel ärger, so dass die Jungen beinahe erstickten. Der eine sagte zum anderen: »Bruder, hilf mir, ich ersticke!« »Ja wohl!« erwiderte der Jüngere, »klettere nur oben ins Zelt hinauf!« Der Bruder befolgte den Rat, und der Rauch blieb nun oben im Zelt, ohne sie weiter zu belästigen. Der Zauberer, der selbst stark von dem Rauche gelitten hatte, befahl seiner Gattin, den Reif den Jungen zurückzustellen. Mit ihm verliessen sie nunmehr das Zelt, eilten wieder demjenigen der Grossmutter zu, und berichteten dort ihr gefahrvolles Abenteuer. Sie schalt sie tüchtig aus, weil sie ihre Warnung nicht berücksichtigt hatten.

Ihnen war es nämlich unbekannt, was die Alte längst gewusst hatte, dass vor Zeiten eine Wasserflut dem Menschengeschlechte den Garaus gemacht hatte, und dass sie allein, die »Alte Spinne«, gerettet worden war. Sie entging dem Tode bloss, weil sie sich, über die Wasserfläche einherschreitend, retten konnte. Von der einen Hälfte der Kayowē-Indianer kamen damals alle um; von der anderen Hälfte war sie das einzige (menschliche) Wesen, das gerettet wurde. Die jetzt lebenden Kayowē stammen alle von Sintí, dem Knaben ab, den sie zu sich ins Zelt nahm. Ihre jetzige Lebensweise befolgend, haben sich diese Indianer nach der Flut wieder fortgepflanzt und vermehrt.

Das ist das Ende der Geschichte.

Die Kayowē-Indianer, von denen dieser Mythus herrührt, sind ein tapferes und kriegerisches Prairie- und Reitervolk, dessen ursprüngliche Heimat vermutlich das südöstliche Colorado gewesen ist. Die Männer zeigen kräftige, sehnige Gestalten und dagegen nur sehr selten Neigung zum Fettwerden, die vielmehr den Comanche-Indianern eigen ist. Die Haut hat einen sonderbaren aschfarbigen und ziemlich dunkeln Anflug, der sich auch bei den Indianern am Rio Grande wiederfindet und sonderbar von der Zimtfarbe der übrigen Nordamerikaner

Digitized by Google

absticht. Die Statur der Weiber ist beträchtlich kleiner als die der Männer und die Farbe heller. Beide Geschlechter sprechen ihre Sprache mit einer gewissen Feierlichkeit und Langsamkeit, die oft einen geradezu komischen Eindruck hinterlässt.

Die Kayowē nennen sich selbst Ko-i, in der Mehrzahl Kó-igu. Zur Zeit, als sie noch Büffelhautzelte hatten, waren die an der Spitze der Zelte herausstehenden Zeltlappen, die als Rauchfänge dienten, grösser als die der übrigen Nachbarstämme, und die Kayowē hiessen daher auch Kúmpoko oder (im Comanche) Tetschípara: »Zeltlappen«. Von den Arápoho-Indianern werden sie Nítschihi, d. h. »Narren« genannt. In historischer Zeit schweiften sie meist in Gemeinschaft mit dem Comanche-Stamme auf den Ebenen herum, und schon die früheste Erwähnung vom Jahre 1724 zählt beide Stämme nebeneinander auf. Beide sind indes von ganz verschiedener Abkunft und Sprache, und nur das gemeinsame Interesse an der Büffel- und Rehjagd scheint sie seit frühester Zeit eng verbunden zu haben. Vordem durch ihre Raub- und Verwüstungszüge sehr gefürchtet, sind sie seit 20 Jahren auf der Comanche-, Kiowa- und Apache-Reservation am False Washitā-Flusse, im Indianer-Territorium, untergebracht und haben sich seither, mit Ausnahme des Aufstandes von 1874, ziemlich ruhig verhalten. Die Büffeljagd hat seit 1878 wegen Aufreibung aller Herden ganz aufgehört, und dies ist ein Grund mehr für diese früher so unzähmbaren Reiterscharen, fein zu Hause zu bleiben und sich der Bebauung des Ackers zu widmen. Nach dem Regierungsberichte von 1888 war die damalige Kopfzahl der Kayowē 1121, was eine Abnahme gegen früher anzeigt.

»Medicin-Feder«, der junge Kayowē-Mann, von dem ich die geschilderte Erzählung empfing, schlug zwei Ueberschriften für dieselbe vor: Sínte he-inte-ikía »die Sage von Sintí«, oder auch: »das Stachelschwein, das das Mädchen in die Höhe zieht«. Sintí oder Sinde, die Hauptfigur darin, ist bei diesem Indianervolke der Schöpfer des Universums wie der Erde, des Menschengeschlechts, wie des Kayowēstammes. Er ist der wichtigste Genius in der Mythologie dieses Volkes und der erste Vertreter des Menschengeschlechtes. Der Mythenkreis, der Sintí zum Mittelpunkt hat, ist ausgedehnt, die vorliegende Erzählung bietet nur einen kleinen Teil desselben. Wie bei Nanabozho und Gluskap, den mythischen Hauptfaktoren im Odjibwē- und Abnáki-Volksbewusstsein, sind auch die über Sintí [1]) umlaufenden Geschichten derart, dass sie ihn meist als einen boshaften, gemeinen und diebischen Charakter darstellen. Dies ist auch der Fall bei den meisten Hauptgöttern unkultivierter Völker aller Weltteile, und warum? Weil dieselben übermächtige, in ihren Wirkungen unberechenbare und den Menschen oft schädigende Naturgewalten darstellen und nichts an sich haben von dem moralischen Hintergrunde, den die weisse Rasse stets hinter den Göttern und Genien fremder Nationen sucht, aber nur selten nachweisen kann. Hier haben wir »Religion ohne Ethik«.

Bis jetzt ist das Studium der Kayowē-Sprache nicht über das Vokabular-Stadium hinaus gediehen, und selbst auf ihrer Reservation hat sich nie ein Mann gefunden, der Englisch und Kayowē genugsam verstand, um als Dolmetscher zu dienen. Die Sprache ist indessen nicht schwieriger als manche andere, obendrein ein trefflicher Repräsentant für alle Prairien-Sprachen Amerikas; ihre Vokalisation ist eine dumpfe und unbestimmte und hat das Eigene, dass jeder Vokal in jedem Worte der Sprache nasaliert werden kann [1]). Diese Unbestimmtheit der Vokale erschwert das Niederschreiben von Kayowē-Texten nicht unbedeutend.

Um unseren Lesern einen Begriff von der Aussprache des Kayowē beizubringen, setze ich eine Stelle aus dem Mythus her, mit einer wörtlichen Uebersetzung:

»Kótaḍ, tá^{n}! é-ipai! heikó apáhiḍ,« ónkoti popó^{n}iba intáḍiḍ, hé-iko apáhiḍ: »púe mái imkíato!« »Hó-o!« túngné táḍiĕ, heikó sá-ayi; heikó mái imkíalhiḍ, heikó ónko guĕpíhiḍ tangú^{n}a; he-ikó yía ómtehed. Ac'hákie túi ăte, heikó yía min tú^{n}oneḍ. Tá túngne: »pābíe«, túngne, »heikó tsán, heikó yía i^{n}to^{n}mä^{n}.«

»Grossmutter! biege (den Stock) zu einem Reife um!« Darauf bog sie (ihn) für (ihn) um und schnitt (Haut) aus ihren Lenden, dann band sie (damit die Enden des Stabes zusammen zu einem Reife). »Wirf ihn nicht in die Höhe!« »Ja!« sagte der Junge, dann rollte er ihn und warf ihn in die Höhe; darauf traf (der Reif) ihn auf den Scheitel und spaltete ihn in zwei. Seine Grossmutter, die im Zelte sass, hörte hierauf zwei Jungen, die redeten. (Einer) sagte zur Grossmutter (tá, tá^{n}): »Mein Bruder,« sagte er, »ist bereits eingetroffen!« denn er hatte sich in zwei gespalten.

Anmerkung: Die in der Uebersetzung in Klammern eingeschlossenen Worte sind für das Verständnis notwendige Ergänzungen, die nicht im Texte stehen. Das Zeichen ḍ ist ein linguales oder alveolares d, das nicht selten als ein linguales l gehört wird.

Die Indianer erzählen ihre Mythen, Tierfabeln und sonstigen Geschichten selten in der ausführlichen, breitschweifigen Weise wie wir, sondern so kurz und bündig als möglich, so dass für Fernerstehende öfters die Rede unverständlich wird. Motive, die zum Verständnis der Erzählung notwendig sind, werden oft ausgelassen, weil jeder Indianer, der die Geschichte hört, dieselben ohne weiteres ergänzen wird. Deshalb ist der Schlusssatz vieler solcher Texte oft so kurz, dass er ohne Erläuterung nicht zu verstehen ist, und dies ist auch bei dem vorliegenden Stücke

[1]) Dieser Name bezeichnet einen Menschen, der andere »prellt, betrügt oder hinters Licht führt«.

[1]) Siehe meine Abhandlung über Kayowē-Phonetik in Proceedings of the American Academy for the Advancement of Science, 1881; und in American Antiquarian, vol. IV, pp. 280—285. Chicago 1882. 8vo.

Digitized by Google

der Fall, in dem die Entstehung eines Volksstammes nach der grossen Flut aus den Lenden eines Ueberlebenden doch allzu unvermittelt dasteht, auch abgesehen von anderem Mangel an stilistischem Zusammenhang.

Der blosse Text eines Mythus oder einer Sage ohne die richtige Deutung kann keinen wissenschaftlichen, höchstens einen poetischen Wert beanspruchen. Wer nicht weiss, dass die Tötung des Stieres in seiner Höhle durch den Jüngling Mithras den Eintritt der Sonne in das Sternbild des Stieres, somit den Frühlingsanfang bedeutet, für den ist die schöne Mithrassage nichts weiter als ein leeres Wortgeklingel. Die Deutung amerikanischer Mythen ist indes bei allen Rassen, wenn wir nicht genug feste Anhaltspunkte besitzen, eine schwierige, und nicht selten unmögliche Sache. In vielen Fällen können Indianer ihre Mythen deuten; was jedoch ihre Hauptgötter und volkstümlichsten mythologischen Gestalten eigentlich bedeuten, d. h. welche Naturmächte sie darstellen, wissen sie nur selten anzugeben. In diesem Falle kann das Problem bloss durch die vergleichende Methode gelöst werden.

Für das Verständnis dieses Mythus ist es notwendig, daran zu erinnern, dass Indianer sich das Himmelsgewölbe als eine feste oder massive Halbkugel denken, die sich über die Erde ausdehnt, und zwar in geringer Höhe über derselben, ähnlich wie sich der Hebräer seine Rakiah vorstellte. Durch Oeffnungen im Himmelszelt ist ein Verkehr mit der Erdoberfläche möglich, und aus dieser Vorstellung entstand die Idee von vier, fünf oder mehr übereinander liegenden Welten. Aus der untersten stiegen die Menschen nach und nach in die höhere und bessere hinauf und befinden sich jetzt in einer der obersten Weltsphären.

In unserer Erzählung, die vorwiegend meteorologischen Charakters ist, ist die Sonne mit Namen genannt; es kann also kein Zweifel über die Hauptperson herrschen. Die Sonne, die unter der Gestalt eines Stachelschweines im Laubgezweige von dem Mädchen bemerkt wird, ist die aufgehende Sonne, welche lange Strahlen abschiesst, die nicht unpassend mit den Stacheln des amerikanischen Stachelschweins verglichen werden. Allmählich steigt das Tagesgestirn höher und bringt den Baum scheinbar zu schnellem Wachstum; mit anderen Worten, das Gestirn hat seine Lage innerhalb des Geästes nach oben verändert, ist aber immer noch hinter dem Baum verborgen. Ganz oben, d. h. im Zenith befindlich, verwandelt sich die Sonne in einen Mann, d. h. sie gewinnt erst dort ihre ganze Kraft.

Bis hierher ist die Deutung des Mythus wohl unanfechtbar; von nun an ist es jedoch schwierig zu unterscheiden, was wesentliche Charaktere und was bloss pittoreske Ausmalung der Hauptpersonen ist, obwohl der meteorologische Charakter durchweg beibehalten wird.

Es ist wohl am sichersten, in der Jungfrau, welche der Sonne im Baume nachklettert, eine Morgenwolke zu erkennen, die scheinbar der Sonne nachfolgt und nach oben steigt. Das Oeffnen des Bodens im Himmelsgewölbe bedeutet das Zerreissen des sommerlichen Wolkenschleiers: denn durch den Riss muss die Erde von oben sichtbar werden, und das Herablassen der Sehne ist wohl durch einen Vorgang wie das Sichtbarwerden von Sonnenstrahlen in den Wolken oder das sog. »Wasserziehen« zu erklären. Der Sohn der Sonne, der an dem Sehnenstrange hinabgelassen wird, ist die Abendsonne, welche sich zur Mutter Erde hinabsenkt und vor dem Versinken noch geraume Zeit durch optische Vorgänge an den geröteten Abendwolken oder am Abenddunste kleben bleibt, was hier durch »das Saugen an der Mutterbrust« symbolisiert ist. Die »Alte Spinne« und Zauberin, welche die Abendsonne anpackt, ist die Nacht, und das Maisfeld am Himmel, das der Junge nach Eintritt der Dunkelheit aufsucht, mag das Sternenheer bedeuten. Der Reif, mit dem der Junge spielt, ist vielleicht die Mondsichel, und der dunkle unerhellte Körper des Mondes der Streifen Haut, den die Grossmutter aus ihren Lenden herausschneidet. Das Zelt des Zauberers, in welchem sich der Rauch des Lagerfeuers oben ansammelt, ist das durch die Sonnenhitze mit Dünsten erfüllte Himmelsgewölbe.

Sonne und Mond werden hier als Brüder, nicht als Mann und Weib, oder als Bruder und Schwester aufgefasst, wie anderswo so häufig der Fall ist; und die Zerspaltung des Jungen in zwei Jungen bedeutet Entstehung des Mondes aus dem Sonnenkörper, was vermutlich eine Schlussfolgerung aus dem nahen Zusammentreffen beider Weltkörper zur Zeit des Neumondes ist. Der »Alten Spinne«, die auch bei anderen Völkern als Zauberin figuriert, wird die Erhaltung des Menschengeschlechtes während der Sintflut deshalb zugeschrieben, weil die Wasserspinne zu den wenigen Tieren gehört, die auf dem Lande wie auf dem Wasser leben können.

Da von einer Verbindung des Sintí mit einer Stammmutter der Kayowē nirgends die Rede, und die Trennung der letzteren in zwei Abteilungen nicht begründet wird, so müssen wir dies als eine empfindliche Lücke in der Ueberlieferung des sonst so interessanten und eigen gedachten Mythus betrachten.

Das türkische Schattenspiel im Magrib.

Von M. Quedenfeldt.

Im vergangenen Jahre hat der Direktorialassistent am Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin, Dr. F. von Luschan, eine umfangreiche, interessante Abhandlung über das türkische Schattenspiel veröffentlicht [1]).

Während Herr von Luschan Gelegenheit hatte, diese Volks- oder Kinderbelustigung in der euro-

[1]) Internationales Archiv für Ethnographie, Band II, 1889.

Digitized by Google

päischen Türkei, in Kleinasien und Syrien kennen zu lernen, erstrecken sich meine Beobachtungen auf die nordwestafrikanische Variante derselben.

Unter der türkischen Herrschaft dorthin verpflanzt, hat das Schattenspiel auf afrikanischem Boden, unter berberisch-arabischer Mischrasse, wohl nie das gleiche Gedeihen gefunden, wie in der eigentlichen Heimat. In seinem gegenwärtigen Stadium wenigstens scheint es zwar nicht dem Aussterben nahe, aber doch nur kümmerlich zu vegetieren.

Wir finden im Maġrib nicht jene farbenfreudigen und verhältnismässig kunstvoll aus Tierhaut geschnittenen Figuren des Orients, welche die prächtigen, der Luschanschen Arbeit beigegebenen Abbildungen veranschaulichen. Freilich macht sich hierin, nach Mitteilung des Herrn Verfassers, in neuerer Zeit ein Rückschritt bemerkbar. Die maġribinischen Figuren dagegen sind unbemalt und in überaus groben Konturen aus dem genannten Material geschnitten. Es drückt sich, wenn ich so sagen darf, das Anspruchslosere, Einfachere, selbst Rohere des Berber-Arabers gegenüber dem türkischen Komfort in ihnen aus.

Auch die Gesamtverbreitung in unserem hier zu besprechenden Gebiet, die Zahl der Theaterbuden in den einzelnen Städten, die Teilnahme der Bevölkerung an dem Spiel kommen den entsprechenden Verhältnissen in der Türkei (trotz der stellenweisen Behinderung durch die Behörden daselbst) nicht gleich. Und das ist nicht nur in den Ländern des Maġrib der Fall, wo die Herrschaft der Pforte verdrängt ist, sondern selbst in dem politisch rein türkischen Wilajet Tripolis.

Auf dieses Gebiet, sowie auf Tunis, beziehen sich meine eigenen vorjährigen Beobachtungen. Sehr schätzenswerte einschlägige Informationen verdanke ich der Güte des früheren, leider inzwischen einem Lungenleiden erlegenen Sekretärs unseres Konsulats in Tunis, Herrn Heinrich von Knapp, sowie des Kaufmanns Herrn Richard Schäfer in Tripolis, gegenwärtig in Tanger.

Ich gehe nun zur Sache selbst über. Da ich, wie erwähnt, das türkische Schattenspiel im Orient nicht aus eigener Anschauung kenne, so enthalte ich mich naturgemäss aller Vergleiche und beschränke mich lediglich darauf, eine, der besseren Uebersicht halber in kleine Gruppen gesonderte Darstellung meiner eigenen, auf Nordwestafrika bezüglichen Ermittelungen zu geben.

Litteratur.

Abgesehen von verschiedenen oberflächlichen Schriften französischer Journalisten (z. B. Autour du Ramadan tunisien par Paul Jacquinot d'Oisy), welche das Schlüpfrige, Lascive der Sache mit Vorliebe breit treten, und einigen gelegentlichen Erwähnungen in Reisehandbüchern (Piesse u. a.), ist mir über das türkische Schattenspiel im Maġrib nur eine, auf Tunis bezügliche, Beschreibung desselben von Heinrich Freiherrn von Maltzan: Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, Leipzig 1870, Band I, Kap. 7, als bemerkenswert bekannt. Mit einigen Anschauungen des Verfassers kann ich mich nicht einverstanden erklären; ich komme darauf noch zurück.

Name und Versionen über dessen Ursprung.

Im Maġrib wird die ganze Institution, nach dem Hauptheldeu bei allen Aufführungen, »Karakûs«, mit den durch Abweichungen in der Aussprache bedingten Varianten »Garagûs« oder »Karagûs«, benannt.

In Tunis, wo die türkische Sprache zur Zeit nur noch von einer verschwindend geringen Minorität verstanden wird, fasst man dementsprechend den Namen auch nur als das auf, was er gegenwärtig ist, als Eigennamen mit der Uebertragung für: Possenreisser, Hanswurst, Spassvogel im allgemeinen, ohne sich der türkischen Bedeutung (kara gös = schwarze Augen) bewusst zu sein. Man erzählt, ein Mann, Namens Karakûs, sei früher mit einem gewissen Hadj Iuâs[1]) associiert gewesen, und diese beiden seien die Begründer dieser Art von Schaustellungen. Sie hätten aber in recitierender Weise die Stücke selbst vorgetragen, und erst nach ihrem Tode seien die nach ihnen benannten Puppen an ihre Stelle getreten.

In Tripolis kennen natürlich die zahlreich vorhandenen Türken und die türkisch sprechenden Araber die Bedeutung der Worte »kara gös«. Ob aber, und in welcher Weise, diese Bezeichnung mit dem Namen des Helden der Schattenspiele zusammenhängt, weiss niemand zu sagen. Dasselbe ist mit der gleichfalls versuchten Ableitung von »kara kusch«, schwarzer Vogel, der Fall. Ueber die Entstehung des Spiels hat man in Tripolis folgende Version, deren Mitteilung ich meinem Freunde Herrn R. Schäfer verdanke.

Vor langer Zeit lebte in Stambul ein Mann, dem die Misswirtschaft der Paschas und der sonstigen Würdenträger ein Dorn im Auge war. Er sann nach, wie dem abzuhelfen sei. Da es ihm unmöglich war, bis zur Person des Sultans vorzudringen, um diesem seine Wahrnehmungen vorzutragen, beschloss er, ein Schattenspiel zu etablieren, in der Hoffnung, dass der Sultan auf das Gerücht von der Neuerung hin sich zu einem Besuche seiner Vorstellungen entschliessen würde. So geschah es in der That. Kaum gelangte die Kunde von dem allgemeinen Beifall findenden, zotenhaft-drolligen Karakûs-Spiele zu den Ohren des Herrschers, als derselbe im Theater erschien. Karakûs hat an diesem Abend natürlich ganz andere Dinge geredet, als Zoten. Dem Sultan wurden die Augen geöffnet über das Treiben seiner Minister und Gouverneure, die er grossenteils

[1]) Ohne Zweifel eine arabische Verstümmelung des Namens der zweitwichtigsten Person der Schattenspiele bei den Türken, Hadji Eïwad. Vgl. die Luschansche Abhandlung.

Digitized by Google

ihrer Aemter enthob und bestrafte. Der Karakûs-Begründer aber wurde Wesir. Als solcher konnte er, das ist klar, seine Vorstellungen nicht weiter leiten. Da die Sache aber dem Volke einmal gefallen hatte, so traten andere an seine Stelle, und das Spiel gewann allmählich überall da Verbreitung, wo Türken herrschen und geherrscht haben.

Vielleicht steht der volksbeglückende Karakûs in diesem Histörchen mit der von G. Ebers, Théophile Gautier u. a. erwähnten geschichtlichen Persönlichkeit gleichen Namens oder Spitznamens in Aegypten [1]) in irgend einem Zusammenhang; man braucht nur den Schauplatz in das Pharaonenland zu verlegen.

Doch wie dem auch sei, so viel scheint festzustehen, dass man etwas Positives über den Ursprung des Namens sowohl, wie den des Spiels überhaupt, im Maġrib nicht weiss.

Verbreitung und Spielzeit.

Da die türkische Herrschaft sich, im Gegensatz zum gesamten übrigen Nordafrika, niemals ganz oder auch nur teilweise über das Territorium des heutigen Sultanats Marokko erstreckt hat, so ist es nur natürlich, dass auch der Karakûs in diesem Lande keinen Boden gefunden hat. Nur der Name ist aus den Erzählungen und Beschreibungen der Pilger und solcher Ġarb-Leute, die in den östlichen Ländern des Maġrib oder in Aegypten sich zeitweise arbeitsuchend aufgehalten haben, bekannt. In Algerien tritt der Karakûs gegenwärtig wohl nur vereinzelt und in den grösseren Städten auf. Im Itinéraire de l'Algérie von Piesse (1885) finde ich eine Notiz, nach welcher die Aufführungen in Alger 1843 von der Polizei verboten worden seien, weil man darin das französische Militär lächerlich gemacht habe. In späterer Zeit müssen sie indessen wieder freigegeben worden sein, da mir von Algerinern in Tunis und Tripolis das gegenwärtige Vorkommen der Karakûs-Spiele in der Algerie wiederholt bestätigt wurde. Aus eigener Anschauung kenne ich dieselben von dort nicht, denn in Médéa in der Provinz d'Alger, wo ich mich 1884 während des Ramadân aufhielt, war kein Karakûs-Theater.

Nur in diesem Fastenmonat, in welchem der sonst so zeitig sein Lager aufsuchende Maġribiner infolge der veränderten Lebensweise einen Teil der Nacht durchwacht und sich in seinem Laden mit Geplauder oder im Kaffeehause bei Musik u. dergl. unterhält, finden Karakûs-Aufführungen in den Abendstunden statt; ausserhalb dieser Zeit niemals. Schon vor dem an den Fastenmonat sich anschliessenden sog. kleinen Fest (ʿId-ess-sseġîr), also mit dem letzten Tage des Ramadân, hören sie auf.

In Tunesien floriert Karakûs regelmässig, wie es scheint, alljährlich nur in den Städten Tunis, Ssfâḳss und Ḳairuân. In ersterer Stadt betrug die Zahl der Buden 1889 sechs, die im Viertel Ḥalfâuin [1]) im Norden der Stadt ihren Platz hatten. In dieser Gegend konzentriert sich überhaupt das Schaubudentum zur Ramadân-Zeit. In Monastir, einer der kleineren Städte der Regentschaft an der Ostküste, wo ich die letzten Ramadân-Tage im vergangenen Jahre zubrachte, gab es keine solche Vorstellungen.

Auch in der Stadt Tripolis war die Zahl der Buden sehr gering. Ich konnte in der ersten Hälfte des Mai vorigen Jahres nur das Vorhandensein von drei Theatern feststellen, von denen sich zwei in Kaffeehäusern am Ostende des Ssûḳ et-Turk befanden, ein drittes in der dem Meere zunächst gelegenen Strasse, welche von den in Tripolis lebenden Europäern etwas hochtönend »Boulevard de la Marine« genannt wird. In die kleineren tripolitanischen Orte Sliten, Missrâta u. s. w. verliert sich höchstens ausnahmsweise einmal ein Karakûs-Spieler. Aus dem Wilajet Benġâsi kann ich weder aus eigener Anschauung, noch nach anderen etwas über das Spiel mitteilen.

Obgleich ich hier nur vom Maġrib spreche, so sei der Vollständigkeit halber noch erwähnt, dass man in Aegypten — nach einem an mich gerichteten Briefe des Herrn Professor Dr. G. Schweinfurth aus Kairo vom 24. Januar 1890 über dortige Volksbelustigungen — jede Art von öffentlicher Possenreisserei »Garagôs« nennt. »Der Garagôs par excellence aber, eine Spezialität von Aegypten, ist der sog. ʿAli Kaka, jetzt ʿAli Kaka Sohn, der nicht nur in Kairo, sondern in allen Städten und auf allen Messen gastiert und auch an anderen Orten Nachahmer findet. Ob der ursprüngliche ʿAli Kaka dieses Genre aufgebracht hat, weiss ich nicht, ich nehme aber an, dass es früher nicht existiert hat, denn sonst wäre davon in der Description de l'Égypte und anderswo die Rede gewesen.«

Sprache.

Die Sprache bei den Karakûs-Aufführungen ist im Maġrib überall das Arabische in den betr. Vulgärdialekten, aber doch mit nicht allzu seltenen, korrumpierten türkischen Ausdrücken durchsetzt. Es ist dies ein Ueberbleibsel aus der Zeit der ersten Aufführungen, welche natürlich in türkischer Sprache stattfanden.

Lokal, Bühne und Eintrittsgeld.

Die Vorstellungen finden sowohl in Tunis als auch in Tripolis in einer für den Ramadân ad hoc gemieteten Lokalität, einem höchst primitiven, fensterlosen, räucherigen Gewölbe, vielfach mit einem arabischen Kaffeehause verbunden, statt. Der Karakûs-Spieler mietet entweder die Bude selbst oder, wenn er in einem Café nur »gastiert«, so teilt er die Einnahme mit dem Wirt, lässt sich auch wohl in

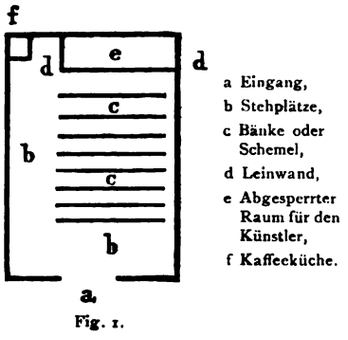
[1]) Eine Art Hofnarr, Eunuch und Baumeister unter Sultan Ssalah-ed-Dîn.

[1]) Auf und bei dem grossen Platze war früher der Hauptverkauf von Ḥalfa-Gras. Ḥalfâui = Halfaverkäufer.

Digitized by Google

solchen Fällen, wo ihm dies vorteilhafter dünkt, ein bestimmtes Spielhonorar vom Lokalbesitzer zahlen. Einige roh gezimmerte Holzbänke oder Schemel füllen den dunkeln Raum aus.

Die erhöhte Bühne wird meist an der dem Eingange gegenüber liegenden Wand in der Weise hergestellt, dass eine weisse Leinwand vor einem Teil derselben schirmartig straff aufgespannt wird. Das eigentliche Operationsfeld ist ein Tisch, dessen Platte sich etwa in Kopfhöhe der Zuschauer befindet. Etwa ½ m hinter der Leinwand steht eine Oellampe, welche dieselbe gleichmässig beleuchtet, und zwischen Lampe und Leinwand lässt nun der Karakûs-Leiter seine Figuren spielen, neben sich ein Brett und eine quer durch den Verschlag gezogene Schnur, um die Puppen bei der Hand zu haben, sie bequem ergreifen und fortlegen, bzw. — hängen zu können.



a Eingang,
b Stehplätze,
c Bänke oder Schemel,
d Leinwand,
e Abgesperrter Raum für den Künstler,
f Kaffeeküche.

Fig. 1.

Die obenstehende einfache Skizze veranschaulicht einen dieser, in der Anlage wenig unter sich variierenden Räume. — Das Entree ist, dem Gebotenen entsprechend, sehr gering und besteht aus einigen Karruben, Paras oder sonstigen landesüblichen kleinen Münzen. Europäer zahlen honoris causa etwas mehr, einen halben oder einen Frank.

Publikum.

Dasselbe gehört fast durchweg den niederen Klassen an, Diener, Soldaten, Bootsleute u. dergl., das Gros aber bilden Kinder, vom halbwüchsigen Burschen hinab bis zum drei- oder vierjährigen. So anstössig das Spiel, wie wir sehen werden, ist, so wenig skrupulös scheinen selbst Eltern der besseren Stände ihren Kindern den Zutritt zu diesen Schaustellungen zu gestatten. Denn ich sah z. B. in Tripolis Offiziersburschen mit wohlgekleideten kleinen Mädchen oder Knaben, Kindern höherer türkischer Offiziere, unter den Zuschauern.

Einem Europäer oder älteren Musslem der besseren Klassen, der sich ja einmal selbst mit seinen Sprösslingen hinbegibt, wird vorn auf einer der wenigen Bänke ein Platz angewiesen. Der ventilationslose, übelduftende Raum ist meist dicht gedrängt voll; der grössere Teil des Publikums steht während der kurzen Vorstellung. Ist dieselbe zu Ende, so strömt der Kinderschwarm sich drängend zu der weit geöffneten, schweren Holzthür hinaus. Dann wird dieselbe wieder bis auf einen schmalen Spalt geschlossen, und ein Kassierer erhebt von jeder zu der neuen Vorstellung sich hineinquetschenden Person den bescheidenen Obolus. Europäer und Honoratioren lässt man respektvoller passieren und auch erst später »nach Belieben« zahlen.

Der Leiter des Spiels und seine Art, zu hantieren.

Die Bezeichnung für den Leiter des Spiels ist nicht, wie man nach analogen Bildungen, z. B. Kahuâdji = Kaffeehauswirt, annehmen könnte, und wie es im Türkischen [1]) auch geschieht: »Karakûsdji«, sondern man sagt in Tunis »Bu-Dabûss«, was wörtlich »Vater«, also Leiter, Direktor »der Schaustellung« bedeutet.

Der Schêch oder Aelteste der Karakûs-Direktoren in Tunis ist gegenwärtig — wenigstens war er es im Frühjahr d. J. — Ssi-Moḥammed Bu-Dabûss. Mein verstorbener Freund H. von Knapp, der denselben auf meine Bitte über einige Details seiner Kunst befragt hatte, schrieb mir unterm 25. Oktober v. J. aus Tunis humoristisch und sehr bezeichnend für dieses Genre von Leuten: »Um die gewünschten Aufklärungen zu erhalten, liess ich den Nestor der hiesigen Karakûs-Theaterdirektoren aufs Konsulat kommen. Derselbe, ein sehr würdiger, alter, schmieriger Herr, dem während seiner vielen Reden fortwährend ein munteres Wänzchen auf dem Burnus umherstieg, hatte sein ganzes Theater gleich mitgebracht und versicherte mir zunächst, dass mit seinem Tode der grösste Künstler der Neuzeit für Karakûs ins Grab steigen würde, und dass er sehr für die Zukunft der edlen Kunst fürchte. Nach dieser Lobrede auf sich selbst versuchte der alte Gauner mir sofort sein ganzes Theater aufzuhängen. Ich begnügte mich aber zunächst, ihm den Haupthelden Karakûs abzunehmen, und lasse Ihnen einliegend sein unkeusches Gebein zugehen . . .«

Ein geschickter Bu-Dabûss versteht es meisterhaft, mit seinen Puppen zu hantieren, ihre Dialekte und Jargons, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der handelnden Personen im Leben u. dergl. nachzuahmen. So imitiert er die lispelnde, mauschelnde Aussprache des Arabischen beim Juden, die sprachlichen Eigentümlichkeiten des Maltesers, wenn er das tunesische Arabisch spricht, die Fistelstimme einer Frau oder eines Eunuchen, das brüske, polternde Auftreten eines Saptie oder Polizisten u. s. w. vortrefflich. Dazwischen ahmt er durch Klatschen mit der Hand gegen seinen eigenen Kopf das Geräusch ausgeteilter Ohrfeigen nach, er markiert fallende Stockschläge, poltert mit den Füssen, um das Auftreten mancher Figuren effektvoller zu gestalten u. dergl. Er allein vereinigt alle Rollen in seiner Person. Ein Knabe dient ihm als Handlanger. Wenn ein Stück viele Figuren erfordert, so hält und dirigiert der Knabe auch wohl einige der Nebenfiguren

[1]) Karagösdji.

Digitized by Google

oder ahmt das Geräusch von Schlägen nach, recitiert aber nie.

Zuweilen versieht ein Karakûs-Leiter an einem Abend mehrere benachbarte Buden, d. h. er spielt beispielsweise in Bude 1, während 2 und 3 ihr Publikum anlocken, läuft dann schnell zur zweiten Bude, während 1 und 3 die Werbetrommel rühren, geht dann zu Nr. 3 u. s. f.

Die kurze Dauer der Stücke, die selten länger als 15—20 Minuten Zeit in Anspruch nehmen, ermöglicht dies.

Figuren und sonstige Requisiten.

Die spannenlangen Figuren sind sehr plump und roh aus steifer, ungegerbter Tierhaut (vom Rind, auch wohl vom Kamel) geschnitten. Zuweilen — ich selbst habe aber keine solchen gesehen — soll auch dicke Pappe als Material verwendet werden. Sie sind entweder gar nicht bemalt oder doch nur an einzelnen Stellen in überaus primitiver Weise mit schlechten Wasserfarben bestrichen.

Die Extremitäten dieser Puppen sind durch Bindfaden scharnierartig mit dem Körper verbunden und beweglich; die Arme sind bei einzelnen Figuren, dem Schulter- und Ellbogengelenk entsprechend, zweigelenkig. Was die Figuren vorstellen sollen, wissen die Zuschauer. Sie hören es an den bereits erwähnten sprachlichen Eigentümlichkeiten, die der Bu-Dabûss seinen Puppen in den Mund legt. Manche der letzteren sind auch an der Form, durch gewisse konstante Merkmale kenntlich, so vor allen Karakûs selbst an seinem riesigen Membrum virile, dessen er sich, unter dem Gejohle der Kinderschar, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit bedient. Vielfach geht auch aus den Anreden, Gesprächen u. dergl. die Bedeutung der Figur hervor.

Entsprechend der primitiven Verfassung der Figuren ist auch ihr Preis ein geringer. Einen ganzen Satz derselben, aus etwa 15—20 Stücken bestehend, kann ein Liebhaber für etwa fünf bis acht Frank erwerben.

Stereotyp in jedem Stücke tritt der Karakûs auf, gewöhnlich ein pfiffiger, derber, höchst zotenhafter Gesell, Türke, daneben Hadj Iuâs, gleichfalls Türke, harmloser, dümmer. Als dritte stereotype Figur kann man wohl den am Schlusse der meisten Stücke erscheinenden (oft Baranibara genannten) Riesen nennen, vor dem gewöhnlich alles Reissaus nimmt.

Im ganzen zählt der tunesische Karakûs vielleicht 20 Personen, die je nach dem Stücke alle oder teilweise auftreten. Die wichtigsten, ausser den bereits genannten, sind: ein Jude, ein Beduine (vom Lande), Beduinenfrau, Neger, Malteser, Malteserin, ein Marokkaner mit Pistole, Tuneser (Städter) mit Pfeife, Algeriner, ein Polizist u. a.

Jude und Christ werden stets als lächerlich oder bösartig hingestellt; der erstere besonders gilt als Prototyp des listigen Betrügers, er wird aber gewöhnlich von dem stark priapisch veranlagten Karakûs entlarvt und in seiner ihm eigentümlichen Weise abgestraft.

In Tripolis sind die Figuren mit einigen lokalen Abänderungen — türkischer Soldat mit Säbel, Tripolitaner Städter — ganz ähnlich. Zuweilen tritt auch wohl ein Hund, ein Esel mit auf; die Staffage bildet ein Haus, ein Kaktusstrauch, eine Treppe u. dergl.

Fig. 2.

Ich gebe hier die Abbildung einer aus Tunis stammenden Karakûs-Figur, die ein weibliches Wesen darstellt, aber eher einem Tanzbären gleicht.

Das Dirigieren aller Puppen geschieht mittels kleiner Holzstäbchen, die von rückwärts durch dieselben gesteckt werden. Zu diesem Zwecke sind die Figuren an verschiedenen Stellen mit etwa erbsengrossen Löchern versehen. Ist der Bu-Dabûss genötigt, viele Puppen gleichzeitig spielen zu lassen, und reichen hierzu seine Hände und die seines Gehilfen nicht aus, so bewegt er auch wohl ein oder zwei Stäbchen mit dem Munde. Und dies alles geschieht, wie gesagt, meist in ausserordentlich gewandter Weise. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Verbreitung des Coca-Genusses in Südamerika.

Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul.

Ueber dieses Thema hat der um die Erforschung Venezuelas hochverdiente deutsche Forscher Dr. Ernst in Caracas eine Mitteilung an den 1888 zu Berlin abgehaltenen Amerikanisten-Kongress gerichtet, welche in dem kürzlich erschienenen Berichte [1]) dieses Kongresses abgedruckt ist. Es sei

[1]) Congrès international des Américanistes. Compte-rendu de la VIIe session à Berlin 1888. Berlin 1890.

Digitized by Google

hier kurz auf dieselbe hingewiesen, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen, welche geeignet sein dürften, zu weiterer Verfolgung der Frage anzuregen.

In dem Maasse, als sich die Herrschaft der Inkas durch aufeinander folgende Eroberungen ausdehnte, verbreitete sich auch der Gebrauch der Coca über die Grenzen Perus hinaus, indem er selbst von benachbarten Stämmen angenommen wurde, welche den Herrschern von Cuzco nicht unterthan waren. So trafen die Spanier zur Zeit der Conquista dieses Reizmittel fast bei allen Bewohnern der Andenkette nördlich von Peru bis zum Isthmus von Panama und zu den Küsten des Karaiben-Meeres in Gebrauch. Dagegen scheint der Gebrauch der Coca den Völkern Centralamerikas unbekannt geblieben zu sein.

Die Conquistadores fanden in Neu-Granada bei den Eingeborenen als Kaumittel die Blätter einer Pflanze in Gebrauch, die Hayo genannt und von welcher angegeben wurde, sie sei identisch mit der Coca der Peruaner. Nebenbei bemerkt, scheint mir dieser Punkt, der Nachweis der Identität von Coca und Hayo, zumal auf Grund der botanischen Identificierung der betreffenden Erythroxylon-Arten noch keineswegs genügend klargestellt, und wenn Dr. Ernst und andere Forscher diese Frage weiterhin verfolgen wollen, so dürften ganz genaue Ermittelungen über die verschiedenen in Betracht kommenden Spezies und deren Synonyme, sowie über deren geographische Verbreitung wünschenswert sein. Ernst ist geneigt, an Bildung mehrerer Varietäten durch die Kultur zu glauben, während Humboldt erachtet, dass mehrere verschiedene Arten in Gebrauch waren. Gegenwärtig hat die Pflanze in Neu-Granada den peruanischen Namen, und der Gebrauch der Coca ist mehr und mehr in Abnahme gekommen, um vom Tabak ersetzt zu werden. Nur im Süden — Neiva, Popayan — haben sich nach Triana noch Spuren des Gebrauches erhalten.

Ebenso ist auch in Venezuela der Gebrauch der Coca längst erloschen. Seine ehemalige Existenz ist aber für die an der Küste gelegene Provinz Cumana durch den Bericht des Paters Thomas Ortiz für das Ende des 15. Jahrhunderts verbürgt. Die Blätter des auch hier Hay genannten Baumes wurden nur von den Männern gekaut. Die Indianer verwendeten viel Sorgfalt auf die Kultur des Baumes. Die Blätter wurden nicht einfach benutzt, sondern mit gepulverten und durch das Feuer eines besonders scharfen Holzes kalcinierten Schneckenschalen, d. h. also mit Kalk, vermischt. Das so bereitete Pulver wurde in sorgfältig aus »cannis palustribus[1])« geflochtenen Körbchen aufbewahrt und bildete einen gesuchten Handelsartikel, gegen welchen von den reisenden Händlern Mais, Sklaven und Gold eingetauscht wurden (»maicium granum, mancipia et aurum aut ex auro monilia quae guanines appellant«).

Noch heutigen Tages haben in Venezuela alle Erythroxylon-Arten, auch E. cumanense HBK., den Namen Hayo. Auffallend und nicht ganz erklärlich ist dabei der Umstand, dass die Zähne, wie P. Ortiz angibt, durch den Genuss der Coca schwarz wurden, was Ernst zufolge bei den Peruanern nicht der Fall war. Ernst glaubt vielmehr die Ursache in der Schärfe des beim Kalcinieren der Schneckenschalen verwendeten Holzes suchen zu sollen. Wenn die Thatsache richtig ist, so fragt es sich, ob nicht eher der Kalk daran schuld ist, und etwa in Peru die Coca ohne Kalk genossen wurde. Ich erinnere nur daran, dass auch das Betelkauen die Schwärzung der Zähne hervorbringt, und dass bekanntlich auch beim Betel der Kalkzusatz nicht fehlt — eine übrigens merkwürdige Analogie.

Wenn somit die einstige Verbreitung des Cocagenusses bis nach dem äussersten Norden von Südamerika erwiesen ist, so wird zu untersuchen bleiben, wie weit etwa ein solcher auch gen Süden reichte. Die Existenz alter Beziehungen zwischen dem ganzen Amazonasthale bis zu seiner Mündung und dem Inkareiche ist durch die neueren archäologischen Studien, zumal die von Ladislao Netto, sehr wahrscheinlich geworden. Während alles, was wir hier in Rio Grande do Sul, in Uruguay u. s. w. bisher an Altertümern der Indianer vorfanden, uns mit einer überaus niederen Kulturstufe bekannt macht, von jener nicht wesentlich verschieden ist, wie sie K. von den Steinen im Innern Brasiliens noch vor kurzem antraf, hat man dagegen in St. Catharina wie in Tucuman und von beiden Gebieten an nordwärts schon mehrfach Kunstwerke der Steintechnik gefunden, wie sie ausser dem Bereiche der Kultur der rohen Waldindianer Brasiliens liegen. Diese fein gearbeiteten Steingeräte in Form von Vögeln, Fischen u. s. w. bin wenigstens ich nicht im stande, als an Ort und Stelle erzeugt anzusehen, sie sind offenbar eingeführte, von Norden her stammende Gegenstände. Bis jetzt sind leider die Anhaltspunkte zur Beurteilung dieser prähistorischen Beziehungen für den Süden Brasiliens überaus dürftig. Am wichtigsten wird für die Forschung jedenfalls die Linguistik, zumal die Untersuchung identischer Tier- und Pflanzennamen werden.

In dieser Hinsicht nun bin ich durch die Lektüre der Ernstschen Arbeit auf eine merkwürdige noch zu lösende Frage gekommen. Schon lange mit der Erforschung der Vegetationsverhältnisse Rio Grandes beschäftigt, habe ich hier auch eine Erythroxylon-Art, E. ovatum Cav., aufgefunden, eine Art, die auch in Entrerios durch Lorentz nachgewiesen wurde. Im Norden der Provinz kommen noch einige andere Arten dieses Genus hinzu, im Süden ist sie die einzige. Der Baum führt hier den Namen Cocaõ. Ich frage mich nun, kann es Zufall sein, wenn die einzige hier vorkommende Erythroxylon-Art so unzweifelhaft an das Wort Coca erinnert, welches die

[1]) Vermutlich also Taquara-Arten, die ja noch zum Teil heute für diesen Zweck dienen. Wäre es nicht möglich, dass das bei den Guajiros zur Bezeichnung eines Bissens oder Happens von Hayo übliche Wort taguara hiermit zusammenhinge?

Digitized by Google

bolivianisch-peruanische Art Er. coca Jam. kennzeichnet? Die Frage ist nicht einfach. Das Wort coca existiert auch im Portugiesischen, wo es die ostindische Mutterpflanze der Kokkelskörner bezeichnet. Was aber sollte unser Cocaò damit zu thun haben, dessen unbedeutende kleine Früchte keinerlei Verwendung finden! Eine Beziehung zu Cocculus scheint mir ebenso ausgeschlossen, wie die zur Kokospalme. Es fehlt in beiden Fällen das Tertium comparationis. Die Endsilbe ong (aò) ist allerdings portugiesisch, kommt in keinem Guarany-Worte vor, aber wie leicht kann sie eine Zuthat der Einwanderer sein [1]). Viele Bäume haben Namen, die auf ã (ang ähnlich) enden, wie Tarumã. Sollte aus Cocã — Cocaò geworden sein? Wer die oft undeutliche Aussprache der brasilianischen Landbevölkerung kennt und sich vielleicht ein Wort oft vier- bis fünfmal nacheinander hat hersagen lassen, ehe er es richtig erfassen konnte, wer die zahllosen Verdrehungen und Fehler des gemeinen Mannes hat kennen lernen, wird in dieser Hinsicht nicht allzugrosse Neigung haben, mich der Wortklauberei und Silbenstecherei zu zeihen. Cum' statt Como, sastifeito statt satisfeito, gajo statt galho und zahllose ähnliche Wortverdrehungen erschweren oft genug im Verkehr mit dem Volke die Verständigung. Zum Schaden hat man noch den Spott, seiner korrekten Aussprache halber ausgelacht zu werden. Ich selbst habe meine Kenntnis des Portugiesischen grösstenteils durch Lektüre der Zeitung, mein Stiefsohn die seine durch Umgang mit gleichalterigen Kameraden. So kam es anfangs, dass er sich schon gut unterhalten konnte, aber bei dem einfachsten Zeitungsartikel, Brief u. s. w. stolperte, während ich schon fliessend sprechen konnte; aber wenn Leute aus dem Volke kamen, mussten sie oft meinen Sohn als Dolmetscher rufen, weil ich mancherlei nicht verstand. Abgesehen von diesen auch anderwärts bezüglich der Dialekte u. s. w. vorkommenden Schwierigkeiten, gibt es übrigens auch gerade in Rio Grande do Sul eine grosse Menge von besonderen Ausdrücken, zumal die Vieh und Campleben betreffen, welche man im Lexikon vergebens sucht. Eine gute, aber nicht komplette Sammlung [2]) wurde von A. A. Pereira Coruja 1856 bei Trübner in London publiciert.

Um nach dieser kleinen Abschweifung auf das angeregte Thema zurückzukommen, so glaube ich also, dass der hiesige Cocaò durch seinen Namen die Verwandtschaft mit der ähnlichen, Coca genannten Spezies zur Schau trägt. Der Baum wird hier im Süden nicht sehr gross, 4—6 m hoch, liefert aber ein recht gutes, zumal für Zaunpfähle geschätztes Holz. Blätter, Blüten oder Früchte finden keinerlei offizinelle oder sonstige Verwendung. Wenn nun auch die letzten Reste der indianischen Ureinwohner in hiesiger Gegend so vollkommen in der Bevölkerung aufgegangen sind, dass weit und breit in der Umgebung meines Wohnsitzes kein der Guarany-Sprache mächtiges Individuum mehr aufzutreiben ist, so haben sich doch ihre botanischen und medizinischen Kenntnisse vollkommen in der Nachkommenschaft erhalten. Wenn der Cocaò eine nennenswerte Rolle in dieser Beziehung gespielt hätte, würde das meinen Nachbarn somit bekannt sein. Ich denke daher, dass der Name Cocaò darauf hinweist, dass ihnen zur Zeit, da noch lebhaftere Wechselbeziehungen mit Bolivia u. s. w. bestanden, diese Erythroxylon-Art als der Coca ähnlich bezeichnet wurde, und es so leicht möglich ist, dass die echte Coca auch im centralen und südlichen Brasilien einst gebaut und benutzt wurde, woher sich dann die Persistenz des Namens ebenso leicht erklären würde. Vielleicht dass alte Reiseberichte darüber Auskunft geben, jedenfalls glaube ich, dass die Frage verdient, weiter verfolgt zu werden, und hierzu anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Der Baum hat, wie bei dieser Gelegenheit erwähnt sei, mein Interesse aus mehreren Gründen in Anspruch genommen. Einmal gehört er unter die Zahl derjenigen hiesigen Bäume, welche im Winter oder gegen Ende (Juli) des Winters ihre Blätter verlieren. Einer Bemerkung von Ernst nach scheinen auch die venezuelanischen Arten von Erythroxylon diese Gewohnheit zu haben, doch wird der Blattfall dort wohl dem Sommer entsprechen. Nachdem der Baum kurze Zeit kahl gestanden, spriessen im August oder September neue Blätter hervor, und zwar in höchst eigentümlicher Weise. Die Blätter entfalten sich nämlich nicht als kleine Blättchen aus der Knospe, um dann schon ausgebreitet weiter zu wachsen, sondern die Knospe, das noch unentfaltete eingerollte Blatt, wächst fast bis zur fertigen Grösse in die Länge. Ein solcher kahler, mit den langen cylindrischen Blattknospen besetzter Baum sieht höchst sonderbar aus. Nur bei einer Anakardiacee, Lithraea brasiliensis Mart., dem »Arroeira«, habe ich bisher ein ähnliches Hervorspriessen der Frühjahrsblätter beobachtet.

[1]) Wie z. B. die Worte für süsse und saure Citronen: Cima und Cimaò. Meistens bedeutet die Endsilbe aõ die Vergrösserung, und Cocaò wäre eine grosse Coca-Art, was ja auch zu den erheblich bedeutenderen Dimensionen, die Cocaò der Coca gegenüber erreicht, stimmen würde.

[2]) Collecção de Vocabulos e frases usados na Provincia de S. Pedro do Rio Grande do Sul no Brazil.

Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas.

Von H. Schurtz.

(Schluss.)

Die Unsitte, Silbergeld aufzuspeichern und dem Verkehre zu entziehen, ist auch in Indien sehr verbreitet, und selbst italienische Nationalökonomen klagen über ähnliche Neigungen ihres eigenen Volkes.

Ein Gegenstück zu den mit Schmuck überladenen Weibern Abessiniens finden wir bei den Bengala am Kongo. Die Frauen tragen den Reichtum ihres Gatten um den Hals geschmiedet, mächtige Kupferringe, unter deren Last sie fast erliegen.

Digitized by Google

Beim Tode des Gemahls aber büssen sie dieses zweifelhafte Glück schwer genug, — die Lieblingsgattin, die den gewichtigsten Halsring trägt, folgt enthauptet dem Verstorbenen in die Gruft, und die Erben entreissen dem kopflosen Rumpfe den vielbegehrten Schmuck [1]).

Ein fast noch beliebteres Geld als Kupfer sind die Perlen. Sie sind Schmuck im eigentlichsten Sinne, werden überdies in grossen Massen eingeführt und sind demnach der Mode völlig unterworfen. Oft ist der ganze Perlenvorrat eines Forschungsreisenden unbrauchbar, weil die Mode gewechselt hat oder Stämme erreicht werden, deren Geschmack die vorhandenen Sorten nicht zusagen.

Mehr unserem Gelde entsprechen die Kaurimuscheln, die in grossen Gebieten Afrikas als Scheidemünze im Verkehr sind. Auch ihre Wertschätzung beruht nur auf dem Umstande, dass sie als Schmuck dienen; in dem Maasse aber, als man diese einfache Zierde zu verschmähen beginnt, schwindet auch der Wert der Muschel. Einst diente sie in Indien und Persien als Geld; bis nach Pommern brachte sie in vorgeschichtlicher Zeit der Handelsverkehr, jetzt ist sie selbst in Afrika an den Küsten vielfach entwertet, während sie sich noch immer im Innern weiter verbreitet und neue Freunde gewinnt.

Von Dingen, die nur dem praktischen Gebrauche dienen, aber zugleich Wertmesser darstellen, sind noch die Salzstücke hervorzuheben, die in sehr vielen Gegenden Afrikas kursieren, und die Papierbogen, die man im centralen Sudan, also einem Gebiete des schriftkundigen Islam, zu schätzen weiss.

Zu all diesen Arten afrikanischen Geldes treten nun Kleiderstoffe, vor allem Baumwollzeuge; in der That sind sie sehr geeignet, als Wertmesser zu dienen. Bieten schon die Seltenheit der Stoffe, die in entlegeneren Gegenden kaum dem Vornehmsten eine vollständige Kleidung ermöglicht, und der praktische Nutzen der Tracht als Schutzmittel gegen Kälte eine genügende Unterlage der Wertschätzung, so sind es doch vornehmlich die schmückenden Eigenschaften der Kleiderzeuge, die sie allgemein als Wertmesser anerkannt werden liessen; viel weniger kommt in diesem Fall dagegen die ursprünglichste Aufgabe der Kleidung, als Schamhülle zu dienen, in Betracht, da dieser Zweck auch mit bescheidenen Mitteln erreicht wird. Kleider als Ersatz des Geldes kommen nicht nur in Afrika vor; auch in Kulturländern waren Kleider oft geradezu Bestandteile des königlichen Schatzes [2]) oder der Besoldungen vieler Beamten.

Ein vollständiger Ueberblick über den Gebrauch der Kleiderstoffe als Geld in Afrika ist weder möglich, noch wäre derselbe, wenn man ihn geben könnte, von besonderem Nutzen. Gerade jetzt dringen europäische Stoffe in solcher Fülle selbst in Gebiete ein, die bis vor kurzem unbekannt waren, dass man nach Ablauf jeden Jahres die merklichsten Veränderungen konstatieren könnte. Der Versuch, hie und da diese schwankenden Grenzlinien für einen Augenblick festzuhalten, hat wenig Sinn und ist schon deshalb für grössere Landstriche undurchführbar, weil die zu benutzenden Quellen sehr verschiedenen Zeiträumen entstammen. Es mögen deshalb nur einzelne bemerkenswerte Thatsachen folgen, die wenigstens über die Art des Handels und der Abschätzung einiges Licht verbreiten.

Am ausgebildetsten findet sich der Gebrauch des Kleidergeldes in den Staaten des centralen und westlichen Sudan. Es sind teils Streifen von Baumwollenzeug, die als Wertmesser dienen, teils geradezu die fertigen Hemden (Toben). »Aller Kauf in Kanem,« sagt Barth [1]), »wird vermittelst der gewöhnlichen weissen Bornuhemden, welche die allgemeine Landestracht bilden, abgeschlossen.« Er fügt hinzu, dass man auch die Weiberkleidung aus den Toben macht, indem man sie in Stücke schneidet und diese dann der Länge nach zusammennäht. Die Möglichkeit eines derartigen Hemdengeldes wird noch einleuchtender, wenn man bedenkt, dass in Bornu als Zeichen des Luxus oft mehrere dieser Hemden übereinander getragen werden; sie dienen also wirklich als Schmuck. Zur Zeit Nachtigals bezahlte auch der Sultan von Zinder seinen Tribut an Bornu in Kleidungsstücken, nämlich in Frauen-Umschlagetüchern, dunkelblauen Indigotoben und einigen Nifehemden [2]).

Freilich sind Kleidungsstücke stets mehr Gegenstände praktischen Gebrauches als ein Schmuck des Körpers, überdies der Zerstörung leicht unterworfen und demnach nicht Ideale von Wertmessern. So verlieren sie denn auch in den Haussastaaten bereits diese letztere Eigenschaft und treten in die Reihe der übrigen Waren zurück. Staudinger [3]) erwähnt, dass Baumwollstreifen nirgends mehr in den Haussastaaten als Geld dienen, und dass sie selbst in Jola bereits durch die Kaurimuscheln ersetzt sind. Zweifellos werden die Kauris, wie man dies an der Küste schon allenthalben beobachten kann, ihrerseits wieder dem Metallgeld Platz machen. Diese Erscheinung kann einmal verhältnismässig plötzlich eintreten und wird dann nicht ohne Einfluss auf unseren mit Silber überfüllten Geldmarkt bleiben.

Ohne das Zwischenspiel des Kaurihandels vollzieht sich der Ersatz des Kleidergeldes durch europäisches Silber in Tibesti. Früher galt dort als Verkehrs- und Tauschmittel ein von Tripolis eingeführter blauer Baumwollstoff, aber mehr und mehr verschafft sich der Maria-Theresia-Thaler Eingang, den man beim Mangel kleiner Münze wohl auch halbiert oder vierteilt [4]). Uebrigens ist dieser Thaler in allen öst-

[1]) Coquilhat, a. a. O., S. 154.

[2]) Als bekannteste Beispiele können einige Stellen der Bibel dienen, z. B. 2. Könige 10, 22 und 22, 14, ferner Hiob 27, 16 u. s. w. Ueber die Azteken vgl. Ratzels Völkerkunde III, S. 669.

[1]) Reisen, Band III, S. 69.

[2]) Sahara und Sudân, III, S. 11.

[3]) Im Herzen der Haussaländer, S. 209.

[4]) Nachtigal im »Globus«, Band 18, S. 7.

Digitized by Google

lichen Sudanstaaten mit Einschluss von Bornu und im ganzen nordöstlichen Afrika bekannt, aber zu selten, um die anderen Geldarten ganz verdrängen zu können.

In Wadai dienen als Wertmesser Papierbogen, grössere Kaurimuscheln, Zwiebeln, Thon- und Bernsteinperlen, Kohol, Kimbapfeffer, Salz; Toben aus Bornu lassen sich zum Ankauf grösserer Gegenstände verwenden, noch besser Lederschuhe aus Kano [1]). Als die einheitliche Münze bezeichnet Nachtigal jedoch Stücke europäischen Baumwollengewebes von 65 cm Breite und 17 cm Länge (Maqta' Cham oder Tromba), 1 ½ Maria-Theresia-Thaler wert, die über Dar-For aus Aegypten kamen [2]). Alle diese Geldarten haben freilich keinen Zwangskurs, und es erinnert noch immer stark an Tauschverkehr, wenn sich ein Verkäufer weigert, seine Ware für Zeugstreifen abzulassen, weil er gerade Perlen oder Korallen wünscht [3]).

Die aus Europa stammende Maqta' Tromba ist auch in Dar-For die grosse Münze. Kleineres Zeuggeld wird im Lande selbst gewebt; es sind die Terek, dunkel- oder hellblau gefärbte Tücher von 1 ½ m Länge und 1 m Breite, übrigens so dünn und durchsichtig, dass sie kaum für irgendwelche praktischen Zwecke verwendbar sind [4]). Diese Terek stellen also in ihrer Art ebenso reine, anderen Bestimmungen entzogene Wertmesser dar, wie unser europäisches Geld. Auch aus Dongola werden grobe Baumwollstoffe eingeführt, die selbst in Kordofan noch hie und da als Münze gelten; daneben sind in Nubien halbmondförmige Eisenstücke im Umlauf [5]).

Im östlichen Afrika haben sich bei den Galla bereits gewisse Wertmesser aus der Fülle der Waren ausgeschieden, die aber schon ihrer grossen Zahl wegen kaum mehr als einfache Tauschmittel gelten können. Schuver [6]) sagt darüber: »Das abessinische Salz, leichte Armringe aus gelbem oder rotem Kupfer, Zinnarmringe, welche für Silber gelten, die gewöhnlichen weissen und roten Glaswaren, rote Taschentücher, so gross wie möglich und nicht von schlechter Qualität, starkes rotes und blaues Baumwollengarn, womit man Streifen oder verschobene Vierecke auf einheimischen Baumwollenstoff sticken kann, endlich die Ghenetos, d. h. grosse runde Perlen, rot, schwarz oder weiss und mit verschiedenen Farben betupft, bilden das gewöhnliche Geld. Gold und Silber sind unbekannt und werden mit Gleichgültigkeit angesehen, da man ersteres mit dem Messing, letzteres mit dem Zinn gleich achtet.«

Es ist hinzuzufügen, dass der Sultan von Harrar den umwohnenden Galla Kleidungsstücke, und zwar 6—700 Toben jährlich, als Tribut zahlte [1]). — In Abessinien ist zwar der Silberthaler die allgemein anerkannte Münze, daneben aber laufen als Kleingeld auch Baumwollstreifen und Salzstücke um [2]).

In Centralafrika zeigt sich oft eine zonenweise Schätzung der verschiedenen Wertmesser: an der Küste sind die Kleiderstoffe bereits entwertet, und an ihre Stelle ist Branntwein, Pulver oder geradezu europäisches Geld getreten; weiter im Innern, wo das Bedürfnis nach reichlicher Kleidung erwacht, aber noch nicht befriedigt ist, verlangt man Baumwollzeuge; die entferntesten Stämme endlich ziehen Perlen, Messingdraht u. dgl. allen anderen Tauschmitteln vor.

Namentlich am Kongo konnte Baumann diese Verhältnisse beobachten [3]). Oberhalb Ikenungu wurde Zeug überhaupt nicht mehr genommen, da den Eingeborenen noch ihre Rinden- und Mattenstoffe genügten; an der Mündung des Stromes kaufte man dagegen mit dem gewöhnlichen Handelsschnaps am billigsten ein, während zwischen diesen Punkten Baumwolltücher — natürlich neben vielen anderen Dingen — als Geld dienten. Auch Fischer fand, als er in die unbekannten Gegenden im Osten des Victoria Nyansa vordrang, dass er am Speke-Golf seine Zeuge noch verwerten konnte, obwohl Draht und Perlen bereits vorgezogen wurden. In Kawirondo aber gingen die Weiber vollkommen nackt, und niemand wollte Baumwollstoffe annehmen, während Eisen- und Messingdraht, weisse und hellblaue Perlen und selbst Kaurimuscheln sehr begehrt waren.

Es liessen sich noch eine Menge Einzelheiten über Kleiderstoffe anführen, die bei den verschiedenen Stämmen im Tauschverkehr verlangt oder verschmäht werden; aber aus den oben angegebenen Gründen verzichte ich darauf, diese für die Gegenwart meist schon wieder wertlosen Angaben zusammenzustellen. Nur wenn wir die Verhältnisse, wie sie in einem bestimmten Moment in ganz Afrika bestanden, mit einem Blick überschauen lassen könnten, würden sich diese Notizen zu einem lebendigen Gesamtbilde vereinigen; die Lösung einer solchen Aufgabe ist vorläufig ganz unmöglich.

Zum Schlusse aber ist die Frage berechtigt, ob der Neger nicht neben so mannigfachen Arten des Geldes etwas besitzt, das unseren zinstragenden Staatspapieren entspricht. Im Grunde ist jedes Ackerstück, jeder fruchttragende Hain eine Kapitalanlage, die alljährlich ihre Interessen bringt; aber das zinsentragende Kapital des Negers im eigentlichsten Sinne ist der Neger selbst: in Weibern und Sklaven, die ihn durch ihre Arbeit ernähren und bereichern, legt der Wohlhabende seine Schätze nutzbringend an, — sie sind die wahren Wertpapiere der afrikanischen Staaten.

[1]) Nachtigal, Sahara und Sudân, III, S. 45.
[2]) a. a. O. III, S. 168.
[3]) a. a. O. III, S. 162.
[4]) a. a. O. III, S. 307.
[5]) de Lauture, Die Afrikanische Wüste, S. 199.
[6]) Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsband XVI, S. 19.

[1]) Burton, Journal. Lond. G. S. 1855, S. 144.
[2]) v. Heuglin, Reise nach Abessinien, S. 252.
[3]) Baumann, Handel und Verkehr am Kongo, S. 7—9, 11.

Digitized by Google

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. Ludwig Wilser.

Des grossen Darwin Gedanken, die befruchtend immer weitere Wissensgebiete durchdringen, mussten auch eine mehr naturwissenschaftliche Auffassung der Weltgeschichte zur Folge haben. Die Geschichtschreibung unserer Tage darf sich nicht mehr damit begnügen, die zerstreuten Nachrichten der Quellenschriftsteller zu sammeln und einheitlich darzustellen, sie muss auch die natürlichen Bedingungen, aus denen in alter und neuer Zeit die Bewegungen der Völker hervorgegangen sind, zu erkennen und klar zu legen suchen, denn, so muss heute der Spruch lauten, »die Weltgeschichte ist ein Stück Naturgeschichte«. Der Mensch, den nämlichen Gesetzen wie die übrigen Lebewesen unterworfen, kämpft gleich diesen den »Kampf ums Dasein«, der auch hier mit dem »Sieg des Stärkeren« endet. Alle Schlachten, Kriege, Heereszüge, von denen die Geschichtsbücher melden, sind Einzelerscheinungen dieses Kampfes, den der Mensch aber nicht nur gegen seinesgleichen, sondern auch gegen die unbelebte Natur, gegen Tiere und Pflanzen führt. Auch nicht bloss mit Waffen, sondern ebenso in friedlichem Wettstreit auf dem Gebiete des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaft wird dieser Kampf ausgefochten, und immer und überall wird der besser Veranlagte, das befähigtere Volk den Erfolg für sich haben. Was ein Volk leistet, ist die Summe der Einzelleistungen seiner Angehörigen, und was der Einzelne zu leisten vermag, hängt zum grossen Teil von seinen ererbten Fähigkeiten, seiner angeborenen Begabung ab. Wohl kann die Erziehung vieles erreichen, kann in der Anlage vorhandene Fähigkeiten ausbilden, und die Entwickelung schädlicher Triebe möglichst zu hemmen suchen; um aber ein guter Erzieher zu werden, muss man selbst gut erzogen und beanlagt sein, so dass schliesslich auch der Einfluss der Erziehung auf die Vererbung zurückgeht. Der Unterschied in der Leistungsfähigkeit der Menschen wie der Völker ist ein gewaltiger. Welche Bedeutung für die Gesamtentwickelung der Menschheit haben z. B. die Holländer im Vergleich mit einem an Kopfzahl gleichen Negerstamm, welcher Unterschied zwischen einem Buschmann und einem Gelehrten oder Techniker eines europäischen Kulturvolkes! Diese Ungleichheit lässt sich nicht von heute auf morgen verwischen, das beweisen die Negerstaaten von San Domingo und Liberia; sie lässt sich deshalb nicht aufheben, weil sie auf einer unendlich langen Entwickelung beruht. Der Mensch ist nicht mit einem Schlage Kulturmensch geworden, ein solcher Sprung ist in der Natur nicht möglich, sondern es hat viele Jahrtausende und ganz besondere äussere Umstände erfordert, um diese Umwandelung oder diese Veredelung hervorzubringen. Wenn wir Umschau halten unter den Völkern der Erde, so zeigt sich ein ungeheueres Uebergewicht der Europäer, nicht sowohl an Zahl, als an Macht und geistiger Bedeutung. Die Folge davon ist, dass ihnen der ganze Erdball als Eigentum zufällt, dass sie auch an Zahl immer mehr zunehmen und ganze Weltteile, Amerika und Australien, bevölkern und zu neuen Kulturmittelpunkten machten. Ein Wettlauf der farbigen Rassen mit ihnen ist jetzt nicht mehr möglich, zu gross ist der Vorsprung der Weissen, als dass sie jemals eingeholt werden könnten. Der anderen Schicksal ist besiegelt: sie müssen entweder untergehen oder den Europäern dienstbar werden. In unserer Zeit, die so viel für die Unterdrückung der Sklaverei mit ihren Greueln thut, könnte man in diesem Ausspruch vielleicht eine inhumane Gesinnung erblicken; einer solchen entspringt er aber nicht, sondern nur dem nüchternen Ins-Auge-Fassen der Thatsachen. Als Diener der Europäer können auch die Farbigen ihre Kulturaufgabe erfüllen, indem sie in heissen Ländern die schwere körperliche Arbeit übernehmen. Entsprechend ihrer höheren sittlichen Stellung sollen selbstverständlich die Europäer ihre Ueberlegenheit nicht missbrauchen, sondern müssen den Farbigen als Entgelt für ihre Arbeit ein menschenwürdiges Dasein gewähren. Ein Emporheben der Naturvölker auf unsere Höhe oder die Bildung von dauernden Mischrassen ist dagegen aus den angedeuteten Gründen wegen zu grosser ursprünglicher Verschiedenheit nicht möglich. Aber auch die europäischen Kulturvölker sind nicht einheitlich, nicht gleichwertig. In den allerwenigsten Fällen deckt sich Volk und Rasse, sondern es zeigen sich innerhalb eines bestimmten Volkes grosse Ungleichheiten. Durch Untersuchung und Vergleichung einer grossen Menge von Angehörigen der europäischen Kulturvölker hat die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen, diese Unterschiede nachgewiesen und gezeigt, dass dieselben durch Vermischung einer ursprünglich einheitlichen Rasse, welche als die eigentliche Kulturträgerin angesehen werden muss, mit mehr oder weniger fremden Bestandteilen entstanden sind. Die Anthropologie hat daher die grösste Bedeutung für die äussere und innere Politik; darauf haben in Deutschland und Oesterreich besonders Peez [1]) und Ammon [2]), in Frankreich G. de Lapouge [3]) aufmerksam gemacht. Diejenigen Staatsmänner, welche die natürlichen Grundlagen des Völkerlebens zu erkennen und die Ergebnisse der anthropologischen Forschung zu verwenden verstehen, werden für ihr Volk das meiste leisten können, werden sich ihren Nebenbuhlern überlegen erweisen. Aber nicht bloss für die Politik, ganz besonders auch für die Geschichte ist die Anthropologie von der grössten Wichtigkeit; denn sie versteht, »Stein und

---

[1]) Europa aus der Vogelperspektive. Von Dr. Alex. Peez. Beilage zur »Allgem. Ztg.« 1889, Nr. 129 u. ff.

[2]) Die Anthropologie als politische Wissenschaft. Von Otto Ammon. Beilage zur »Allgem. Ztg.« 1890, Nr. 184.

[3]) L'anthropologie et la science politique. Les sélections sociales. L'inégalité parmi les hommes. L'hérédité dans la science politique u. a. »Revue d'Anthropologie« 1887 et 1888.

Digitized by Google

Bein« reden zu machen, sie verbreitet Licht über die Zeiten, von denen die Schriftsteller schweigen, sie kann die Lücken der überlieferten Nachrichten ausfüllen. Ganz andere Erfolge hätte sie schon erringen können, wenn sie sich nicht, ganz dem Geiste der Naturforschung widersprechend, von vornherein auf einen bestimmten Standpunkt gestellt hätte, indem sie die von der jungen Sprachwissenschaft zu Anfang unseres Jahrhunderts aufgestellte Hypothese von der asiatischen Abkunft der Europäer als Voraussetzung für ihre Untersuchungen annahm. Deshalb konnte es ihr auch, trotz unermüdlicher Einzelforschung, nicht gelingen, ihre wissenschaftlichen Ergebnisse mit den Nachrichten der Alten in Uebereinstimmung zu bringen; deshalb konnte sie die Kluft zwischen Geschichte und Vorgeschichte nicht überbrücken, deshalb hatte sie auch keinen Einfluss auf die Geschichtschreibung, und die Historiker sahen mit vornehmem Lächeln auf sie herab und nannten sie einen harmlosen Zeitvertreib »für Kreisphysici, Landgeistliche, Offiziere ausser Dienst u. dergl.« Aber auch die Geschichtschreiber selbst wussten sich nicht zu raten und zu helfen. Nachdem sie in ganz unkritischer Weise die asiatische Hypothese als feststehende Thatsache angenommen, gab es auch für sie keine Möglichkeit, das Dunkel der Vorgeschichte zu erhellen. Es ist kaum zu glauben, welchen Einfluss diese Lehre geübt hat, die sich auf nichts anderes zu stützen vermag, als auf die Verwandtschaft der Sprachen. Für jeden logisch Denkenden beweist aber diese Verwandtschaft nur einen gemeinschaftlichen Ursprung, der ebensogut in Europa wie in Asien gesucht werden kann. Im Gegenteil muss es für jeden Unbefangenen, von den vielen anderen schwerwiegenden Gründen aus allen einschlägigen Wissenschaften ganz abgesehen, von vornherein am wahrscheinlichsten sein, dass der »Arier« Urheimat da zu suchen ist, wo sie noch heutigen Tages in Kraft und Blüte stehen und ihre ursprünglichen Rasseeigenschaften, Hellfärbung, Langköpfigkeit, Körpergrösse, zum Teil rein erhalten, nicht aber dort, wo sie durch Vermischung mit anderen Rassen fast alle ihre Eigentümlichkeiten längst verloren haben. Wie nebelhaft die Vorstellungen der Geschichtschreiber über die Zeit zwischen dem vermeintlichen Aufenthalt in Asien und dem Vordringen nach Europa sind, zeigen Aussprüche wie folgende [1]): »Aus Gründen, welche wir nur erraten, nicht feststellen können — nahmen allmählich die früher ziellos verfolgten Wanderungen der Germanen die bestimmte Richtung nach Westen an,« und weiter: »Ueber den Teil von Asien, welchen die vereinigten Indogermanen vor ihrer Trennung bewohnten, sind nur Vermutungen möglich.« Gerade das Verständnis der deutschen Geschichte musste unter solcher Unklarheit leiden. War es doch ganz unerklärlich, wie dieses Volk, von dem ausser Pytheas keine ältere Quelle etwas meldet, und das plötzlich aus dem Dunkel der arkynischen Wälder hervorbricht, im ersten Anlauf die Heere der ersten Kriegsmacht der damaligen Zeit über den Haufen werfen und, wenn auch oft zurückgeschlagen, schliesslich doch als Sieger und Ueberwinder aus dem Jahrhunderte langen Kampf hervorgehen und das Erbe der Römer, die Weltherrschaft, antreten konnte.

Ueber den Kulturzustand der Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte herrschen widersprechende Ansichten, meist aber werden sie für »Barbaren« erklärt, als ob überhaupt der Sturz eines Weltreiches durch Barbarenhorden möglich wäre. Hier ist es, wo die Anthropologie klärend eintreten muss. Sie hat aus den Grabfunden, übereinstimmend mit den Berichten der Augenzeugen, den Nachweis geliefert, dass bei den Germanen in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte Volk und Rasse eins waren, dass diese Rasse, die überall als Trägerin der Kultur auftrat [1]) und den Adel bildete, auch unter den anderen europäischen Kulturvölkern mehr oder weniger stark vertreten war, rein jedoch nur noch in wenigen Gegenden des nördlichen Deutschlands, besonders aber auf der skandinavischen Halbinsel erhalten ist. Diese Thatsachen lassen für den Naturforscher nur den einen Schluss zu, dass Skandinavien das Verbreitungscentrum derselben ist. Und in der That treffen in diesem Lande auch alle Vorbedingungen zur Bildung einer so hervorragenden Rasse zusammen. Was der Mensch geworden ist, hat er der Not zu verdanken, die seine beste Lehrmeisterin war und ihn, wollte er nicht zu Grunde gehen, zur Anspannung aller seiner körperlichen und geistigen Kräfte anspornte. Unter den Tropen, wo die überreiche Natur dem Menschen die Nahrungsmittel gleichsam in den Mund wachsen lässt, ist kein Grund zu Anstrengungen vorhanden, die Fähigkeiten werden nicht durch Uebung weiter entwickelt; deshalb ist auch hier kein Fortschritt bemerklich, und der Mensch steht noch auf der alleruntersten Stufe der Entwickelung. Anders in einem nordischen Land, das zwar die äusserste Kraftanstrengung zur Erhaltung des Lebens erfordert, doch aber nicht so rauh und arm ist, dass der Mensch trotzdem verkümmern müsste. Skandinavien ernährt bei tüchtiger Arbeit seine Bewohner reichlich, und eines kommt bei diesem Land noch hinzu, das von der allergrössten Bedeutung für die Kulturentwickelung war und ist, das Meer, das von allen Seiten die Halbinsel umspült. Nicht nur eine unerschöpfliche Quelle der Nahrung ist das Meer, sondern es weckt den Erfindungsgeist, den Wagemut, die Unternehmungslust des Menschen in ganz hervorragender Weise. Nur durch den harten Kampf ums Dasein lässt sich ferner eine Einrichtung erklären, die den grössten Einfluss nicht nur

[1]) Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit. 1883.

[1]) Vgl. die Untersuchungen der badischen Anthrop. Kommission an den Zöglingen höherer Schulen, worüber O. Ammon in seinem Aufsatz »Ein Beispiel der natürlichen Selektion beim Menschen« berichtet. Beilage zur »Allgem. Ztg.« 1890, Nr. 300.

Digitized by Google

auf die sittliche Hebung, sondern auch auf die Vermehrungsfähigkeit der Menschen ausgeübt hat, die Monogamie [1]). Ein monogamisches Volk wird allen anderen, bei denen Vielweiberei herrscht, bald überlegen werden, es wird im stande sein, so zahlreichen, kräftigen Nachwuchs aufzuziehen, dass es erobernde und kolonisierende Wanderscharen aussenden kann, ja aussenden muss, weil der heimische Boden die mächtig anschwellende Volksmasse nicht mehr zu ernähren vermag. So entstanden die Völkerwanderungen, an denen gerade die Geschichte der Arier so reich ist. Dabei bleibt der Stamm festgewurzelt im altheimischen Boden und treibt immer neue kräftige Schosse; nur der Ueberfluss strömt hinaus, wie ein See, der durch unterirdische Quellen gespeist, manchmal zwar verwüstende, im ganzen aber doch befruchtende Fluten über das umgebende Land ergiesst. Es ist einleuchtend, dass die Auswanderer die vorgefundenen Bevölkerungen zwar unterjochen und beherrschen, sich selbst aber auf die Dauer nicht vor Rassevermischungen schützen konnten. So kam es, dass die von Ariern gegründeten Staaten, wenn sie auch unter günstigem Himmel oft viel raschere Kulturfortschritte machten, doch neuen nordischen Wanderscharen nicht stand zu halten vermochten; sie wurden erobert und mit frischem arischen Blut durchsetzt [2]). Diese schon in geschichtlicher Zeit mehrfach sich wiederholende Erscheinung lässt auf ähnliche vorgeschichtliche Vorgänge schliessen. Den vorletzten arischen Strom nennt man die keltische, den letzten, der sich mit ganz besonderer Wucht und Masse über unseren Weltteil ergoss, die germanische Völkerwanderung. Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, so hat das plötzliche Auftauchen der Germanen nichts Rätselhaftes mehr. Auch über ihre Kulturstufe brauchen wir nicht im unklaren zu sein: von der ganz allmählichen, durch keine gewaltsamen Ereignisse unterbrochenen Entwickelung ihrer Kultur von der Steinzeit bis auf den ausgesprochen germanischen Stil des Eisenalters legen die auf skandinavischem Boden gefundenen, in den nordischen Museen vereinigten Altertümer beredtes Zeugnis ab. In die Augen springend ist auch der Einklang mit den ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen über unser Volk. Der Seefahrer Pytheas, ein Zeitgenosse Alexanders des Grossen, kennt germanische Völker, Teutonen und Guttonen, nur an den Küsten der Nord- und Ostsee; das übrige heutige Deutschland ist zu seiner Zeit noch von Kelten und Skythen, die durch die Elbe geschieden werden, bewohnt. Der Heereszug der Kimbern ging von der Halbinsel aus, die heute noch deren Namen trägt, und stiess in seinem Verlauf nur auf gallische und rhätisch-norische Völker. Für die Richtigkeit dieser Auffassung der Geschichte spricht der Umstand, dass man dabei aus keiner einzigen Stelle der alten Schriftsteller mit philologischen Künsten das Gegenteil von dem, was der Schreiber sagen wollte, herauslesen kann und die übereinstimmende Ueberlieferung [1]) der meisten germanischen Stämme eine »Lüge der Sage« zu schelten braucht. Noch im 9. Jahrhundert war diese Ueberlieferung lebendig: der als Erzbischof von Mainz im Jahr 856 verstorbene Hrabanus Maurus spricht es als unbestrittene Thatsache aus [2]), dass alle Deutschredenden von den Nordmannen abstammen, und ebenso erwähnt Frec-ulf, Bischof von Lisieux, die skandinavische Herkunft der Franken, Goten und übrigen deutschen Völker in seiner Chronik [3]).

Machen wir nun die Probe, knüpfen wir die deutsche Geschichte an diesen Ursprung an, so hellen sich mit einem Male »die dunkeln Jahrhunderte« auf, und ein vollständiger Zusammenhang lässt sich herstellen, wie er vom früheren Standpunkt aus ganz unmöglich war. Daher herrschen auch über die Bildung der neuen Stämme, diesen »auffallenden Wechsel«, diese merkwürdigste Erscheinung der ältesten deutschen Geschichte, die widersprechendsten Anschauungen. »Von welcher Seite wir also,« sagt Arnold [4]), »eine weitere Einteilung auch versuchen mögen, immer erweist sich dieselbe als schwankend und unsicher, und zu irgendwie haltbaren und weiterführenden Ergebnissen gelangen wir nicht.« Allerdings die Verwirrung ist infolge der falschen Voraussetzungen vollständig, so dass von hervorragenden Historikern nichtgermanische Völker, wie die Bastarner, die sich durch ihre Königsnamen Cotus, Teutagenus, Clondicus, Deldo aufs unzweideutigste als Gallier zu erkennen geben, mit den Germanen vermengt, und kleinere deutsche Völkchen, wie z. B. die Chatten, willkürlich bald dem, bald jenem Stamm zugeteilt werden. Ein Anknüpfen der späteren Zustände an die älteste von Tacitus überlieferte Einteilung der Germanen erschien so unmöglich, dass ein Mann wie Leopold von Ranke [5]) das Geständnis ablegen musste: »Es ist ein vergebliches Bemühen, die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese Stämme (des Tacitus) zurückzuführen.« So kam es, dass das Verständnis der ältesten deutschen Geschichte trotz der unermüdlichen Arbeit so

---

[1]) O. Ammon hat auf ihre Bedeutung hingewiesen in dem Aufsatz »Die Monogamie als Beweis der nordeuropäischen Urheimat der Arier«. Beilage zur »Allgem. Ztg.« 1890, Nr. 59.

[2]) Da bei allen Kämpfen, auch den geistigen, die Arier immer im Vordertreffen stehen, reiben sie sich auch schneller auf. Siehe O. Ammons angeführten Aufsatz »Ein Beispiel der natürlichen Selektion beim Menschen«.

[1]) Zusammengestellt bei L. Wilser, Die Herkunft der Deutschen, Karlsruhe 1885, und bei K. Penka, Die Herkunft der Arier, Wien 1886.

[2]) De inventione linguarum (ap. Goldast 2, 67): — a quibus (Nordmannis) originem, qui theodiscam loquuntur linguam, trahunt.

[3]) De qua (Scanza insula) Gothi et caeterae nationes Theotiscae exierunt.

[4]) Deutsche Urzeit, S. 115.

[5]) Weltgeschichte (Band III, S. 36).

Digitized by Google

vieler Forscher seit Mascou [1]), der sich streng an die Quellen hielt und nicht durch die asiatische Hypothese der Sprachforscher irregeleitet wurde, keine Fortschritte gemacht hat [2]). Seitdem jedoch durch die naturwissenschaftliche und Altertumsforschung die Ursitze der Germanen in Skandinavien ermittelt sind, konnte die oben erwähnte dunkle Kluft überbrückt, Geschichte und Vorgeschichte in Verbindung gebracht und ein ununterbrochener Rückblick eröffnet werden bis zur Zeit der rohesten Steinwerkzeuge. Der Ausgangspunkt für die germanischen Wanderungen ist gewonnen, und die natürlichen Bedingungen für die Entwickelung und Ausbreitung unseres Volkes treten klar zu Tage.

Für die älteste Einteilung der Germanen dient uns selbstverständlich die Germania des Tacitus als Zeugnis, diese unvergleichliche Urkunde, der kein Volk etwas Aehnliches an die Seite zu stellen hat, die »Morgenröte« der deutschen Geschichte. Nach Tacitus zerfallen die Germanen von alters her in drei, bezw. vier Stämme, die von den Enkelsöhnen einer erdentsprossenen Gottheit ihren Ursprung ableiten. Aus der betreffenden Stelle [3]) geht mit Sicherheit hervor, dass die Gliederung auf Blutsverwandtschaft beruht. Die Verwandtschaft war überhaupt der einzige Kitt, der die Germanen zusammenhielt, auf ihr beruhte ihre Verfassung, ihre Schlachtordnung [4]). Eine politische Vereinigung gelang erst der Willenskraft Karls des Grossen nach endlosen Kämpfen und Strömen Blutes. Durch die ganze deutsche Geschichte bis zum heutigen Tage zieht sich der Stammesgegensatz als Hindernis staatlicher Einigung. Auch die Mundarten richten sich nach den Stammesgrenzen; sie können daher nicht erst in späterer Zeit durch örtliche Sonderentwickelung entstanden sein, sondern müssen auf die uralte Stammeseinteilung zurückgehen [5]). Daher haben auch die jetzt noch gesprochenen Mundarten eine grosse, nicht immer genugsam gewürdigte Bedeutung für das Verständnis der alten Geschichte der Deutschen, insbesondere der Bildung der »neuen Stämme«, die nach alledem nicht als politische Verbände, sondern als die alten verwandtschaftlichen Gruppen, zum Teil allerdings unter neuen Namen, erscheinen. Unter den von Tacitus an genannter Stelle angeführten Namen hat offenbar die zweite Reihe die grössere Bedeutung, denn nur sie umfasst alle Germanen, und wir finden darunter einen Volksnamen, der, schon zu Cäsars Zeiten berühmt, noch heute fortlebt, den der Schwaben. Demnach hatten diejenigen Gewährsmänner (quidam) recht, die dem Tacitus vier Söhne des Mannus und vier Hauptstämme aufzählten. Dies wird bestätigt durch die ebenfalls die Einteilung der Germanen behandelnde Stelle bei Plinius [1]), der zwar fünf »genera« nennt, von denen aber das fünfte aus Nichtgermanen besteht. Die Vindili bei Plinius sind offenbar eins mit den taciteischen Vandilii und umfassen die gotischen Völker. Die Herminones (Hermiones), bei beiden Schriftstellern die »Mittleren«, decken sich beinahe mit Suevi, die den Hauptbestandteil bilden. Es folgen die Istaevones, nach Plinius die Anwohner des Rheins; dafür findet sich in der zweiten taciteischen Reihe angesetzt Marsi, ein später verschwindender Name, den aber zu Germanicus' Zeit noch die Umwohner des Volksheiligtums der Göttin Tanfana führten, und der offenbar in alter Zeit alle Völker umfasste, die später unter dem Namen »Franken« den Römern furchtbar wurden. Nun bleiben nur noch die Ingaevones, bzw. bei Tacitus die Gambrivii übrig. Wie reimen sich beide zusammen? Als Hauptbestandteil derselben nennt Plinius die Cimbri. Geben wir zu, dass in der lateinischen Schrift G und C leicht verwechselt werden können, erwägen wir ferner, dass in ältester Zeit ein Unterschied zwischen beiden Buchstaben gar nicht bestand [2]), so wäre Cambrivii eine auf älterer Lautstufe stehende und durch eine Endung erweiterte Nebenform von Cimbri. Damit hätten wir dann schon bei Plinius und Tacitus die Grundlage für die spätere Stammesbildung: Ingävonen = Cambrivier = Nordmannen, Istävonen = Marsen = Franken, Herminonen = Schwaben, Vandilier = Goten. Es sind dann von den späteren deutschen Stämmen nur noch die Thüringe, Baiern und Sachsen unterzubringen. Plinius macht den Versuch, die Einzelvölker unter die vier Hauptstämme zu verteilen, ist jedoch damit nicht glücklich, wie man schon daraus ersehen kann, dass er den Istävonen nur die Kimbern zuzuteilen weiss, die zudem schon ihren Platz unter den Ingävonen gefunden haben. Wir müssen Plinius zu ergänzen und seine offenbaren Irrtümer zu verbessern suchen.

[1]) Geschichte der Teutschen, 1726, Vorrede: »Ich habe mich nicht tieffer, als soweit die alten Historici vorangehen, gewaget.«

[2]) Die neuesten Arbeiten auf diesem Gebiet, wie die Abhandlung von Dr. G. Kossina, »Die Sweben im Zusammenhang der ältesten deutschen Völkerbewegungen« (Westdeutsche Zeitschrift IX., 2), zeigen eher eine Zunahme der Verwirrung.

[3]) Germ. c. 2: Manno tres filios assignant, e quorum nominibus proximi Rheno Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones (Iscaevones) vocentur. Quidam, ut in licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos, Gambrivios, Suevos, Vandilios, affirmant, eaque vera et antiqua nomina.

[4]) Germ. c. 7: Non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates . . . Caes. Bell. Gall. I. 51: Germani suas copias castris eduxerunt generatimque constituerunt . . .

[5]) In verhältnismässig so engen Grenzen, wie des Grossherzogtums Baden, finden sich nebeneinander, entsprechend der Besiedelung durch die betreffenden Stämme, drei wesentlich voneinander abweichende Mundarten: fränkisch, schwäbisch, alamannisch.

[1]) Nat. hist. IV. 28: Germanorum genera quinque: Vindili, quorum pars Burgundiones, Varini, Carini, Guttones. Alterum genus Ingaevones, quorum pars Cimbri, Teutoni ac Chaucorum gentes. Proximi autem Rheno Istaevones, quorum pars Cimbri. Mediterranei Hermiones, quorum Suevi, Hermunduri, Chatti, Cherusci. Quinta pars Peucini, Basternae . . .

[2]) Vgl. des Verfassers Aufsatz »Merkwürdige Inschriften aus Fajum« in Nr. 18 des »Auslands«.

Digitized by Google

Dazu bieten sich uns sprachliche und geschichtliche Hilfsmittel.

Um mit den Ingävonen zu beginnen, so sind ihnen zuzurechnen zunächst die von Plinius richtig angeführten Kimbern und Teutonen, ferner die Dänen, die im Beowulfliede Ingwine heissen. Gehören aber zu ihnen die Dänen, so auch sicher die dänisch redenden Jüten (Geâtas im Beowulfliede und bei König Alfred, Gioti bei Ethelwerd); wenn ferner die Teutones, so auch die sie im Kimbernzug begleitenden Ambrones und Teutonoarii. Suchen wir ferner nach einem sprachlichen Merkmal für diese Stämme, so fällt uns auf, dass die Schreibung ihrer Volks- und Eigennamen sich völlig mit der gallischen deckt. Die Namen Teutones, Teutobodus, Claudicus, Cesorix, Malorix, Cruptorix, Boiocal, Teutsinda könnten ebensogut gallisch sein, und Boiorix heisst thatsächlich, wie bei den Kimbern, auch ein König der gallischen Boier. Nach diesem Gesichtspunkte sind noch Glieder des ingävonischen Stammes die Ampsivarier und die Frisen. Die altfrisische Sprache, heute fast ganz durch das Plattdeutsche verdrängt, ist uns erhalten in den alten Volksrechten. Auf den ersten Blick fällt ihre grosse Aehnlichkeit mit den nordischen Sprachen auf. Endungen, wie in den frisischen Wörtern blodelsa und blawelsa, haben von allen germanischen Sprachen nur die skandinavischen; ebenso bezeichnend und übereinstimmend ist der Vorschlag eines j vor anlautendem Vokale, z. B. afr. jelna, Elle, und skand. jarl = germ. erl. Das Verschlucken des n-Lauts, eine Folge vorausgegangener Nasalierung, hat das Altfrisische (muda, Mund, svid, stark) nicht nur mit dem Skandinavischen, sondern auch mit dem Sächsischen gemein. Sehr merkwürdig ist die Erweichung des k-Lauts vor i, y, e, ae, die ausser dem Frisischen und Nordischen nur die neuen romanischen Sprachen haben (fris. tzierka = schwed. kyrka, spr. tchörka, Kirche, fris. tziasa neben kiasa, wählen, dän. kjär = franz. cher). Dies, wie schon die erwähnte Schreibung der Namen, zeigt, dass die Brücke von den Germanen zu den Galliern über den kimbrischen Stamm ging, der einst der westlichste aller Germanen war. Daraus erklärt sich, dass die Kimbern und Teutonen mit den Galliern verwechselt werden konnten, dass gerade im Nordischen sich einige Wörter finden (z. B. schwed., dän. kär, kjär = lat. carus, schwed. var = lat. ver), die sonst keine andere germanische Sprache mit dem Lateinischen gemein hat [1]). Mit Cambrivii, Cimbri stimmen auch die keltischen Namen Cambri, Cymbri, Kymri überein. Unvergänglichen Ruhm (gloria ingens heisst er im Munde des Feindes) hat sich dieser Stamm, von dessen Gliedern schon Pytheas die Teutonen erwähnt, dadurch erworben, dass er die deutsche Geschichte mit wiederholten Siegen über römische Kriegsheere eröffnete. Nachkommen desselben leben in Norddeutschland, Holland, Skandinavien, England und der Normandie; deutsch spricht nur ein Teil der Frisen. Das Volksheiligtum, dem Gott Forseti geweiht, lag auf dem kürzlich für Deutschland wiedergewonnenen Helgoland.

Wir kommen zum zweiten Hauptstamm der Deutschen, den Franken (Istävonen, Marsen). So viele Forscher sich auch mit denselben beschäftigt haben, Zeuss, von Ledebur, Müllenhoff, Schröder und in neuester Zeit Wormstall [1]), alle widersprechen sich und vermengen Richtiges mit Falschem; eines aber haben alle übersehen, gerade das Hauptvolk der späteren Franken, die Chauken, die immer fälschlich zu den Sachsen gerechnet worden sind. Dieses mächtige Volk, von dem Tacitus eine so vorteilhafte Beschreibung gibt [2]), kann nicht verschwunden oder in einem anderen aufgegangen sein, es muss, unter neuem Namen, auch später eine seiner Bedeutung entsprechende Rolle gespielt haben. Die Franken heissen auch ags. Hugas, ahd. Huga oder Hugun, as. Hugos (das noch jetzt als Geschlechts- und Eigenname fortlebende Hugo, Hug, Haug, Hueck, Hauck entspricht der alten Form Chaucus), und im Beowulfliede (1912—16) werden die Bezeichnungen Francan, Hugas, Hetwäre (Chattuarii) als völlig gleichbedeutend gebraucht. Bei Widukind heisst auch ein sagenhafter Frankenkönig Huga, und die Quedlinburger Jahrbücher [3]) sagen geradezu, dass einst alle Franken »Hugonen« hiessen. Der Frankenkönig Theodorich ist der »Hugdietrich« der Heldensage, zum Unterschied von den gotischen Dietrichen. Die Chauken bewohnten den ausgedehnten Landstrich (immensum terrarum spatium), der sich von der Nordseeküste bis nach Hessen herauf erstreckt (Chaucorum gens . . . omnium quas exposui gentium lateribus obtenditur, donec in Chattos sinuetur). All die kleineren Völker mit ihren verschiedenen Namen, die westwärts von den Chauken wohnten, gehören (soweit sie nicht Ingävonen) zum gleichen Stamm, aus dem sie wie Zweige herausgewachsen sind. Glücklicherweise zeichnen sich die Franken durch eine sprachliche Eigentümlichkeit aus, auf die bisher noch nicht geachtet worden ist, durch die aber leicht alle Angehörigen des Stammes erkannt werden können: es ist die harte, gutturale Aussprache des h-Lauts, der deshalb immer als »ch« geschrieben wird [4]). Durch »Laut-

[1]) Mit den Galliern sind wieder die Latiner am nächsten verwandt.

[1]) Ueber die Chamaver, Brukterer und Angrivarier, mit Rücksicht auf den Ursprung der Franken und Sachsen. Von Dr. J. Wormstall. Münster 1888.

[2]) Germ. c. 35: populus inter Germanos nobilissimus quique magnitudinem suam malit justitia tueri. Sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique nulla provocant bella . . prompta tamen omnibus arma, ac, si res poscat, exercitus, plurimum virorum equorumque . . .

[3]) Ann. Quedlinb. III. 31: Hugo Theodoricus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur . . .

[4]) Im Inlaut kommt dies auch bei Alemannen und Baiern (z. B. Eberchardus, Egischeim, Wintchari, Helmchovin) vor, im Anlaut jedoch nur bei den Franken.

Digitized by Google

verschiebung« oder »Altertümlichkeit der Form« ist diese Erscheinung nicht zu erklären, da bei Tacitus neben Chauci, Chamavi, Cherusci, Chatti die Namen Harii, Hermunduri, Herminones, Helisii stehen [1]). Durch die genannten Namen zeigt sich klar, was zum Frankenstamm gehört, da östlich von den Chauken die Schreibung mit ch aufhört. Diese Eigentümlichkeit erhält sich durch Jahrhunderte und kann immer zur Erkennung der Franken dienen: bei Ammian steht ein fränkischer Chariobaudes neben einem alemannischen Hariobaudus. Auch fremde Namen nehmen in fränkischem Munde diese Form an, so Chuni, die gotische Brunichildis und der Burgundenkönig Gundicharius, dessen Name in der Lex Gundobada Gundaharius lautet. Aber nicht bloss Namen, sondern auch andere Wörter zeigen die gleiche Schreibung, so die Glossen aus der Lex salica, z. B. changisto, chunno, chrenecruda (Hengst, hundert, reines Kraut). Sehr bezeichnend dafür, dass die Eigentümlichkeiten der heutigen Mundarten auf die Urzeit zurückgehen, ist das Wort chariocheto (Leitstier, wörtlich »Heerheiss«); es hat ausser dem fränkischen ch für den Doppelkonsonanten ein einfaches e gegenüber dem »sculdahis« (sculdhaiz) der schwäbischen Langobarden, wie noch heute der Franke »heessen«, der Schwabe »haissen« spricht. Auch die Schreibung Chlodovech zeigt schon die noch heute den Franken im Gegensatz zu den Schwaben eigentümliche weiche Aussprache des g-Lauts.

Das ch der Istävonen wurde dann im Munde der Gallier, zum Teil schon der Ingävonen (Boiocal), zu c [2]), und auf diese Weise erklärt es sich leicht, dass dem germanischen h meist ein lateinisches c entspricht (z. B. lat. celare, cornu, caput = ahd. hëlan, horn, houpit; lat. calo = ags. haele u. s. f.). Erst im 8. Jahrhundert verliert sich das fränkische ch; das erste einfache h findet sich in einer Urkunde Pippins des Mittleren aus dem Jahre 702 (Hardricus). Urkundlich findet sich noch 706 Chuchobert, dagegen 713 Hugo. Mit am längsten erhält sich die alte Schreibung begreiflicherweise in den Königsnamen Childerich, Chilperich, Chlotharius (in ältester Form Chlothacharius). Zum letztenmal findet sie sich im Namen Chrodard im Jahre 762 (Erlass Pippins des Kurzen), dann verschwindet sie vollständig. Die Chatten [3]) werden erstmals in einem Schreiben des Papstes Gregor III. an die Ostfranken (720) Hassi genannt. Im 3. Jahrhundert tritt zuerst am Rhein der Gesamtname Franci [4]) auf, der immer mehr die vielen Einzelnamen der Zweige des grossen Stammes und die alten Stammesnamen Marsi und Ingaevones verdrängt. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Auch die Ausflucht, dass diesen Namen das H nur in römischer Schreibweise vorgesetzt sei, ist nichtig, da wenigstens für Harii die Stammwurzel ganz unzweifelhaft ist und Tacitus die davon abgeleiteten Eigennamen, weil eben die Träger Franken sind, Chariovalda, Chariomer schreibt.

[2]) Die Caeroesi des linken Rheinufers sind offenbar ein Zweig der Cherusci.

[3]) Die hessische Mundart ist nur eine Unterart der fränkischen.

[4]) Zuerst bei Vopiscus (Aurelian. c. 7).

Kleinere Mitteilungen.

Die »**Ethnographische Abteilung**« der »Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft« in St. Petersburg gedenkt vom Herbste dieses Jahres ab eine besondere Zeitschrift unter dem Titel »Живая Старина« — »Lebendiges Altertum« — herauszugeben. Jedes Vierteljahr soll ein Band im Umfang von zwölf und mehr Bogen erscheinen. Der Jahrespreis soll 5 Rubel für Petersburg, mit Versendung ins Innere Russlands und in das Ausland 5 Rubel 50 Kopeken betragen. Nach dem jüngst ausgegebenen Prospekt wird der Inhalt jedes Bandes in folgende vier Abteilungen zerfallen: I. Erforschungen; Beobachtungen; Beurteilungen. II. Kleinere Materialien mit Anmerkungen; Nationale Sprach- und Litteratur-Denkmäler, und zwar sowohl russische als fremde. III. Kritik und Bibliographie; Rundschau der ethnographischen Litteratur Russlands und des Auslands. IV. Vermischtes; Privatmitteilungen; Gelehrte Neuigkeiten; Berichte über die Thätigkeit der gelehrten Gesellschaften Russlands und des Auslands. — Der jedesmalige Präsident der »Ethnographischen Abteilung« der »Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft« wird auch Redakteur des »Shiwaja Sstarina« sein, zur Zeit also Herr W. J. Lamanski. O.

Vom Nicaragua-Kanal. Da die Lage der Panamá-Kanal-Gesellschaft eine hoffnungslose ist und das Geld für den von der Untersuchungskommission [1]) vom Jahre 1889—90 vorgeschlagenen Schleusen-Kanal schwerlich aufzutreiben sein wird, verdient das alte Nicaragua-Projekt, welches in neuester Zeit eingehend studiert worden ist, die spezielle Aufmerksamkeit der Geographen, Wasserbauer und Seefahrer. Die Arbeiten am Nicaragua-Kanal haben durch die Maritime Canal Company of Nicaragua, eine amerikanische Gesellschaft, im Oktober 1889 begonnen [2]). Leider fehlt es an offiziellen Dokumenten über den Stand der internen Angelegenheiten der Gesellschaft, und ich will deshalb hier einige Worte über ein solches sagen, das mir im September 1890 zuging.

Einflussreiche Kreise in den Vereinigten Staaten, welche überhaupt keinen Kanal wünschen, hatten es durchgesetzt, dass dem Repräsentantenhause der Union eine Bill vorgelegt wurde, die der ganzen Thätigkeit der Marit. Can. Comp. of Nicar. ein Ende gemacht hätte. Diese »Bill« besagte, dass das öffentliche Wohl nach dem Urteile des Kongresses die Aufhebung der Gesetzesakte »Ein Beschluss zur Inkorporation der Maritime Canal Company of Nicaragua«, welche am 20. Februar 1889 angenommen wurde, fordere, und es sei dasselbe deshalb vom Senat und House of Represent. der Un. St. of America, zum Kongresse vereinigt, aufzuheben und die durch jenes Gesetz gewährten Freiheiten abzuschaffen und für nichts zu halten. (H. R. Bill Nr. 11802.)

Am 30. August 1890 legte nun Mr. Baker, Mitglied der Handelskommission des House of Represent., den folgenden Gegenbericht auf dem Tische des Hauses nieder [3]): »Die Handelskommission gibt, nach eingehender Prüfung der »Bill« Nr. 11802 dieselbe achtungsvoll dem Hause zurück und empfiehlt die Nichtannahme derselben.

»Die Kommission hat sorgfältig die Lage und die Geschäfte der genannten Kompanie geprüft, um zu sehen, ob irgend ein Missbrauch der Macht und Privilegien, welche dieselbe durch die Inkorporations-Akte erhalten hat, vorgekommen ist, oder ob sie irgendwie einer ihrer Aufgaben und Verpflichtungen nicht nachgekommen ist. Die Kommission ist nun der Ansicht, dass ein Grund zur Aufhebung des genannten Gesetzes nicht vorliegt und

[1]) Siehe die acht Rapports und Karten der Commission d'études instituée par le Liquidateur de la Compagnie universelle. Paris 1890, 46 Rue Caumartin. (Petermanns Mitteilungen 1890, Heft 8.)

[2]) Ueber die neueste Route, ihre Geschichte und den Stand der Arbeiten bis Mitte 1890 siehe meine Aufsätze in Petermanns Geographischen Mitteilungen 1887 und 1890.

[3]) Report Nr. 3035. 51. Kongr. 1. Sess.

Digitized by Google

dieselbe ein grosses Unrecht sein würde.« Die Marit. Can. Comp. of Nicaragua habe unter der Macht und Autorität, die ihr durch das Gesetz ihrer Inkorporations-Akte erteilt seien, sehr substantielle Fortschritte gemacht. — Es wird nun kurz die Geschichte der Kompanie angeführt und gesagt, dass infolge der Errichtung des Dammes (breakwater or pier) von 700 Fuss Länge bei Greytown dort auf der Barre über 7 Fuss Wasser seien, wo früher trockenes Land war. Von Greytown nach dem Innern zu seien über 100 Meilen Telegraphenleitung fertig. Die Gesellschaft habe durch Kauf das ganze Bagger-Material der »North Americ. Dredging and Improv. Comp.«, welches sich auf dem Isthmus von Panamá befand, erworben und sei nun damit beschäftigt, dieses Material von Panamá nach Greytown zu transportieren. Die Kompanie beschäftige jetzt etwa 1000 Mann. Zwischen zwei und drei Millionen Dollars seien bereits für das Riesenunternehmen ausgegeben worden. Mr. Baker spricht sich zum Schlusse noch sehr bestimmt dahin aus, dass die Regierung verpflichtet sei, das Unternehmen in jeder Weise zu fördern und sich nicht durch übelwollende Kritiken beeinflussen zu lassen.

Das House of Represent. beschloss dem Antrage der Kommission gemäss und verwarf die Bill 11802.

Sehr wichtige Angaben enthalten die Beilagen zu diesem »Adverse Report«. Beilage A ist ein Report der »Maritime Canal Company of Nicaragua« an den Minister des Innern vom 2. Dezember 1889, eingereicht gemäss Abschnitt 6 des Gesetzes vom 20. Februar 1889, wonach ein eingehender Bericht an jedem ersten Montag im Dezember vorgelegt werden muss. Dieser erste Bericht war, soviel mir bekannt ist, bisher nicht publiziert.

Nach Abschnitt 2 dieses Berichtes wurden die Listen zur Aktien-Zeichnung für die Kompanie am 22. April 1889 in New York aufgelegt. Die Subskribenten hielten am 2. Mai eine Versammlung in New York ab und wählten die 15 Direktoren. Diese wählten dann für das laufende Jahr: zum Präsidenten Mr. Hiram Hitchcock; zum Vize-Präsidenten Mr. Charles P. Daly und zum Sekretär und Schatzmeister Mr. Thomas B. Atkins. Die Hauptoffice der Gesellschaft ist in New York, Wall street 44. — 10145 Anteile des capitale stock der Kompanie seien al pari gezeichnet (= $ 1014500).

Anlage B ist ein Vortrag des Chefingenieurs A. G. Menocal, gehalten im Juli 1890 auf dem IV. Internationalen Kongress für »Inland Navigation« in Manchester. Derselbe enthält eine sehr genaue Beschreibung der nun definitiv angenommenen und im Bau begriffenen Kanalroute. In der Einleitung führt Menocal genauer aus, welche riesigen und eingehenden Vorarbeiten und Untersuchungen von den Amerikanern besonders seit 1880 auf der Nicaraguaroute ausgeführt worden sind. 4000 Meilen sind die für den Kanal, die Schleusen, Dämme, Deiche, Eisenbahnen, Flutlinien, Drainagen u. s. w. vermessenen Linien lang.

Der Kanal zerfällt in vier Abteilungen. Die Ost-Abteilung geht vom Hafen von Greytown bis zum San Francisco-Bassin und ist 18,864 Meilen lang. Hierin liegt die östliche Wasserscheide, 2,91 Meilen lang mit Einschnitten bis zu 298 Fuss (im Mittel 111,2 Fuss). 21 Prozent der ganzen Erdarbeiten des Kanals fallen auf diese kurze Strecke. — Die San Francisco-Abteilung geht von der Westseite des Durchstiches der Wasserscheide bis zum Damme von Ochoa am Rio San Juan. Dieselbe ist 12,5 Meilen lang. Die See- und Strom-Abteilung reicht vom Damme von Ochoa bis zur Westküste des Nicaragua-Sees und ist 121,0 Meilen lang. Die West-Abteilung vom See bis zum Hafen von Brito ist 17,0 Meilen lang. H. Polakowsky.

Litteratur.

Mayr, H., Die Waldungen von Nordamerika, ihre Holzarten, deren Anbaufähigkeit und forstlicher Wert für Europa im allgemeinen und Deutschland insbesondere. München 1890. Riegersche Universitäts-Buchhandlung. 18 Mark.

Das vorliegende Werk verfolgt wesentlich forstwissenschaftliche Interessen; es enthält die Ergebnisse zweier, zusammen siebenmonatlicher Durchwanderungen des nordamerikanischen Kontinents, welche der Verfasser, früher Dozent in München, jetzt Professor in Tokio, in den Jahren 1885 und 1887 im Auftrage der bayrischen Regierung unternahm.

Neben dem Forstwissenschaftlichen finden wir aber auch Gegenstände von allgemeinem Interesse ausführlicher behandelt, zunächst die geographische Gliederung der nordamerikanischen Waldflora. Mayr unterscheidet 1. die atlantische Waldregion, 2. die Prärie, 3. die nordmexikanische Waldflora, 4. den pacifischen Wald.

1. Erstere erstreckt sich vom Golfe von Mexiko bis zur Küste von Labrador, und von der atlantischen Küste bis zum 95.° w. L. Innerhalb derselben haben wir zu unterscheiden a) den tropischen Wald, auf den Key-West und der Südspitze Floridas bis Kap Malabar und Tampa-Bai mässig entwickelt und durch zahlreiche tropische Arten, namentlich Rhizophora, Thrinax, Oreodoxa u. a., charakterisiert. Das übrige Florida und einen schmalen Streifen an der Küste des Mexikanischen Golfes und des Atlantic bis zum 36.° n. Br. nimmt b) der subtropische, wintergrüne Laubwald ein. Unter immergrünen Eichen (Q. virens), Magnolien, baumhohen Palmen (Sabal) gedeihen die Tillandsia und zahlreiche, immergrüne Sträucher, wie Ilex, Aralia u. s. w.; dazu gesellen sich bambusartiges Schilf, Vitis, Yucca und Rhizophora. Indessen überwiegt sandiger Boden, auf dem die Laubhölzer durch Kiefern (namentlich Pinus cubensis, Pinus australis) vertreten werden; die sumpfigen Swamps bedecken riesige Taxodium distichum. Wo der Wald vernichtet ist, dehnt sich Sandwüste oder niedriges Sabalgebüsch über viele Quadratmeilen aus. Weiter nördlich herrscht durch die ganze östliche Union bis nach Kanada hinein c) der winterkahle Laubwald der gemässigt warmen Region, aus zahlreichen Eichen, Walnuss- und Hickoryarten (Carya), Ahornen, Eschen, Kastanie, Tulpenbaum u. s. w. zusammengesetzt. Dazwischen sind auf sumpfigem Terrain cypressenartige Hölzer (Chamaecyparis sphaeroidea, Tsuga canadensis), auf Sandboden Kiefernbestände zerstreut, welche einerseits (P. rigida) im Süden, an der Küste entlang, zusammen mit den Kiefern der subtropischen Region, einen etwa 250 km breiten »südlichen Kieferngürtel« bilden. Andrerseits treten auch im Norden Kiefern an Stelle des Laubwaldes, und ziehen als nördliche Begrenzung desselben in der Umgebung der grossen Seen, längs des Lorenzoflusses und der atlantischen Küste, in einem breiten »nördlichen Kieferngürtel« entlang, dessen Hauptbestandteile die Strobe (P. strobus), Rotkiefer (P. resinosa) und P. Banksiana bilden. Endlich nördlich vom 54.° n. Br. dehnt sich d) der Nadelwald der gemässigt kühlen Region aus, in einem breiten Bande von der Küste bis zur Ostabdachung der Coast Range, und am Mackenzie bis zum Polarkreis. Die Weissfichte (Picea alba) ist der vorherrschende Baum; in den wärmeren Flussthälern tritt sie zurück hinter der Abies balsamea, Weiden, Erlen, Pappeln und Birken. An den zahllosen Sümpfen und Seen gedeihen Lärche (Larix americana) und Thuja (occidentalis). Aehnlicher Nadelwald (Picea nigra, Abies Fraseri) bedeckt die höchsten Spitzen der Alleghanies.

2. Ein zweites Florengebiet, westlich vom atlantischen und ebenso gross wie dieses, bildet die Prärie. Die nördliche Prärie ist eine Graslandschaft, einst der Weideplatz zahlloser Büffelherden; die südliche trägt grossenteils eine Buschvegetation von mexikanischem Charakter: dornenreiche Papilionaceen, Opuntien, Yuccas, Agaven, zahlreiche Kakteen und Euphorbiaceen, und erst in den höheren Regionen stellt sich die Grasprärie ein. Soweit nicht der Mensch durch Feuer und Axt die Prärie erweitert hat, ist ihre Ausdehnung abhängig von den Feuchtigkeitsverhältnissen, somit von der Konfiguration des Landes. Dies ist namentlich deutlich im Westen, wo die pacifischen Winde beim Aufsteigen an den Gebirgen ihren Wassergehalt verlieren. An den Westseiten der hintereinander folgenden Coast Range, Blue Mts., Cascade Range, Sierra und Rocky Mts. dehnt sich der Wald aus, jedesmal oberhalb einer Höhe, welche der Passhöhe der davorliegenden Kette entspricht; auf den Ostseiten, unterhalb jener Höhenlinien auf den Westseiten und zwischen den einzelnen Ketten herrscht die Prärie und greift somit weit in das pacifische Waldgebiet ein.

Digitized by Google

3. Die nordamerikanische Waldflora folgt in einem schmalen, oft von Prärie unterbrochenen Streifen den Gebirgen und Flüssen von Texas, Neu-Mexiko, Arizona und Sonora, bis zur pacifischen Küste. a) Die subtropische Zone erreicht hier eine hervorragende Ausdehnung; auf den Ebenen erscheint der Mezquitbaum (Prosopis juliflora), an den Bergen steigen immergrüne Eichen- und Cypressenwälder bis 1800 m Höhe auf; darüber folgt b) der winterkahle Laubwald der gemässigt warmen Region (Walnuss, Esche, Sykomore), nur spärlich entwickelt und meist vertreten durch Kiefern, namentlich P. chihuahua.

4. Der pacifische Wald zeigt ebenso grosse floristische Unterschiede vom Osten, als wenn ein Meer von der Breite der Prärie dazwischen läge. Südlich vom 50.° n. Br. finden wir drei parallel laufende Waldbänder, den Wald der Coast Range, der Sierra und des Kaskaden- und Felsengebirges; dazwischen liegen Präriestreifen, von teilweise bewaldeten Bergketten durchzogen. Weiter nördlich fehlt die Prärie. Hier ist das Land der Riesenbäume, der Hauptobjekte des Lumbergeschäftes, von denen die Douglasia und die Gelbkiefer (P. ponderosa) in Oregon und Washington 120 bzw. 90 m, die Küstensequoia (S. sempervirens) am Abhange der Coast Range 100 m, die Riesensequoia (S. gigantea), die Zuckerkiefer (P. Lambertiana) und die Lawsonia (Chamaecyparis Lawsoniana) in der Sierra 120, bzw. 90, oder 60 m Höhe erreichen.

Zunächst ist

a) die subtropische Zone zu unterscheiden im Innern und an der Küste Kaliforniens. Prärie und immergrüne Strauchflora überwiegt; daneben erscheinen licht stehende Waldungen immergrüner Eichen und des kalifornischen Lorbeers (Umbellularia californica), stellenweise auch Nadelhölzer, namentlich die Küstensequoia. Nördlich von der Nordgrenze Kaliforniens auf den Ebenen und Berghängen von Oregon und Washington bis etwa 1000 m Höhe, an der Küste von British Columbia und auf Vancouver, ferner in der Sierra oberhalb 1800 m folgt b) die gemässigt warme Region der blattabwerfenden Laubbäume. Auf wenige Arten beschränkt (Eichen, Eschen, Pappeln), erreicht der Laubwald grössere Ausdehnung nur in Oregon und am Columbia; meist vertreten ihn Nadelhölzer, von denen die Douglastanne, die Gelbkiefer, die Küstentanne (Abies grandis), die Küstentsuga (T. Mertensiana), Küstenfichte, Thuja- und Chamaecyparis-Arten unabsehbare Wälder bilden. c) Die gemässigt kühle Region ist die Heimat grosser Fichten-, Tannen- und Lärchenwaldungen. Dieselben liegen im Kaskaden- und Sierragebirge nach Süden hin oberhalb 2500 m, nach Norden hin oberhalb 1000 m, senken sich bis zum südlichen Alaska bis auf das Meeresniveau und reichen bis zur Behringsstrasse und Mackenziemündung (70° n. Br.). Endlich folgt d) die kühle Region der alpinen Nadelhölzer, welche die obere Grenze des Waldes in den Gebirgen bezeichnet. Die meisten Vertreter sind Halbbäume und Sträucher.

Von grossem Interesse ist ferner, was der Verfasser über die fortschreitende Entwaldung Nordamerikas äussert, um so mehr, als sich in neuester Zeit auch von anderen Seiten warnende Stimmen dagegen erhoben haben. Er bemüht sich, die Schäden des bis jetzt herrschenden Raubsystems rücksichtslos offen zu legen. Während die europäischen Staaten, zur besseren Erkenntnis ihrer Interessen gelangt, grossenteils der Waldverwüstung gesetzlich eine Grenze gesetzt haben und sich fieberhaft bemühen, durch Wiederaufforstung die Sünden ihrer Vorfahren wiedergutzumachen, ist in Nordamerika noch immer »après nous le déluge« die allgemeine Devise, unter welcher alles, was Wald heisst, seit der Besiedelung des Landes bis zum heutigen Tage mit stets vermehrten Kräften rücksichtslos ausgebeutet und misshandelt wird. Verschiedene Momente wirken dabei zusammen. Erstlich die Nachlässigkeit der Regierung, die enorme Waldgebiete zu Spottpreisen verschleudert, durch Privilegien und Servitute preisgegeben, oder gar verschenkt hat (namentlich an die Eisenbahnen), und die grössten Walddiebstähle ungeahndet lässt. Sodann der kolossale Verbrauch oder besser Vergeudung von Nutzholz, Brennholz, Holzkohle u. s. w.; im Jahre 1879/80 waren in der Union 25 700 Sägemühlen thätig, welche allein für 182 Mill. Dollar Nutzholz produzierten. Ferner die Schindel- und Harzgewinnung. Waldbrände richten alljährlich einen ungeheuren Schaden an; z. B. wurden im Jahre 1879/80 durch etwa 3000 Brände 409 000 ha Wald im Werte von 100 Mill. Mark vernichtet; sie entstehen bei der Urbarmachung des Landes, indem das Feuer von der Rodung in den Wald läuft, durch den Funken der Lokomotive, welche oft meilenweit zwischen schwarzen Kohlenstümpfen dahineilt, durch Jäger und Indianer, durch die Ansiedler, welche zur vermeintlichen Verbesserung der Viehweide alljährlich das Feuer durch den Wald laufen lassen, endlich durch Unvorsichtigkeit oder bösen Willen. Planlose Rodungs- und Ackerbauversuche auf ungünstigem Boden bereiten ausgedehnten Waldflächen den Untergang; nach einigen kärglichen Ernten ziehen die Ansiedler weiter, eine Einöde hinter sich lassend. Die geringen forstlichen Bestrebungen, durch Anlage von Baumschulen, durch Aussetzung von Preisen für gute Anpflanzungen, durch Einführung eines allgemeinen Baumpflanztages (Arbor day) die Wiederaufforstung zu fördern, die selbständigen Anforstungen der Farmer in den Präriestaaten, die Begründung eines Forstinstitutes, von Forstmuseen und -kongressen — kommen gegenüber dem allgemeinen Vandalismus bis jetzt kaum in Betracht, solange der Staat nicht energisch gegen die Zerstörung des vorhandenen Waldes vorgeht.

Die Folgen der bisherigen Misswirtschaft treten überall zu Tage. Bei der Besiedelung des Landes erstreckte sich im Osten ununterbrochener Wald von Florida bis Labrador, über ein Areal von der zehnfachen Grösse Deutschlands; jetzt mag noch auf einem Zehntel dieser Fläche unberührter Wald vorhanden sein, abgesehen von den weit ausgedehnten, durchlöcherten Ansammlungen wertloser und verstümmelter Hölzer, die man nicht als Wald bezeichnen kann. Relativ ist das bewaldete Areal noch grösser als in den meisten europäischen Ländern, es macht nämlich 26 Prozent aus, aber die Abholzung fand und findet statt ohne Rücksicht auf die Grundregel der Waldwirtschaft, welche die Erhaltung aller, den Wasserabfluss regelnden Schutzwaldungen auf Gebirgshängen und des Waldes auf dem zur Landwirtschaft ungeeigneten Boden fordert. Im Osten stockt im Flachlande entschieden noch zu viel Wald auf landwirtschaftlich benutzbarem Boden, während auf Gebirgen und magerem Boden schon viel zu viel abgeholzt ist; in Canada liegen noch gewaltige Vorräte unerschlossen; in den pacifischen Ländern ist im Norden noch überflüssig viel Holz, obwohl schon viele Quadratmeilen der herrlichsten Wälder in Montana, Washington und Oregon verkohlt sind, im Süden ist der an sich schon spärliche Schutzwald schon zu weit zerstört worden. So kommt es, dass die meteorischen Wasser, die früher aufgesaugt und langsam als Quellbach abgegeben wurden, jetzt ohne Aufenthalt, mehr vernichtend als befruchtend in das Tiefland eilen. Die durchschnittliche Niveauhöhe der Hochwasser ist eine alljährlich steigende, veranlasst fürchterliche Ueberschwemmungen und macht alle Flusskorrektionen illusorisch. In den verödeten Gebirgen richten Bergrutsche und Auswaschungen ungeheure Schäden an. Im südlichen Kieferngürtel verschwindet mit dem Walde das Gras, und der Flugsand dehnt sich immer weiter aus; die einst bewaldeten Swamps der Südstaaten sind vielfach zu Schilfsümpfen versauert; die klimatischen Extreme haben sich an vielen Orten verschärft; wo ein durchlöcherter Baumwuchs übrig geblieben ist, bemerkt man ein Vordringen der geringerwertigen Hölzer gegenüber den vertilgten wertvolleren.

Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, dass, »wenn auf anderen Gebieten der Urproduktion ebenso verschwenderisch mit dem kostbaren Geschenke vorausgehender Jahrtausende gewirtschaftet wird«, dass dann Europa wohl nichts zu fürchten hat von dem neuen Weltreiche, welches sonst durch Grösse, Lage und Naturschätze berufen erscheint, dereinst the leading nation zu werden.

Erich Goebeler.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 47. **Stuttgart, 24. November 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das türkische Schattenspiel im Maġrib. Von M. Quedenfeldt. (Schluss.) S. 921. — 2. Unterricht und Erziehung im Königreich Hawaii. Von Ludwig Fleischner in Wien. S. 926. — 3. Anthropologie und Geschichte. Von Dr. Ludwig Wilser. (Schluss.) S. 928. — 4. Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis. S. 934. — 5 Litteratur. (Eduard Brückner.) S. 939.

Das türkische Schattenspiel im Maġrib.

Von M. Quedenfeldt.

(Schluss.)

Kurze Charakteristik der Stücke.

Man kann dieselben kurz als ein Konvolut alberner, unflätiger Reden und Gebärden bezeichnen, wie wir es ähnlich selbst in unseren derbsten mittelalterlichen Schwänken und Possen kaum kennen.

Notzucht- und Prügelscenen wechseln; die Dialoge sind höchst obscöner Natur und entbehren dabei jedes feineren Witzes, ja jedes Witzes überhaupt, denn das nach dieser Richtung Gebotene kann man höchstens als rohe Hanswurstspässe bezeichnen.

Wenn Heinrich von Maltzan, ein sonst so guter Beobachter und Kenner des tunesischen Volkslebens, sagt, dass wohl die Gebärden und die körperliche Aehnlichkeit der Hauptfigur mit dem Gotte der Gärten Anstoss erregend seien, nicht aber der Inhalt der Stücke [1]), so steht dies mit allem, was ich in Tunis und Tripolis vom Karakûs gesehen und gehört habe, in grellem Widerspruch. Der Leser wird sich aus einigen Proben, die ich weiter unten gebe, selbst ein Urteil bilden.

Geradezu sonderbar klingt es auch für jeden, der einmal einer solchen Aufführung beigewohnt und das verständnisvolle Brüllen und Lachen des Publikums bei den schlüpfrigsten Stellen gehört hat, wenn Maltzan (S. 233) sagt:

»Die meisten gewohnten Zuschauer des Karagus denken sich bei dessen seltsamer körperlicher Bildung und der offenen Zurschautragung derselben fast gar nichts. Die Aehnlichkeit mit dem Gotte der Gärten ist für sie eine Sache der Tradition geworden; man hat sie eben seit dem Altertum beibehalten, ohne zu ahnen, dass das, was die Alten für ein heiliges Symbol und keineswegs für etwas Unanständiges ansahen, plötzlich obscön geworden sein könne. Deshalb finden auch die Musslemîn durchaus nichts Unmoralisches an diesen Darstellungen, ähnlich wie bei den Römern die Priapeen oft im Kreise anständiger Matronen gefeiert wurden; sie schicken vielmehr ihre Kinder in die Karagusbuden, denn für den Geschmack der Erwachsenen sind die Lustspielchen doch meist gar zu naiv.«

Freilich wohl werden die kleineren Kinder unter dem Publikum, aber auch nur diese, sich bei den vorgebrachten roh lasciven Spässen, den schamlosen Gebärden und Handlungen nichts denken, jedoch nur, weil sie dieselben noch nicht verstehen. Aber sind deshalb solche öffentliche Anstössigkeiten weniger verwerflich? Gerade darin, dass dieselben einem wesentlich minderjährigen Publikum geboten werden, scheint mir ein erschwerendes Moment zu liegen.

Uebrigens liegt es mir nicht ob, die ethische Seite dieser türkisch-arabischen Volksbelustigung hier kritisch zu beleuchten; ich will in diesen Zeilen nur den gegenwärtigen Stand derselben schildern. Zumal bei den von den unserigen so verschiedenen Anschauungen der Mohammedaner über sexuelle Moral, die wir doch hier als Basis anlegen müssen, erscheint ein wohlfeiles Polemisieren gegen die Karakûs-Aufführungen wenig angebracht. Dagegen müssen offenbar unrichtige Angaben und Folgerungen, welche die ganze Einrichtung in einem wesentlich anderen Lichte, als es der Wirklichkeit entspricht, erscheinen lassen, zurückgewiesen werden, um so mehr, wenn sie von einem so beachtenswerten Gewährsmann, wie Maltzan, ausgehen.

In Aegypten scheint die Karakûs-Obscönität ihren Gipfel zu erreichen, indem man sich dort nicht mehr begnügt, den Helden als Schatten auf die Leinwand zu zaubern, sondern ihn in Fleisch und Bein auf die Bühne bringt. Der erwähnte ʿAli Kaka tanzt nämlich bei den »mûled« genannten, mit einem Jahr-

[1]) l. c. I. S. 237 und 238.

Digitized by Google

markt verbundenen Festen der Stadtheiligen in der Nähe der Schaubuden, einen aus Zeug hergestellten, horizontal abstehenden Phallus von Meterlänge umgeschnallt und mit einer Art Pferdeschwanz am Anus versehen, völlig nackt umher. Gewöhnlich ist er von einigen Personen, einem oder zwei Knaben, einer Frau oder einem Manne begleitet, welch letzterer eine lange Peitsche schwingt, mit der er den 'Ali Kaka in der Weise, wie man bei uns ein Pferd im Cirkus vorführt, auf freiem Felde paradieren lässt. Gebärden, Posituren, Bewegungen sind dabei höchst obscön und übertreffen wohl alles in der Welt an Unflätigkeit. Mit Recht schreibt mir hierzu Professor Schweinfurth: »Weshalb in diesem Lande, wo von jeher der Mysticismus floriert hat, wo alle Religionen eine vorwiegend dunkle Lokalfarbe angenommen haben, wo man das Leben nur als eine Vorbereitung auf den Tod und auf das Zukünftige zu betrachten gewohnt war — weshalb gerade hier der Volkswitz und die Freude der Massen in der Produktion des obscönsten Geschlechtslebens gipfeln, ist ein Problem, welches Völkerpsychologen erklären mögen.«

Texte.

Geschriebene Texte zu den kurzen Schwänken gibt es weder in Tunis noch in Tripolis; gedruckte oder lithographierte existieren selbstverständlich noch viel weniger. Nicht einmal den Gang der Handlung, vielleicht stichwortweise in Art einer Disposition, findet man niedergeschrieben; alles beruht auf mündlicher Ueberlieferung.

Die Karakûs-Spieler, deren es, wie wir sahen, im Maġrib verhältnismässig wenige gibt, haben den Inhalt, die dürftige Handlung ihrer Stücke gut im Kopfe, und die Worte improvisieren sie dann. Bei vieler Praxis werden sie wohl auch meist dieselben Worte, vielleicht nur mit zufälligen kleinen Abweichungen, gebrauchen.

Der überlieferte Text mancher dieser Stücke soll sehr alt sein. Sehr häufig können die Karakûs-Spieler, wie ja so viele Musslemîn der niederen Klassen, weder lesen noch schreiben.

Ich schliesse hier die Mitteilung zweier tunesischer Karakûs-Stücke an, welche ich durch Herrn von Knapps gütige Bemühungen von Ssi-Moḥammed Bu-Dabûss erhielt. Nr. Ia und Ib behandeln denselben Gegenstand, Ia in der gedrängten, erzählenden Form der mündlichen Ueberlieferung, Ib in Gestalt der wirklichen Aufführung auf der Bühne. Nr. II ist ein weiterer, selbständiger Schwank in bühnengerechter Form. Von Ia liegt ein arabischer Text vor, den Ssi-Moḥammed Bu-Dabûss auf Wunsch des Herrn von Knapp niedergeschrieben hat oder hat schreiben lassen. Herr Dr. Friedr. Müller hierselbst, dem ich so viele linguistische Beihilfe bei meinen ethnologischen Arbeiten verdanke, hat die Güte gehabt, diesen Text zu übersetzen. Ib und II hat Herr von Knapp nach Diktat von Ssi-Moḥammed Bu-Dabûss unter gleichzeitiger Uebertragung ins Französische mit Hilfe des Konsulats-Kauassen Allêla, eines Kuruġli, aufgeschrieben.

Ein tripolitanischer Text liegt mir nicht vor. Auch hier pflanzen sich die Stücke in Form einer Erzählung unter den Karakûs-Spielern von Geschlecht zu Geschlecht in der Ueberlieferung fort. Die Dialoge werden jedesmal improvisiert, der Sinn ist aber stets derselbe. Neue solcher Stücke sollen übrigens nicht oder doch nur sehr selten kreiert werden.

Von den im Anschlusse hieran mitgeteilten, eben erwähnten, tunesischen Stücken enthält der erzählende Text Ia nichts Anstössiges und ist unverändert wiedergegeben. Dagegen mussten in Ib und II einzelne allzu anstössige Stellen fortgelassen, oder mit Rücksicht auf die nicht ausschliesslich in streng wissenschaftlichen Kreisen gelesene Zeitschrift modificiert werden. Das Mitgeteilte, gelinde ausgedrückt, schon derb und drastisch genug, dürfte vollkommen unseren Zweck: nach jeder Richtung hin ein möglichst klares Bild der Karakûs-Spiele im Maġrib zu geben, erfüllen.

Ueberdies liegt in der schriftlichen Wiedergabe im Gegensatz zur wirklichen Darstellung schon an sich eine bedeutende Abschwächung. Denn bei den Aufführungen z. B. bedient sich Karakûs bei allen Prügel- und Kampfscenen seines Phallus als eines Züchtigungsinstruments, alle seine Siege gipfeln in einer Vergewaltigung des unterliegenden Teils.

Und diese eigenartige symbolische Verherrlichung der Stärke des allbefruchtenden Gliedes gerade ist es, welche, verbunden mit den übrigen obscönen Gebärden, Reden und laut werdenden Tönen, die Karakûs-Aufführungen in den Augen des Europäers zu etwas so Unanständigem stempelt.

Ia.
Dies ist das Spiel des Hindâui.

Es tritt auf (»steigt herab«) der Hindâui (= Inder?) in einem Garten (Landgut, Ssânia). Er bringt eine Frau mit sich, zu der er spricht: »Singe, damit ich deine Stimme höre und mich verwundere über die Gottesgabe, die dir eigen ist!« Darauf singt die Frau, und während ihres Gesanges kommt Karakûs, der auf dem Wege vorbeikam und die Stimme der Frau vernahm. Er betritt also die Ssânia und findet den Hindâui und die Frau. Karakûs spricht zum Hindâui: »Mir gehört diese Frau, ich kenne sie.« Karakûs befragt die Frau: »Kennst du Karakûs?« Die Frau antwortet: »Nein, ich habe ihn nie gekannt.« Da spricht der Hindâui zum Karakûs: »Mach', dass du fortkommst, sonst rufe ich sogleich die Diener her.« Darauf flieht Karakûs. Der Hindâui wendet sich zur Frau und spricht: »Singe ohne Furcht, denn jener ist geflohen.« Die Frau spricht zum Hindâui: »Nein, ich singe nicht, singe du doch, Hindâui!« Karakûs kommt und stiehlt die Frau. Darauf kommt er zum Hindâui und spricht:

Digitized by Google

»O Hindâui, wo ist die Frau, die bei dir war?« Der Hindâui wendet sich um, findet die Frau nicht und gerät in grosse Wut. Er begibt sich nach seiner Wohnung und schickt seine Diener, einen nach dem andern, nach dem Hause des Karakûs, damit sie ihm das Weib mit Gewalt entreissen sollen. Jeder, der zum Hause des Karakûs kommt, wird von demselben geprügelt und verjagt.

Ib.

Auf die Bühne tritt ein Aegypter[1]) mit seiner Frau. Der Mann fängt an zu singen und unterbricht sich, indem er zu seiner Frau sagt: Singe du, Fatma, du kannst besser singen als ich, sing' einmal.

Die Frau singt ein Lied mit schöner Stimme.

Karakûs, der eben vorbeigeht, hört sie und kommt hinzu. Da fängt der Aegypter wieder an zu singen. Karakûs stellt sich vor ihn hin und ahmt ihn spottend nach.

Aegypter: Was heulst du da, wie eine Nachteule?

Karakûs: Und was hast du zu meckern, wie ein Ziegenbock?

A.: Ich singe.

K.: Und ich singe auch.

A.: Warte nur, dass ich meine Frau nach Hause bringe, dann werde ich dir ein paar Sapties nachschicken und dich einsperren lassen!

K.: Was, du hast eine Frau? Wo ist sie?

A. (auf Fatma zeigend): Da ist sie.

K.: Die Frau kenne ich, sie war meine Konkubine.

A.: Was, Fatma, du kennst Karakûs?

F.: Nein, ich habe ihn niemals gesehen.

K.: Siehst du, sie sagt, sie habe mich niemals gesehen.

A.: Wenn du dich jetzt nicht bald zum Teufel scherst, rufe ich die Wache.

Karakûs läuft fort und kommt nach einer kleinen Weile wieder. Er findet den Aegypter, der, ihm den Rücken zukehrend, singt, stürzt sich auf die Frau, fasst sie am Halse und schleppt sie mit Gewalt in sein nahes Haus. Dann holt er den Aegypter wieder ein, stellt sich vor ihn hin und singt wieder.

Der Aegypter ärgert sich und sagt: Warte, bis ich meine Frau nach Hause geführt habe, dann werde ich dich lehren!

K.: Deine Frau? Wo hast du denn deine Frau?

A. sieht sich um, findet seine Frau nicht mehr und fängt an zu weinen und sich die Haare zu raufen.

K. geht nach seinem Hause und amüsiert sich mit Fatma.

Der Aegypter, dem es endlich klar wird, wer seine Frau entführt hat, geht gleichfalls nach Hause und schickt seinen Diener mit einem riesigen Stock zu Karakûs mit der Weisung, ihm die Frau abzunehmen und ihn tüchtig durchzuprügeln.

Der Diener (pocht bei K. an die Thür): Gib die Frau meines Herrn heraus!

Karakûs, der ihn hat kommen sehen, springt zur Thür heraus und haut mit seinem Phallus unter Schimpfreden auf ihn ein.

Der Diener läuft unter Wehklagen und Schimpfen davon.

Der Aegypter schickt nun einen Opiumraucher.

Dieser stellt sich vor die Hausthür des Karakûs und singt.

Karakûs kommt heraus und fragt ihn, was er wolle.

Opiumraucher: Ich will die Frau haben.

Karakûs bläst ihm in die Pfeife, dass dem Manne die Asche in die Augen fliegt und er schleunigst entflieht.

Nun schickt der Aegypter einen Stummen. Dieser klopft an die Thür. Karakûs kommt heraus und fragt nach seinem Begehr.

Ba, ba, ba, ba, ba . . . lallt der Stumme.

Karakûs spuckt ihm ins Gesicht und jagt ihn fort. Da schickt der Aegypter einen Neger und dann einen Malteser, welche alle beide nichts ausrichten und, wie die übrigen, unter fortwährendem Schimpfen, Hin- und Herreden, Prügeln u. s. w. verjagt werden. Schliesslich schickt er einen Algeriner. Dieser nimmt sein . . .[1]) mit und sagt dem Karakûs, er möchte mal herauskommen.

Dies geschieht, der Algeriner benutzt den Moment, um selbst hineinzuschlüpfen, und schlägt dem Karakûs die Thür vor der Nase zu. Der Algeriner nimmt darauf Besitz von Fatma.

Endlich verliert der Aegypter die Geduld; er geht zum Riesen Og ben Oniok (?) und sendet diesen zu Karakûs.

Unterdessen steht dieser vor der Thür und grübelt darüber nach, wie er sich am besten an dem Algeriner rächen könne.

Da kommt der 7 m lange Riese und fragt ihn — den er nicht kennt — ob er wisse, wo sich Karakûs befinde.

Karakûs: Schrei nicht so, dort drin im Hause ist er mit der Fatma.

Nun steckt der Riese seine Hand zum Fenster hinein, zieht den Algeriner und Fatma heraus, packt sie beide auf seinen Rücken und trägt sie fort.

II.

Erste Scene.

Hadj Iuâs tritt auf und poltert bei Karakûs an der Thür.

K. (von innen rufend): Wer ist da?

H.: Ich habe dir etwas zu sagen.

K.: Du möchtest wohl wieder . . . . . haben?

H.: Was meinst du?

[1]) So wird der Inder des vorigen Textes hier bezeichnet.

[1]) Unleserlich in der Knappschen Handschrift.

Digitized by Google

K.: Willst du Nüsse essen [1])?

H.: Was hast du gestern abend gegessen, Karakûs?

K.: Pfeffersuppe unten an der Stadtmauer.

H.: Mit wem schläfst du denn jetzt?

K.: Mit einer hinkenden Eselin.

H.: Soll ich dir eine Frau verschaffen?

K. (auf seinen Penis zeigend): Der möchte wohl, aber ich habe kein Geld.

H.: Das schadet nichts; ich werde dir alles besorgen, unter der Bedingung, dass wir einen Kontrakt machen.

K.: Gut, ich unterzeichne.

H.: So, dann gebe ich dir meine Tochter zur Frau.

Er geht fort und holt seine Tochter nebst zwei Notaren und zwei Zeugen. Die Trauung wird vollzogen.

Zwischen Scene 1 und 2 eine Nacht.

Zweite Scene.

Die Frau klagt über Schmerzen und fürchtet, ins Kindbett zu kommen. Karakûs ist erstaunt und verlangt Erklärungen darüber, da er doch erst seit gestern mit ihr schliefe.

Ja, sagt die Frau, ich bin nämlich in einer heiligen Stadt geboren. Wenn ich eine Nacht mit einem Manne schlafe, bekomme ich am nächsten Morgen ein Kind.

Karakûs stellt sich mit dieser Erklärung zufrieden und holt die Hebamme.

Dieselbe erscheint, und gleich darauf kommt die Frau mit einem Knaben nieder.

Kaum ist dieser geboren, so ruft er: Mutter, rufe meinen Vater!

Die Hebamme schlägt die Hände vor Erstaunen über dem Kopf zusammen, dass das Kind schon spricht, und holt Karakûs.

Sohn: Vater, hol' mir eine Frau, ich möchte gern . . . . .

K.: Auf den H . . . . . haue ich dir eins! Wie weisst du schon, was eine Frau ist?

Sohn: Dann setz' mich auf deinen Rücken und führe mich spazieren.

Karakûs hebt seinen Sohn auf die Schultern und springt mit ihm herum. Auf einmal sagt dieser: Vater, ich muss p . . . . .

K.: Warte, dass ich dich hinuntersetze.

Ehe Karakûs ihn herunterheben kann, bep . . . . ihn sein Sohn von oben bis unten.

Karakûs lässt ihn darauf so unglücklich fallen, dass er tot bleibt.

K. (zu seinem Sohne): Stehe auf, ich will dir Zucker geben. — Keine Antwort. — Stehe auf, ich will dir eine Frau geben. — Wieder rührt sich nichts.

Da kommt Hadj Iuâs herein. Was hat das Kind? fragt er.

K.: Ich habe ihm Wein gegeben, es ist betrunken.

H. (untersucht das Kind und findet, dass es tot ist): Was sagst du, betrunken? Das Kind ist ja tot!

K.: Wie denn tot? Dann hast du es jetzt erwürgt!

H.: Weisst du, wir wollen lieber keinen Lärm machen. Wir holen einen Ḥamal und lassen das Kind fortschaffen. Hadj Iuâs geht zu diesem Zwecke fort. Da kommt die Mutter, merkt, dass das Kind tot ist, und ruft Leute herbei. Ein Arzt bestätigt den Tod. Karakûs wird ergriffen, verurteilt und sofort hingerichtet.

Andere Volksvergnügungen im Maġrib.

Wenn auch in Nordwest-Afrika ebenso wenig wie im Orient eine Verquickung der Karakûs-Spiele mit Volksbelustigungen ähnlichen oder ganz verschiedenen Genres stattfindet — auch räumlich sind sie insofern getrennt, als niemals in einer Bude zwei oder mehrerlei Produktionen vorgeführt werden — so sei mir an dieser Stelle wenigstens ein kurzer Hinweis auf die wichtigsten derselben gestattet.

Ursprung, Charakter und Zeit der öffentlichen Vergnügungen sind natürlich sehr wechselnd. Manche sind ausschliesslich Kinderbelustigungen, wie das Abbrennen kleiner Feuerwerkskörper, vornehmlich sog. Frösche, an Ramadân-Abenden im östlichen Maġrib, die aufgestellten Schaukeln bei den grossen Festen [1]) und andere.

Bestimmte Schaustellungen scheinen, wie der Karakûs, nur der Ramadânzeit anzugehören. Hierzu dürfte die mir aus eigener Anschauung nicht bekannte, von Maltzan (a. a. O. S. 248) aus Tunis erwähnte »Ġûla« [2]) gehören.

Andere wiederum kann man das ganze Jahr hindurch auf Märkten und freien Plätzen beobachten, so die Gaukler mit Schlangen, die im Maġrib alle der Bruderschaft der 'Issâua angehören, die aus Südmarokko stammenden Ulêd Ssidi Ḥamed-u-Mûssa, Berber-Artisten, Springer und Pyramidensteller, die Ormâ oder Rmâia, Kunstschützen, und die Erzähler in Kaffeehäusern und auf öffentlichen Plätzen.

Unter den letzteren unterscheidet man in Marokko die Schiâch el-klam und die Muâlin el-benîdra. Die ersteren sind Meister im Singen oder besser im näselnden Recitieren von teilweise gereimten Liedern, Balladen, die oft die Wunder und Thaten eines berühmten Heiligen (Ssidi Chedâr, Ssidi Ḳaddur el-'Alâmi u. a.) zum Gegenstande haben. Sie begleiten ihren Vortrag gewöhnlich durch Schläge auf

[1]) Hat auf deutsch keinen Sinn; der »Witz« liegt darin, dass sich diese Frage mit der vorhergehenden, ihrer Unanständigkeit wegen nur angedeuteten, im Arabischen reimt.

[1]) In Marokko hat man ausser den bekannten religiösen Festen noch zwei, die als eine Spezialität dieses Landes zu betrachten sein dürften, das 'Id el-Fûl, Bohnenfest der Neger, und das 'Id el-Tólba der studierenden Jugend.

[2]) Gespenst; die Gulen in Tausend und einer Nacht.

Digitized by Google

der »tarîdja« genannten, röhrenförmigen, meist primitiv bemalten Handtrommel von Thon, die im linken Arm, zuweilen auf der linken Schulter liegt. Die nach unten (der Fellseite) zu bedeutend ausgebuchtete, erweiterte Form der letzteren heisst »derbûka«; sie soll ursprünglich aus Algerien oder Tunesien eingeführt sein.

Die Muâlin el-benîdra erzählen gewöhnlich auf den Märkten in ungebundener Rede Kriegsgeschichten (rasâua), auf die Kämpfe der Marokkaner mit Spaniern und Portugiesen bezüglich und die Thaten mancher Mudjahedin verherrlichend. Märchen aus Tausend und einer Nacht, die der Laie gewöhnlich von den muselmanischen öffentlichen Erzählern als untrennbar annimmt, werden, in Marokko wenigstens, von letzteren nur sehr selten vorgetragen, dagegen häufiger von Tolba in Privatgesellschaften. Die Muâlin el-benîdra schlagen bei ihren Vorträgen in kleinen Zwischenräumen einige Töne auf dem grossen, »bendîr« genannten Tamburin ohne Schellen [1]) — benîdra ist das Diminutivum dieses Wortes — an, oder benutzen dabei auch ein »diff« genanntes, eigentümliches Instrument, einen mit Tierhaut straff überspannten viereckigen Doppelholzrahmen von etwa 22 cm im Quadrat. Ich sah dasselbe nur in Marokko.

Man sagt von solch einem Meister, auch wenn er näselnd singt, »ke gul klam«, er sagt, spricht Worte, niemals, er singt.

Eine dritte Kategorie dieser Rhapsoden geht, sog. 'Arôbis sprechend, in den Kaffeehäusern umher. Unter »el-'Arôbi«, wörtlich: (Land-)Arabergedicht, versteht man in Marokko im engeren Sinne kurze, gereimte Sinnsprüche, Epigramme. Einzelne Meister besitzen im Improvisieren dieser kleinen Gedichte grosse Fertigkeit und führen zur Erheiterung der Anwesenden witzige Wortkämpfe in gebundener Rede in den Cafés auf.

Ferner sieht man zuweilen einzeln oder paarweise (höchstens zu dreien vereint) Barden aus Südmarokko, Schlöḥ, umherziehen, welche ihr Klimpern auf der dreisaitigen Ginbri ssûssîa mit näselndem Gesang in Taschilḥâit und gleichzeitigem Trippeln mit den Füssen, als ob sie zum Tanze ansetzten, begleiten. Ein solcher berberischer Ginbri-Spieler wird mit dem Worte: Râiss, nicht Schêch, bezeichnet. Sonst ist Râiss im Maġrib nur das gebräuchliche Wort für Schiffs- oder Hafenkapitän.

Weniger gemessen sind die Bewegungen, welche die Nigritier mit ihrem Spiel auf der grossen, mit einem gebogenen Stocke bearbeiteten Pauke und den ḳárḳaba genannten, eisernen Klappern verbinden.

Diese sog. Gnâua (Guinea-Leute) wirken neben verschiedenen anderen Bruderschaften und Korporationen in kleineren Trupps bei den religiösen Festen, namentlich zu Mulûd, dem Geburtsfeste des Propheten, bei den Umzügen mit, gehen aber auch sonst häufig in den Strassen musicieren. Es sind meist in den betreffenden Städten fest angesessene Neger, die jene Bruderschaft bilden. Ihr Schutzheiliger ist Ssâdi Mimun, aber auch Ssîdi Djiber, der Patron aller Ginbri-Spieler, wird von ihnen sehr verehrt. Die Gnâua tragen einen, aus gedrehten langen gekräuselten Wollfäden, die dunkel gefärbt sind, geflochtenen Kopfputz (Schâschîa del Gnâua), in Art einer Allonge-Perücke.

Diese Schâschîa, bei den das Spiel begleitenden Sprüngen und Körperdrehungen stets in vibrierender Bewegung, gibt den meist sehr harmlosen Leuten ein wildes Aussehen; oft ist sie mit sog. Kauris durchflochten.

Im östlichen Maġrib (Tripolis) treten die Bu-Ss'adîa (von Ssîdi Bu Ss'âd) an Stelle der Gnâua.

Nicht so häufig wie diesen stereotypen Figuren jeder marokkanischen Stadt begegnet man einzelnen Negersängern mit der Ginbri del Gnâua, einem Saiteninstrument, das ebenso wie die Ginbri ssûssîa in Grösse und Form von der gewöhnlichen zweisaitigen Ginbri abweicht; die kleinsten Formen der letzten werden »Ssuissen« genannt. Auf eine nähere Beschreibung dieser Instrumente (welche sich sämtlich, von mir mitgebracht, in der Sammlung des Kgl. Museums für Völkerkunde zu Berlin befinden) möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen. Ich denke sie gelegentlich in einer besonderen Abhandlung über marokkanische Musik zu geben [1]). Für die Vorstellungen von Tänzern und Tänzerinnen, welch letztere sich im Maġrib (Algerien ausgenommen) nur in Privatgesellschaften produzieren, sowie für die gewöhnliche Abendmusik in den Kaffeehäusern ist wieder der Ramadân der beliebteste Monat. Die Tänzerinnen, welche man zu jeder Saison in dem oder jenem, von einem Griechen oder Malteser in Tunis gehaltenen Café-concert die sog. danse du ventre zum besten geben sieht, sind fast durchgehends algerische Jüdinnen. In den kleineren maġribinischen Städten ist auch während der Nachtzeit im Fastenmonat wenig Leben.

Ich will hier weder auf die choreographischen noch musikalischen Leistungen näher eingehen und beschränke mich auf die Bemerkung, dass die Ausführung der Tänze in Marokko — ich setze nach den vielen Beschreibungen die lasciven Formen des mohammedanischen Einzeltanzes im allgemeinen als bekannt voraus — von der im östlichen Maġrib (Tunis) nicht unbeträchtlich abweicht. Er ist in ersterem Lande um einige Nüancen decenter — wenn man diese Bezeichnung überhaupt auf die Mimik roh-sinnlichsten Charakters, die man als orientalischen »Tanz« bezeichnet, anwenden darf.

Oeffentliche Ringkämpfe habe ich im Maġrib

[1]) Ein solches mit Schellen heisst »tarr« und wird in Marokko nur in Zusammenwirkung mit anderen Instrumenten benutzt.

[1]) Nur möchte ich bezüglich der Schreibweise bemerken, dass der Name richtig »Ginbri« und nicht »Gimbri«, wozu die Art der Aussprache verleitet, geschrieben werden muss. Der Plural heisst »Gnâber«.

Digitized by Google

nicht beobachtet; sie finden nach Schweinfurth dagegen auf den ägyptischen Messen (z. B. in Tanta) und an den Festen der Stadtheiligen statt.

Bauch- oder Fistelredner, denen man in Nordwestafrika äusserst selten begegnet (ich erinnere mich nur einen einzigen auf dem Platze Djema' el-Fenâ in Marrakesch gesehen zu haben), heissen im Taschilhait: Tutoġmâġi. Sie hantieren mit einer, als »Kind« auf dem Arm getragenen, puppenartig in Zeug gehüllten, roh geschnittenen Holzfigur, mit der sie in verschiedenem Tonfall Zwiegespräche führen.

Ein gleichfalls seltenes, unserem Kasperle-Theater entsprechendes Puppenspiel, bei welchem der Leiter einige Figürchen an Schnüren bewegt, sie tanzen und sprechen lässt, wird »Ssánduḳ el-'adjib«, d. h. Wunderkoffer oder -kasten, genannt, weil die Puppen in einem solchen bewahrt und transportiert werden. Der Spielleiter selbst heisst: Bu-Ssâur, Bildervater, oder auch Bu-Ssánduḳ el-'adjib.

Taschenspieler, die sich Geld, Bindfaden, Nadeln u. dergl. aus dem Munde ziehen, scheinbar einen Dolch in ihren Leib stossen und ähnliche Kunststückchen ausüben, werden in Marokko: Bu-Farîfera (oder -Tafîfra?) genannt. Man sagt hierzu wohl scherzweise: Taka l'ab u l'ain, d. h. dem Sinne nach: Dein Auge ist zwar offen, aber du siehst doch nicht, wie das Spiel gemacht wird.

Schliesslich will ich noch anführen, dass während des vorjährigen Ramadân in Tripolis ein veritables türkisches Theater dort gastierte. Die kleine Truppe war auf einer »Kunstreise« aus Smyrna oder Konstantinopel gekommen, und die Mitglieder derselben gaben in recht geschickter Weise kleinere Lustspiele und Possen, welche verhältnismässig viel von dem besseren Publikum besucht wurden, in türkischer Sprache. Die Rollen der (verschleierten) Frauen wurden selbstverständlich stets von jüngeren männlichen Künstlern dargestellt. Als Schauplatz diente der Hof eines grossen, mit Kaffeehaus verbundenen Fúnduḳs (Karawanserai) am Ssûḳ et-Turk, in dessen Mitte die Bühne einfach durch im Viereck ausgespannte Stricke markiert war. Kulissen und jede Staffage überhaupt fehlten. Bei »Abgängen« gingen die Mimen einfach über den Hof ins Café oder mischten sich, bis ihr Stichwort fiel, unters Publikum. Ueber Bühne und Zuschauern wölbte sich der sternenklare südliche Himmel.

Die arabisch-berberische Bevölkerung Nordwestafrikas hat ohne Zweifel derartige Darstellungen vor der Türkenherrschaft nicht gekannt. Theateraufführungen in arabischer Sprache gehören heute (wenn man von dem Mummenschanz des Tolba-Sultans in Marokko absieht, einem ganz andern, mehr den Faschingscherzen vergleichbaren Genre) im Maġrib zu den allergrössten Seltenheiten. Ich selbst habe einer solchen nie beigewohnt und die Erwähnung einer dieser Aufführungen in der tunesischen Stadt Ssfâḳss auch nur bei Maltzan (a. a. O. III. S. 89) gefunden. Der vielgereiste Verfasser erklärt selbst, niemals vorher etwas dergleichen in arabischen Ländern gesehen zu haben.

Vgl. eine »Berichtigung« des Verfassers S. 939.

Unterricht und Erziehung im Königreich Hawaii.

Von Ludwig Fleischner in Wien.

Auf den Sandwichinseln begann man mit dem Erziehungswerke bei den Erwachsenen früher als bei den Kindern. Etwa um das Jahr 1823 bürgerte sich ein ganz eigenartiges Schulsystem ein, das rasch in den entferntesten Dörfern Eingang fand und viele Jahre in Kraft blieb. Die Häuptlinge und ihre vornehmsten Untergebenen waren die ersten Lernbegierigen; unter ihnen wurden nach einer bestimmten Zeit die Tüchtigsten ausgewählt, um als Lehrer in die verschiedenen Teile des Landes geschickt zu werden.

Der Wunsch des Volkes, sich die neue und wunderbare Kunst des Lesens und Schreibens anzueignen, war sehr gross; beinahe die gesamte Bevölkerung des Landes, Männer, Frauen und Kinder, besuchte die Schulen, deren es im Jahre 1827 über 900 mit 52000 meist erwachsenen Schülern gab. Der Unterricht dauerte zwei Stunden am Nachmittag; die Schüler versammelten sich beim Schalle eines Hornes; die Lehrmethode war die einfachste von der Welt; die Unterweisung beschränkte sich fast ausschliesslich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie. Der Vornehmste jedes Dorfes erhielt von seinem Vorgesetzten den Befehl, für Wohnung, Verköstigung und Bekleidung des Lehrers Sorge zu tragen. In grossen Versammlungen, zu denen sich Lehrer und Schüler aller Schulen einer Insel oder eines bestimmten Gebietes begaben, wurden die Prüfungen abgehalten. Im Jahre 1832 betrug die Zahl der des Lesens kundigen Personen 23127, von denen die meisten übrigens auch schreiben konnten.

Als vom Jahre 1830 an amerikanische Missionare in verschiedenen Orten Musterschulen zu errichten begannen, verliessen die Erwachsenen die Unterrichtsanstalten, und das hauptsächlichste Augenmerk wurde nunmehr der Erziehung der Kinder zugewendet.

Im Jahre 1831 wurde auf der Insel Maui das Collège von Lahainaluna als Seminar zur Heranbildung von Lehrern und Priestern eingerichtet. Der Unterricht war unentgeltlich; die Schüler sorgten selbst für ihren Unterhalt, indem sie die in der Nähe der Anstalt gelegenen Aecker bebauten. Mit der Schule stand eine Buchdruckerei und eine Buchbinderei in Verbindung; in der ersteren wurde auch die erste Zeitung, die im Jahre 1834 auf den Inseln des Stillen Ozeans erschien, — »Lama Hawaii«, Licht von Hawaii genannt — gedruckt. Auf derselben Insel wurde im Jahre 1836 in Wailuku das erste Mädchenpensionat errichtet, das durchschnittlich

Digitized by Google

jährlich von 60 Schülerinnen besucht war; es bestand bis 1848.

Ein Pensionat für Knaben wurde im Jahre 1839 in Hilo auf der Insel Hawaii eröffnet; in demselben wurde namentlich der Handfertigkeitsunterricht geübt, dem auch heute noch in allen Schulen des Königreiches ein breiter Raum gegönnt ist; eine Art Gewerbeschule für Knaben wurde im Jahre 1839 von Mr. Locke in Waialua auf der Insel Oahu eröffnet; doch löste sich die Anstalt nach dem Tode ihres Gründers im Jahre 1843 wieder auf.

Für die jungen Vornehmen errichtete man im Jahre 1840 in Honolulu eine Art von Mittelschule, die für 14 Schüler bestimmt war; die Kosten dieser Anstalt wurden von der Regierung getragen; diese Schule wurde jedoch später durch die »Royal School« ersetzt. Die im Jahre 1833 durch die Grossmut der »Weissen« zu Oahu errichtete unentgeltliche Erziehungsanstalt für die englisch sprechenden Kinder besteht noch heute als »Fort-Street-School« — so benannt nach der Strasse, in welcher sie sich befindet.

Amerikanische Missionare gründeten im Jahre 1841 für ihre Kinder in der Nähe von Honolulu das »Oahu College«; diese Anstalt wurde im Jahre 1849 als eine öffentliche erklärt: mittels Regierungspatentes wurde sie dann im Jahre 1853 vollständig neu organisiert und als Collège nach französischem Muster mit einem Vorbereitungskurs eingerichtet.

Nachdem sich die römisch-katholischen Missionare im Jahre 1839 endgültig im Königreiche niedergelassen hatten, gründeten auch sie neue Schulen, deren Lehrbücher zumeist in Honolulu gedruckt wurden.

Seitens der Regierung wurden die ersten auf Erziehung und Unterricht Bezug habenden Gesetze im Jahre 1841 erlassen; es geschah dies durch den König, dem zu diesem Zwecke ein aus den vornehmsten Stammeshäuptlingen bestehender Rat zur Seite stand; von dieser Körperschaft wurde für jede Insel ein Schulinspektor, sowie für das gesamte Königreich ein Generalinspektor ernannt.

In jedem Dorfe stand den Eltern das Recht zu, ein Komitee zu wählen, welches im Einverständnisse mit dem Inspektor die Ernennung und Besoldung der Lehrer sowie die Herstellung der Schulgebäude zu besorgen hatte. Die Lehrpersonen mussten mit einem vom Inspektor ausgestellten Befähigungsnachweise versehen sein. Einem Einwohner des Königreiches, der weder lesen noch schreiben konnte, war der Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern untersagt; auch durfte er sich nicht verehelichen. Jedes Kind im Alter von 4—14 Jahren war zum Schulbesuch verpflichtet; seither wurde dieses Gesetz allerdings dahin abgeändert, dass die Schulpflicht vom 6. bis 15. Jahre dauert.

Im Jahre 1846 ging man von Staats wegen an die Errichtung eines Departements für den öffentlichen Unterricht, an dessen Spitze ein Minister stand; er hatte die Verpflichtung, häufig die einzelnen Schulen auf den Inseln zu besuchen, den Inspektoren Weisungen zu erteilen, öffentliche Prüfungen abzuhalten, sowie überhaupt alles zu thun, um die Leistungsfähigkeit der Schulen zu heben. Im Jahre 1855 wurde dieses Departement neu organisiert und unter die Aufsicht eines Unterrichtsrates gestellt, dessen Präsident dieselben Funktionen zu erfüllen hatte, die vorher dem Minister zugewiesen oblagen. Bemerkenswert ist, dass im Jahre 1849 die Erhaltung und die Aufsicht über das Collège von Lahainaluna an die Regierung überging, jedoch unter der Bedingung, dass daselbst kein Religionsunterricht erteilt werden dürfe, der sich der von der protestantischen Mission vermittelten religiösen Unterweisung nicht anpassen lasse.

Gegenwärtig sind die Schulen von Hawaii in drei Gruppen geschieden: 1. die englischen Schulen, in welchen ausschliesslich in englischer Sprache unterrichtet wird; 2. die Primärschulen (common schools), in denen der gesamte Unterricht in der Hawaii-Sprache erteilt wird; 3. die unabhängigen Schulen, in welchen in beiden Sprachen unterrichtet wird. Zu dieser Schulgattung gehört auch die Anstalt in Lihue auf der Insel Hawaii, wo der Unterricht in deutscher und englischer Sprache erteilt wird; diese Schule wird beinahe ausschliesslich von Kindern deutscher Arbeiter besucht.

Im Schuljahr 1888—89 gab es im ganzen 179 Schulen (63 Primärschulen, 69 engl. und 47 unabhäng.) mit 8770 Schülern (4952 Knaben, 3818 Mädchen), die von 334 Lehrpersonen (177 Lehrern, 157 Lehrerinnen) unterrichtet wurden. Unter den Schülern waren alle Nationen vertreten; die Mehrzahl (5320) waren zwar Eingeborene, doch gab es auch »Halbweisse«, Amerikaner, Engländer, Deutsche, Chinesen, Japanesen u. a. Die im Vorjahr auf der Invaliden-Esplanade zu Paris ausgestellt gewesenen Schülerarbeiten zeigten, welche grossen Fortschritte man in wenigen Jahren im Unterrichtswesen erzielt hatte; die meisten der Aufgaben waren in korrektem Englisch abgefasst und zeichneten sich auch äusserlich durch eine sehr gefällige Form aus.

Der Unterricht ist in allen staatlichen Schulen unentgeltlich. Unter den Lehrpersonen befinden sich Eingeborene (79), ferner »Halbweisse«, Amerikaner, Engländer und Deutsche (3). Die Eingeborenen und die Halbweissen erhielten fast alle ihre Ausbildung in den Schulen des Königreiches; die anderen Lehrpersonen kamen aus dem Auslande; die meisten von ihnen besitzen Diplome der verschiedenen Unterrichtsanstalten der Vereinigten Staaten. Alle sechs Monate finden Prüfungen für die Lehramtskandidaten statt, worauf dieselben Zeugnisse erhalten, die jedoch bloss für einen Zeitraum von sechs Monaten bis zu zwei Jahren Geltung haben; nach dieser Zeit müssen sich die Kandidaten einer neuerlichen Prüfung unterziehen; diese Examina muss jeder an einer Schule des Königreiches angestellte Lehrer ablegen,

Digitized by Google

falls er nicht das Diplom einer auswärtigen Lehrerbildungsanstalt oder Universität besitzt.

Gegenwärtig wird das öffentliche Unterrichtswesen im Königreiche Hawaii von einem aus fünf Mitgliedern bestehenden Büreau geleitet; im Vorjahre fungierte als Präsident dieses Büreaus Mr. C. R. Bishop, der längere Zeit auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Präsident der gesetzgebenden Versammlung und Mitglied des Hauses der Edlen war; drei der Büreaumitglieder waren aus Hawaii gebürtig und hatten daselbst auch ihre Ausbildung genossen. Dieses Büreau leitet alle das Unterrichtswesen des Landes betreffenden Angelegenheiten; es regelt den Schulbesuch, ernennt die Lehrer, beaufsichtigt die Verwendung der von der gesetzgebenden Kammer für Schulzwecke bewilligten Summen u. s. w. Von diesem Büreau wird auch ein Generalinspektor für das gesamte Unterrichtswesen ernannt, der die Verpflichtung hat, mindestens zweimal jährlich alle Schulen des Königreiches zu besuchen, Prüfungen mit den Schülern abzuhalten, sowie über den Zustand der Schulen Bericht zu erstatten. Dieser Inspektor kann sich nur zu Pferd oder zu Wasser in die verschiedenen Schulen begeben: er durcheilt jährlich etwa 800 Meilen zu Pferd und 1600 Meilen zu Wasser. Der gegenwärtige Generalinspektor, Mr. Alauta J. Atkinson, Mitglied der K. Geographischen Gesellschaft von England, wurde im Jahre 1887 auf diesen Posten berufen.

Das Königreich Hawaii ist in 23 Schulbezirke eingeteilt; jeder Bezirk steht unter der Leitung eines Inspektors, der auch die Aufsicht über alle den Schulen dieses Bezirkes gehörigen Güter führt und der über seine Wahrnehmungen alle drei Monate einen Bericht an das Unterrichts-Büreau abzusenden hat. Das Schuljahr dauert 41 Wochen, innerhalb welcher Zeit dreimal Ferien eintreten. Die Schulwoche dauert von Montag bis einschliesslich Freitag; Samstag ist Ferialtag; die Schulstunden sind mit einer zweimaligen Unterbrechung von 9—2 Uhr; bei dem tropischen Klima des Landes würden die Kinder einem Nachmittagsunterrichte nicht anwohnen können.

Die Lehrbücher, deren sich die Schüler der Volksschulen (Primärschulen) bedienen, sind folgende: ein Buch für den ersten Leseunterricht (kumu mua), eines für Vorgeschrittene (ao heluhelu), ein Rechenbuch (arimatika kulanui), ein Buch für Kopfrechnen (helu naau) und eine Geographie (ka honua nei); in einigen Schulen dient als Lesebuch eine elementare Physiologie (he buke ola kino). Sämtliche Lehrbücher sind in der Hawaii-Sprache abgefasst. In den unabhängigen und in den englischen Schulen sind meist Schulbücher, wie sie in den Vereinigten Staaten eingeführt sind, im Gebrauch.

Die Gesamtausgaben des Unterrichtsbüreaus betrugen vom 31. März 1886 bis 31. März 1888 die Summe von 1611743 Frk. 95 Cent.

Bedenkt man, dass kaum noch ein Jahrhundert verstrichen ist, seitdem die Bevölkerung von Hawaii in Barbarismus versunken war und dass kaum erst 60 Jahre verflossen sind, seitdem die ersten Pioniere der Civilisation ins Land kamen, so muss man gestehen, dass in der Zeit Beträchtliches geleistet wurde; nimmt man noch die geographische Lage des Landes hinzu, die grossen Entfernungen zwischen den einzelnen Ortschaften, so wird man einsehen, dass die rührige Unterrichtsverwaltung des Königreiches Schwierigkeiten zu überwinden hat, wie sie ein anderes Land nicht leicht kennt; doch das ficht das Unterrichtsbüreau nicht an; der von demselben anlässlich der letzten Pariser Weltausstellung verfasste Bericht, dem wir zumeist die hier mitgeteilten Daten entnahmen, sowie die statistischen Zusammenstellungen über das Erziehungs- und Unterrichtswesen des Landes, in welche wir dank der Liebenswürdigkeit der offiziellen Vertreter Einsicht zu nehmen in der Lage waren, versprechen auch für die nächste Zukunft eine weitere Ausgestaltung des Schulwesens, dessen Förderer und Gönner sich bloss — wie der Bericht besagt — die eine Devise vor Augen halten, die da lautet: Excelsior!

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. Ludwig Wilser.

(Schluss.)

Es ist bezeichnend, dass gerade die Hüter des Stammesheiligtums der Tanfana (celeberrimum illis gentibus) den Marsennamen am längsten bewahrt haben[1]). Schon früher jedoch muss auch die Bezeichnung »Franken« in Gebrauch gewesen sein, denn in einem Briefe Ciceros an Atticus findet sich in Bezug auf Cäsar neben Suevi auch Frangones; bekanntlich hat Cäsar von germanischen Völkern ausser den Sueben Ariovists auch die zum Frankenstamm gehörigen Usipeten und Tenkterer bekämpft. Von den Einzelnamen erhielt sich ausser dem Hessennamen am längsten der der Brukterer (Beda: expugnatis Boructuariis a gente antiquorum Saxonum i. J. 693), und als Gauname noch einige Jahrhunderte länger. Die rechtsrheinischen Franken wurden, nachdem ihr Schwerpunkt sich nach Gallien verschoben[2]) hatte, von den Sachsen zurückgedrängt. Die Grenze bildete sich in der Gegend von Kassel, wo im Dorfe Wolfsanger Sachsen neben Franken wohnten[3]); aus der angeführten Stelle geht zugleich hervor, dass die Hessen als Franken galten[4]). Die rheinischen Franken hiessen

[1]) Marsaci finden sich auch neben den Cannenafaten (Tac. Hist. IV. 56).

[2]) Dass derselbe früher viel weiter östlich lag, bezeugt auch der Geograph von Ravenna, der als ursprüngliche Heimat der Franken das Land Maurungania an der Elbe nennt.

[3]) Diplom. Carol. Magni: ad villam, cujus est vocabulum Vulvisangar, quam tunc temporis Franci et Saxones pariter inhabitare videbantur.

[4]) So sagt auch der Poëta Saxo (a. 774): Francorum pagus, qui dicitur Hassi.

Digitized by Google

bekanntlich auch Ripuarii, das von den meisten Gelehrten mit dem lat. ripa in Verbindung gebracht wird. Eine solche Ableitung wäre aber etwas einzig Dastehendes für einen germanischen Volksnamen. Die älteste und häufigste Schreibung ist zudem Ribuarii, lex Ribuaria, so dass die Herleitung vom germanischen Stamm ribe (freigebig) den Vorzug verdient [1]). Der Name wäre dann gleichbedeutend mit »Franken«. Unsterblich ist der Nachruhm dieses Stammes, denn nach dem Angeführten hat er nicht nur den Gründer des germanischen Weltreichs, Karl den Grossen, sondern auch Armin »den Befreier« hervorgebracht, unstreitig die grössten Helden der deutschen Vorzeit, die noch heute in Lied und Sage fortleben. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass einige Forscher [2]) das Urbild für den »Sigfrid« unserer Heldensage in dem grossen liberator Germaniae erblicken, welcher Ansicht der Verfasser dieser Abhandlung vollständig beipflichten muss. Der Held, der zu Tacitus' Zeit von allen Germanen im Sange gefeiert wurde (canitur adhuc barbaras apud gentes), kann trotz aller Ungunst der Zeiten nicht völlig aus der Ueberlieferung unseres Volkes verschwunden sein. So gut sich die nur wenige Jahrhunderte jüngeren burgundischen und gotischen Helden, sogar mit ihren geschichtlichen Namen Gibica, Gislahari, Gundahari, Theodorich, im Liede erhalten haben, kann auch in den fränkischen Bestandteilen der Nibelungensage [3]) der Hauptheld der Franken, Arminius, fortleben. Nur der Name macht einige Schwierigkeit, doch ist es wahrscheinlich, dass der überlieferte Name kein deutscher und nicht der ursprüngliche des Siegers in der Varusschlacht ist [4]). Da sein Vater Sigimer, seine Verwandten Segimund, Segest (Sigast), Segimer heissen, so ist der Gedanke sehr naheliegend, dass auch er nach der Sitte germanischer Namengebung einen mit Sigi zusammengesetzten Namen getragen hat, der uns aber, wie der seines Bruders Flavus, durch die römischen Quellen nicht überliefert ist. Sigfrid ist ebenso wie Nibilo, Nibilung ein häufiger Name bei den Franken, die im Waltharilied den Beinamen Nebulones führen. Die Wälsunge sind nach der nordischen Sage ebenfalls ein fränkisches Geschlecht, das seinen Stammbaum auf Wodan, dessen Sohn König Sigi war, zurückführt. Die weitere Geschlechtsfolge ist diese: Wärir, Wäls, Sigmund, der mit seiner Schwester Sigar den nordischen Sigfrid, Sigurd, erzeugte. Fränkisch ist auch die Eigentümlichkeit der oben angeführten cheruskischen Namen, dass i und a wie e gesprochen und auch geschrieben wird, wie z. B. in Merovech (Marowig), Marcomer, Fredegar u. a. m.

Nunc de Suevis dicendum est. Die Formen, griech. Σουηβοι, ahd. Suapâ, mhd. Swabe zeigen, dass Cäsars und Tacitus' Schreibung nicht die richtige ist. Sie decken sich im allgemeinen mit den Herminonen, doch, wie wir sehen werden, nicht vollständig. Gross war einst die Macht und Ausdehnung dieses in viele grössere und kleinere Zweige geteilten Stammes [1]). Er erstreckte sich zu Anfang unserer Geschichte von der Ostsee (mare suevicum) bis nach Gallien hinein. Zur Zeit Cäsars, der sie zuerst nennt, kämpfen sie mit den Helvetern bereits um die Rheingrenze [2]); und einer ihrer Heerkönige, Ariovist, war sogar bis in das Herz von Gallien vorgedrungen und im Begriffe, dieses Land schon damals zu germanisieren, als die überlegene Kriegskunst eines Cäsar seiner Herrschaft ein jähes Ende bereitete. Von seinen Hilfsvölkern waren die Markomannen sicher, die übrigen wahrscheinlich Sueben. Triboker, Vangionen, Nemeter, damals schon auf dem linken Rheinufer ansässig, blieben es auch nach der Niederlage. Dass sich Vangio als Eigenname nur bei den Quaden findet, spricht für die suebische Abkunft derselben.

Eine der Folgen von Cäsars Siegen war, dass dem Vordringen des suebischen Stammes am Oberrhein eine Schranke gesetzt wurde. Die Markomannen wurden durch den ebenso staatsklugen wie thatkräftigen Marbod aus dem gefährlichen Bereich der römischen Macht nach Böhmen zurückgeführt, von wo sie die gallischen Boier durch Waffengewalt vertrieben [3]). Trotzdem musste das Zehntland und Rhätien gegen den fortwährenden Andrang anderer Sueben [4]) durch Befestigungen geschützt werden. Cäsar unterscheidet die Sueben wohl von den fränkischen Völkern am Mittel- und Niederrhein, den Usipeten, Tenkterern, Ubiern, Sigambrern und Cheruskern, mit denen sie in Feindschaft leben und von denen sie meist durch grosse Wälder, wie die silva Bacenis, getrennt waren. Der Stamm der Schwaben war so gross, dass er zwei Volksheiligtümer hatte, den heiligen Hain im Semnonenland [5]) und das der Erdmutter auf einer Meeresinsel im Gebiet der klei-

[1]) Ribalt heisst bei Wolfram »Freibeuter«. Ribstein, ein Name des Heldenbuchs, kommt noch heute in fränkischen Gegenden vor. Lautphysiologisch erklärt sich auch infolge des nachfolgenden w-Lauts die Umwandelung des b zu p durch stärkeren Lippenschluss, nicht aber umgekehrt.

[2]) Zuerst der in Oxford gestorbene Isländer G. Vigfusson in seinem Sigfred—Arminius u. s. w., Grimm—centenary 1886.

[3]) Vgl. den Aufsatz »Die Entstehung der Nibelungensage«. Von W. Golther. Beilage zur »Allgem. Ztg.« 1890, Nr. 60.

[4]) Zuerst hatte Göttling, dann L. Schmidt (Germ. XVI, S. 342 ff.) die Ansicht ausgesprochen, dass »Arminius« nur der römische Name sei. Die Gegengründe von E. Hübner (Römische Herrschaft in Westeuropa 1890, S. 153 ff.) sind nicht stichhaltig.

[1]) Caes. Bell. Gall. IV. 1: Suevorum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium. — Tac. Germ. 38: majorem enim Germaniae partem obtinent . . . Strab. VII. 290: μεγιστον μεν το των Σουηβων ἐθνος.

[2]) Bell. Gall. I. 2: qui (flumen Rhenus) agrum Helveticum a Germanis (Markomannen) dividit.

[3]) Tac. Germ. 42: atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Boiis, virtute parta.

[4]) Tac. Ann. I. 44: ob imminentes Suevos . . .

[5]) Germ. 39: stato tempore in silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram omnes ejusdem sanguinis populi legationibus coëunt . . . Die Stelle ist wieder ein Beweis dafür, dass die Stämme und religiösen Verbände auf Blutsverwandtschaft beruhten.

Digitized by Google

neren suebischen Völkchen an der Ostsee[1]). So zahlreich das Volk war, so gross war seine Kriegs- und Wanderlust; wie man heute auf dem ganzen Erdball Schwaben findet, wie die Schweizer in aller Herren Länder fochten, so waren auch schon zur Römerzeit suebische Krieger über das weite Reich zerstreut, so z. B. stand eine ala Quadorum in Oberägypten. Viele sind auch ausgewandert, die Angeln nach England, das ja noch heute nach ihnen benannt ist, die Langobarden nach Italien, wo deren Name in der Lombardei ebenfalls noch fortdauert, die Warisker nach Gallien, ein anderer Volksteil nach Spanien. In Deutschland wohnen noch die Alemannen und Schwaben, deren Verhältnis zu einander den Gelehrten zu vielen Erörterungen und Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat; doch ist die Sache nicht allzu schwer zu entwirren.

Die Alamanni, über deren Schwabentum nicht gestritten zu werden braucht[2]), werden zuerst im 3. Jahrhundert genannt; schon Caracalla (er regierte bis 217 n. Chr.) nennt sich infolge eines Sieges über sie »Alamannicus«. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts unter den Kaisern Alexander Severus und Posthumus fallen sie wiederholt in Gallien, unter Aurelian sogar in Italien ein; nach schweren, blutigen Kämpfen wirft sie Probus über den Neckar und die rauhe Alb zurück und versieht den Grenzwall mit neuen Befestigungen. Aber schon im Jahre 289 (Mamertins Lobrede auf Maximinian) ist von keinem limes mehr die Rede, und der Rhein ist die Grenze. Im nächsten Jahrhundert ergreifen sie auch schon vom linken Rheinufer (Elsass) Besitz, von wo sie durch Julians Sieg (357) nur für kurze Zeit zurückgedrängt werden. Damals erstreckte sich das Gebiet der Alemannen von Wiesbaden, wo sie auf die Franken stiessen, bis an den Bodensee; in ihrem Rücken am oberen Main sassen die Burgunden. Die südlichsten Alemannen am Bodensee hiessen auch Lentienser (Alamannicus populus bei Ammian), und es ist nicht schwer, den Nachweis zu führen, dass sie eins sind mit den Juthungi (pars Alamannorum, Ammian. Marc.), worauf bis jetzt noch kein Historiker geachtet hat. Nach der Schlacht bei Strassburg hatte Julian mit den beteiligten Fürsten nur einen Waffenstillstand auf zehn Monate, keinen Frieden geschlossen[3]); bald darauf schlugen die Juthunge los, »Frieden und Bündnisse vergessend[4])«, und brachen in Rhätien ein, wo sie von Barbatio geschlagen wurden. Hier aber an der Grenze von Rhätien hatten zwei Jahre vorher die Lentienser Frieden schliessen müssen. Mit den anderen Alemannen wurde erst im Jahre 360 Friede geschlossen. Die Juthungi (Lentienser) sind es, die, später verstärkt durch die nach der Schlacht bei Zülpich von Theodorich in sein Reich aufgenommenen Alemannen, Rhätien germanisiert haben. Vorarlberg ist der Sprache nach ganz alemannisch, und weit über den Pass hinaus erstreckt sich der Einfluss, so dass manche tirolische Mundarten als ein Gemisch von alemannischen und baiovarischen Bestandteilen erscheinen. Die Juthunge, die sich gleich auf Rhätien warfen, haben wahrscheinlich ihren Weg durch das heutige Württemberg genommen, die Hauptmasse der Alemannen dagegen stieg das Mainthal herunter und breitete sich nach Süden im Rheinthal aus. Den Ausgangspunkt für die Unternehmungen der Römer gegen die Alemannen bildete fast immer Mainz. Wie verhalten sich nun die im heutigen Württemberg wohnenden Schwaben zu den Alemannen? Einfach so: sie sind keine Alemannen, letztere dagegen sind Schwaben. Wohl sagt Walafrid von beiden Namen, es seien »duo vocabula unam gentem significantia«, doch ist ein Unterschied. Wie verschieden ist die Sprache der Gedichte Weitzmanns von der Hebels! Ein Grundunterschied ist z. B., dass die schwäbische Mundart das Part. perfect. des Hilfszeitworts sein von einem anderen Stamm bildet als die alemannische (gwea und gsi). Auch die alten Schriftsteller machen einen deutlichen Unterschied: nach Jordan (c. 55) bekriegt der Gotenkönig Theodemir die Sueben, denen damals die Alemannen verbündet zur Seite standen (juncti . . . aderant), und besiegt beide Völker (utrasque ad invicem foederatas); bei Fredegar ferner (I, 181) findet sich die Stelle: »Alamanos et Suavos lustrat«, und noch im 11. Jahrhundert unterscheidet das Summarium Henrici Alamanna und Suaba. Da beide Völker aber Schwaben waren, wurde das von ihnen gebildete Herzogtum bald Alemannia, bald Suevia genannt; vom Jahr 1500 jedoch hatte der erstere Name nur noch gelehrte Bedeutung, und der uralte Schwabenname behauptete das Feld. Dass das zahlreiche und kriegerische Volk der Alemannen die alten Semnonen sind, ist sehr wahrscheinlich, denn diese waren von altersher die angesehensten (nobilissimi) und auch die westlichsten der Schwaben, weshalb sie auch mit Armin gegen Marbod fochten. Noch heute hat auch die alemannische Mundart gewisse Berührungen mit der sächsischen; so entspricht z. B. »üsere Lüt« vollständig dem userê liudi des Hildebrandsliedes. Der Name bedeutet selbstverständlich nichts für den Zusammenhang mit den Semnonen, denn die Baumannsche Ableitung[1]) von alah, heiliger Hain, ist sprachlich unmöglich. Alamans bedeutet im Gotischen sowohl »ausgezeichnete Männer« als auch »jedermann«; für den Volksnamen kann in Vergleichung mit den Namen Alarich, Alatheus, Alamund u. s. w. jedenfalls

[1]) Germ. 40: nec quicquam notabile in singulis, nisi quod in commune Nerthum, id est Terram matrem, colunt .... und Germ. 9: pars Suevorum et Isidi sacrificat.

[2]) Paul. Diac. II. 25: Suavia, hoc est Alamannorum patria... und III. 18: Droctulf ex Suavorum, hoc est Alamannorum gente oriundus. — Geogr. Ravenn. IV. 26: patria Suevorum, quae et Alamannorum patria.

[3]) Ammian. Marc. XVII. 1.

[4]) Ammian. Marc. XVII. 6: Juthungi, Alamannorum pars, Italicis conterminans tractibus, obliti pacis ac foederum ...

[1]) L. Baumann, Schwaben und Alemannen, ihre Herkunft und Identität. Forschungen zur Deutschen Geschichte. XVI. S. 217 u. ff.

Digitized by Google

nur die erstere Bedeutung in Betracht kommen. Die Ansicht, die sich auf die zweite Bedeutung stützt und als Bekräftigung eine Stelle aus dem Gotenkrieg des Agathias (I, 6) anführt, dass die Alemannen »zusammengelaufen und gemischt« seien, findet ihre Widerlegung in der einheitlichen alemannischen Mundart, die nicht aus einem Völkergemisch hervorgegangen sein kann[1]), sowie durch eine Nachricht des Dexippus, nach welcher die Gesandten der Juthunge aufs nachdrücklichste hervorhoben, dass ihr Heer nicht aus zusammengelaufenem Volk, sondern aus lauter echten, unverfälschten Juthungen bestehe. Die übrigen Schwaben[2]) sind dann der letzte Kern des nach Süden vorgeschobenen grossen Suebenstamms[3]).

Nach Tacitus[4]) gehören die Hermunduren zweifellos zum gleichen Stamm. Der erste Teil ihres Namens deckt sich mit Herminonen, der zweite bildet den Stamm für das spätere, durch eine Endung erweiterte Thuringi (mhd. Düringe). Bei Jordan kommt der alte Name zuletzt (c. 22), neben dem neuen, vor. Der Frankenkönig Theodebert schreibt an Justinian, nach Unterwerfung der Thüringe sei ihm das Volk der Norsavi (Nordschwaben) unterthan. In einem der Jahrhunderte nach Tacitus müssen die Hermunduren eine Durchsetzung von stammverwandten Angeln und Warnen erfahren haben, und diese Volksmischung eben ist es, die den neuen Namen »Thüringe« führt; ihr Gesetzbuch ist überschrieben: Lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum. Später wiederholt mit sächsischen, fränkischen und slavischen Bestandteilen vermischt und durchsetzt, haben die Thüringe wenig von ihrer ursprünglichen Art beibehalten. Aber auch im Norden waren noch manche Glieder des grossen Schwabenstammes zurückgeblieben. Nördlich von Thüringen lag der von Warnen bewohnte Schwabengau, jenseit dieses die sog. Nortthuringia. Diese Schwaben gingen später ganz in den Sachsen auf[5]), während die nach Flandern versprengten (erronei), die auch Thoringi heissen, von den Frankenkönigen unterworfen wurden. Am längsten und zähesten haben von den Nordschwaben die in Ostschleswig[1]) wohnenden Angeln ihre Eigenart bewahrt. »Heute spricht man in Angeln überall plattdeutsch«, sagt P. Asmussen[2]), »aber in einem eigentümlichen Dialekt, der ausserhalb Angelns nicht gut verstanden wird, denn der Satzbau erinnert an das Englische, und der Wortschatz hat viel Eigentümliches . . . Auch in seinen Sitten und Gebräuchen, namentlich aber in seinem Nationalcharakter hat der Angle Eigentümlichkeiten, die ihn von Sachsen und Jüten, namentlich aber von den Dänen scheiden . . . So wohnt der Angle als ein Fremdling unter den ihm benachbarten Stämmen.« Für Tacitus ist Sueviae finis erst hinter den Suiones oder, nach einigen Handschriften, Suivones. Da der d-Laut des Schwedennamens auch dem Altnordischen, Angelsächsischen und Neuschwedischen fremd ist[3]), so ist die Vermutung nicht zu kühn, dass der schon zu Tacitus' Zeit altehrwürdige Suebenname auch auf der skandinavischen Halbinsel noch heute fortlebt. Der Schwabenstamm, dem einst die Führung der Reichssturmfahne anvertraut war, darf stolz darauf sein, dem Vaterlande nicht nur die alten Kaisergeschlechter der Hohenstaufen und Habsburger, sondern auch das Herrscherhaus der Hohenzollern geschenkt zu haben, unter dem das neugeeinte Deutschland seine Wiedergeburt erleben durfte.

Im Osten von den Schwaben, auf dem rechten Ufer des Lech, der noch heute die Sprachgrenze bildet, wohnen seit alter Zeit[4]) die Baiern, Baiovarii, zuerst (520) erwähnt in der sog. fränkischen Völkertafel. Nach einer Angabe der Annal. St. Rudberti von Salzburg erfolgte die Einwanderung der Baiovaren aus dem Norden ums Jahr 508. Im Laufe des 6. Jahrhunderts eroberten sie einen Teil von Rhätien und Noricum, so dass Fortunatus Venantius (565) das ganze Land zwischen Lech und Inn, das er durchreiste, Baioaria nennen konnte.

Der Geograph von Ravenna nennt das Land nördlich von der mittleren Elbe Baias, und die Tochter eines bairischen Kriegers in Konstantinopel heisst Βαιαγενα. Es kann kein Zweifel obwalten, dass der Volks- mit dem Ländernamen in Verbindung steht, und zwar ist wahrscheinlich der erstere der ältere, denn wir haben sonst gar kein Beispiel, dass ein germanisches Volk nach einem Lande benannt ist, wohl aber viele des Gegenteils[5]). Ueber die verwandtschaftliche Stellung der Baiern zu den übrigen

[1]) Die Schreibung des Namens Chnodomar zeigt, dass schon vor 15 Jahren die guttural-aspirierte Aussprache des k-Lauts eine Eigentümlichkeit der alemannischen Mundart war.

[2]) Die neueste Veröffentlichung über Alemannen und Schwaben (Rechtsrheinisches Alamannien, Grenzen, Sprache, Eigenart. Von Dr. A. Birlinger. Stuttgart 1890) spricht sich nur unklar über beider Verhältnis aus und leidet an offenbaren Fehlern und Nachlässigkeiten.

[3]) Fredegar. cont. 23: Quia mixti Alamannis Suevi partem Germaniae ultra Danubium . . . obsederunt. — Dr. Fr. Kauffmann (Geschichte der schwäbischen Mundart u. s. w. Strassburg 1890) hebt den Unterschied zwar nicht deutlich genug hervor, sagt jedoch: »Soweit unterschieden wird, sind die Alemannen mehr auf der Westseite den Rhein hinauf, die Sueven mehr östlich im Binnenlande gedacht.«

[4]) Germ. 47.

[5]) Ann. Mett. I. 330: Pippinus adunato exercitu per Thuringiam in Saxoniam veniens fines Saxonum, quos Norosquavos vocant . . .

[1]) Other (890) kennt als Anwohner der Stadt Schleswig Angeln, Sachsen und Wenden.

[2]) Die Bevölkerung Schleswigs. »Globus« 1889, LVI. 7.

[3]) Nach dem Suethidi bei Jordan und dem altnordischen Svithiod scheint das d seinen Ursprung der Zusammensetzung mit thiuda, Volk, zu verdanken.

[4]) Jord. 55: regio illa Suavorum ab oriente Baioarios habet.

[5]) Als Eigennamen sind überliefert Baio, Baia, Baior, Baihildis. Ueber die germanischen Volksnamen hier nur soviel, dass, wenn man der Grundbedeutung der Wortstämme nachgeht, fast alle durch »Mannen, Helden, kühne, herrliche, glänzende Mannen« übersetzt werden können.

Digitized by Google

Germanen herrscht unter den Gelehrten grosse Meinungsverschiedenheit, indem die einen sie für Abkömmlinge gotischer Völker erklären, wie Mannert, Rudhardt, Waitz, Müllenhoff, G. Freytag, die anderen, Luden, Zeuss, Wittmann, Büdinger, Quitzmann, Riezler, für Schwaben, Markomannen oder Quaden, halten; nur Arnold nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Vielleicht sind die Baiern weder Goten noch Schwaben, sondern die Wahrheit liegt in der Mitte, und ihre Aehnlichkeit nach beiden Seiten beruht auch nicht, wie Arnold meint, auf einer Mischung gotischer und suebischer Bestandteile, sondern auf einer ursprünglich vermittelnden Stellung des Baiernstammvolkes. Suchen wir nach einem solchen Volke bei Tacitus, so können nur die Lugier in Betracht kommen, nach Südwest von den eigentlichen Sueben durch Gebirgszüge[1]), Erz- und Riesengebirge, geschieden, im Osten an die Goten grenzend[2]). Die Lugier waren nach Strabo (μεγα ἔθνος) und Tacitus ein grosses, mächtiges Volk, das sein eigenes Volksheiligtum, das der »Alken« oder germanischen Dioskuren, hatte. Das Volk kam wegen seiner geschützten Lage wenig mit den Römern in Berührung, kann deshalb auch keine erhebliche Einbusse an Volkszahl durch Kriege erlitten haben. Kaiser Probus bekämpfte sie zwar und nahm ihren König Semno, den er später wieder freigab, gefangen, konnte sie aber nicht unterwerfen. Bei dieser Gelegenheit wird von Zosimus zum letztenmal der alte Name (Λογιωνες) genannt. Dass ein solches Volk nicht verschwinden konnte, dass es unter neuem Namen wieder auftauchen musste, liegt auf der Hand, und es ist wirklich zu verwundern, dass bisher noch kein Geschichtschreiber darauf gekommen ist, in den Baiern die alten Lugier zu erblicken. Der Namenswechsel hat ja gar nichts Auffallendes, er kommt auch bei den Franken vor, und auch für die Schwaben hat uns eine alte Glosse einen zweiten Namen (Ziuvari) überliefert. Ihrer ganzen Art nach stehen die Baiern in der Mitte zwischen Schwaben und Goten. Sie bilden ein eigenes Herzogtum und werden niemals Schwaben genannt[3]); von den Goten unterscheiden sie sich dadurch, dass sie keine Könige hatten; Tacitus hebt dies ausdrücklich hervor (trans Lygios Gothones regnantur). Die alte bairische Sprache ist der schwäbischen sehr ähnlich, wird deshalb auch mit Recht als »althochdeutsch« bezeichnet, und doch steht keine deutsche Mundart dem Gotischen so nahe, wie gerade die bairische. Die gotischen Wörter paida und mota (Pfoad und Maut) leben nur im Bairischen fort, und haldis hat, der gotischen Endung entsprechend und entgegengesetzt dem schwäbischen »halt«, in bairischem Munde noch die Form »halter«. »Aus den Formen,« sagt Weinhold[1]), »ist die zweite Pluralperson in ts ein hervorragendes Kennzeichen des Bairischen geworden; von den Wörten, soweit sie die Grammatik angehen, der Dualis des zweiten Personalpronomens mit pluraler Bedeutung.« Beides ist aber gotisch (bair. suchts = gt. sokjats, und ees, enker, enk, ihr, euer, euch = gt. ?, igkvara, igkvis). Auch die dem Gotischen eigentümliche Häufung von Konsonanten (wie in den Wörtern airkns, rign, soumsl) findet sich ganz so bei den Baiern (Gansl, gebn u. s. f.). Trotzdem haben die in den bairischen Quellen erhaltenen Wörter eine von den gotischen abweichende Form, z. B. aus dem Wessobrunner Gebet mareosêo (gt. marisaivs) und aus dem baiovarischen Gesetzbuch, das sich teils ans alemannische, teils ans westgotische anlehnt, selisohan (haussuchen), das gotisch salisokjan lauten müsste. Das enteo ni wenteo des Wessobrunner Gebets zeigt wieder, wie die heutigen Mundarten noch mit den ältesten Quellen übereinstimmen, denn das Wort »enten« (enten und drenten) ist nur in Oesterreich—Baiern zu Hause. Der geschichtliche Nachweis, dass weder Markomannen noch Quaden die Baiern gebildet haben können, ist nicht schwer. Der Markomannenkrieg hatte beide Völker sehr geschwächt, und grosse Mengen derselben wurden infolge davon nach Italien übergeführt (plurimis in Italiam traductis, Jul. Capit. v. Marci 22), bezw. in die Provinz Pannonien aufgenommen; der Statthalter derselben (dux Pannoniae primae et Norici ripensis) ist nach dem Staatshandbuch des weströmischen Reichs (V. 7) zugleich Tribunus gentis Marcomannorum. Wir finden in der Folge unter den römischen Truppen Marcomanni seniores und juniores mit dem Beinamen Honoriani. Ums Jahr 396 trat die Königin Fritigil zum Christentum über und riet ihrem Manne, sich den Römern zu unterwerfen, was er auch that (cum populo suo se Romanis tradidit, vgl. Paul. Diac. V. 5 Ambros.). Nach Hieronymus bestanden die mit den Wandalen nach Spanien gezogenen Sueben aus Quaden und Markomannen. Was sonst noch von Schwaben im Osten[2]) zurückgeblieben war, wurde vom Langobardenkönig Wacho unterworfen und zog mit Albwin nach Italien. Man sieht, es bleibt nichts für die Baiovaren übrig, die, soviel geht aus ihrer verworrenen Wandersage doch hervor, ein frisch aus dem Norden eingewandertes heidnisches Volk waren. Sind sie auch keine eigentlichen Schwaben, so doch sicher Herminonen, wie aus der Darstellung bei Tacitus und aus ihren eigenen, in alten Klosterchroniken erhaltenen Sagen von ihrem Ahnherrn »Hermino« hervorgeht. Die Aehnlichkeit ihres Namens mit dem nach den gallischen Boiern genannten Boio-

[1]) Germ. 43: continuum montium jugum.

[2]) ibidem: Trans Lygios Gothones regnantur.

[3]) Im Weistum von Peitingau findet sich für das linke Lechufer die Bezeichnung »suaphalp«, die ja gar keinen Sinn hätte, wenn Schwaben auch auf dem rechten gewohnt hätten.

[1]) Bairische Grammatik, 1867.

[2]) Während die Baiern zu Karls des Grossen Zeit noch nicht weiter als bis zur Enns vorgedrungen waren, erstreckte sich das Vannianisch-Suebische Reich ursprünglich bis zum Marus. Plin. nat. hist. IV. 25: A Maro, sive is Duria est, a Suevis regnoque Vanniano dirimens eos, adversa Basternae tenent . . .

Digitized by Google

hemum ist nur eine zufällige. Nach ihren ursprünglichen Sitzen zwischen Lech und Inn sind die Baiern[1]) wahrscheinlich gar nicht durch Böhmen gezogen, sondern durch die Pforte zwischen Fichtelgebirge und Thüringer Wald, über das heutige Hof, vorgedrungen und haben erst später von der Donau her über den Bairischen Wald einen Teil von Böhmen besiedelt. Grosses hat der baiovarische Stamm geleistet durch die Gründung der Ost- und Südmark; er fast ganz allein hat das »Osterrichi« geschaffen und oft genug das Deutschtum gegen östliche Barbaren geschirmt.

Die früheren östlichen Nachbarn der Lugier, die Goten, sind grösstenteils untergegangen oder doch in fremden Völkern aufgegangen. Es gehörten zu ihnen die Wandalen, die den alten Stammesnamen (Vandilii) bewahrt hatten, die Burgunden[2]), deren Name noch in ihrer alten Heimat Bornholm (alt Borgundarholmr) fortlebt, ferner die Heruler, Gepiden, Skiren, Rugier, Taifalen. Deutschredende Nachkommen dieser Völker haben sich nur etwa in der Westschweiz, einigen Thälern Südtirols und vielleicht in der Gottschee (Gothisca marca?, alt Goduscani) erhalten. Nur im Norden blühen Name (Insel Gotland, Oester- und Vestergötland, Götaborg) und Geschlecht noch fort, und heute noch nennt sich der König von Schweden auch »König der Goten«. Ein wahrhaft tragisches Geschick hat die Goten ereilt; nach welterschütternden Heereszügen, unsterblichen Heldenthaten, vielversprechenden Werken der Kunst und Wissenschaft (Bauten der Ostgoten in Ravenna, Bibelübersetzung des Ulfilas) sind ihre mächtigen Reiche gestürzt, ihre zahllosen Kriegerscharen wie Schnee dahingeschmolzen.

Nun bleiben uns nur noch die Sachsen zu betrachten, ein Volk, das Tacitus noch gar nicht, Ptolemäus (als Σαξονες) nur auf der kimbrischen Halbinsel kennt. Von hier aus haben sie sich nach dem Abzug der anderen germanischen Stämme über ganz Norddeutschland verbreitet. Von den Völkern, die Tacitus aufzählt, gehören nur die Angrivarii (späteren Angrarii, Engern) zum Sachsenstamm; sie waren als Stammesfremde von den Cheruskern durch einen Grenzwall geschieden. Nach Widukind führten die Sachsen ihre Abstammung teils auf die Nordmannen, teils auf das Heer Alexanders des Grossen zurück. Welche von beiden Ansichten die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Am zähesten von allen Deutschen hingen die Sachsen an ihren alten Sitten, an ihrer Freiheit, am Heidentum, sie haben den Einheitsbestrebungen Karls des Grossen den erbittertsten Widerstand entgegengesetzt. Eingeteilt werden sie in vier Stämme: Ostfali[1]), Angrarii, Westfali und Northalbingi oder Nordliudi. Nördlich von der Elbe wohnten sie neben Angehörigen des kimbrischen Stammes (gens — Saxonum scilicet et Fresonum commixta, Brief Chlothars an Papst Leo). Ihre Sprache zeichnet sich durch Erhaltung des t-Lauts, der nie zu z wird, und die Pronomina as, he, gi, iu (er, ihr, euch) vor den übrigen germanischen aus. Sie hat Berührungen mit dem Nordischen sowohl, als auch mit dem Schwäbischen und Fränkischen, was ja ganz der geographischen Stellung der Sachsen entspricht, es uns aber schwer macht, sie einem der vier grossen Stämme zuzuteilen; sie nehmen in allem eine vermittelnde Stellung ein. Bewunderungswürdig ist die Ausdehnungskraft dieses Stammes, der die ganze norddeutsche Ebene besiedelt, die Ostsee-Provinzen germanisiert und den Angelsachsen und Niederländern den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat, freilich vielfach verstärkt durch fränkische, schwäbische, kimbrische Bestandteile, die er aber vollständig aufgesogen und sich gleichartig zu machen verstanden hat. Die hohen Heldengestalten der Sachsenkaiser und Heinrichs des Löwen sind aus ihm hervorgegangen.

Ein sehr schönes Bild gebraucht G. Freytag[2]) vom Vorrücken der deutschen Stämme: »Solcher Fortschritt eines ackerbauenden Volkes gleicht dem Fortschritt eines Gletschers, dessen unteres Ende durch unablässigen Druck der Gesamtmasse thalab geschoben wird und alles Entgegenstehende fortdrängt oder überzieht, bis sein Rand durch das Feuer des Krieges abgeschmolzen wird. Langsam wandeln sich im Laufe der Zeiten auf solchem Wege die Grenzen der Drängenden, welche vielleicht von anderer Seite wieder gedrängt werden, aber die Masse des Volkes bleibt zusammen, ihre Stämme, ihre Familien, ihre nationale Eigenheit dauern im ganzen unverändert.« Gewiss, der Zusammenhang blieb gewahrt, und auch nach dem gewaltigen Vorschub nach Süden folgen sich, wie früher im Norden, von West nach Ost Franken, Alemannen, Schwaben, Baiern (Marsi, Semnones, Suevi, Lygii). Auch die Verbindungen mit dem Norden, dem gemeinsamen Ausgangspunkt, sind, wie wir gesehen haben, noch überall zu erkennen. Auf der skandinavischen Halbinsel sind Teile aller Stämme zurückgeblieben, unter denen die Ingävonen und Goten vorzuherrschen scheinen, und die durch eine Sonderentwickelung von etwa dritthalb tausend Jahren ein ziemlich einheitliches Gepräge angenommen haben.

---

[1]) Sie waren im Kriege gegen Kaiser Probus mit den Burgunden verbündet, die ja auch durch das Mainthal an den Rhein vordrangen.

[2]) Die von Ammian. Marcell. (XXVIII. 14) überlieferten burgundischen Wörter hendinos (König) und senistus (Oberpriester, Aeltester) entsprechen den gotischen kindins und sinista.

[1]) Fali bedeutet nichts anderes als »Mannen«, was aus folgender Stelle des Poëta Saxo mit Sicherheit hervorgeht:

regionem solis ad ortum
Inhabitant Osterliudi, quos nomine quidam
Ostvalos alio vocitant . . .

Der Wortstamm hat sich mit etwas veränderter Bedeutung erhalten im isländischen fala, Riesin, englischen fellow, Kerl, und dänischen faelle, Geselle.

[2]) Bilder u. s. w. Band I. S. 110.

Digitized by Google

Es ist in dem engen Rahmen dieser Abhandlung hoffentlich gelungen, ein Bild zu entwerfen, wie sich auf Grund der neuen Lehre von der skandinavischen Abstammung die deutsche Geschichte vollständig mit der Vorgeschichte verknüpfen lässt, ohne den Nachrichten der Alten Gewalt anzuthun und ohne die Ergebnisse der anthropologischen Forschung ausser acht zu lassen. Ausser für die Geschichte ergeben sich auch für die Sprachforschung wichtige Schlüsse. So erscheint die bisherige Einteilung in »ost- und westgermanisch« als unzweckmässig, weil sie ein Viertel (Goten) drei Vierteln (Ingävonen, Franken, Schwaben) gegenüber setzt, und die Bezeichnungen »hochdeutsch« und »niederdeutsch« können nur für die neuere Zeit angewendet werden, da ja früher alle jetzt oberdeutschen Stämme nebeneinander im Niederland wohnten. Die Benennung der Sprachen und Mundarten nach den bestimmten Stämmen verdient daher bei weitem den Vorzug. Ist die Verbindung der Germanen, des letzten arischen Kerns, mit der Vorgeschichte gesichert, so schliessen sich die übrigen Völker ganz von selbst an. Wie die Kelten mit dem westlichsten, so hängen die Lito-Slaven mit dem östlichsten Stamme zusammen, und hier wie dort wiederholt sich der germanische Name im nichtgermanischen Nachbarvolk (Vandilii, Venedi). Wie die zum Weststrom der Arier gehörigen Latiner Beziehungen zu den Ingävonen zeigen, so die Hellenen des Oststroms zu den Goten, z. B. die gt. Endungen o fem. und a masc. = grch. ω und ας, die Erhaltung des Duals in beiden Sprachen u. a. Aber auch für viel weiter zurückliegende Zeiten fehlen die Zusammenhänge nicht. Wenn wir annehmen, dass die Urheimat der Arier in Skandinavien ist, so heisst das nur, dass dort ein Zweig der Ureuropäer die arischen Eigenschaften angenommen und dadurch Ueberlegenheit gewonnen hat. Die Spuren der Ureuropäer sind noch zu erkennen in der Race méditerranienne der französischen Forscher; sie gleicht körperlich etwa den Arabern, ist langköpfig, dabei dunkel von Haar und Augen und nicht so gross und kräftig wie die Arier. Im Westen unseres Erdteils spielte sie unter dem Namen »Iberer« eine geschichtliche Rolle, und ihre Nachkommen, allerdings vielfach vermischt, nehmen noch heute als »Basken« eine Sonderstellung unter den Europäern ein und reden eine grundverschiedene Sprache. Im Osten vermittelt diese Rasse den Zusammenhang mit den Semiten, die ja den Ariern am nächsten stehen und sich als nach Südosten ausgewanderte Ureuropäer zu erkennen geben. Eine dritte Rasse lässt sich anthropologisch in Europa nachweisen: sie ist klein, rundköpfig, dunkel, gleicht auffallend den Mongolen und kann nur aus deren Heimat, Asien, stammen. Sie ist wahrscheinlich zu einer Zeit, als die arischen Wanderungen noch nicht mächtig geworden waren, nach Westen vorgedrungen, hat die mannigfachsten Vermischungen mit den europäischen Rassen erfahren und lässt noch heute ihre keilförmige Einschiebung in die europäische Bevölkerung erkennen [1]). So entsteht unter dem Einfluss der neuen Lehre überall Klarheit, und die verwickeltsten Fragen lösen sich entweder von selbst oder lassen sich mit leichter Mühe entwirren, so die Kelten-, Etrusker-, Skythen-, Finnen-, Baskenfrage, der Streit um den Ursprung der Bronze [2]) und der Runen [3]) u. s. f. Ohne den Propheten spielen zu wollen, darf man nach den bisherigen Erfahrungen voraussagen, dass eine Verbindung von Vorgeschichte und Geschichte [4]), eine Lösung der oben genannten Fragen nicht möglich sein wird, wenn man sich nicht vollständig auf den Standpunkt unserer skandinavischen Herkunft stellt. Auch alle Vermittelungsvorschläge, die den Ursitz der Arier in der russischen Ebene, in den Grenzgebieten von Asien und Europa suchen wollen, sind hinfällig aus dem einfachen naturwissenschaftlichen Grunde, dass in diesen nach allen Seiten hin offenen Ländern die Erhaltung einer »reinen Rasse«, wie sie die Germanen in der ersten geschichtlichen Zeit noch darstellten, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Erfreulicherweise erheben sich für die neue Lehre, deren Bedeutung und Fruchtbarkeit in vorliegender Arbeit gezeigt werden sollte, immer lautere Stimmen, und so hat vor kurzem A. H. Sayce [5]) eine Besprechung von Taylors »Origin of the Aryans« mit dem Satze geendet [6]): »The conclusion seems to me irresistible, that the Scandinavian has at present better claims to represent the primitive Aryan than any other member of the human race.«

Die Wolga.

Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis.

Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, dass man in Deutschland mit der Geographie Russlands noch sehr wenig bekannt ist, und ihr viel zu wenig Interesse gewidmet wird. So wird zum Beispiel der europäische Koloss fast in allen Atlanten sehr stiefmütterlich behandelt und ihm kaum zwei bis drei Karten eingeräumt. Damit thut man aber entschieden unrecht, denn die Geographie Russlands bietet des Interessanten nicht wenig, nament-

[1]) Sehr schön ist dies zu sehen auf der von B. Collignon entworfenen Karte der französischen Schädelindices. L'Anthropologie 1890, I. 2, S. 217.

[2]) Vgl. des Verfassers Aufsatz in Nr. 20 des »Auslands«.

[3]) Siehe den Aufsatz »Merkwürdige Inschriften aus Fajum« in Nr. 18 des »Auslands« und die verschiedenen Vorträge des Verfassers in den im Druck befindlichen Verhandlungen des Karlsruher Altertumsvereins.

[4]) Ein solcher Versuch wurde in allerneuester Zeit von Karl Lamprecht (Deutsche Geschichte, Berlin 1891) mit Verwertung von anthropologischen Forschungsergebnissen gemacht; zu tief jedoch steckt der Verfasser noch in alten Anschauungen, als dass derselbe hätte gelingen können.

[5]) Die gleiche Ansicht ist vertreten in desselben Verfassers Aufsatz The primitive home of the Aryans (Contemp. Review 1890, July) und in G. H. Rendalls Buch The cradle of the Aryans (London 1889).

[6]) Academy 1890, Aug. 30.

Digitized by Google

lich was seine Flusssysteme anbelangt. Nehmen wir die Hauptverkehrsader Russlands, die Wolga, die in Leben und Lied des Volkes eine so grosse Rolle spielt: welch reiches Bild rollt sich vor uns auf, wenn wir den mächtigen Strom mit seinen grossen Zuflüssen, die ihm teilweise den Rang streitig machen, näher betrachten, wenn wir mit den Gebieten, welche sie bewässern und beleben, mit den Naturschätzen und den Völkern, welche dort wohnen, näher bekannt werden, wenn wir uns erzählen lassen von den Sagen, von der Religion, von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker und etwas nippen an der Geschichte der Ausbreitung des russischen Volkes, dem unstreitig das Verdienst gebührt, der Pionier im Osten Europas gewesen zu sein und der Kultur und Civilisation in jene unermesslichen Länderstrecken Eingang verschafft zu haben. Es dürfte daher keine undankbare Aufgabe sein, wenn ich mich im folgenden bemühe, ein möglichst eingehendes Bild von der Wolga zu geben. Dabei schöpfe ich hauptsächlich aus zwei Werken, die in den letzten Jahren in russischer Sprache erschienen sind: »Die Wolga als Verkehrsweg« von Professor Boguslawsky (ein Band von etwa 300 Seiten), und »Die Wolga« von Ragosin (wovon bis jetzt drei Bände mit etwa 1200 Seiten erschienen). Wir werden in dieser unserer Abhandlung den Oberlauf und Mittellauf der Wolga mit ihren hauptsächlichsten Zuflüssen bis zum Einfluss der Kama eingehender behandeln, von dem übrigen Teil des Flusses aber nur ein allgemeines Bild aufzeichnen, das wir später einmal zu vervollständigen hoffen.

Ueber den Ursprung der Wolga finden wir in den verschiedenen Lehrbüchern der Geographie die allerverschiedensten Angaben: bald lässt man sie aus dem Peno-See entspringen, bald aus dem Seliger, bald aus dem Werchit. Selbst der grosse Geograph Ritter hat den Ursprung nicht richtig angegeben. Auf der Südwestseite der Waldai-Höhe, im Bezirk Ostaschkow, im Gouvernement Twer, liegt unter 57° 10′ nördl. Br. ein grosser Sumpf, von kleineren und grösseren Seen durchschnitten; der Sumpf ist mit Moos bewachsen, dessen Einförmigkeit durch Binsen, einige Kleearten, Schlangenwurz (Calla), Dotterblumen (Caltha) und Hahnenfuss (Ranunculus) belebt wird. Der Sumpf liegt etwa 95 Saschen über dem Niveau des Baltischen Meers. Dort in der Nähe des Dorfes Wolgino-Werchowik steht über einem in Holz gefassten Brunnen eine Kapelle aus Holz, deren einzige Zierde ein Heiligenbild ausmacht. Das ist die Wolgaquelle, deren Wasser zwar klar, von der Beimengung organischer Körper jedoch etwas rötlich ist und keinen angenehmen Geschmack hat. Beim Ausfluss aus dem Brunnen ist die Wolga ein kleines, einige Fuss breites Bächlein. Die Ufer sind ziemlich hoch, das linke Ufer steiler und höher. Bald erreicht der Bach einen auf sumpfigem Grunde gewachsenen Tannenwald, und dann geht es zwischen sumpfigen Wiesen in einen Fichtenwald, wohin der Mensch nicht folgen kann. Dichtes Gestrüpp verwehrt den Zugang; bald ist der etwa 50—60 Faden breite kleine Werchit-See erreicht, in dessen Spiegel sich der anstehende Wald spiegelt. Beim Austritt aus dem See ist die Wolga schon so breit, dass ein gewöhnlicher Schritt nicht mehr ausreicht, um sie zu überschreiten, man muss schon hinüberspringen. Dann kommt der grosse Werchit, aus dem das Flüsschen schon in einer Breite von 10—12 Schritt heraustritt; will man durchwaten, so reicht das Wasser schon bis ans Knie. Die Schnelligkeit der Strömung ist schon 2—3 Fuss in der Sekunde. Bald verengert sich das Thal, der Fluss schneidet sich tiefer ein; wie lange Arme von Riesen strecken die hohen Tannen ihre dichten Zweige von einem Ufer zum andern, da und dort bilden alte Stämme, welche der Sturm gefällt, natürliche Brücken. Aus dem Dunkelgrün der Tannen leuchtet das Hellgrün des Vogelbeerbaums hervor, oder unter ihm badet die junge Traubenkirsche, übersät mit aromatischen Blütentrauben, ihre schlanken Aeste im Wasser. Der Wind, der über die Gipfel der hohen Bäume hinstreicht, erreicht das Wasser nicht. Da und dort liegen am Ufer mächtige Granitblöcke, Reste der Eiszeit, die mit Moos bewachsen oftmals Birken auf ihrem Rücken tragen; manchmal stehen sie ganz nahe am Ufer und engen das Flussbett ein oder hemmen den Lauf des Wassers, welches sich aufspritzend über dieselben hinwegdrängt. Wieder passiert die Wolga einen See, den Sterch-See, dann den Doppelsee Owselug und Peno und ergiesst sich 85 Werst vom Ursprung in den Wolgo-See. Auf der Strecke bis zum Wolgo ist sehr charakteristisch die Unmasse von Baumstämmen, welche im Wasser liegen und aus demselben hervorragen. Sie machen die Fahrt im Boote selbst bei ruhigem Wetter sehr gefährlich, bei stürmischem Wetter fast unmöglich. Diese an und für sich schon grossen Seen bilden zu Zeiten eine mächtige Wasserfläche, in welcher der Fluss ganz verschwindet. Der Wolgo-See ist 7 Werst lang und 2—3 Werst breit, seine Ufer sind hoch und offen; vier Flüsse münden in denselben, darunter als der grösste die Wolga. Diese hat zwischen Peno und Wolgo drei kleine Zuflüsse aufgenommen, die Runa [1]), den

[1]) Ragosin plädiert dafür, die Runa für den Quellfluss der Wolga anzunehmen. Er sagt, dass das kleine Flüsschen, welches in das Nordende des Sterch-Sees fällt, den Namen Wolga erst lange nach der Verdrängung und Unterwerfung der finnischen Stämme erhalten habe, welche einst das Gouvernement Twer bewohnten, wahrscheinlich erst zu der Zeit, da das Kloster zu Wolgowerchsk gegründet wurde. Seit jener Zeit haben auch die oberhalb des Wolgo liegenden Seen slawische Namen erhalten, während die Runa und Kokscha ihre tatarischen Namen beibehielten. Ritter hält den Wolgo-See für den Quellsee der Wolga, nicht den von uns genannten Sumpf. Es scheint übrigens fast, dass er, indem er den Ursprung der Wolga mit 57° 4′ n. Br. angibt, den See Kleschtschino, aus welchem die Runa fliesst, für den Wolgo angesehen hat. Der von Ritter angegebene Punkt liegt elf Minuten südlicher als die mit einer Kapelle bedeckte Quelle, und zwölf Minuten nördlich vom Dorfe Wolgo. In der Mitte etwa zwischen den durch diese Punkte

Digitized by Google

Kud und die Schukopa (etwa 80 Werst lang). 4 Werst unterhalb des Wolgo-Sees ist der Fluss durch grosse, feste Dämme eingedämmt. Auf diese Weise bildet sich ein ungeheurer Teich, eine grossartige Wasserkammer mit einer Oberfläche von 150 Quadrat-Werst, welche bis 40 Millionen Kubiksaschen Wasser enthält. Der kolossale Bau wurde im Jahre 1841 vollendet. Bei niedrigem Wasserstande sollen die Schleusen dieses Teichs geöffnet werden, damit sich das Wasser im Fluss in einer gewissen Höhe erhalte, und zwar so, dass bei Sucharin, d. i. 350 Werst unterhalb des Damms und 70 Werst unterhalb von Twer, das Niveau der Wolga nicht weniger als 14 Werschok über dem Nullpunkt des Pegels betrage. 98 Oeffnungen führen aus dem Teiche, von ihnen werden im Sommer 16—20 geöffnet. Die Strömung in denselben ist so gross, dass die Flösse auseinandergerissen werden; die Böte werden zu Land übergetragen. Im Oktober werden alle Schleusen geöffnet, sie bleiben dann den ganzen Winter offen, bis der Eisgang vorüber ist; dann werden sie geschlossen, und das grosse Bassin füllt sich.

10 Werst unterhalb des oberen Wolgadamms fällt in die Wolga die aus dem Seliger-See [1]) kommende, schiffbare Selischarowka (25 Werst lang). An deren Mündung liegt das kleine Städtchen Selischkarow mit einem alten Kloster. Bis hierher hat die Wolga eine Breite von 20—30 Saschen, jetzt wird sie ums Doppelte breiter. Während auf der Strecke der ersten 45 Werst die Ufer niedrig sind und fast in gleicher Höhe mit dem Niveau des Wassers, werden sie weiterhin immer höher und so abschüssig, dass bei Rschew das rechte Ufer sich schon 15 Saschen über das mittlere Niveau des Flusses erhebt. Das Ufer besteht aus Thonschichten und Kalk. Vom Damm bis Rschew hat die Wolga gegen 40 Stromschnellen, darunter die gefährliche bei Bensk. Zwischen Rschew und Stariza sind noch sieben weitere Stromschnellen. Die Tiefe derselben beträgt 1—3 Fuss, ausserdem liegen da und dort im Flusse grosse Felsstücke. Mitte Sommers gleicht die Wassermenge in diesem Teil des Oberlaufs, nach Messungen vom Jahre 1841, 1100 Kubikfuss auf die Sekunde. Von Spass bis Twer werden die Ufer wieder etwas niedriger und bestehen aus thonhaltigen Sandanschwemmungen. Stellenweise liegen am Ufer und im Fluss Granitstücke zerstreut. Der mittlere Horizont des Wassers beträgt bei Twer 60 Saschen über dem Niveau des Baltischen Meeres, so dass der Fall von der Quelle bis Twer auf eine Strecke von 419 Werst 35 Saschen ausmacht.

Zwischen der Selischarowka und Twerza nimmt die Wolga noch 12 Zuflüsse auf, darunter von links die grosse und die kleine Koscha (erstere 120, letztere 80 Werst lang), von rechts den Tud und die schiffbare Wasusa [1]), welche sich bei Subzow mit der Wolga vereinigt. Die der Wasusa parallel laufenden hohen Felsenwände stellen der Wolga eine mächtige Mauer entgegen, so dass sie genötigt ist, ihre bisherige Richtung aufzugeben und in die des Zuflusses einzulenken. Der schiffbare Zufluss der Wasusa, der Gschat, hatte früher sehr belebte Schifffahrt, welche in letzter Zeit — man sagt wegen niedrigen Wasserstandes, wahrscheinlicher aber wegen der Konkurrenz der Eisenbahn — bedeutend nachgelassen hat. Die Wolga selbst ist von Rschew bis Twer schon ziemlich von Schiffen und Flössen belebt, aber die eigentliche Schiffahrt beginnt erst von letzterer Stadt an; doch hat der Fluss auch hier, ebenso wie im Oberlauf, Untiefen und Sandbänke, auch wird die Schiffahrt durch Klippen und Wracke untergegangener Schiffe gefährdet.

Die Wolga fliesst hier zwischen flachen Ufern durch mächtige Diluvialschichten. Auch hier stossen wir überall auf Steinblöcke, deren grösste im Wasser selbst liegen. Sie sind teils erratisch, aus Granit, teils haben sie sich an Ort und Stelle gebildet und bestehen aus Kalk oder Feuerstein; Sandstein fehlt im Oberlaufe des Flusses gänzlich. Stellenweise sind die Ufer malerisch und bewaldet; fast die beständigen Begleiter des Flusses sind die

---

gehenden Linien fliesst die Runa. Da nun diese da, wo sie sich mit der Wolga vereinigt, schon eine Länge von 40—50 Werst hat und eine Breite von 15 Saschen erreicht, da ausserdem die Runa ebenfalls auf der Waldai-Höhe entspringt und zwar höher als die Wolga, da ferner das Bassin der Runa (etwa 500 Quadrat-Werst) beinahe 15mal so gross ist, als das des Oberlaufs der Wolga, da weiterhin die geologische Formation der Gegend mehr für die Runa als Hauptfluss spricht, so glaubt Ragosin im Recht zu sein, wenn er für die Runa den Namen des Oberlaufs der Wolga in Anspruch nimmt, um so mehr, als die Wolga dadurch nichts verliert, sondern im Gegenteil zu ihrer Länge ein bedeutendes Stück gewinnt. Dass in diesem Fall der Anfang des grossen Flusses einen anderen Namen tragen würde, thut nichts zur Sache; wir haben ein Analogon z. B. bei dem König der Flüsse, dem Amazonenstrom, welcher im Oberlauf auch einen anderen Namen (Tinguragwa) trägt.

[1]) Die zahlreichen Inseln im Seliger-See sind nach der Sage durch einen Fluch des älteren Bruders des Seliger, des Ilmen, entstanden. Beide sind Brüder der Wolga. Einmal hatten sich die Brüder besprochen, miteinander einen Ausflug zu machen. Von wo sie ausgingen, wohin sie gingen, und wie lange sie auf dem Wege waren, ist nicht bekannt. Einst in der Nacht verliess Seliger seinen Bruder und zog allein weiter. Entweder war Seliger gut zu Fuss oder schlief Ilmen zu lange — kurz, der jüngere Bruder war schon um 100 Werst vorausgeeilt, als der ältere Bruder erwachte. »Du sollst verflucht sein in Ewigkeit!« rief der betrogene Ilmen aus, »es sollen auf dir mehr als 100 Inseln sein!« Und so geschah es. Bis auf den heutigen Tag zählt man in dem See ein ganzes Hundert Inseln.

[1]) Die charakteristische Begegnung der Wasusa mit der Wolga hat Veranlassung zu folgender Volkssage gegeben: Wolga und Wasusa stritten sich einst, wer stärker und mächtiger sei. Um den Streit zu entscheiden, beschlossen sie, sich schlafen zu legen. Wer früher aufstehe und rascher zum Chwalynschen (Kaspischen) Meer laufe, der solle für stärker und grösserer Ehre würdig gelten. Man legte sich schlafen. In der Nacht stand die Wasusa auf, als die Wolga noch schlief, und fing an zu laufen. Die Wolga, welche später aufwachte, jagte ihr nach und suchte sie einzuholen. Nachdem sie 200 Werst weit gelaufen, holte sie die Gegnerin bei Subzow ein, von da an liefen sie eine Weile miteinander, aber die Wasusa fand die Wolga bald so drohend und stark, dass sie ihr den Vorzug einräumte.

Digitized by Google

buschartigen Erlen; Weiden und Pappeln sind noch nicht vorhanden. In den Schichten grauen Kalksteins, der am Ufer ansteht, werden verschiedene Versteinerungen gefunden, wie vor allem der charakteristische Productus giganteus; näher bei Rschew kommen im verwitterten Kalk prächtige Exemplare versteinerter Meerlilien, Nautilus u. dergl. vor. Im Bezirke von Stariza, einige Werst oberhalb der Stadt, sind mächtige Kalksteinbrüche, von wo die Platten nach allen Städten an der Wolga verschickt werden. Sie werden zu Treppen, Trottoirs, auch Fundamenten benutzt. Das Hundert derselben, 1/4 Arschin breit und 3/4 Arschin lang, kostet 15—20 Rubel. Ausserdem findet man am Wolga-Ufer im Bezirke Subzoff grauen, feuerfesten Thon, in welchem man sehr häufig auf gut erhaltene Stämme von Nadelhölzern stösst, deren manche 3 Fuss im Durchmesser haben; auch findet man Hörner vom Elentier, welches einst zur Zeit der Diluvialablagerungen hier vorgekommen ist; an anderen Stellen wieder haben wir feuerfesten, rotbraunen Thon und mineralische Farben, z. B. Umbra-Erde in einer Mächtigkeit von etwa 7 Fuss. Im Gouvernement Twer kommen in der an der Wolga anstehenden Juraformation schöne Ammoniten und Belemniten vor, ebendaselbst stösst man auf paraffinhaltigen Torf, verschiedene sehr gute Thonsorten; sporadisch hat man Steinkohlen gefunden.

Von Twer bis zum Kaspischen Meer kann man die Wolga in sechs grosse Abschnitte teilen, welche sich durch die Schnelle der Strömung, die Menge des Wassers, sowie die Tiefe unterscheiden. Ehe wir aber zur Beschreibung der einzelnen Teile übergehen, mögen zum voraus einige charakteristische Merkmale dieser Strecken aufgezeigt werden. Da, wo die Ufer nicht felsig, sondern sandig sind, fällt die eine Seite in der Höhe von einigen Saschen steil ab, während die andere gewöhnlich sandig ist und sanft ansteigt; erstere ist ausgebuchtet, selten gerade, die andere dagegen konvex; die steilen Ufer verwittern in der Regel unter dem Einfluss des Hochwassers, des Eisgangs oder des starken Wellenschlags während des Sturms, oder vom Vorbeifahren der Dampfschiffe. Nach den Aussagen alter Leute sind die flachen, sanft ansteigenden Sandufer einstmals auch steile Uferwände gewesen. Der Sand hat an den höheren Stellen eine glatte Oberfläche, näher dem Wasser zeigt er eine Menge Vertiefungen, welche schräg zur Strömung des Flusses auslaufen und kleine Landspitzen in demselben bilden. Beide Ufer sind abwechselnd bald steil, bald flach; das rechte Ufer heisst das »Bergufer«, das linke das »Wiesenufer«. Da, wo das steile Ufer sich verflacht, bilden sich in der Regel im Flusse Buchten, welche als natürliche Häfen den Schiffen als Ueberwinterungsplätze dienen. Mit der Zerstörung des steil abfallenden Ufers wird die Breite des Flusses grösser, wobei entweder Anschwemmung am gegenüberliegenden Ufer stattfindet oder kleine Inselchen in der Mitte des Wassers sich bilden, oder aber Sandbänke. Fast ohne Ausnahme wird, wenn das steile Ufer verwittert, der grösste Teil der Sandmassen am gegenüberliegenden Ufer oder in der Mitte des Flusses abgesetzt, nur der geringste Teil wird durch die Strömung fortgetragen. Die in der Mitte angeschwemmten Sandinseln werden jedes Jahr höher und verlängern sich an dem unteren Ende, während die der Strömung entgegengesetzte Seite öfters abgewaschen wird. Auf dem Sand setzt sich feiner Schlamm an, und nach und nach belebt sich die Insel mit Pflanzen, hauptsächlich mit Weiden; bei Hochwasser werden diese Inseln völlig bedeckt.

Das Fahrwasser hält sich entweder auf beiden Seiten oder nur auf einer. In diesem Fall heisst der schiffbare Teil »Wolga«, der andere »kleine Wolga«, welch letztere nur bei hohem Wasserstand befahren wird. Da wo das Thal eng ist, die Ufer aus festem Gestein bestehen oder mit Wald bestanden sind, verlegt sich das Fahrwasser seltener und nur in langen Zeiträumen, während es da, wo die Ufer flach und sandig sind, beständig wechselt. Wo das Thal breit ist, hält sich die Strömung in der Regel am rechten Ufer, selten in der Mitte, noch seltener auf der linken Seite. Eine sehr charakteristische Erscheinung bei rechtsseitiger Strömung ist die, dass sich auf der entgegengesetzten Seite immer ein grösserer oder kleinerer See bildet, welcher im Sommer austrocknet; ist die Strömung in der Mitte, so bilden sich auf beiden Seiten Seen. Ein anschauliches Beispiel hierfür ist der Unterlauf der Wolga, angefangen von Zarizyn, wo sich parallel dem Fluss zu beiden Seiten eine Reihe von Seen und Vertiefungen hinzieht, deren einige stehende Wasser bilden, andere durch Rinnsale mit der Wolga verbunden sind. Zur Zeit des Hochwassers vereinigen sich die linkerseits liegenden Seen zu einem mächtigen Strome, der Achtuba. Manche dieser Seen waren früher ein Stück des Wolgaflussbetts.

Wo sich die Strömung nahe am Ufer hält, verwittert der einfassende Bergzug, wenn er nicht aus festem Gestein besteht, von Jahr zu Jahr mehr und mehr und führt eine Erweiterung des Thals herbei. Die grösste Tiefe ist immer am hohen Ufer, wo auch die Strömung am stärksten, gegen das flache Ufer nehmen beide ab. Bei der Fahrt zu Thal halten sich die Schiffe natürlich in der Strömung, bald am linken, bald am rechten Ufer, bei der Fahrt zu Berg nähern sie sich mehr dem flachen Ufer, wo bei hinlänglicher Tiefe die Strömung geringer ist. Da jedoch, wo das Fahrwasser wechselt, nimmt die Tiefe ab. Beim Blick auf das Durchschnittsprofil des Flusses scheint es uns, als ob wir eine Reihe tiefer Seen vor uns hätten, welche durch ziemlich flache Ausflüsse untereinander verbunden sind. Würde der Grund des Flusses nicht eine Art Grat bilden, so würde das Wasser wohl weniger tief sein, deshalb kann man die zeitweisen Erhebungen, welche die Tiefe stellenweise verringern, eine weise Ein-

Digitized by Google

richtung der Natur nennen, indem sie das Wasser sozusagen verteilen. Das ist ein wichtiger Fingerzeig für die Flussregulierung: man würde einen grossen Fehler begehen, wollte man auf eine gleichmässige Tiefe des Wassers hinarbeiten.

Die Hauptschwierigkeiten für die Schiffahrt bilden die genannten Erhebungen des auf dem Grund des Flussbetts sich hinziehenden Kamms, weniger wegen ihrer Länge, als wegen der geringen Tiefe des Fahrwassers, welche manchmal nicht mehr als 1—1½ Arschin beträgt. An solchen Stellen müssen die Schiffe oftmals tagelang anhalten und umgeladen werden, was bedeutende Kosten verursacht. Zum Glück sind nicht alle diese Untiefen in gleichem Maasse und nicht zu jeder Zeit gefährlich. Auch ändern sie beständig ihren Platz. Ein bestimmtes Gesetz dieser Veränderungen ist bis jetzt nicht gefunden worden, und es können deshalb prophylaktische Maassregeln nicht getroffen werden. In den Rinnen der Untiefen ist die Strömung immer viel stärker als in den benachbarten Teilen des Flussbetts, und zwar ist die grösste Schnelligkeit des Wassers auf dem Grunde selbst, wodurch es sich auch erklärt, dass die Untiefen oft ausgewaschen werden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir über zu der Beschreibung des Flusses in seinen einzelnen Teilen. Dabei werden wir einige Ausflüge machen auf den Zuflüssen des grossen Stroms und möglichst viel Material auf den Gebieten der Geschichte, Geographie, Ethnographie, Mineralogie u.s.w. sammeln, soweit solches für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Von Twer an bis zum Kaspischen Meer kann man also die Wolga in sechs Abschnitte theilen, nämlich

1.	von der	Twerza bis zur	Scheksna	355 Werst;
2.	»	»	Scheksna bis zur Unscha	322 » ;
3.	»	»	Unscha bis zur Oka . .	130 » ;
4.	»	»	Oka bis zur Kama . .	452 » ;
5.	»	»	Kama bis Zarizyn . . .	1132 » ;
6.	»	Zarizyn	bis zum Meer . . .	590 » .

Wollen wir uns zuerst ein wenig umsehen im Gouvernement Twer, bei dessen Hauptstadt gleichen Namens die Twerza von links in die Wolga mündet. Es ist ein recht rauhes Land, dieses Twer; die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 3° R. Von Bäumen haben wir hier noch Birke, Espe, Linde, aber auch Eschen und Eichen; nur sind letztere fast allenthalben ausgerottet. Der Apfelbaum gedeiht sehr gut, besonders im Bezirke Rschew, von wo alljährlich etwa 100 Boote mit Aepfeln beladen nach Twer kommen, ausserdem werden viele an Ort und Stelle zu Pastillen verarbeitet; auch der wilde Apfelbaum kommt stellenweise vor.

Das Gouvernement Twer bewohnte zu Ende des 1. Jahrtausends nach Christus ein finnischer Stamm Wess, welcher einen ausgedehnten Handel mit den Bolgaren führte, deren Hauptstadt am Einfluss der Kama in die Wolga lag. Dieser Handel wurde »stumm« genannt. Denn die Bolgaren brachten ihre Waren an einen bestimmten Ort im Lande der Wess und zogen sich dann zurück. Dann kamen die Wess und legten zum Tausch andere Waren dahin. Waren die Bolgaren bei ihrer Zurückkunft mit den Tauschwaren zufrieden, so nahmen sie diese; wenn nicht, so nahmen sie die ihrigen wieder zu sich. In ihr Land liessen die Bolgaren die Wess nicht herein unter dem Vorwand, dass sie eine schreckliche Kälte mit sich bringen, so dass alle Pflanzen erfrieren. In Wahrheit aber hatten die Bolgaren ihren Vorteil dabei im Auge, sie wollten nicht, dass die Wess eine Ahnung davon erhalten, welch hohen Wert die um geringen Preis von ihnen abgetretenen Pelzwaren haben. Das war auch der Grund, warum die Bolgaren andere Kaufleute, z. B. die Araber nicht in das Land der Wess liessen, indem sie ihnen haarsträubende Märchen von der dort herrschenden Kälte erzählten. Im 11. Jahrhundert waren die Wess schon von den Nowgorodzen verdrängt, als deren erste Niederlassungen Torschok an der Twerza, Rschew an der Wolga und Beschezk an der Mologa genannt werden. Alle diese Punkte liegen an der Haupthandelsstrasse und sind nichts anders, als Etappen an derselben. Ob die Nowgorodzen das Land mit dem Schwert oder dank ihrer höheren Bildung sich erobert, darüber schweigt die Geschichte. Als dann das Christentum auftrat, erscheint in den Klöstern ein neues, wichtiges Moment für die Kolonisation, um so mehr, da sie zollfreien Handel führen durften. In der Nähe der Klöster entstanden infolgedessen bald grössere und kleinere Niederlassungen. Zu Ende des 11. Jahrhunderts gehörte schon die Medwediza auf ihrem ganzen Laufe zu Nowgorod. Die nächsten Jahrhunderte brachten blutige Kämpfe der Fürsten von Twer mit den Tataren, den Fürsten von Moskau, Litauen und andern, welche die neu entstandenen Niederlassungen mit Feuer und Schwert verwüsteten; auch forderte die Pest zu verschiedenen Zeiten grosse Opfer. Durch die Perfidie der moskauischen Fürsten, welche den Fürsten von Twer den Vorrang streitig machten, wurde Twer endlich unter Iwan III. gänzlich zu Boden geschlagen und konnte sich nie mehr recht erheben. Man kann das nur bedauern, denn die Fürsten von Twer waren entschieden edler und humaner, als die von Moskau. Ersteres konnte damals 40000 Edelleute und zwei- bis dreimal so viel Krieger ins Feld stellen, letzteres nur 30000 Edelleute und 60000 Krieger. Twer war eine sehr wohlhabende Stadt. Seinen Reichtum verdankte es hauptsächlich seinem Handel, namentlich dem Handel mit Bernstein. Auch war es ein Hauptplatz für den Austausch der Waren des Westens gegen die des Ostens. Erstere kamen aus Nowgorod, Pskow und Smolensk nach Twer; ein wichtiger Handelsartikel war auch das Getreide, welches nach Nowgorod ausgeführt wurde. Da die Fürsten von Twer die Mündung der Twerza beherrschten, so konnten sie durch Aufhalten der nach Nowgorod

Digitized by Google

bestimmten Waren und Schiffe einen grossen Druck auf jene Stadt ausüben. Twer war reich an Fischen, Bibern, hatte schöne Wälder; auch verstanden die Bewohner der Stadt gute Ziegel zu brennen, Glocken zu giessen, kannten die Freskomalerei, waren geschickte Vergolder u. s. w. Man muss sich überhaupt über die Lebenskraft der Stadt wundern, welche trotz so grosser und schwerer Heimsuchungen, wie sie keine andere Stadt in Russland erfahren hat, so lange sich oben hielt. Noch unter Iwan IV., dem Grausamen, wurden 90000 Bewohner des Fürstentums Twer niedergemacht, als er nach Nowgorod zog.

Wie schon gesagt, liegt Twer an der Twerza. Diese entspringt im Flusse Zna in dem Städtchen Wyschni-Wolotschk, ein ausserordentlich seltener Fall. Vor etwa 150 Jahren freilich hatte die Twerza ihren eigenen Ursprung. Menschenhand hat das verändert. Doch müssen wir eine Abschweifung machen. Da wo Twerza und Wolga sich begegnen, beginnt der erste Wasserweg, welcher zwei äusserste Punkte von Russland verbindet, nämlich Petersburg und Astrachan und die Bassins des Baltischen und Kaspischen Meers. Die Twerza bildet den Hauptzweig dieser Verbindung von seiten des Wolgasystems. Durch dieses Kanalsystem hat Peter d. Gr. seinen Namen unsterblich gemacht. Im Jahre 1702 brachte er aus Holland Techniker mit, welche einen Kanal zwischen Don und Oka und zwischen Twerza und Zna bauen sollten; die letztere entspringt auch auf der Waldai-Höhe östlich vom Seliger-See. Zwei Jahre später wurden noch 9 Techniker mit 6000 Arbeitern nach Wyschni-Wolotschk abgeschickt. Peter selbst folgte, ging zu Fuss die Zna entlang und besah die Ufer. Der Kanal durchschneidet den Oberlauf der Twerza an zwei Stellen und tritt in sie ein vier Werst vor ihrem Ursprung. Im Anfang war die Schiffahrt auf der neuen Wasserstrasse etwas beschwerlich, deswegen wurden dem Kanal aus den Seen Klutschino und Gorodolublja und dem Flusse Schlika Wassermassen zugeführt (im Jahre 1719) und Schleusen angelegt. Auch wurde von der Zna, welche da, wo sie sich dem Twerzakanal nähert, einen grossen Bogen macht, ein gerader Kanal zu dem andern gebaut. Dreimal im Jahre ist der Kanal sehr belebt, nämlich im Frühjahr, Sommer und Herbst, wenn nach feierlichem Gottesdienst die angesammelten Schiffskarawanen (jedesmal 150 Schiffe) in feierlichem Flaggenschmuck durch die Schleusen gelassen werden. (Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Die auf S. 907 in Nr. 46 gegebene Erklärung des Wortes Bu-Dabûss ist, wie mich inzwischen erhaltene, neue Informationen überzeugt haben, nicht richtig. Das Wort bedeutet vielmehr in der maġribinischen Vulgärsprache: der Mann mit einem grossen Phallus, und diese Eigenschaft des Hauptheldes der Schattenspiele ist hier wohl im Scherz als Spitzname auf den Leiter der Schaustellung angewendet. Aehnlich bezeichnet man beispielsweise in Marokko mit dem Worte Bu-Dabûss scherzweise den Besitzer einer sog. seruáta, eines Wurfstockes mit verdicktem, unteren Ende. M. Q.

Litteratur.

Eduard Brückner, Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit. Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Prof. Penck. Band 4, Heft 2. Wien 1890, bei Ed. Hölzel. 324 Seiten.

In der vorliegenden umfangreichen Arbeit hat der Verfasser das Material und die Ergebnisse dreijähriger Studien niedergelegt, über welche er schon im Auszuge an verschiedenen Stellen berichtet hatte. Bei einer eingehenden Durchsicht und Prüfung des Materials und der Methode der Verwertung desselben kann man nicht umhin, zu erklären, dass der überreiche Stoff eine durchaus sachgemässe Behandlung erfahren hat, wenn man auch über die Tragweite eines oder des andern der gezogenen Schlüsse vielleicht etwas anderer Ansicht sein kann. Die Sprache und Darstellung ist einfach und klar.

Versuchen wir es, uns in grossen Zügen den Gang der Untersuchung und deren Ergebnisse vor Augen zu führen.

Zunächst wird in einer historischen Uebersicht der gegenwärtige Stand der Frage nach den Klima-Aenderungen beleuchtet. Die Anschauungen Lyells, Heers und Englers, ferner Neumayrs und Nathorsts über die Klimate der geologischen Vergangenheit werden knapp und treffend erörtert. Aus dem Gewirre der Behauptungen und Widerlegungen über Klima-Aenderungen in historischer Zeit wird das Wesentlichste hervorgehoben und zum Schluss eingeräumt, dass der bekannte »rote Faden« durch dasselbe noch fehle. Des weiteren werden meteorologische Cyklen, wie Wiederkehr kalter Winter, Einfluss der Sonnenflecken-Perioden auf die meteorologischen Elemente, besonders der Gletscherschwankungen im Zusammenhang mit säkularen Schwankungen der Witterung, wie sie v. Sonklar, Forel, Richter und Lang nachgewiesen haben, besprochen. 1858 sprach von allen zuerst v. Sonklar deutlich und bestimmt aus, dass in den letzten zwei Jahrhunderten die Gletscherschwankungen einen durchaus parallelen Verlauf mit Schwankungen der Temperatur und des Niederschlages gezeigt hätten. Aber seine Arbeit blieb höchst ungerechterweise unbeachtet, bis 1881 Forel, 1883 Eduard Richter für engere Gebiete, und 1885 C. Lang für die ganze Umgebung der Alpen denselben Nachweis führte.

Eine kleine Arbeit von A. Swarowsky in Wien, welche die Schwankungen des Neusiedler Sees behandelte, brachte eine unerwartete Bestätigung der an den Gletscherbewegungen erkannten Resultate und dem Verfasser die nächste Veranlassung, auf demselben Wege weitergehend, umfassendes Material für die Allgemeinheit der Erscheinungen auf dem ganzen Erdball zu suchen.

Zu diesem Zwecke wird an der Hand alles verfügbaren, zum Teil recht widerspenstigen Materials zunächst nachgewiesen, dass »das gesamte europäische Russland seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts grossartige Klimaschwankungen erlebte, nasse Kälteperioden, wie die Jahre 1745, 1775, 1810, 1845 und 1880, und trockene Wärmeperioden, wie die Jahre 1715, 1760, 1795, 1825 und 1860. Diese Klimaschwankungen wirkten auf die Flüsse ein, indem sie die Dauer ihrer Eisbedeckung und die Höhe ihres Wasserstandes regelten, sie wirkten ein auf das gewaltige Kaspische Meer, indem sie bald seinen Spiegel hoben, bald ihn senkten«.

Nachdem Brückner auf diese Weise das Resultat erhalten hatte, dass ein abflussloser See mit seinem Wasserstande vortrefflich auf jede Klima-Aenderung, des Regenfalles wie der Temperatur, reagiert, versucht er dasselbe bei anderen abflusslosen Seen, womöglich über die ganze Erde hin, nachzuweisen, wobei er die gleichzeitig erschienenen Arbeiten Siegers in Wien über die Schwankungen der innerafrikanischen und der hocharmenischen Seen zu Grunde legt.

Ausser diesen werden aber noch zahlreiche andere abflusslose Seen der Alten und Neuen Welt herangezogen, wobei sich in der That das hochwichtige Resultat ergibt, dass die Seen auf der ganzen Erde gleichzeitig eine Hochwasserperiode und gleichzeitig eine Niedrigwasserperiode erleben, obwohl einige Seen der subtropischen Zone der Alten Welt temporäre Ausnahmen bilden.

Digitized by Google

Im 4. Kapitel werden die säkularen Schwankungen der Flüsse und Flussseen behandelt, welche sich als erheblich kleiner erweisen, deshalb bis vor kurzem übersehen worden waren. Zusammenfassend wird dann auf Grund der Schwankungen von 38 abflusslosen und 13 Flussseen, sowie 13 Flüssen die Existenz gleichzeitiger Klimaschwankungen auf allen Kontinenten der Erde festgestellt. Doch ergaben diese Untersuchungen noch nicht die Gründe jener Schwankungen, deren Betrag und dessen Aenderung von Ort zu Ort.

Deshalb werden im 5. Kapitel die Schwankungen des Regenfalles, deren Periode eine mittlere Dauer von 36 Jahren besitzt, erörtert, und deren Grund in analogen Schwankungen des Luftdruckes gefunden. Im 6. Kapitel wird dann der Schluss gezogen, dass die Regenperioden durch eine Abschwächung der Luftdruckdifferenzen nach Ort und Zeit, die Trockenperioden durch eine Vergrösserung derselben verursacht sind. Die bekannte Abhängigkeit der Luftdruckphänomene von denen der Temperatur führt dann den Verfasser abermals einen Schritt weiter, indem er im 7. Kapitel feststellt, dass auf der ganzen Erde gleichzeitig Temperaturschwankungen vorgekommen sind, indem die Jahre 1791—1805, 1821—35, 1851—70 warm, dagegen 1806—1820, 1836—50 und 1871—85 kühl waren. Die Amplitude derselben betrug rund 1° C. Eine Verknüpfung der in allen Untersuchungen gewonnenen Resultate ergibt ferner, dass die Schwankungen der Temperatur als die primären anzusehen sind, deren Gründe allein in Oscillationen der Wärmezufuhr gesucht werden können, welche wahrscheinlich in der Sonne vermutet werden müssen. Zwischen der Sonnenfleckenhäufigkeit und den Klimaschwankungen lässt sich indes durchaus kein Zusammenhang entdecken, besonders fehlt eine 55jährige Periode der Witterung vollständig. Auf Grund der Beobachtungen der letzten 130 Jahre ergab sich die mittlere Dauer der Klimaschwankungen zu rund 36 Jahren, von welchem Werte indes einzelne Perioden erheblich abweichen.

Weiter weist nun Brückner noch an den säkularen Schwankungen der Eisverhältnisse der Flüsse, der Termine der Weinernte und der Häufigkeit strenger Winter bis zum Jahre 800 zurück nach, dass auch diese in einer unerwartet befriedigenden Uebereinstimmung sich als der Ausdruck der allgemeinen Klimaschwankungen in einer Periode von 34.8 ± 0.7 Jahren darstellen.

Das 9. Kapitel ist der Bedeutung der Klimaschwankungen für Theorie und Praxis gewidmet. Die Dimensionen der Gletscher und Seen, die Häufigkeit der Ueberschwemmungen und der Wasserstand der Flüsse und deren Wirkungen auf das Verkehrsleben; der Wasserstand des Oceans an seinen Küsten und in den abgeschlossenen Meeresbecken, manche angebliche Verschiebung von Strandlinien, auch die Häufigkeit typhöser Erkrankungen erweisen sich als abhängig von den Klimaschwankungen. Auf Grund der bekannten Periodenlänge wird dann prognostisch geschlossen, dass wir gegenwärtig einem Minimum des Regenfalles und einem Maximum der Temperatur, also einer warmen Trockenperiode entgegengehen, welche wohl gegen das Ende des 19. Jahrhunderts eintreten dürfte. Für Europa ziemlich belanglos, dürfte doch diese Trockenperiode in den grossen kontinentalen Gebieten Asiens und Nordamerikas schwere Missernten im Gefolge haben, welche wahrscheinlich Tausende, wenn nicht Hunderttausende von Existenzen vernichten werden.

Das 10. Kapitel ist den Klimaschwankungen der Diluvialzeit gewidmet. Wenn auch ohne Zweifel die in demselben gegebene zusammenfassende Darstellung dem strengen »Glacialisten« nicht überall genügen wird, so kann man doch nicht verkennen, dass sich hier der Verfasser auf seinem eigentlichen Forschungsgebiete befindet, in welchem er nicht nur die von anderen zusammengetragenen Bausteine sichtet und aufrichtet, sondern selbst in hervorragender Weise grundlegend gewirkt hat.

Leider verbietet uns der Raum, aus dem hochinteressanten Kapitel mehr als eine Zusammenfassung der Ergebnisse zu geben. Unter vorläufigem Verzicht auf die Herbeiziehung der von Penck und ihm selbst angenommenen drei Eiszeiten stellt der Verfasser fest, dass jede Eiszeit charakterisiert war durch »1. eine allgemeine Depression der Schneegrenze um etwa 1000 m, welche die Gletscher überall anschwellen liess; 2. eine allgemein konstatierte Ausdehnung der abflusslosen Seen, zum Teil bis zum Ueberfliessen. Die Interglacialzeit war charakterisiert durch: 1. eine relativ hohe Lage der Schneegrenze und eine Entwickelung der Gletscher, die mindestens nicht wesentlich grösser war als die heutige; 2. ein starkes Zusammenschrumpfen, wahrscheinlich zum Teil vollkommenes Austrocknen der abflusslosen Seen. Die Gegenwart steht in Bezug auf Grösse der Gletscher und Ausdehnung der abflusslosen Seen der Interglacialzeit wesentlich näher als der Eiszeit. Zeitlich ist sie von der letzten Eiszeit weniger weit entfernt, als diese von der ersten.«

Das Klima der Eiszeit muss überall kühler (gegen 3—4° C.) und auf dem grösseren Teile der Landflächen der Erde auch feuchter als das heutige und als das Klima der Interglacialzeit, wie der Präglacialzeit gewesen sein. Die Abweichung des eiszeitlichen Regenfalls von dem heutigen scheint indes von Ort zu Ort verschieden gewesen zu sein, derart, dass dort, wo heute die Schwankungen des Regenfalles sich am schärfsten ausprägen, auch in der Eiszeit die Niederschlagsmengen verhältnismässig vergrössert waren. Die relativ geringe eiszeitliche Temperaturdepression von 3—4°, nur das Drei- bis Vierfache der oben nachgewiesenen 35jährigen Perioden betragend, zeigt, dass keineswegs, wie Günther glaubt, eine gigantische Temperatur-Erniedrigung dazu gehört, um eine neue Eiszeit hervorzurufen.

In einer instruktiven Tabelle werden die Klimaschwankungen der Diluvialzeit, auch in Beziehung auf den Charakter der Lebewelt in Mitteleuropa, veranschaulicht, wegen welcher wir indessen auf das Original verweisen müssen.

Brückner stellt nunmehr in Bezug auf alle Erklärungsversuche der Eiszeiten folgendes fest:

1. Bei der Allgemeinheit des Glacialphänomens auf der ganzen Erde ist eine tellurische Ursache ausgeschlossen.

2. Die Ursache muss eine periodisch wirkende gewesen sein, da zwei, wahrscheinlich drei Eiszeiten zu unterscheiden sind.

3. Die Ursache muss im stande gewesen sein, auf der Nord- und Südhemisphäre, an den Polen wie am Aequator gleichzeitig die Temperatur um drei bis vier Grade herabzudrücken.

Vielleicht lassen sich die diluvialen Klimaschwankungen und diejenigen kurzer Periode in der Gegenwart auf eine Ursache gleichen Charakters zurückführen. Zweifellos könnte eine Oscillation der Sonnenstrahlung die geschilderten Phänomene erklären; dasselbe würde aber auch von Schwankungen der Temperatur im Weltenraume gelten.

Ausser den grossen diluvialen und den kleinen 35jährigen Klimaschwankungen der Neuzeit müssen aber noch andere von mittlerer Periodenlänge vorgekommen sein, deren Spuren an den Endmoränenwällen der Gletscher, welche in geringen Entfernungen voneinander aufgebaut sind, sowie an Strandlinien der Seen, welche unter dem Niveau der höchsten auftreten, deutlich genug als Rückzugsmarken erhalten sind. Dieselben können aber nicht mit denen der Jetztzeit identificiert werden, da nirgends mehr als zehn derselben erhalten sind, was die Gesamtdauer einer Eiszeit auf den ohne Zweifel erheblich zu kleinen Zeitraum von 1000—2000 Jahren einengen würde. Die von Russell für die Seen des Lake Lahontan konstatierten Schwankungen, mehr noch aber die grossen Niveauveränderungen des Kaspischen Meeres in früheren Jahrhunderten weisen auf eine mehrhundertjährige Periode hin, deren Existenz auch aus den eisfreien Zeiten der russischen Flüsse, sowie aus den Terminen der Weinernte hervorzugehen scheint. Hiernach scheint um die Jahre 900 und 1300 herum das Klima sehr feucht und kühl, im 12. Jahrhundert aber sehr trocken und warm gewesen zu sein. Ebenso scheint von 1730 an bis 1809—14 eine relativ kühle und feuchte Periode geherrscht zu haben, während wir uns zur Zeit in einer warmen und trockenen befinden dürften.

Weiterer Worte über den bedeutenden Wert der Untersuchungen Brückners kann es nach dem Gesagten keinesfalls bedürfen — sie sprechen für sich selbst deutlich genug!

Assmann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 48. **Stuttgart, 1. Dezember 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die geographische Verbreitung der Flussmuscheln. Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul. S. 941. — 2. Die preussische Wallonie. Von Adolf Dronke. S. 944. — 3. Der Mount Hood. Von C. A. Purpus in Illinois. S. 947. — 4. Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis. (Fortsetzung.) S. 951. — 5. Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. Von Eduard Glaser. S. 955. — 6. Die brasilianische Paranatinga-Expedition. S. 959. — Litteratur. (H. Kiepert und R. Koldewey Fr. v. Hellwald.) S. 959.

Die geographische Verbreitung der Flussmuscheln.

Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul.

Vorbemerkung der Redaktion. Mit diesem Aufsatz, in dem Herr von Ihering zum erstenmal einen Einblick in die später ausführlich zu veröffentlichenden Ergebnisse seiner Lieblingsstudien gewährt, verbindet der in stiller Zurückgezogenheit auf einer Insel der Entenlagune eifrig thätige Verfasser die doppelte Hoffnung, unter den Lesern des »Auslands« den einen oder andern Mitarbeiter in dem behandelten Forschungsgebiet zu finden und besonders künftige Reisende auf die Wichtigkeit des Themas hinzuweisen. Ueber diese letztere kann allerdings niemand im Zweifel bleiben, der den hochinteressanten Ausführungen des Autors mit Verständnis folgt. Gern legen wir Lesern und Mitarbeitern der Zeitschrift die Bitte ans Herz, Herrn Dr. von Ihering durch Zusendung von Flussmuscheln zu unterstützen. Zur Weiterbeförderung sind bereit die Herren Deurer & Kaufmann, Hamburg, Alter Wall 20. Briefe an den Verfasser werden, da sein Wohnsitz nicht Poststation ist, an die Adresse von Snrs. Pietzker & Co., Rio Grande do Sul, Brasilien, erbeten.

Als vor einiger Zeit Herr Dr. von den Steinen das Programm für die künftige Arbeit des »Auslands« entwarf, liess er die Frage, wie weit dabei Tier- und Pflanzenwelt Berücksichtigung finden sollten, offen. Die Beschränkung des Arbeitsfeldes auf Erd- und Völkerkunde schliesst naturgemäss Aufsätze rein zoologischen oder botanischen Inhalts aus. Das Kleid der Erde aber, wie es in so charakteristischer Weise die klimatischen Unterschiede verschiedener Kontinente und ihrer einzelnen Länder zum Ausdrucke bringt, das Tier- und Pflanzenleben, welches den Menschen in verschiedenen geographischen Breiten umgibt, und die mannigfachen Beziehungen, in welchen derselbe zu fast allen Gebieten seines Kulturlebens steht, sind zu innig mit der rein geographischen Kenntnis des Erdballs verknüpft, als dass sie ausser Betracht gelassen werden könnten. Eine diesen Gesichtspunkten nicht gerecht werdende Behandlung der Erdkunde könnte in ihrer Einseitigkeit nie befriedigen, sie würde viele der Errungenschaften eines Humboldt, Ritter, Hehn und anderer preisgeben. Wenn man erwägt, welch ein grosser Unterschied in der Behandlung der Pflanzengeographie zwischen den Arbeiten eines Humboldt und Griesebach einerseits und eines Engler andererseits besteht, wie sehr auf diesem wie auf geographischem Gebiete noch alles im Werden ist, so würde es jedenfalls eher der Begründung bedürfen, wenn man alle diese wichtigen Gebiete des Wissens und Forschens von einer geographischen Zeitschrift fernhalten wollte, als es im Gegenteile für deren Einschluss in das Arbeitsprogramm erforderlich erscheint.

Es sind aber nicht nur die eben geltend gemachten Gründe, welche den Geographen zwingen, die organische Welt, in deren Mitte und als deren Teilglied der Mensch auf der Erde sich präsentiert, zu berücksichtigen, es kommt noch ein anderer wesentlicher Umstand hinzu, auf welchen hier besonders hingewiesen werden soll. Einen Einblick in die natürliche Gliederung der Erdteile kann nur die Kenntnis ihrer Entwickelungsgeschichte geben. Grossenteils sind wir hierfür auf die geologischen Aufschlüsse angewiesen. Allein abgesehen von der lückenhaften Entwickelung der einzelnen Schichten, die immer nur ein mässig sicheres und unvollkommenes Bild gewährt, fällt jede Möglichkeit geologischer Erforschung für die unter den Meeresspiegel versenkten Gebiete weg. Hier tritt nun die Tier-

Digitized by Google

und Pflanzengeographie ergänzend ein. Es hätte des geologischen Nachweises des tertiären Zusammenhanges zwischen Europa und Nordafrika nicht bedurft, um diese Thatsache zu erkennen, zu welcher auch die Tiergeographie gekommen ist. Und in vielen anderen Fällen sind wir lediglich auf letztere angewiesen. Ein Beispiel möge dies erläutern!

In einer zur Veröffentlichung vorbereiteten Abhandlung über die Herkunft der Säugetiere Brasiliens glaube ich den Nachweis führen zu können, dass ein Austausch von Säugetieren zwischen Nord- und Südamerika erst ganz am Ende der Tertiärzeit stattfand. Da nun die Alte Welt mit Nordamerika zusammen immer sicherer sich als das Ursprungsgebiet der placentalen Säugetiere erweist, und diejenigen Familien, welche, zumal an Nagetieren, für Südamerika besonders charakteristisch sind, frühtertiär nur in Europa, nicht aber in Nordamerika vertreten sind, so ist es klar, dass Südamerika seinen ursprünglichen Stock von Säugetieren aus der Alten Welt erhalten hat. Der Untergang der alten Verbindungsbrücke, der Fortbestand des centralamerikanischen, beide Ozeane verbindenden Meeres bis gegen Ende der Tertiärzeit haben Südamerikas Tierwelt infolge eben der lange währenden Isolierung sein so wunderbar eigenartiges Gepräge aufgedrückt. Ueber die Lage dieser alten Brücke, der fabelhaften Atlantis, ist zur Zeit keine Mutmaassung mit einiger Wahrscheinlichkeit begründbar. Gelingen aber wird auch die Lösung dieses Problems; das Mittel dazu liefern vor allem die Küsten-Mollusken, welche weder durch die Meerestiefen wandern, noch durch Strömungen als Larven auf so grosse Entfernungen übertragbar sind. Und die Zahl der Konchylienarten, welche man in Südamerika und den Antillen einerseits, im Mittelmeer und an den Küsten Westafrikas andererseits findet, ist schon recht erheblich. Neuerdings sind auch einige Nudibranchien, die man bisher nur vom Mittelmeer und vom ostatlantischen Ozean kannte, von mir (Doris verrucosa, Brasilien) und Bergh (Tethys leporina, Golf von Mexiko) nachgewiesen worden. Es gibt zwar viele Naturforscher, denen die Möglichkeit eines solchen Zusammenhangs wegen der grossen Tiefe des Atlantischen Ozeans ausgeschlossen erscheint, allein ein verständiger Grund, warum Hebungen um 8000 m, wie sie in den Anden nachgewiesen sind, leichter begreiflich sein sollen als gleich bedeutende Senkungen, ist nirgends vorgeführt. Die Wissenschaft wird über solche Bedenken zur Tagesordnung übergehen, sofern sich die oben geltend gemachten Gründe, denen zahlreiche andere ergänzend sich anschliessen, als zwingend erweisen.

Die geographische Verbreitung der Säugetiere in Verbindung mit ihrem geologischen Auftreten und ihrer Verbreitung während der Tertiärzeit liefert somit ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Erkennung der Verteilung und Verbindung von Land und Wasser während der Tertiärzeit. Für die Sekundärperiode, wo placentale Säugetiere noch nicht oder kaum vorhanden waren, lässt dieses Hilfsmittel aber gänzlich im Stich. Gleichwohl werden wir auch dahin kommen, selbst für diese entlegenen Perioden aus der geographischen Verbreitung der Tiere Rückschlüsse auf die Wege der Verbreitung ziehen zu können. Es sind aber nicht die Säugetiere, welche hierfür in Betracht kommen, sondern die Süsswasserfaunen. Wenn man die Verbreitung der Süsswasserfische studiert, so wird man durch die Thatsache überrascht, dass dieselbe ganz andere tiergeographische Regionen aufzuweisen hat, als die Landfauna. Eine Karte der verschiedenen Reiche der Süsswasserfische sieht ganz anders aus als jene, in welche die Wallaceschen Regionen der Landfaunen eingetragen sind. Weder die Thatsache ist bisher genügend gewürdigt, noch eine befriedigende Erklärung dafür gegeben worden. Ist es nicht im höchsten Grade überraschend, in einer solchen Karte Chile und Patagonien vom übrigen Reste Südamerikas getrennt und mit Neuseeland vereinigt zu sehen? Wir werden finden, dass hinsichtlich der Süsswasser-Mollusken ein ganz entsprechendes Verhältnis besteht. Und doch ist die Erklärung unschwer zu geben. Es zeigt sich nämlich beim Studium der Süsswasser-Mollusken, dass die paläontologisch am frühesten erscheinenden Gattungen zugleich auch die kosmopolitischen oder weitest verbreiteten sind. In allen Erdteilen und auf zahlreichen grösseren Inseln findet man in den Bächen und sonstigen Gewässern vertreten die Gattungen Planorbis, Physa, Limnaea und Amylus.

Sie alle sind schon im Jura, ja zum Teil schon in der Karbonformation nachgewiesen und repräsentieren die älteste, also schon paläozoische Süsswasserfauna. Ihre weltweite Verbreitung würde bei der heutigen Verbreitung von Wasser und Land ein Rätsel bleiben müssen. Wollte man annehmen, dass überall mehr oder minder gleichartige Bedingungen und passive Wanderungen aller Art eine so gleichmässige Verteilung dieser Gattungen erklären könnten, so würde man es nicht verstehen können, wie neben diesen weit verbreiteten Gattungen auch solche mit engumgrenztem Wohnbezirke vorkommen. Es setzt daher diese weite Verbreitung notwendig eine von der gegenwärtigen sehr abweichende Gestaltung und Verbindung der einzelnen Erdteile voraus. Auch für die bereits im Jura sicher vertretene Gattung Unio gilt noch das Gleiche, während alle übrigen erst später erscheinenden Gattungen der Najaden oder Flussmuscheln eine vollkommen andere geographische Verbreitung aufweisen. Namentlich die erst am Beginn der Tertiärzeit oder kurz zuvor auftretende Gattung Anodonta und ebenso die Süsswasserschnecken der Gattung Ampullaria und ihre nächsten Verwandten haben eine weit engere Verbreitung, sie fehlen auch beide in Chile und Westperu wie in Neuseeland und Australien. Es hat mithin zur Zeit

Digitized by Google

der Entstehung und Verbreitung dieser grossen, d. h. sehr artenreichen Gattungen an einer Verbindung Australiens mit dem asiatischen Festland und seinen Inseln gefehlt, so dass dieselben in Ermangelung der Verbindungsbrücke Australien und Neuseeland nicht erreichen konnten. Ein ganz entsprechender Fall liegt vor in der Süsswasserfauna von Chile und Peru, welche zwar die alten Süsswassergattungen aufweist, nicht aber die erst später hinzugekommenen Gattungen Ampullaria und Anodonta. Es sind die zu Beginn der Tertiärzeit emporgestiegenen Anden gewesen, welche diesen und anderen im übrigen Südamerika so reich vertretenen Süsswassergattungen neuerer Zeit den Zugang verlegten. Die tiergeographischen Ergebnisse stehen hier mit den paläontologischen in einer so wunderbaren Uebereinstimmung, dass es schwer zu verstehen ist, wie man nicht längst darauf aufmerksam geworden ist. Es ergibt sich also, dass, wie die Verbreitung der Säugetiere für die Tertiärzeit, so jene der Süsswassertiere für die Sekundärperiode das Mittel abgibt zur Erkennung der ehemaligen Landverbindungen oder der Gestaltung und des Zusammenhangs der Erdteile. Es wird daher die Süsswasserfauna in bisher ungeahnter Weise bedeutungsvoll für zoogeographische Zwecke; ihre Erforschung wird sehr viel mehr in den Vordergrund treten.

Um diese Ergebnisse im einzelnen besser zu begründen und zu erläutern, soll im folgenden die Verbreitung der Süsswassermuscheln der Familie der Najaden geschildert werden. Diese Muscheln bilden nicht nur die artenreichste, sondern auch die in Erscheinung und anatomischem Baue am meisten variierende Familie der Muscheln. Schon in der Schale bieten sie eine Mannigfaltigkeit, wie wir sie in keiner anderen Familie der Muscheln wieder antreffen. Neben Formen mit papierdünner Schale trifft man andere mit überaus dicker schwerer Schale, neben solchen mit glatter andere mit rauher, mit Furchen, Leisten oder selbst Stacheln versehener Aussenfläche. Das Schloss der Schale ist bald einfach kreneliert (Pliodon), bald mit mehreren starken, ineinander greifenden Zähnen ausgerüstet, oder es sind die Zähne teilweise oder ganz verschwunden. Die Mantellinie der Schale ist in der Regel einfach, bei anderen aber ist sie am Hinterende eingebuchtet, ein Zeichen, dass der Mantel an dieser Stelle mit Siphonen versehen ist. Bei Unio sowohl wie bei Anodonta sind die Ränder des die Schale erzeugenden Mantels frei, d. h. untereinander nicht verwachsen, mit Ausnahme nur des Hinterteiles, wo sie in der Gegend des Afters eine kurze Strecke verwachsen sind. Es wird dadurch eine Analöffnung des Mantels gebildet, durch welche die Kotmassen und das bei der Atmung verbrauchte Wasser entleert wird. Unter dieser Oeffnung bilden die Mantelränder, ohne dabei zu verwachsen, eine andere Oeffnung, welche zur Einziehung des Wassers dient. Bei manchen Gattungen findet nun hinter dieser Oeffnung eine abermalige Verwachsung der Mantelränder statt, wodurch eine hinter und unter der analen liegende Kiemen- oder Branchialöffnung gebildet wird. Man hat versucht, die Gattungen, welche mit zwei solchen Siphonalöffnungen versehen sind, als eine besondere Familie der Muteliden den übrigen Unioniden entgegenzustellen. Es entspricht das aber keineswegs den wirklich zwischen den verschiedenen Gattungen obwaltenden Unterschieden, welche vielmehr gegeben sind durch den Gegensatz der zahnlosen, d. h. mit glattem Scharnier versehenen Anodonten und der mit ineinander greifenden Zähnen des Schlossrandes ausgestatteten Arten der Gattung Unio. Um jede dieser beiden Hauptgattungen gruppieren sich einige andere Gattungen, von jeder der beiden genannten Gattungen aus ist es durch Verwachsung der Mantelränder zur Bildung von Gattungen gekommen, welche mit zwei Siphonalöffnungen versehen sind.

Neben einigen weit verbreiteten Gattungen hat die Familie der Najaden eine Anzahl anderer kleinerer Gattungen aufzuweisen, von denen einige auf Afrika, die grössere Zahl ausschliesslich auf Südamerika beschränkt sind. Zu letzteren gehören aus der Anodontagruppe: die Genera Aplodon Spix (Monerondylaea), Mycetopus und Columba (Leila); aus der Uniogruppe: Hyria, Castalia und Castalina. Letztere von mir aufgestellte Gattung begreift einige zwischen Unio und Castalia stehende Arten, welche nicht die regelmässig gezähnelten Seitenzähne von Castalia besitzen, mit dieser aber in der Regel durch den Besitz von zwei Siphonalöffnungen übereinstimmen. Ausser dem Typus C. Martensii v. Ih. des Rio Camaquam ziehe ich dahin C. psammoicus Orb., Orbignyanus Hupiani sulcata Krauss. Unio nodulosus, den noch Neumayr kürzlich als Castalia in Anspruch nahm, ist offenbar ein nordamerikanischer Unio, und die ganze Hypothese Neumayrs, welcher die Unionen durch Vermittelung der Castalien von Trigonien ableiten wollte, stellt die Thatsachen auf den Kopf. In Wahrheit ist Unio die älteste und über die ganze Erde verbreitete Gattung der Familie, wogegen Castalia auf Südamerika beschränkt und ohne besondere paläontologische Bedeutung ist. Die Castalien sind in der That nichts anderes als durch Vermittelung von Castalina aus südamerikanischen Unionen hervorgegangene modificierte Formen.

Die erwähnten, für Südamerika charakteristischen Gattungen stehen alle untereinander oder mit den übrigen ebenda vorkommenden Najaden in näherer Beziehung. Von Bedeutung erwies sich hierfür die Untersuchung der Entwickelungsvorgänge. Alle Najaden haben Brutpflege. Die befruchteten Eier werden nicht aus der Schale ausgestossen, sondern gelangen in die jederseits als zwei häutige Lappen zwischen dem Körper und dem die Schale erzeugenden Mantel gelegenen Kiemen. Hier verbleiben

Digitized by Google

sie bis zur beendeten Entwickelung der Larve. Man hat sich daran gewöhnt, die in Europa beobachteten bezüglichen Verhältnisse zu generalisieren, sie als für alle Najaden gültig anzusehen, was ein grosser Irrtum ist. Die Larven der europäischen Anodonten und Unionen durchlaufen ihre Entwickelung in der äusseren Kieme. Wenn sie schliesslich ausgestossen werden, so gelangen sie mittels eines langen Kleb- oder Byssusfadens an die Haut von Fischen, wo sie sich mit einem beweglichen dornigen Schalenaufsatze ihrer kleinen Schale anheften, von der Epidermis umwachsen werden, um erst nach nahezu beendeter Metamorphose wieder frei zu werden. Schon in Nordamerika gibt es viele Arten, deren Embryonen den Schalenaufsatz nicht besitzen, und bei allen untersuchten südamerikanischen Najaden vermisste ich ihn, wie ich auch nie encystierte Larven auf Fischen antraf. Die Entwickelung verläuft also hier wesentlich anders und vollzieht sich bei allen bisher darauf untersuchten Najaden Südamerikas in der inneren Kieme, was vermutlich das ursprüngliche Verhalten darstellt. Auch sonst schliessen sich in Anatomie und Entwickelung die Anodonten von Südamerika an die Unionen ihrer Umgebung, die europäischen Anodonten aber an die Unionen Europas an. Es scheint daher, dass die Gattung Anodonta sich nicht einheitlich entwickelt hat, sondern in den verschiedenen Erdteilen ihre besondere Geschichte hatte. Jedenfalls können die südamerikanischen Anodonta-Arten nicht bei diesem Genus bleiben, wofür sich auch aus der Schale Anhaltspunkte ableiten lassen. Ich habe eine sehr überraschende Beobachtung gemacht bezüglich der Entwickelung der einzigen darauf untersuchten hiesigen Anodonta, der A. Hertwigii v. Ih., die nebenbei bemerkt Zwitter ist. Die Larve wird nicht von der kleinen Schale umschlossen, aus welcher nach hinten ein schwanzartiger Körperteil hervorhängt, der hinten gespalten ist und in zwei mit dicken Borsten besetzte Greiflappen endet. Eine solche Larve ist noch von keiner anderen Najade bekannt, vermutlich repräsentiert sie die Larvenform der ältesten Najaden, und es wird zu erforschen sein, wie weit solche archaische Larven noch bei anderen Gattungen der Najaden, etwa den afrikanischen Spatha, vorkommen. Ueber Entwickelung afrikanischer Najaden wissen wir noch gar nichts. Es wäre sehr zu wünschen, dass das lebhafte, heute der Erschliessung Afrikas gewidmete Interesse auch nach dieser Richtung hin Wandlung schaffe!

(Schluss folgt.)

Die preussische Wallonie.

Von Adolf Dronke.

Im Südwesten des Regierungsbezirks Aachen, zwischen dem Hohen Venn[1]) und dem Rücken, der die Ardennen mit der eigentlichen Eifel verbindet, liegt ein Bezirk, dessen Bewohner schon nach dem äusseren Typus offenbar nicht germanischer Abstammung sind; es ist dies die sog. preussische Wallonie. Das Land besteht meist aus Hochfläche mit sumpfigen, vielfach moorartigen Wiesen oder Oeden und senkt sich anfänglich schwach, später in stärkerem Abfall gegen Westen, durchströmt von der Amel und deren zahlreichen Nebenbächen, namentlich Warche (mit Warchenne), welche alle während des ganzen Jahres verhältnismässig sehr wasserreich und sehr reich an vorzüglichen Forellen sind. Diese Mulde öffnet sich gegen die Ourthe und gegen die Maas, gegen das übrige Deutschland ist sie nach allen Richtungen durch die meist unwirtlichen Rücken der Hochflächen getrennt. Im Nordwesten steigt das Hohe Venn in seiner höchsten Erhebung, Botranche, zu 713 m an, während die ausgedehnte Sumpffläche 650—700 m Meereshöhe hat. Gegen Osten, zwischen Warche und Roer, senkt sich der Rücken unter 600 m (tiefste Stelle 561 m), macht dann eine grosse Krümmung nach Süden und steigt allmählich wieder über 600 m im Losheimer Wald an.

Im Losheimer Wald — dessen höchster Punkt der Weissenstein mit 710 m — steht das Venn mit der eigentlichen Hohen Eifel in Verbindung. Von hier erstreckt sich dann der Rücken, nach Südwesten der Our, einem starken Zuflusse der Sauer, folgend zu den Ardennen; bei St. Vith bildet er einen flachen Sattel von 450—470 m. Das so umschlossene Gebiet, etwa $^1/_3$ des preussischen Kreises Malmédy umfassend, ist jetzt noch hauptsächlich von Wallonen bewohnt. Ihr Gebiet erstreckte sich früher über das Hohe Venn hinaus, weit in das Thal der Roer (Montjoie), das der Inde und Vesdre (Weser) hinein und nach Süden bis zur Our. Von allen Seiten aber hat das germanische Element allmählich das keltisch-romanische zurückgedrängt, und heute ist nur noch die Gemeinde Sourbrodt über den Kamm des Venns hinüber wallonisch, alle übrigen Orte, deren Bewohner sich ihre Stammesart bewahrt haben, liegen in dem Thale der unteren Warche und Amel.

Es sind dies:

1. Stadt Malmédy	4428	Einw.
2. Bürgermeisterei Bevercé:		
Gemeinde Xhoffraix . . .	708	»
» Géromont . . .	492	»
» Burneuville . . .	450	»
3. Bürgermeisterei und Gemeinde Bellevaux	546	»
4. Bürgermeisterei Weismes:		
Gemeinde Ovifat	245	»
» Robertville . . .	346	»
» Weismes	1883	»
5. Gemeinde Sourbrodt	490	»
6. Gemeinde Faymonville . . .	456	»
7. Ort Ligneuville	207	»
8. Ort Pont	166	»
im ganzen	10517	Einw.

[1]) Venn = holl. Veen = wallon. Fagnes = engl. fen stammt von fani (got.) = Kot, Sumpf.

Digitized by Google

Unter diesen sind freilich — namentlich in der Stadt Malmédy selbst — einzelne Deutsche, dagegen wohnen umgekehrt mehr Wallonen zwischen den Deutschen in den benachbarten Bezirken, so dass wir die Zahl der in Preussen wohnenden Wallonen auf rund 11500—12000 schätzen müssen.

Nähert man sich dem oben beschriebenen Gebiete, so bemerkt man nicht bloss an den Namen (auf den Schildern der Orte u. s. f.), sondern auch an dem Aussehen der Bewohner zunächst, dass man eine Mischung von Germanen und Kelten oder Romanen vor sich hat. Die hellen Augen und hellen Haare werden seltener, statt ihrer sieht man dunkle, glänzende, bewegliche Augen und tiefschwarzes, stärker gelocktes Haar; der Kopf ist hoch und, wie das Gesicht, breit, die ganze Gestalt klein und gedrungen. Kommt man in das Innere der Wallonie, wie Xhoffraix, Walk, Ovifat, wo bisher der deutsche Einfluss fast gleich Null war, so treten die beschriebenen körperlichen Eigenschaften noch schärfer hervor. Leider habe ich trotz mehrfacher Bemühungen nicht die Ergebnisse über die körperliche Prüfung der Militärpflichtigen aus den wallonischen Bürgermeistereien durch die Ersatzbehörden erlangen können, und kann daher über die durchschnittliche Grösse und militärische Brauchbarkeit keinen Aufschluss geben. Früher standen sie im Rufe besonderer Kriegstüchtigkeit, namentlich als schwere Reiter. Meine zahlreichen Schädelmessungen ergaben als mittlere Werte:

Breitenindex des Schädels: 0,82
(Maximum 0,86, Minimum 0,79);
Breitenindex des Gesichtes: 0,78
(Maximum 0,82, Minimum 0,69).

Die Höhe des Scheitels über dem unteren Rande des Gehörganges war in allen Fällen — zum Teil bis zu 16% — grösser als die Gesichtslänge, und der Abstand der Endpunkte des Längendurchmessers des Schädels, gemessen über den Schädel, durchschnittlich 2,08mal so gross als der Durchmesser selbst[1]).

Aus allen diesen Zahlen geht hervor, dass die Wallonen entschieden zu den Brachy- und Hypsokephalen gehören.

Hat sich die Tracht der Männer bei den Wallonen ausser dem Hute schon vielfach derjenigen der umgebenden Deutschen angeschmiegt, so hat dagegen die Kleidung der Frauen fast ganz ihre alten Eigentümlichkeiten bewahrt. Ein scharf konisch zugespitzter, ziemlich hoher Hut mit breitem Rand, verziert mit zahlreichen Bändern, ist ein Hauptkleidungsstück; kurze faltenreiche Röcke sind von dunkler Farbe, während das meist ausgeschnittene Mieder bunt und hell ist; unter dem Mieder wird wollenes, grell buntes Halstuch um den Hals getragen, die Arme sind — im Sommer — nur von weissen, weiten Hemdärmeln bedeckt.

[1]) Besonders bemerkenswerte Schädelbildung sollen die Bewohner des Dorfes Kalterherberg zeigen; leider bin ich noch nicht dazu gekommen, daselbst Messungen anzustellen.

Von besonderer Merkwürdigkeit sind die Gebäude auf dem Hohen Venn. Als erstes Gebirge, das im Nordwesten aus der niederrheinischen Ebene hervorragt — man übersieht von dem kleinen Beobachtungsturm an der Baraque Michel an der Landstrasse Malmédy-Eupen, schon auf belgischem Gebiete, den grössten Teil Belgiens; bei klarem Wetter, was freilich nur höchst selten der Fall ist, soll dann sogar Antwerpen mittels des Fernrohrs sichtbar sein — verdichtet es die Wasserdämpfe der feuchten Seeluft, und so herrscht an den meisten Tagen des Jahres Nebel oder Regen auf der Hochfläche. Der Nebel ist sehr gefürchtet, weil sich in ihm häufig schon einzelne Wanderer auf den Sumpfflächen verirrten und elend zu Grunde gingen. An dem oben genannten Punkte steigt die mittlere jährliche Regenhöhe auf 1318 mm, in feuchten Jahren ist sie noch viel grösser; so stieg sie in dem am Fusse nach Nordwesten gelegenen Francorchamps im Jahre 1882 auf 2133 mm. Namentlich sind die Winter ausserordentlich schneereich; dabei weht fast ständig ein starker Wind. So ist es begreiflich, dass sich die Bewohner in der Einrichtung ihrer Wohnungen gegen die Unbilden des Wetters zu schützen suchen. Die Dörfer bestehen aus einzelnen, mehr oder minder zerstreut liegenden Gehöften. Jedes der Gehöfte ist von einer dichten Hecke von Carpinus Betulus umgeben; die Stämme der Hecken sind nahe aneinander gesetzt, so dass die Aeste ineinander verwachsen und ein dichtes, selbst für Schneeflocken fast undurchdringliches Gewirr geben; gegen aussen und gegen den umschlossenen Hofraum werden die Aeste kurz gehalten, und in der Höhe von etwa 10 m sind die Spitzen ebenfalls abgeschnitten. Auf diese Weise wird eine lebende Mauer um das ganze Gehöft gebildet; nur an einer Stelle, aber nie gegen Westen, ist eine genügend breite und hohe Oeffnung als Thoreinfahrt gelassen. In dem so geschaffenen Hofraum steht — mit der Rückseite gegen Westen oder auch Nordwesten — meist ein einziges Gebäude, einstöckig mit einem scharf zugespitzten, strohgedeckten Dach. Es enthält nebeneinander die Wohnräume (vom Hofe tritt man sofort in die geglättete Küche, welch letztere gleichzeitig Wohnraum, in einzelnen Wirtschaften selbst Wirtszimmer ist), die Schlafräume, die Ställe für das Vieh und die Scheune. Das Dach reicht auf der Rückseite, der Regenseite herab bis zur Erde, so dass Regen und Schnee nur die Dachfläche, nicht die Wand des Hauses treffen können. Die dichte Hainbuchenhecke — nur an ganz vereinzelten Stellen durch Fichten ersetzt, in den schlimmsten Bezirken sogar als Doppelhecke gepflanzt — hindert die Aufhäufung von grösseren Schneemassen innerhalb des geschlossenen Raumes und sichert dadurch stets den freien Verkehr mit Stall und Scheune. Das herabgehende Dach hält den Wind ab und trägt dadurch zu der Erhaltung der Wärme in den Gebäuden bei.

Nur in den unteren Thälern der Warche und

Digitized by Google

Amel gedeihen Gemüse und treffliches Obst, der Ackerbau ist meist wenig ergiebig, namentlich auf den weiten Sumpfflächen des Hochlandes, dagegen ist die Viehzucht (Rinder) fast überall in gutem Zustand. Charakteristisch für das Land sind die Namen der aufeinander folgenden Eisenbahnstationen: Kalterherberg, Sourbrodt; die dritte sollte Jammerthal heissen, ist aber nach einem etwa 3 km entfernten Dorfe Büttgenbach genannt. Sehr ergiebig würde die Fischerei sein, wenn nicht die Raubfischerei so grosse Verwüstungen anrichtete; die klaren Quellwasser, die zahllosen Bäche sind sehr geeignet für die Forellenzucht, was der Reichtum an diesen Edelfischen beweist, sobald eine Strecke durch Aufsicht geschützt ist. Versuchsweise sind im letzten Jahre von dem Verfasser kalifornische Regenbogenforellen in die Amel ausgesetzt worden; nach den anderweitigen Erfahrungen in der Eifel werden sie sich dort leicht akklimatisieren. — Die Industrie blüht nur in Malmédy, sein Leder und Papier ist berühmt, und in Weismes (Strohflechterei). Die schwierigen Erwerbsverhältnisse zwingen jährlich zahlreiche Bewohner der Wallonie, auswärts Arbeit zu suchen, vorzüglich sind sie am Rhein als Ziegelbäcker bekannt. Im Frühjahr ziehen sie in Scharen namentlich nach dem Niederrhein, führen hier ein sehr arbeitsames Leben, huldigen aber auch, namentlich an Sonntagen, stark dem Schnaps, so dass sehr oft an Montagen nicht gearbeitet wird; an den übrigen Wochentagen dagegen leisten sie bei ihrem energischen, ausdauernden Fleisse mehr als andere — deutsche oder polnische — Arbeiter, und im Herbste kehren sie dann mit ihren Ersparnissen nach Hause zurück.

Besonders bemerkenswert ist ihre hohe musikalische Begabung; alle wallonischen Gesangvereine (aus der belgischen Wallonie) zeichnen sich durch ihre grosse Mitgliederzahl, durch das sehr treffliche Stimmmaterial und durch ihre vollendete Gesangsfertigkeit aus. Selbst in kleinen Orten bestehen musikalische Vereine, denen auch Handwerker und kleine Kaufleute beitreten, und welche bei besonderen Gelegenheiten, wie bei den Vorbereitungen zu grossen Gesangsfesten, den häufigen, sehr oft täglichen Proben pünktlich beiwohnen und sich dabei den strengen Anforderungen der Kunst — Enthaltung von Rauchen und Trinken während der Dauer der Proben -- gern fügen. Auf den internationalen Gesangfesten haben daher die wallonischen Vereine stets die grösste Bewunderung erregt. Nur zwei Beispiele über ihren Hang und ihre Begabung zur Musik möchte ich hier anführen. Als ich zum erstenmal auf einer Fusswanderung durch die deutsche Wallonie zog, war erst vor einigen Wochen einer der schwierigeren, aber so ansprechenden Männerchöre von Dregert erschienen; in einem deutschen Gesangvereine hatte ich die ersten Proben gehört. Auf einem Spaziergang auf den Kalvarienberg bei Malmédy, von dem man eine wunderbar schöne Aussicht auf die Stadt und das herrliche Warchethal geniesst, hörte ich das Lied in vollendeter Form, mit untergelegtem französischen Texte, singen; dabei waren einzelne Stimmen, namentlich ein erster Tenor, von einer Klangfarbe und einer Reinheit des Einsatzes, dass sie selbst für grosse Opern genügt hätten. Ich vermutete, es sei irgend eine besondere Feier, die in einem Garten von einem Vereine begangen würde. Zu meiner Ueberraschung aber hörte ich auf meine Erkundigung, dass es nur eine Anzahl von Freunden sei, die sich bei dem in der Wallonie allgemein gefeierten Feste der Kartoffelernte (sog. Kartoffelfeier in Thüringen, Hessen) zusammengefunden haben!

An einem Samstag Nachmittag kam ich nach dem idyllisch schön gelegenen Ligneuville, dem Paradiese für Angelfischer und für nervös abgespannte, volle Ruhe in der Natur suchende Menschen. Der Abend war wunderbar mild, kein Lüftchen regte sich, und wir sassen, eine kleine zusammengewürfelte Gesellschaft aus aller Herren Ländern, im Freien vor dem trefflichen Gasthofe von Dumoulin. Da zogen aus den zerstreut liegenden Bauernhäusern Landleute in ihren Arbeitskleidern an uns vorüber. Jeder derselben trug ein Blasinstrument, und Punkt ½9 Uhr begann ein Orchester von 20—24 Mann (bei 207 Bewohnern!) mit der Ouvertüre zu Lohengrin! Auf meine erstaunte Frage hörte ich, dass die Bauern jeden Samstag ihre Erholung in musikalischen Uebungen suchen!

Was nun die Muttersprache der Wallonen betrifft, so haben wir darüber fast völlig abschliessende Arbeiten. Ich verweise namentlich auf die Werke von Grandgagnage, Aug. Fuchs (»Die romanischen Sprachen«), Chavée, Sigart (Dictionnaire étymologique du Wallon de Mons) und ganz besonders auf die drei Abhandlungenvon Altenburg (»Versuch einer Darstellung der wallonischen Mundart nach ihren wichtigsten Lautverhältnissen«) in den Programmen der höheren Bürgerschule in Eupen 1880/82. Das Wallonische ist der nordöstlichste Dialekt der langue d'oil, und ist gleichberechtigt und gleichwertig den übrigen Mundarten dieser Sprache, der burgundisch-lothringischen, normannischen, picardischen. Es hat auch seine besondere Stellung bewahrt und nur einen geringeren Einfluss der Sprache von Isle de France erfahren, auch wenig auf diese, ausgeübt, weil die jetzige Wallonie nie auf länger mit Frankreich vereinigt war. Die Abtei Stavelot-Malmédy, deren östlicher Teil jetzt die preussische Wallonie bildet, gehörte zum Deutschen Reich. Da das Wallonische aber die Sprache eines politisch unselbständigen Volkes war, ist sie ein Patois geblieben und hat sich trotz ihrer namentlich auf dem Gebiete der Schauspiele nicht unbedeutenden Litteratur nie zu einer eigentlich selbständigen Sprache entwickeln können. Die Gebildeten bedienen sich im gegenseitigen Umgange des Französischen, während das Volk immer das Wallonische im gewöhnlichen Leben

Digitized by Google

spricht, wenn es auch französisch versteht und dies im Verkehr mit Fremden anwendet. Die deutsche Sprache war bis in die neueste Zeit von den Wallonen fast gänzlich unbeachtet, auch heute gibt es noch Orte, in denen man ohne Kenntnis des Französischen sich nicht verständlich machen kann. Nachdem früher kein genügendes Gewicht darauf gelegt wurde, die Deutsch-Wallonen die deutsche Sprache zu lehren, wird jetzt durch die Elementarschulen die deutsche Sprache überall nachdrücklich gelehrt, so dass wohl in nicht zu ferner Zeit jeder Wallone des Kreises Malmédy deutsch wird sprechen können. Es ist klar, dass ein Idiom, welches wesentlich nur von den Ungebildeten gesprochen wird, reich an derberen Ausdrücken ist, dagegen die durch die Verfeinerung der Kultur und ihrer Bedürfnisse neu gebildeten Begriffe nicht scharf bezeichnen kann. Sigart sagt, wenn auch etwas hart, doch nicht mit Unrecht, von dem Hennegauer Dialekt des Wallonischen: »Le Wallon, à l'usage de la populace, en exprime les idées habituellement peu élevées, peu nobles, peu polies. Il abonde en mots bas, en mots obscènes.« »Le patois de Mons est aussi éminemment propre à rendre toutes les idées qui se rapportent aux querelles, rixes, combats« u. s. f.

Es erübrigt nun, auch noch die Frage über die Abstammung der Wallonen in Betracht zu ziehen. Die bereits oben angeführten Daten über die körperlichen Eigenschaften, ebenso wie die Sprache, beweisen, dass die Wallonen die mit römischem Blute vermischten Nachkommen der alten Belgae sind; namentlich die Nervier, Seiduner, Pleumoxier, Paemanen, Aduatuker, Kondruser, Cäruser, Segner und Eburonen (teilweise) bewohnten zur Zeit Cäsars diejenigen Gebiete, welche heute die Wallonen innehaben. Nach Vernichtung des römischen Heeres [1]) unter Sabinus und Cotta durch die Eburonen sind zweifellos diese letzteren von Cäsar zum grössten Teil vernichtet worden, und es haben sich nur kleine Reste derselben in den waldreichen Schluchten des nördlichen Hohen Venn erhalten. In der preussischen Wallonie waren jedenfalls die Segni und Caeroesi die damaligen Bewohner; Cäsar nennt sie alle »Germani«, doch zeigen ihre jetzigen Nachkommen, dass nur sehr wenig, zum Teil auch gar kein deutsches Blut in ihnen gewesen sein kann. Wie kam es nun, dass gerade hier sich die Kelto-Romanen besser erhalten haben als in der Umgebung, dass sich das Wallonische so weit nach Nordosten mitten in das Deutsche hinein erstreckt? Wichtige Heeresstrassen haben offenbar nie durch das Amel- und das Warchethal geführt, die hohen, sumpfigen, waldreichen Züge des Venn, der hohen Eifel, der Schneifel, der Ardennen bildeten einen natürlichen Wall. In der Zeit der Völkerwanderung ging der allgemeine Strom am Nordfusse des rheinischen Gebirges entlang und die Mosel hinauf. Von diesen Wegen breiteten sich die Deutschen auch in die Seitenthäler der Roer, Sauer, Our u. s. w. aus und gelangten bis zur Wasserscheide gegen die Maas, im Roerthal offenbar zunächst nur bis zu dem oberen Lauf der Roer, der fast klammartig das Schiefergebirge durchbricht. So bildete sich eine nach Nordosten weit in das völlig germanisierte Land ragende Zunge fast rein keltischen Gebietes, das auch unter der Herrschaft der reichsfreien Fürstäbte von Stavelot seinen Charakter völlig bewahrte. Allmählich nur und auf friedlichem Wege — im Roerthal, das mit der Grafschaft Montjoie an Jülich kam, ist es wohl schon früher geschehen — drang das deutsche Element überall über die Wasserscheide vor, namentlich von Osten und Süden her, wo oberdeutsche Sitten und Gebräuche mitgebracht wurden (Art des Brotbackens, der Käse- und Wurstbereitung u. s. w.). St. Vith bildete stets einen festen deutschen Warteposten gegen das Wallonische, und heute noch dringt von diesen Seiten das deutsche Element langsam, aber sicher vor, während von Norden her ein Fortschreiten der Niederdeutschen jetzt weniger zu bemerken ist.

[1]) Napoleon verlegt die Schlacht der Eburonen in die Nähe von Haute-Tongres, in ein Thal des Geer, links der Maas. Dies ist unwahrscheinlich, weil einesteils Cäsar (V, 14) ausdrücklich, als er Sabinus zu den Eburonen sendet, bemerkt, dass diese hauptsächlich zwischen Maas und Rhein wohnten, andernteils aber der Führer der Eburonen, Ambiorix, vom Schlachtfelde zu den Aduatukern mit der Reiterei eilte, »neque noctem neque diem intermittit«, diese zum Krieg aufreizte und hierauf am folgenden Tage zu den Nerviern (zum selben Zwecke) gelangte; daher war sein Weg zu den Aduatukern weiter, als von letzteren zu den Nerviern, der Kampfplatz lag also jedenfalls nicht, wie Napoleon annimmt, westlich der Aduatuker, sondern wahrscheinlich südlich, näher der Our.

Der Mount Hood.

Von C. A. Purpus in Illinois.

Am Mittag des 16. Juli schieden wir von Portland, um den Columbia hinaufzufahren. Ich hatte die kleine Station Hood River nahe der Station The Dalles als Ort ausersehen, von dem aus eine Tour ins Hochgebirge unternommen werden sollte. Hood River ist zugleich Station für die Besucher des Mount Hood. Die Fahrt den Columbia aufwärts ist eine an prächtigen Naturscenerien äusserst reiche. Das Land, welches anfangs hügelig ist, hat weiter östlich Hochgebirgscharakter. Hohe Felsenmauern, in Etagen übereinander aufgebaut, bilden die Ufer des sanft dahingleitenden Stromes. Ab und zu erheben sich groteske Felsen aus dem Flusse, welche entweder ganz kahl oder mit verkrüppelten Eichen und Tannen bedeckt sind. Die dunkeln Basaltfelsen sind an verschiedenen Stellen durch tiefe Einschnitte durchbrochen, aus welchen kleine Gebirgsflüsse hervorbrechen, die öfters in Kaskaden von Fels zu Fels stürzen. Diese Thaleinschnitte erweitern sich gegen den Fluss und lassen Raum für hübsche Wiesenpartien oder kleine Ansiedelungen. Manchmal sind sie auch von Waldbeständen eingenommen, welche sich hoch an den Felsen hinaufziehen. Die Ufer

Digitized by Google

des Flusses werden von hochstämmigen Pappeln, verschiedenen Weiden und Tannen (Pseudotsuga Douglasii) begrenzt. Da wo die Ufer mit Rasen bedeckte Bänke bilden, hat sich die schöne Quercus Garryana angesiedelt. Unterhalb der kleinen Station Hood River, welche an der Mündung des kleinen Gebirgsflusses gleichen Namens liegt, stürzt ein prächtiger kleiner Wasserfall von einer senkrechten Felswand herab. Der Ort selbst liegt an einem sich sanft nach dem Columbia hinabsenkenden Abhang, welcher von prächtigen Eichen parkartig bewaldet ist. Quercus Garryana erreicht hier eine Höhe von etwa 50 Fuss bei 3 Fuss Durchmesser. Wandert man eine kleine Strecke den Abhang hinauf, so erblickt man im Schatten einer prächtigen Gruppe von Eichen stehend den Mount Adams, dessen weisse Schneepyramide über dem mächtigen Columbiastrom gen Himmel strebt. Dieser breite, oben sich allmählich rundende Gebirgsstock ist 9570 Fuss hoch und der letzte von den erloschenen Vulkanen Washingtons. Der erstere, von dem schon früher die Rede war, ist der sich gegenüber von Vancouver Island erhebende Mount Baker. Der Mount Adams ähnelt am meisten dem Mount Tacoma, jedoch ist seine Gestalt weniger massig; ausserdem erhebt er sich in weit geringerer Höhe über die ihn umgebenden Vorberge. Auf einem Plateau, zu welchem ein hübscher Fahrweg hinauf führt, eröffnet sich ein prachtvoller Blick auf den Mount Hood. Die scharf geschnittene Spitze des Berges ist nach rechts gebogen und fällt nach links senkrecht gegen das sie umgebende Firnfeld ab. Es sieht aus, als wenn dieselbe nach dieser Richtung etwas überhinge. Der Mount Hood hat von den sämtlichen Vulkanen, welche in einer Reihe das Kaskadengebirg von Washington und Oregon überragen, die zierlichste Gestalt, namentlich von Portland aus gesehen. Der Mount Hood ist ferner der einzige Schneeberg der Küste, welcher am leichtesten zu erreichen ist, da ein fahrbarer Weg bis in die Nähe der Baumgrenze führt. — Es war ein herrlicher Sommermorgen, als wir am 18. Juli 1888 nach dem Mount Hood aufbrachen. Der Weg führte uns längs des schon erwähnten, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen begrenzten Plateaus dahin. Dasselbe ist zum grössten Teil von Farmen bedeckt. Da wo noch etwas Raum geblieben ist, wird dasselbe von Weiden und kleinen Waldbeständen eingenommen, welche parkartig über die ganze wellige Fläche verteilt sind. Dieselben werden aus der Yellow pine (Pinus ponderosa) und der Eiche des Nordwestens (Quercus Garryana) gebildet. Spärliches Buschwerk bedeckt die im Sommer ziemlich dürren Triften, aus dem ich einen hübschen kleinen Ceanothus mit bläulichweissen Blüten besonders hervorheben will. Die Flora war infolge von Trockenheit dürr und abgewelkt, und ich sah nur noch wenige Kompositen und einen schönen Calochortus mit hellvioletter Blüte. Da Regen im Sommer in diesen Gegenden selten ist, so ist die Vegetation nur im Frühjahr, welches ziemlich zeitig einsetzt, grün, während sie im Sommer ein gelbes trostloses Aussehen hat. Die hier angelegten Farmen müssen künstlich bewässert werden, da andernfalls kein Getreidebau möglich ist. Näher dem Gebirge, wo die Niederschläge reichlicher sind, ist auch die Vegetation im Sommer in lachendes Grün gekleidet. Bei jedem Tritt wirbelten dicke Staubwolken vom Wege auf. Manchmal huschten kleine Eidechsen mit dickem Leib und langem dünnen Schwanz über den Weg und verschwanden pfeilschnell im Gebüsch. Es waren die ersten Eidechsen, die ich an der Nordwestküste von Amerika beobachtet habe. Die trockene Gegend soll auch ein beliebter Aufenthaltsort der Klapperschlange sein. Glücklicherweise kam uns keine dieser Schädlinge in den Weg. Obschon die Schlange nicht so gefährlich ist, wie man gewöhnlich annimmt, da sie öfters den Nahenden durch Rasseln mit dem Schwanze warnt, so ist es doch schon häufig vorgekommen, dass Leute unvermutet und ungewarnt auf ein solches Scheusal traten und gebissen wurden. Mir selbst ist es in der Dryregion von Britisch-Columbia vorgekommen, dass ich Klapperschlangen begegnet bin, welche beim Näherkommen nicht gerasselt haben, so dass ich beinahe auf dieselben getreten wäre. Die Schlange ist durch ihre braune Farbe dermaassen ihrer Umgebung angepasst, dass manchmal ein geübtes Auge dazu gehört, sie von dem braunen Boden, auf dem sie ausgestreckt liegt, zu unterscheiden. — Nach etwa zweistündiger Wanderung erreichten wir den kleinen Hood River, dessen reissendes Wasser durch Schnee und Gletscherwasser vom Mount Hood, woselbst er entspringt, weissgrau gefärbt war. Man überschreitet den kleinen Gebirgsfluss auf einer Holzbrücke und gelangt am jenseitigen Ufer steil bergaufsteigend in ziemlich hügeliges Terrain, wo die Farmen vereinzelter werden und die Waldbestände dichter und zahlreicher sind. Die Eiche tritt mehr zurück, und an ihre Stelle rückt die Douglasfichte, die nun zusammen mit der Pinus ponderosa grössere oder kleinere Bestände bildet, welche, je näher man dem Mount Hood kommt, an Dichtigkeit zunehmen. Bei einem deutschen Farmer liessen wir uns ein Glas Milch geben und marschierten nach kurzer Rast weiter. Je näher der Mittag herankam, desto heisser brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab. Dabei war der Weg fast vollständig schattenlos. Etwas nach Mittag kamen wir zur Ansiedelung eines Engländers Namens Booth. Da wir halb verdurstet waren, so liessen wir uns Wasser geben, welchem der freundliche Mann noch ein Diner, aus Eiern, Kartoffeln und Kuchen bestehend, hinzufügte. Mr. Booth war ein eifriger Naturfreund, und die Rückwand seines freundlichen Zimmers war mit einheimischen ausgestopften Tieren bedeckt. Wir hielten etwa eine Stunde Rast, und dann ging's weiter an einem steilen waldbedeckten Hügel hin-

Digitized by Google

unter und auf der anderen Seite in ein dünn bewaldetes Thal. Auf einer Waldwiese waren mehrere Indianerfrauen mit Wurzelgraben beschäftigt. Das Wurzelsuchen ist im Sommer eine Hauptbeschäftigung der Indianerinnen. Dieselben graben die Wurzeln entweder zum Verspeisen oder um verschiedene Tränke daraus zu bereiten, welche zu medizinischen Zwecken dienen. Bei der Durchquerung eines ziemlich dichten Koniferenwaldes traf ich Castanopsis chrysophylla. Dieser die Mitte zwischen Eiche und Kastanie haltende Baum oder Strauch ist eines der schönsten Gehölze der Westküste. Er reicht von Kalifornien bis ins südliche Washington. Sein Holz ist sehr zähe und in Kalifornien, wo er einen ansehnlichen Baum bildet, als Wagenholz sehr geschätzt. Nach einer weiteren Wanderung, welche abermals zwei Stunden in Anspruch nahm, kamen wir in ein schönes breites Thal, fernhin bedeckt mit ansehnlichen, von grünen Tannenwaldungen umgebenen Farmen. Gegen Süden schaute der blinkende Schneegipfel des Mount Hood ins Thal herein. Die Sonne war schon stark zur Neige gegangen, als wir bei dem sogen. Halfwayhouse anlangten. Das Halfwayhouse bestand aus zwei Zelten, welche von einer Familie aus Hood River errichtet waren, die den Wegzoll von den Besuchern des Mount Hood erhob, jedoch nur von Reisenden, die zu Pferd oder zu Wagen passieren. Ausserdem erhält man hier einen Imbiss mit auf den Weg. Das Lager befand sich unter einer schönen Gruppe von Eichen (Quercus Garryana) und Kiefern (Pinus ponderosa). Rechts rauschte der wildschäumende Hood River, über welchen eine Naturbrücke in Gestalt eines dicken Baumstammes führte. Als wir ankamen, war die Frau des Hauses oder vielmehr des Zeltes bei der Bereitung des Nachtessens. Den Hauptbestandteil desselben bildete Hirschbraten, welcher vortrefflich schmeckte. Der Abend war wunderschön, ein herrlicher Duft erfüllte die Atmosphäre und wirkte stärkend auf Körper und Geist. Es fing schon an zu dunkeln, als die männlichen Glieder der Familie von der Hirschjagd nach Hause kamen und uns willkommen hiessen. Wir suchten zeitig unser Lager auf, da wir am nächsten Morgen ziemlich früh aufzubrechen gedachten. Die Sonne war kaum hinter den Bergen hervorgekommen, als wir nach dem Mount Hood aufbrachen. Der Weg führte über den Hood River, dann eine kleine Strecke durch Erlengebüsch und kleine Koniferenbestände; alsdann kamen wir, an einem Abhang hinaufsteigend, zu einem Plateau, welches teils mit Gras, teils mit Gebüsch bedeckt war. Quercus Garryana schien hier nicht mehr fortzukommen, denn ich sah auf der ganzen Fläche, die etwa 2000 Fuss hoch war, keine Spur dieses prächtigen Baumes. Dagegen bedeckten Massen von Ceanothus die ganze Fläche, und zwar Ceanothus sanguineus, und C. velutinus, verschiedene Weiden, Spiraeen (Spiraea ariaefolia, Sp. betulaefolia), Rhamnus alnifolia, Prunus emarginata, Amelanchier alnifolia, Corylus rostrata, Lonicera Utahensis, Sambucus glauca und Symphoricarpus mollis. Dazwischen waren einzelne Gruppen von Pseudotsuga Douglasii und Abies amabilis zerstreut, welche die Reste eines durch Feuer zerstörten Waldes bildeten. Die halb verbrannten Bäume lagen auf dem Boden umher oder starrten melancholisch gen Himmel, als ein trauriges Bild der Verwüstung. Nahe am Rande des Abhanges standen ein paar vereinzelte Exemplare von Castanopsis chrysophylla als 15—20 Fuss hoher Baum. Auf kleinen Rasenpartien, welche zwischen dem Gebüsch eingesprengt waren, bemerkte ich Hypericum Scouleri, Lilium Columbianum, Spiranthes Romanzoffiana, verschiedene Cyperaceae, Pentstemon und Trifolium. An einem trockenen Hügel, welcher mit zerstreuten Koniferen, Rubusarten und Symphoricarpus mollis bewachsen war, fand ich die schöne Washington-Lilie (Lilium Washingtonianum). Rechts führte ein Pfad ins Thal hinab zu einer Quelle, wie an einem Baum zu lesen war. Leider war dieselbe zu entfernt; wir mussten deshalb davon abstehen, die Quelle zu besuchen, trotzdem wir halb verdurstet waren.

Wir waren etwa 1000 Fuss gestiegen. Die Sonne brannte heiss vom Himmel herab, und nirgends war Schatten. Die Wälder, welche früher die Abhänge bedeckt hatten, waren durch Feuer zerstört, und nur noch spärliche Reste standen zerstreut umher. Sie wurden aus Abies Douglasii, Ab. amabilis und Tsuga Mertensiana gebildet, denen sich Weiden, Ceanothus velutinus, Rubus nutkanus und Castanopsis zugesellt hatten. Die letztgenannte bildete immer noch einen stattlichen kleinen Baum von 20 Fuss Höhe, welcher namentlich in Lichtungen in grösserer Menge auftrat. Er begleitete uns als 8—10 Fuss hoher Strauch bis zur subalpinen Region (bis 4—5000 Fuss) und bildete dort neben Vaccinium ovalifolium, Sorbus sambucifolia und Ceanothus velutinus das Unterholz. Nahe der Grenze dieser Region wird er immer vereinzelter und bildet einen kleinen Busch von kaum 5 Fuss Höhe, bis er schliesslich ganz verschwindet. Die Douglasfichte verschwindet nahe der subalpinen Region zwischen 4—5000 Fuss Höhe, und an ihre Stelle treten Pinus Murrayana, Larix occidentalis und Pinus monticola, denen sich allmählich Abies subalpina, Picea Engelmanni, Tsuga Pattoniana und Pinus albicaulis hinzugesellen. Bei etwa 5000 Fuss fingen die Wälder an sich zu lichten. Es schoben sich kleine Matten, die Vorläufer der alpinen Weiden, dazwischen, welche mit einem hübschen Blumenflor geschmückt waren, der hauptsächlich aus Calochortus Douglasii mit weissen gebänderten und am Grunde gefleckten Blüten, Lupinus leucophyllus, Xerophyllum Douglasii und Polemonium foliosissimum gebildet wurde. Letztere verbreitet einen äusserst penetranten Geruch, der mich lebhaft an Stinktierparfüm erinnerte. Nachdem wir noch etwa 300 Fuss gestiegen waren,

Digitized by Google

kamen wir zu einer grösseren von Pinus albicaulis, Abies subalpina und Tsuga Pattoniana umgebenen Lichtung, woselbst mehrere Zelte errichtet waren, in welchen die Besucher des Mount Hood Quartier erhalten. Unser brennender Durst war bald an einem klaren Bache gestillt, dann stärkten wir uns durch ein frugales Mittagsessen, und ich stieg allein weiter bergauf, während mein Begleiter zurückblieb. Ich hatte vor, womöglich noch den Gletscher zu erreichen, kam aber noch eine gute Strecke weiter. Ein schmaler Pfad lief durch prächtigen Koniferenwald, welcher aus dickstämmigen Alpentannen (Abies subalpina), Tsuga Pattoniana und Pinus albicaulis gebildet wurde. Rechts zogen sich rasenbedeckte Abhänge hin, welche in einem prächtigen Blumenflor prangten. Tsuga Pattoniana erreichte hier eine Höhe von 50—60 Fuss bei 2 Fuss Dicke. Der prächtige alpine Wald wurde nach und nach lichter und die Bäume niedriger, und schon sah man die Alpweiden hindurchschimmern. An einem Abhang, der sich bis zur Moräne hinaufzog, fand ich eine schöne Varietät von Pirus sambucifolia mit kleinen Blütendolden und daneben Lonicera involucrata. Ich befand mich bei 6000 Fuss Höhe und erreichte nach etwa halbstündigem Steigen die ersten Ausläufer der Moräne. Dieselbe fiel an dieser Seite ziemlich steil ab und bestand aus grobem Tuffgeröll und Basalt, welches von grösseren und kleineren Felsstücken bedeckt war. Die untere Partie war von tiefen Furchen durchzogen, zwischen denen oben schmal zulaufende Wälle von Geröll hinliefen. Nahe dem kleinen Gletscher, welcher sich in die Moräne verlief, steigt dieselbe sanft abwärts. Das Ueberschreiten der Moräne war aber ziemlich beschwerlich, da man beim Gehen keinen sicheren Halt hatte und oft bis an die Knöchel in das Tuffgeröll einbrach. Der Gletscher, »Elliot-Gletscher« genannt, ist in einer Mulde auf dem Nordabhang des Mount Hood eingebettet. Er war, wie alle Gletscher, von einer Menge Spalten durchzogen, welche in einer Breite von einem halben bis zu 10 Fuss und mehr wechselten. Grosse Massen von Geröll und mächtige Felsblöcke bedeckten denselben und beeinträchtigten seine Schönheit sehr wesentlich. Manche der Spalten waren mit Geröll und Felsblöcken ausgefüllt, während in andere mächtige Blöcke eingekeilt waren oder darüber lagen, um beim geringsten Ruck in der Tiefe zu verschwinden. Unzählige Rinnen zogen sich durch das Eis und bildeten das Bett ebenso unzähliger kleiner Wässerchen. Es gurgelte und rieselte in allen Ecken, in Spalten, Rinnen und Trichtern. Ich untersuchte einige der kleinen Geröllhügel und fand, dass sie fast ganz aus Eis bestanden und nur auf der Spitze mit Geröll bedeckt waren. Ringsum war das unbedeckte Eis abgeschmolzen, während sich da, wo Geröll lag, kleine Hügel gebildet hatten, die der Einwirkung der Sonnenstrahlen widerstanden hatten. Die nämliche Beobachtung machte ich bei Felsblöcken, welche auf dem Eise zerstreut umherlagen. Gewöhnlich schmilzt das Gletschereis da, wo Steine oder Geröll liegen, stärker, und es entsteht eine Vertiefung; hier war gerade das Gegenteil der Fall. Der Gletscher wird rechts von Felsen und kleinen Felseninseln begrenzt, während sich links ein mit Tuffgeröll und einzelnen Felsblöcken bedeckter steiler Abhang bis zum sog. Cooper Spur hinaufzieht. Der Cooper Spur, welcher einen nach Ost auslaufenden, etwa 8000 Fuss hohen Grat des Mount Hood darstellt, ist ein prächtiger Aussichtspunkt und wird von den Mount Hood-Touristen häufig besucht. Seine Besteigung bietet keine Schwierigkeit und erfordert nur etwas Spannkraft in den Knieen. Obschon es bereits ziemlich spät am Nachmittag war, so beschloss ich dennoch den Pik zu besteigen. Ich wanderte eine kurze Strecke über den Gletscher, betrat dann das daranstossende, sehr zerklüftete Firnfeld, wand mich dann links an einer steilen Geröllhalde hinauf und erreichte nach kurzem, aber anstrengendem Klettern den Grat und nach etwa einstündigem Steigen den Cooper Spur. Die Aussicht ist eine wunderbar schöne. Vor sich, in erdrückender Nähe, hat man den Gipfel des Mount Hood, welcher sich fast senkrecht aus den umgebenden Firnfeldern etwa 5000 Fuss über den Cooper Spur erhebt. Gen Süden erblickt man eine Reihe weiterer, schneebedeckter vulkanischer Gebirgsstöcke, welche mit dem Mount Jefferson beginnen. Links sieht man auf den zerklüfteten Gletscher hinab, und rechts dehnt sich ein grosses Firnfeld aus, welches von einer Menge Spalten und Risse durchzogen ist. Nach Norden schweift der Blick über dunkle Tannenwälder bis zum Columbia und bleibt an den mächtigen Rivalen des Mount Hood, den Vulkanen Mount Tacoma, M. Adams und M. St. Helens, haften. Nach Osten sieht man weit in das trockene Land hinein, mit seinen unzähligen Bergen und Hügeln und Prärien. Nach etwa halbstündigem Aufenthalt trat ich den Rückweg an. Die Vegetation war eine sehr spärliche. Während der Pik ganz ohne Pflanzenwuchs war, fand ich an seinem südlichen Abhang ein dickblätteriges Eriogonum mit fast holzigem Stengel, ferner eine Saxifraga und eine Alsinee und einige zerstreute Grasbüschel. Weiter unten, wo der Grat in einen mit spärlichem Graswuchs bedeckten Abhang ausläuft, der sich unmittelbar an den östlichen Rand des Gletschers anlehnt, spross eine reizende kleine Alpenflora hervor, in welcher folgende Spezies vertreten waren: Eriogonum in zwei Arten, Solidago humilis var. nana, Erigeron, Pentstemon Menziesii var. Douglasii, Lupinus spec. mit weiss behaarten Blättern, Aster spec. Achillea, Silene spec., Anemone Drummondii, eine kleine Umbellifere mit gelben Blüten und Luzula spec. Etwas unterhalb des Gletschers bei etwa 6600—7000 Fuss Höhe traf ich den ersten Holzwuchs; er wurde aus Tsuga Pattoniana und Pinus albicaulis gebildet. Dieselben erreichten kaum eine Höhe von 10 Fuss.

Digitized by Google

Die etwa einen halben Fuss dicken Stämme krochen auf dem Boden hin und waren halb in Tuffsand verborgen. Zahlreiche abgestorbene Stämme, welche bis zum Gletscher heranreichten, bewiesen, dass der Holzwuchs einst um einige 100 Fuss höher hinaufreichte, als dies gegenwärtig der Fall ist. Ueber einige grüne Rasenpartien, welche von kleinen Bächen bewässert wurden, hinabschreitend, erreichte ich bald die eigentliche Baumgrenze. Dieselbe zieht sich bis zur Moräne hinauf. Während Abies subalpina schon nahe der Grenze des Holzwuchses verschwindet, gehen die beiden genannten Koniferen, wie wir oben gesehen haben, noch um mehrere 100 Fuss höher. Einen merkwürdigen Anblick gewähren diese Nadelbäume von oben gesehen. Die dem Berge zugekehrte Seite ist nämlich ganz astlos, da alle Aeste dem Thale zugekehrt sind. Die Ursache dieser Abnormität ist jedenfalls in den vom Berg nach dem Thal wehenden heftigen Winden zu suchen. Eine ähnliche Erscheinung habe ich an der Küste von Vancouver Island gesehen und zwar bei Pinus contorta, deren Aeste auf der den Seewinden ausgesetzten Seite stark verkürzt waren. Vor Einbruch der Dämmerung traf ich bei den Zelten ein. Der Abend war ausserordentlich kühl, und die Temperatur betrug + 12° C. Unser Wirt hatte Feuer in seinem Zelte brennen. Wir waren ziemlich ermüdet, zogen uns deshalb kurz nach dem Nachtessen in unser Zelt zurück und lagen bald in Morpheus' Armen. Am nächsten Morgen führten wir eine zweite Besteigung des Cooper Spur aus. Kurz nach 6 Uhr wurde aufgebrochen. Eine frische balsamische Luft wehte vom Mount Hood herab, und wir stiegen rüstig bergan, so dass wir schon etwas vor Mittag den Pik erreicht hatten. Auf den verschiedenen kleinen Schneefeldern, welche sich an dem Pik hinaufzogen, lagen eine Menge verschiedener Insekten herum, welche zum Teil halb erstarrt waren. Dieselben setzten sich hauptsächlich aus Fliegen, Vierflüglern, Käfern und Wanzen zusammen. — Von Schmetterlingen fand ich nur einige wenige Nachtfalter. Ich habe überhaupt nicht einen einzigen Schmetterling ausser den auf den Schneefeldern gefundenen am Mount Hood beobachtet, selbst die schöne Gattung »Apollo«, welche in den Hochgebirgen der Kaskaden und Rocky Mountains nicht selten ist, fehlte hier gänzlich. Da ich nirgends eine Spur von Sedum bemerkte, so dürfte sich hieraus das Fehlen dieser prächtigen Schmetterlingsarten erklären. Die Raupe des Apollo lebt nämlich nur von Sedum. Ob die verschiedenen Insekten durch Luftströmungen in diese hohen Regionen geführt worden sind oder durch den blendend weissen Schnee angelockt wurden, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Ich für meinen Teil glaube das letztere. Die Aussicht auf der Spitze war prachtvoll, was sich eigentlich bei diesem im Sommer fast stets heitern Himmel von selbst versteht. Ich schritt noch eine grosse Strecke längs des Grates hin, welcher sich vom Cooper Spur bis zum Gipfel des Mount Hood hinanzieht, während mein Begleiter zurückblieb. Dicht unter der Spitze des Berges machte ich Halt. Es war ein wunderbar grossartiger Anblick, den herrlichen Gipfel in dieser Ruhe in den blauen Himmel aufsteigen zu sehen. Als ich mich genugsam an dem herrlichen Schauspiel geweidet hatte, trat ich den Rückweg an und fand meinen Begleiter auf einem Felsblock sitzend meiner harrend. Wir stiegen langsam sammelnd bergab und erreichten mit botanischen und entomologischen Schätzen beladen noch vor Abend das Lager. Kurz vor Sonnenuntergang stiegen wir noch den sogenannten Photograph rock hinauf, eine prächtige Felsgruppe, welche sich eine kleine Strecke rechts oberhalb des Platzes befindet, wo die Zelte aufgeschlagen werden. Diese prächtige Felsgruppe ist der schönste Punkt, von dem aus man den Mount Hood mit seinen Gletschern, Schneefeldern, Moränen und Alpenmatten übersehen kann. Derselbe wird von Gruppen von Kiefern (Pinus albicaulis) und Tannen (Abies subalpina) umstanden. Rechts sieht man in eine tiefe bewaldete Schlucht hinab, durch welche sich der Abfluss des Elliot-Gletschers einen Weg gebahnt hat. Die Bewaldung der Schluchten wird aus Pinus albicaulis, Pinus Murrayana, Tsuga Pattoniana und Abies subalpina gebildet. Links von dem Photograph rock zieht sich ein grösstenteils mit prächtigen Weiden bedeckter Abhang bis zur Moräne hinauf, welcher von einzelnen Koniferen und Koniferengruppen durchzogen wird, die von Abies subalpina, Tsuga Pattoniana und Pinus albicaulis gebildet wurden, und unter denen sich mehrere Prachtexemplare befanden. Wo die Rasenflächen von Bäumen frei waren, hatte sich eine herrliche subalpine Flora angesiedelt, welche sich aus einer blau und weiss blühenden Lupine, verschiedenen Castilleien, Peucedanum, Alsineen, Pentstemon und dem prächtigen Calochortus Nuttallii mit weissen, am Grunde dunkelviolett gefleckten Blumen zusammensetzte. — Die meisten Besucher des Mount Hood gehen nicht weiter als bis zu dieser Felsgruppe und lassen es sich dann genügen.

(Schluss folgt.)

Die Wolga.

Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis.

(Fortsetzung.)

Die Schiffe auf dem Kanal sind hauptsächlich mit Brettern beladen, welche nach Petersburg und teilweise nach England gehen. Die Barken selbst kehren nicht mehr zurück, sondern werden in Petersburg als Brennholz verkauft, weshalb sie sehr grob gebaut sind. So werden also jährlich etwa 400—500 solcher Barken in Petersburg verbrannt, und im nächsten Jahr an Ort und Stelle wieder neue gebaut. Die Karawane würde, zusammengestellt, eine Strecke von 17 Werst einnehmen. Doch hat dieses Kanal-

Digitized by Google

system seine besten Tage gesehen, die Unterhaltung desselben erfordert jährlich eine Ausgabe von 70000 Rubeln, während die Krone von den Schiffen nur 650 Rubel einnimmt. Auch verringert sich die Zahl der Schiffe gegen früher mehr und mehr; so gingen im Jahre 1873 deren nur 406, im Jahre 1870 noch 805 durch. Vor 50 Jahren war der Kanal bei weitem belebter, im Jahre 1805 zählte man 5000, im Jahre 1824 aber 10000 Barken. Natürlich haben die Eisenbahnen dem Kanal grossen Abbruch gethan — denn sie befördern die Waren schneller als die Schiffe, welche von Wyschni-Wolotschk bis Petersburg einen Monat und darüber brauchen. Auf der anderen Seite werden jetzt eine Menge Frachten, welche früher dieses System passierten, auf dem Mariensystem befördert. Die Twerza war früher nicht sehr tief, und auch jetzt, da ihr 60 Millionen Kubikfaden Wasser aus dem Wyschni-Wolotschk-System zugeführt wird, hat sie bei einer Breite von 20—40 Saschen nur eine Tiefe von 1½—6 Fuss. Wie die Anwohner vor 70 und 100 Jahren dieselben mit ihren Schiffen befahren konnten, ist geradezu rätselhaft; sie muss wohl damals viel mehr Wasser gehabt haben.

Auf der Strecke von der Twerza bis zur Scheksna hat die Wolga Ufer von geringer Höhe, das Flussbett nähert sich bald den links, bald den rechts sich hinziehenden Hügelreihen, meistens aber den letzteren. Die Breite des Stroms beträgt 60—200 Saschen, während sich das Thal, anfangs 400 Saschen bis 2 Werst breit, bei der Stadt Uglitsch bis auf 6 Werst erweitert. Auf diesem Abschnitt nimmt die Wolga 18 grössere Zuflüsse auf, darunter die zum Tichwinschen Kanalsystem gehörige Mologa, von welcher wir weiter unten etwas eingehender sprechen werden. Der hohe Wasserstand dauert nach den Beobachtungen der letzten zehn Jahre in Twer durchschnittlich 60 Tage, in Rybinsk 74 Tage. Der Unterschied zwischen dem niedrigsten Wasserstand und dem höchsten betrug in demselben Zeitraum 5,2 – 6,6 Saschen. Die Dauer der Schiffahrt ist etwa 6 Monate. Die Wassermenge wurde im Jahre 1864 an verschiedenen Stellen auf 12 bis 47 Kubiksaschen auf die Sekunde berechnet. Der Fall beträgt auf der ganzen Strecke selbst etwa 21 Saschen.

Das Ufer, sowie das Flussbett besteht hauptsächlich aus sandiger Thonerde, im Fluss selbst finden sich Granitkiesel von verschiedener Grösse. Uebrigens ziehen sich auch stellenweise Schichten festen Gesteins durch den Fluss; oftmals wird durch solche Schichten das Fahrwasser ganz zu einem Ufer hingedrängt und ist dann sehr schmal und tief. Die Schiffahrt war in diesem Jahrhundert wegen niedrigen Wasserstandes sehr schwierig, besonders in den Jahren 1810 und 1811, und musste 1818 ganz eingestellt werden. Aus Tabellen, welche zu verschiedenen Zeiten zusammengestellt wurden, ergibt sich in betreff der Tiefe des Fahrwassers an den Untiefen die Thatsache, dass zu Anfang und Mitte des Jahrhunderts dieselbe geringer war als selbst in den der Gegenwart näher liegenden sehr wasserarmen Jahren.

Kehren wir einige Augenblicke zur Mologa zurück. Vor ihrem Einfluss hat die Wolga den nördlichsten Punkt ihres Laufs erreicht und nähert sich dem Bassin des Weissen Meeres; die nach Südwest strömende Mologa lenkt dieselbe von ihrer nördlichen Richtung ab. Die Mologa entspringt in den Sümpfen des Bezirks Beschezk im Gouvernement Twer und nimmt auf ihrem etwa 575 Werst langen Lauf einige nicht unbedeutende Zuflüsse auf. Nach Vereinigung mit der Tschagotschka erreicht sie eine Breite von 150—450 Saschen. Unterhalb des Städtchens Beschezk durchfliesst sie drei Seen, von denen der grösste, Werestowo, 13 Werst lang ist. Das genannte Städtchen ist an Stelle des alten Beschetzi getreten, das 10 Werst weiter unten lag und einst die Hauptkolonie von Nowgorod war. Zur Zeit des Einfalls der Mongolen bestand es schon, und in den Chroniken wird es schon 1137 erwähnt. Unterhalb der Seen trägt die Mologa Flösse und kleinere Schiffe. Sie hat aber sehr viele Klippen und ungeheuer viele und starke Krümmungen, so dass die Schiffer, welche mit ihren Pferden die Boote aufwärts ziehen, oftmals, nachdem sie eine Strecke von 20 bis 30 Werst zurückgelegt, abends wieder in der Nähe derselben Stelle angelangen, wo sie die Nacht vorher kampiert hatten, und nur durch einen schmalen Streifen von derselben getrennt sind. In dieser Beziehung ist die Mologa unter allen europäischen Flüssen die einzige in ihrer Art; ausserdem ist sie bemerkenswert durch ihre langsame Strömung (0,18 Fuss in der Sekunde, das ist fünfmal weniger als die Schnelligkeit der Wolga bis zum Einfluss der Mologa). Sehr oft wird während des Eisgangs das Eis durch den Wind flussaufwärts getrieben, taut auch gewöhnlich an Ort und Stelle auf. Das Wasser hat Sumpfgeschmack. Da die Mologa meist zwischen niedrigen Ufern eine sumpfige Ebene durchfliesst, so tritt sie sehr oft im Frühjahr aus und bedeckt weite Flächen mit ihrem Wasser; dann vereinigen sich in der Regel auch die obengenannten Seen zu einem einzigen. Das rechte Ufer ist übrigens höher als das linke, eine Wahrnehmung, welche man bei allen Flüssen Russlands machen kann. Geht auf der Wolga das Eis, so staut sich das Wasser in der Mologa, und die Eisschollen setzen sich manchmal bis zu einer Höhe von 100—120 Fuss auf den Sandbänken fest. In solchem Fall richtet das aufgestaute Wasser grosse Verheerungen an, die Wolga wirft sich in das Bett der Mologa und zwingt diese, rückwärts zu fliessen. Die letztere verändert namentlich im Unterlauf ihr Bett beständig und soll nach Nachrichten vom Jahre 1710 damals bei Rybinsk sich mit der Wolga vereinigt haben; jedenfalls floss sie früher weit östlicher. Bei der Mündung ist die Mologa nicht über 60 Werst von ihrem Ursprung entfernt, obwohl sie einen neunmal längeren Weg zurückgelegt hat; von jetzt an fliesst die Wolga nach Süd-

Digitized by Google

osten. Der grösste Zufluss der Mologa, die Tschagoschtscha, nähert sich mit ihrem Zufluss Gorjun dem Oberlauf des zum baltischen Bassin gehörigen Flusses Tichwinka. Schon Peter d. Gr. kam auf den Gedanken, diesen von der Natur so günstig dargebotenen Umstand für die Anlage eines Kanals zu benutzen. Aber erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde seine Idee ausgeführt; damit aber die den Kanal passierenden Schiffe durch die Stürme auf dem Ladogasee nicht zu leiden hätten, wurde zu Umgehung desselben der Sjasski-Kanal gebaut. Die Länge des ganzen Kanals von der Mündung der Mologa bis zum Finnischen Meerbusen beträgt 813 Werst. Der Tichwinische Kanal ist weniger belebt als die andern, da er ziemlich seicht ist; die Hauptfrachten auf demselben sind Holz, Getreide, und Spiritus.

Die charakteristischen Merkmale des zweiten Abschnitts der Wolga, Scheksna-Unscha, bestehen in folgendem: Das Thal ist eng, meist fallen Flussufer und Thalrand zusammen. Nur an einer Stelle, oberhalb Kostroma, erweitert sich das Thal auf 3 ½ Werst. Inseln zählt man 14, kleinere Anschwemmungen etwa ebensoviel. Die Ufer sind meist felsig; auch im Flusse selbst finden sich Felsen. Der Fall beträgt auf dieser Strecke — 320 Werst — nur 5 ½ Saschen. Die Breite des Flussbetts steigt von 125 auf 350 Saschen; die Tiefe beträgt bei niedrigem Wasserstand im Mittel 4 ½ Saschen. Der hohe Wasserstand hält sich bis zu 70 Tagen. Der Unterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Wasserstand betrug in den letzten zehn Jahren an verschiedenen Stellen zwischen 4,75 und 5,7 Saschen. Die Schiffahrt dauerte in dem gleichen Zeitraum durchschnittlich gegen 200 Tage. Nach Messungen der hydrometrischen Station zu Jaroslawl war die geringste Wassermenge in den drei Jahren 1880—83 = 24 ½ Kubiksaschen in der Sekunde (September 1882), die grösste fast 258 Kubiksaschen (Mai 1881), doch ist seitdem ein noch höherer Wasserstand beobachtet worden, bei welchem die Wassermenge auf die Sekunde auf 520 Kubiksaschen stieg; bei Plochowo, 10 Werst oberhalb des Einflusses der Unscha, hat man als geringste Wassermenge 30 Kubiksaschen (August 1885) auf die Sekunde, als höchste 750 Kubiksaschen beobachtet. In der Unscha selbst wurden 1885 im Mai 38 ½ Kubiksaschen, im Juli desselben Jahres 3 Kubiksaschen gemessen. Auf der Unscha wird hauptsächlich Holz in Flössen oder mit Schiffen befördert, Dampfschiffe gehen bis Makarieff. Ein anderer bedeutender Zufluss auf dieser Strecke ist die Kostroma, auf welcher aber nur geflösst wird.

Nur 30 Werst unterhalb der Einmündung der Mologa fällt die Scheksna in die Wolga. Sie kommt aus dem Bjeloe-Osero (Weisser See). Der See hat seinen Namen nicht von der hellen Farbe seines Wassers, sondern von den fast beständig auf demselben zu bemerkenden Schäfchen. Er hat, wie fast alle nordischen Seen, ein sehr stürmisches Temperament und verschlingt alljährlich eine Menge grösserer und kleinerer Schiffe. Der Bjeloe-Osero ist fast kreisrund, die grösste Breite von Westen nach Osten beträgt 40 ½ Werst, von Norden nach Süden 30 Werst, die Tiefe 2—5 Saschen; am Nordrand, wo die Kowscha einmündet, sind grosse Sandbänke, am südlichen Ufer Klippen. So schlechten Ruf der See bei den Schiffern hat, so berühmt und schmackhaft sind seine Fische. Beim Austritt aus dem See ist die Scheksna auf drei Werst mit einer Menge grosser Steine übersät, zwischen welchen die Fische eine gute Zuflucht während des Laichens finden. Die Länge des Flusses beträgt 426 Werst, seine Breite im Gouvernement Nowgorod 40—60, stellenweise 100 Saschen, im Gouvernement Jaroslawl 70—150 Saschen. Im Oberlauf hat der Fluss viele Klippen und Stromschnellen, so dass an einer Stelle zur Umgehung derselben ein 16 Werst langer Kanal gebaut wurde. Auf der 307. Werst von ihrem Anfang lenkt eine eigentümliche Erscheinung unsere Aufmerksamkeit auf sich; es sind die sogenannten Prosti. Hier hat nämlich die Scheksna einen Bogen von 30 Werst gemacht, während sie jetzt den Weg auf 7 Werst verkürzt hat und hier zwischen steilen Ufern hinfliesst. Der Fluss hat sich, ebenso wie die Mologa, weiter nach rechts gewendet. Das linke Ufer ist niedrig und mit einer Unzahl von Seen und Sümpfen übersät; der Zwischenraum zwischen Scheksna und Mologa ist so eben, dass bei Hochwasser beide Flüsse ihre Wasser vereinigen. Auch in der Scheksna wird das Wasser oft durch den Eisgang der Wolga aufgehalten und zum Zurückfliessen genötigt, was grosse Ueberschwemmungen herbeiführt und Felder und Wege oft wochenlang mit tiefem Wasser bedeckt. Die Scheksna hat in ihrem Unterlauf den Zufluss Puschma, welcher das seltene Beispiel einer Gabelung darstellt, indem er mit einem Ende in die Scheksna, mit dem anderen in die Wolga fällt. Die Scheksna bringt durch ihren Fischreichtum (Stör) und durch die schönen Wälder ihrer Ufer den Anwohnern sehr grossen Nutzen.

Dieser Fluss ist zugleich der Hauptfluss des Marien-Kanal-Systems. Das System ist im Jahre 1808 eröffnet worden, fast 100 Jahre, nachdem Peter d. Gr. den Kanal zu bauen und die Kowscha mit der Wytegra zu verbinden beabsichtigt hatte. Zum Andenken an den Besuch des grossen Zaren ist 45 Werst von der Stadt Wytegra, an der Stelle, wo er im Schatten eines grossen Baumes ausgeruht hat, als er die geeignetste Stelle für Verbindung beider Flüsse suchen wollte, ein kleines Denkmal aus Gusseisen errichtet. Das Mariensystem hatte nicht von Anfang an seine jetzige Gestalt. Bis zum Jahre 1820 mussten die Schiffe aus der Wytegra in den Onegasee einlaufen, auf welchem die Schiffahrt sehr gefährlich ist und erst später wurde zu Umgehung desselben ein etwa 55 Werst langer Kanal gebaut. Der Swirkanal entstand zugleich mit dem Mariensystem und bildete die Fortsetzung des Sjasskanals, also auch des Ladogakanals,

Digitized by Google

welcher auf solche Weise eine Länge von 154 Werst erhielt; dagegen forderte der Bjeloe noch lange grosse Opfer, bis man endlich auch zu Umgehung desselben mit einem Kostenaufwand von 1½ Millionen einen 63¼ Werst langen Kanal baute, welcher 1848 eröffnet wurde. Bis dahin mussten die Frachten für die Fahrt auf dem See auf besondere Schiffe umgeladen werden. Diese Schiffe hatten ein Verdeck, drei Masten und zwölf Segel, und ihr Bau kostete 9—10000 Rubel. An der Mündung der Scheksna liegt die grosse Station Rybinsk, welche sich dank dem Mariensystem zu grosser Blüte erhoben hat, denn hier müssen die Wolgaschiffe umgeladen werden. Im Jahre 1857 betrug die Summe der in Rybinsk angelangten Waren 70 Millionen Pud. Die Barken, welche diese Last transportieren könnten, würden mit den Schleppern zusammen eine Strecke von über 200 Werst einnehmen; wollte man sie mit Wagen befördern, so würde der Wagenzug eine Strecke gleich der Entfernung zwischen St. Petersburg und Samarkand einnehmen. Die Hauptfracht, nämlich 76% aller Lasten, macht Getreide aus. Im Jahre 1866 gingen durch das Mariensystem 3200 Schiffe mit 37 Millionen Pud; die Mehrzahl der Frachten geht nach St. Petersburg, die anderen gehen teils in das Bassin der Dwina, teils werden sie unterwegs verbraucht. Im Vergleich mit den anderen Systemen weist das Mariensystem die doppelte Zahl von Frachten auf.

Nach Aufnahme der Mologa und Scheksna wird die Wolga auf einmal ums doppelte grösser und erreicht eine Tiefe von 7—11 Fuss bei einer Breite von 250, stellenweise 400 Saschen (bei Kineschma) und trägt schon grosse Last- und Bugsierschiffe, obgleich die richtige, grosse Wolga eigentlich erst bei Nischny beginnt. Zwischen Rybinsk und Nischny tritt sie in eine neue Phase ihrer Entwickelung und bereitet sich allmählich zu der Rolle vor, in welcher sie den Namen der Königin der europäischen Ströme trägt. Hier treten zuerst die grossen Inseln auf, welche den Mittel- und Unterlauf charakterisieren, hier wird sie immer breiter und tiefer, aber es fehlen noch die beständige Erhöhung des rechten Ufers, welche sie vom Einfluss der Oka an begleitet, und die grossen Niederungen, über welche die Wolga sich jedes Frühjahr ergiesst, so dass sie das Ansehen eines Meeres annimmt. An der Grenze des Gouvernements Jaroslawl nimmt die Wolga die Nerechta von rechts auf und betritt bald nachher das Gouvernement Kostroma, wo sie nach Südosten ausbiegt. Hier kommt der grosse und wasserreiche Zufluss Kostroma herein, welche schon von Soligalitsch an schiffbar ist. Sie hat eine Länge von etwa 300 Werst, ist tief, breit und reissend und fliesst zwischen steilen, waldigen Ufern, nur zeitweise Niederungen mit schönen Wiesengründen bildend. An ihrem Oberlauf wird Schiffsbau getrieben und viel Holz verarbeitet. Allem Anschein nach fiel die Kostroma früher weit höher herein, es ist sehr wahrscheinlich, dass das berühmte Ignatiuskloster, welches jetzt 1 Werst oberhalb der Mündung liegt, früher an der Wolga selbst lag.

Wir gehen über zur dritten Strecke Unscha-Oka (130 Werst). Das Thal erweitert sich von 3½ auf 6½ Werst. Der Fluss ist fast durchgehends in mehrere Arme geteilt und bildet nur selten einen einzigen Strom. Hier liegen mehr als 10 Werst lange Inseln; im ganzen zählt man ihrer 23. Die Ufer sind sandig, felsige Ufer treffen wir nur bei Balachna. Der Ort selbst liegt freilich auf niedrigem Ufer und hat oft von Ueberschwemmungen zu leiden. Vielfach ist der Grund des Flusses mit grobem Kies bedeckt; die Breite des Betts beträgt 125—510 Saschen, die Tiefe bei niedrigem Wasserstand etwa 6 Saschen. Der hohe Wasserstand dauerte in den letzten zehn Jahren 69—76 Tage, der Unterschied zwischen höchstem und niedrigstem Wasserstand drückt sich in den Zahlen 4,2—5,9 Saschen aus; der Fall ist gleich 4 Saschen. Vier kleinere Zuflüsse führen dem Hauptstrom ihre Gewässer zu. Die Schiffahrt wird sehr erschwert durch etwa 50 Untiefen, unter welchen die schlimmste die von Owsiannikow unterhalb Jaroslawl mit einer Tiefe von 12 Werschok (1 Werschok = 4,4 cm) ist.

Durch die Zuflüsse Nemda und Unscha, die von Norden kommen, wird die vorher eine beträchtliche Strecke (etwa 120 Werst) in gerader Richtung nach Osten fliessende Wolga unter einem rechten Winkel nach Süden abgelenkt. Die Unscha ist nicht nur grösser als die Scheksna, sondern auch als die Mologa. Sie entspringt im Gouvernement Wologda und nähert sich mit ihren Quellen dem Bassin der Dwina. Sie ist 550 Werst lang wie die Mologa, aber die Unscha ist mächtiger und wasserreicher und auf 500 Werst schiffbar (die Mologa nur 217 Werst). Die Mologa hat eine Breite von 50—110 Saschen und eine grösste Tiefe von 28 Fuss. Die Unscha dagegen erreicht schon bei Kologriwa eine Breite von 50 Saschen und weiterhin im Bezirk Makariew von 200—250 Saschen bei 30 Fuss Tiefe. Die Unscha wird bis zur Stadt gleichen Namens von Dampfschiffen befahren. Harz, Teer, Holz und Holzfabrikate bilden die Hauptfracht auf der Unscha. Nach Einfluss derselben wird die Wolga fast ums doppelte breiter.

In den Gouvernements Jaroslawl, Kostroma und Nischny fliesst die Wolga unter ganz anderen Bedingungen als im Gouvernement Twer. Dort ist sie noch klein, die Frühjahrsüberschwemmungen sind unbedeutend; mit Mühe bohrt sie sich ihr Bett in den harten Kalk; jetzt ist sie ein grosser Fluss geworden, der Dampfschiffe auf seinem Rücken trägt; die Ueberschwemmungen im Frühjahr sind sehr bedeutend; die Ufer bestehen aus losem Gestein, aus Sandstein und Mergel. Im Oberlauf fliesst die Wolga zwischen steilen Ufern im engen Bett, hier ist sie mehr tief als breit. Als unausbleibliche Folge der Uferformation der zweiten Art erscheint die rasche Zerstörung der Ufer, die Erweiterung des Thals, die unverhältnismässige Verbreiterung des Flussbetts, die

Digitized by Google

Bildung grosser Sandbänke und Inseln. Unterhalb Kostroma ist der Fluss 260 Saschen breit, bei Kineschma schon 400, bei Juriewz nach Aufnahme der Nemda und Unscha 800 Saschen bei geringer Tiefe (9½ Fuss). Eine solche Verbreiterung des Betts ist nicht normal, um so weniger, wenn man bedenkt, dass die Wolga weiter oben tiefer ist: bei Kostroma 10 Fuss, bei Jaroslawl 12 Fuss. Weiterhin ist die Breite des Flusses wieder eine normalere und beträgt bei Gorodez nicht über 370 Saschen, bei Begegnung mit der Oka nicht über 330 Saschen bei einer Tiefe von 14 Fuss. Auch das Thal erweitert sich mehr und mehr, bald nach rechts, bald nach links.

Je näher wir der Oka kommen, desto mehr Inseln tauchen aus dem Wasser auf; so kann man auf den letzten 30—35 Werst ihrer schon zehn zählen, unter welchen einige eine Länge von 1½—2 Werst haben und teilweise sehr breit sind.

Auf ihrem Lauf durch die Gouvernements Jaroslawl und Kostroma hat die Wolga noch zwei Eigentümlichkeiten, nämlich Wälder und Sümpfe; nur grosse Seen sind selten. Im Gouvernement Jaroslawl haben wir nur einen grossen See, den Nero-See, welcher einen Zufluss zur Wolga sendet; im Gouvernement Kostroma haben wir zwei Seen, den Tschuchlom- und den Galitsch-See, welche der Kostroma Wasser zuführen; die übrigen Seen sind unbedeutend und liegen meist auf dem linken Ufer. Ausserdem sind die Sümpfe sehr zahlreich, so z. B. zwischen Mologa und Puschma liegt ein undurchdringlicher Sumpf von 300 Quadratdessätin, in dessen Mitte zwei Seen sich befinden. Sehr waldreich ist das Gouvernement Kostroma, besonders häufig sind Nadelhölzer, wie Tanne und Fichte, seltener Birke, Erle, Esche u. dergl. Der Boden in beiden Gouvernements ist nicht fruchtbar, das Klima rauher als im Oberlauf der Wolga; die mittlere Jahrestemperatur, welche in Twer im Laufe von sieben Jahren = 4,02° beträgt, sinkt in dem weiter nach Osten liegenden Jaroslawl auf 2,58°, in Kostroma auf 2,54°; schroffer Wechsel der Temperatur ist hier charakteristisch; im Laufe von 20 Jahren wurden die letzten Fröste siebenmal im Juni beobachtet. Der Eisgang erfolgte nach den jetzigen Beobachtungen frühestens am 18. März und spätestens am 24. April; im Jahre 1831 fror die Wolga am 12. Oktober zu, sieben Jahre vorher war sie am 18. Dezember noch nicht zugefroren. Das mittlere Datum für den Eisgang ist der 10. April, für das Zufrieren der 8. November. Die vorherrschenden Winde sind die südwestlichen, welche die grösste Masse von Wasserdämpfen mit sich führen, die sich in Gestalt von Regen oder Schnee niederschlagen. Diese Winde wehen hauptsächlich im Herbst und Winter und mildern die Strenge derselben. Im Frühjahr dagegen wehen die weniger günstigen und kälteren Nordwestwinde; der Sommer zeichnet sich durch besondere Unbeständigkeit der Winde aus. Die mittlere Zahl der jährlichen Regentage ist 73, die Zahl derselben variiert aber in den einzelnen Jahren zwischen 58 und 95. Die Dauer der einzelnen Jahreszeiten in Jaroslawl ist (wenn man als Frühling annimmt eine Temperatur von 0 bis + 12°, als Sommer eine Temperatur von über + 12°, als solche des Herbstes von + 12 bis 0 und als Temperatur des Winters unter 0): Frühling 60 Tage, Sommer 85, Herbst 65, Winter 155 Tage.

Eine eingehende Beschreibung der Fauna und Flora dieser Gegenden zu geben, kann hier nicht unsere Aufgabe sein; es genüge die Bemerkung, dass dieselben sehr reich sind. Von den grösseren Vierfüsslern seien erwähnt: der Wolf, der Bär, der Fuchs, der Luchs, der Dachs, der Vielfrass, der Marder, der Iltis, der Hermelin, das Wiesel, die Fischotter, die Bisamratte, der Hase, das Eichhorn, das fliegende Eichhorn, die Wasserratte, der Hirsch, das Reh, das Elen u. s. f. Der Biber kommt jetzt nicht mehr vor, selten noch das Wildschwein. Sehr reich ist die Vogelwelt vertreten, besonders Sing- und Wasservögel. Der Pflanzenkatalog ist ebenfalls sehr reich. Das Klima aber bringt eine Menge von Sonderbarkeiten mit sich. So gedeiht z. B. der Weizen in dieser Gegend nicht mehr, der Ahorn kommt selten, der Schlehdorn (Prunus spinosa) kommt gar nicht vor. Die ersten Frühlingsblumen, Kellerhals, Anemone (An. patens), Schmalzblume (Caltha palustris), blühen hier anfangs Mai auf, während sie im Gouvernement Nischny schon Mitte April in voller Blüte stehen. Manchmal wird das Wachstum im Gouvernement Jaroslawl auffallend zurückgehalten; so hatten z. B. im Jahre 1865 Mitte Mai die Birken noch keine Blätter.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens

von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Muḥammad, nebst einem Anhange zur Beleuchtung der Geschichte Abessiniens im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. auf Grund der Inschriften, der Angaben der alten Autoren und der Bibel von Eduard Glaser.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin 1890.
(Eigenreferat des Autors.)

Einer freundlichen Aufforderung der Redaktion folgend, beabsichtige ich im nachstehenden über obiges von mir verfasste Werk selber zu referieren. Ich thue dies mit um so grösserem Vergnügen, als es besonders auf unserem Gebiete für den Verfasser geradezu notwendig ist, selber für sein Werk einzutreten, da das, was heutzutage dem Publikum als Kritik oder Rezension geboten zu werden pflegt, zumeist weder auf den Autor noch auf den Leserkreis Rücksicht nimmt, sondern gewöhnlich der Ausfluss der Sympathie oder Antipathie des betreffenden Rezensenten ist, oder im günstigsten Falle sich als das von vornherein feststehende Urteil einer Partei darstellt. In den allerseltensten Fällen erfährt der Leser solcher Rezensionen, was

Digitized by Google

in dem neu erschienenen Buche Brauchbares und was Unhaltbares geboten wird, und doch wäre nur solch eine unparteiische Darstellung des Inhalts allein eine richtige Rezension. Aber auch das Eigenreferat kann naturgemäss nicht allen Bedingungen, die man zu stellen berechtigt wäre, entsprechen; denn der Autor kennt die Schwächen seines Werkes nicht und wird, selbst wenn er sie kennt, selbstverständlich darauf bedacht sein, seine Aufstellungen nach Kräften zu verteidigen. Im grossen und ganzen genommen ist es jedoch weit besser, der Leser erfahre vom Autor selbst, was dieser bietet, als dass er bloss mit einigen nichtssagenden Lobhudeleien oder mit einigen noch weniger sagenden Nachweisen von Druckfehlern und Irrtümern abgefertigt werde.

Eine der wichtigsten Fragen, welche ich in meinem Buche erörtert und, wie ich glaube, erledigt habe, ist die sog. Minäerfrage, über die ich zunächst berichten will.

Die Minäer.

Die alten Autoren, insonderheit Eratosthenes, Plinius und Ptolemäus, nennen ausser anderen grossen Völkern Arabiens auch die Minäer. Als Halévy auf seiner 1869 unternommenen Forschungsreise im jemenischen Djauf ostnordöstlich der heutigen Vilajetshauptstadt San'â die Ruinen einer alten Stadt Ma'in entdeckte, zögerte er nicht, diese mit dem Hauptort der Minäer der Autoren zu identificieren, und alle anderen Forscher, mit Ausnahme eines einzigen, folgten ihm in dieser Annahme. Nur Alois Sprenger verfocht in seiner »Alten Geographie Arabiens« (Bern 1875) die Ansicht, dass die Minäer der Klassiker nichts zu schaffen hätten mit den Ma'initen der Inschriften, sondern mit dem bekannten Wallfahrtsort Minâ bei Mekka zusammenzustellen seien und dass ihre von Eratosthenes namhaft gemachte grösste Stadt Karna nicht im Jemen zu suchen, sondern mit dem nordöstlich von Mekka gelegenen Karn el Manâzil identisch sei. Aber auch Sprenger zweifelte ebensowenig wie ein anderer daran, dass die Minäer, die klassischen sowohl, als auch die inschriftlichen Ma'initen, ein verhältnismässig junges Volk seien, und man hielt allgemein daran fest, dass sie Zeitgenossen der berühmten Sabäer waren, welch letztere auch erst ein neuerer Forscher, D. H. Müller, entgegen der bisherigen Annahme in ein etwas höheres Altertum zurückreichen liess, nämlich ins 8. vorchristliche Jahrhundert, weil ein sabäischer Herrscher (Jetha'amar) auch in den assyrischen Inschriften des 8. Jahrhunderts als tributpflichtig erwähnt wird.

Eine genauere Prüfung der Inschriften ergab mir im Jahre 1889, dass die inschriftlichen Ma'initen Vorgänger der Sabäer gewesen sein müssen, wofür ich nicht weniger als zehn gewichtige Gründe ins Feld führte, und dass sie im allgemeinen das 2. vorchristliche Jahrtausend ausfüllten. Wenn dieses Resultat zutreffend ist — bisher wurde keine stichhaltige Einwendung vorgebracht — dann ist dasselbe ersichtlich von weittragendster Bedeutung für die gesamte semitische Altertumskunde, sowohl in sprachlicher als in geschichtlicher Beziehung, insonderheit aber für das arabische Volkselement, das man bis jetzt kaum über die Zeit des Propheten hinaus zurückverfolgte.

Der einzige Einwand, der mir gemacht wurde, stützte sich auf die Angaben der Klassiker über die Minäer, da sich diese Angaben auf verhältnismässig späte Zeiten (3. Jahrh. v. Chr. bis 2. Jahrh. n. Chr.), jedenfalls auf eine Zeit beziehen, in welcher Sabâ als Reich existierte.

Eratosthenes (276—196 v. Chr.) nennt als die vier grössten Völker Arabiens: die Minäer an dem Teile am Roten Meere mit ihrer grössten Stadt Karna, dann die Sabäer mit der Hauptstadt Mariaba (Mârib), die Kattabanen im Südwestwinkel Arabiens mit dem Königssitz Tamna, und endlich die Chatramotiten mit der Stadt Kabatanum (= Sabota).

Agatharchides (120 v. Chr.) spricht von »Gerrhäern und Minäern und den Arabern, welche in der Nachbarschaft von Petra wohnen«.

Plinius berichtet auf Grund der von Aelius Gallus gelegentlich seines Feldzuges nach Südarabien eingezogenen Erkundigungen, dass die Minäer Ländereien haben, welche fruchtbar an Palmen und Gebüschen seien, dass aber ihr Reichtum in Herden bestehe. An anderer Stelle (XII, 53) meldet er, dass die Minäer benachbart der Weihrauchregion wohnen, und dass durch ihr Land auf einem engen Wege der Weihrauch ausgeführt werde, dass sie die ersten gewesen seien, welche sich mit dem Weihrauchhandel befassten, und dass sie diesen noch zu seiner Zeit am meisten ausübten, weshalb der Weihrauch sogar kurz der minäische genannt werde. Ebenso sagt dieser Autor (VII, 155), dass die Minäer im Binnenlande an Atramitis (Ḥadhramaut) angrenzen, und in Bezug auf die Ausfuhr des Weihrauchs heisst es (XII, 63) scheinbar im Widerspruch zu dem vorher Gesagten, dass der gesammelte Weihrauch auf Kamelen nach Sabota (Hauptstadt von Ḥadhramaut) gebracht werde und dann nur durch das Gebanitengebiet (Hauptstadt Thomna) ausgeführt werden dürfe. Neben den südlichen (an Ḥadhramaut und an die Weihrauchgegend anstossenden) Minäern kennt Plinius auch noch denselben Namen im mittleren Westarabien, ganz wie Eratosthenes und später Ptolemäus, nämlich in Gemeinschaft mit der Stadt Maribba Baramalacum (= Maraba Metropolis des Ptolemäus) und mit Carnon.

Ptolemäus nennt die Minäer unter den Binnenstämmen und zwar in der Reihenfolge: Malikäer, Minäer, Dusarener, also ersichtlich zwischen dem Wâdî ed Dôsari (Dawâsir) und den Benû Mâlik in 'Asîr.

Nicht minder sei betont, dass auch im Periplus maris Erythraei, der um 65 n. Chr. verfasst wurde,

Digitized by Google

von einem wilden, zwischen Leukekome (Ḥaurâ) und dem Sabäergebiete sesshaften Küstenvolke der Kanraeiten die Rede ist, in welchem ich Karnaiten, d. h. zur Stadt Karna, also zu den Minäern Gehörige erblicke (Skizze II, 165).

In allen diesen geographischen Nachrichten spielt jedoch der eigentliche Jemen, insonderheit aber der Djauf, keine Rolle. Und doch wurden gerade im Djauf die meisten minäischen Ruinen und Inschriften gefunden. Es folgt also schon daraus, abgesehen von zahlreichen anderen, den Inschriften selbst entnommenen Gründen, dass die Zeit, in welcher die minäischen Inschriften des Djauf verfasst wurden, eine völlig verschiedene sein muss von der Zeit der genannten Autoren. Da wir später überhaupt nichts mehr von Minäern, sondern nur noch von Sabäern und Ḥimjaren hören, so ist es klar, dass wir die inschriftlichen Minäer vor die Sabäer ansetzen müssen, und dass die Minäer der Klassiker, wenn sie ethnisch mit den Minäern der Inschriften identisch sind, die Nachkommen der letzteren sein müssen. Das ist meine Ansicht, die ich in der »Skizze« vertrete. Sprenger ist anderer Ansicht. Er glaubt, die klassischen Minäer leiten ihren Namen von Minâ her. Gegen diese Ansicht sprechen sowohl die Inschriften, als auch die Geographie.

In den Inschriften nämlich werden die Ma'initen genau so wie beispielshalber bei Plinius als die Weihrauchhändler per excellentiam gekennzeichnet, deren Etappen vom Weihrauchlande bis nach Ghazza verfolgt werden können. Eine Inschrift kennt einen minäischen Prinzen auf dem ḥadhramitischen Königsthron, der Djauf ist ohnehin minäische Inschriftengegend, bei El 'Ulâ fand Euting minäische Inschriften, und Jathrib und Ghazza spielen in den von mir entdeckten minäischen Inschriften eine grosse Rolle, also geht thatsächlich die ganze Route von Mahra, dieser Weihrauchgegend, die ja in alter Zeit zum Königreich Ḥadhramaut gehörte, über den Djauf, Medina (Jathrib), El 'Ulâ bis Ghazza. Zudem lag auch eines der Hauptheiligtümer des minäischen Volkes: Jehraḳ (in den Inschriften wird eine Astarte die von Jehraḳ — 'Athtar J. h. r. ḳ — genannt) im Gebiete des heutigen Mahra, wo es mit Ἱεράκον κώμη[1]) = Jerakon wie Hierosolyma = Jerusalem des Ptolemäus zu identifizieren ist, in welcher merkwürdigen Gegend auch noch bis zu Ptolemäus' Zeit ein Oraculum Dianae, vielleicht der alte minäische 'Athtartempel, bestand.

Die Minäer der Autoren allerdings haben nur noch Teile dieser langgestreckten Route inne. So die des Eratosthenes der Hauptsache nach ersichtlich das heutige 'Asir und geradeso auch die des Ptolemäus. Nur die Minäer des Plinius finden wir ausdrücklich an zwei Stellen der Halbinsel: zwischen dem Weihrauchgebiet und Ḥadhramaut, von letzterem auch noch landeinwärts und dann gleichfalls in 'Asir. Die Nachricht des Periplus über die Karnaiten aber lässt uns vermuten, dass gar manche der Stämme in 'Asir und Ḥidjâz, die von den alten Autoren unter speziellen Namen aufgeführt werden, in mehr oder weniger lockerem Verbande zu den Minäern standen. Wir sehen also, dass auch die Minäer der Autoren geographisch im wesentlichen mit denen der Inschriften übereinstimmen, wenngleich sie sich nur noch als Reste derselben erweisen, die nicht mehr alle ehemaligen Minäersitze innehaben, insonderheit nicht mehr den Djauf. Aber auch noch eine andere Uebereinstimmung findet sich vor. In den Inschriften wird eine Stadt Ḳarnâ[1]) neben Jathil und Ma'in sehr häufig genannt. Es wäre nun auffällig, wenn die grosse Stadt Karna der Minäer des Eratosthenes, ferner Carnon des Plinius und die Stadt Karna, nach welcher sich, wie ich glaube, im Periplus die Karnaiten nennen, nicht dieselbe wäre, wie die inschriftliche Stadt Ḳarnâ. Auch dieser Umstand spricht dafür, dass die Minäer der Klassiker kein anderes Volk sind, als die Ma'initen der Inschriften. Freilich sind sie jünger als diese, weil sonst nicht die unbedeutendste der drei grossen Minäerstädte der alten Inschriften eine solche Rolle spielen würde. Von den beiden anderen (Ma'in und Jathil) wissen wir, dass sie schon zu Aelius Gallus' Zeiten zerstört waren, da der römische General ihrer im Djauf gar nicht erwähnt. Das und alles andere, was die Autoren übereinstimmend über den Hauptsitz der ihnen zeitgenössischen Minäer sagen, drängt uns die Ueberzeugung auf, dass Karna irgendwo in 'Asir lag, und keineswegs in Ḳarn el Manâzil, welche Annahme Sprengers völlig in der Luft hängt. Inschriften und Geographie beweisen sonach gegen jeden Zweifel, dass die klassischen Minäer nichts zu schaffen haben mit dem Wallfahrtsort Minâ, sondern dass sie die Nachkommen der inschriftlichen Ma'initen sind.

Diese klassischen Minäer waren, wie besonders aus der citierten Angabe des Periplus hervorgeht, ein sehr herabgekommenes, wenngleich noch grosses Volk. Das geht auch schlagend aus einer geographischen Betrachtung hervor, welche beweisen wird, dass sie, die eifrigsten und von alters her erbgesessenen Weihrauchhändler, nicht einmal mehr den Weihrauch auf beliebiger Strasse ausführen konnten. Gerade die hierauf bezüglichen Nachrichten der Autoren sind, trotzdem sie klar und unzweideutig sind, von den Gelehrten unserer Tage, zuletzt noch von J. H. Mordtmann und A. Sprenger völlig verkannt und missverstanden worden.

Plinius sagt, dass die Minäer benachbart der Weihrauchregion, d. i. Mahra, wohnen, und dass durch ihr Land der Weihrauch ausgeführt werde,

[1]) Darnach ist Skizze II, 425, wo ich Jerakon mit Jerakh in Genesis X identifizierte, zu korrigieren.

[1]) Dass Ḳarnâ(u) und nicht Ḳarnû zu lesen ist, hat Hommel in seinen »Aufsätzen und Abhandlungen«, und die Regel, auf welche sich diese Aussprache stützt, schon 1889 (siehe Skizze I 81, wo ich diese Hommelsche Regel anführe) festgestellt.

Digitized by Google

und zwar auf einem engen Wege. Sprenger, dessen bewunderungswürdige Phantasie immer Auswege findet, bezieht in seinen kürzlich in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Band 44, S. 507 ff.) veröffentlichten und Herrn Dr. Mordtmann gewidmeten »Bemerkungen« diesen Passus auf den Nedjd, insonderheit auf die Gegend von Ria Ezellala, etwa fünf englische Meilen südlich von Ḳarn el Manâzil. »Zellâla ist ein hoher Gebirgspass mit steilem Abstieg, und durch diese hohle Gasse mussten alle südarabischen Karawanen kommen, es gibt keinen anderen Weg nach der Tihâma,« sagt er (S. 509) und glaubt damit den engen Weg gefunden zu haben, auf welchem der Weihrauch durch das Minäergebiet geführt wurde. Er vergisst ganz, dass die Stelle lautet: attingunt regionem thuriferam et Minaei, pagus alius, per quos evehitur uno tramite angusto, dass der enge Weg sich also in demjenigen Gebiete der Minäer befinden muss, welches der Weihrauchregion benachbart war. Nicht minder übersieht er die Fortsetzung dieses Weges. Plinius sagt doch ausdrücklich, aller Weihrauch werde auf Kamelen nach Sabota gebracht und dürfe nur über Thomna durch das Gebanitenland ausgeführt werden. Wenn dem so ist, dann gingen die Karawanen offenbar von Mahra auf einem engen Wege, also wohl in einem Flussbett (im Wâdî Ḥadhramaut, oder noch wahrscheinlicher im Wâdi Khasmôt, möglichenfalls auch längs der von Sprenger nach Ibn Mudjâwir mitgeteilten Strasse von Tzafâr in Mahra bis Schibâm in Ḥadhramaut, deren Bedeutung aber Sprenger ebenso entging, wie dem Ibn Mudjâwir, welchem der gelehrte Arabist in § 257 der »Alten Geographie Arabiens« vorwirft, dass er keine Idee von dem Ursprung der längs dieser Strasse befindlichen Bautenüberreste gehabt habe) durch das minäische Gebiet, welches ja sowohl an Mahra als an Ḥadhramaut nach den Angaben des Plinius angrenzte, also zwischen beiden lag, zogen dann ziemlich genau westlich in die ḥadhramitische Hauptstadt Sabota (Schabwa) und von hier nach dem Gebanitenlande, das, wie ich feststellte, in der Gegend von Ta'izz lag. Erst von Thomna (= Dumnat Djabâ) gingen sie längs des Serât nach Norden. Wie man sieht, waren die Karawanen zu bedeutendem Umwege gezwungen: nach Ḥadhramaut und nach der Gebanitis. Von Mahra aber würde der direkte Weg nach dem Ḥidjâz und nach Aila über den Djauf oder noch östlicher führen, und so war es zweifellos in alter ma'inischer Zeit. Dass es zur Zeit des Plinius nicht mehr via Djauf ging, beweist, wie wenig damals die minäischen Weihrauchhändler zu sagen hatten. Die direkte Strasse wurde auch noch in der Zeit der klassischen Autoren, aber nur als Hinweg von Aelana nach Minäa benutzt. Nach Eratosthenes brauchten die Kaufleute von Aelana bis Minäa (hier Gegend zwischen Ḥadhramaut und dem Weihrauchland, also bis zum Weihrauchgebiet) 70 Tage. Hingegen sagt uns Plinius, dass von Thomna im Gebanitenlande bis Ghazza 65 Tagereisen waren. Die Länge der dritten Seite des Dreieckes, welches die Kaufleute zurückzulegen hatten, gibt uns Strabo an mit den Worten: »Die Gabäer (Gebaniter) gelangen nach Chatramotitis (Ḥadhramaut mit Mahra) in 40 Tagen. Ein Blick auf die Karte lehrt, dass diese Distanzen vollkommen stimmen. Der Hinweg nach Mahra stand also in der klassischen Zeit den Kaufleuten (wohl zumeist, wenn nicht ausschliesslich Minäer) frei; den Rückweg aber mussten sie über Sabota und Thomna nehmen. So noch zu jener Zeit, aus der die Nachrichten des Plinius, welcher bekanntlich häufig ältere Quellen benutzt hat, stammen. Um die Abfassungszeit des Periplus (zwischen 56 und 71 n. Chr.) war das schon ganz anders, da man damals Weihrauch schon an der Küste verladen konnte. Plinius ist überhaupt derjenige unter den alten Autoren, der sich am genauesten über den Weihrauchhandel orientiert zeigt; nur darf man in seine Worte nichts hineinlegen, was nicht darin enthalten ist, und darf nicht willkürlich an den Namen ändern und deuteln. So zum Beispiel fassen Mordtmann und Sprenger den einfachen geographischen Sachverhalt, welchen uns Plinius bietet, auch jetzt noch völlig verkehrt auf. Der erstere wundert sich, dass Plinius auf einmal von den Gebaniten dasselbe behauptet, wie an anderer Stelle von den Minäern, nämlich: dass der Weihrauch nur durch das Gebanitenland ausgeführt werden darf, und glaubt, die Ausdrücke Minäer, Gebaniter u. s. w. seien promiscue gebraucht, und Sprenger entgegnet ihm schlagfertig, dass hier Minäer offenbar ein lapsus calami für Kattabanen sei, weil diese zur Zeit des Eratosthenes — als ob es sich um die Zeit des Eratosthenes handelte! — Tamna bewohnten. Ist die Sache nicht völlig einfach, wenn wir alles so klar auffassen, wie es durch den Autor berichtet wird, nämlich: dass die Karawanen der Reihe nach minäisches Gebiet (vom Weihrauchgebiete bis an die ḥadhramitische Grenze), dann ḥadhramitisches (Sabota), und schliesslich gebanitisches durchschritten? Freilich fällt dann die hohle Gasse von Ria Ezellala weg, da der enge Weg nur eines der Wâdis zwischen Ḥadhramaut und Mahra oder die bereits erwähnte Strasse zwischen Tzafâr und Schibâm sein kann. Diese Strasse dürfte im wesentlichen längs des Wâdi Khasmôt führen, dann ins Wâdi Ḥadhramôt übergehen und von hier nach Sabota (Schabwa), in der That der bequemste und direkteste Landweg von Mahra nach Schabwa.

Wir haben also als Resultat: die Minäer der Klassiker sind wohl dem Namen, aber nicht der Zeit nach identisch mit den Ma'initern der Inschriften. Die Ma'initer waren die ältesten Weihrauchhändler, traten aber die Hegemonie an die Sabäer ab. Der Name der immer mehr herabgekommenen Ma'initer aber blieb ihren Nachkommen bis zur Zeit des Claudius Ptolemäus, vielleicht auch noch einige

Digitized by Google

Zeit nachher. Irgendwelche Macht aber hatten sie längst nicht mehr[1]).

Die brasilianische Paranatinga-Expedition.

Die Expedition zur Erforschung des Paranatinga, welche von der Geographischen Gesellschaft in Rio de Janeiro veranlasst worden ist, hat laut Nachrichten aus Pará vom Oktober dieses Jahres einen wenig glücklichen Verlauf genommen. Der Paranatinga, früher als ein linker Nebenfluss des Schingú betrachtet, ist ein rechter Nebenfluss des nächsten westlichen Nachbarn des Schingú, des Tapajoz, und identisch mit dem im Mittellauf des Tapajoz einmündenden Rio S. Manoel. Eine Expedition zur Erforschung des Flusses ist bereits am Anfang des Jahrhunderts von dem brasilianischen Offizier Peixoto gemacht worden; die von dieser Reise herrührenden Notizen, die eine lange Zeit überhaupt vergessen und von dem um die Geographie der Provinz Mato Grosso sehr verdienten Baron Melgaço wieder ausgegraben worden waren, erschienen in geographischer wie ethnographischer Beziehung äusserst unzureichend; es war deshalb eine Wiederholung der Flussfahrt ein um so dringenderes Bedürfnis, als die Kenntnis der Eingeborenen des Paranatinga wichtigste Aufschlüsse versprach. Die beiden Schingú-Expeditionen von 1884 und 1887 haben von dem Gebiet zwischen Cuyabá und dem Paranatinga, den sie zweimal bei dem Dorfe der zahmen Bakaïrí und einmal weiter oberhalb passiert haben, drei verschiedene Itinerare heimgebracht; besonders auf der zweiten Expedition wurde das Quellgebiet des Paranatinga in seinem südöstlichen Teile genauer studiert und kartographisch festgelegt.

Die Geographische Gesellschaft in Rio betraute im Mai 1888 mit der neuen Untersuchung des Paranatingalaufes die Herren Hauptmann Antonio Lourenço Telles Pires, und Lieutenants (heute Hauptleute) Augusto Ximeno de Villeroy, Oscar de Oliveira Miranda und José Carlos da Silva Telles. Dieselben reisten von Rio im Juni 1888 nach Cuyabá, organisierten dort die Expedition und brachen am 21. September zu den Quellen des Paranatinga auf. Im Dezember erschienen sie aber wieder in Cuyabá, durch die Regenzeit zurückgetrieben.

Es sei hier eingeschaltet, dass die Trockenzeit in diesem Teile des Mato Grosso von Mai bis Ende September gerechnet wird; selbstverständlich heisst es eine der besten Chancen des Erfolgs aus der Hand geben, wenn man nicht diese gute regenlose Periode für die Reise ausnutzt. Man kann in der Regenzeit zurückkehren, wie die zweite Schingú-Expedition gezeigt hat; eine kleine Gesellschaft von drei oder vier Personen, die fieberfest ist und nach Indianerart zu leben weiss, könnte vielleicht auch beim Beginn der Regenzeit aufbrechen, aber eine Expedition von einigen zwanzig Leuten darf dies unter keinen Umständen thun: Fieber, Transportschwierigkeiten und Hunger — denn in den angeschwollenen Flüssen ist der Fischfang sehr unsicher — werden gewaltige Hindernisse bilden, die man auf dem Rückweg zu überwinden vermag, weil man muss, die auf dem Hinweg aber die besten Kräfte für nichts und wieder nichts zum Beginn aufzehren. Krankheit zwang denn auch die Herren Villeroy und Silva Telles, schon jetzt nach Rio heimzufahren.

Erst am 22. Juli 1889 — eine Woche früher als 1887 bei der durch die Cholera aufgehaltenen Schingú-Expedition — erfolgte der Ausmarsch von Cuyabá. Die Expedition setzte sich aus 26 Personen zusammen, — dem Hauptmann Telles Pires, dem Lieutenant Oliveira Miranda, einem Sergeanten, 20 Soldaten und drei »Kameraden«. Vom 2. August bis 16. September hielt man sich in der Fazenda S. Manoel in dem Paranatinga-Quellgebiet (einige vierzig Leguas von Cuyabá) auf, um Boote zu bauen. Am 16. September begann die Fahrt. In dem 20 Leguas entfernten Porto de Cima, einem Dorf der zahmen Bakaïrí, wo man vom 5. bis 9. Oktober verweilte, wurden zwei Indianer zur Begleitung übernommen; man kam ohne Schwierigkeiten am 27. Dezember bei dem »Salto das Sete Quedas« (den »sieben Fällen«) an, der ungefähr 200 Leguas von dem Bakaïrídorf entfernt sein soll.

Da alle Leute krank waren, war es unmöglich, die Boote über Land zu schaffen; man liess sie die Fälle hinabtreiben in der Hoffnung, sie unterhalb wieder erreichen zu können. Doch die Kanus wurden auf dem Wege zertrümmert, man musste neue bauen und verlor viele kostbare Zeit. Am 10. April 1890 setzte man die Reise fort in vier kleinen Kanus, von denen eins aus Jatobárinde war. Die Zahl von 28 Personen war bereits auf 12 zusammengeschmolzen!

Schon in einer Entfernung von vier Leguas traf man am nächsten Tage, dem 11. April, einen neuen Wasserfall, den »Salto Tavares«. Derselbe kostete einen Aufenthalt von drei Monaten! Man konnte die Boote nicht über Land transportieren und machte sich daran, solche aus Rinde herzustellen, hatte aber Mühe, die geeigneten Bäume zu finden. Hier starb der Führer der Expedition, Hauptmann Telles Pires, am 3. Mai an Fieber und Hämaturie.

Am 13. Juli fuhr man ab, und am selben Tage ertranken zwei Leute in einer Stromschnelle. Man verlor wieder Kanus und musste neue machen; es war nötig, dass einige Leute zum »Salto Tavares« über Land zurückgingen, um einige dort verbliebene Beile zu holen. Vier Personen starben noch während des neuen Aufenthalts, der bis zum 7. August dauerte. An diesem Tage kam Hilfe an, die von der Mündung des Tapajoz entgegengeschickt war; nur wenige Schnellen waren noch zu passieren. Unterhalb der letzten Tapajoz-Katarakte erwartete sie eine Schaluppe der Amazonasflottille.

Von dem Einschiffungsort am Paranatinga bis zum Salto Tavares werden ungefähr 250 Leguas und von da bis zur Tapajozmündung etwa 40 Leguas angenommen. Der Fluss besitzt vier grosse Fälle, wo die Boote nur auf dem Landweg befördert werden können, einige dreissig Katarakte und viele kleinere Schnellen.

Nach diesen vorläufigen Mitteilungen, welche durch Zeitungsberichte aus Pará geliefert werden und die auf den überlebenden Oscar de Miranda zurückgehen, ist ein reichhaltiges wissenschaftliches Material von der Paranatinga-Expedition nicht zu erwarten. Nichts ist bis jetzt über die Indianerstämme gemeldet, die man angetroffen hat. Dass von 28 Personen noch fünf oder sechs heimgekehrt sind, ist alles mögliche bei dieser Reise, die infolge teilweise wohl besonders unglücklicher Umstände, teilweise gewiss auch verhängnisvoller Fehler über ein Jahr gedauert hat.

[1]) Soeben, während ich den Druck korrigiere, erhalte ich die Nr. 45 der Revue critique vom 10. November, in welcher Halévy meine Ansicht über die Minäer mit den Worten zurückweisen zu können vermeint: »Diese Ausflucht (das hohe Alter der Minäer), im übrigen rein willkürlich(?!), verschwindet vor der Einen Thatsache, dass die Bedeutung der Minäer noch den griechischen und römischen Schriftstellern bekannt ist«. Nun, das nenne ich — bequem! Anderthalb Dutzend Gründe genügen nicht; man kommt immer wieder auf den Einen Einwand zurück und gibt sich gar nicht die Mühe zu sehen, ob dieser angebliche Einwand nicht geradezu eine Stütze meiner Theorie ist. Dass die griechischen und römischen Schriftsteller die Minäer als grosses Volk bezeichnen, welches nach Eratosthenes gleich den Sabäern, Kattabanern und Chatramotitern Monarchen (wohl nur Häuptlinge) hatte, beweist an und für sich nicht das Geringste gegen das aus den Inschriften und der Geographie hervorgehende hohe Alter ihres Reiches. Denn nichts hindert uns an der eventuellen Annahme, dass zur Zeit des Niederganges des sabäischen Reiches (infolge der inneren Wirren, welche beim Uebergang der Herrschaft von der Dynastie der »Könige von Sabâ« auf diejenige der »Könige von Sabâ und Raidân« eintraten, dann infolge des Emporkommens der sabäischen Vasallenstaaten von Ḥimjar und Ḥadhramaut u. s. w.) die Nachkommen der alten Minäer auch ihrerseits sich wieder aufzuraffen versuchten. Der Niedergang des Sabäertums fällt aber gerade in die Zeit der Autoren von Eratosthenes bis über Ptolemäus hinaus. Gelungen ist der Wiederaufschwung den Minäern, wie ich gezeigt habe, nicht; denn das Erbe des Sabäer-Reiches traten schliesslich die Ḥimjaren an (um 300 n. Chr.).

Litteratur.

Itinerare auf Lesbos von Heinrich Kiepert und Robert Koldewey. Hierzu zwei Karten. 1. Insel Lesbos, gezeichnet von H. Kiepert, 1:120000; 2. Verteilung der Vegetationsverhältnisse und des Bodenbaus der Insel Lesbos nach den Beobachtungen von R. Koldewey und H. Kiepert. 1:210000.

Digitized by Google

(Separatabdruck aus Koldeweys »Lesbos«). Berlin, Dietrich Reimer 1890. 66 Seiten, zwei Karten und ein Kärtchen.

Die besondere Anziehungskraft, welche hellenischer Boden im weitesten Sinne des Wortes gerade auf den deutschen Geist ausübt, hat in den letzten Jahrzehnten zu hervorragenden Forschungen nicht bloss auf historisch-archäologischem Gebiete, sondern ebenso sehr auf geographisch-naturwissenschaftlichem geführt, während zugleich die kartographische Festlegung des Landes als gemeinsame Grundlage aller dieser Bestrebungen von deutscher Seite besonders eifrig betrieben wird. Nur im Vorübergehen kann hier an Leistungen erinnert werden, wie die grundlegenden Arbeiten österreichischer Geologen, besonders des unvergesslichen Neumayr in Mittelgriechenland, und jüngst Philippsons Reisen im Peloponnes oder die kartographische Festlegung Alt- und Neu-Attikas durch den preussischen Generalstab, und namentlich H. Kieperts vielseitige Bemühungen zur Hebung der kartographischen Kunde Griechenlands und der Nachbarländer, die seinen Namen in dem jungen Königreich fast ebenso bekannt gemacht haben, wie in der deutschen Heimat. Als eine auffällige und doch wohlbegründete Erscheinung der jüngsten Zeit aber fesselt unsere Aufmerksamkeit die immer stärker hervortretende Vorliebe für die Erforschung der griechischen Inselwelt und die monographische Behandlung einzelner Inseln und Inselgruppen, deren Abgeschlossenheit und Eigenart in Verbindung mit ihrem geringen Umfange nicht nur der Erforschung ein gründliches Eindringen erleichtert, sondern auch eine abgeschlossene und abgerundete, geographisch allseitige Behandlung gestattet, überdies aber auch dem einzelnen Reisenden mit beschränktem Aufwande eine ziemlich vollständige kartographische Festlegung ermöglicht. Um von älteren verdienstlichen Arbeiten abzusehen, haben in den letzten Jahren die Untersuchungen auf den ionischen Inseln von Partsch in mustergültiger Weise gezeigt, wie wohl sich diesen Anforderungen nachkommen und in engem Rahmen das Bild eines abgerundeten Ganzen darstellen lässt: insbesondere für die Betrachtung der Besiedelung als Produkt des Zusammenwirkens von natürlichen und geschichtlichen Bedingungen ist diese Beschränkung auf ein abgeschlossenes und doch nicht isoliertes Gebiet erspriesslich. Diesen Arbeiten schliesst sich eine Reihe verwandter in würdiger Weise an, wie vor allem Oberhummers »Cypern«, dann Ehrenburgs »Milos«, Bukowskys »Kasos« und »Rhodos« u. a., die alle, mag nun auch die historische oder die geologische Seite mehr oder weniger beherrschend hervortreten, für die kartographische Kenntnis dieser Gebiete erspriesslich waren und meist selbst von guten Karten begleitet sind. In diese Reihe tritt jetzt Koldeweys Buch über Lesbos, dessen Itinerar und Karten uns nunmehr (nachdem Kiepert schon 1886 eine vorläufige Karte der Insel in neugriechischer Sprache hatte erscheinen lassen) zugleich im Sonderabdruck vorliegen, und zu welchem wir auch durch de Launays geologische Arbeiten in topographischer Hinsicht wohl nur wenige Ergänzungen mehr zu erwarten haben.

Diese Karten, durch welche Lesbos in die Reihe der bestbekannten Inseln der kleinasiatischen Küste eintritt, beruhen (ausser auf der englischen Seekarte) auf den Itineraren Kieperts 1841, 1886 und 1888 und Koldeweys 1885/86, welche in gedrängtem Auszuge beigegeben sind, wesentlich um künftigen Reisenden, die das Kartenbild vervollständigen wollen, eine bequemere Handhabe hierzu zu bieten. Aus demselben Grunde sind am Schlusse des Textes, die hauptsächlichsten Lücken in unserer Kenntnis der Insel zusammengestellt, worunter besonders die geringe Zahl von Höhenbestimmungen zu nennen wäre. Und wie auf der Karte Kleinasiens hat Kiepert auch hier in Zeichnung und Signaturen selbst jene scharfe Sonderung des Sicheren und Unsicheren, der Beobachtung und Erkundigung durchgeführt, die auf wissenschaftlichen Karten leider noch lange nicht allgemein ist. So zeigt uns das Kartenbild selbst mit einem Blick, was die Itinerare ausführlich erzählen, den grossen Umfang der Erforschungsthätigkeit beider Reisenden, durch die besonders die Bodenplastik der Insel verständlich gemacht worden ist. Eine willkommene Ergänzung bietet die zweite Karte, die in allgemeinen Zügen die Verteilung von Getreidebau, Fruchtbäumen, Wein, Oliven, Eichen, Nadelholz und kahlem Boden vorführt, somit mittelbar von der Besiedelungsgeschichte und den Besiedelungsverhältnissen erzählt, zugleich aber auch (wie z. B. der Gegensatz des östlichen Fichtenwaldes zur kahlen Westhälfte der Insel zeigt) Einblicke in die Bodenverhältnisse gewährt. Als drittes Kärtchen ist die Umgebung Mytilinis in 1:80000 dargestellt und darauf die Lokalnamen nach Angaben von Dr. A. Candargy eingetragen. Kehren wir zur Hauptkarte zurück, welche auch die Reste des Altertums sorgfältig verzeichnet und die Beziehung der Insel zum benachbarten Festlande durch die Eintragung von Isobathenlinien bezeichnet, so vermissen wir daran keinen der bekannten Vorzüge Kiepertscher Darstellung; dagegen wird uns die Auffassung der orographischen Verhältnisse hier bedeutend leichter gemacht, als auf manchen anderen Karten desselben Verfassers. Die Ausstattung ist wohlgelungen, und so lässt sich erwarten, dass diese erste vollständigere Karte von Lesbos nicht nur dem wissenschaftlichen Reisenden, für den sie vor allem bestimmt ist, sondern auch weiteren Kreisen herzlich willkommen sein wird. Sieger.

Fr. v. Hellwald, Die Welt der Slawen. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1890.

Der durch zahlreiche Schilderungen und Schriften kulturgeschichtlichen Inhalts rühmlichst bekannte Verfasser entwirft in der vorliegenden Publikation ein wohlgelungenes, frisches Bild des Lebens und Treibens der slawischen Völker vom Altertum an bis auf unsere Zeit. Den reichen Inhalt des die Kulturgeschichte bereichernden wertvollen Werkchens auch nur in Umrissen zu skizzieren, würde über den Rahmen hinausgehen, der uns zur Verfügung steht; der Name des Autors bürgt an und für sich schon für dessen Wert. Wir begnügen uns daher mit einer Aufzählung der einzelnen Kapitel.

Beginnend mit der geographischen Ausbreitung und Einteilung der heutigen Slawen (Kapitel I), zeichnet der Verfasser sodann (Kapitel II) in gedrängten, aber recht charakteristischen Zügen die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Idiome dieses mächtigen Völkerkomplexes. Des weiteren geht er auf die slawische Vorzeit und die erste Verbreitung der Slawen in Mitteleuropa ein (Kap. III und IV). Des Verfassers Auffassung lässt sie im Herzen Deutschlands schon zu einer Zeit ansässig erscheinen, wo nach dem allgemein verbreiteten Urteile der vorgeschichtlichen Forscher noch nicht daran zu denken ist. Denn der (gewiss mit Vorbehalt aufzunehmende) Fund »einer römischen Fibel aus der Zeit Tibers in einem unbestreitbar (? Refer.) slawischen Grabe an der Elbe« (S. 49) ist unserer Ansicht nach kein genügender Beweis dafür, dass schon damals Slawen dort ansässig gewesen sein müssen. — Die Frage nach den anthropologischen Eigenschaften der slawischen Völker (Kapitel V), mit deren Ausführung wir im grossen und ganzen übereinstimmen, ist leider etwas zu stiefmütterlich behandelt worden. Mit Recht betont der Verfasser dagegen, dass nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft von einer Reinheit der europäischen Rassen nicht mehr die Rede sein kann. Ebensowenig wie die Russen unter sich, bieten die Slawen des übrigen Europa ein somatisch einheitliches Gepräge. Der Verfasser kommt zu dem berechtigten Schlusssatz, dass geradeso wie unter den Germanen und Romanen, auch unter dem Gesamtnamen Slawen ganz verschiedene Rassen zu verstehen seien. Es leuchtet somit ein, dass die viel gepriesene Einheit des Slawentums nur in der überhitzten Phantasie besteht. — Im VI. Kapitel macht uns der Verfasser mit dem Naturell und den socialen Einrichtungen der Slawenvölker im allgemeinen bekannt: mit den geistigen und moralischen Eigenschaften, den gesellschaftlichen Zuständen, dem Familienleben, der Wohnung, Tracht, Nahrung und Hausindustrie und nicht zuletzt den Volkssitten, der Religion und Volksdichtung. Einzelnen der aufgeführten Punkte widmet der Verfasser sodann ausführliche Kapitel (VII—XV), die uns in fesselnder, anmutiger Darstellung, wie wir es schon aus früheren Schriften her gewohnt sind, die Welt der Slawen im farbenreichen Lichte vorführen.

Das Werk ist vom Verleger aufs beste ausgestattet.

G. Buschan.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 49. **Stuttgart, 8. Dezember 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Mount Hood. Von C. A. Purpus in Illinois. (Schluss.) S. 961. — 2. Das Recht im Völkerleben. Von Moritz Alsberg. S. 965. — 3. Die geographische Verbreitung der Flussmuscheln. Von Dr. H. v. Ihering in Rio Grande do Sul. (Schluss.) S. 968. — 4. Neue Ausgrabungen auf der Römerburg in der Nordpfalz. Von Dr. C. Mehlis. S. 973. — 5. Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis. (Fortsetzung.) S. 976. — 6. Der geologische Bau Rumäniens. Von Professor A. Rzehak in Brünn. S. 978. — 7. Litteratur. (A. de Quatrefages.) S. 979.

Der Mount Hood.

Von C. A. Purpus in Illinois.

(Schluss.)

Die Sonne hatte beinahe den Horizont erreicht, als wir ohne zu grosse Ermüdung oben anlangten. Scheinbar in Steinwurfsweite erhob sich der elegant aufgebaute Schneeberg, dessen zierliche Spitze, von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet, hoch in den dunkelblauen, von keinem Wölkchen getrübten Himmel hinaufragte. Je mehr die Sonne sich zum Untergang neigte, desto röter färbten sich die Schneegewänder des Berges und strahlten wie von bengalischem Feuer übergossen. Als die Sonne unter den Horizont hinabgetaucht war, begannen sich die Schatten der Nacht auf die unteren Partien des Berges herabzusenken, während der schneebedeckte Gipfel noch in feuerrotem Lichte erglänzte. Doch nur noch kurze Zeit, und der herrliche Berg hüllte sich ganz in fahles Blaugrau. Seine Konturen wurden undeutlich und verschwammen schliesslich fast ganz mit dem dunkeln Nachthimmel. Am nächsten Morgen, es war an einem Sonntag, beschloss ich eine Besteigung des Mount Hood allein zu unternehmen. Der Tag graute, als ich die Zelte verliess. Ringsum herrschte lautlose Stille, eine rechte Sonntagsstille. Kein Windhauch bewegte die Gipfel der Tannen, welche die Zelte umstanden. Es war einer der schönsten Morgen, die ich jemals im Hochgebirge verbracht habe. Der Himmel war vollständig klar, und die Luft von Tannenduft erfüllt. Als ich die Baumgrenze überschritten hatte, präsentierte sich mir die Spitze des Mount Hood, übergossen von den Strahlen der aufgehenden Sonne, während auf den unteren Partien des Berges noch die Schatten der Nacht gelagert waren. Ich stieg an einem kleinen klaren Gebirgsbach bergaufwärts über hübsche blumendurchwirkte, saftig grüne Rasenpartien, durch welche sich kleine Wasseradern hindurchschlängelten. Die Ufer der kleinen Wässerchen wurden von prächtigen alpinen Weiden umsäumt, denen sich Bryanthus empetriformis, verschiedene Senecien und Synthyris rubra anschlossen. Die Rasenflächen bedeckten eine kleine blau blühende Aster, Lupinus, Saxifragen, Rumexarten, dann Oxyria digyna, welche auch in unseren Alpen heimisch ist, und Anemone occidentalis. Nach anderthalbstündigem Steigen hatte ich den mit spärlichem Graswuchs bewachsenen und mit einer prächtigen Alpenflora durchstickten sanft geneigten Abhang erreicht, welcher sich bis zum Eliotgletscher hinanzieht, und wo die letzten Reste der Baumvegetation in Gestalt verkrüppelter Exemplare von Pinus albicaulis und Tsuga Pattoniana bis fast zur Grenze des ewigen Schnees hinanreichen. Die westliche Balsamtanne (Abies subalpina) hatte mich schon etwa 300 Fuss unterhalb dem Standort der genannten Koniferen verlassen. Dieselbe ist, wie schon erwähnt, neben Pinus albicaulis, Tsuga Pattoniana, Juniperus alpina und Larix Lyalii die einzige Konifere, welche die Baumgrenze überschreitet. — Als ich die Höhe des Eliotgletschers erreicht hatte, wandte ich mich nach links und befand mich nach einstündigem Steigen auf dem grossen Firnfeld, welches den östlichen Abhang des Berges in einer Breite von 1 Meile bedeckt. Dasselbe dürfte eine Länge von etwa 3 Meilen haben, fällt nach Osten ziemlich steil ab und endet in einen kleinen Gletscher, welcher fast senkrecht auf ein Geröllfeld abstürzt. Dem Schneefeld entsteigt nach vorn rechts, fast senkrecht, der aus graugelben Trachytfelsen aufgebaute Gipfel des Berges, dessen stark verwitterte und zerklüftete Grate sich in scharfen Konturen von den kleinen Schneefeldern abheben, welche sich zwischen diesen hinanziehen. Der Gipfel setzt sich nach Süden in einen schroffen, von dachjähen Schneefeldern bedeckten

Digitized by Google

Grat fort, welcher von einer riesigen Felsmasse, die wie ein Riff aussieht und senkrecht auf das Firnfeld abfällt, überragt wird. Diesen Grat musste ich auf einem möglichst gangbaren Wege zu erreichen suchen, da der Berg von der Nordseite aus nicht bestiegen werden kann. Das Firnfeld war an gewissen Stellen von Steinen und grösseren Felsmassen bedeckt, welche von den Felswänden der Spitze und des erwähnten Grates herabgestürzt zu sein schienen: ein Zeichen, dass der Zahn der Zeit stark an dem aus leicht verwitterndem Trachyt, Basalt und Tuffgestein aufgebauten Berge zu nagen scheint. Manchmal liess sich von den Felswänden des Berges herab ein unheimliches Krachen vernehmen, und ich erwartete jede Minute einen Felsblock meinen Weg kreuzend herabstürzen zu sehen. Als ich wieder eine kleine Strecke weiter gewandert war, lösten sich einige kleine Felsbrocken oben los und fuhren sausend an mir vorüber, ohne mich zu treffen. Die Steigung des Firnfeldes war anfangs gering, das Feld wurde jedoch nach und nach steiler, und plötzlich verlegte mir eine Reihe von Ost nach West verlaufender Spalten den Weg. Als ich die oft mehrere Fuss breiten Spalten sich vor mir öffnen sah, glaubte ich bereits am Ende meiner Fahrt auf den Mount Hood angelangt zu sein. Doch die Sache erwies sich bei näherer Besichtigung nicht so bedenklich, da die Spalten teils übersprungen, teils umgangen werden konnten, was allerdings oft nur durch einen weiten Umweg zu bewerkstelligen war. Beim Ueberspringen der Schründe hat man oft grosse Vorsicht zu gebrauchen, da der Schnee, welcher am Rande derselben aufgehäuft ist, überhängt; tritt man deshalb zu nahe an die Spalten heran, so läuft man Gefahr, hinabzustürzen. Nachdem ich diese etwas gewagte Partie des Schneefeldes hinter mir hatte, ging es in südlicher Richtung steil bergan. Um nicht auszugleiten und in einen der unter mir sich öffnenden Schründe zu stürzen, stieg ich in Zickzackwindungen aufwärts und kam auf diese Weise ohne grosse Schwierigkeiten und sicher zu einem abschüssigen Geröllfelde, welches sich am südöstlichen Abhang des Grates hinaufzog. Das Geröllfeld wurde oben links von übereinander aufgetürmten, grotesken und zerklüfteten, stark verwitterten Tufffelsen, rechts von einem sehr steilen Schneefelde begrenzt. Da das Schneefeld zu steil war, um ohne Gefahr des Ausgleitens daran hinaufsteigen zu können, wählte ich den Weg über die Tufffelsen, welche mir vermöge ihrer rauhen Beschaffenheit einen sicheren Halt gewährten. Das Erklettern der Felsen konnte nur mit Hilfe der Hände bewerkstelligt werden und ging daher äusserst langsam von statten, und so erreichte ich erst nach mehrstündigem Steigen das oben sanft gewölbte Schneefeld, welches sich an die Tufffelsen anlehnt und bis zu dem Grate, den ich schon mehrfach erwähnte, hinaufzieht. Ich gelangte von hier aus sicher und ohne grosse Mühe bis zur Schneide des Grates. Als ich um eine Felsgruppe herumstieg, fühlte ich plötzlich eine sonderbare Wärme an meiner Hand und zog dieselbe etwas überrascht zurück. Als ich die Sache untersuchte, bemerkte ich eine kleine runde Oeffnung, welcher ein heisser Luftstrom, gemischt mit Wasserdampf, entströmte, der durch die vulkanische Thätigkeit des Berges erzeugt wurde. Der Dampf war vollständig geruchlos und verdichtete sich auf meiner Hand zu Tropfen, die ganz geschmacklos waren. Die Temperatur des Dampfes war derjenigen des Dampfes von siedendem Wasser gleich. Ich hielt die Hand in die Oeffnung, musste dieselbe jedoch bald wieder herausziehen, da ich sie mir sonst verbrannt hätte. Je höher ich an dem Grate hinaufstieg, desto zahlreicher wurden die vulkanischen Löcher und Spalten, aus denen heisse Dämpfe hervorkamen. Die Oeffnungen wechselten sehr an Grösse und Umfang; während einige kaum grösser waren als ein Mausloch, betrug der Umfang anderer 4—5 Fuss. Am Rande einiger der Spalten hatte sich eine spärliche Kryptogamenflora angesiedelt, welche aus einigen wenigen Moosen und Algen bestand. Die grösste der Spalten befand sich in der Nähe des höchsten Punktes des Grates. Der Durchmesser derselben mochte etwa 5 Fuss betragen, während ihre Länge etwa 10 Fuss sein mochte. Man konnte bequem in dieselbe hinabsteigen und sich darin auswärmen, falls man das Bedürfnis hierzu fühlte. Die Spalte war von wild zerklüfteten Felsen umgeben, welche sich sehr stark auf das senkrecht in der Tiefe befindende, mit vielen Spalten durchzogene Schneefeld hinüberneigten und aller Wahrscheinlichkeit nach bald hinabstürzen werden. Das Schneefeld, welches den ehemaligen Krater des Mount Hood ausfüllt, gewährt, von oben aus gesehen, einen schauerlich schönen Anblick. Es wird im Halbkreis von wild zerklüfteten und zerrissenen, senkrecht emporstrebenden Felsen umgeben, welche wohl einst die Wände des Kraters gebildet haben mochten. Nach Norden entsteigen ihm die senkrechten Felswände des Hauptgipfels.

Wenige Schritte oberhalb der erwähnten Spalte fand ich den Boden auf eine Strecke von etwa 20 bis 30 Fuss Länge durch die vulkanische Thätigkeit des Berges bis auf etwa + 40—50° C. erwärmt. Die Wärme war sehr deutlich durch meine dicksohligen Bergschuhe wahrzunehmen. Der Boden, welcher aus einem rotgelben Konglomerat, welches stark schwefelhaltig zu sein schien, bestand, war mit einer Menge kleiner Löcher, Ritzen und Spalten durchzogen, denen heisse Dämpfe entströmten, welche von Wasser gebildet wurden. Ein kleines Schneefeld lehnte sich an den unteren Rand dieser Stelle. Dasselbe war oben stark abgeschmolzen, und zwar jedenfalls hauptsächlich durch die vulkanische Wärme, welche mir intensiv genug zu sein schien, um jede grössere Schneeanhäufung längs des Kammes auch im Winter zu verhindern. Keiner der Oeffnungen, welche ich bis jetzt untersucht hatte, entströmten

Digitized by Google

Schwefeldämpfe, dagegen brachte eine von Westen kommende Windströmung Schwefeldämpfe mit, welche zeitweise die ganze Atmosphäre erfüllten. Namentlich stark war der Geruch von Schwefelwasserstoff am Rande der Felswände wahrzunehmen, welche den eingestürzten Krater des Berges umgeben, und es schien mir hier die vulkanische Thätigkeit am intensivsten zu sein. Als ich eine Felswand, welche an der Westseite des Berges senkrecht dem schon erwähnten Schneefelde entsteigt, mit den Augen überflog, sah ich leichte weisse Dampfwölkchen aus einer zerklüfteten Felsgruppe aufsteigen, welche sich in der Luft rasch auflösten; dieselben wurden aller Wahrscheinlichkeit nach von heissem Wasserdampf gebildet.

Gegen zwei Uhr nachmittags hatte ich den höchsten Punkt des Kammes erreicht, welcher einen von vulkanischen Trümmern bedeckten Kegel bildet. Dicht vor mir erhob sich die höchste Spitze des Berges, welche von dieser Seite aus unbesteigbar zu sein schien, da die Felsen, aus denen sich dieselbe aufbaut, viel zu schroff und steil sind, um ohne Lebensgefahr daran emporklettern zu können. Die Höhe des Gipfels vom Grate aus mochte etwa 1500 Fuss betragen, während der Berg selbst nach häufigen Messungen etwas über 11000 Fuss über den Spiegel des Stillen Ozeans emporsteigen soll. Die Meereshöhe ist in Petermanns Karte zu 12225 Pariser Fuss angegeben, und ich glaube, dass diese Angabe zutrifft. Die Temperatur war im Vergleich zur Höhe meines Standortes, welche zwischen 9000 bis 10000 Fuss betragen mochte, sehr mild und dürfte nach meiner Schätzung etwa + 15° C. betragen haben. Vermutlich wirkt die vulkanische Wärme mit, die Temperatur zu erhöhen. Der Gipfel des Mount Hood, welcher in einen schneebedeckten Kegel ausläuft, der von verschiedenen Seiten aus gesehen unbesteigbar zu sein scheint, soll schon mehrmals bestiegen worden sein und zwar von der Westseite aus, was ich jedoch um so mehr bezweifle, als die Yankees keine grossen Verehrer vom Besteigen hoher Bergspitzen sind, ausser es sei denn, dass Goldminen oben zu finden wären. Der Grat, auf dem ich mich befand, ist jedoch schon öfters erstiegen worden. Ich fand an einem glatten Felsen die Anfangsbuchstaben der Namen zweier Besucher in das Gestein eingemeisselt, also tout comme chez nous!

Die Aussicht war sehr grossartig und schier unermesslich. Dieselbe dürfte jedoch auf der Spitze, welche nach Norden zu alle Fernsicht verdeckt, noch weit ausgedehnter und grossartiger sein. Gegen Westen sah man über waldbedeckte Berge weit in das schöne Willamettathal hinein, durch welches sich der Fluss gleichen Namens wie ein Silberstreifen hindurchwindet, und an dessen Mündung in den Columbia die Stadt Portland liegt, die man ganz deutlich übersehen konnte. Das Auge folgte dem mächtigen Strome bis da, wo er sich in den Stillen Ozean ergiesst, dessen blaue Wasserfläche deutlich hinter dem dunkel bewaldeten Küstengebirge sichtbar war. Tief unten am westlichen Fusse des Berges ruhte der kleine Hood-See in idyllischer Wald- und Gebirgseinsamkeit, dessen von keinem Windhauch bewegter blauer Wasserspiegel einen angenehmen Kontrast bildet zu der uns umgebenden Wildheit des Hochgebirges. Wohlgefällig ruht das Auge auf diesem reizenden Bilde voll Anmut und Lieblichkeit. Nach Süden überblickt man ein Meer von dunkelbewaldeten Bergen und Hügeln, welche von prächtigen Thälern durchschnitten und von einer Reihe schneebedeckter Gebirgsstöcke, wie denen des Mount Jefferson, der dreigipfeligen Gebirgsgruppe der Three sisters, des Mount Thiessen u. s. w., überragt werden, welche die Reihe der vulkanischen Erhebungen der Kaskaden bis zur Grenze von Kalifornien fortsetzen. Gegen Osten schweift der Blick über zahllose Hügel und Bergketten, welche von engen Thälern durchbrochen sind und sich bis zur Wüstenregion des östlichen Oregon und Washington fortsetzen, wo sie sich in der trockenen trostlosen Ebene verlieren, die den fernen Horizont begrenzt. Um den Berg zieht sich ein Mantel dunkler Koniferenwälder, welche nur gegen Süden und Südwest von grösseren Grasflächen unterbrochen sind, die durch ihr freudiges Grün einen angenehmen Gegensatz zu dem dunkeln Tannengrün bilden. Auf die Wälder folgen spärlich beraste Abhänge, unterbrochen von mächtigen Geröllhalden und durchzogen von tiefen Einsenkungen und Schluchten, in denen kleine Bäche hinabrinnen, welche ihre Nahrung von den Schneefeldern und Gletschern des Berges erhalten, die die letzten und höchsten Regionen des Berges einnehmen. Nach etwa einstündigem Aufenthalt in dieser luftigen Region begab ich mich auf den Rückweg. Als ich mich der grossen, schon erwähnten Spalte näherte, kam ein Eichhörnchen hervor, blieb einen Moment sitzen und verschwand in einer Felsenritze. Das Eichhörnchen war das einzige lebende Wesen, welches ich in dieser Höhe antraf, und es ist mir vollständig rätselhaft, was das kleine Tier hier herauf getrieben haben mochte, besonders da nirgends Nahrung zu finden ist.

Als ich an dem steilen Schneefeld anlangte, welches ich beim Aufstieg umgehen musste, überlegte ich längere Zeit, ob ich an demselben hinabgleiten oder dasselbe wie am Morgen umgehen sollte. Nach langem Ueberlegen entschied ich mich für das erstere und fing an, auf meinen Bergstock gestützt, hinabzugleiten. Die Geschwindigkeit, mit welcher ich hinabfuhr, war ziemlich bedeutend, und nach etwa 15 Minuten stand ich auf dem Geröllfelde, von dem aus ich am Morgen den Aufstieg über die Felsen begonnen hatte. Bevor der Abend hereinbrach, hatte ich die Zelte erreicht, wo ich meinen Begleiter, staunend über meine allein vollführte Mount Hood-Besteigung, vorfand. Das prachtvolle Sommerwetter, welches unsere Tour nach dem

Digitized by Google

Mount Hood auszeichnete, verlockte mich am nächsten Morgen, die verschiedenen rasenbedeckten Felsgruppen, welche sich wie grüne Inseln aus den Schneefeldern am nordwestlichen Abhang des Mount Hood erheben, zu besuchen. Ich fand daselbst einen prächtigen hochalpinen Flor, welcher wie alle Alpenblumen in den buntesten Farben glühte.

Die Felsen bedeckten die moosartigen Polster der auch in den Alpen häufigen Silene acaulis neben einer prächtigen kleinen Phlox, die mit zahllosen kleinen, meist violetten Blümchen, welche einen herrlichen Duft verbreiteten, übersäet waren. In dem Geröll wuchsen mehrere prächtige Eriogonum mit gelben und weissen Blütendöldchen, eine nur wenige Centimeter hohe alpine Varietät von Achillea Millefolium, Solidago humilis, var. nana von sehr zierlichem Wuchse im Verein mit reizenden kleinen, gelb und weiss blühenden Antennarien, Anemone Drummondi und einigen zerstreuten Grasbüscheln alpiner Gramineen, wie: Phleum alpinum, Poa alpina und Festuca spec. Ein kleines, zu Thal rinnendes Wässerchen war von verschiedenen kleinen, prächtig blühenden Erikaceen eingefasst, die sich aus Bryanthus empetriformis — welche in diesen Regionen unsere Alpenrose ersetzt —, Bryanthus glanduliflorus und Cassiope tetragona zusammensetzten. Einige Koniferen, welche die letzten versprengten Vorposten der Baumregion bildeten, hatten in dem zerbröckelnden Gestein einer nahen Felswand Posto gefasst. Es war die schon mehrfach erwähnte, nur die alpine Region bewohnende Pinus albicaulis und Tsuga Pattoniana in Gesellschaft des auch in den Alpen häufigen Zwergwacholders (Juniperus communis var. alpina). Der Gletscher bot, von dieser Seite aus gesehen, einen grossartigen Anblick. Mächtige Spalten von 6—10 Fuss Breite durchzogen denselben. Im Innern der Schlünde gurgelte und rauschte es. Manche waren mit Geröll ausgefüllt, und in anderen lagen mächtige Felsblöcke eingekeilt, welche man jeden Augenblick in den Schlünden verschwinden zu sehen glaubte. Ich hatte Mühe und Not, als ich den Rückweg antrat, mich ungefährdet aus diesem Labyrinth von gähnenden Schründen herauszuarbeiten. Von einem Schäfer, der mir beim Ueberschreiten des Gletschers begegnete, hörte ich, dass im verflossenen Jahr ein Reiter samt Pferd in eine der Spalten gestürzt sei. Der Mann konnte sich retten, während das Pferd elend zu Grunde ging.

Als ich am folgenden Tage, 24. Juli, in Gesellschaft meines Begleiters nochmals den Mount Hood erstieg, war das Wetter bedeutend kühler. Der Schnee war von ziemlich harter Beschaffenheit, und die verschiedenen mit Wasser angefüllten Vertiefungen auf dem Gletscher waren mit einer dünnen Eiskruste bedeckt. Wir waren auch diesmal vor Sonnenaufgang aufgebrochen. Da unser Wirt samt seiner Ehehälfte noch in Schlummer lag, so hatte ich mich in die Küche auf die Suche begeben und bald verschiedenes Essbares gefunden, welches unser Frühstück bilden sollte. Bei einer klaren Quelle wurde Halt gemacht, rasch ein kleines Feuer angezündet und der Thee bereitet, zu dem wir die mitgebrachten Mundvorräte verzehrten und nach dessen Einnahme wir rüstig bergauf schritten.

Als wir den Gletscher überschritten, sah ich plötzlich über der Spitze des Berges sich eine kleine weisse Wolke bilden, welche, nachdem sie über den Gipfel weggezogen war, rasch verschwand. Der ersten Wolke folgten in rascher Aufeinanderfolge noch mehrere andere, die ebenso rasch wieder verschwanden. Der Himmel war dabei vollständig klar und wolkenlos. Die kleinen Wolken wurden aller Wahrscheinlichkeit nach von den Wasserdämpfen gebildet, welche den zahllosen Spalten und Ritzen auf der vulkanischen Seite des Berges entströmen. Wir überschritten mit Leichtigkeit das grosse Schneefeld, auf dem man wenig oder gar nicht einbrach, und stiegen von dem erwähnten Geröllfelde aus über die Tufffelsen zum Grate hinauf, den wir ohne Unfall fast um die nämliche Zeit erreichten, zu welcher ich am Sonntag dort anlangte. Die Temperatur war um ein bedeutendes kühler, als ich sie kurz vorher angetroffen hatte. Wäre nicht die Sonne gewesen, welche ihre heissen Strahlen vom wolkenlosen Himmel herabsandte, und die vulkanische Wärme aus dem Innern des Berges, so würde uns die Kühle bei unserer dünnen Sommerkleidung ziemlich empfindlich geworden sein. Mein Begleiter, der sich hauptsächlich auf das Sammeln von Gefässkryptogamen verlegte, sammelte die an den vulkanischen Oeffnungen wachsenden Moose, von denen ich schon bei der ersten Mount Hood-Fahrt eine hübsche Anzahl zu Thal gebracht hatte, während ich an einer nahen, stark verwitterten Felswand kleine Krystalle einer Calciumverbindung auflas, welche aus dem weissen zerbröckelnden Gestein herausfielen. Die Aussicht war noch klarer als am Sonntage vorher. Als wir den Rückweg antraten, wurden unsere Namen auf einem Zettel einer Konservenbüchse übergeben und zwischen das Gestein am Rande der grössten Spalte geschoben. Der Abstieg über das schon mehrfach erwähnte Schneefeld stellte sich als sehr schwierig heraus. Da der Schnee durch die Sonne nur an der Oberfläche etwas erweicht, nach innen aber hart und schlüpfrig war, so lag die Gefahr des Ausgleitens ziemlich nahe. Wir mochten ungefähr das erste Viertel des Schneefeldes, unter steter Gefahr auszugleiten, passiert haben, da rutschte ich plötzlich aus und fuhr mit rasender Schnelligkeit über den Schnee hinab. Durch die Schnelligkeit des Hinabgleitens, welche mir beinahe den Atem benahm, wurde der Schnee vom Boden aufgewirbelt und spritzte mir über Gesicht und Kleider und ballte sich zu kleinen Lawinen zusammen, welche mit mir in die Tiefe hinabschossen. Ich suchte mehrmals vergeblich mit meinem langen Alpstock, den ich tief in den Schnee einstiess, einen Halt zu bekommen, jedoch unaufhaltsam und mit

Digitized by Google

Windesschnelle sauste ich bergab. Da im letzten Augenblick gewahrte ich rechts eine kleine Felsgruppe, rasch gab ich mir mit dem Stock einen Schwung nach dieser Richtung hin und fuhr in die Felsen hinein, ohne Schaden zu nehmen. Der ausgestandene Schrecken und zerschundene Hände waren das einzige, was ich von diesem Abenteuer davontrug. Als ich von meinem sicheren Hort aus an dem Schneefeld hinaufblickte, sah ich, wie mein Begleiter augenscheinlich mit wahrer Todesangst bemüht war, nicht den Halt zu verlieren. Ich rief ihm zu, vorsichtig zu sein. Kaum hatte ich dies gesagt, so war auch er schon ausgeglitten und kam mit unheimlicher Schnelligkeit herab. Es sah aus, als wenn ein Felsen sich oben losgelöst hätte und zu Thal stürzte. Er brachte eine Lawine mit herunter, welche an mir vorbeisauste, während er selbst noch Kraft und Geistesgegenwart genug besass, sich nach dem nämlichen Felsen zu dirigieren, wo ich ihn auffing. Er erzählte mir, es sei ihm sehr bänglich zu Mute gewesen, als er mich mit Windesschnelle über den Schnee hatte hinabrutschen sehen; er sei kurz nach mir ausgeglitten, hätte sich aber wieder aufgerafft; als er zum zweiten Mal stürzte, war kein Halten mehr. Die Tour über das Schneefeld ging ohne weiteren Unfall von statten, und wir kamen gegen fünf Uhr abends bei den Zelten an. Nach dem Nachtessen stiegen wir nach dem Photograph Rock hinauf, um den Mount Hood noch einmal bei Sonnenuntergang zu bewundern.

Den folgenden Morgen verbrachten wir nochmals sammelnd in der Nähe des Gletschers und stiegen am Mittag nach dem Halfwayhouse hinab, wo wir nach langem Marsche ermüdet am Abend ankamen. Das Nachtlager wurde uns diesmal auf einem duftenden Heuhaufen bereitet, im Schatten einer breitästigen Eiche (Quercus Garryana). Die Nacht war sehr mild und angenehm. Kein Laut liess sich vernehmen, ausser dem Rauschen des Hood River. Vom klaren Himmel leuchtete der Mond. Am nächsten Morgen brachen wir zeitig auf und erreichten die Station Hood River am Abend.

Das Recht im Völkerleben.

Von Moritz Alsberg.

Die von der Naturforschung während der letzten Jahrzehnte gemachten Fortschritte haben sich auch für solche Wissenszweige als nützlich erwiesen, die anscheinend zu der Naturwissenschaft in gar keiner Beziehung stehen, und nicht zum wenigsten werden, wie es den Anschein hat, diese Fortschritte der Rechtswissenschaft zu gute kommen. Während einerseits die anthropologischen Studien der Neuzeit über die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten gewisser Kategorien von Verbrechern Aufschlüsse geliefert haben, die wohl dazu angethan sind, eine Veränderung der Anschauungen betreffend die Verantwortlichkeit der letzteren und voraussichtlich auch gewisse Veränderungen der Strafrechtspflege herbeizuführen, scheint es andererseits dem jungen Wissenszweige der Ethnologie beschieden zu sein, den Umfang der Rechtsanschauungen in bisher ungeahnter Weise zu erweitern und für die vergleichende Rechtswissenschaft ein ganz neues Terrain zu erobern. In Uebereinstimmung mit der Thatsache, dass unser modernes europäisches Kulturleben mit seinen Wurzeln in dem Boden des klassischen Altertums haftet, entsprachen bis vor kurzem die landläufigen rechtshistorischen Anschauungen jenen Vorstellungen und Begriffen, welche sich aus der Uebertragung der alten römischen Prinzipien auf unsere Verhältnisse mit Notwendigkeit ergeben haben. Nun ist es aber bekannt, dass dasjenige, was bei einem Volke als Recht oder Unrecht gilt, sich nicht mit demjenigen deckt, was von anderen menschlichen Verbänden als Recht oder Unrecht angesehen wird, dass, während die Tötung eines Menschen vom Rechte der Kulturvölker als verabscheuungswerte und streng zu sühnende Handlung hingestellt wird, bei gewissen Naturvölkern aus wesentlich verschiedenen Verhältnissen und Existenzbedingungen die »Blutrache« hervorgegangen ist — ein Rechtsbegriff, der die Tötung eines Menschen unter Umständen als Pflicht und verdienstliche Handlung hinstellt. Die nachfolgenden Betrachtungen, denen wir die bahnbrechenden Untersuchungen Posts[1]) zu Grunde legen, dürften es wohl klar machen, dass die vergleichende Rechtswissenschaft das von der Ethnologie neuerdings angesammelte Material nicht verschmähen darf, wenn anders sie die Aufgabe erfüllen soll, zu zeigen, wie sich zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern die Rechtsbegriffe in verschiedener Weise entwickelt haben. Indem der besagte Wissenszweig sich nicht länger auf die Betrachtung jener Verhältnisse beschränkt, welche für das Recht der europäischen Kulturvölker die Grundlage bilden, sondern indem derselbe zugleich das Recht der uncivilisierten und halbcivilisierten Völker in den Kreis seiner Betrachtungen zieht — auf diese Weise dürfte es ihm wohl gelingen, den Horizont seiner Anschauungen um ein Bedeutendes zu erweitern und gewisse allgemein gültige Gesetze aufzustellen — Gesetze, die das ganze Völkerleben in seinen primitiven Organisationsformen umfassen und nicht etwa nur für einen kleinen Bruchteil der Menschheit maassgebend sind.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen lässt sich bereits entnehmen, dass jene Spekulationen, mit Hilfe deren man das Recht aus dem subjektiven Bewusstsein abzuleiten versucht hat, als durchaus verfehlte zu bezeichnen sind, dass vielmehr das Recht als das Ergebnis der jeweiligen socia-

[1]) Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. Von Dr. A. H. Post, Richter am Landgericht in Bremen. Oldenburg und Leipzig 1889.

Digitized by Google

len Verhältnisse zu betrachten ist, und dass individuelle Ansichten oder Empfindungen bei der Entstehung desselben keinerlei Rolle gespielt haben. Wenn man von jeher die Familie als die Grundlage der staatlichen und politischen Entwickelung betrachtet und die wichtigsten Erscheinungen im Rechtsleben der Völker auf Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse zurückführen zu müssen geglaubt hat, so gilt dies für die Naturvölker und den Urmenschen in noch weit höherem Grade, als für den heutigen Kulturmenschen. Bei der Beurteilung dieser Verhältnisse werden jedoch in der Regel insofern Irrtümer begangen, als man einerseits nur zu sehr geneigt ist, jene idyllischen Schilderungen, wie sie uns die Bibel von dem Hirtenleben der Erzväter gibt, auf die Urzustände der Menschheit zu übertragen, und andererseits, indem man das »Patriarchat«, d. i. jene Zusammengruppierung von menschlichen Individuen, wobei der Vater das Oberhaupt der betreffenden Gruppe bildet, als ausschliessliche Grundlage sämtlicher Organisationen der Ur- und Naturvölker bezeichnet hat. Die ältesten Genossenschaften, von welchen das gesamte menschliche Staats- und Rechtsleben seinen Ausgang genommen hat, waren — hierüber lassen die ethnologischen Forschungen keinen Zweifel — Horden von verschiedenem, jedoch nicht bedeutendem Umfange, die entweder aus den Angehörigen einer einzigen Familie oder aus mehreren befreundeten Familien sich zusammensetzten. Die besagten Verbände haben nach innen einen gemeinsamen Frieden, dessen Bruch aufs strengste bestraft wird; nach aussen hin stehen sie dagegen als selbständige, völlig souveräne Gebilde da, die sich in offenem Kampfe gegen alle übrigen Menschen befinden, mit denen sie etwa in Berührung kommen. Jeder, der nicht Mitglied der Genossenschaft ist, gilt derselben gegenüber als völlig vogelfrei; auch wird jede einem Geschlechtsgenossen von einem Fremden zugefügte Unbill aufs blutigste und unerbittlichste an dem Thäter oder an dessen Blutsverwandtschaft gerächt. — Das im Vorhergehenden geschilderte Verhältnis, welches mit geringen Abweichungen bei allen im Naturzustande befindlichen Völkern der Gegenwart sich wiederholt, liefert uns zugleich eine Erklärung dafür, dass die Urteile, welche von europäischen Reisenden und Forschern bezüglich der moralischen Eigenschaften und Charaktere des Naturmenschen gefällt werden, im allgemeinen so sehr voneinander abweichen. Derjenige, der den Eingeborenen Centralafrikas, Australiens oder der Südseeinseln ausschliesslich in seinem Verhalten gegenüber den Geschlechtsgenossen beobachtet, wird überrascht sein durch die vorzüglichen Eigenschaften, welche derselbe in Befolgung des Grundsatzes: »Einer für alle, alle für einen« an den Tag legt; andererseits erscheint aber nach den Begriffen des Naturmenschen jede Grausamkeit da gerechtfertigt, wo die Vertreter verschiedener sich fremd oder feindlich gegenüber stehender Genossenschaften miteinander in Berührung kommen.

Wir deuteten bereits darauf hin, dass das Patriarchat keineswegs als die alleinige und ursprüngliche Form der primitiven Familien- oder Stammes-Organisation zu betrachten ist. Jener Geschlechtsgenossenschaft, wobei der Vater als das Haupt der Familie oder des Stammes gilt und wobei die Verwandtschaft ausschliesslich durch den Mannesstamm vermittelt wird, ist vielmehr, wie neuere Untersuchungen als zweifellos ergeben haben, bei der Mehrzahl der Völker das Matriarchat vorausgegangen — ein Verwandtschaftssystem, weit primitiver und unvollkommener in seinen Einrichtungen und Bestimmungen als dasjenige der Vaterherrschaft. Dasselbe beruht auf der Einheit des Blutes, vermittelt durch die Stammesmutter, welche bei der in Rede stehenden Organisation eine hervorragende Stellung einnimmt und vielfach hohe Ehren geniesst. Im Bereiche der Mutterherrschaft, die sich bei einigen Völkern (wie z. B. bei den Menangkabau-Malaien auf Sumatra) bis auf den heutigen Tag in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten hat, während bei anderen Stämmen und Völkern nur noch Reste dieser primitiven Organisation bestehen — im Bereiche dieses Verwandtschaftssystems setzt sich die Familie zusammen aus den Geschwistern, welche von einer gemeinsamen Mutter abstammen. Das Haupt der Familie ist gewöhnlich der älteste Bruder. Dieser gilt als Vater der Kinder seiner Schwestern, während die Kinder seiner Brüder in die Familie fallen, denen die Frau angehört, welche sie heiraten. Der Vater ist daher bei dieser Form der Familie niemals seinen leiblichen Kindern Vater, sondern stets nur den Kindern seiner Schwestern, deren Väter wiederum nicht zu diesen, sondern zu den Kindern ihrer Schwestern im Verhältnis der Vaterschaft stehen. Ein Vater in dem Sinne, in welchem wir dieses Wort gebrauchen, ist bei der soeben erwähnten Form der Familie überhaupt nicht vorhanden, derselbe wird vielmehr ersetzt durch den mütterlichen Oheim (den mamaq der Menangkabau-Malaien). Auch bedarf es wohl kaum einer besonderen Erwähnung, dass die Entwickelung des Matriarchats in engstem Zusammenhang steht mit der Polyandrie — jenem Verhältnis, wobei eine und dieselbe Frau mehreren Männern gemeinsam ist. — Um auf das Patriarchat zurückzukommen, so setzt sich die Vaterfamilie zusammen aus dem Vater und seinen Kindern; mit der Mutter und den mütterlichen Verwandten stehen letztere dagegen in keinem blutsverwandtschaftlichen Zusammenhang. Die Elternfamilie endlich setzt sich zusammen aus Vater, Mutter und Kindern, wobei letztere sowohl mit den Blutsfreunden des Vaters, wie mit denjenigen der Mutter als verwandt gelten. Dass die zuvor erwähnten drei Grundformen der Familie in einem genetischen Zusammenhang stehen, kann wohl kaum

Digitized by Google

bezweifelt werden, und ebenso zweifellos ist es, dass die Elternfamilie die jüngste, den höchsten Kulturstufen angehörige Form der Familie darstellt, welche erst im entwickelten Staate und nach vollständigem Verfall der Geschlechterverfassung zur Erscheinung kommt. Die im vorhergehenden besprochenen engsten Familien kommen im Völkerleben sowohl in isoliertem Zustande vor — so dass sie nur eine einzige Generation umfassen und nach dem Tode der jeweiligen Familienoberhäupter sich die Familiengemeinschaft vollständig auflöst, oder es wachsen die Familien durch die Generationsfolge zu weiteren Geschlechtsverbänden aus, und es kommt bei sesshaftem Leben alsdann zu der weitverbreiteten Form der Hausgemeinschaften, welche ebensowohl aus der Mutterfamilie, wie aus der Vaterfamilie sich entwickeln können.

Was nun die Beziehungen der im vorhergehenden geschilderten Verwandtschaftssysteme zum Rechte der Naturvölker anlangt, so bedarf es kaum einer besonderen Erwähnung, dass, je nachdem das Matriarchat, das Patriarchat oder die Elternherrschaft bei der Organisation der menschlichen Verbände zur Geltung kommt, auch die rechtlichen Verhältnisse erhebliche Verschiedenheiten aufweisen, was darauf beruht, dass das Verwandtschaftssystem nicht nur bestimmend ist für die Geschlechtsangehörigkeit des Kindes, sondern auch für Namen, Rang, Würde und Stand (Freiheit oder Unfreiheit) desselben, für die Vererbung des mundschaftlichen Rechts (Recht der Bevormundung), der Häuptlings- und Königswürde, des Vermögens, für Blutrache und Blutschuld, sowie für viele andere Verhältnisse, die im Leben des Naturmenschen eine bedeutsame Rolle spielen. Während bei uns heutzutage unter der Herrschaft des Elternrechts ein Kind sowohl der Familie des Vaters, wie derjenigen der Mutter angehört, ist unter der Herrschaft des Mutterrechts oder des Vaterrechts dies nur dann der Fall, wenn Vater und Mutter demselben Geschlechte angehören — mit anderen Worten bei innerhalb der Familie abgeschlossenen Ehen. Wenn aber wie fast durchgängig bei geschlechtsgenossenschaftlicher Organisation Ehen ausserhalb der Familie gebräuchlich sind, so fällt das Kind, je nachdem Mutterrecht oder Vaterrecht herrscht, in das Geschlecht der Mutter oder des Vaters. — Neben jenen Organisationen, bei denen das Mutterrecht, bezw. Vaterrecht streng durchgeführt ist, gibt es natürlich auch Uebergangsformen. Nach dem Rechte der Chins (Hinterindien) hat der mütterliche Oheim noch ein mässiges Verweis- und Züchtigungsrecht, während im übrigen das Vaterrechtssystem vollständig durchgedrungen ist. Auf den Mittelstufen zwischen Mutterrecht und Vaterrecht verteilen sich die mundschaftlichen Rechte in der Regel auf Personen aus dem mütterlichen und väterlichen Geschlechte. So fällt z. B. bei den Barea und Kunama in Ostafrika der Verdienst des Sohnes dem Vater zu; über Leben und Freiheit desselben verfügt dagegen der älteste Bruder der Mutter. Während bei streng durchgeführtem Mutterrecht nur mutterrechtlich verwandte Personen, bei vollständig ausgebildetem Vaterrecht nur vaterrechtlich verwandte Personen zur Erbfolge berechtigt sind, bilden sich auf den Uebergangsstufen zwischen Matriarchat und Patriarchat Erbfolgeordnungen, in denen mutterrechtlich und vaterrechtlich miteinander verwandte Personen miteinander konkurrieren. Andererseits werden bekanntlich unter der Herrschaft des Elternrechts die durch den Weiberstamm und den Mannesstamm verwandten Personen als gleichberechtigt angesehen. — Die Einwirkung der Verwandtschaftssysteme tritt, wie bereits oben angedeutet wurde, auch bei der Namensgebung zu Tage. So erhalten die Kinder bei Mutterrecht den Namen der Mutter (z. B. bei vielen Indianerstämmen, bei Eingeborenen in Australien, in Bornu und an der Sierra-Leone-Küste in Afrika, nach Herodot auch bei den alten Libyern und den Atheniensern bis Kekrops); bei Vaterrecht wird ihnen dagegen der Name des Erzeugers beigelegt. Spuren des Mutterrechts, das, wie schon bemerkt, als die ältere und primitivere Organisationsform zu betrachten ist, finden sich häufig auch da noch, wo dieses Rechtssystem schon längst verschwunden ist. So gilt z. B. eine Beschimpfung der Mutter bei vielen dem Vaterrecht oder Elternrecht huldigenden Völkern als schwerste Kränkung, während die nämliche Beleidigung, gegen den Vater ausgestossen, nicht so streng beurteilt wird.

In engem Zusammenhang mit den im vorhergehenden besprochenen Verwandtschaftssystemen steht die häufig vorkommende Erscheinung, dass geschlechtsgenossenschaftlich organisierte Verbände ihren Ursprung von einem gemeinsamen Ahnen herleiten, welcher göttliche Ehren geniesst. Nach den Anschauungen der Naturvölker können die Verstorbenen den Lebenden Schaden zufügen, bezw. sich denselben nützlich erweisen und müssen daher bei guter Laune erhalten werden. Aus einem solchen Gedankengang entwickelt sich dann ein Ahnenkult, der häufig weit ins Rechtsleben hineingreift und zugleich die religiösen Ideen der betreffenden Stämme oder Völker in hohem Grade beeinflusst. Die Seelen der Abgeschiedenen gelten vielfach auch als Schutzgeister für die Wohnstätten der Lebenden. So wird z. B. bei den Südslawen noch jetzt das Sippenfest (Krsno-ime) gefeiert, ein Ueberbleibsel der vorchristlichen Feier der Penaten der Hausgemeinschaft, und bei den Kleinrussen hat sich bis auf den heutigen Tag ein echter Kultus des als Familienschutzgeist figurierenden Familienstammvaters erhalten.

Neben den im vorhergehenden geschilderten Verwandtschaftssystemen, die, wie schon bemerkt, sowohl das Recht wie die Sitten der auf niederer Kulturstufe stehenden Völker und Stämme in hohem Grade beeinflussen, haben sich bei vielen Stämmen und Völkern mehr oder weniger künstliche Ver-

Digitized by Google

wandtschaftssysteme entwickelt. So kommt es z. B. vor, dass ganze geschlechtsgenossenschaftliche Verbände sich miteinander zu einem Clan vereinigen, dessen Elemente dann als geschlechtlich verbunden angesehen werden. Solche Schutz- und Trutzbündnisse gehören freilich bei den Naturvölkern zu den Seltenheiten, da dieselben für die Vorteile, welche einträchtiges Zusammenhalten gewährt, kein richtiges Verständnis besitzen und daher der Divide et impera-Politik der in ihre Gebiete eindringenden europäischen Kolonisatoren früher oder später erliegen. Andererseits führt die Schutzbedürftigkeit zur Zeit der geschlechtsgenossenschaftlichen Organisation häufig dahin, dass einzelne Personen sich in ein fremdes Geschlecht aufnehmen lassen, welche diesem Geschlechte dann wieder als willkommene Verstärkung erscheinen. Die Anthropologen haben sich früher häufig den Kopf darüber zerbrochen, woher es kommt, dass Individuen, die einem bestimmten, hinsichtlich seiner Rassenzugehörigkeit genau bekannten Volke angehören, in ihrer äusseren Erscheinung die Merkmale eines völlig verschiedenen Rassentypus aufweisen, dass z. B. in vorgeschichtlichen Gräbern Skelette aufgefunden werden, die sich durch die bekannten Schläfenringe und sonstige Grabbeigaben als Slawen zu erkennen geben, während andererseits die Schädelbildung auf germanische Abstammung hindeutet. Dieser scheinbare Widerspruch wird nun durch die soeben erwähnte Aufnahme von Kindern in ein fremdes Geschlecht, bezw. in einen fremden Stamm aufs ungezwungenste erklärt. — Sehr gebräuchlich und über den ganzen Erdteil verbreitet ist auch die Sitte, den Mangel eigener Kinder durch Adoption von Sprösslingen eines fremden Geschlechtes zu ersetzen. Bei einzelnen Völkern (Gallas Ostafrikas) behalten adoptierte Kinder das Recht der Erstgeborenen, auch wenn nachher aus der betreffenden Ehe Kinder hervorgehen. Eine ausserordentlich weitverbreitete Form der künstlichen Verwandtschaft ist die »Wahlbrüderschaft« — ein Freundschaftsbündnis zwischen einzelnen Personen, welches, in feierlicher Form abgeschlossen, das innigste Treueverhältnis zwischen den beteiligten Personen erzeugt, so dass sie nach allen Seiten hin aufs kräftigste füreinander einstehen. Die Wirkungen der Wahlbrüderschaft sind nicht überall gleich kräftig, gehen jedoch unter Umständen über die Wirkungen der natürlichen Verwandtschaft noch hinaus. Bei den Südslawen treten die Wahlbrüder jederzeit füreinander mit Gut und Blut ein, und auch im altgermanischen Rechtsleben führt die Wahlbrüderschaft (fostbraedhralag) zu einem Treueverhältnis fürs ganze Leben. In Uganda (Centralafrika) verbinden sich die Herrscher mit ihren Köchen durch »Blutbrüderschaft« (eine besondere Form der Wahlbrüderschaft), um sich auf diese Weise gegen Vergiftung zu schützen. Ausser zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet die Wahlbrüderschaft zu Blutrache; dieselbe führt auch nicht selten zur Güter- und Frauengemeinschaft. — Eine nicht unwichtige Rolle spielen ferner im Leben und in den Rechtsverhältnissen der uncivilisierten und halbcivilisierten Völker die »Pflegeverwandtschaft« und »Milchverwandtschaft«, erstere darauf beruhend, dass Kinder eine Zeitlang aus dem elterlichen Hause entfernt und von fremden Personen erzogen werden, letztere auf die Anschauung mancher Völker und Stämme, derzufolge durch die Muttermilch ein physischer Konnex zwischen der Säugerin und dem Säugling hergestellt werden soll, sich stützend. In Indien wird noch heutzutage eine Cognatio spiritualis zwischen dem Erzieher und dem Zögling angenommen; es gibt daselbst auch ein besonderes Erbrecht zwischen Lehrer und Schüler. Ebenso gilt im irischen Recht das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler als ein besonders heiliges und der Blutsverwandtschaft ähnliches. Die soeben erwähnte »Milchverwandtschaft« spielt im moslemischen Rechte eine wichtige Rolle. Dasselbe erkennt eine »Verwandtschaft durch die Amme« an, welche dadurch entsteht, dass ein Kind im Laufe seiner beiden ersten Lebensjahre 15mal an der Ammenbrust gesogen hat und jedesmal satt geworden ist. Unter den Aschinadek von Tschidral wird die »Milchverwandtschaft« dadurch hergestellt, dass jedes Kind abwechselnd bei jeder Säugerin des Stammes an die Brust gelegt wird. Es findet somit ein beständiges Wechseln von Kindern und Müttern statt, welches dazu dient, die Einigkeit des Stammes zu bestärken. Die »Milchverwandtschaft« gilt im moslemischen Recht, sowie bei Armeniern und Truchmenern als Ehehindernis; in Dardestan wird sie als so nahe betrachtet, dass eine Ehe zwischen Milchverwandten daselbst als Blutschande angesehen wird. — Eine universal rechtsgeschichtliche Form der künstlichen Verwandtschaft ist ferner der »Erbtochtermann«. Stirbt ein Geschlecht bis auf eine einzige Tochter aus, so wird diese mit einem fremden Manne verheiratet, welcher in das Geschlecht der Tochter übergeht und dieses fortsetzt. In Eran gibt es eine Eheform, bei welcher die Frau die Bedingung stellt, dass der erstgeborene Sohn nicht der Sohn ihres Mannes sein, sondern als die Nachkommenschaft ihres ohne männliche Nachkommen verstorbenen Vaters oder Bruders gelten solle. Ein solches Mädchen erhält vom väterlichen Vermögen den Anteil eines Sohnes, und man pflegt das Paar nochmals zu trauen, wenn der erstgeborene Sohn das Alter von 15 Jahren erreicht hat. (Schluss folgt.)

Die geographische Verbreitung der Flussmuscheln.

Von Dr. H. v. Ihering in Rio-Grande do Sul.

(Schluss.)

Wer in der Nähe von mit Muscheln besetztem Wasser sein Standquartier hat, wird leicht zur Lösung der Aufgabe beitragen können. Es ist, wenn man eine

Digitized by Google

solche Muschel öffnet und in ein Becken mit Wasser legt, sehr leicht, die jederseits zwischen Mantel und Fuss herabhängenden Kiemen zu sehen und darauf zu untersuchen, ob sie beide leer sind, oder ob eine von ihnen Eiermassen birgt. In letzterem Falle würde man das Tier mit samt der wiedergeschlossenen und zugebundenen Schale in ein Glas mit Alkohol oder Branntwein zu legen haben. Ist die Schale zu gross, so lässt man das Tier in etwas Schnaps absterben, nimmt es aus der Schale und legt es samt einem Zettel in etwas Tuch gewickelt in das Glas, nachdem man auf den Zettel wie in die Schale die gleiche laufende Nummer mit Bleistift notiert hat. Wer zur Untersuchung keine Zeit hat, kann einfach die aus dem Wasser gezogene und abgewaschene Schale samt Tier in das Sammelglas mit Branntwein einlegen. Sorgfältige Notierung des Fundortes und das Datum sind nicht zu vergessen.

Die Najaden bilden, wie schon bemerkt, eine sehr artenreiche Familie. Neuerdings ist eine »nouvelle école« der Malakologen in Frankreich bemüht, die Speziesmacherei im grossen zu betreiben, wobei jede geringfügige Aenderung der Form einen neuen Namen erhält, und aus einer Art deren 1—2 Dutzend gemacht werden. Wer wie Lea und ich die ganze Gruppe eingehend studiert, kann unmöglich verkennen, dass gerade Europa recht arm an verschiedenartigen Typen von Najaden ist, und er wird daher ein solches Verfahren um so weniger billigen können, als dabei die Variationsbreite der Art an ein und demselben Fundorte, die Veränderung der Schale nach Alter, Geschlecht und Standort gar nicht studiert werden. Aber auch bei einer etwas vorsichtigeren, strengeren Kritik bleibt die Familie überaus artenreich. In der letzten Ausgabe seiner Synopsis der Najaden von 1870 zählt Lea 1293 lebende Arten auf, von denen ihm aber 224 nicht durch Augenschein bekannt waren. Davon entfallen etwa 1000 Arten auf die Gattung Unio, 200 auf Anodonta, 100 auf die kleineren Gattungen. Wenn auch viele der von Lea aufgeführten oder beschriebenen Arten in der Synonymie wieder untertauchen werden, so bleibt doch, vom Zuwachs der letzten 20 Jahre abgesehen, eine überaus grosse Zahl von Arten übrig, und es ist klar, dass alle aus der Entwickelung und Anatomie sich ergebenden Anhaltspunkte zur Gruppierung sehr dankbar werden aufgenommen werden müssen. Es ist daher sehr zu wünschen, dass die Forschungsreisenden künftig dieser Gruppe besondere Aufmerksamkeit schenken und zumal auch Tiere, besonders trächtige, in Alkohol aufbewahren. Die Schalen, von denen möglichst eine grössere Anzahl von jeder Art zu sammeln ist, trocknet man, nachdem das Tier durch Kochen getötet und entfernt worden ist, durch Einklemmen zwischen Leisten oder nach Umwickelung mit Bindfaden in geschlossenem Zustande, wobei kleine und junge, so gut wie ausgewachsene aufzuheben sind.

Die Verteilung der Najadengattungen über Südamerika ist eine eigentümliche. In den westlich der Anden gelegenen Teilen von Peru und Chile findet man lediglich die Gattung Unio, welche auch östlich der Anden überall angetroffen wird. Daneben aber finden sich östlich der Anden noch die oben genannten, Südamerika eigentümlichen Gattungen. Von denselben ist Hyria auf Venezuela, Guyana und den Amazonas, bezw. seine nördlichen Zuflüsse beschränkt. Es ist danach klar, dass in der Tertiärzeit, als der Ozean noch das breite Thal des Amazonas bis an den Fuss der Anden einnahm, die Gattung Hyria auf die von Venezuela und Guyana gebildete Insel beschränkt war. Es scheint, dass die Najadenfauna von Columbia und vielleicht auch von Ecuador sehr wesentlich von der des südlichen Teiles der Anden verschieden und vielleicht mit der Central-Amerikas näher verwandt ist. Leider sind diese Gebiete bezüglich ihrer Süsswasserfauna sehr unvollkommen untersucht. Es ist aber leicht möglich, dass zur Zeit, wo die Süss- und Brackwasser-Ablagerungen von Pebas, die wir durch eine treffliche Arbeit von Dr. O. Boettger genau kennen, am oberen Amazonas 2000 englische Meilen landeinwärts von seiner jetzigen Mündung gebildet wurden, nicht nur das Hochgebirge von Guyana und das von Brasilien je eine Insel repräsentierte, sondern dass auch Columbia noch ein besonderes, vielleicht mit Mittelamerika verbundenes Inselreich darstellte. Wie dem auch sei, jedenfalls muss vor Hebung der Anden an der Stelle des heutigen Chile eine mit Süsswasser reichlich versehene Landmasse bestanden haben: das geht aus dem Vorkommen zahlreicher, dem La Platagebiete und Chile gemeinsamen Süsswassergattungen und Arten von Tieren hervor. Zwar ist die Tierwelt der Gewässer der La Plata-Staaten und Rio Grande do Suls eine weit reichere als die Chiles, aber die dort vertretenen Gattungen finden sich auch im Osten der Anden vor. Von den Najaden Chiles treffen wir eine Anzahl auch im La Plata-Gebiete wieder, und ihre Zahl wird sicher in dem Maasse wachsen, als unsere bezüglichen Kenntnisse zunehmen. Unio auratus von Chile hat in Uruguay im U. rhuacoicus, der chilenische U. araucanus im U. faba von Uruguay, U. atratus im U. lepidior des Uruguaystromes, U. montanus im U. Beskeanus von S. Paulo u. a. so nahe Verwandte, dass zum Teil die Einreihung in eine Spezies in Frage kommen kann. Es fehlt mir leider noch zu sehr an ausreichendem Vergleichungsmaterial, doch scheint sich aus den bisherigen Beobachtungen zu ergeben, dass namentlich die kleinen brasilianischen Küstengebirge diese Reste einer alten gemeinsamen Fauna des Chile-La Plata-Gebietes beherbergen.

Die Süsswasserfauna von Rio Grande do Sul enthält zum grössten Teil Arten, die auch im Uruguaystrome sich finden; daneben freilich auch dort fehlende Arten, zumal in den Gebirgsbächen, welche in mehr oder weniger ähnlicher Form auch in St.

Digitized by Google

Catharina und weiter nördlich vorkommen. Nicht nur die Muscheln der grösseren Ströme, zumal des Jacuhy-Guatyba, sind mit jenen des La Plata und zumal des Uruguay zum grössten Teile identisch, auch die anderen Muscheln und Schnecken der Gattungen Corbicula, Azara, Ampullaria, Chilina, Lithoglyphus, Hydrobia haben identische Spezies. Bringt man diese Thatsachen in Verbindung mit dem durch d'Orbigny, Darwin, Burmeister u. a. nachgewiesenen, ehemaligen weiteren Eindringen des Meeres in die La Plata-Pampas, sowie mit dem von mir gebrachten Nachweis, dass zu Ende der Tertiärzeit oder im Beginn unserer Zeitepoche die grossen Binnenseen von Rio Grande Meerbusen waren, dass mithin noch während der Diluvialzeit die Hebung des ganzen Gebietes weiter vorschritt, so lässt sich leicht daraus verstehen, wie einst in der Campaña von Rio Grande do Sul die Gewässer des Uruguay und des Jacuhy u. s. w. in irgend welcher Verbindung standen. Uebrigens sei hier noch darauf hingewiesen, dass die in Chile vorkommenden Flusskrebse der Gattung Parastocus auch in Rio Grande do Sul sich finden, ja die chilenische Bachkrabbe Aeglea laevis ist nicht nur auch hier gemein, sondern beherbergt auch massenhaft den eigentümlichen, von Gay als Temnocephala beschriebenen Schmarotzer.

Und wie einst die Gewässer des Uruguay und des Jacuhy müssen in Verbindung gewesen sein, so muss es auch hinsichtlich der grossen Stromgebiete des La Plata und Amazonas der Fall gewesen sein. Nur so erklärt sich die merkwürdige Thatsache, dass wir zahlreiche Arten von Najaden kennen aus den verschiedensten Gattungen, welche im Amazonas und im La Plata vorkommen. Es ist mir bisher nicht möglich gewesen, zu ermitteln, ob etwa auch heutigen Tages noch in der bolivianischen Tiefebene zur Zeit der Ueberschwemmungen vorübergehend ein solcher Zusammenhang bestanden hat. Sollte es der Fall sein, so wäre zu wünschen, dass die bezüglichen Thatsachen an dieser Stelle zusammengestellt würden.

Zur Zeit, wo dieser Zusammenhang zwischen den beiden ungeheuren Stromgebieten noch in ausgiebiger Weise bestand, bildete das Hochland von Brasilien eine Insel. Die Gewässer derselben, soweit sie nach Westen abflossen, empfingen naturgemäss durch Einwanderung die Süsswasserfauna des La Plata-Amazonas-Gebietes, wogegen die kurzen, zum Atlantischen Ozean sich wendenden Ströme, vor allem der Parahyba und der Rio S. Francisco, die ursprüngliche Süsswasserfauna von Brasilien mehr oder minder unvermischt erhielten. So ungenügend auch zur Zeit noch die Erforschung dieser Gebiete ist, so haben dieselben doch in Unio multistriatus, coriaceus, ellipticus, Anodonta obtusa u. s. w. eine, wie es scheint, eigenartige Züge aufweisende Fauna. Namentlich die merkwürdige Gruppe des so sonderbar skulpturierten Unio multistriatus Lea kennen wir nur aus diesen Strömen. Es ist selbstverständlich möglich, dass mit der Zunahme der Forschungen diese Ergebnisse hinfällig werden, aber es lohnt doch offenbar der Mühe, einmal den Stand der Dinge, wie er sich heutigen Tages darstellt, zu überblicken. Noch nie ist bisher ein Versuch, wie der vorliegende, unternommen worden, und da die Wahrheit nach Bacos treffendem Ausspruch eher aus einem Irrtum als aus der Verwirrung emporsteigt, so wird dieser Versuch mindestens den Fortschritt fördern.

Manche der erwähnten Ergebnisse dürften übrigens als der einfache Ausdruck der beobachteten Thatsachen kaum anfechtbar sein. Am wesentlichsten scheint mir das Verhältnis zwischen der La Plata- und der chilenischen Fauna zu sein. Die Erklärung desselben ergibt sich, wie mir scheint, einfach aus dem Umstande, dass die Hebung der Anden, welche in den Beginn der Tertiärzeit fällt, ein ursprünglich einheitliches Gebiet in zwei Teile zerlegte, zwischen denen fortab keinerlei Austausch mehr möglich war. Die beiden Gebieten gemeinsamen Arten und Gattungen enthalten mithin den ursprünglichen gemeinsamen Stock von Süsswassertieren; was hingegen im östlichen Südamerika allein vorkommt, stellt den tertiären Zuwachs von Osten her kommend dar, für welchen die Erhebung der Anden eine unübersteigbare Schranke bildete, durch welche eine weitere Ausbreitung bis nach Chile ausgeschlossen war.

Was wir bisher über die fossile Vertretung der Süsswasser-Conchylien wissen, ist nur geeignet, diese Hypothese zu stützen. Die einzige Gattung der Najaden, welche weit in die Sekundärperiode zurückreicht, ist die Gattung Unio, und diese ist zugleich auch die weitest verbreitete, die einzige kosmopolitische. So wie in Chile, so ist auch in Australien und Chile nichts von Anodonten gefunden, ebensowenig wie die Gattung Ampullaria, welche doch von den Philippinen bis nach Brasilien nirgendwo in tropischen stehenden oder fliessenden Gewässern fehlt. Wenn, wie schon erwähnt, Günther die Süsswasserfische von Chile und Neu-Seeland in eine Region vereint, so ergibt ein Studium der Najaden nur eine Bestätigung dieses Schlusses. Der in Neu-Seeland wie in Australien gefundene Unio mutabilis Lea ist der allernächste Verwandte des chilenischen Unio auratus, und es finden sich noch gar mancherlei Parallelen, für deren Verfolgung es mir nur noch zu sehr an authentischem Material erwachsener wie jugendlicher Najaden von Australien und Neu-Seeland gebricht. Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass die Lektüre dieses Aufsatzes mir von mancher Seite her Unterstützung in meinen bezüglichen Studien bringe!

Es scheint mir, dass die erwähnten Thatsachen, hinsichtlich der nahen Beziehung der Süsswasserfauna von Chile und Südbrasilien einerseits, dem so auffälligen Mangel zahlreicher anderer Charakterformen Bra-

Digitized by Google

siliens in Chile andererseits, lediglich durch die von mir vertretene Hypothese ihre Erklärung finden. Wenn Alligatoren und Schildkröten den Gewässern im Westen der Anden abgehen, so erklärt sich das nur durch die erst in der Tertiärzeit erfolgende Einwanderung derselben. Wie in den Najaden, so besteht bekanntlich auch betreffs der Schildkröten ein gewaltiger Gegensatz zwischen Süd- und Nordamerika. Eine gemeinsame Fauna beider Amerikas gibt es nicht, im Gegenteil nur einen Gegensatz, wie er grösser gar nicht gedacht werden kann — eine Thatsache, die nur verständlich ist, wenn man eine bis gegen das Ende der Tertiärzeit währende Trennung annimmt. Ich glaube daher nicht, dass es die in dem Artikel über die Eiszeit von Dr. O. Ankel in dieser Zeitschrift (S. 476) kürzlich erwähnte, vorübergehende miocäne Verbindung beider Amerikas gegeben hat, oder dass sie doch einen anderen als rein insularen Charakter trug. Jedenfalls kam sie in faunistischer Hinsicht wenig in Betracht und auch nur der Columbia-Region zu gute.

Auch die Süsswasserfische von Nordamerika sind die der paläarktischen Region, die Charaeinoiden, Chromiden u. s. w. Südamerikas aber haben in Afrika gleich reiche Vertretung. Es ist klar, dass der auch erst am Ende der Tertiärzeit aus mehreren Teilen zusammentretende afrikanische Kontinent infolge der allmählich sich herstellenden oder wieder lösenden Verbindungen mit angrenzenden Erdteilen nach und nach eine ziemlich gemischte Fauna erhielt, was sich namentlich auch in der Fischwelt ausspricht. Es ist aber wahrscheinlich, dass faunistische und paläontologische Funde diejenige Summe von Formen, die Südamerika und Afrika gemeinsam sind, als den ursprünglichen Stock eines gemeinsamen Gebietes erweisen werden, dessen einzelne abgelöste Teile dann teils durch die in ihnen sich vollziehenden Umwandlungen der Arten, teils durch Austausch mit Nachbargebieten überaus wesentliche Aenderungen in der Zusammensetzung ihres organischen Lebens erfuhren. Die zwischen Südamerika und Afrika einst vorhandene Verbindung, welche damals in einer grossenteils identischen Fauna sich erwiesen haben muss, ist dadurch in einem Maasse verschleiert worden, dass sie sich nicht mehr in auffälliger Weise zu erkennen gibt.

Und doch bedarf es nur des verständigen, alle in Betracht kommenden Verhältnisse berücksichtigenden Forschens, um dieser Züge mehr zu finden, als man erwartet. Es hat lange als eine sehr überraschende Erscheinung gegolten, dass die afrikanische Testudo sulcata sich auch in Patagonien finde. Hat man auch später, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, die Trennung beider so entfernt lebenden Vertreter in zwei Arten befürwortet, so bleibt die nahe Verwandtschaft dieser Arten doch unverändert. Für mich würde die spezifische Identität nicht wunderbarer sein, als es die Erscheinung ist, dass von den so gemeinen und so charakteristischen Pontaderien Südamerikas nicht nur mehrere Genera, sondern auch eine Spezies, Eichhornia natans, auch im tropischen Afrika vorkommen, neben Pistia stratiotes, Lemna polyrhiza und anderen brasilianischen Wasserpflanzen. Die weltweite Verbreitung vieler Arten von Wasserpflanzen von Pommern bis Australien, von Südamerika bis Ostindien u. s. w. wäre nicht zu verstehen, wollte man nicht annehmen, dass es sich darin um alte, schon in den Gewässern der Sekundärperiode verbreitete Arten handle, deren Verbreitung sich in einer Zeit vollzog, wo die jetzt gesonderten Kontinente noch untereinander zusammenhingen.

Chile und Südbrasilien gemeinsam können daher nur alte, schon im Jura wohl entwickelte Typen sein; diejenigen Gattungen aber und Familien, welche erst mit Ende der Kreide oder frühtertiär auf der Bildfläche erscheinen, fanden, als die weite Wanderung nach Südamerika beendet war, den Zugang nach Chile durch die Anden verlegt. Wären Schildkröten und Krokodile in Südamerika entstanden oder altheimisch, so wären sie östlich wie westlich der Anden vorhanden; ihr Mangel in Chile weist also auf tertiäre Einwanderung. Auch die Daten, welche uns die Paläontologie liefert, stimmen hierzu. Wenn es auch schon im Jura Vorläufer der Krokodile und Chelonier gab, so findet man die heutigen Gattungsvertreter oder ihre Verwandten doch erst im Eocän oder in der oberen Kreide. Ihre Ankunft in Südamerika konnte daher erst in eine Zeit fallen, als die Anden bereits den Weg nach Chile verlegt hatten.

Der Umstand, dass diese Brücke, die oft belächelte und doch eine unabweisbare Voraussetzung bildende »Atlantis«, schon zur Miocänzeit fehlte, und dass beim Mangel einer Verbindung Südamerikas mit Nordamerika auch ein Austausch zwischen beiden Gebieten unmöglich war, hat eben dem so lange Zeit hindurch isolierten Südamerika das eigenartige Gepräge aufgedrückt, welches ihm wie fast keiner anderen geographischen Provinz eigen ist. Wie schon erwähnt, prägt sich dies auch in der durch Strauchs treffliche Monographie so wohl bekannten Schildkrötenfauna aus. Nur eine einzige Art hat Südamerika mit Nordamerika gemein, Cinosternon leucostomum, eine von Mexiko über Centralamerika bis in den Magdalenenstrom gehende Art. Da diese Gattung fast ganz auf Nordamerika beschränkt ist, so dürften auch die beiden anderen im nördlichen Teile von Südamerika gefundenen Arten dieses Genus als spättertiäre Eindringlinge in Südamerika angesehen werden. Auch die wenigen Vertreter der Gattung Spelerpes, ebenfalls in Neu-Granada zu Hause und die einzigen Repräsentanten der Südamerika vollkommen abgehenden Salamandrinen oder Urodelen, sind offenbar ebenso sicher nordamerikanische Eindringlinge, wie das pleistocäne Wasserschwein von Mexiko den gleichen Weg in umgekehrter Richtung zurückgelegt hat. Die in Nord-

Digitized by Google

amerika vertretenen Trionychiden fehlen in Südamerika ebenso vollkommen, wie die in Afrika und Südamerika entwickelten und in letzterem Erdteile die Hauptmasse aller Schildkrötenarten bildenden Chelyden in dem an Schildkröten so überreichen Nordamerika auch nicht mit einer einzigen Spezies vertreten sind.

Mehr als die Thatsache eines ehemaligen Zusammenhanges zwischen Afrika und Südamerika lässt sich aus den bisher betrachteten Thatsachen zwar nicht ableiten, aber die Aussicht auf eine Erkennung der alten Küstenlinien durch vergleichendes Studium der Küsten-Konchylien, besteht, wie wir schon sahen, dennoch. Wenn man die Küsten-Mollusken des östlichen und westlichen Südamerika studiert, so wird man durch die Thatsache überrascht, dass, von einer einzigen Siphonaria [1]) abgesehen, die Arten und auch zum Teil die Gattungen der beiderlei Küsten vollkommen verschiedene sind. Im Gegensatze dazu kehren an der brasilianischen Küste eine beträchtliche Anzahl der im Mittelmeer und an der afrikanischen Küste des Atlantischen Ozeans beobachteten Arten wieder. Die Thatsache erscheint um so bemerkenswerter, als selbst verhältnismässig wenig alte Sperren zwischen benachbarten Meeren, wie die von Panama und Suez, sehr bedeutende Unterschiede in der Zusammensetzung der beiderseitigen Küstenfauna zur Folge haben. Es ist sehr zu bedauern, dass die Mehrzahl der Konchyliologen fast ganz in rein zoologisch-systematischen Aufgaben aufgehen, und Fragen, wie die eben berührten, daher ungebührlich vernachlässigt werden.

Es wird bei Studien über geographische Verbreitung der Tiere im allgemeinen viel zu wenig Gewicht gelegt auf die zu Grunde zu legenden Tierklassen. Betrachtet man z. B. die Vögel von Nord- und Südamerika, so treten die unzweifelhaft auch da vorhandenen Unterschiede viel weniger klar zu Tage, als es dem wirklich tiefgreifenden Gegensatze beider tiergeographischen Regionen entspricht. Vermöchte man ebenso genau wie bei Säugetieren die paläontologische Entwickelung zu verfolgen, so würde das Verhältnis schon anders liegen. Ausserdem aber bieten Vögeln und Insekten schmale Meeresarme kein ernstes Hindernis der Verbreitung, wie das für Säugetiere und andere Landtiere gilt. Mehr noch als Säugetiere aber sind alle exquisiten Süsswassertiere, zumal auch die Najaden, in ihrer Verbreitung durch Meeresarme gehemmt. Selbst Süsswasserbecken, die ab und zu leicht brackig werden, oder Flussmündungen in gleicher Lage schliessen das Vorhandensein von Najaden aus. Schon aus diesem Grunde verdienen die Süsswasserfaunen als Mittel zur Erkennung der alten Kontinente und ihrer gegenseitigen Verbindung in besonderem Maasse unser Interesse. Hierzu kommt noch, dass für verhältnismässig wenige Tiergruppen das paläontologische Material reichlich genug zufliesst, um nicht nur für die Erkenntnis der Phylogenie, sondern auch für das Studium der geographischen Verbreitung in älterer Zeit verwertet werden zu können. Mollusken und Säugetiere stehen in dieser Hinsicht obenan, allein die reichlichere Entwickelung der Säugetiere und die Entstehung der placentalen und überhaupt aller der mannigfachen Typen der Lebewelt beginnt erst im Tertiär. Die Entdeckung von Vorläufern der placentalen Säugetiere in der oberen Kreide von Nordamerika durch Marsh ändert hieran nichts. Für die Beurteilung der geographischen Verbreitung der Säugetiere in der Sekundärperiode leisten uns daher die Säugetiere keine Dienste, wohl aber die mannigfaltigen Glieder der Süsswasserfauna. Wenn wir nun erkennen, dass die paläontologisch ältesten Gattungen derselben auch die geographisch weitest, ja allgemein verbreiteten sind, so wird auch eine genaue Kenntnis der zeitlichen und räumlichen Verbreitung der Süsswassertiere uns in früher nie geahnter Weise gestatten, die ehemalige Gestaltung des Festlandes zu veranschaulichen.

Beim heutigen Stande der Kenntnisse gewinnt es den Anschein, als ob aus mehr oder minder kontinuierlich zusammenhängenden Landmassen sich während der Sekundärzeit drei Archi-Kontinente abgliederten, ein arktischer, ein antarktischer und ein tropisch-atlantischer. Der erstere deckt sich mit der von Heilprin u. a. angenommenen holarktischen Region. Der Zusammenhang Europas mit Nordamerika muss damals ein viel ergiebigerer gewesen sein, während eine Landverbindung mit Südamerika bis ganz zu Ende der Tertiärzeit nicht war oder doch nur in Inselketten vorübergehend zum Ausdruck kam.

Der Zusammenhang von Südamerika mit Afrika scheint sich auch aus den freilich noch wenig studierten Najaden ableiten zu lassen. Die afrikanischen Iridina und Spatha haben in den Mycetopus und Anodonta von Südamerika ihre nächsten Verwandten. Iridina oder ähnliche Formen sind auch in den brasilianischen eocänen Süsswasser-Ablagerungen enthalten, welche White wohl irrig der Kreide zurechnet, und selbst in Australien treffen wir einen Mycetopus oder ein verwandtes Genus, wie auch in Asien. Es sind mithin nächst der Gattung Unio diese dünnschaligen langgestreckten iridinaartigen Formen, welche zunächst nach Unio auftreten. Ihre geringe Verbreitung in Australien und ihr Mangel in Neu-Seeland und Chile zeigen, dass die Landbrücke, die einst Australien mit dem indisch-malaiischen Gebiete verband, ziemlich während oder kurz nach der offenbar zur Kreidezeit erfolgten Einwanderung des Mycetopus abgebrochen wurde. Wäre sie länger geblieben, so hätte ja auch Australien seinen Stock von placentalen Säugetieren erhalten! Die erst tertiär auftretenden Najaden-Gattungen haben daher so wenig

[1]) Hierzu gesellt sich nach Dall noch Cuspidaria patagonica, die in Westindien und an beiden Küsten Südamerikas gefunden wurde.

Digitized by Google

wie die Ampullarien Australien oder Neu-Seeland erreicht. Mancherlei Beobachtungen über Wirbelskulptur weisen mich auf näheren Zusammenhang der afrikanischen und südamerikanischen Unio hin; doch kann erst die Untersuchung der Tiere diese wie so viele andere Fragen lösen.

Dem archiborealen und archiatlantischen Kontinente der Sekundärzeit würde sich endlich als dritter der archiaustrale von Chile über Neu-Seeland bis Australien reichende anreihen. Die Untersuchung der alten Faunen wird es sicher einst gestatten, den Zeitpunkt des Abbruches der alten Landbrücke ebenso genau zu bestimmen wie den der successiven Zusammenschweissung der einzelnen grossen Teile, aus denen der afrikanische Kontinent sowohl wie der südamerikanische, vielleicht auch der australische sich zusammensetzten.

Wenn ich hier neben bereits von mir als gesichert angesehenen Resultaten auch diese Hypothesen über die Geographie der Sekundärzeit mit aufnahm, so geschah es vornehmlich, um die Tragweite der aus dem Studium der Süsswasserfauna sich ergebenden Folgerungen vorzuführen. Wie es sicher nicht bestritten werden kann, dass das Verständnis der heutigen geographischen Verbreitung der Tierwelt in der schon von Wallace begründeten Weise nur durch beständigen Hinblick auf die paläontologische Entwickelung erzielt werden kann, so dürfte sich auch gar bald die Ueberzeugung allgemein festsetzen, dass für die Erkenntnis dieser Veränderungen vor allem die Süsswasserfauna in Frage kommt, und dass sie für die geographische Verbreitung der Organismen während der Sekundärzeit, für die Beurteilung der damaligen Verteilung von Land und Wasser nicht nur in erster Linie, sondern fast ausschliesslich in Betracht kommt. Von diesem Gesichtspunkte aus wird sich das Studium der Süsswasserfauna immer mehr in den Vordergrund des Interesses schieben und in dem Maasse an Bedeutung gewinnen, als an Stelle öder, rein kasuistischer Behandlung ein planvolles Studium mit klarer verständnisvoller Fragestellung treten wird.

Neue Ausgrabungen auf der Römerburg in der Nordpfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Die Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Kreimbach an der Lauter (vgl. »Ausland« 1890, Nr. 28) setzte der Verfasser im September d. J. mit günstigem Erfolge fort.

Es galt diesmal, die Westseite des Kastells (vgl. Zeichnung) blosszulegen. Mittels eines Dutzends von Querschnitten konstatierte ich, dass sich auch oberhalb des steilen Westhanges eine römische, mit Mörtel konstruierte Mauer hingezogen hat. Die Fundamente derselben wurden durch den Spaten sichtbar. Der Mauerzug hat eine konstante Breite von 1.60 m und besteht fast durchgehends aus roh behauenen Sandsteinbrocken der Steinkohlenformation. An manchen Stellen geben grössere, Gebäuden und Grabmälern entnommene Quadern diesem Fundamente grössere Festigkeit. Unter diesen Quadern sind folgende bemerkenswert:

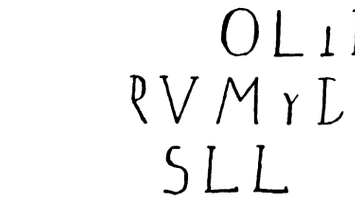
1. einer von 60 cm Länge, 50 cm Breite, 40 cm Höhe, mit einer 12 cm langen, 6 cm tiefen kreuzförmigen Nute;

2. ein Gesimsstück von 65 cm Länge zu 50 cm Breite, von abgeschrägtem Rande, verziert mit hübschen Blattornamenten;

3. das Sockelstück einer im Basrelief gearbeiteten Figur von 40 cm Länge, 20 cm Höhe, 13 cm Dicke. Nach den kräftig modellierten Füssen, die von der Figur noch erhalten sind, ist die Figur nach links schreitend dargestellt;

4. ein Bogenstück von 60 cm Länge, 50 cm Breite, 30 cm Dicke, mit einer 12.5 cm langen Rute an der Seite;

5. ein in fünf Stücke zerbrochener Inschriftstein. Nach der Zusammensetzung hat derselbe eine Höhe von 20 cm, eine Breite von 30 cm. Folgende drei Reihen von Buchstaben sind noch festgestellt:



Zeile 1 ist unzweifelhaft Olili zu lesen; am Anfang können zwei Buchstaben ausgefallen sein.

Zeile 2 ist zu ergänzen nach »D« I und F; zu lesen wird RVMIDI sein.

Zeile 3 enthält den Rest der bekannten Weiheformel VSLLM = vetum solvit libens lubens merito.

Wir haben demnach hier den Rest einer dem Andenken eines Romanen geweihten Inschrift vor uns, welche gesetzt wurde vom Sohne eines gewissen »Olilus Rumidus«.

An dieser Westseite fand man dicht an und auf der Mauer 12 Bronzemünzen. Von diesen gehören an:

4 dem Tetricus,
2 dem Constans,
2 dem Constantinus,
1 dem Magnentius,
9.

3 sind nicht sicher zu bestimmen. Doch gehören sie wahrscheinlich gleichfalls dem Zeitalter des Constantinus an.

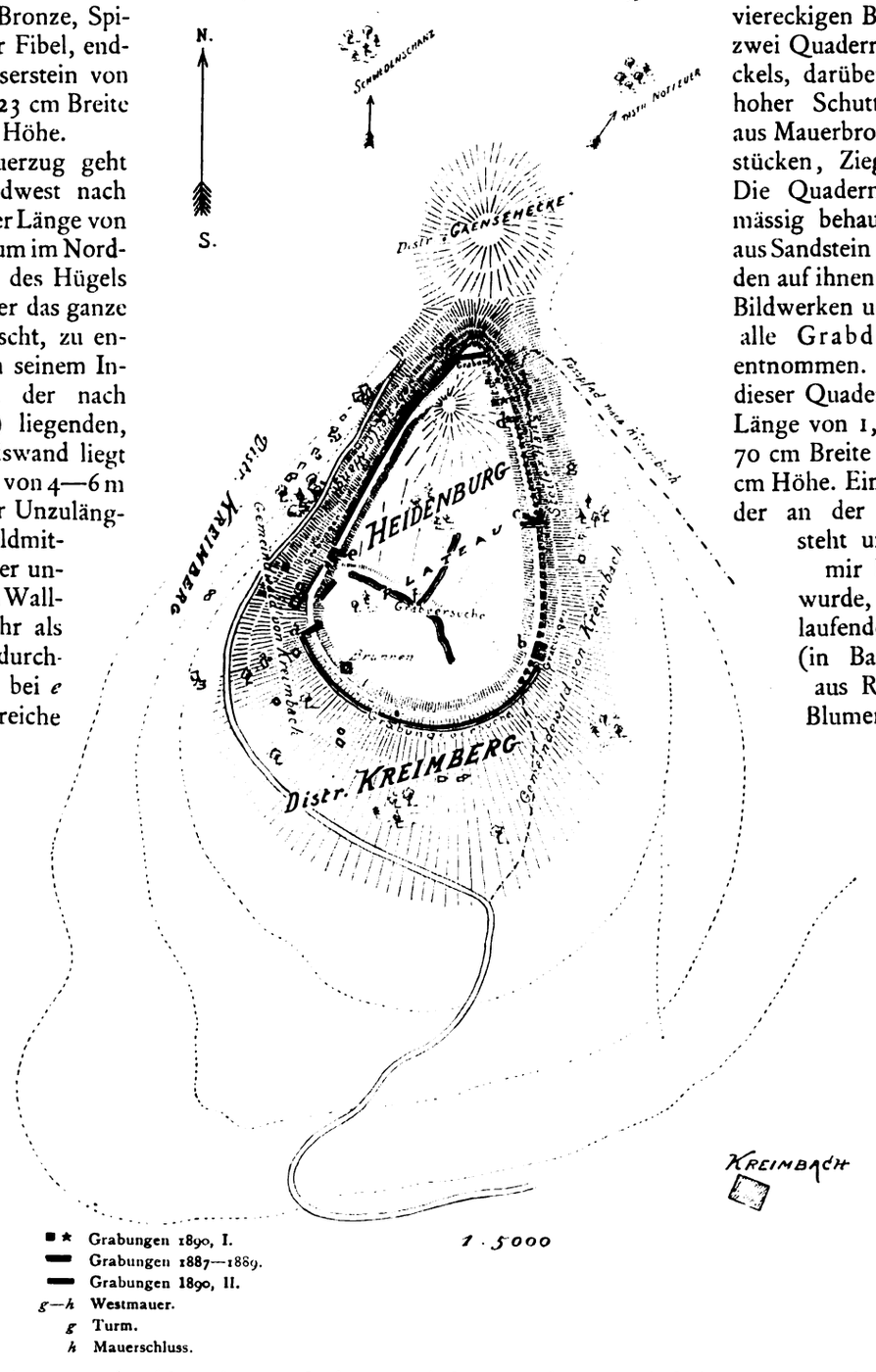
Auch nach diesen Münzfunden zu schliessen, wurde der Mauerzug in den Zeiten des Kaisers Tetricus († 274) erbaut, und zerstört in den Kämpfen zwischen Constantius und Magnentius (351—353). Ausser roten Scherben der letzten römischen Zeit, zum Teil wieder mit parallelen Strichlein verziert,

Digitized by Google

stiess man auf Kohlen, Asche, gefrittete Sandsteine, Glasfragmente, den Rest eines Niedermendiger Mahlsteines, Eisennägel, Holzklammern. Nach Süden zu fand man eine hübsche eiserne Pfeilspitze von 10 cm Länge, eiserne Thürbänder, ein Kasettenbeschläge von Bronze, Spiralen von einer Fibel, endlich einen Wasserstein von 32 cm Länge, 23 cm Breite und 5—8 cm Höhe.

Dieser Mauerzug geht genau von Südwest nach Nordost in einer Länge von 120 Schritten, um im Nordosten am Fuss des Hügels (vgl. *h*), welcher das ganze Plateau beherrscht, zu enden. Zwischen seinem Innenrande und der nach innen (Osten) liegenden, geböschten Felswand liegt ein Wallgraben von 4—6 m Breite. Bei der Unzulänglichkeit der Geldmittel war es bisher unmöglich, diesen Wallgraben an mehr als einer Stelle zu durchforschen. Hier bei *e* fanden sich zahlreiche Bronzen, Gefässe, Münzen, Schmucksachen u.s.w., so dass nicht unwahrscheinlich auch hier Holzbaracken gestanden haben mögen. Die Zukunft muss hier weitere Forschungen anstellen!

Auf das wertvollste Objekt stiess ich im Südwesten der Anlage bei *g*. In den Wallgraben mündet hier ein von Südwesten kommender, ziemlich steiler Fusssteig, der einen Ast in den Wallgraben, einen andern nach rechts auf die Höhe des Plateaus sendet. Es war hier offenbar ein zweiter Eingang zum Kastell vorhanden, wahrscheinlich die Auffahrt für Karren und andere Fuhrwerke.



Hier nun an diesem strategisch wichtigen Punkte legte ich die Fundamente eines grösseren Bauwerkes, eines Turmes, bloss (vgl. *g* auf der Karte). Die Westost-Seite desselben misst 3,70 m Länge, die Nordsüd-Seite 2,50 m. Erhalten sind von diesem viereckigen Bauwerk noch zwei Quaderreihen des Sockels, darüber liegt meterhoher Schutt, bestehend aus Mauerbrocken, Mörtelstücken, Ziegeln u. s. w. Die Quadern sind regelmässig behauen, bestehen aus Sandstein und sind nach den auf ihnen angebrachten Bildwerken und Nuten fast alle Grabdenkmälern entnommen. Die grössten dieser Quadern haben eine Länge von 1,20 m, 60 bis 70 cm Breite und 40 bis 45 cm Höhe. Einer von ihnen, der an der Südwestecke steht und zuerst von mir blossgelegt wurde, trägt ein fortlaufendes Ornament (in Basrelief!); das aus Rosetten und Blumenkelchen besteht. Die Arbeit ist künstlerisch ausgeführt und legt von hochvollendeter Technik Zeugnis ab. Ein Grabmalstein daneben (60 cm breit, 45 cm hoch) hat als Ornament ein System von Ähnlichen Zangen, zwischen denen in der Mitte der vier Seiten rohe Rosetten angebracht sind. Diese Arbeit ist einfacher Natur und nach Technik sowohl als auch nach Ornamentik jünger als die des erstgenannten Grabmalsteines. Die Stellen zwischen den einzelnen, das Fundament bildenden Platten sind gestückt und bestehen aus kleineren Sandsteinbrocken, die mit Mörtel zu einer Art von rohem Mosaik verbunden erscheinen. Die untere Quader-

Digitized by Google

schicht liegt unmittelbar auf dem Melaphyrfels auf und ist mit diesem durch Mörtel, an dem überhaupt nicht gespart worden ist, dicht verbunden. Nun zu den Funden in und auf diesem Fundament!

Vor allem stiess ich auf Scherben echt römischer Art von gelber, roter, schwarzblauer Farbe mit der charakteristischen Strichverzierung und der echt römischen harten, porzellanartigen Masse. Von einer mittelalterlichen Scherbe oder sonst einem Funde aus dieser Zeit war keine Spur. Diese Thatsache ist um so wichtiger, als manche Herren, so besonders Herr Inspektor Näher, welche bei den Grabungen selbst nicht zugegen gewesen waren, nach der Freilegung des Turmes auf der Heidelsburg bei Waldfischbach[1]) durch den Berichterstatter, erklärt haben[2]): »Es ist ganz falsch, diese Befestigungen auf römischen Ursprung zurückführen zu wollen.« Wenn sich dort so wenig, trotz sorgfältigster und von mir genau überwachter Arbeit, wie hier, auch nur ein mittelalterlicher Scherben, sondern neben römischen Grabmalsteinen nur echtrömische Gefässstücke finden liessen, so ist die Leugnung des römischen Ursprunges dieser zwei Strassenkastelle nichts als eine leere Behauptung, die durch sämtliche Fundstücke widerlegt wird.

Solchen und ähnlichen Einwürfen gegenüber aber, die am grünen Tisch geboren werden, ist das Wort Lessings im Laokoon am Platze:

»Bloss aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen führen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet!« Experto crede! sagt Vergil.

Nun zur Heidenburg zurück!

Ausser den echtrömischen Gefässstücken stiess man dicht am Turm auf starke Holzkohlen, von Gebälk herrührend, auf Asche, Mörtelmassen, kurz Anzeichen eines Brandes und Zusammensturzes. Von Einzelfunden ist besonders der von folgenden Münzen wichtig, und zwar wurden diese unmittelbar auf dem Fundament und zwar in des Verfassers Gegenwart aufgefunden:

1. Mittelerz von Magnentius (Bronze), geprägt zu Lugdunum. Revers: zwei Viktorien.

2. u. 3. Kleinerz von Constantinus (Bronze).

4. Mittelerz von Constans (Silber). Avers: Pl Jul Constans PP Aug. Revers: Victoria Augustorum. Sisc. (= Sisciae).

5.—6. unlesbar.

Da nun Kaiser Constans 350 ermordet wurde, Kaiser Magnentius sich 353 den Tod gab, so ist die Zerstörungszeit dieses Turmes unanfechtbar festgestellt[3]). Dieser Eckturm wurde, wie das ganze Kastell, in den Kämpfen zwischen Magnentius und Constantius 353 oder kurz vorher, wahrscheinlich von Franken und Alamannen, welche Kaiser Constantius zu einem Einfalle nach Gallien veranlasst hatte, zerstört. Der Alamannenkönig Chnodomarius damals 351/53 nach Ammianus Marcellinus (XVI, 12, 5) »civitates multas erutas vastavit et opulentas«, und unter diesen civitates, welche er einnahm und zerstörte, muss auch unsere »Heidenburg« gewesen sein. Auch Zosimus (III, 1) gibt an, dass damals Franken, Alamannen und Sachsen 40 rheinische Städte zerstört und die Einwohner mit ungeheurer Beute mit sich fortgeschleppt hätten (ἀναστάτους πεποιηκότας).

Von weiteren Funden am Turm sind zu erwähnen:

1. ein glatter Bronzereif von 3 cm Durchmesser im Lichten;

2. ein Stilus oder eine Spindelstange von 7 cm Länge aus Elfenbein. —

Haben wir bezüglich der Zeit der Zerstörung der Heidenburg im letzten Artikel die Wahl gelassen zwischen dem Thronstreit des Constantius und Magnentius (351/53) und dem Uebergang der Vandalen, Alanen, Sueven, Burgunder über den Rhein 406/407, so veranlassen die letzten Funde, den ersteren Zeitpunkt als den richtigeren zu bezeichnen.

Was jedoch die Bedeutung dieses Strassenkastells betrifft, so deckte dasselbe, wie die Heidelsburg bei Waldfischbach, die Heidenburg bei Oberstaufenbach, Flussübergänge, die an der wichtigen Militärstrasse von Argentoratum und Cruciniacum-Bingium lagen. Diese Kastelle mussten die Germanen, wollten sie weiter in Gallien eindringen, unbedingt in ihren Besitz bringen, und so mussten sie damals erobert und vernichtet werden.

Aehnliche Strassenkastelle kennt man vom »Schlossgebirge« bei Limbach im Kreis Saarlouis[1]), von Bitburg zwischen Trier und Köln, von Neumagen und Junkerath an der Mosel[2]). Sie alle entstammen dem Zeitalter Diocletians, liegen auf Anhöhen, hatten Mauern und Türme und wurden in den Stürmen des 4. Jahrhunderts zerstört. Für die Erkenntnis der kulturellen Zustände im 3.—4. Jahrhundert sind ihre Befunde von hohem Wert, gleichzeitig bilden sie die beste Abwehr gegen die irrige Ansicht, solche Römerburgen dem Mittelalter zuzuschreiben. Niemals hat das Mittelalter zu seinen Burgbauten römische Grabmäler verwendet. Dies haben vor den Burgen-Erbauern der Hohenstaufenzeit schon gethan — die Römer selbst!

[1]) Vgl. »Bonner Jahrbücher«, Heft 77, S. 69.

[2]) Vgl. »Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz«, XIV. S. 122—123.

[3]) Vgl. Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, 2. Bd. S. 344 und 257.

[1]) Vgl. »Korrespondenzblatt d. westd. Zeitschrift für Geschichte und Kunst« 1890, Nr. 1, S. 30.

[2]) Vgl. »Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine« 1890, S. 46, und »Westdeutsche Zeitschrift«, Bd. IX, S. 302.

Digitized by Google

Die Wolga.

Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis.

(Fortsetzung.)

Dagegen entwickelt sich mit Eintritt der warmen Witterung die Pflanzenwelt mit unglaublicher Schnelligkeit; so hat man an dem Hungerblümchen (Draba nemorosa) drei Tage nach seinem Aufblühen schon Früchte beobachtet. Was die Verbreitung der Pflanzen anbelangt, so ist die Wolga ein mächtiges Mittel zur Beförderung derselben. Abwärts trägt das Wasser die Samen der Pflanzen, aufwärts Tiere und Vögel, und man kann sagen, dass die Wolga an ihre Ufer so viele Pflanzen hergezogen hat, wie kaum irgend eine andere Gegend sie aufzuweisen vermag; auch eine Menge von Tieren hat sie in ihr Thal herangezogen. Die Natur findet hier günstige Bedingungen, um alle Lebensformen auszudrücken, die Wolga ist die Quelle dieser Lebensfülle.

Von der Flora und Fauna gehen wir über zum Menschen. Schon vor 1000 Jahren waren die Wolgaländer den Slawen bekannt. Aber die Gouvernements Jaroslawl und Kostroma gehörten damals finnischen Stämmen, am Rostow-See sass Merja, an der Scheksna und Bjelaja die Wess, und östlich von ihnen an Wolga und Wetluga wohnten die Tscheremissen. Die beiden ersteren Stämme sind vom Schauplatz abgetreten, ohne eine Erinnerung zu hinterlassen, nur viele geographische Benennungen haben sich noch von ihnen erhalten, so alle Namen mit den Endungen sha, bol, pa, ra. Nur die Tscheremissen haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Wie früh die slawische Kolonisation hier begonnen hat, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls ist über allen Zweifel erhaben, dass die Slawen im 9. Jahrhundert als herrschendes Volk auftreten und die Wolga hier schon damals ein slawischer Fluss war. Die älteste Stadt Rostow war von Nowgorod aus gegründet, später Uglitsch, Mologa, Bjelosersk, Susdal, vielleicht auch Kostroma. Zu den ältesten slawischen Städten gehört auch Rybinsk (schon 1137 erwähnt). Noch älter ist Jaroslawl, wahrscheinlich von Jaroslaw, dem Sohn des heiligen Wladimir, gegründet. Die Hauptstadt war aber lange Zeit Rostow. Alle diese Städte hatten namentlich im Anfang des 13. Jahrhunderts viel von den Streifzügen der Tataren zu leiden. Am längsten hielten sich diese in Romanow und Jaroslawl. —

Bei Nischny tritt uns die Wolga zum erstenmal in ihrer ganzen Majestät entgegen. Ein grossartiger Ausblick bietet sich uns von der Uferstrasse der Stadt dar. Wir stehen auf einem Hügel, welcher dicht bewachsen ist mit Linden, Ahorn, Birken, hohen Pappeln; links auf dem Berge glänzt uns ein Turm des alten Kreml entgegen; zur Rechten haben wir das Petschersky-Kloster, dessen weisse Kirche angenehm absticht gegen die kleinen Bauernhäuser und das saftige Dunkelgrün der Gärten, welche den Abhang bedecken. Unter uns, am Fusse des Hügels, zieht wie ein glattes, silbernes Band der majestätische Strom dahin. Er scheint nicht über 200 Saschen breit, aber das ist Täuschung, denn wir stehen etwa 300 Fuss über ihm. In Wirklichkeit ist die Breite hier 1 Werst und darüber. Nach links verliert sich das silberne Band in der unendlichen Ebene zwischen unabsehbaren Wiesen; dort am Ende des Gesichtskreises bemerkt das Auge noch eine Gruppe hoher Pappeln, dieser getreuen Begleiter des Flusses, seitdem er grösser geworden. Gerade vor uns, hinter denselben grünen Wiesen, fällt unser Auge auf ein grosses Dorf, Bor, dessen Kathedrale mit ihren fünf vergoldeten Spitzen in der Sonne glänzt. Von dort eilen zwei kleine Flüsschen in die Umarmung der Wolga; das Grün der Wiesen ist unterbrochen von dem krystallhellen Spiegel mehrerer Seen.

So sieht die Wolga im Sommer aus. In den letzten 10—15 Jahren haben sich in derselben viele Sandbänke gebildet, welche die Schönheit des Flusses nicht erhöhen, ihn vielmehr unschön machen, wie die Runzeln eines Gesichts, das wir vor kurzem noch blühend und frisch gesehen haben. Beim Menschen blüht des Lebens Lenz nur einmal und nicht wieder, und der Tod kommt rasch herbei, die verdunkelten Augen auf immer zuzumachen. Anders bei der Wolga. Wie durch einen Zauber erwacht sie alljährlich aus ihrem Winterschlaf und ist kaum wieder zu erkennen. Mit welcher gewaltigen Kraft bricht sie ihre Eisfesseln und treibt die Schollen abwärts, alle Hindernisse überwältigend! Wo sich ihr die Ufer entgegenstellen, da reisst und gräbt sie sich darin ein oder baut hohe Eisberge auf. Auch der Baum, den zwei Männer nicht umfassen, kann ihrem Anprall nicht widerstehen; er wird mit den Wurzeln ausgerissen. Kommt man zwei bis drei Wochen nach dem Eisgang wieder an den Fluss, so ist er nicht mehr zu erkennen. Wo sind die Sandbänke geblieben, wo die Inseln? wo ist die vier Werst breite Ebene, welche das Dorf Bor von der Wolga trennt? Der ganze Wiesenplan in einer Breite von 5, 10, 15 Werst hat sich in ein unabsehbares Flussbett verwandelt; die Kathedrale von Bor scheint näher gerückt und gerade aus dem Wasser aufzusteigen. Dort am fernen Horizont links ragen noch einige Pappeln hervor, aber sie stehen am Rande eines ungeheuren Meeres. Welch weite Wassermasse breitet sich zu unseren Füssen aus! Aus den entfernten Sümpfen des Gouvernements Nowgorod, aus den Umgebungen des Seliger und Bjeloe- (Weissen) Sees, aus den Wäldern von Kostroma und Wologda, von Orel, Tula, Kaluga, Tambow, Rjasan, Wladimir, Pensa — von ihren fernen Wäldern und Feldern haben unzählige Bächlein, Bäche und Flüsse das Frühlingswasser gesammelt und alle zur Wolga gebracht. Sollen wir noch sprechen von den Möwen mit ihrem weissen Fittig, von den da und dort schimmernden Segeln der Boote, von den Barken und Dampfern, welche das Wasser nach allen Richtungen durchschneiden? Alles

Digitized by Google

das gibt der an sich schon bezaubernden Wolga Leben. Schön ist sie bei Tage, herrlich in der stillen Sommernacht, fürchterlich schön bei Sturm und Wetter! Ja, es ist wahr: die Wolga ist einer der schönsten und gewaltigsten Ströme nicht nur von Europa, sondern von der ganzen Welt.

Warum aber wird sie gerade bei Nischny ein so mächtiger Fluss? Warum erscheint sie hier zum erstenmal in ihrer ganzen, gewaltigen Schönheit? Die hohen Hügel, auf welchen wir stehen, von wo wir auf sie herabblicken, erhöhen den Eindruck, indem sie vor uns das Bild einer unermesslichen Landschaft in einem Umkreis von 40—50 Werst aufrollen. Aber woher kommen denn die Berge, die von jetzt an in ununterbrochener Kette den Fluss bis zu den Steppen von Astrachan begleiten? Hinter dem alten Turm des Kreml links von uns kommt unmerklich ein anderer Strom hervor — es ist die Oka. Mit solch einem mächtigen Gewässer hat die Wolga sich bis dahin nicht vereinigt. Dieser Fluss, mit dessen Namen aufs engste der Ursprung des russischen Volks verbunden ist, ist zugleich ein Nebenbuhler der Wolga, ein Prätendent, der der Wolga den Vorrang streitig macht und es verdient, dass wir ihm einige Zeit unsere Aufmerksamkeit widmen.

Die Oka entspringt 770 Fuss hoch im Süden des Gouvernements Orel auf einem Plateau, dessen höchste Punkte 900 Fuss betragen. Dieses Plateau sendet nach allen Richtungen Flüsse aus, nach Süden und Westen zum Bassin des Dnjepr, nach Osten zum Bassin des Don, nach Nordosten und Norden zum Bassin der Oka, darunter diese selbst. Dieses Plateau ist der Anfang der grossen Oka-Erhebung, welche den Fluss begleitet und der Wolga sich nähernd Hügelreihen bildet, die sich 3—4000 Werst weit hinziehen. Nach Aufnahme einiger Zuflüsse erreicht die Oka schon bei Orel eine Breite von 30 Saschen und wird schiffbar. Die Ufer sind anfangs ziemlich niedrig, später gräbt sie sich tiefer und tiefer ein. Der Oberlauf des Flusses geht durch Schichten der Triasformation, welche die Kalke und Sandsteine der alten devonischen Formation bedecken; an einigen Stellen tritt diese selbst zu Tage. Diese Gegend war also wohl schon lange aus dem Meere aufgetaucht, als die Waldai-Höhe, wo die Wolga entspringt, vielleicht noch Meeresgrund war. Weiterhin nimmt die Oka zwei grössere Zuflüsse, die Suscha (etwa 150 Werst Länge) und den Nerutsch (100 Werst) auf. Bei Bjelow ist sie schon 40 Saschen breit. Die Ufer sind jetzt zu beiden Seiten sehr hoch. Weitere Zuflüsse sind Una und Schidra. Auf letzterer wurde noch vor 25 Jahren jährlich für 140000 Rubel Holz geflösst. Dann folgt die Ugra (350 Werst lang). Im Gouvernement Kaluga durchschneidet die Oka Schichten der Steinkohlenzeit. An einigen Stellen hat man Kohlen, freilich von geringem Werte, gefunden. Bei Kaluga und weiterhin sind die Ufer des Flusses 125 bis 140 Fuss hoch. Das Thal des Flusses, welches bis dahin ziemlich eng war, erweitert sich nach dem Einfluss der Schidra bis Kaluga auf 2—3 Werst; hinter Kaluga verengert es sich wieder; nach und nach wird das linke Ufer niedrig, während auf dem rechten die Berge fortdauern. Nach Aufnahme der Moskwa (420 Werst Länge) und der Zna fliesst die Oka parallel der Wolga. An dem kleinen Zufluss Boscha fand am 11. August 1378 eine blutige Schlacht zwischen Russen und Tataren statt, wo die Macht der letzteren gebrochen wurde. An der Grenze des Gouvernements Wladimir und Nowgorod nimmt die Oka noch den letzten grossen Zufluss auf, die Kljasma. Das Bassin der Oka sammelt seine Wasser aus neun inneren Gouvernements und hat eine Grösse von 4600 Quadratmeilen; die Länge der Oka bis zum Einfluss in die Wolga ist 1400 Werst.

Auf der Oka wird hauptsächlich Getreide verschifft aus den Gouvernements Tula, Woronesch und Kursk in einer Menge von gegen zwei Millionen Pud. Die Oka wäre jedoch an und für sich nicht im stande, grössere Schiffe zu tragen, deswegen ist ihr der Mensch mit Schleusen zu Hilfe gekommen. Nach dem Einfluss der Suscha ist solches nicht mehr nötig. Die Schiffahrt beginnt Ende März und endigt in der zweiten Hälfte des November. Auf ihrem weiteren Laufe hat die Oka bei einer Breite von 50 bis 300 Saschen eine Tiefe von 5 bis 50 Fuss. Doch ist die Schiffahrt wegen der zahlreichen Sandbänke bei niedrigem Wasserstand sehr beschwerlich. Sehr sonderbar ist, dass für die Verbesserung des Fahrwassers dieser bedeutenden Verkehrsader nichts gethan wird. Schon Peter der Grosse hat die Wichtigkeit derselben erkannt und wollte die Oka durch einen Kanal mit dem Don verbinden. Die Oka nimmt, was Zahl und Gewicht der beförderten Frachten betrifft, unter Russlands Flüssen die vierte Stelle ein und steht nur hinter der Wolga, der Kama und dem Dnjepr zurück.

Eine ganz bedeutende Rolle spielt der Fluss in der Geschichte des russischen Volks, sogar die Wolga kann sich nicht mit ihr messen. Der Oberlauf gehörte den Slawen seit unvordenklichen Zeiten. Ueber die ursprünglichen Bewohner berichtet nur noch eine alte Sage. Nach dieser lebten am Oberlauf der Weichsel zwei Brüder, Radin und Wjatko. Radin zog mit seiner Familie aus und liess sich an der Sucha, Zufluss der Oka, nieder, Wjatko aber siedelte sich an der Oka selbst an. Die Nachkommen beider lebten wie die wilden Tiere in den Wäldern, die Ehe war bei ihnen eine wilde. Wenn jemand starb, so wurde ein Leichenschmaus veranstaltet, hierauf ein grosser Scheiterhaufen aufgetürmt, der Leichnam oben aufgelegt und verbrannt, zuletzt wurden Knochen und Asche in kleine Gefässe gesammelt, die an den Wegen auf Pfählen aufgestellt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der geologische Bau Rumäniens.

Von Professor A. Rzehak in Brünn.

»Carmen Sylvas Königreich« war bis vor kurzem eines der geologisch am wenigsten bekannten Länder Europas; die erste, und nur einen Distrikt (Mehedintzi) umfassende geologische Karte, von Math. M. Draghicenu verfasst, erschien im Jahr 1882. Zwar hatten schon vorher verschiedene Geologen, zumeist Oesterreicher, einzelne Teile des Landes studiert, während andere Teile bis in die neueste Zeit eine terra incognita blieben. Und so ist denn der Versuch einer geologischen Uebersichtskarte des ganzen Landes eben nur als ein erster Versuch zu betrachten, der darum aber nicht minder freudig zu begrüssen ist und im Hinblick auf die geplante geologische Uebersichtskarte Europas gewiss einem fühlbaren Mangel abhilft.

Diese Karte, von dem schon oben genannten Forscher, Draghicenu, unter Zugrundelegung der Arbeiten von Dr. K. Peters, Dr. Herbich, Cobalcescu, Dr. Uhlig[1]), sowie der eigenen, durch 17 Jahre fortgesetzten Studien entworfen, wurde von der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien (im Jahrbuch für 1890) publiciert und hat zur topographischen Grundlage die vom österreichischen Generalstabe aufgenommene Karte von Rumänien, im Maassstabe 1 : 800 000. Sie enthält 20 geologische Ausscheidungen, deren Farben der zu Bologna festgesetzten Skala entsprechen und sich vortrefflich voneinander abheben. Ausserdem zeigt dieselbe besondere Signaturen zur näheren Bezeichnung des Vorkommens nutzbarer Mineralien und Mineralquellen.

Die Eruptivgesteine sind in drei Kategorien geschieden, nämlich: 1. Granit, Syenit, Diorit, Melaphyr u. s. w.; 2. Serpentin; 3. Trachyt; die krystallinischen Schiefer, die paläozoischen und triadischen Ablagerungen sind ungegliedert und nur durch je einen Farbenton dargestellt. Jura erscheint in drei, die Kreide in zwei, das Tertiär in sechs Abteilungen (Eocän zwei, Oligocän eine, Miocän zwei, Pliocän eine) zerlegt. Das gesamte Diluvium ist durch einen einzigen Farbenton bezeichnet, das Alluvium weiss gelassen.

Den Einzeichnungen der Karte und den dazu gehörigen Erläuterungen (22 Seiten) entnehmen wir über den geologischen Aufbau Rumäniens folgendes:

Der südliche und südöstliche Teil des Landes ist, von der Donau bis etwa an die Linie Craiova-Targovistea-Buzeu-Romnicu-Sarat-Galatz, von diluvialen Ablagerungen bedeckt; diese bestehen zumeist aus lössartigem Lehm, der in den Flussthälern terrassenartig auftritt und oft von Schotter unterlagert wird. Der Diluvial-, und auch der Alluvialschotter, sind hie und da goldführend. Die Nordgrenze der Diluvialablagerungen bildet zugleich die Südgrenze der Pliocänformation, die, als Kongerien- und Paludinenschichten entwickelt, einen breiten, in der Mitte etwas verschmälerten Streifen darstellt und wegen ihres reichlichen Lignit- und Petroleumvorkommens wichtig ist. Im Südwesten lehnt sich diese Formation mit oft gestörter Lagerung unmittelbar an das krystallinische Grundgebirge, bis über 500 m Seehöhe erreichend, während sie im Nordosten die sarmatische Stufe zum Liegenden hat. In dem Pliocängebiete liegen auch zahlreiche Mineralquellen, wie z. B. Jod-, Eisen-, Arsen- und andere Wasser.

Die sarmatischen Ablagerungen setzen hauptsächlich das Hügelland der Moldau zusammen und bedecken hier einen Flächenraum von 24 000 □km. Es lassen sich hier als tieferes Glied bläulichgraue Letten, als oberes Glied in Bänken geschichtete thonige und kalkige Sandsteine unterscheiden. Letztere sind das einzige, als Baumaterial verwendbare Gestein des sarmatischen Hügellandes. Die Lagerung der genannten Gesteine ist ganz flach, das Alter durch Fossilien erhärtet. In der Walachei tritt die sarmatische Stufe nur in einzelnen Fetzen auf.

Die miocäne Mediterranstufe tritt im Pliocängebiete meist nur in tiefer erodierten Thälern auf; sie ist durch thonige Sandsteine, Letten und Lettenschiefer repräsentiert, welche durch reichliche Salzführung ausgezeichnet sind, dagegen Petroleum nur in ganz unbedeutender Menge enthalten. Die Salzeinschlüsse geben dadurch, dass sie ausgelaugt werden, sehr häufig Veranlassung zu Senkungen und Einstürzen.

Die bisher genannten Ablagerungen schliessen sich in grossem Bogen an das siebenbürgisch-rumänische Grenzgebirge an. Die Vorberge desselben bestehen in der Moldau, bis zu 2000 m ansteigend, vornehmlich aus alttertiären Gebilden vom Typus der in den österreichischen Karpathen auftretenden. Die jüngeren Sandsteine entsprechen zumeist dem »Magurasandstein« der österreichischen Geologen, während die an ihrer Basis vorkommenden Mergelschiefer petrographisch an die »Menilitschiefer« Oesterreichs sich anschliessen. Unter diesem Menilitschiefer lagern gewöhnlich noch schwarze, gebänderte Schiefer, die als »Schipoter Schichten« bezeichnet werden. Nummulitenführende Sand- und Kalksteine vervollständigen die Serie der alttertiären Gebilde, die nach oben zu durch salzführende und gipshaltige Mergel, Thone und Sandsteine abgeschlossen erscheint. Letztere Gesteine repräsentieren zum Teil das Oligocän (aquitanische Stufe). Beim Eintritt in die Walachei verschmälert sich die alttertiäre Zone, bis sie im Thale der Dâmbovitza gänzlich verschwindet; nur einzelne Schollen von Nummulitenkalk, der einen vorzüglichen Baustein liefert, bezeichnen die weitere Fortsetzung derselben. Der Steinsalzgehalt des Alttertiärs ist sehr bedeutend, und es kommen auch Steinöl und Erdwachs in der Nachbarschaft des Alttertiärs stets am reichlichsten vor. Die verschiedenartigen Gebilde der Flyschzone sind in der Regel stark gestört, oft geknickt und selbst überschoben.

Die älteren Flyschgebilde sind zum Teil als kretacisch erkannt worden, und zwar wurde Neokom, in einer kalkigen Facies mit Hieroglyphen und Fukoiden direkt auf krystallinischem Grundgebirge lagernd, und Cenoman (Inoceramen-Mergel, Uzer Sandstein, Konglomerate) nachgewiesen. Die neokomen Ablagerungen entsprechen den »Ropianka-« und »Rossfelder Schichten« der österreichischen Geologen; die Mergelkalke dieser Formation eignen sich zur Cementbereitung. Die oberkretacischen Konglomerate enthalten grosse Blöcke von Jurakalk, eine Erscheinung, die sich in dem langen karpathischen Bogen (im weitesten Sinne) von Mähren angefangen bis hierher, und zwar anscheinend in verschiedenen Niveaus der Flyschzone, verfolgen lässt.

Die mesozoischen Sedimente bilden zumeist weit fortstreichende Klippenzüge oder auch steile Kämme, die sich scharf von der Umgebung abheben. Die Juraformation ist durch Lias, Dogger und tithonischen Kalkstein (Stramberger Kalk) vertreten, und bildet der letztere sogar zwischen Mehadia und Closani einen Zug von etwa 45 km Länge und etwa 4 km Breite. Die Kalkmassen von Baia de Fer, Bistritza, Königstein und Strunga sind ebenfalls jurassischen Ursprungs. Ausser dolomitischen Kalken enthalten diese Ablagerungen auch Mergel und sandige Schiefer. Die Trias spielt eine nur untergeordnete Rolle; in der nordwestlichen Ecke der Moldau bildet sie kleine, direkt auf krystallinischem Grundgebirge lagernde Schollen, in der Walachei ist sie zumeist, so z. B. am Königsstein, als das Liegende der Juraablagerungen zu erkennen. Die grösste räumliche Ausdehnung besitzt sie in der später noch zu besprechenden Dobrogea (Dobrudscha).

Die mesozoischen Sedimente sind an ihrer unteren Grenze oft von verschiedenartigen Eruptivgesteinen durchsetzt; die Kalksteine erscheinen da oft in Marmor, die Thone in Phyllit umgewandelt, während verschiedene Mineralien als »Kontaktgebilde« auftreten. An die Kontaktzone ist auch das Vorkommen von Erzlagerstätten gebunden; die Kupfererze von Oligist bei Baia-de-Aramă, das Magneteisensteinlager von Podeni, die Mangan- und Kupfererze von Balma und viele andere gehören hierher. Sie zeigen alle das Streichen der mesozoischen (Kreide- und Jura-) Ablagerungen, nämlich von SW. nach NO.

Die durchbrechenden Eruptivgesteine sind syenitischer, dioritischer und serpentinischer Natur und werden zum Teil mit dem Namen »Banatite« bezeichnet. An das Auftreten derselben ist auch das häufige Vorkommen von Mineralwassern geknüpft.

Das walachische Centralmassiv bildet einen krystallinischen Stock von etwa 240 km Länge und ungefähr 22 km Breite; in der Moldau sind die archaischen Schiefer nur in der nordwestlichsten Ecke zu beobachten und hier von zahlreichen, von NW.

[1]) Die Arbeiten des ehemaligen rumänischen »Geologischen Büreaus« erwiesen sich nach Draghicenu als unbrauchbar.

Digitized by Google

nach SO. streichenden Erzlagerstätten durchsetzt, die wiederum in der Nähe der triadischen Schollen reichlicher sind. Die Vorkommnisse hier sind ganz analog denen in der westlichen Walachei. Den äussersten Winkel Rumäniens bildet hier ein mächtiger Trachytstock, der das ganze »Triplex confinium« zwischen Rumänien, Siebenbürgen und der Bukowina zusammensetzt.

Die Dobrudscha erscheint von den angrenzenden ebenen Teilen gänzlich verschieden; sie stellt sich im allgemeinen als ein Hochland von etwa 500 m Gipfelhöhe dar. Es lassen sich hier deutlich vier orographische Gruppen unterscheiden, deren landschaftlicher Charakter innig mit dem geologischen Aufbau verknüpft ist. — Die ausgedehnte Gruppe von Babadag besteht vorwiegend aus einem Mergelkalk, der im Südwesten an grüne Schiefer mit granitischen Durchbrüchen angrenzt. Der Mergelkalk ist kretacischen, der grüne Schiefer paläozoischen Alters.

Das reich bewaldete »Massiv« von Matschin besteht aus krystallinischem Gestein archaischen Alters, mit pyramidenförmigen Gipfeln, die bis 500 m Seehöhe erreichen.

Die Gruppe von Isakcea besteht aus braunem Triaskalk, ferner aus granitischen Gesteinen und Melaphyr; zwischen dieser und der vorigen Gruppe treten abermals paläozoische Gesteine auf.

Die Gruppe von Tultscha endlich besteht aus einem Plateauland, welches aus diluvialem Lehm und Sand besteht; aus dieser Decke ragen an vielen Stellen Triasgebilde hervor und erreichen Höhen von 220—260 m.

Der bergige Teil der Dobrudscha ist insofern interessant, als sich die hier auftretenden geologischen Formationen ebensowohl dem karpathischen als auch dem balkanischen System einreihen lassen. Paläozoische Ablagerungen, wie die grünen Schiefer der Berggruppe von Babadag u. s. w., sind in der karpathischen Region ganz fremd, treten dagegen im Balkangebirge auf.

Im südlichen Teile der Dobrudscha herrscht bereits die Steppe; nur einzelne Partien älterer Gesteine treten inselartig oder in Hügelreihen zu Tage, wie z. B. die Jurapartien am rechten Donauufer zwischen Silistria und Hirsova, die ziemlich ausgedehnten und ebenfalls von Jura begleiteten Kreideablagerungen von Medschidie, und endlich die sarmatischen Schichten, die in der Umgebung des letztgenannten Ortes, besonders gegen Süden hin, eine ansehnliche Bodenfläche einnehmen.

Von den recenten geologischen Bildungen wären, ausser den bereits erwähnten Mineralquellen und den Ablagerungen der Flüsse, noch »salzige Schlammvulkane«, wie sie bei Berka (Buzeu) vorkommen, und die salzigen Sümpfe (Balta-Alba, Lacul-Sarat u. s. w.) anzuführen.

Litteratur.

Quatrefages, A. de, Histoire générale des races humaines. Paris 1889. 8°.

Das vorliegende Werk bildet die Einleitung zu einer im Erscheinen begriffenen Sammlung von Monographien ethnologischen Inhalts, welche allmählich ein vollständiges Bild der Menschheit auf Grund unserer gegenwärtigen Kenntnis liefern sollen. Obwohl es an verschiedenen Orten eine wohlwollende Beurteilung erfahren hat, steht Referent dennoch nicht an, dasselbe als völlig verfehlt zu bezeichnen.

Das Hauptübel, an dem die anthropologische Forschung noch heute laboriert, die Neigung zu unkritischer Verwertung rassen-anatomischer Beobachtungen, zu Hypothesen über Verwandtschaft und Ausbreitung nicht nur der Menschenrassen, sondern auch der Völker tritt in den Ausführungen des Verfassers in augenfälliger Weise hervor. Das unklare Durcheinanderwerfen der Begriffe Rasse, Typus und Volk, die geradezu promiscue gebraucht werden, hat ihn zu den haltlosesten Annahmen verleitet.

Gegen die Definition von Rasse, die S. 10 gegeben wird, lässt sich freilich wenig einwenden. Es fällt dem Verfasser aber im Laufe seiner Arbeit gar nicht ein, sich an dieselbe zu halten. Rasse wird eben bald gleich Schädeltypus gesetzt, dann aber auch wieder gleich Volk. Als eingefleischter Kraniolog nimmt der Verfasser keinen Anstand, ganz vereinzelte Schädel als Vertreter besonderer Rassen zu bezeichnen. Er spricht von einer race de la Truchère von der nach S. 71 und 303 nur ein einziger Schädel bekannt, bzw. untersucht ist! Die Rasse des Neanderthalmenschen — gleichfalls nur ein einziger Schädel, dessen Gesichtsteil noch dazu fehlt — findet er bei den heutigen Australiern erhalten. In gleichem Sinne wird von einer race de Cromagnon gesprochen, deren Verbreitung bis Nordafrika und zu den kanarischen Inseln angenommen wird. Alle Schädel, die ein oder mehrere willkürlich herausgegriffene Merkmale gemeinsam haben, mögen sie auch aus den verschiedensten Ecken der Welt stammen, werden ohne weiteres zu einer Rasse vereinigt.

Da der Verfasser als fanatischer Monogenist nicht nur die Einheit des Menschengeschlechts, sondern auch dessen Entstehung an einem Punkte behauptet, so sieht er sich vor die Aufgabe gestellt, die Besiedelung der Erde von dieser supponierten Urheimat aus, sowie die beträchtlichen physischen Differenzen der Rassen erklären zu müssen. Er widmet also das ganze 6. Kapitel den Wanderungen des tertiären!! und quarternären Menschen, denen er denn auch mit verblüffender Sicherheit folgt. Glücklicherweise nimmt er es mit der Ursprungseinheit in Wirklichkeit gar nicht so genau, denn schon auf S. 316 verlangt er für die weisse, gelbe und schwarze Rasse gesonderte Entstehungscentren und stellt sich damit allerdings wieder auf den Boden der Thatsachen.

Im zweiten speziellen Teil steigert er die Verwirrung, welche aus unmethodischer Verwechselung der Begriffe Rasse, Typus und Volk sich ergibt, noch dadurch, dass er, ebenfalls ganz willkürlich, die sämtlichen Rassen in Grundtypen und gemischte Typen einteilt. Grundtypen sind die weissen, gelben und schwarzen Rassen, vertreten durch Kaukasier, Mongolen und Neger, während Malaien, Polynesier und Amerikaner aus diesen dreien gemischt sein sollen.

Aus dem Werke selbst geht nicht hervor, wie der Verfasser zu dieser merkwürdigen Einteilung gekommen ist. Er selbst wählt, wie er sagt, diese Bezeichnungen nur aus Mangel an besseren. Er gibt zu, dass auf die Farbe kein besonderes Gewicht zu legen ist. Um so weniger ist es verständlich, wenn die verschiedensten, völlig zusammenhangslosen Völker nur ihrer Farbe wegen zu einer Rasse vereinigt werden.

Zunächst ist der prähistorische Mensch, dessen Farbe leider unbekannt ist, in diesem Schema unterzubringen. Hier muss der Schädel aushelfen. Der Lagoasanta-Mensch Brasiliens stellt un simple groupe de la famille esquimaude dar. Dass die Schädel beider Völker nur im Index übereinstimmen, sonst aber in ihrer Form völlig verschieden sind, kümmert den Verfasser nicht. Die Canstattrasse hat sich in Australien (Adelaide), sowie bei einzelnen Individuen im heutigen Frankreich erhalten!! Die fossilen Amerikaner gehören selbstverständlich dem gelben Stamme an. In der tertiären (!) und quaternären Zeit hat Europa nur allophyle und finnische Rassen erhalten!! Der Ausdruck allophyl ist im höchsten Grade unklar. Der Verfasser scheint darunter die ganzen hellfarbigen Stämme zu verstehen, deren unmittelbare Anreihung an die europäischen Weissen ihm denn doch etwas zu gewagt erschien. Durch diese Bezeichnung stellt er jene Völker selbst als stammesfremd den letzteren gegenüber und drückt dadurch zugleich die Rassenverschiedenheit beider Gruppen aus.

Zu den races noires wird natürlich alles gerechnet, was dunkelfarbig ist. In der S. 343 mitgeteilten Uebersicht figurieren glücklicherweise auch die »neanderthaloiden« Australier, während man doch nach den vorausgehenden Auseinandersetzungen befürchten musste, sie unter den Weissen zu finden. Die Neger Afrikas ohne weiteres mit Negritos und Papuas zusammenzufassen, ist mindestens kühn. Schliesst man sich dieser neuerdings freilich auch von anderen Anthropologen verfochtenen Annahme an, so darf man als Beleg nicht Abbildungen bringen, wie die Fig. 236—245, aus denen sich die gänzliche Verschiedenheit beider Typen sofort ergibt. Die Drawidier werden mit den Negritos zusammengestellt, die Zulu gar als Mischlinge von Negern und Semiten betrachtet! Die dunkeln Madagassen werden wunderlicherweise nicht von Afrikanern, sondern von Papuas hergeleitet! Gänzlich aus der Luft gegriffen ist die An-

Digitized by Google

nahme, dass die afrikanischen Neger aus Südostasien stammen, und die dunkelgefärbten Amerikaner in Kalifornien und an einigen Küstenpunkten des Antillenmeeres Abkömmlinge von dorthin verschlagenen Papuas und afrikanischen Negern sind!!

Die gelben Rassen sind etwas sachgemässer behandelt. Doch mangelt es auch hierbei nicht an willkürlichen Behauptungen. So werden z. B. die fossilen Amerikaner, ferner die Malemuten und Eskimo ohne Grund von den Amerikanern abgetrennt.

Desto schlimmer ist das Kapitel über die weissen Rassen. Schon ein Blick auf die bei S. 456 mitgeteilte Tabelle genügt, die ganze Wertlosigkeit der gegebenen Klassifikationen erkennen zu lassen. Es finden sich unter der race blanche ou caucasique im bunten Gewimmel Tschuktschen, Ainos, Koljuschen, Miaotse, Eogmuten, Dajaker, Tahitier! Während der Verfasser in einem früheren Werke die Preussen für Finnen erklärte, finden wir zu unserer Genugthuung jetzt die Dauphinéer und fossilen Franzosen unter den Finnen, die Norddeutschen dagegen als Germanen aufgeführt! Erstaunlich ist die Entdeckung, dass Formosa durch Tschuktschen bevölkert wurde. S. 402!

Malaien, Polynesier und Amerikaner sind die grandes races mixtes, unter welche auch die Japaner einregistriert werden, die doch besser bei den »Gelben« Platz gefunden hätten. Der Verfasser hält sie für eine Mischung aus Negritos! Chinesen und allophylen! Weissen. Die Indonesier sont un rameau de tronc blanc! Die grossen Steinbauten auf verschiedenen Südseeinseln deuten auf Einwanderungen aus Südindien und Assam!!! Auf S. 537 erhalten wir gar die überraschende Kunde von einer Entzifferung der Holztafeln von Rapanui mittels eines indochinesischen Alphabets!!!

Amerika hat von jeher einen besonders dankbaren Boden für kühne Hypothesen abgegeben. Auch Quatrefages hat die Gelegenheit nicht versäumt, seiner Phantasie hier freies Spiel zu gewähren. Das betreffende Kapitel beginnt mit einigen völlig unkritischen Schädelvergleichungen. Die Lagoasanta-Rasse wird auch in Peru nachgewiesen, was allerdings leicht ist, wenn man von dazwischen liegenden Stämmen so gut wie nichts weiss. Später werden sogar die Chimus und andere Peruaner mit den Bewohnern der Pueblos Nordamerikas in Beziehungen gebracht (S. 589 und 591), die südamerikanischen Muyscas mit den Mexikanern u. s. w. Das Unglaublichste leistet der Verfasser aber in seinen Bemühungen, die Urbevölkerung Amerikas aus allen möglichen Weltgegenden herzuleiten. Die dunkelgefärbten Stämme Kaliforniens sind auf Papuaeinwanderung, die der Küste des Antillenmeeres auf dorthin verschlagene schiffbrüchige afrikanische Neger zurückzuführen!! Die hellen, zum Teil blonden Nordamerikaner werden von der skandinavischen Besiedelung hergeleitet, während der hellfarbige Tupistamm der Guarayos in Bolivien ein Produkt eingewanderter afrikanischer Weisser ist!!

Dem gegenüber erscheint es noch harmlos, wenn die mexikanische Kultur dem naufrage de quelques navires japonais zugeschrieben wird, wie denn überhaupt der Verfasser auch an anderen Stellen des Werkes solchen unfreiwilligen Seefahrten eine ganz übertriebene Bedeutung beimisst. Die Völkertafel für Amerika zeigt ebenfalls die unnatürlichsten Zusammenstellungen. So werden als »groupe Guarani« die Guaicurus und Karaiben mit aufgeführt, die Puris figurieren unter den Botokuden, die Guarayos unter den Antis. Der Verfasser hat eben die veralteten Anschauungen d'Orbignys seinem System zu Grunde gelegt.

Trotz der Fülle unbewiesener Behauptungen könnte das Werk dennoch einigen Wert beanspruchen, wenn darin wenigstens das vorhandene thatsächliche Material kritisch gesichtet niedergelegt wäre. Leider ist aber nicht einmal dies der Fall. Einige Schuld trägt daran die ungenügende Berücksichtigung der nichtfranzösischen Fachlitteratur, namentlich der deutschen. So verzeihlich diese Unkenntnis bei der Fülle des Stoffes auch in den meisten Fällen ist, so ist sie in anderen um so mehr zu rügen.

Was soll man z. B. dazu sagen, dass ungeachtet der Jahr für Jahr sich wiederholenden Proteste deutscher Forscher, wie Virchow, Hölder, Fraas uud anderer, der völlig mythologische Canstattschädel immer und immer wieder zum Ausgangspunkt haltloser, weitestgehender Hypothesen gemacht wird. Nach diesem Werke muss man allerdings die Hoffnung aufgeben, dass das anthropologische Monstrum einer »Canstattrasse« so bald wieder aus der Litteratur verschwinden wird. Ebensowenig hat der Verfasser die leiseste Ahnung von der ganz neuen Beleuchtung, welche die Karaibenfrage durch die beiden Xingu-Expeditionen erfahren hat.

Manchmal macht es den Eindruck, als wenn absichtlich die wichtigsten gegnerischen Einwürfe verschwiegen werden, wie z. B. bei der Frage nach der Existenz des tertiären Menschen. Die Bedenken Topinards gegen das tertiäre Alter des Fundes von Castenedolo hätten unbedingt erörtert werden müssen. Dasselbe gilt von den Lagoasanta-Funden.

Die linguistischen Bemerkungen sind grösstenteils falsch. Der Verfasser erklärte sich selbst in früheren Schriften als Laien in der Sprachwissenschaft. Um so grössere Vorsicht hätte er in der Heranziehung linguistischer Belege walten lassen müssen. So werden längst abgethane Irrtümer wieder aufgefrischt, wie Sprachverwandtschaft zwischen Australiern und Drawidiern, Einsilbigkeit des Othomi, Zugehörigkeit des Malaiischen zu den indochinesischen Sprachen!!

Schlecht verbürgte Mitteilungen von Reisenden werden vollkommen urteilslos verwertet, wie die Angaben über das Vorkommen japanischer Wörter und grammatischer Elemente in kalifornischen Sprachen, die Fabel, dass sich Chinesen in ihrer Sprache ohne weiteres mit peruanischen Eingeborenen verständigen konnten, u. dgl.

Manche Ausführungen erscheinen wie schlechte Scherze. Nachdem der Verfasser eben die oft beträchtlich entwickelte Intelligenz der Mischlinge zwischen Weissen und Negern besprochen hat, führt er S. 181 als Beispiele solcher hochbegabten Rassen-Mischlinge aus Europa die Gebrüder Humboldt an, deren Vater ein Preusse, deren Mutter eine Französin war, mit der Bemerkung: Dira-t-on que la différence des races n'était pas ici assez considérable pour que le croisement pût exercer une influence néfaste?!!! Leider vergisst er zu sagen, ob das französische oder das preussische Blut hier dem Negerblut analog ist. S. 184 beschreibt er ein Skelett, dessen Schädel im Stirnteil an die Cro-Magnonrasse, dessen Seiten- und Orbitalteile an eine andere Rasse erinnern, ein weiteres, wo die rechte Orbita die Vezèrerasse, die linke eine andere Rasse repräsentiert! Mit solcher Methode lässt sich natürlich jede beliebige Kreuzung beweisen.

Sonderbar berührt die Bemerkung: die Ehre, Polynesien entdeckt und kolonisiert zu haben, gebühre ganz der indonesischen Rasse!

Die zahlreichen Illustrationen des Werkes sind von verschiedenem Werte. Die nach Photographien hergestellten sind gut, andere, denen Zeichnungen zu Grunde liegen, meist unbrauchbar, einige davon geradezu Karikaturen, wie z. B. das Bild des Cafuso Nr. 171. Zweifelhaft hinsichtlich seiner Echtheit ist das Ainoporträt Nr. 337. Eine Photographie hätte dem Verfasser vielleicht nicht erlaubt, dieses Volk der race blanche anzurechnen, wogegen auch der auf Fig. 333 abgebildete Schädel spricht.

Ohne Schuld des Verfassers ist Fig. 437 als Guarani du Pará, tribu des Apinguis aufgeführt. Derselbe ist aber, wie seine Stammestättowierung zeigt, ein Individuum des merkwürdigen Stammes der Apiacas des unteren Tocantins, ein Volk, das gerade dadurch interessant ist, dass es nicht zu den Guarani, sondern zu den echten Karaiben gehört.

Das Angeführte möge genügen, um das Werk zu kennzeichnen. Der Eindruck, den seine Lektüre hinterlässt, ist geradezu peinlich. Wenn nach dreissigjähriger »induktiver« Forschung noch derartige Publikationen möglich sind, so dürfen die Jünger der Anthropologie sich nicht wundern, dass dieser Wissenschaft immer noch nicht diejenige Achtung zu teil wird, die sie schon ihres Gegenstandes wegen beanspruchen darf.

P. Ehrenreich.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 50. **Stuttgart, 15. Dezember 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Nordwestamerikanische Sagen. Neue Folge. Von J. Adrian Jacobsen. S. 981. — 2. Das Recht im Völkerleben. Von Moritz Alsberg. (Schluss.) S. 986. — 3. Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. II. Von Eduard Glaser. S. 990. — 4. Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis. (Fortsetzung.) S. 995. — 5. Litteratur. (Alexander Baumgartner. Max Weber.) S. 999.

Nordwestamerikanische Sagen.

Neue Folge.

Von J. Adrian Jacobsen.

I. Bärensage der Bella-Bella.

Von einer Familie, deren Stammvater der Bär sein soll.

Ein junges Mädchen ging einst in den Wald, um Beeren zu suchen, und hatte dabei das Unglück, in den Unrat eines Bären zu treten, der eben vorübergegangen war. Darüber wurde sie sehr erbost und machte ihrem Unwillen in den Worten Luft: »Dass so ein schmutziges Tier auch auf der Welt sein muss, das seinen Kot überall herumlegt und selbst den schönen Wald beschmutzt!« Kaum hatte sie diese Aeusserung gethan, so stand plötzlich ein Mann vor ihr; es war aber ein Waldgeist, der sich meist in der Gestalt eines Bären im Walde aufhält. Dieser trat an das Mädchen heran, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »Du hast soeben Schlechtes von mir gesprochen und über meinen Kot gescholten; ist denn deiner etwa aus Kupfer?« »Ja,« antwortete das Mädchen unerschrocken. Worauf der Bär sie aufforderte, diese Behauptung zu beweisen.

Das Kupfer wurde bei den nördlicheren Indianern gefunden und von ihnen zu grösseren und kleineren Platten geschlagen, die jetzt noch als grösste Kostbarkeit gelten.

Wohl oder übel musste das Mädchen dem Gebote des Bären nachkommen.

Nun trugen damals Frauen und Mädchen von reichen Leuten Schürzen (Penakta), die mit Kupferplättchen benäht waren. Es befinden sich im Berliner Museum für Völkerkunde mehrere solcher Schürzen, die als Tanzschürzen verwendet werden. Ebenso tragen übrigens die Frauen am Amur unter dem Kleid ein schürzenartiges Kleidungsstück mit Messingplatten verziert.

Das Mädchen sann nach, wie sie sich aus ihrer Verlegenheit helfen könnte, riss, ohne dass es der Bär merkte, zwei Kupferplatten von der Schürze und setzte sich darauf. Als nun der Bär die Sache untersuchte, war er nicht wenig erstaunt, wirklich Kupfer vorzufinden, und sagte: »Du hast die Wahrheit gesprochen und Kupfer hervorgebracht; somit bist du ein grösserer Geist (Novalok) als ich. Dich will ich zur Frau haben, denn ich fühle mich so einsam und sehne mich nach einer Gefährtin.«

Dem Mädchen half kein Sträuben, sie musste dem Bären nach seiner Behausung folgen. Die Reise ging bergauf, bergab mehrere Tage lang; nach langer Wanderung sahen sie von einem Hügel aus in einem Thale Rauch aufsteigen. Da blieb der Bär stehen, stiess einen tiefen Seufzer aus, und sogleich verwandelte sich der Rauch in eine grosse Flamme: sie kam aus dem Hause des Bären. Hier hing ringsherum an den Wänden viel getrocknetes Fleisch und mancherlei Essbares. Das Mädchen blieb bei dem Bären und wurde bald Mutter eines grossen Knaben. Doch machte sie dies nicht glücklich; sie wurde immer trauriger, da sie sich nicht an ihren sonderbaren Gatten gewöhnen konnte. Auch hatte sie in der Heimat vier Brüder zurückgelassen, an die sie oft dachte. Der älteste von ihnen war ein gewaltiger Bärenjäger. Die zwei folgenden Brüder pflegten den Tag am liebsten mit Schlafen zu verbringen und fingen höchstens so viel Fische, dass sie mit ihrer Familie leben konnten. Der jüngste Bruder endlich war ein vollständiger Taugenichts und lag mit grosser Vorliebe der bei den Indianern wie bei vielen wilden Völkern üblichen Beschäftigung ob, dass er seinen Brüdern und Nachbarn das Ungeziefer vom Kopf suchte und es als Delikatesse verzehrte.

Einmal ertappte der Bär seine Frau, dass sie seufzend vor sich hinsagte: »Wäre doch wenigstens mein jüngster Bruder hier bei mir!« »Ja, was willst

Digitized by Google

du denn von ihm,« meinte da der Gatte, »soll er dir das Ungeziefer suchen?« »Nun dann den zweiten und dritten,« sagte sie, »damit ich jemand von den Meinen um mich hätte.« »Ach was,« erwiderte der Bär, »die liegen ja den ganzen Tag auf den Matten; nur dein ältester Bruder taugt zu etwas.«

Die Frau jammerte jedoch so lange um die Ihren, bis sich der Bär entschloss, ihren Wunsch zu erfüllen und ihr mit ihrem Sohne einen Besuch in der Heimat zu gestatten. Der Geist, der seine Bärengestalt nicht ablegte, begleitete sie auf der Reise.

Als sie ihr Ziel erreicht hatten und die Brüder den Bären gewahrten, lief der jüngste, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, davon, die anderen beiden desgleichen — nur der älteste, der Bärenjäger, blieb ruhig stehen und wartete die Ankommenden ab. Die Schwester gab sich zu erkennen, und der Bruder war nicht wenig erstaunt, die Totgeglaubte so wieder vor sich zu sehen. Darauf zeigte sie ihm auch ihren Sohn, der halb Mensch und halb Bär war. Kaum in dem Haus angelangt, fing der Junge fürchterlich an zu weinen. Vergeblich wurde alles versucht, ihn zu besänftigen; nichts konnte ihn zur Ruhe bringen, bis die Mutter mit ihm das Haus verliess und zu dem nahen Bergesabhang ging, wo er still wurde. Doch nicht lange sassen sie beide dort, als der Sohn vor den Augen der Mutter den Berg hinaufsprang und sich gleichzeitig in einen Bären verwandelte. Er sowohl wie sein Vater wurden nie mehr gesehen.

Nun fing die Mutter bitterlich an zu weinen und stimmte sogleich einen Gesang an.

Dieser Gesang ist wunderbarerweise ein Teil von einem Brautgesang der Bella-Bella-Indianer, die also ihre Abstammung von den Bären und jener Frau abzuleiten scheinen.

II. Die Verwandlung der Ungeheuer in Tiere durch Gani-Killa-ko.

Bella-Bella.

Der Name der die Welt erschaffenden Gottheit ist vom Columbiafluss bis Alaska so ziemlich derselbe oder wenigstens von erkennbarer Aehnlichkeit. Bei den Bewohnern der Juan de Fukastrasse heisst er Kuanuia, bei den Kwakjultstämmen Kwanemkiloko, bei den Bella-Bella Gani-Killa-ko. Dieses letztere heisst Lebensgeber oder Schöpfer alles Lebenden.

Im Anfang, so lautet eine Sage der Bella-Bella, die am Milbank Sound leben, war ein Teil der Erde mit Schaum bedeckt. Gani-Killa-ko wanderte über die Erde und fand dieselbe von Dämonen und Geistern in ungeheuerlichen Gestalten bewohnt. Der Gott entschloss sich, viele dieser Geister in Tiere zu verwandeln, damit sie später dem Menschen nützlich seien.

Zuerst traf er einen Geist, dessen Körper, Kopf und Arme menschenähnlich waren, der auf dem Rücken aber Flossen oder Finnen trug. Die Gottheit fragte den Walfisch: »Woher kommst du denn?« Darauf antwortete der Walfisch: »Ich komme von da, wo mich mein Schicksal zuerst entliess,« und fuhr fort: »Hast du, o Gott, den meisten Geschöpfen eine Stelle angewiesen, wo sie sich zufrieden und wohl fühlen, so befinde nur ich mich in einem Element, in dem ich weder leben noch sterben kann.« »Dies scheint auf Wahrheit zu beruhen, daher will ich dir einen Namen geben, der meinem wenig nachsteht, und einen Aufenthaltsort, der dir besser gefallen wird, — du sollst von jetzt an ‚Nolauwit' (d. h. Springer [1]) heissen.« Der Walfisch tauchte sofort in die Wellen und wurde wegen seiner Schnelligkeit von den übrigen Bewohnern des Meeres gefürchtet; zufrieden lebt er seitdem in einem Element, das ihm zusagt.

Gani-Killa-ko setzte seine Wanderungen fort und stiess nach einer Weile auf einen Geist in Menschengestalt. Derselbe hiess Klet-kome und war dabei, knieend zwei Muscheln zu Messern zu schleifen. Der Gott stiess ihn mit dem Fuss in das Gesäss und fragte: »Was thust du hier?« Klet-kome aber schwieg. Darauf gab der Gott ihm noch einen Fusstritt und wiederholte die Frage, worauf endlich Klet-kome antwortete: »Ich habe gehört, dass der Gott Gani-Killa-ko hierher kommen werde, um uns andere Gestalten zu geben, und schleife diese Muscheln, um Waffen zu haben, wenn der Krieg gegen ihn ausbricht.« Da nahm ihm der Gott die Muscheln ab und sagte: »Ich bin Gani-Killa-ko, und von nun an sollst du im Wald leben und zum Hirsch werden.« Nachdem er so gesprochen, trieb er die Muscheln Klet-kome in den Kopf hinein, und daher kommt es, dass die Ohren des Hirsches wie grosse Blau- oder Pfahlmuscheln aussehen. Klet-kome aber lebt seit jenem Tag im Walde, und sein Fleisch dient dem Menschen zur Nahrung, sein Fell zur Kleidung.

Nach Vollführung dieser That setzte der Gott seine Wanderung fort und begegnete einem Geist, der gewöhnlich als Fischotter lebte, jetzt aber die Gestalt eines Menschen trug, und damit beschäftigt war, einen Speer oder eine Harpune zu fertigen. Der Gott legte ihm die Frage vor: »Was willst du damit anfangen?« Worauf der Mann ihm antwortete: »Bist du denn hier fremd? Weisst du nicht, dass der Gott Gani-Killa-ko zur Erde kommt, um uns alle in andere Gestalten zu verwandeln? Darum mache ich mir zur Zeit eine Waffe.« Nun bat der Gott, dieselbe sehen zu dürfen. Kaum war sie in seiner Hand, so sagte er: »Du hast Böses gegen mich im Sinn, darum soll es dir böse ergehen,« nahm den Speer, trieb ihm diesen in das Gesäss und verwandelte ihn in eine Otter, die bekanntlich in jener Gegend das schönste Pelzwerk liefert.

---

[1]) Delphinus Orca.

Digitized by Google

Der Gott setzte seine Wege fort. Am Ufer eines grossen Wassers angelangt, stiess er auf die Klammmuschel (Gakjüma in der Indianersprache), die in etlichen Monaten beinahe ausschliesslich die Nahrung der Küstenindianer bildet. Auch sie war von einem Geist bewohnt. Der Gott stellte an sie die bekannte Frage: »Was machst du denn?« Die Muschel antwortete nur mit einem Grunzen; darauf wurde der Gott erzürnt und gab ihr einen Schlag auf die Seite, und siehe da! es schlug Feuer aus der Muschel heraus. Der Gott wunderte sich nicht wenig und fragte: »Woher hast du das Feuer bekommen?« Die Muschel berichtete: »Neulich, als Ebbe war, kam ein Tier, das sich Klet-kome nannte und in Hirschgestalt war, hier vorbei, — es liess etwas Feuer fallen, welches gerade in meinen Mund fiel, und das habe ich bis heute behalten.« Der Gott befahl: »Von jetzt ab sollst du den Menschen, die sich meiner besondern Gunst erfreuen, als Nahrung dienen,« und setzte seinen Weg nach dem Walde fort.

Hier in stiller Waldeinsamkeit traf er den Baummarder und redete ihn an: »Von nun an sollst du ‚Kono' heissen.« Ferner nahm er einen Gegenstand und bestrich des Tieres After damit, indem er sagte: »Damit den Leuten deine Gegenwart nicht verborgen bleibt, soll stets ein eigentümlicher Geruch an dir haften bleiben« — worauf er den Marder entliess.

Nach einer längeren Wanderung traf Gani-Killa-ko vier Mädchen, die nach Tokshot, einer bei den Indianern beliebten essbaren Wurzel, gruben. Der Gott blieb stehen, um das Treiben der jungen Mädchen anzusehen. Plötzlich richtete sich eines von ihnen auf und rief: »Ich rieche die Gegenwart eines Mannes, und das kann nur Gani-Killa-ko sein.« Die vier Mädchen waren blind und konnten die Gottheit nicht sehen. Der Gott aber verwandelte die vier Mädchen sofort in Gänse, — daher kommt es, dass die Gänse so gern die Tokshot essen, und von jenen Mädchen stammen auch die Gänse ab.

Auf ferneren Wanderungen begegnete der Gott dem Waschbär, der zu jener Zeit der Poet des Waldes war; alle Tiere mussten zu ihm gehen, wenn sie Feste hatten, damit er ihnen Gesänge dichtete. Der Gott aber verwandelte ihn in seine jetzige Gestalt, damit sein Fell den Menschen zur Bekleidung dienen könne.

Zuletzt trat der Gott an ein grosses Feuer heran, zu dem die Geister des Waldes in Gestalt von Tieren kamen, um sich zu wärmen. Ein kleiner Vogel drängte sich so dicht an das Feuer, dass seine Brustfedern von der Glut versengten und rot wurden. Der Gott sagte zu ihm: »Von jetzt an sollst du und deine Nachkommen diese Farbe behalten.« Der Vogel hiess Kiatoeli und wurde der Stammvater der Kolibris.

So entstanden nach und nach durch Gani-Killakos Gewalt Tiere und Fische und erhielten ihr jetziges Aussehen. Alsdann sammelte er die Menschen in Familien und Dörfer, und durch den Reichtum von Wild und Fisch konnten sie gedeihen und zahlreich werden. Es sind bei den verschiedenen Stämmen der Indianer noch viele Sagen über den Gani-Killa-ko im Schwange.

III. Der Kannibale Bek-Bek-Kvala-nit und der Häuptling Unoako.

Bekannt bei den Bella-Bella und Bella-Coola.

Unter den vielen Masken, die Geister darstellen, und deren sich viele im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden, ist wohl die des Ungeheuers Bek-Bek-Kvala-nit (in der Bella-Coola-Sprache Päh päh Quallanusiwà) die greulichste. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Krokodils. Beim Tanzen lässt man den Unterkiefer herabfallen und kann ihn vermittelst einer Schnur in die Höhe ziehen, so dass er an den Oberkiefer klappert und einen furchtbaren Lärm verursacht. Im Dorfe Nouete, zum Kwakjultstamm gehörend, wo ich eine solche Maske erwarb, nannte man sie »Hamsewie«. Der Gesang, der den Tanz dieser Maske begleitet, einen Hametzentanz [1]), berichtet, wie der Geist zurückkommt von einer grossen Reise über die ganze Erde, auf der er viele berühmte Häuptlinge verschlungen hat. Um das Volk vor dem Ungeheuer zu schützen, umtanzen dasselbe vier andere Indianer; dieselben haben Holzflöten bei sich verborgen, die wohl den Ton des Ungeheuers nachahmen sollen. Gegen Schluss des Tanzes springt ein anderes Ungetüm, das Aehnlichkeit mit einem Rabenkopf hat, hervor und berichtet ebenfalls in seinem Gesang, dass es aus der Fremde zurückkehre, wo es die Häuptlinge und grossen Leute aufs greulichste gemartert und ihnen die Augen ausgehackt habe. Auch diese Maske ist von vier mit versteckten Flöten versehenen Indianern begleitet. Beide Masken haben eine Anzahl aus Holz geschnitzter, totenkopfähnlicher Anhängsel. Wie jenes Ungeheuer mit seinen zwei Brüdern von dem Helden Unoako getötet wurde, wird in einer Sage der Riversinlet-Indianer beschrieben.

Damals, als im Urwald und auf hohen Bergen noch mehr Geister als heutigen Tages hausten, da lebte einst ein Indianer, Unoako genannt, mit drei Söhnen, welche alle drei gewaltige Jäger waren. Besonders die Gebirgsziege, die Gemse Amerikas, jagten sie mit Vorliebe; manchen gefährlichen Berg hatten sie schon erklommen, manche Stelle, die bis dahin nie ein menschlicher Fuss betreten hatte, und stets brachten sie reiche Beute mit. Als sie zu Hause bei ihrem Vater, der auch ein gewaltiger Jäger gewesen war, einst ihre Jagdabenteuer erzählten, riet er ihnen im Vertrauen auf ihren Mut

[1]) Vgl. »Ausland« 1890, Nr. 14: J. A. Jacobsen, Geheimbünde der Küstenbewohner Nordamerikas. Die Hametze teilen sich in drei Klassen: solche, die bei ihren Tänzen Menschen anbeissen, zweitens solche, die Leichen verzehren, und drittens diejenigen, die Hunde totbeissen und zerreissen.

Digitized by Google

und ihre Geschicklichkeit, das Waldungeheuer Bek-Bek-Kvala-nit aufzusuchen; wozu sich die Söhne auch sofort bereit erklärten.

Als sie aufbrachen, sagte ihr Vater: »Wenn ihr über die Berge weg ins Binnenland kommt, so werdet ihr einen schwarzen Rauch aufsteigen sehen; dort wohnt das Ungeheuer.« Sie gingen über viele Berge und manches Thal mehrere Tage lang, bis sie schliesslich von einem hohen Berg den erwähnten schwarzen Rauch entdeckten; sie gingen demselben nach und hielten dicht am Hause des Waldungeheuers Rat, wer von ihnen zuerst das Haus betreten solle.

Zuerst begab sich der Aelteste hinein; er fand drinnen ein Weib mit einem Knaben sitzen und setzte sich nieder, da er von der weiten Wanderung müde war. Als er sich nicht wieder zeigte, entschloss sich der zweite, ins Haus zu gehen; auch er liess sich nieder, um auszuruhen. Als nun der jüngste keinen von seinen Brüdern wiederkommen sah, beschloss auch er hineinzugehen. Doch da er nun die Thürschwelle überschreiten wollte, stolperte er und stiess sich so heftig gegen einen Gegenstand, dass das Blut in Strömen aus dem Kopfe drang. Sogleich fing der Knabe fürchterlich an zu weinen. Um das Kind zu beruhigen, nahm die Mutter ein Stück Holz, sammelte das fliessende Blut darauf und gab es ihrem Kinde, das beim Lecken des Blutes sofort zu weinen aufhörte. »Seht, das Kind leckt unser Blut,« sagte der jüngste Bruder; »das Beste wird sein, ihr begebt euch auf den Heimweg, und ich bleibe hier, um euch den Rückweg zu decken; aber ihr müsst mir alle eure Pfeile hier lassen.«

Die beiden Jäger gingen, doch verhielten sich die Mutter und das Kind ruhig. Sobald der Jüngste seine Brüder weit genug fort wähnte, machte auch er sich auf und verliess das Haus; aber kaum war er aus der Thür getreten, so erscholl der mächtige Ruf des Weibes: »Komm schnell nach Hause, Bek-Bek-Kvala-nit! Hier sind Menschen in unserem Haus, deren Fleisch du so gern isst,« und bald ertönte antwortend der greuliche Ruf Hap-hap-hap-hap des Waldungeheuers.

Als das Ungeheuer den flüchtenden Jüngling bald eingeholt hatte, nahm dieser seine sämtlichen Pfeile, zerbrach sie in kleine Stücke und warf dieselben hinter sich; denn er war auch ein gewaltiger Medizinmann. Flugs wurden die Pfeilstücke zu einem Urwald, der das Ungeheuer aufhielt. Somit gewann der Jäger einen gewaltigen Vorsprung; nach und nach aber holte ihn das Ungeheuer wieder ein. Da nahm der Indianer seine am Gurt befestigte Steinaxt und warf auch diese hinter sich, und siehe da, es entstand ein mächtiger Berg. Und wieder gewann der Indianer einen grossen Vorsprung und kam nach Hause, ohne wieder etwas von dem Ungeheuer gesehen zu haben.

Zu Hause traf er seine Brüder, die eben angekommen waren, und sie berichteten dem Vater ihre Abenteuer. Der Vater riet, sofort ein grosses Loch in den Boden des Hauses zu graben, und zwar am Feuer, an der Stelle, wo die Fremden beim Besuch zu sitzen pflegten. Kaum hatten sie das Loch gegraben und mit Reisern verdeckt, so erschien auch Bek-Bek-Kvala-nit. Ihn begleiteten seine Brüder Menis und Hau-hau, die auch Menschenfresser, doch nicht so berüchtigt waren wie ihr älterer Bruder. Unoako liess die drei wüsten Gäste auf einer Matte neben dem Feuer Platz nehmen und erkundigte sich, was sie zu essen wünschten. Bek-Bek-Kvala-nit bat hierauf, man möchte ihm die beiden letztverstorbenen Indianer herholen und sie zu einem Mahl bereiten. Unoako liess dieselben sofort holen und in die grosse Holztrommel thun, die gleichzeitig als Kochgeschirr dient.

Auf diese wurde nun Wasser gegossen, während die Söhne einen Haufen faustgrosser Steine herbeischafften, sie im Feuer glühend machten, dann mit der Zange herausnahmen und in das Wasser warfen, damit es kochte. Auf diese Weise bringen die Indianer noch heute in wasserdichten Körben oder Kisten das Wasser zum Kochen. Als das Wasser zu kochen anfing, stand das Ungeheuer auf und fing an, wie es noch bei den Küstenindianern Sitte ist, mit dem Holzlöffel den Schaum samt den darin befindlichen Blutresten abzuschöpfen und mit seinen Brüdern zu verzehren; denn sie waren von dem langen Weg hungrig geworden. Als sie damit eifrig beschäftigt waren, stürzten sich plötzlich Unoako und seine Söhne über die Gäste und warfen sie in das gegrabene Loch hinein. Darauf gossen sie das heisse Wasser aus der Kiste über sie, verbrühten sie, und warfen das Loch mit Erde zu.

Nach einigen Tagen erschien die Frau von Bek-Bek-Kvala-nit und fragte nach ihrem Gatten; die Indianer stellten sich unschuldig und sagten, sie hätten nichts von ihm gehört. Die Frau liess sich bei den Indianern häuslich nieder und machte sich besonders mit den Kindern im Haus zu schaffen. Einst nahm sie eines auf den Schoss, um es in den Schlaf zu bringen. Sie nahm das Kind und, wie es bei den Indianern üblich, schlug dasselbe mit der flachen Hand gelind auf den Leib und flötete und sang ihm leise ins Ohr, worauf das Kind still wurde. Nun legte sie es in die Wiege zurück und nahm das zweite, dritte und vierte.

Als die Eltern ihre Kinder wieder aufwecken wollten, zeigte es sich, dass sie alle vier tot waren; denn das Unweib, das auch eine Menschenfresserin war, hatte beim Flöten ins Ohr den Kindern das Gehirn durchs Ohr herausgezogen. Nun wurde die Frau von Unoako und seinen Söhnen gefangen genommen, und man beratschlagte, was für eine Strafe jetzt man für dieses Unweib ersinnen solle. Man wurde dahin einig, sie bei niedrigem Wasser an einem Stein festzubinden; wenn ihr dann das Wasser bis zum Kopf steige, sollte auf Balken rings

Digitized by Google

um den Kopf Feuer gelegt werden. So wurde sie zu Tode gemartert. Alle Feuerfunken aber, die in die Höhe stiegen, bekamen Leben und verwandelten sich in Musketen. Daher sind dieselben so blutgierig und beissen, weil sie von dem Kannibalenweib Bek-Bek-Kvala-nit abstammen.

Noch heute werden Unoako und seine Söhne für ihre Thaten verehrt. Die Indianer sagen, dass die Hametzen, die früher Menschen verzehrten und jetzt Leuten Stücke aus den Armen beissen, mit dieser Handlung die Legende von Bek-Bek-Kvala-nit den Zuschauern vorführen. Diejenigen Hametzen ferner, die Leichen schmausen, ahmen seinem Bruder Menis nach, und die, die Hunde beissen, stellen den jüngsten Bruder Hau-hau dar, während solche Weiber, die Hametzen werden, die Rolle der Frau des Bek-Bek-Kvala-nit übernehmen. Somit erscheint das Hametzentum wie alle übrigen Tanzaufführungen der Küstenindianer gewissermaassen als eine illustrierte Darstellung ihrer Mythen.

IV. Die Rache des Sonnengottes Tokjo.

River Inlet.

Es lebte einst eine junge Dirne, die ihrer Schönheit wegen weit und breit bekannt war. Sie hiess Aitsem-Ka. Bei ihr erschien ein Geist in Gestalt eines jungen Mannes. Durch ihn gab sie einem Knaben das Leben. Ihre Stammesgenossen waren anfangs sehr erbittert darüber, doch als sie erfuhren, dass das Kind von einem Gott herrühre, freuten sie sich, da sie von ihm Vorteile für ihren Stamm erwarteten. Der Knabe wurde Tokjo genannt, d. h. Mink oder Baummarder. Er gedieh sehr und überragte bald alle Kinder, die mit ihm in gleichem Alter standen. Da er sich auch durch Verstand und Thaten vor der anderen Jugend auszeichnete, so bekam er auch bald Neider unter seinen Spielkameraden. Sie lachten ihn bei jeder Gelegenheit aus, indem sie sagten: »Du hast ja doch keinen Vater und bist eigentlich nichts weiter als unser Sklave.« Solche Scenen wiederholten sich oft, bis Tokjo endlich böse wurde und sagte: »Lachet nicht über mich, denn mein Vater ist grösser als der eurige und wohnt in den Wolken.« Darauf erwiderten seine Kameraden: »Wir glauben nicht daran und müssten dumm sein, wenn wir es thäten. Soll das vielleicht ein Zeichen sein, dass dein Vater in den Wolken wohnt, dass du einen schwarzen Ring um die Augen hast, als ob du mit Holzkohle gezeichnet wärest?« Solche Streitereien wurden immer häufiger, und als er sich wehren wollte, suchten sie ihn zu töten.

Eines Tages bat er seine Mutter: »Mach' mir einen guten Bogen und vier Häuser voll Pfeile.« Die Mutter ging sofort an die Arbeit, und nach und nach füllten sich die Häuser mit Pfeilen. Als alles fertig war, nahm er seinen Bogen und einen Pfeil und schoss denselben in die Mitte der Sonne. Darauf nahm er den zweiten Pfeil, schoss diesen in das Ende des ersten Pfeiles und so Pfeil an Pfeil, bis er eine Brücke hergestellt hatte, die von der Sonne bis zur Erde reichte. Alsdann verwandelte er sich in einen Mink und wanderte auf der Pfeilbrücke bis zur Sonne. Dort traf er seinen Vater. Dieser freute sich sehr und erkundigte sich nach seinem Befinden und wie man ihn auf der Erde behandelt habe; worauf Tokjo seinem Vater alles getreu berichtete.

Sein Vater Synk — das ist der Name der Sonne — erlaubte nun seinem Sohn, einige von seinen Kienspänen zu nehmen und damit die Erde zu beleuchten, gebot ihm aber, mit grosser Vorsicht zu Werke zu gehen. Und zwar dürfe er früh morgens einen Span anzünden, mittags drei und gegen Abend zwei. Der junge Tokjo aber, der sich an den Spöttern zu rächen beschloss, hörte den Rat seines Vaters nicht, sondern entzündete morgens gleich drei Späne. Da verbreitete sich eine so grosse Hitze, dass die Bäume fast zu brennen anfingen. Dies war Tokjo noch nicht genug; er zündete bald darauf vier Späne an, und nun fing die Erde Feuer und das Wasser kochte. Nur über dem Haus seiner Mutter hielt sich eine dicke Wolke, durch welche die Hitze wenig hindurchdrang. So starben alle seine Widersacher. Tokjo begab sich später zur Erde und wurde der Stammvater eines mächtigen Volkes.

V. Wie es dem Raben Koó bei dem Seegott Sny-ansa-Kot erging.

River Inlet.

Weit draussen inmitten des brausenden Meeres, wo nur Himmel und Wolken zu sehen sind, wohnt der Seegott Sny-ansa-Kot. Der Rabe Koó, der ein unruhiger Geist ist, kam auf einer seiner Wanderungen zu dem alten Meergreis und lud sich bei ihm zu Gast. Er wurde auch sehr freundlich empfangen; der Meergott breitete seine neueste Matte bei dem Ehrenplatz am Feuer aus, und der Rabe setzte sich mit dem ihm eigenen Selbstbewusstsein dort nieder. Darauf nahm der Meergott seine aus langem Seetang zusammengeknüpfte Fischleine, liess dieselbe durch ein im Fussboden des Hauses befindliches Loch tief ins Meer gleiten und rief dabei mit lauter Stimme: »Dill-kwanti-tistidi, dill-kwanti-tistidi,« d. h. »komm ein richtig grosser, komm ein richtig grosser!« nämlich Fisch. Darauf biss ein grosser Heilbutt an den Angelhaken; derselbe wurde glücklich ins Haus gezogen und gleich für den Seegott und seinen Gast bereitet. Bald nachdem machte sich der Rabe auf den Heimweg und bekam als Geschenk ein grosses Stück von dem übrig gebliebenen Fisch, mit dem er gegen das Festland nach Hause zuflog.

Halbwegs gekommen, dachte der Rabe, dass dieses Geschenk zu wenig sei, und sann nach, wie er wohl ein grösseres Stück erlangen könne. Endlich glaubte er einen Plan gefunden zu haben, mittels dessen er seinen Zweck erreichen könne. Er kehrte um und erklärte Sny-ansa-Kot, dass er zu

Digitized by Google

Hause gewesen sei und da den Vater des Gottes angetroffen habe, und dass dieser ein grosses Verlangen bekundet habe, seinen Sohn wiederzusehen. Der Meergeist antwortete: »Ich wusste nicht, dass ich einen Vater besass, und am allerwenigsten, dass er bei dir wohnt.« Der Rabe blieb aber bei seiner Behauptung, bis sich schliesslich Sny-ansa-Kot verstellte und so that, als glaube er die Mär, und Anstalt traf, den Raben zu begleiten.

Die Reise ging nun vor sich, und zwar auf die Weise, dass der Meergott den Raben auf seinen Rücken nahm. So zogen sie gegen das Festland hin. Allein noch weit in See draussen verliess der Rabe, wie er vermeinte heimlich, den Meergott und flog nach dem Hause zurück. Hier ergriff er die Fischleine, und dieselben Worte, die er vom Meergott gehört hatte, ausrufend, warf er sie in die Tiefe. Es biss auch gleich an, und der Rabe zog mit grosser Anstrengung den Gegenstand in die Höhe. Als er aber den vermeintlichen Fisch durch das Loch hereinholen wollte, fühlte er sich plötzlich ans Bein gepackt und in die Tiefe hinabgezogen. Sny-ansa-Kot, der die heimliche Umkehr des Raben bemerkt hatte, war sofort zurückgekehrt, und niedertauchend, die List des Raben ahnend, hatte er sich an den Angelhaken gehangen. Er zog den Raben so tief, dass derselbe beinahe ertrank, jedoch gelang es ihm endlich noch, sich loszureissen und unter das Dach des Hauses zu flüchten. Da kehrte der Meergott ins Haus zurück, und dieses wurde bald durch seine nassen Kleider mit Wasser gefüllt, so dass der Rabe beinahe wiederum ertrunken wäre. Nun aber glückte es ihm, durch eine kleine Wandöffnung im Hause zu entfliehen und auf das Festland zu entkommen.

Die Indianer glauben, dass Sny-ansa-Kot aus den vielen Treibhölzern, die von dem Fluss ins Meer getrieben werden und dort nach und nach versinken, entstanden sei. Andere berichten, dass sein Haus davon gebaut ist und das Aussehen eines grossen viereckigen Schiffes hat.

Das Recht im Völkerleben.

Von Moritz Alsberg.

(Schluss.)

Dass die geschlechtlichen Verhältnisse auf das Rechtsleben der Völker von jeher einen wichtigen Einfluss ausgeübt haben, liegt auf der Hand. Es finden sich auf der Erde drei verschiedene Formen geregelten ehelichen Zusammenlebens, nämlich: 1. die bereits erwähnte Polyandrie (Verbindung mehrerer Männer mit einem Weibe); 2. die Polygynie (Verbindung mehrerer Weiber mit einem Manne) und 3. die Monogamie (Verbindung eines einzelnen Mannes mit einem einzelnen Weibe). Wenn auch die letzterwähnte Form der Ehe, die übrigens ebensowohl mit dem Matriarchat und Patriarchat wie mit dem Elternrechtssystem sich verbindet, jedenfalls als die höchstentwickelte und vollkommenste Form des Ehebündnisses zu bezeichnen ist, so wäre es doch durchaus unrichtig, wenn man nach dem Beispiele der Moralisten über die beiden ersterwähnten Eheformen ohne weiteres den Stab brechen wollte. Es darf vielmehr nicht übersehen werden, dass bei der Entstehung derselben die socialen Verhältnisse und Existenzbedingungen eine wichtige Rolle gespielt haben. Als der Polyandrie zu Grunde liegende ursächliche Momente werden u. a. angeführt: Beschränktheit des urbaren Grundes und Bodens und infolgedessen Ausschluss von Teilungen des Grundeigentums, Karawanenhandel des Volkes und dadurch bedingte lange Abwesenheit der Männer. Die Polygynie findet ihre natürliche Beschränkung in dem Vermögen oder Unvermögen des Mannes, sich mehr Weiber anzuschaffen und zu unterhalten, worauf es beruht, dass arme Leute oft monogamisch leben, wiewohl ihnen die Volkssitte eine Mehrheit von Weibern nicht versagt. Während bei vielen Völkern die Unfruchtbarkeit der Frau als Scheidungsgrund anerkannt wird, ist es bei anderen gestattet, eine zweite Frau zu nehmen, falls die erste keine Kinder hat; bei den Bulgaren ist es erlaubt, eine zweite Frau zu ehelichen, wenn die erste geisteskrank ist. Da wo ein Mann mehrere Frauen hat, nimmt gewöhnlich eine derselben gegenüber den anderen, die in der Regel nur als Sklavinnen betrachtet werden, eine bevorzugte Stellung ein, und die Kinder dieser Frau geniessen besondere Rechte. Eine besondere Erwähnung verdienen auch die »Ehen auf Probe« (die noch heutzutage in gewissen Gegenden Europas, wie z. B. in der englischen Grafschaft Yorkshire, wenn auch nicht staatlich anerkannt, doch im Volksbrauche sich erhalten haben), sowie die »Ehen auf Zeit«. Auch dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, dass bei einzelnen Völkern der Erde, die auf besonders niedriger Kulturstufe stehen, sich keinerlei reguläre geschlechtliche Verhältnisse entwickelt haben, indem bei denselben die Ehegatten zusammenlaufen und wieder auseinandergehen, ganz nach Willkür jedes Teils[1]). Derartige Zustände beruhen häufig auf einer Verwilderung von früher geordneten geschlechtlichen Verhältnissen und charakterisieren sich daher als Verfallszustände. — Von grosser Bedeutung für das Rechtsleben und die Sitten der Völker sind ferner die Zwischen-

[1]) »Das hervorragendste Beispiel eines vollständigen Fehlens einer entwickelten Ehe bildet die Mutterfamilie der Nairs an der Malabar-Küste. Weder der Naire noch die Nairin erkennt irgend eine die freie Befriedigung des Geschlechtslebens hemmende Schranke an. Die Frauen sind gemeinsam; jede Nairin verbindet sich mit zehn oder zwölf Männern, ohne dadurch das Recht einzubüssen, auch andere Besuche zu empfangen; jedes Verhältnis ist jeden Augenblick lösbar. Ebenso kann der Mann sich nach Belieben an einer Mehrzahl polyandrischer Kreise beteiligen. Diese ehelichen Verbindungen sind so lose, dass kein Naire mit einer seiner Frauen zusammenwohnt oder bei ihr eine Mahlzeit geniesst und jeder seinen Kleidervorrat auf mehrere Häuser verteilt«. Post, a. a. O.

Digitized by Google

heiraten. Das Bedürfnis, eine Stärkung der einzelnen geschlechtsgenossenschaftlichen Verbindungen durch Zusammenschluss mit anderen zu bewerkstelligen, ist so gross, dass es auf bestimmten Entwickelungsstufen der Geschlechterverfassung fast allgemeines Gesetz ist, dass niemand im eigenen Geschlechte oder im eigenen Stamme heiraten darf, sondern dass jeder sich stets eine Frau von aussen holen muss. Nicht selten können nur Mitglieder von bestimmten Geschlechtsverbänden untereinander heiraten, so dass jedes Mitglied eines Geschlechtes oder Stammes verpflichtet ist, seine Ehegattin aus einem bestimmten anderen Geschlechte, bezw. Stamme zu nehmen. Durch die letzterwähnte Bestimmung wird es bewirkt, dass die betreffenden Geschlechter dann zusammen einen durch fortwährende Zwischenheiraten hergestellten höheren Geschlechtsverband ausmachen. Da, wo die (ausserhalb des eigenen Stammes abzuschliessende) Ehe durch den Gebrauch vorgeschrieben ist, gilt es gewöhnlich als Blutschande, eine Frau zu nehmen, die derselben Geschlechtsgenossenschaft oder demselben Stamme angehört. Mit der exogenen Ehe steht auch die Sitte in engstem Zusammenhang, dass der Mann in die Geschlechtsgenossenschaft der Frau oder umgekehrt die Frau in diejenige des Mannes übersiedelt. Letztere Erscheinung verbindet sich häufig mit »Raub-« und »Kaufehe«, zwei Formen der ehelichen Vereinigung, von denen im nachfolgenden die Rede sein wird.

Eine besonders hervorzuhebende Erscheinung ist die, dass der Bräutigam nur zeitweise in die Familie übergeht — eine Erscheinung, die sich mit dem schon aus der Bibel bekannten »Erdienen der Braut« berührt. Die Frage, inwieweit die Kinder in die Mutter- oder Vaterfamilie übergehen, hängt vielfach davon ab, ob für die Braut ein »Brautpreis« bezahlt ist oder nicht. Ein Verbleiben jedes Ehegatten in seiner Familie finden wir bei gewissen nordamerikanischen Indianerstämmen und bei den mehrfach erwähnten Menangkabau-Malaien Sumatras. Die Ehe hat hier nicht die Folge, dass Mann und Frau in einer Hütte zusammenwohnen, sondern jeder Gatte bleibt in seiner Familie, während die Kinder auf Grund des bei den besagten Stämmen herrschenden Mutterrechts in die Familie der Mutter fallen. Erwähnt sei hier noch, dass die exogenen Ehen fast überall eigentümliche Verhältnisse und Beziehungen der Eheleute zu den gegenseitigen Verwandten zur Folge haben. Vor allem ist der Verkehr zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern durch die Sitte beschränkt. Der Verkehr wird entweder überhaupt vermieden, oder die betreffenden Personen dürfen sich nicht ansehen, nicht zusammen essen, ihre gegenseitigen Namen nicht aussprechen, u. dergl.

Was den bereits oben erwähnten Frauenraub anlangt, so ist derselbe in unserem heutigen Staatswesen eine Strafthat; unter der Geschlechterverfassung ist er dagegen vielfach ein legales Mittel, um zu einem Weibe zu gelangen. Die besagte Erscheinung tritt überall auf der Erde in wesentlich gleichartiger Gestalt auf, wo eine Geschlechterverfassung entwickelt ist. Unter Umständen wird der »Frauenraub« so sehr eine legale Eheform, dass es geradezu als Rechtsbruch erscheint, dem Räuber das geraubte Mädchen wieder abzunehmen, und dass andererseits der Räuber sich desselben nicht wieder entledigen darf. Bei den Galela und den Tobeloresen wird rechtlich unterschieden zwischen einer Ehe durch Raub, einer Ehe durch Entführung und einer Ehe durch heimliche Einschleichung in das Gemach des Weibes. Mit dem Verschwinden der Geschlechterverfassung verschwindet auch der »Frauenraub« als sociale Institution, bleibt aber in solchen Fällen häufig noch längere Zeit als symbolischer Akt bestehen. Während bei streng durchgeführter genossenschaftlicher Organisation der Frauenraub nicht selten zum Kriege zwischen den beteiligten Verbänden führt, findet in anderen Fällen nur ein Scheingefecht zwischen den Blutsfreunden des Bräutigams und der Braut statt[1]). — Ausserordentlich häufig verbindet sich der Frauenraub mit dem »Brautkauf«. Entweder wird die Braut zunächst mit Gewalt geraubt und alsdann versucht, durch Zahlung des »Brautpreises« die aus dem Frauenraub entstehende Blutfehde abzuwenden, oder es wird zunächst ein Brautpreis zwischen den beteiligten Familien vereinbart und dann noch zum Scheine die Braut geraubt. Bei der Festsetzung des ersteren spielen abergläubische Vorstellungen eine wichtige Rolle. Bei den turko-tatarischen Stämmen muss der Brautpreis, um ein glückliches Omen mit sich zu bringen, auf die — bei den Türken besonders beliebte — Siebenzahl hinauslaufen, demzufolge die allerreichsten Chane mit 700, der ärmere Nomade mit 17 oder 7 die Zahl der zu gebenden Gegenstände in Vieh festzusetzen haben. Die Höhe des Brautpreises ist nach allen Seiten hin den stärksten Schwankungen unterworfen. Bisweilen hängt sie von der freien Vereinbarung zwischen den Beteiligten ab, bisweilen bildet sich bis zu einem gewissen Grade ein Herkommen. Der allgemeine Grundgedanke der Kaufehe, dass der Familie des Mädchens für dessen Verlust ein Ersatz geleistet werden muss, tritt jedoch überall hervor. Die Höhe des Brautpreises bei manchen Völkern hat häufig die Folge, dass sie sowohl für die Mädchen, deren Gewalthaber es nicht für anständig halten, dieselben um einen geringen Preis zu verkaufen, als auch für

[1]) In Neu-Süd-Wales wird das Mädchen, auch wenn die Ehe ihm und den Seinigen recht ist, stets heimlich von dem Bräutigam und seiner Partei überfallen und womöglich geraubt. Da aber die Angehörigen des Mädchens auf ihrer Hut sind, so kommt es meist zu einem sehr hitzigen Kampf, in welchem die Braut die meisten und oft sehr heftige Prügel empfängt. Dieselbe wird von beiden Parteien hin und her gezerrt, so dass sie nicht selten auch Verrenkungen beträchtlicher Art erleidet. Und dabei ist das ganze Gefecht häufig nur ein Scheingefecht.

Digitized by Google

die jungen Leute, die nicht im stande sind, den geforderten hohen Brautpreis aufzubringen, ein Hindernis für das Zustandekommen der Ehen bildet. Indessen gibt es doch auch bei zahlreichen Völkern Mittel und Wege, um die aus dem Brautpreis oder Brautkauf sich ergebenden Ehehindernisse zu überwinden und eine Zwangsehe herbeizuführen. Unter Umständen kann nämlich ein Mann ein Weib zur Heirat zwingen, unter anderen Umständen auch ein Weib einen Mann. Wünscht bei den Gallas Ostafrikas eine Jungfrau mit einem jungen Mann sich zu verheiraten, so erklettert sie, von ihren Verwandten unterstüzt, im Schatten der Nacht die Einfriedigung der Hütte, wo der erkorene Jüngling wohnt; dort lauert sie auf der Schwelle, bis der Tag anbricht. Der Jüngling muss sie alsdann heiraten, er mag wollen oder nicht. Man baut daher bei dem besagten Volke die Einfriedigungen der Hütten hoch als Festung gegen das Unglück der Zwangsehe. Ein Brautpreis wird bei dieser Eheform nicht gezahlt.

Auch hinsichtlich der Verlobung weichen die Rechtsanschauungen und Sitten der uncivilisierten und halbcivilisierten Völker von den unsrigen erheblich ab. Bei den heutigen europäischen Kulturvölkern versteht man unter Verlobung einen auf Eingehen einer Ehe gerichteten Vertrag zwischen einem Manne und einem Weibe; unter der Geschlechterverfassung ist dagegen die Verlobung regelmässig ein Vertrag, der zwischen den Familien des Bräutigams und der Braut oder zwischen den Oberhäuptern dieser Familien als Inhabern des »Verlobungsrechtes« abgeschlossen wird. Bei vollentwickelter Geschlechterverfassung kommt es häufig vor, dass Braut und Bräutigam um ihre Zustimmung zur Ehe gar nicht gefragt werden, indem die Verlobung lediglich als eine Angelegenheit der beiderseitigen Familien oder der Oberhäupter derselben, bezw. der sonstigen Inhaber des Verlobungsrechtes betrachtet wird. Als stillschweigender Inhalt des geschlechterrechtlichen Verlobungsvertrags gilt regelmässig, dass das Mädchen frei von allen körperlichen Mängeln sei. Als ein Defekt der Braut, welcher die Aufhebung des Verlobungskontrakts rechtfertigt, gilt bei vielen Völkern der Mangel der Jungfräulichkeit. Bei anderen Völkern wird dagegen gar kein Wert auf die Jungfräulichkeit gelegt und im Gegenteil das Mädchen verachtet, welches dieselbe nicht verloren hat, weil sie nicht im stande war, Liebhaber anzuziehen [1]). Eine unter der Geschlechterverfassung weit verbreitete und im einzelnen entwickelte Institution ist die Kinderverlobung und Kinderehe. Auf Buru sind Verlobungen von Töchtern bei der Geburt sehr gebräuchlich, ja es kommt vor, dass sich jemand das Kind bereits im Mutterleibe sichert, indem er einen Teil des Brautpreises dafür vorausbezahlt (!). Bringt die Frau alsdann ein Mädchen zur Welt, so wird später bei der Heirat der Rest des Kaufpreises bezahlt. Auf Java sind Kinderheiraten ungemein häufig; der Heiratskontrakt wird unter den üblichen Formalitäten abgeschlossen, jedoch das eheliche Zusammenleben so lange hinausgezogen, bis das Alter der Reife eingetreten ist. Bisweilen wird das unmündige Mädchen zwar dem künftigen Ehemanne zugeführt, kehrt jedoch alsbald ins Elternhaus zurück, so dass die Zuführung nur als ein symbolischer Akt erscheint, durch welchen das Recht des künftigen Ehemannes auf das Mädchen dokumentiert wird. — Unter den Ehehindernissen ist in erster Linie die Blutsverwandtschaft zu erwähnen; dieselbe bildet in ausserordentlich verschiedenem Umfang ein Ehehindernis. Da, wo exogene Ehen gebräuchlich sind, wird die Heirat im eigenen Stamme regelmässig als Blutschande angesehen; dagegen gilt die Heirat unter Personen, welche verschiedenen Stämmen angehören, auch wenn sie nach unseren Begriffen Blutsverwandte sind, unter solchen Umständen für erlaubt. Bei gewissen Stämmen scheint die Blutsverwandtschaft überhaupt kein Ehehindernis zu sein. So kommt es z. B. bei den Kalangs auf Java vor, dass Mutter und Sohn miteinander verheiratet sind, und von den Lubus auf Sumatra wird berichtet, dass die Männer oft ihre Schwestern und ihre Mutter zu Lebensgefährtinnen haben (!). Bei den Timoresen von Dawan ist, um das Blut rein zu erhalten, die Blutschande zwischen Vater und Tochter, zwischen Mutter und Sohn und zwischen Bruder und Schwester gestattet; sie ist dort eine tägliche Sache bei höheren Ständen (!). Bei vielen Stämmen und Völkern ist die Ehe unter Blutsverwandten nur in den allerengsten Kreisen ausgeschlossen. Dass die künstliche Verwandtschaft, vor allem die »Milchverwandtschaft«, die »Wahlbrüderschaft« und die »Pflegeverwandtschaft« häufig ein Ehehindernis bildet, wurde bereits erwähnt. Körperliche Mängel erscheinen nicht überall als Ehehindernis. Oft können Geschwister sich nur in einer bestimmten Reihenfolge verheiraten. Bei den Batak ist es dem jüngeren Bruder nicht gestattet, vor dem älteren in den Ehestand zu treten; bei den Galela und Tobeloresen, sowie in Montenegro ist es strenge Rechtssitte, dass die jüngere Schwester nicht vor der älteren heiraten darf. Dass Standesunterschiede häufig ein Ehehindernis abgeben, bedarf kaum einer

[1]) Der arabische Geograph Al-Bekri (im 11. Jahrhundert) schreibt: »Die Frauen der Slawen, nachdem sie in die Ehe getreten sind, brechen die Ehe nicht. Liebt aber die Jungfrau jemand, so geht sie zu ihm hin und befriedigt bei ihm ihre Leidenschaft. Und wenn der Mann heiratet und seine Frau jungfräulich findet, so sagt er ihr: »Wäre an dir etwas Gutes, so hätten die Männer dich geliebt, und du hättest jemand gewählt, der dich deiner Jungfräulichkeit beraubt hätte! Dann verjagt er sie und sagt ihr ab.« — Dies scheint übrigens nur die ältere Anschauung zu sein; denn später sehen wir bei den Slawen die Jungfräulichkeit hochgeschätzt. Es bestätigt dies die oft aufgestellte Behauptung, dass die Keuschheit erst ein Kulturprodukt sei.

Digitized by Google

besondern Erwähnung. — Eine weitverbreitete Erscheinung ist es, dass der Ehe eine Zeit der Enthaltsamkeit vorangeht oder dass solche auch nach geschlossener Ehe noch eine Zeitlang geübt wird. Der Grund dieses Gebrauches scheint überall die Annahme zu sein, dass derselbe einen günstigen Einfluss auf die Nachkommenschaft ausübe. — Dass bei gewissen Stämmen und Völkern beim Ableben eines Gatten der überlebende Ehegatte dem Verstorbenen in den Tod folgen muss, ist bekannt; bei anderen Völkern ist nur eine bestimmte Trauerzeit vorgeschrieben, die bis zur Wiederverheiratung eingehalten werden muss. So wird z. B. bei den Arowaken der Witwe nach dem Tode des Mannes sofort der Kopf geschoren, und ehe das Haar nicht wieder seine gehörige Länge erlangt hat, darf sie sich nicht wieder verheiraten; bei anderen Stämmen ist der Witwe die Wiederverheiratung überhaupt untersagt. Häufig bestimmt das Gewohnheitsrecht dem überlebenden Ehegatten einen Ersatz für den Verstorbenen. So ist z. B. durch den Brautkauf die Familie der Frau nicht selten verpflichtet, für den Fall des Todes derselben dem Manne eine Ersatzfrau zu verschaffen. Diese Ersatzfrau ist regelmässig ein anderes Mitglied der Frauenfamilie, namentlich eine Schwester der verstorbenen Frau. Ueber die ganze Erde verbreitet ist die Institution, welche gewöhnlich mit dem Namen der Leviat-Ehe bezeichnet wird. Der Grundcharakter derselben besteht darin, dass eine Witwe nach dem Tode ihres Mannes sich nach Maassgabe des bei einer Völkerschaft herrschenden Verwandtschaftssystems vererbt und von dem Erben geheiratet wird, womit alsdann zugleich für denselben die Verpflichtung entsteht, für sie und ihre Kinder zu sorgen.

Bezüglich der Ehescheidung variieren die bei verschiedenen Völkern vorkommenden Rechte in den denkbar weitesten Grenzen. Bisweilen ist die Ehe ein so lockeres Verhältnis, dass sie jederzeit von jedem Ehegatten beliebig gelöst werden kann; in anderen Fällen ist sie völlig unlösbar, und nur der Tod kann die Ehegatten scheiden. Bisweilen kann die Ehe lediglich durch Uebereinstimmung der Gatten gelöst werden, während es andere Scheidungsgründe nicht gibt; bei anderen Stämmen und Völkern wiederum hat der Mann das Recht, die Ehefrau zu verstossen, oder es genügen doch hierzu die geringfügigsten Gründe. Die gebräuchlichsten Scheidungsgründe sind Ehebruch und Unfruchtbarkeit; es gibt aber ausserdem noch viele Gründe, welche dazu berechtigen, die Scheidung zu verlangen. — Was die Form der Ehescheidung anlangt, so kommt es vor, dass die Ehe ganz formlos geschieden wird; in anderen Fällen wiederum wird vor der Scheidung eine Versammlung der Verwandten von Mann und Frau abgehalten, um das Für und Wider zu erwägen und die Sache zu beendigen. Bei vielen Stämmen wird die Ehescheidung durch die Häuptlinge und Aeltesten oder aber durch die Priester bewirkt. In welche Familie bei Lösung einer Ehe die Kinder fallen — darüber entscheidet das herrschende Verwandtschaftssystem.

Aus der geschlechtsgenossenschaftlichen Organisation ergibt sich eine Rechtsgemeinschaft, die auch bei der Ablegung von Eiden zu Tage tritt. Im malaiischen Gebiet erscheint bei wichtigen Angelegenheiten die ganze Familie, um den Schwur mitzuleisten, wobei natürlich alle an dem Eid teilnehmenden Personen für die Folgen desselben verantwortlich sind. Häufiger noch als der Solidaritätseid kommt die ebenfalls auf der geschlechtsgenossenschaftlichen Rechtsgemeinschaft beruhende Institution der Eideshilfe vor. Die Geschlechtsgenossen sind verpflichtet, den Eid des Blutsfreundes dadurch zu unterstützen, dass sie die Glaubwürdigkeit der Angaben desselben beschwören.

Eine der wichtigsten Erscheinungen im Leben der uncivilisierten und halbcivilisierten Völker, nämlich die eingangs erwähnte »Blutrache«, hängt ebenfalls mit der Geschlechtsgenossenschaft aufs engste zusammen. Sie ist ihrer Natur nach ein Krieg der Geschlechter oder Stämme, welche unter der Geschlechterverfassung in einem analogen Verhältnis, wie bei staatlicher Verfassung souveräne Staaten, zu einander stehen. Es wäre daher auch durchaus unrichtig, wenn man diese im Völkerleben weitverbreitete Erscheinung auf niedrige Motive zurückführen wollte. Die Sucht nach »Blutrache« entspringt vielmehr aus dem Gefühle der Geschlechtsangehörigkeit in ganz analoger Weise wie die Vaterlandsliebe aus dem Gefühle der Volks- oder Staatsangehörigkeit; bei entwickelter Geschlechterverfassung erscheint daher die »Blutrache« regelmässig als eine heilige Gewissenspflicht. Auch ist das Blutrecht unter solchen Umständen nicht Sache des Einzelnen, sondern Sache der geschlechtsgenossenschaftlichen Verbände und wird von Generation auf Generation vererbt. Aus den besagten Gründen ist nicht bloss derjenige blutsverantwortlich, welcher den Rechtsbruch verübt hat, sondern ein jeder, der mit dem Missethäter zu einer blutsrechtlich verbundenen Genossenschaft gehört. Es kann also jeder Erschlagene von jedem seiner Blutsfreunde an jedem Blutsfreunde des Totschlägers gerächt werden; es kommt somit — und das ist einer der wesentlichsten Punkte, durch welchen die Rechtszustände der Naturvölker von denjenigen der Kulturvölker sich unterscheiden — die persönliche Verantwortlichkeit in solchen Angelegenheiten vollständig in Wegfall, und an die Stelle derselben tritt diejenige der Gemeinschaft, welcher der Delinquent angehört. Während bei voll entwickelter Geschlechterverfassung die Blutrache sich als ein vernichtender Krieg zwischen den beteiligten Geschlechtern darstellt, erscheint sie da, wo gaugenossenschaftliche oder staatliche Institutionen die Geschlechterverfassung beschränken und durchsetzen, in mannigfachen Abschwächungen. So wird z. B.

Digitized by Google

in letzterem Falle der Delinquenten-Partei von der Gegnerin — es handelt sich hier, wie oben bemerkt, nicht um zwei miteinander in Streit geratene Personen, sondern um zwei miteinander in Fehde liegende Verbände — nicht selten eine Busse auferlegt, und erst, wenn diese nicht gezahlt wird, kommt es zum Krieg. Hie und da — aber nur bei Abschwächung der Geschlechterverfassung — ist es wohl auch Gebrauch, dass der Mörder sich den Freunden und Verwandten des Erschlagenen stellen muss, oder dass die Misshelligkeiten Einzelner durch Zweikampf in Gegenwart der Freunde beider entschieden werden. In anderen Fällen wird ein »Blutpreis« auferlegt und gerät derjenige, welcher denselben nicht zahlen kann, in Sklaverei, indem er entweder Sklave des Beleidigten oder des Häuptlings wird oder sonst als Sklave verkauft wird.

Das zuletzt erwähnte System kommt häufig auch da zur Anwendung, wo es sich nicht um Sühnung einer Blutschuld, sondern um andere Rechtsverletzungen handelt. So gerät z. B. auf Leti, Moa und Lakor der Schuldner, welcher die ihm wegen Ehebruchs oder Brandstiftung auferlegte Busse nicht zahlen kann, mit seiner Familie in den Sklavenstand. Bei der Bestrafung der Rechtsbrüche gilt auch häufig der Grundsatz, dass der Schuldige nur dann bestraft werden kann, wenn er in flagranti ertappt wird. Bei den Arabern am Roten Meer kann der Verführer eines unverheirateten Mädchens, welches mit dem Liebhaber entläuft, am Tage des Entlaufens straflos von ihren Verwandten erschlagen werden. Töten sie ihn aber nach diesem Tage, so setzen sie sich der Blutrache aus. Bei vielen Stämmen ist es gestattet, den auf frischer That ertappten Dieb zu töten, sofern dies nur sofort geschieht. Nach den bei den Malaien von Djohor (Malakka) gültigen Rechtsgrundsätzen darf jemand, der von einem anderen ins Gesicht geschlagen wird, diesen innerhalb dreier Tage töten; nach Ablauf dieser Frist kann er nur noch eine Geldbusse verlangen.

Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. II.

(Feldzug des Gallus, Liḥjânfrage, Inschrift von Adulis, Abfassungszeit und Verfasser des Periplus Maris Erythraei.)

Von Eduard Glaser.

Eine andere wichtige Streitfrage betrifft den Feldzug, welchen der römische General Aelius Gallus auf Befehl des Kaisers Augustus im Jahre 24 v. Chr. nach dem Sabäerlande unternahm. Weder über die eingehaltene Marschroute noch über den Endpunkt dieses merkwürdigen Zuges war man im klaren. Sprenger z. B. liess das über 10000 Mann starke Römerheer von Nabatäa auf dem entsetzlichen Wüstenumweg über Jemâma (sehr nahe der Ostküste Arabiens!) nach Nedjrân gelangen, welche Stadt bekanntlich 6—7 Tagereisen nördlich von Jan'â liegt. Andere wieder lassen Aelius Gallus bis 'Aden oder gar bis ins Wâdî Dau'an in Ḥadhramaut vorgedrungen sein. Ich glaube nun auf S. 43 bis 66 meiner »Skizze« nachgewiesen zu haben, dass das Römerheer den einfachsten direkten Weg längs des Serâtgebirges genommen hat und zwischen dem jemenischen Djauf und der Hauptstadt Mârib zur Umkehr gezwungen wurde.

Den Ausführungen über den römischen Feldzug schloss ich in der »Skizze« eine Besprechung sämtlicher anderen geographischen Angaben des Plinius über Arabien an. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich der sogenannten

Liḥjânfrage (S. 98—127).

Schon in den siebziger Jahren brachte der Engländer Charles M. Doughty eine Reihe von Inschriften aus dem nördlichen Arabien heim, welche anderer Art waren als die gewöhnlichen minäosabäischen. Sie wurden indes erst im Jahre 1884 veröffentlicht, nachdem auch Charles Huber und Julius Euting dieselben Gegenden bereist hatten. Die ersten glücklichen Entzifferungsversuche gingen von Halévy aus. Das von Euting mitgebrachte Inschriftenmaterial erhielt der Wiener Orientalist D. H. Müller zur Bearbeitung, welcher dem Orientalistenkongress in Stockholm im Jahre 1889 seine Ergebnisse vorlegte. Diese bestanden darin, dass das Volk der Liḥjân — von diesem stammten die Inschriften — etwa zwischen 1000 und 500 v. Chr. geblüht habe, dass das Alphabet der liḥjânischen Inschriften ein Vorläufer des sabäo-minäischen sein müsse, u. s. w. Vom Orientalistenkongress heimgekehrt, machte ich mich sofort an das Studium dieser Inschriften und fand, dass das Volk der Liḥjân kein altes ist, sondern im Gegenteil erst der nachchristlichen Zeit angehört, dass also die Theorien D. H. Müllers, welche begreifliches Interesse erweckt hatten, nicht zutreffend sind. Als bemerkenswert ergab sich mir bei diesen Untersuchungen, dass irgend ein historischer Zusammenhang bestehen müsse zwischen den gleichzeitigen Reichen der judaisierenden Liḥjâniten in Nordarabien und der gleichfalls judaisierenden, wenn nicht völlig jüdischen Ḥimjaren im Jemen, und dass in denselben Rahmen wohl auch das Judentum der Falâscha in Abessinien einzufügen sei. Es macht ganz den Eindruck, als ob etwa zu Beginn des 4. Jahrhunderts nach Chr. ganz Arabien und Abessinien nahe daran waren, judaisiert zu werden. Indessen gewann das Christentum, dem die grösste Weltmacht (Rom) zur Seite stand, allmählich die Oberhand, bis im 7. Jahrhundert an seine Stelle in Arabien, das nur stellenweise christlich geworden war, der Islâm trat, der ja bald genug auch das Nilthal überflutete.

Neuerdings haben in der Liḥjânfrage zwei Gelehrte das Wort ergriffen: Halévy und A. Sprenger. Ersterer, irre geführt durch die von ihm ausgegangene unrichtige Ansicht, dass die Ma'initen der Inschriften einer verhältnismässig späten Epoche an-

Digitized by Google

gehören, hält die Liḥjân — übrigens ohne das irgendwie zu begründen — für Zeitgenossen der Minäer und der Nabatäer und setzt das Ende ihres Reiches völlig willkürlich gegen 70 n. Chr. an. A. Sprenger wieder erkennt in den Liḥjân die leibhaftigen Minäer selbst, und die liḥjânische Sprache ist ihm die minäische. Gründe dafür sind gleichfalls für überflüssig erachtet worden. Halévy kündigt übrigens in der Revue critique vom 10. November eine Publikation an, in welcher er beweisen werde, dass die liḥjânischen Inschriften heidnischen Charakter tragen. Da niemand etwas anderes behauptet hat — die judaisierenden Redewendungen der Inschriften hat niemand als Judentum aufgefasst — so dürften kaum schwerwiegende neue Anschauungen zu Tage kommen. Indes, der Born eines so »reifen« Gelehrten wie Halévy ist immer unerschöpflich, und wir können, zumal wir noch jung sind, abwarten, ob nicht am Ende doch die merkwürdigsten Beweise hervorsprudeln.

Auf S. 152 ff. habe ich mich mit den griechischen Kolonien in Arabien befasst, die ich, so gut es ging, örtlich feststellte und in ihren Beziehungen, die sie zum grauen Altertum zeigen, beleuchtete. Drei der Kolonien: Arethusa, Larisa und Chalcis, welche Plinius als in Arabien gelegen bezeichnet, die aber von mir nicht festgestellt werden konnten, sucht Herr Prof. Theodor Nöldeke in Syrien [1]). Es verdient erwähnt zu werden, dass auch die Bibel Griechen in Arabien kennt, da ich festgestellt zu haben glaube, dass wir unter dem Volke Jawan (Ionier) in Ezech. XXVII. 19 nichts anderes als griechische Kolonisten in Arabien zu erblicken haben, deren Wohnsitz ich in dem Jajn der Autoren unweit von Medina erkenne.

Ein für die Geschichte und Geographie der Uferländer des Roten Meeres in der christlichen, aber noch vormohammedanischen Zeit äusserst wichtiges Monument ist die sogenannte

Inschrift von Adulis.

In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kopierte der weitgereiste Kirchenschriftsteller Kosmas Indikopleustes in Adulis (unweit von Massaua') eine griechische Inschrift, welche auf einem steinernen Denkmalthrone angebracht war. Da eine gleich dahinter befindliche Inschrift von den Thaten des Ptolemäos Euergetes erzählte, so glaubte Kosmas, zumal die oberen Zeilen der Thron-Inskription unleserlich waren, die beiden Inschriften handeln von diesem Herrscher Aegyptens. Auch der damalige König von Axum (Abessinien), der sich von Kosmas den merkwürdigen Inhalt der Inschriften übersetzen liess, scheint die Meinung dieses Reisenden geteilt zu haben. Keineswegs aber kann er geglaubt haben, dass ein Teil der auf dem Thron geschilderten Feldzüge sich auf einen axumitischen Herrscher beziehe, da sonst zweifellos eine darauf bezügliche Bemerkung in Kosmas' Schriften übergegangen wäre.

Ueber diese Inschrift nun haben sich seit Beginn unseres Jahrhunderts eine stattliche Reihe von Gelehrten geäussert, am eingehendsten und gründlichsten wohl der treffliche Berliner Akademiker August Dillmann, welcher über den Gegenstand in den Jahren 1879 und 1880 und im Januar 1890 drei Abhandlungen in den Schriften der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften publizierte. Dillmann war der Ansicht, dass der nicht genannte Verfasser jener vorderen Inschrift ein Axumitenkönig gewesen sei, der vor dem gleichfalls unbekannten Autor des Periplus Maris Erythraei gelebt habe. Gegen diese Ansichten hegte ich schwere Bedenken und stellte in meiner Skizze (II. S. 475 ff.) fest, dass der fragliche Inschriftenkönig kein Axumite sein könne, sondern nur ein Ḥimjare, und dass er nicht vor dem Verfasser des Periplus gelebt haben könne, sondern lange Zeit nach ihm, und zwar gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. Dass wir es mit keinem axumitischen Fürsten zu thun haben, schloss ich aus dem Umstande, dass in der Inschrift mehrere rein axumitische Gegenden oder Stämme (Gaze, Agame, Semên, Gambela) als unterworfen bezeichnet werden, und aus der von dem Eroberer selber herrührenden Begrenzung der von ihm unterjochten Völker (nämlich: im Osten bis zum Weihrauchland und im Westen bis Aethiopien und Sasu — während er ausserdem noch angibt, in Arabien die Arabiten und Kinaidokolpiten unterjocht, von Leuke Kome bis zum Lande der Sabäer Krieg geführt und in Afrika sich eine Strasse bis gegen Aegypten hin gesichert zu haben). Die Grenzangabe: »von Westen bis Aethiopien und Sasu« lässt nämlich einen axumitischen Standpunkt des Redenden nicht zu, weil Sasu nicht westlich von Axum liegt. Sasu lokalisierte ich nach den bei Kosmas erhaltenen Glossen unweit der Küste von Ostsomâliland zwischen der italienischen Kolonie Obbia und Kap Gardafui, muss aber heute bemerken, dass diese an sich wertvolle Lokalisierung leider aus dem Zusammenhang der Inschrift ausgeschieden werden muss. Kosmas hat zwar Sasu und gibt sogar eine sehr lehrreiche Randbemerkung zu diesem Ländernamen. Wir alle folgten dieser Lesung und zerbrachen uns über die Grenzbestimmung den Kopf. Denn »im Westen bis Sasu« passt weder für Axum

[1]) Aehnliche Korrekturen dürften in meinem Buche wohl mehrere anbringbar sein. So, um nur eines schon vorweg hervorzuheben, dürfte ich den Paradiesfluss Gîḥôn irrigerweise mit dem Djaiḥân identifiziert haben, welchen Bekrî im Artikel Khazâz seines geographischen Wörterbuches in einem Verse des 'Adijju ben er Raḳâ' meint. Dieser Djaiḥân liegt nicht, wie ich annahm, in Arabien, sondern wahrscheinlicher in Kleinasien. Damit entfällt der Name, nicht die Sache. Solche Irrtümer, denen jeder Autor unterworfen ist, können nur unverständige und übelwollende Kritiker, welche wichtige Dinge von unwichtigen nicht zu unterscheiden vermögen, veranlassen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ernste Gelehrte werden bei aller Zurückweisung des Irrtümlichen das Brauchbare meiner Untersuchungen dennoch zu würdigen wissen. Unfehlbar sind nur die Kritiker, welche niemals einen selbständigen Gedanken produzierten.

Digitized by Google

noch auch für Ḥimjar (Südwestarabien), da Sasu eben östlich von beiden liegt. Ich fasste daher die Sache so auf, als bezöge sich die Grenzbestimmung auf ganz Ḥimjar, zu dem auch Azania (Küstenstreifen von Ostsomâliland bis weit nach Süden) gehörte, von welchem allerdings Sasu das westliche Nachbarland war. Nun ist aber meiner Ueberzeugung nach gar nicht Σάσου (Sasu), sondern Κάσου (Kasu) zu lesen, ein Landschaftsname, der in der That in jener Zeit gerade in den axumitischen Inschriften eine Rolle spielt. Dillmann hat dieses Land am unteren Atbara und auf der Meroëhalbinsel lokalisiert. Der Name des Landes erscheint sogar im Königstitel der Axumiten um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. (»König der Axumiten, der Ḥimjaren, von Raidân, der Aethiopen, der Sabäer, von Silḥân, von Tiamo, der Bugaiten und von Kasu). Dieses Dillmannsche Kasu passt vollkommen in die Grenzbestimmung; denn nun hat es einen Sinn, wenn der König sagt: im Westen bis Aethiopien (Axum und Nachbarlandschaften) und Kasu. Kosmas hat einfach, wie das auch anderen Reisenden passiert, auf dem Steine Sasu anstatt Kasu gelesen, entweder weil der erste Buchstabe undeutlich war oder weil Kosmas an das ihm geläufigere Sasu dachte. Was ich jetzt gethan, ist eine Emendation, eine Korrektur, angebracht an einer in zwei Exemplaren vorhandenen Handschrift, welche beide deutlich Sasu überliefern, also in den Augen vieler Philologen wahrscheinlich ein Verbrechen. Sei's drum! Mir genügt, dass das Rätsel jetzt gelöst ist. Also der Verfasser muss ein nichtaxumitischer König sein, der nicht nur das axumitische Gebiet eroberte, sondern in Afrika bis an den Weissen Nil einerseits und bis an die ägyptische Grenze andererseits vordrang, welcher weiters von Leuke Kome (Ḥaurâ an der Küste Arabiens unter dem 25. Breitengrade) bis südlich zum Sabäergebiet Krieg führte und nach Osten alles Land bis zum Weihrauchgebiet unterjochte. Dieses letztere könnte sowohl das arabische Weihrauchland als auch das afrikanische sein; denn das eine liegt ostnordöstlich, das andere ostsüdöstlich, beide also annähernd östlich von Ḥimjar. Darüber will ich mit niemand streiten. Ein Axumite war dieser gigantische Eroberer nicht. Das geht aus der geographischen Betrachtung der Inschrift und aus Kosmas' und seines königlichen Axumitenfreundes Schweigen mit voller Klarheit hervor. Ein Sabäer war er auch nicht, da er sonst nicht sagen würde, er habe bis zum Lande der Sabäer Krieg geführt. Sollte aber so ein Alexander Magnus wirklich historisch nicht zu eruieren sein? Ich glaube doch. Da uns die südarabische Tradition von Grossthaten der ḥimjarischen Könige erzählt, die sich merkwürdigerweise mit einzelnen Angaben der Inschrift decken, so habe ich den adulitanischen Inschriftenkönig eben als einen Ḥimjaren erklärt, wozu auch alles Geographische stimmt. Soweit die alten Autoren (Eratosthenes, Agatharchides, Strabo, Plinius, dann der Verfasser des Periplus und Ptolemäus) reichen, also bis Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr., ist von einer so gigantischen Eroberung, besonders in Arabien, keine Spur zu entdecken. Der König kann also nur in der nachptolemäischen Zeit gelebt haben, also jedenfalls nach der Mitte des 2. Jahrhunderts. Er muss aber auch vor der Mitte des 4. Jahrhunderts gelebt haben, da wir für diese Zeit inschriftlich nachweisen können, dass damals Axum, ja sogar auch Südarabien, den Axumiten gehörte. Wenn wir aber zwischen diesen beiden Grenzen Umschau halten, dann ergibt es sich von selbst, dass wir in der Inschrift den Zeugen einer Phase jenes Ringens vor uns haben, welches zwischen Axum und Ḥimjar mit wechselndem Glück bis ins 6. Jahrhundert tobte. Wir haben eine Invasion der Ḥimjaren in Afrika vor uns, und wenn wir die südarabische Tradition zu Rate ziehen, erkennen wir, dass diese Invasion um 300 v. Chr. stattgefunden haben muss. Aus diesem Einfluss des Ḥimjarentums in Abessinien erklärte ich auch das Miteindringen jüdischer Anschauungen, die Verbreitung des Judentums in Abessinien (Falâscha) — denn Ḥimjar war dem Judentum gewogen — und die jüdischen Traditionen der jetzigen abessinischen Könige, welche sich stolz von Salomo dem Weisen, ersichtlich irgend einem dem Judentum zugethanen Ḥimjarenfürsten am Beginn des 4. Jahrhunderts n. Chr., der immerhin Salomo geheissen haben kann, herleiten.

Zu diesem Sachverhalt ergriff nun kürzlich auch einer unserer hervorragendsten Orientalisten, Paul de Lagarde, in den »Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen« (1890, Stück 13) das Wort, nachdem er im heurigen Sommer gelegentlich einer italienischen Reise die beiden vorhandenen Kosmashandschriften verglichen hatte, um einen revidierten Text der Inschrift herzustellen.

Obzwar de Lagarde (S. 196) erklärt, dass er nach Wiedergabe der Urschrift Erläuterungen beifügen werde, »die für Dillmann gegen Glaser entscheiden«, möchte ich doch konstatieren, dass diese (S. 202 u. 203 gegebenen) Erläuterungen meine Ansichten scheinbar völlig bestätigen, so dass ich wohl einen lapsus calami des grossen Göttinger Gelehrten annehmen darf.

Herr Prof. de Lagarde schreibt nämlich (S. 202):

»Γάξη sind Λξωμιται: daraus folgt mir, dass der Redende, der sie bekriegt, nicht zu ihnen gehörte, nicht in Aksum von Anfang an zu Hause war. Er mag ein Condottiere gewesen sein, der sich Aksums bemächtigte und von da aus sich die Nachbaren dienstbar machte, soweit es für seine Pläne nötig schien.«

Bezüglich der Zeit heisst es S. 203:

»Unser Afrikaner wird durch die Lage der zwischen Parthern (oder aber Persern) und Römern schwebenden Politik in den Stand gesetzt worden

Digitized by Google

sein, sich am Roten Meere einen Handelsstaat zu gründen, der dies Meer bis Bâb almandab schliessen konnte.«

Also beides ähnlich, wie bei mir: kein Axumit und späte Epoche möglich. Freilich nennt Lagarde seinen Helden einen Condottiere, Usurpator und Reichsgründer, während ich in demselben einen ḥimjarischen Eroberer erblickt habe. Lagarde hat nicht weiter geschlossen: allein ich glaube, gerade in diesem Punkte, der mir wichtig zu sein scheint, ist eine Verständigung zu erzielen und ein Fortschritt in unserer Erkenntnis der damaligen Zustände der erythräischen Reiche, besonders wenn wir die neue von mir vorgeschlagene Emendation Kasu anstatt Sasu berücksichtigen. Geographisch ist es nämlich ohne Belang, ob man einzelne Namen auch auf Arabien bezieht oder nicht, da gerade diese selben arabischen Gegenden ohnehin schon in den Worten des Königs, er habe von Leuke Kome bis zum Sabäerlande Krieg geführt, enthalten sind. Nicht so belanglos ist die Aenderung von Sasu in Kasu. Solange wir Sasu als Westgrenze der Eroberungen betrachteten, mussten wir an einen Ḥimjarenkönig denken, weil Sasu in der That nur von einem ḥimjarischen Gebiete, nämlich von Azania, westlich lag. Mit dem Momente aber, in welchem wir Kasu lesen und damit die Westgrenze an den Nilstrom verlegen, braucht der Eroberer kein Ḥimjare zu sein. Wir können es in diesem Falle in der That mit einem afrikanischen Gegner Axums zu thun haben, der nicht nur das ganze axumitische Reich unterjochte, sondern auch Westarabien mit Krieg überzog. Wie man sieht, hängt alles lediglich von der Korrektur Kasu ab. Sobald wir uns auf den durch diese Korrektur — sie war geographisch, nicht philologisch — geschaffenen Standpunkt stellen, fällt mit einemmal neues Licht auf eine merkwürdige Geschichte, welche uns die Kirchenschriftsteller Johannes von Ephesus, Malala, Theophanes, Cedrenus und Nicephorus erzählen. Nicht minder wird dann auch die südarabische Tradition beleuchtet, freilich in etwas veränderter Weise, als ich es in der »Skizze« bisher überhaupt zum erstenmal versucht habe. Die Differenz ist indessen geringfügig und ergibt sich für jeden Denkfähigen beinahe ohne jede Mühe von selbst.

Ich folge in der Darstellung der Erzählung der Kirchenschriftsteller Herrn Dillmann (Die Geschichte des axumitischen Reiches im 4.—6. Jahrhundert S. 28 ff.). Es sei zwischen dem indischen König Axonodon oder Xenodon und dem König der inneren Inder, Namens Aidog (Andas, Adad, David), einem Ungläubigen, Krieg entstanden. Nachdem der Friede hergestellt war, habe Adad Krieg bekommen mit dem Ḥimjarenkönig Dimion aus folgender Ursache: Das Reich der Aethiopen liege viel weiter nach innen zu als das der Ḥimjaren, und die römischen Kaufleute zögen durch die Gebiete der Ḥimjaren hindurch nach den inneren Ländern der Inder, welche Auzelis heissen, und von da nach den noch weiter innen liegenden Ländern der Inder und Aethiopen (es gebe drei Reiche der Inder und vier der Aethiopen). Nun habe Dimianos die die Ḥimjarenländer durchziehenden römischen Kaufleute ergriffen, getötet und geplündert, zur Rache dafür, dass in den Ländern der Römer die Juden von den Christen misshandelt würden. Dadurch seien die römischen Kaufleute vom Durchzug durch die Ḥimjaren abgeschreckt, und dem inneren Reich der Inder und Aethiopen der Handelsverkehr abgeschnitten worden. Wegen dieser Schädigung des Handels in seinen Ländern sei der Aethiopenkönig mit dem Ḥimjaren in Krieg geraten und habe vorher gelobt, im Falle des Sieges Christ zu werden. Wirklich habe er den Ḥimjaren gefangen und getötet, sein Heer vernichtet und sein Reich erobert.

Wenn wir den ganzen Tenor der Inschrift von Adulis betrachten, so gewinnen wir den Eindruck, dass sie gerade diese von den Kirchenschriftstellern erzählten Begebenheiten wiederspiegelt, aber vielleicht in einem Stadium, das der Hauptschlacht und der Eroberung Westarabiens vorherging. Adad — dieser als Verfasser der Inschrift betrachtet — bekämpft zunächst den Axumitenkönig Axonodon, den ich mit Ela Eskendi identifizierte, und führt Krieg in Arabien. Vielleicht sogar ist in der Inschrift die Eroberung Sabâs auch schon vollendete Thatsache, obgleich hervorgehoben werden muss, dass sich in der Inschrift der Satz findet: der König habe von Leuke Kome bis zum Lande der Sabäer Krieg geführt. Von den bisher bekannten sabäischen Inschriften kennt noch im Jahre 281 n. Chr. eine einen König von Sabâ und Raidân (also einen sabäischen König), Namens Schammar Juhar'isch, der überhaupt als der letzte König Sabâs zu betrachten ist. Er kann bis etwa 300 n. Chr. regiert haben, da aus dem Jahre 276 n. Chr. eine Inschrift noch von seinem Vater Jâsir Juhan'im vorhanden ist. Versteht man nun unter den Ḥimjaren der Kirchenschriftsteller die Sabäer, dann könnte gerade Schammar Juhar'isch der schliesslich besiegte Gegner Adads gewesen sein, und das ist nicht so unwahrscheinlich. Dann aber ist die Adulis-Inschrift schon nach dem Sturz Schammars verfasst worden, also um 300 n. Chr.

Adad, den die Araber Had-hâd nennen, wäre also der Gründer einer neuen Dynastie in Axum und der Eroberer West- und Südwestarabiens. Seine grossen Eroberungen hat er ersichtlich im Interesse und mit Hilfe der Römer ausgeführt. Seine Gegner waren Ela Eskendi und Schammar Juhar'isch. Der angebliche Dimion war, wie ich gezeigt habe, kein anderer als Aphilas Beese Dimean, von dem wir eine heidnische Münze besitzen, welche Dillmann in das 3. oder in den Anfang des 4. Jahrhunderts setzt. Vielleicht ist er mit Adad selbst identisch, so dass die Schriftsteller aus seinem langen Namen Had-hâd Aphilas Beese Dimean zwei Königsnamen

Digitized by Google

machten und den einen davon auf den ihnen unbekannten Ḥimjarenfürsten übertrugen. Ich weise ihm sonach jetzt eine andere Rolle zu als in der Skizze. Jeder neue Standpunkt ergibt solche Verschiebungen. Christ ist Had-hâd nicht geworden, sondern wahrscheinlich Jude, da seine Tochter Bilḳis übereinstimmend mit Salomo in Verbindung gebracht wird und da aus jener Zeit auch das Auftreten des Judentums in Abessinien datiert. Had-hâd mag eben bald genug die Schwere der früher hilfreichen Hand Roms gefühlt und sich deshalb den damaligen Gegnern Roms, d. i. dem Judentum, zugewendet haben.

Da Had-hâd nur eine Tochter (Bilḳis) hatte, so konnte er eine eigentliche abessinische Dynastie nicht gründen. Als Gemahl gab er der Bilḳis, wie es scheint, einen ḥimjarischen Prinzen (den Sohn As'ads?), der aber bald starb, nur einen unmündigen Sohn hinterlassend. In diese Zeit fällt die Geschichte des heiligen Frumentius, wie ich sie in der Skizze dargestellt habe. Die Römer, durch die Schwäche der Nachfolger Had-hâds aufgemuntert, erweckten gar bald in Axum neue Gegnerschaft gegen das jüdische Regiment der Bilḳis, und so kam denn im Laufe der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts eine neue axumitische Dynastie auf beiden Seiten des Roten Meeres zur Herrschaft, welche sich zum Christentum freundlicher stellte, aber schon gegen 375 in Jemen durch eine einheimische Dynastie ersetzt wurde, die sich dann inschriftlich bis zum Judenkönig Dhû Nuwâs (getötet 525 n. Chr.) verfolgen lässt. Nach den Inschriften zu schliessen, war diese jemenische Dynastie wieder dem jüdischen Glauben geneigt.

Da ich in der Skizze den Ḥimjarenkönig As'ad als den Verfasser der Adulis-Inschrift hinstellte, so ergeben sich natürlich noch einzelne Verschiebungen in der Auffassung, die ich aber hier nicht weiter erörtere.

Wie man sieht, ist es keine so leichte Aufgabe, den schrecklich verwirrten Knäuel der Geschichte Arabiens und Axums zwischen 280 und 350 n. Chr. aufzulösen. Bisher hatte sie niemand gewagt ausser mir. Dass ich dabei Irrtümern ausgesetzt war und bin, wird jeder billig Urteilende zugestehen. Aber wir lichten und erforschen den Urwald nicht, wenn wir mit tausend Vorsichten am Rande desselben stehen bleiben. Kühn hinein mit Axt und Beil, muss die Losung sein, dann wird immer mehr und mehr Licht werden. Ich glaube, wir haben jetzt doch schon die schwierigsten Hindernisse hinweggeräumt. Ein einziges Wort oft, wie z. B. Kasu an Stelle von Sasu, lenkt uns auf andere Fährten.

Wenn ich aber nun, um wieder auf früheres zurückzukommen, bei Herrn Prof. de Lagarde keinen lapsus calami voraussetzen darf, dann kann sich seine Entscheidung (für Dillmann gegen mich) wohl nur auf die Methode, nicht auf das Resultat beziehen. Mit der Methode habe ich mich in meinem Leben allerdings nie gequält. Diese ist eine Zierde unserer Gelehrten. Als Reisender denke ich etwas wilder und betrachte immer wieder mit Vergnügen folgenden Satz, den mir (in der Revue critique vom 10. November 1890) der geniale französische Gelehrte Josef Halévy widmet:

»Nach den gewöhnlichen Regeln würde die Lösung einer so kühnen und umfassenden Aufgabe (Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens) lange Studien und geduldige Untersuchungen erfordern, aber was der schüchterne und vorsichtige Geist eines auch nur halbwegs reifen Gelehrten (d'un savant quelque peu mûr) erst nach tausend Vorsichtsmaassregeln in Angriff zu nehmen gewagt hätte, das hat der von der Grösse einer solchen Aufgabe begeisterte junge Reisende in wenigen Monaten durchgeführt mit wunderbarer Schneidigkeit, welche sich weder um die Schwierigkeiten des Gegenstandes, noch um den umstürzenden Charakter der meisten seiner Hypothesen kümmerte.«

Sehr wahr! Hätte ich bei jeder meiner Unternehmungen die tausend Vorsichten des gereiften Gelehrten beobachtet, dann hätte ich schwerlich jemals Zeit gefunden, nach Arabien zu gehen oder ein Buch zu schreiben. Da hätte ich kaum je auch nur reiten gelernt, da man keinem Pferde, ja nicht einmal dem zahmsten Esel zumuten darf, geduldig zu warten, bis der Reiter gleich einem reifen Gelehrten tausend Vorsichtsmaassregeln getroffen hat. Das geht nicht. Da ist es schon besser, man schwingt sich aufs Ross und — reitet. So kommt man vorwärts, wenn man auch nicht die Figur eines Kunstreiters machen sollte. Andernfalls aber läuft man Gefahr, dass der Gaul — die Tiere leben ja nicht ewig — verendet, bevor man mit den tausend Vorsichtsmaassregeln fertig ist, und dann steht man da inmitten der tausend Vorsichten, das Muster eines savant quelque peu mûr.

Wie diese tausend Vorsichten der gereiften Gelehrten wirken, geht wohl aus folgenden Sätzen Halévys hervor, welche er meinen Forschungen und Ergebnissen hinsichtlich der Adulis-Inschrift widmet (Revue critique S. 300). Er erkennt meine Ansichten selbstverständlich nicht an:

»Nicht nur das Zeugnis des Kosmas Indikopleustes widerspricht ihnen (wo denn?), sondern auch die Analogie der äthiopischen Inschriften von Axum lässt so klar als nur möglich sehen, dass es sich grossenteils um die Eroberung afrikanischer Länder handelt [1]). Heisst es nicht alle historischen Kenntnisse, welche wir mit so viel Mühe bis jetzt erworben haben, willkürlich umstossen, wenn man diese Inschrift einem ḥimjaritischen Könige zuschreibt?«

Das ist kurz und bündig und hat sicher niemand viel Kopfzerbrechen verursacht. Als einzigen

[1]) Als ob ich das irgendwo in Abrede gestellt hätte!

Digitized by Google

Grund führt Halévy die griechische Sprache der Inschrift an, als ob nur die axumitischen (gleichfalls semitischen und nicht griechisch redenden) Könige das Privilegium gehabt hätten, an wichtigen Verkehrsplätzen griechische Inschriften aufstellen zu lassen!

Da sticht denn doch die Methode Lagardes ausserordentlich vorteilhaft dagegen ab. Er hat sich die grosse Mühe nicht verdriessen lassen, einen wunderbar genauen Text der Inschrift herzustellen. Dass aus diesem nichts wesentlich Neues mehr herauszulesen war — nicht einmal die richtige Lesart Kasu anstatt des widersinnigen Sasu ging hervor — ist wahrlich ohne Belang. Der unschätzbare Vorteil liegt ersichtlich darin, dass man jetzt leichter als vorher diese äusserst wichtige Inschrift studieren kann.

Nach Lagardes Aeusserungen, wenn wir von den dort enthaltenen Widersprüchen absehen, hatte ich die Inschrift leidlich ausgelegt. Diese Anerkennung reklamiere ich heute sogar in Bezug auf die Grenzbestimmung. Hinsichtlich dieser sagt de Lagarde: »Hier werden die Geographen uns das Griechische verstehen lehren müssen, nicht wird das Griechische der Inschrift Aufschluss über Probleme der Geographie geben.« Da ich Sasu zu Kasu emendierte, so ist die Grenzbestimmung und damit vieles andere klar geworden. Hier hat mich die Geographie gezwungen, die Lesung Sasu zu verwerfen. Solche wertvolle Hilfe hat sie mir auch bei den anderen Partien der Inschrift gewährt. Es kann also doch nicht ganz nutzlos sein, sich der Geographie zu bedienen, da eine geographisch-historische Inschrift damit noch nicht erklärt ist, dass man sie grammatisch genau kennt. Letzteres ist nur eine wertvolle Grundlage. Diese für die Adulis-Inschrift endlich geschaffen zu haben, ist das dankenswerte Verdienst des Göttinger Gelehrten. Allein aber genügt sie nicht.

Die Wolga.

Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis.

(Fortsetzung.)

Erst im 12. Jahrhundert gründen die Wjatitschen Städte und Dörfer, sie müssen sich jedoch schon früher mit Ackerbau beschäftigt haben, da sie schon im 10. und 11. Jahrhundert an Swjatoslaw und die Chosaren Abgaben zahlten, welche in Feldfrüchten bestanden. Uebrigens wurden auch Eichhornfelle als Abgabe an die Chosaren abgeliefert. Die südlichen Nachbarn der Wjatitschen, die Sewerjanen, bewohnten die Stadt Kursk, welche schon frühe mit den Bolgaren und Chosaren lebhafte Handelsbeziehungen hatte; an ihren früheren Wohnsitzen werden Münzen aus dem 8., 9. und 10. Jahrhundert gefunden. Genaue Angaben, was für ein Stamm vor den Slawen an der Oka gelebt habe, hat man nicht, jedoch lassen manche finnische Benennungen von Flüssen und Ortschaften vermuten, dass durch die Slawen die Mordwa verdrängt worden; dann wäre Oka ein finnisches Wort und würde dem Okkatt (= Fluss) der Lamuten entsprechen. (Andere wollen das Wort vom lettischen Aka = Quelle oder vom litauischen Akus = Auge — Wasser = Auge der Landschaft ableiten.) Weiterhin wohnten an der Oka Stämme der altaischen Völkerfamilie, welche von den Russen »Tschud« = Fremde, von den Deutschen »Finnen« = Sumpfbewohner (vom altdeutschen fön) genannt wurden. Die Finnen selbst nennen sich auch Suomalainen, das ist Bewohner der sumpfigen Niederung. Weiter unten zwischen den Flüssen Moskwa und Zna finden wir zu Ende des 11. Jahrhunderts Niederlassungen der Slawen. So wird die Stadt Rjasan schon im Jahre 1096 erwähnt. Wer sie gegründet, ist unbekannt. Sie hatte durch die Horden der Tataren unter Mamai, Batja und Timur, durch die Litowzen und benachbarten russischen Fürsten sehr viel zu leiden; oftmals wurde sie zerstört durch Schwert und Feuer, und immer erstand sie aufs neue. Einer der hervorragendsten Fürsten von Rjasan war Oleg Iwanowitsch, welcher im Jahre 1402 starb. Er ist dort mit seiner Frau begraben, und noch heute zeigt man in der Kirche seine Gebeine und seinen Ringpanzer. Beide gelten als Heilige, und viele Kranke ziehen den Panzer Olegs an in der Hoffnung, durch diese Berührung gesund zu werden. Im nächsten Jahrhundert nach Oleg kamen die Tataren nicht weniger als 15mal. An dem Zufluss der Oka, der Ugra, begegneten sich im Jahre 1480 zum letztenmal Russen und Tataren. Hier sollte das Schicksal des europäischen Ostens entschieden werden. Achmet hatte sich mit dem Fürsten von Polen und Litauen, Kasimir, verbunden. Gross war die Gefahr. Lange standen sich Achmet und Iwan Wassiljewitsch gegenüber, keiner wollte die Entscheidungsschlacht beginnen; endlich zog sich Iwan furchtsam zurück; bald artete der Rückzug in Flucht aus. Zu gleicher Zeit aber ergriff panischer Schrecken die Tataren, und anstatt die Russen zu verfolgen, wandten sie sich ebenfalls zur Flucht. Ohne dass ein Schwertstreich fiel, erhielten die Russen die Herrschaft über den Osten von Europa. Dennoch drohte noch längere Zeit den Russen nicht geringe Gefahr von den tatarischen Chanaten in der Krym, in Astrachan und Kasan. Im Mittellauf der Oka machte die russische Kolonisation im 14. und 15. Jahrhundert grosse Fortschritte. Ohne noch weiter auf die Geschichte einzugehen, können wir an der Hand derselben sagen: diese sich selbst bewegende Strasse hat mit allen ihren Verzweigungen das slawische Element angezogen und weiter befördert.

Nachdem die Oka die Kljasma aufgenommen, macht sie einige starke Bogen und trifft endlich bei Nischny mit der Wolga zusammen. Wenn wir von unserem früheren Standpunkt hinabsehen auf die grosse Wasserfläche und auf die stille, feierliche Vereinigung der beiden Schwesterflüsse, Oka und

Digitized by Google

Wolga, so taucht in uns unwillkürlich die Frage auf: Welcher von ihnen gehört der Vorzug? Bei Nischny selbst ist die Wolga nicht, und die Stadt erhält keinen einzigen Tropfen Wasser aus der Wolga. Bei klarem Wetter kann man deutlich die Linie unterscheiden, welche das Wasser der schon vereinigten Flüsse trennt; weiterhin vermischt sich das Wasser beider vollständig. Welcher von beiden soll als Zufluss des andern gelten? Entschieden thut man der Oka unrecht. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, dass die Geologie klar beweist, dass die Oka lange vor der Wolga da war; ausserdem umfasst das Bassin der Wolga bis zur Oka ein Gebiet von 4210 Quadratmeilen, das der Oka 4600 Quadratmeilen. Aber die Wolga hat mehr Zuflüsse, wird man entgegenhalten, bis Nischny allein zählt man deren 37 mit mehr als 100 Werst Länge (ihre Gesamtlänge beträgt 6000 Werst). Wir sagen, dass die Oka noch mehr hat, nämlich 50 solcher Zuflüsse, welche über 100 Werst lang sind und eine Länge von 7600 Werst ergeben. Noch andere Umstände sprechen für den Vorzug der Oka. Nämlich die Ablenkung des Laufs der Oka nach Osten ist eine selbständige, nicht durch den Lauf der Wolga bedingte, da sie schon vor Nischny anfängt; auch die Berge, welche sich hinter Nischny fortziehen, sind die Fortsetzung des die Oka begleitenden Höhenzugs, ebenso wie das Thal unterhalb Nischny die Fortsetzung des Okathalgrundes ist.

Bei Nischny beginnt ein neuer Abschnitt der Wolga. Die Begegnung zweier solcher Ströme wie Oka und Wolga kann nicht ohne Einfluss bleiben auf die Gestaltung des Flussbetts im Weiterlaufe. Wenn jeder der beiden Flüsse eine Menge Sand und Schlamm mit sich führt, so muss die Ablagerung dieser Massen infolge der durch die Vereinigung verloren gegangenen Kraft weiterhin eine bedeutend grössere sein. So hat sich Nischny gegenüber schon seit undenklicher Zeit eine grosse Insel angesetzt, die Insel Borowsk. Später entstand 3 Werst weiter unten eine zweite Insel, Kosiji, deren Oberfläche 280 Dessätin beträgt; sie hat eine Länge von 6 und eine Breite von mehr als ½ Werst. Diese Insel gewährt durch das frische Grün ihrer Wiesengründe und ihre anmutigen Baumgruppen (meist Pappeln) dem Auge einen sehr angenehmen Anblick. Die Kosiji- oder Podnowsky-Insel liegt auf der »Wiesenseite«, an der Bergseite hat sich neben derselben eine kleinere Insel — die Petschersky — gebildet. Diese drei Inseln sind schon lange da; in unserer Zeit aber haben sich in der Wolga bei Nischny und unterhalb desselben eine Menge kleiner Inseln gebildet, welche der Schönheit des Flusses Abbruch thun und die Schiffahrt erschweren. Dagegen ist eine grössere Insel vor unseren Augen verschwunden. So verändert der Fluss beständig sein Fahrwasser; wo vor 20 und 30 Jahren Inseln waren, ist jetzt tiefes Fahrwasser und umgekehrt; wo früher die grössten Schiffe fuhren, sind jetzt grosse Sandflächen.

Von Nischny an fliesst die Wolga in einem breiten Thal, welches sich dreimal bis auf 2—3 Werst verengert, bei Kadniza, Tscheboksar und dem Dorfe Matuschino. Stellenweise erweitert sich dagegen das Thal bis auf 10 und 12 Werst, wie z. B. bei Kasan[1]). Diese Verengerungen und Erweiterungen weisen nach Erklärung der Geologen darauf hin, dass sich das Thal aus Seen gebildet hat. Die Verengerungen des Thals waren einst die Rinnsale, durch welche die Seen untereinander verbunden waren. Die Ufer sind im Durchschnitt sandig, nur selten steinig, nämlich nur da, wo sich die Wolga dem »Berglande« nähert. Aber auch hier besteht das Ufer oftmals aus angeschwemmtem Sand. Die Inseln — 34 an der Zahl — sind im allgemeinen nicht so langgestreckt wie auf dem vorherigen Abschnitt des Flusses. Das Niveau des Hochwassers unterschied sich in den letzten zehn Jahren vom niedrigsten Wasserstand um 5.9—6.3 Saschen; es hielt sich im Mittel 84 Tage. Zuflüsse erhält die Wolga hier 29, von welchen die wichtigsten nach der Oka sind: Ssura, Wetluga, Swijaga, Kerschenez, die grosse und kleine Kotschaga und Ilet. Auf den fünf letztgenannten Flüssen wird Holz geflösst. Die geringste Wassermasse betrug beim Dorfe Rabotok im September 1884 76 Kubiksaschen, die grösste (Mai 1882) 848 Kubiksaschen und stieg beim höchsten bis jetzt beobachteten Wasserstand auf 1068 Kubiksaschen; bei der Station Wassilsursk war die geringste Wassermenge im Jahr 1885 im August 81 Kubiksaschen, im wasserreichen Jahr 1884 im September 147; die grösste Wassermenge wurde beobachtet im Mai 1885, nämlich 1625 Kubiksaschen. Diesen Wasserreichtum verdankt die Wolga hauptsächlich dem grossen Zufluss Oka. Diese hatte beispielsweise beim Dorfe Karpowka, d. i. 10 Werst oberhalb des Einflusses in die Wolga, die geringste Wassermenge am 21. September 1882, nämlich 31.5 Kubiksaschen, die grösste am 9. April 1882, nämlich 613 Kubiksaschen, bei Hochwasser steigt sie bis zu 900 Kubiksaschen. Der Fall der Wolga von Nischny bis zur Kama beträgt auf einer Strecke von 432 Werst mehr als 11½ Saschen; das Fahrwasser hat eine mittlere Tiefe bis zu 8 Saschen. Die mittlere Breite des Flussbetts beträgt 140—750 Saschen. Die Untiefen auf dieser Strecke sind selbst bei niedrigem Wasserstand tiefer als die auf dem vorhergehenden Abschnitt des Flusses. Die bekannteste ist die Kälberfurt (Teljatschi Brod), welche schon von Olearius in seiner Reise durch Russland nach Persien im Jahre 1833—39 erwähnt wird; sie hatte beispielsweise im Jahre 1851 eine Tiefe von nicht über 20 Werschok. Ausserdem werden noch über 50 Untiefen gezählt, welche die Schiffahrt bald mehr, bald weniger beschwerlich machen.

[1]) Die Stadt Kasan, welche in der Geschichte Russlands eine grosse Rolle spielt, liegt etwa 5 Werst von der Wolga entfernt an der Kasanka, welche aber nur im Frühjahr schiffbar ist, wenn sie vom Wasser der Wolga angefüllt wird.

Digitized by Google

Wir kommen noch einmal auf den obengenannten Kerschenez zurück, welcher einem alten Volkslied zufolge im Laufe von 200 Jahren seine Mündung um 6 Werst weiter abwärts geschoben hat. Am Einfluss desselben liegt eine gefallene Grösse, die Stadt Makarjew, welche einst einen grossen Jahrmarkt hatte; ihre einst reichen Kirchen sind jetzt Ruinen. Im Frühjahr ist Makarjew das russische Venedig; der Verkehr auf den Strassen wird wochenlang durch Boote vermittelt: der Beamte fährt mit dem Boot in den Dienst, man macht im Boot Besuche, die Speisen werden aus der Küche zu Boot ins Haus gefahren, Pferde und Vieh wird auf Flössen untergebracht. Wenn das Wasser höher als gewöhnlich steigt und sich dabei starker Wind erhebt, dann ist die Lage der Einwohner schrecklich. Früher floss die Wolga hier weiter rechts, jetzt hat sie zum Schaden der Stadt ihre Hauptströmung weiter nach links verlegt.

Die Ufer der Wolga zeichnen sich auf dieser Strecke ebenso wie der Fluss selbst durch ihre Schönheit aus. Schön ist die Wolga im Sommer, gewaltig und imponierend im Frühling, herrlich am Tage, geheimnisvoll und prächtig in der Mondnacht. Kein Pinsel und keine Feder sind im stande, alle ihre Reize zu schildern. Ein begabter russischer Schriftsteller, Nemirowitsch-Dantschenko, gesteht zwar selbst, dass seine Feder viel zu schwach sei, um nur ein annähernd zutreffendes Bild der Herrlichkeit des Stromes zu geben, aber doch wagt er sich daran.

Er schildert die Wolga unterhalb Nischny folgendermaassen: Das Wasser nahm bei der grellen Mittagsbeleuchtung eine so schwarzblaue Färbung an, dass sogar das Tiefblau des unerreichbaren Himmels über uns dagegen zu erbleichen schien, es war, als hätte er seine ganze Schönheit dem Strom abgetreten, welcher sich, einem mächtigen silbernen Bande vergleichbar, in kühnen Bogen durch den dunkelgrünen Samtteppich der Wiesengründe hinschlängelt. —

Und an einer anderen Stelle sagt er: Unwillkürlich lenken sich unsere Blicke hin nach Makarjew; es scheint, als wäre es über dem Lesen der Sagen aus alter herrlicher Vergangenheit eingeschlafen; da siehst du vor dir eine herrliche altrussische Stadt mit ihren stillen Gemächern, ehrwürdigen Gotteshäusern und den altersgrauen Mauern des Kreml. Es ist Abend. Die Sonne geht unter. In goldene Ströme ist das Wasser verwandelt. Einem feurigen Rauche vergleichbar, lagert das Abendrot über den Wäldern, welche die Wiesengründe in der Ferne einrahmen. In gelben dünnen Streifen springen die Sandbänke in den Fluss hinein, auf ihren Enden tauchen, als stiegen sie aus dem Wasser auf, Pappeln hervor, durchleuchtet von dem Feuerschein des hinabsteigenden Tages. Als das Schiff näher dem Ufer schwamm, hörte man durch das Geräusch der Maschine und das Schnauben des Schornsteins hindurch den Schlag der Nachtigallen; bald klang der Gesang mehrerer Nachtigallen in tausend wunderbaren Tönen wieder, bald weckte eine Stimme allein den schlafenden Hain mit ihren lauten Trillern auf. Da ist ein Vorsprung; das Auge kann sich von diesem Anblick nicht losreissen. Langgestreckt und schmal, ist er von hochgewachsenen Birken bestanden, sie stehen gerade nach Westen und heben sich wie schwarze Schatten mit allen Aesten und Blättern auf dem Feuermeere ab. Die Umrisse der Berge scheinen rosig bei dieser phantastischen Beleuchtung des Westens. Hinter uns, im Osten, zieht schon die blaugraue Dämmerung herauf, und der Nebel legt sich wie ein sagenhaftes Ungeheuer auf die Landschaft. Schon hat er die Wälder zugedeckt mit seiner unförmlichen Masse. Der Fluss, welcher brennt, dem flüssigen Golde vergleichbar, verliert sich in diesem Dunkel u. s. w.

Bald steigt der feurige Ball des Mondes auf; der Lärm des Tages ist verstummt; tiefe Stille lagert auf der Landschaft, glatt wie ein Spiegel wälzt der Strom seine Gewässer dahin und spiegelt die schlummernden Ufer wieder, auf welche sich des Mondes bleicher Glanz ausgiesst; die Sinne, ermüdet von den wechselnden Bildern des Tages, ruhen aus unter dem erquickenden Eindruck der wunderbaren, feierlichen Silbernacht. Halblicht und Halbdunkel wechseln miteinander ab. Bald tauchen die scharfen Umrisse der Bäume im Mondlicht auf, bald schwarze, verschwommene Gebilde an den Abhängen der dunkelnden Berge. Die warme, frische und feuchte Luft ist erfüllt von dem Wohlgeruche der Wiesenblumen. Ueberall ist es still. Die Natur schläft. Die Wolga allein wacht noch; aber fast unsichtbar und unhörbar, still und schweigsam zieht sie ihre Bahn in die weite Ferne und nimmt uns und unsere Träume mit sich. Ja wohl, der Dichter hat recht, wenn er sagt: Die Wolga ist ein endloses Lied voll Poesie, ein endloses episches Gedicht, in welchem es keine schwachen Stellen gibt, sondern nur besonders ergreifende Strophen. Und je öfter man dasselbe liest, desto mehr gefällt es, und desto mehr Lust bekommt man, es immer wieder zu lesen.

Immer neue, herrliche Ausblicke gewährt uns die Fahrt, bald auf hübsche Hügelreihen, weite Wiesengründe, reinliche Dörfer mit den vergoldeten und versilberten Kuppeln ihrer Kirchen; bald wieder sind die Ufer mit Wald bedeckt, bald mit herrlichen Gärten. Man kann mit gutem Gewissen sagen, dass die Fahrt auf der Wolga viel mehr Abwechselung an landschaftlichen Schönheiten und viel grossartigere Ausblicke bietet, als die Fahrt auf dem Rhein. Und darum ist es wohl zu verwundern, dass auf der Wolga fast nur Geschäftsleute und Beamte reisen. Nur selten begegnet man einem englischen Touristen. Russen, welche zu ihrem Vergnügen den Fluss bereisen, um diese Königin der russischen Flüsse kennen zu lernen, gibt es fast gar nicht, trotzdem dass die Reise auf der Wolga bei billigsten Preisen mit jeglicher Bequemlichkeit gemacht werden

Digitized by Google

kann. Unter dem reisenden Publikum haben die Passagiere der dritten Klasse noch am meisten Sinn für landschaftliche Schönheiten.

Nach dem Einfluss der Sura bei Wassil-Sursk erscheinen auf der »Bergseite« auf hohen Ufern ausgedehnte Eichenwälder, dazwischen bemerkt man Nussbäume, Ulmen, Vogelbeerbäume u. s. f.; einzelne Gruppen schlanker Fichten überragen den Laubwald. Die Mergelschichten, welche am Ufer zu Tage treten, haben bald graue, bald rote, bald weisse Farbe. Da ist auch der »rote Hügel«, welcher im Leben jedes Burlaken (Schiffsarbeiters) eine grosse Rolle spielt. Die in die Zunft Eintretenden mussten diesen Hügel hinauf zwischen den Reihen der alten Arbeiter Spiessruten laufen. Die Neulinge erwartete weiter unten an der Wolga noch einmal eine solche Ueberraschung. Uebrigens war es erlaubt, sich von dieser Feuertaufe mit Schnaps loszukaufen. Unterhalb der Mündung der Sura gelangen wir zu den Tschuwaschen. Weiterhin werden die Ufer einförmiger und weniger anziehend; erst näher der Swijage wird die Landschaft wieder hübscher. Wir strengen die Augen an, um in der Ferne Kasan zu erblicken. Mehr und mehr tritt die Stadt aus dem Dunst hervor, die Umrisse der Häuser und Kirchen werden deutlicher. Da ist der Kreml, die Kathedrale, das Kloster, der Turm Sumbeki, die Peter-Pauls-Kirche. Das Schiff hält an; aber bis nach Kasan haben wir noch 5—6 Werst im Wagen zu fahren. Bis zum Einfluss der Kama hat die Wolga nicht mehr so schöne Aussichten, wie von Nischny an; die Ufer sind höher, aber immer noch anmutig. Uebrigens sind die Ausblicke vom Ufer hübscher, als vom Schiffe aus.

In geologischer Beziehung bietet der Fluss auf dieser Strecke eine ungeheure Mannigfaltigkeit dar. Die Schichten lagern meist horizontal, und man kann etwa hundert derselben unterscheiden; wir haben hier Thon, Mergel, Sandstein u. s. w. Da und dort treten aus den Schichten Quellen hervor mit einer Temperatur von + 5 ° R. Die Geologen nehmen mit ziemlicher Bestimmtheit an, dass das rechte Ufer der Wolga im Gouvernement Nischny-Nowgorod und Kasan sich nach der Steinkohlenperiode und vor der Juraperiode gebildet habe. Dabei kommen in den Schichten auch Ablagerungen der Perm- und Triasperiode vor. Ausser den im Oberlauf der Wolga von uns bemerkten Versteinerungen treten noch einige neue auf, wie verschiedene Productus, Krinoideen, Terebrateln, Nautilus u. s. w.

Das Klima in diesem Teil der Wolga unterscheidet sich wenig von dem des Oberlaufs; wir haben hier ebenfalls kontinentales, rauhes Klima mit sehr schroffen Uebergängen. Jedoch ein kleiner Unterschied macht sich immerhin geltend. Wir haben in Twer die mittlere Temperatur mit 4.02 angegeben, in Nischny beträgt sie 3.22 (in Jaroslaw + 2.58, in Kostroma + 2.54). Bei der Annäherung gegen Kasan fällt die Temperatur gegen Nischny und beträgt hier + 2.75. Besonders kalt ist in dieser Gegend in der Regel die zweite Hälfte des Maimonats, wo nicht selten Fröste beobachtet werden. Der Grund dieser Erscheinung ist bis jetzt noch nicht gefunden. Bei Nischny wurde im Laufe vieler Jahre der früheste Eisgang am 15. März beobachtet, der späteste am 20. April, gewöhnlich erfolgt derselbe im letzten Drittel des Monats März. Das Wasser fror frühestens am 15. Oktober, spätestens am 4. Dezember zu (einmal ausnahmsweise erst am 11. Januar); meist bringt das Ende des Oktober oder der Anfang des November das erste Eis. Der Sommer ist verhältnismässig warm, wärmer als z. B. in Warschau, was durch früheres Reifen der Kornfrüchte und das Fortkommen von Aepfeln und Kirschen und anderer Früchte dargethan wird.

Die Flora ist noch sehr wenig erforscht, jedoch unterscheidet sie sich wohl wenig von der Flora des Oberlaufs. Wir haben hier fast die gleichen physikalisch-chemischen Bedingungen des Bodens, die gleiche Breite, fast das gleiche Klima, so dass man das Erscheinen neuer Baumarten, Sträucher und Blumen nicht erwarten kann. Allerdings verschwinden im Gouvernement Nischny die Fichte (Picea sibirica) und die Lärche (Larix sibirica), aber im Gouvernement Kasan erscheinen sie wieder und bilden in den Gouvernements Wjatka und Perm grosse Wälder an der Kama. Eiche, Ahorn, Esche und Pappel gedeihen sehr gut, Ahorn freilich nur in kleinen Exemplaren. Die Eiche dagegen wird sehr gross, ebenso die Esche; diese leidet aber manchmal von den Winterfrösten. Der Wacholder wächst überall, er verschwindet nur bei Kasan. Die Flora bereichert sich um einige neue Arten und Spezies, während frühere verschwinden. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine bei Nischny vorkommende Pflanze, welche im Mai in Eichenwäldern unter Haselnussstauden blüht; sie hat fast keine Wurzeln und keine Blätter, überhaupt fast kein Grün und wächst ausschliesslich auf den Wurzeln des Haselnussstrauchs. Es ist die Lathraea squamaria. In den Wäldern wächst auch Dentaria digitata, eine sehr hübsche, zu den Kruciferen gehörende Pflanze mit sehr grossen weiss- und rosafarbenen Blüten und tief ausgeschnittenen Blättern. Beide Pflanzen sind bis jetzt nur bei Nischny gefunden worden. Im Gouvernement Kasan treten einige neue Asterarten auf, wie Aster amellus, alpinus u. s. w. Aus der Liste der in den Gouvernements Twer, Jaroslawl, Kostroma, Nischny und Kasan vorkommenden Pflanzen ist ersichtlich, dass nach Osten zu die Flora reicher wird. Den Grund dafür will man hauptsächlich in dem höheren geologischen Alter der Wolgagegenden finden. Die Fauna unterscheidet sich ziemlich bedeutend von der Fauna des Oberlaufs der Wolga.

Bei Kasan wendet sich die Wolga nach Süden und nimmt bald nachher den bedeutendsten Zufluss, die Kama, auf. Diese bietet mit ihren Zuflüssen so

Digitized by Google

viel Interessantes, dass wir länger bei ihnen verweilen wollen. Die Kama entspringt einen Grad nördlicher als die Wolga, nämlich unter 58° 12′, und um 20° östlicher als letztere. Den Namen haben ihr die Wotjäken, ein finnischer Stamm, gegeben, welche die ältesten Bewohner des Oberlaufs dieses Flusses waren. Die Wotjäken nennen die Kama »Budschim-Kam« = weisser Fluss, die Tschuwaschen »Schora-A'dyl« = weisser Itil, die Tscheremissen endlich »Tscholman-Wis«. Im Altertum hiess der Fluss »Idel«, wohl nicht bloss bis zum Einfluss in die Wolga, sondern bis zum Kaspischen Meer, wo eine berühmte Stadt dieses Namens lag. Jetzt wird allgemein die Kama als Zufluss der Wolga angenommen, aber auch in dieser Eigenschaft ist sie einer der grössten Flüsse mit einer Länge von 1760 Werst und einem Bassin von 8880 Quadratmeilen. Da sie anfangs nach Norden fliesst, dann nach Osten und erst zuletzt nach Süden, so beträgt die Entfernung von der Quelle bis zur Mündung in gerader Linie nicht mehr als 475 Werst. Man teilt den Lauf der Kama in vier Teile: Oberlauf bis zum Einfluss der Wischera, Obermittellauf bis zur Tchussowaja, Untermittellauf bis zur Bjelaja und Unterlauf bis zur Vereinigung mit der Wolga. Diese Einteilung ist freilich mehr oder weniger willkürlich. Die Kama führt mit ihren Zuflüssen der Wolga nicht nur die Gewässer eines Teils des Nordens der osteuropäischen Ebene, sondern auch einen grossen Teil der Wasser des Uralgebirges zu. Infolgedessen gehören zum Gebiet der Kama ein grosser Teil der Gouvernements Perm, Orenburg, Samara, das ganze Gouvernement Wjatka und die östlichen Bezirke des Gouvernements Kasan. So bietet der Fluss sozusagen ein Gebiet für sich, welches, wenn auch in Abhängigkeit von der Wolga stehend, die Grossartigkeit der hydrographischen Formen in der Natur im Osten von Europa in grossem Maasse zeigt. Eine Zeitlang mit dem mittleren Teil des Ural parallel fliessend, verbündet die Kama dieses Gebirgssystem mit dem Thal der Wolga ebenso, wie der Tobol auf der anderen Seite dasselbe in Verbindung setzt mit den Flussgebieten des Irtysch und Obi. Aber die Kama verbindet auch die Wolga mit dem Norden von Russland, mit den Flussgebieten der Dwina, so dass hier an der Grenze von Europa durch diesen Fluss sich gleichsam drei Welten verbinden: der Osten, der Norden und Westen. Die Kama hat seit undenklichen Zeiten den Verkehr von der Wolga in den äussersten Norden und zu den ugrischen Stämmen am Ural vermittelt. Die grossen Wanderungen der Völker aus Asien gingen durch die Pässe des Ural im Gebiete der Kama, umgekehrt kamen von hier aus die russischen Eroberer nach Asien; diesen Weg benutzten die Kosaken auf ihren Zügen im 16. Jahrhundert. Die Kama in Verbindung mit der Wolga hat es möglich gemacht, die mächtigen Schätze des Ural zu heben; denn die erstere ist schon 40 Werst von der Quelle schiffbar. Zuerst fliesst sie nördlich, etwas nach Nordosten ausbiegend. Weiter nach Westen, in geringer Entfernung von ihr, fliesst die Wjatka anfangs parallel mit ihr. Bei der Annäherung an die nördlichen Hügelketten wenden sich beide fast unter einem rechten Winkel nach zwei verschiedenen Seiten, die Kama nach Nordosten, die Wjatka nach Südwesten.

Etwa 200 Werst weit fliesst die Kama längs der genannten Hügelketten bis zur Stadt Tscherdyn. Jetzt aber vertreten ihr die Vorberge des Ural den Weg und zwingen sie, den Weg nach Süden einzuschlagen. Hier nimmt sie die wasserreiche, vom Ural-Tau, wo auch die Petschora entspringt, kommende Wischera auf (unter dem 60.°). An dieser liegt Tscherdyn, die uralte Hauptstadt von Perm. Sie fliesst zwischen hohen, mit mächtigen Wäldern bewachsenen Felsen. An ihrem Oberlauf nomadisieren die Wogulen. Jetzt sind jene Gegenden fast Wildnis und wenig bewohnt, einst aber spielten sie eine grosse Rolle in der Geschichte des Nordens von Russland; noch jetzt trifft man die Reste alter Niederlassungen, die Zeugen des einstmaligen lebhaften Handels zwischen dem fernen Indien und dem Süden und Norden Russlands, sowie dem germanischen Westen. (Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Alexander Baumgartner, S. J., **Nordische Fahrten.** II. Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Freiburg, Herder 1890. 552 Seiten, 103 Abbildungen. (Preis 9 M., geb. 12 M.)

Verfasser bezeichnet sein Buch selbst mit dem bescheidenen Namen »Reisebilder« und bekennt in der Vorrede, dass die »religiösen, geschichtlichen und litteraturgeschichtlichen Momente vorzugsweise seine Aufmerksamkeit gefesselt haben«. Demgemäss begegnen wir ausführlichen geschichtlichen Rückblicken und liebevollem Eingehen auf Sage und Ueberlieferung, namentlich soweit sie die Christianisierung und die kirchliche Entwickelung des Nordens betreffen, daneben sehr einseitigen Auslassungen über die Reformation, in der Verfasser pflichtgemäss den Quell alles Unheils erblickt, aber auch willkommenen Mitteilungen aus nordischen Dichtungen, in denen bestimmte Natureindrücke und bestimmte Strömungen des Volkslebens ihren bezeichnenden Ausdruck finden. Der Verfasser hat diese Litteraturproben zumeist selbst in nicht durchaus vorzügliche, aber fast stets fliessende und lesbare Verse übertragen. Mit einem Wort: das Buch ist ein sehr geeigneter Wegweiser für solche Reisende, welche dem dort im »uralten« Sagenland so natürlichen Zuge nach dem Vergangenen gern nachgeben und in geschichtlichen Erinnerungen den Grundton der jeweiligen landschaftlichen Stimmung suchen wollen. Aber auch die grossartige Natur Skandinaviens als solche hat den Verfasser nicht kalt gelassen, und einzelne seiner Schilderungen, so jene der erdrückenden Einsamkeit im Näröthal und Näröfjord, sind vortrefflich, wie überhaupt Sprache und Erzählungsweise im allgemeinen lobend hervorzuheben sind. Mancher Leser wird mit Vergnügen in den Worten des Verfassers seine eigenen Stimmungen wiederfinden: gibt es doch wenige Landschaftsbilder, welche so unmittelbar und gleichmässig in jedem Beschauer dieselben Saiten des Empfindens in Schwingung versetzen, wie diese engen Fjorde und klotzigen Fjeldlandschaften. Ab und zu freilich wird der Leser das eigentlich Charakteristische, das eine bezeichnende Beiwort oder die scharfe Fassung von Gedanken

Digitized by Google

vermissen, die gerade beim ersten Eindruck besonders hervortreten, bei näherer Kunde sich allerdings teilweise verwischen: so etwa den Typus der Fischplätze der Westküste und der Holzhandelsstädte an der Ostabdachung Norwegens, oder den Gegensatz der Massengebirge um die Fjorde zu dem Zacken- und Spitzengewirr Jötunheims ausdrücklicher hervorgehoben wünschen. Naturwissenschaftliche Belehrung von dem Buch zu verlangen, wäre unbillig — Verfasser hat gut beobachtet und gewissenhaft beschrieben, das wiegt selbst gelegentliche Verstösse, besonders in der Richtung der Flussläufe, und das Kärtchen auf S. 289, bei dem Storsjön ohne den Indalself erscheint, reichlich auf. Trotz des grossen Umfangs des vorgeführten Gebietes folgen die Wanderungen des Verfassers wesentlich den öfter begangenen Touristenwegen: er führt uns von Bergen nach Hardanger und Sogne, am Jostedalsbrä vorbei nach Molde und über Romsdal und Dovrefjeld nach Drontheim und ein wenig nach Norrland; um Kristiania gruppieren sich Ausflüge an den Mjösen, ins Bägnathal und an die Schwellen Jötunheims (Valders); in Schweden werden wir an den Storsjö und an die Gestade der grossen Seen »Mittelschwedens«, nach Stockholm, Göteborg, Malmö, Lund und manchen Kleinstädten, schliesslich über die Alands-Inseln nach Finland, Petersburg und Reval geleitet. Noch mehr als bei der Betrachtung Norwegens tritt bei jener Schwedens der historische Zug hervor und führt insbesondere zu einer eingehenden Behandlung jener alten Kirchen- und Klosterbauten, welche in den geschichtlich erinnerungsreichen, in ihrem Aeussern jedoch meist verzweifelt modernen schwedischen Landstädtchen die einzigen Reste aus alter Zeit darzustellen pflegen. Merkwürdig ist hiebei, dass Verfasser bei diesem berechtigten geschichtlichen Interesse an einem Denkmal pietätvoller Volkserinnerung, wie Djekneberget bei Westerås, dieser in ihrer Einfachheit wahrhaft grossartigen schwedischen Walhalla, gänzlich vorübergehen konnte: freilich weiss auch Baedeker nichts von diesem Heldenberg! Weit weniger schroff, als bei den historischen Rückblicken, tritt in dem Urteil des Verfassers über die socialen, religiösen und politischen Verhältnisse von heute sein ausgesprochener Parteistandpunkt entgegen. Wenn gewisse typische Erscheinungen, die man z. B. während der diesjährigen Wahlbewegung auch in Schweden sehr deutlich wahrnehmen konnte, wie die Mässigkeits- und Sittlichkeitsbewegung, weniger berücksichtigt erscheinen, so ist der Grund wohl darin zu suchen, dass die Reisen des Verfassers — wie sich aus mancher Einzelheit erkennen lässt — bereits vor etlichen Jahren unternommen wurden. Sonst hätte er gewiss auch nicht unterlassen, dem jüngsten, unheimlich erfolgreichen Ansturm der »Heilsarmee« gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wertvoll sind mancherlei Nachrichten über den Katholizismus in Skandinavien, seine jungen Gemeinden und »Missionen«. Dem Volksleben und der alten, nationalen Kunst (um in seiner Sprache zu reden: der katholischen Kunst) hat Verfasser lebhaftes Interesse zugewendet. Die zahlreichen Abbildungen (einige nach P. Baumgartners eigenen Zeichnungen) sind gut ausgewählt und meist auch befriedigend ausgeführt. R. Sieger.

Ethnographische Notizen über Flores und Celebes von Dr. Max Weber, Professor der Zoologie in Amsterdam. Mit 8 Tafeln und Illustrationen im Text. (Internationales Archiv für Ethnographie, Supplement zu Band 3.)

Das Studium engbegrenzter Inselkulturen muss der jugendlichen Ethnologie anziehender und wichtiger erscheinen, als eine Untersuchung der Völkermassen ausgedehnter Kontinente. Wie wir dem heranwachsenden Kinde kleine Nachbildungen der Gegenstände, mit denen es sich einst ernsthaft beschäftigen soll, in Gestalt von allerlei Spielzeug in die Hände geben, bis es der strengen Thätigkeit des Lebens gewachsen ist, so kann die Ethnologie die Beobachtung der Inselvölker als Vorschule ansehen, in der sie die Regungen der Völkergedanken in ihren Anfängen erkennen und in ihrer beschränkten Entwickelung mühelos übersehen kann. Dieselben Grundursachen menschlicher Kämpfe und menschlicher Thätigkeit, die auf den Kontinenten die Völker immer von neuem durcheinander schieben, alte Einheiten auflösen und neue bilden, klingen auf den Inseln als einfache Beziehungen und Fehden zwischen den Bewohnern einzelner Thäler, zwischen Strandleuten und Berg- oder Waldbewohnern aus. Inseln — selbst solche von nur mässigem Umfange — sind Welten für sich, deren Strand die Wogen grosser Völkerbewegungen umspülen, die aber in ihrem Innern eine Fülle origineller Reste bewahren; das lehren uns auch die Angaben, die wir Professor Max Weber über die Insel Flores und Teile von Celebes verdanken.

Die Form der Notizen, die knapp und fast tabellarisch gehalten sind, ist unbedingt zu billigen, sofern einmal auf eine grosse abgerundete Darstellung verzichtet wird; sie sind infolgedessen zwar nur Material für umfassendere Untersuchungen, aber als solches auch brauchbar im vollsten Sinne des Wortes. Eine Menge vorzüglicher Abbildungen der gesammelten Gegenstände ergänzt die Berichte, macht es aber auch schwer, an dieser Stelle eingehender über den Inhalt zu referieren; es mögen deshalb nur ein paar Bemerkungen von allgemeinerem Interesse hier ihren Platz finden.

Flores hat keinen einheitlichen einheimischen Namen und wiederholt damit eine Erscheinung, die für viele Inseln charakteristisch ist; auch in dieser Kleinigkeit bieten sie eine Analogie zu den grossen, spät erst als Einheiten aufgefassten Festlandsmassen. Scharf scheiden sich die Bewohner in die Küstenbevölkerung und die Bergstämme. In diesem Falle ist die Trennung ethnologisch tiefer begründet: im Innern finden wir die kraushaarigen Urbewohner, während das inselreiche, von seekundigen Völkern befahrene Meer ethnologische Trümmer an das Ufer gespült hat — Bimanesen und Buginesen, Flüchtlinge aus Malakka, Soloresen und Makassaren —, die zum Teil noch unvermischt in den verschiedenen Küstenstrichen hausen. Die Bergbewohner, von fremden Elementen kaum beeinflusst, sind natürlich am interessantesten. Neben den körperlichen Merkmalen, die sie von den Küstenvölkern scheiden, so dem krausen, gewellten Haar, der Nasenbildung und dem Klang der Stimme, finden wir in Tracht, Bewaffnung und Sitten manches Eigenartige erhalten. Lanzen, noch jetzt vielfach üblich, scheinen einst allgemein gewesen zu sein, als Schlagwaffen finden sich Klewangs und gerade Schwerter; Pfeil und Bogen sind noch allenthalben bei der Urbevölkerung vorhanden, wenn auch im Rückgang. Die Kleidung ist an der Küste vollständiger als im Innern, die Baumwollweberei allgemein bekannt; das Schamgefühl ist trotz der oft minimalen Verhüllung sehr entwickelt. Merkwürdig ist es, dass kupferne Armbänder als eine Art Verlobungszeichen dienen, das der Liebhaber seinem Mädchen schenkt, und das vor der Heirat nicht abgelegt werden darf; eine derartige symbolische Verbindung schon vor der Ehe ist bei Naturvölkern nicht häufig. Ueber Religion und Aberglauben hat der Verfasser nur wenig erfahren können; der Gedanke, dass die Erde überhaupt als heilig verehrt wird, weil man Professor Wichmann das Zerklopfen und Sammeln von Steinen verbot, ist wohl zu weitgehend.

Aus dem Gebiete von Luwu, das den grössten Teil von Central-Celebes umfasst, ist wieder die Verschiedenheit der Küstenbevölkerung und der Bewohner des Binnenlandes hervorzuheben, die diesmal nicht durch ethnologische Unterschiede, sondern grossenteils durch rein geographische Einflüsse bedingt ist: beide Arten des Volkes sind buginesischen Stammes. Pfeile und Bogen fehlen in Luwu gänzlich, Lanze, Klewang und das allmählich verschwindende Blasrohr mit vergifteten Pfeilen sind die volkstümlichen Waffen; geflammte Zeichnung auf den Klingen erinnert an die geflammten Krisse, über die wir Schmeltz eine sinnreiche Hypothese verdanken. Die Bergbewohner tragen ausser Kleidern aus geklopftem Baumbast auch Stoffe, die aus den Blattfasern der Gebang-Palme gewebt sind. Diese Angabe gibt mancherlei zu denken: wir finden eine Technik, die am Kongo allgemein verbreitet ist, in Spuren auch im östlichen Afrika vorkommt und auf der von Malaien kolonisierten Insel Madagaskar in Blüte steht, hier in der alten Heimat der malaiischen Stämme wieder. Ob der Schimmer weitausgreifender Völkerbeziehungen und alter Kulturübertragung, der hier aufzublitzen scheint, vereinzelt bleiben oder uns zu neuen Entdeckungen leiten wird, muss die Zukunft lehren. H. Schurtz.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 51. **Stuttgart, 22. Dezember 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen. Von Fr. Th. Köppen in St. Petersburg. S. 1001. — 2. Ethnologie und Philosophie. Von Th. Achelis. S. 1007. — 3. Religion und religiöse Vorstellungen der Arrapahoë-Indianer. Von Friedrich J. Pajeken. S. 1011. — 4. Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis. (Fortsetzung.) S. 1016. — 5. Litteratur. (Oscar Vug). S. 1020.

Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen.

Von Fr. Th. Köppen in St. Petersburg.

Die Ansichten über die Heimat des indoeuropäischen Urvolkes haben sich bekanntlich in neuerer Zeit ganz ausserordentlich geändert. Während bis vor einem Vierteljahrhundert es so gut wie für bewiesen galt, dass der westliche Teil Centralasiens (die Pamir-Hochebene oder Baktrien) als die Wiege der Indoeuropäer betrachtet werden müsse, mehren sich gegenwärtig von Jahr zu Jahr die Anhänger der Annahme, dass jene Urheimat nicht in Asien, sondern in Europa zu suchen sei; und zwar wird dieselbe von den meisten Verfechtern dieser neuen Lehre nach Osteuropa, d. h. in das europäische Russland, verlegt. So hat auch O. Schrader, der in der ersten Auflage seines vortrefflichen Buches »Sprachvergleichung und Urgeschichte« sich noch unsicher in Bezug auf diese Frage äusserte, in der zweiten Auflage (Jena, 1890) sich dahin ausgesprochen, dass die Urheimat der Indoeuropäer vermutlich am mittleren Laufe der Wolga gelegen habe.

Die Argumente, welche für die letztere Annahme ins Feld geführt werden, sowie die ganze Kontroverse über dieselbe, setze ich als bekannt voraus und erwähne nur, dass als ein sehr beliebtes Beweismittel für die europäische Herkunft der Indoeuropäer die geographische Verbreitung bestimmter Tiere und Pflanzen aufgeführt wird, deren Namen in den verschiedenen indoeuropäischen Sprachzweigen übereinstimmen. Gelegentlich will ich bemerken, dass unter den Bezeichnungen von Bäumen mir nur diejenige der Birke für eine im Norden gelegene Heimat wirklich beweisend erscheint; dieselbe findet sich bekanntlich nicht nur im Germanischen, Litauischen und Slawischen, sondern auch im Arischen, z. B. im Sanskrit (bhûrja) und im Ossetischen (bars, bers); die im Himalaya wachsende Betula Bhojpattra Wall. führt auch noch gegenwärtig in den einheimischen Dialekten ähnlich klingende Namen: bûrj, bhuj, bûrzal, phurz [1]). Für weniger sicher halte ich die oft angeführte Gleichung: Buche, lat. fagus, grch. φηγός (Speiseeiche); vielleicht gehört übrigens ebendahin armen. bogs, boχi, beχi, welches zwar nicht die Rotbuche (Fagus silvatica) [2]), aber einen verwandten Baum, die Weiss- oder Hainbuche (Carpinus betulus), bezeichnet; in solchem Falle würde diese Gleichung an Beweiskraft sehr gewinnen.

Was die Tierwelt betrifft, so hat bekanntlich Benfey auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass in der Sprache des indoeuropäischen Urvolkes Bezeichnungen für Löwe, Tiger und Kamel fehlen; da aber die beiden letztgenannten Tiere in Baktrien und Sogdiana vorhanden sind, so können diese Länder nicht die Urheimat der Indoeuropäer gewesen sein. Dieses Argument ist von vielen wiederholt worden; so z. B. von Peschel (in seiner Völkerkunde), der u. a. darauf seine etwas apodiktisch klingende Ansicht gründet, dass jene Urheimat nur an den beiden Abhängen des Kaukasus gesucht werden könne. Abgesehen davon, dass sein Ausspruch sehr einer petitio principii gleicht, möchte ich bemerken, dass der Tiger — wenigstens gegenwärtig — auch Transkaukasien besucht, und dass mithin das Urvolk der Indoeuropäer auch im Kaukasus dieses furchtbare Raubtier kennen lernen konnte.

Ich muss aber bei dieser Gelegenheit auf einen Umstand hinweisen, der, wie es scheint, von den Anhängern der einen wie der anderen Hypothese so gut wie gänzlich unbeachtet geblieben ist. Es

[1]) Vgl. Stewart and Brandis, The forest flora of North West and Central India, S. 458.

[2]) Die Buche heisst armen. gadshi, gadtschari, gadtscharadzar. Vgl. Medwedew, Die Bäume und Sträucher des Kaukasus (russ.).

Digitized by Google

werden nämlich fast stets nur diejenigen Lebensbedingungen und Verbreitungsgebiete der Pflanzen und Tiere in Betracht gezogen, die gegenwärtig existieren. Baktrien z. B. zeichnet sich jetzt in der That durch sein kontinentales Klima, mit sehr heissen und trockenen Sommern, aus; es fragt sich aber sehr, ob vor etwa 10—12000 Jahren, d. h. zur Zeit, als das Urvolk der Indoeuropäer in Baktrien gelebt haben soll, dort dieselben klimatischen Verhältnisse obwalteten, wie heute. Wenn damals im Norden, an Stelle der brennenden und ausdörrenden Sandwüsten, noch das weite Aralo-Kaspische Meer sich ausdehnte, muss das Klima Baktriens ein viel kühleres gewesen sein. Und dann ist es wohl möglich, dass in jener entfernten Zeit sowohl der Tiger als das Kamel in Baktrien fehlten, mithin auch dem indoeuropäischen Urvolk unbekannt bleiben mussten. Dass es in der That früher mit Baktrien und den Nachbargebieten so bestellt war, darauf scheint der interessante Umstand hinzudeuten, dass in den Gesängen des Rigveda und im Avesta der Tiger nicht erwähnt wird; daher vermutet Hübschmann (Armen. Studien, I, S. 14), dass derselbe erst in verhältnismässig später Zeit sich von Indien aus über Centralasien verbreitet habe; bekanntlich dehnt er gegenwärtig seine Raubzüge über Turkestan, das südlichste Sibirien und bis zum Amur aus.

Noch viel unsicherer gestaltet sich die Frage nach der Urheimat der Ugrofinnen. Am populärsten erhält sich bis auf heute die Annahme Castréns [1]), der dieselbe in die Nähe des Ssajanschen Gebirges und des Altai verlegt. Er gründet seine Annahme hauptsächlich auf folgende Punkte: 1. Auf die vorausgesetzte Urverwandtschaft der Finnen mit den Samojeden und Türken, deren Ursitz in den genannten Gebirgen gelegen habe. 2. Auf vage Ueberlieferungen der gegenwärtig daselbst lebenden Tataren von einem helläugigen Stamme, der Akkarak hiess und in alten Zeiten in jener Gegend gewohnt haben soll; damit übereinstimmend erwähnen chinesische Geschichtschreiber ein blondes Volk, das einst im Süden des Ssajanschen Gebirges seinen Sitz hatte; Castrén vermutet, dass unter diesem sagenhaften Stamme die Finnen zu verstehen seien. 3. Auf den Gleichklang einiger Ortsnamen jener Gegend mit solchen in Finnland. So gibt es am Irtysch einen Ort Sumi, welcher Name an Suomi (Finnland) erinnere. Auch finden sich in der bezeichneten Gegend verschiedene Flussnamen, die finnisch klingen; so nennen die Tataren den Jenissei Kem', was finn. Hauptfluss bedeutet; von den Zuflüssen des Jenissei heisst einer Oja (finn. Bach), ein anderer Jaga (lapp. joga = Fluss) u. s. w. Aus einem solchen Gleichklange folgert Castrén, dass die Finnen in ihre jetzigen Wohnorte aus dem Altai eingewandert seien.

[1]) Al. Castréns Kleinere Schriften, herausgegeben von A. Schiefner. Nordische Reisen und Forschungen, Bd. V, S. 107—122: »Ueber die Ursitze des finnischen Volkes«.

Endlich 4. weist Castrén darauf hin, dass einige Zweige des finnisch-ugrischen Stammes, namentlich die Wogulen und Ostjaken, noch gegenwärtig in Westsibirien, d. h. unweit ihrer präsumtiven Urheimat, leben.

Die Autorität, deren sich dieser hochverdiente Forscher mit Recht erfreut, sowie die grosse Bedeutung seiner Hypothese, legen mir die Pflicht auf, wenn auch ganz kurz, auf die einzelnen, von Castrén hervorgehobenen Punkte einzugehen, wobei ich dieselbe Reihenfolge beobachte.

Punkt 1. Die Voraussetzung, von der Castrén ausgeht, nämlich die Urverwandtschaft der Finnen mit den Türken, erscheint als durchaus unbewiesen. Ich kann mich dabei auf so hervorragende Sprachforscher, wie O. Böhtlingk (im Vorworte zu seinem Werke über die Sprache der Jakuten), berufen. Soviel ich davon verstehe, scheint mir die ganze, so oft betonte Verwandtschaft der sogen. uralo-altaischen oder turanischen Sprachen keine genetische zu sein, sondern nur darauf zu beruhen, dass alle zu dieser unnatürlichen Gruppe gezogenen Sprachen auf derselben Entwickelungsstufe der Agglutination stehen geblieben sind.

Punkt 2. In betreff des blonden und helläugigen Volkes, das einst in der Nachbarschaft des Altai gelebt, fragt es sich noch, ob es mit den Finnen identifiziert werden kann. W. Radloff [1]) hält es für wahrscheinlich, dass dieses Volk dem Stamme der Jenissejer (sogen. Jenisseischen Ostjaken), also nicht dem finnisch-ugrischen Stamme, angehört habe.

Punkt 3. Ohne die Bedeutung von Ortsnamen für dergleichen Forschungen zu unterschätzen, kann ich mich doch im einzelnen nicht mit allem, was Castrén hervorgehoben hat, einverstanden erklären. So vor allem nicht mit der Identifizierung von Sumi mit Suomi; man könnte ja dann, mit demselben unbegründeten Rechte, viele andere ähnlich klingende Ortsnamen zu Suomi stellen [2]), so z. B. Ssumy (eine Kreisstadt im Gouvernement Charkow) u. s. w. Von den übrigen Namen können einige, wie Castrén selbst zugibt, möglicherweise aus dem Tatarischen abgeleitet werden. Wenn man aber auch die von Castrén bezeichneten Flussnamen (Kem', Oja u. s. w.) als finnisch-ugrische anerkennen wollte, so halte ich doch für offenbar ungerechtfertigt die Folgerung, dass deshalb die Finnen vom Altai ursprünglich ausgegangen sein müssen! Das finnisch-ugrische Urvolk kann ja ursprünglich auf einem Gebiete gesessen haben, das zwischen dem Altai und der Ostsee liegt, von welchem Gebiete aus dasselbe sowohl nach Westen, bis Skandinavien, als nach Osten, bis zu den Quellen des

[1]) Aus Sibirien (1884), Bd. 2, S. 142—143.

[2]) Der bekannte finnische Geschichtsforscher Koskinen (Forsman) vergleicht sogar den Namen der Sumeren mit Suomi! Und Ujfalvy ersieht in dem obenerwähnten mythischen Volke Akkarak — die Akkaden!

Digitized by Google

Ob' und Jenissei, sich ausbreiten konnte. Und waren finnisch-ugrische Stämme einmal bis zum Altai vorgedrungen, von wo sie später, vielleicht durch den Andrang türkischer Horden, wieder vertrieben wurden, so wäre es gar nicht auffallend, wenn in jener Gegend einige finnisch-ugrische Ortsnamen angetroffen werden. Als ein solches zwischen dem Altai und der Ostsee liegendes Gebiet können wir beispielsweise das Uralgebirge nennen, welches bereits J. Klaproth[1]) als Urheimat der Finnen bezeichnete. Ich muss gestehen, dass diese letztere Annahme mir viel wahrscheinlicher dünkt, als Castréns Hypothese.

Punkt 4. Die Wogulen und Ostjaken leben gegenwärtig in der That hauptsächlich in Westsibirien, zum Teil jedoch auch in dem nördlichen Uralgebirge. Daraus folgt indes nicht, dass sie daselbst seit jenen Zeiten ansässig sind, als sie noch mit den Finnen ein ungeteiltes Urvolk bildeten. Im Gegenteil, bei den Wogulen soll sich eine Ueberlieferung erhalten haben, dass sie in ihre gegenwärtigen Sitze vom Westen des Urals übergesiedelt seien. Der schwedische Obristlieutenant Schönström hat zuerst, im Jahre 1741, darüber berichtet[2]), dass er von den Wogulen gehört habe, sie hätten »vormals an den Flüssen Dwina und Jug gewohnt«. Sjögren bemerkt dazu, dass in solchem Falle der ältere russische Historiker Tatistschew recht habe mit seiner Annahme, dass das Land Jugrien in der letztbezeichneten Gegend gelegen habe. Die Wogulen und Ostjaken wurden bekanntlich in den russischen Chroniken stets Jugra genannt, und noch gegenwärtig heissen die uralischen Ostjaken bei den Syrjanen Jögra. Europaeus nimmt an, dass die Jugrer (oder Ugrer), den Ortsnamen nach, sogar noch im Westen der Dwina ihre Wohnsitze hatten.

Aus dem Obigen ist zu ersehen, auf wie schwachen Füssen die Hypothese Castréns steht, und es ist zu verwundern, dass sie sich bis jetzt gehalten hat und immer noch Anhänger zählt. Auf die Flora und Fauna, auf die Pflanzen- und Tiernamen hat er gar nicht Rücksicht genommen. Das hat viel später O. Donner gethan[3]); doch beziehen sich dessen Untersuchungen nicht auf das finnisch-ugrische Urvolk, sondern auf die früheren Wohnsitze der eigentlichen Finnen im mittleren Russland, so dass ich hier davon absehen kann.

Unter den Tieren, aus deren weit verbreiteten Namen man auf die Wiege des indoeuropäischen Urvolkes zurückgeschlossen hat, vermisse ich die Biene. Zwar besitzt das Insekt selbst, in den einzelnen indoeuropäischen Sprachzweigen, sehr verschiedene Namen, z. B. grch. μέλιττα, lat. apis, ahd. bini, asl. bŭčela; — aber das köstlichste Erzeugnis derselben, der Honig, wird in vielen Sprachen übereinstimmend bezeichnet. Stellen wir dazu noch die Namen für das aus dem Honig bereitete geistige Getränk, so erhalten wir folgende interessante Wörterreihe: skr. mádhu, zend. madhu = süsser Trank, Met; osset. (digor.) mud, (iron.) myd = Honig; grch. μέθυ = Wein; altir. mid = Met; ahd. metu, anord. mjodr = Met; asl. medŭ = Honig, Met; lit. medùs = Honig, midùs = Met. — Diese weite Verbreitung desselben Wortes bei den meisten indoeuropäischen Stämmen beweist, dass das Urvolk bereits den Honig kannte, dessen Name in der Ursprache médhu gelautet haben muss.

Ausserordentlich interessant ist es, dass in den finnisch-ugrischen Sprachen dasselbe Wort eine gleich grosse Verbreitung aufweist: finn. mesi (gen. meden); estn. und rot. mezi; liv. mež; mordw. med; tscheremi. mü; rotjak. mu; syrjan. ma; ostj. mag, nord-ostj. may, mavy; wogul. mau; magy. méz = Honig. — Die meisten Fennologen halten die ugrofinnischen Wörter für genuin; so z. B. der ausserordentlich vorsichtige W. Thomsen[1]), ferner A. Ahlqvist[2]) und N. Anderson[3]). Eine Ausnahme davon macht J. Budenz, der die betreffenden Wörter in sein etymologisches Wörterbuch der finnisch-ugrischen Sprachen[4]) nicht aufgenommen hat, weil er sie vermutlich für entlehnt hält; doch ist er darin offenbar im Irrtum; was das magy. méz betrifft, so sagt Miklosich ausdrücklich, dass dasselbe nicht aus dem Slawischen entlehnt sei. W. Tomaschek[5]) bemerkt darüber folgendes: »Die gras- und blütenreichen Waldlichtungen an der Wolga waren für die Bienenzucht wie geschaffen; hier konnte sich das arische Wort madhu für Honig, Met entwickelt haben und dann einerseits in den Sprachschatz der finnischen Nachbarn, andererseits in den der südlichen kaukasischen Stämme übergehen: tschetschen. muoz, thusch. mots = Honig, matsri = süss.« Umgekehrt deutet O. Schrader[6]) die Möglichkeit an, dass die noch ungetrennten Indoeuropäer den zu ihrem Met nötigen Honig, und vielleicht auch das denselben bezeich-

---

[1]) Asia polyglotta (Paris 1823), S. 182.

[2]) In seiner Schrift »En kort anledning till Svenska historiens förbättrande«, S. 10 f. Vgl. A. J. Sjögren in den Mém. de l'Acad. d. sc. de St.-Pétersb., VI sér., sc. polit., hist. et philol., t. I, S. 525—526.

[3]) Vgl. dessen Aufsatz: »Om Finnarnes forna boningsplatser i Ryssland« in: Bidrag till kännedom af Finlands natur och folk, Heft 24, 1875, S. 108—149.

[1]) Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen (Halle 1870), S. 2.

[2]) Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen (Helsingfors 1875), S. 43.

[3]) »Studien zur Vergleichung der indo-germanischen und finnisch-ugrischen Sprachen«, in den Verhandl. der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat, Bd. 9, 1879, S. 194.

[4]) Magyar-ugor összehasonlító szótár (Budapest 1873 bis 1881).

[5]) »Ethnologisch-linguistische Forschungen über den Osten Europas.« (Das Ausland 1883, S. 703.)

[6]) Sprachvergleichung und Urgeschichte; 2. Aufl., S. 464 bis 465. — Man könnte Schraders Andeutung auch so verstehen, dass sowohl Indoeuropäer als Ugrofinnen das merkwürdige Wort aus einer gemeinsamen Quelle, d. h. aus der Sprache eines unbekannten (und verschwundenen) Volkes, entlehnt hätten.

Digitized by Google

nende Wort, auf dem Wege des Tauschhandels von den Ugrofinnen erhalten haben.

Meinerseits muss ich die Ueberzeugung aussprechen, dass die angeführten Wörter, sowohl in der indoeuropäischen als in der finnisch-ugrischen Sprachengruppe, genuin, und nicht entlehnt sind. Da nun ein zufälliges Zusammentreffen solcher lautlich sehr nahe stehenden Wörter ausserordentlich unwahrscheinlich ist, so bleibt nur die Annahme übrig, dass jene Wörter in beiden Sprachengruppen urverwandt sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass die finnisch-ugrischen Wörter genuin sind, wird durch folgende Erwägungen bekräftigt: 1. Die betreffenden Wörter finden sich in sämtlichen Zweigen der finnisch-ugrischen Sprachengruppe: bei den Westfinnen (Finnen s. str., Esten, Woten, Liven), den Wolgafinnen (Mordwinen und Tscheremissen) und den permischen Finnen (Wotjaken und Syrjanen), desgleichen auch bei der ugrischen Gruppe (Ostjaken, Wogulen und Magyaren) [1]). 2. Die finnisch-ugrischen Wörter sind ganz regelmässig gebildet, wie z. B. ein Vergleich mit den zweifellos genuinen Bezeichnungen für das Wasser [2]) aufweist.

Auch ein anderes Produkt der Biene, die Waben (mit samt dem Wachs) oder das Wachs allein, hat in beiden Sprachengruppen ganz ähnliche Benennungen: grch. κηρός = Wachs, κηρίον = Wabe; lat. cera = Wachs; ir. céir, cymr. kuyr, corn. coar, coir; lit. koris = Drost, Honigscheibe, lett. kâri = Wabenhonig. — Dem entsprechend auf ugrofinnischem Gebiete: estn. käŕg (gen. käŕje); ersa-mordw. keŕas, mokscha-mordw. med-käräs; osttscherem. karaš, mükaraš, west-tscherem. käräš; votjak. karas = Honigscheibe, Wabe. — Diese auffallende Uebereinstimmung könnte den Verdacht einer Entlehnung erwecken; allein der Umstand, dass wir dasselbe Wort nicht nur bei den Westfinnen (die es von den Litauern hätten erhalten können), sondern auch bei den Wolga- und sogar den Kama-Finnen antreffen, spricht sehr dafür, dass es im Ugrofinnischen genuin ist [3]).

Aus der weiten Verbreitung der übereinstimmenden Bezeichnungen für den Honig können wir wohl ungezwungen den Schluss ziehen, dass sowohl das indoeuropäische als auch das ugrofinnische Urvolk [4]) das süsse Erzeugnis der Biene kannte und sich daran labte; mithin, dass sowohl das eine als das andere in einem Gebiete lebte, wo die Honigbiene (Apis mellifica) zu Hause war, — denn von einem anderen honigsammelnden Insekte kann in unserem Falle gewiss nicht die Rede sein [1]). Dass die Biene selbst, wie schon oben bemerkt, sehr verschieden benannt wurde, kann nicht befremden; denn es ist begreiflich, dass für den Urmenschen nur der Honig wichtig war, der den wilden Bienen weggenommen wurde, — während das Insekt selbst ihm ziemlich gleichgültig bleiben konnte, da es eine Bienenzucht selbstverständlich noch nicht gab. — Angesichts der weitgehenden Schlüsse, die aus dem Vorhandensein der Biene in der Urheimat der Indoeuropäer und der Ugrofinnen gezogen werden können, halte ich es für geboten, die Frage nach dem Verbreitungsgebiete der Biene einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Und zwar gilt es bei derselben, gleichwie bei allen durch Beihilfe des Menschen weit verbreiteten Tieren, festzustellen, ob sie, in einer bestimmten Gegend, ursprünglich wild vorhanden oder aber durch den Menschen dorthin verpflanzt worden ist? Für unseren Zweck hat natürlich das spontane Vorkommen der Biene die grösste Bedeutung.

Die Honigbiene findet sich, anscheinend spontan, in einem grossen Teile Europas, in einigen Gegenden Asiens und in Afrika. Diese Ansicht wird von A. Gerstäcker [2]) vertreten, der mit Apis mellifica einige Bienenformen verbindet, welche früher von vielen für besondere Arten angesehen wurden, nämlich Apis ligustica Spin. (aus Italien) und Apis fasciata Latr. (aus Aegypten). Im europäischen Russland ist die Honigbiene weit verbreitet; in Finnland geht sie, nach Mäklin (vgl. bei Gerstäcker, S. 25), nur bis zum 61.° n. Br. Ich vermute, dass ihre nördliche Verbreitungsgrenze mit derjenigen der Eiche annähernd zusammenfällt [3]). Jedoch ist es gegenwärtig schwer festzustellen, ob sie bis zu ihrer jetzigen Grenze wild vorkommt oder, was ich für durchaus wahrscheinlicher halte, allmählich durch den Menschen so weit nach Norden hin verpflanzt worden ist. In Bezug auf das Vorkommen der Honigbiene in Asien ist Gerstäcker ganz bestimmt im Unrecht, wenn er angibt, dass sie daselbst fast überall verbreitet sei. Laut einer brieflichen Mit-

[1]) Dass es im Lappischen kein genuines Wort für Honig gibt, kann nicht auffallen, da die Biene im Gebiete der Lappen fehlt.

[2]) Finn. vesi, estn. vezi, mordw. ved, votjak. vu, syrj. va. — Dies ist auch eins der sehr vielen Wörter, die in beiden Sprachengruppen urverwandt sind.

[3]) Herr Anderson macht mich darauf aufmerksam, dass sich dieses Wort auch im Tschuwašischen in der Form karas, desgleichen im Tatarischen als käräz (käräzle bal = Scheibenhonig) wiederfindet; doch dürften beide Formen aus den ugrofinnischen Sprachen entlehnt sein, denn in anderen türkischen Sprachen scheint dieses Wort zu fehlen.

[4]) Oder aber dasjenige Urvolk, von welchem, meiner Ansicht nach, sowohl die Indoeuropäer als die Ugrofinnen abstammen. In einer im Jahre 1886 publizierten russischen Abhandlung habe ich dieses präsumtive Urvolk als Ariofinnen bezeichnet.

[1]) Pallas (Reise, II., S. 99) erwähnt zwar, dass die Baschkiren in solchen Gegenden, wo die Honigbiene fehlt, die Baue der Feldbienen als einen Leckerbissen aufsuchen und dieselben der mit Honig gefüllten Zellen berauben, welche sie aussaugen und den Bienen sorgfältig wiedergeben, — allein dies ist offenbar ein ganz vereinzelter Fall, der schwerlich in Betracht kommen kann.

[2]) »Ueber die geographische Verbreitung und die Abänderungen der Honigbiene, nebst Bemerkungen über die ausländischen Honigbienen der alten Welt.« (Potsdam 1862.) Diese inhaltreiche, aber, wie es scheint, wenig verbreitete Abhandlung trägt den Haupttitel: Zur XI. Wanderversammlung deutscher Bienenwirte zu Potsdam am 17., 18. und 19. September 1862.

[3]) Ueber die Polargrenze der Eiche vgl. Fr. Th. Köppen, Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Russlands und des Kaukasus; Teil 2 (1889), S. 79—92.

Digitized by Google

teilung, die ich Herrn Dr. F. Morawitz, einem ausgezeichneten Kenner der Apiden, verdanke, findet sich die Honigbiene im Kaukasus, in Kleinasien und im nördlichen Persien; sie fehlt aber in ganz Turkestan, wie auch in der Mongolei; wenigstens hat keiner der russischen Reisenden, deren sämtliche Ausbeute an Bienen von Dr. Morawitz untersucht worden ist, sie von daher mitgebracht; so war sie beispielsweise in den Sammlungen der Herren Przewalski, Potanin (aus der Mongolei), Dohrandt, V. Russow und Mielberg (aus Turkestan) nicht vertreten. A. Fedtschenko, der zwei Arbeiterinnen der Apis mellifica (von der mitteleuropäischen Form) im März 1871 in einem Garten Taschkents gefangen, bemerkt ausdrücklich, dass die Honigbiene in Turkestan, bis zu dessen Eroberung durch die Russen, vollkommen unbekannt war, und dass sie erst durch diese letzteren dahin übergesiedelt wurde. Dr. Morawitz teilte mir ferner mit, dass die Honigbiene sich auch in ganz Sibirien, mit Ausnahme der arktischen Zone, finde. Indessen darf ich mit Bestimmtheit behaupten, dass die Biene ursprünglich in ganz Sibirien[1]) gefehlt habe, und dass sie daselbst seit verhältnismässig erst sehr kurzer Zeit, d. h. vor etwa 100 Jahren, durch den Menschen angesiedelt ist. Da dieser Umstand einiges Interesse beansprucht und glücklicherweise gut beglaubigt ist, will ich darüber kurz berichten[2]).

Herrn Behrens, der, als Arzt des sibirischen Grenzcorps, im Jahre 1776 in die Gegend von Ust'-Kamenogorsk (am Irtysch, am westlichen Fusse des Altai) kam, wurde von den russischen Ansiedlern der Dörfer Bobrowskoj und Ssekissowskoj der Wunsch geäussert, bei sich Bienenzucht einzuführen, die sie in ihrer Heimat betrieben hatten. Bei dieser Gelegenheit bezeugt Herr Behrens, dass, trotz des Reichtums des südlichen Sibiriens an vielen Honigkräutern und Baumblüten, keine Biene, sobald man über das Uralgebirge tritt, zu bemerken sei, und Bienenzucht im Osten des Ural ursprünglich gar nicht existiert habe. Auf seinen Antrieb wurden im Winter von 1776 auf 1777 30 Bienenstöcke aus dem Baschkirenlande (Gouvernement Orenburg) nach Ust'-Kamenogorsk transportiert. Obwohl gleich im ersten Jahre jeder Stock zwei bis drei Schwärme gab, kam die Bienenzucht daselbst, infolge übertriebener Nutzung, bald in Verfall. Um das Jahr 1792 liess der Oberst N. Arschenewskij[1]), auf Anregung des Majors von Körbitz, von neuem aus dem Gouvernement Orenburg 50 Bienenkörbe und einen Bienenzüchter kommen, — und dieses Mal mit glänzendem Erfolg[2]). Von da ab beginnt die grosse Blüte der gegenwärtigen sibirischen Bienenzucht, die in manchen Gegenden die Haupt-Erwerbsquelle der Bewohner ausmacht. Von der besagten Gegend aus hat sich die Bienenzucht schrittweise über einen grossen Teil Sibiriens verbreitet; und es wäre gewiss nicht uninteressant, diese allmähliche Ausbreitung genauer zu verfolgen. Einige wenige Data mögen hier folgen. Um das Jahr 1800 wurden Bienenkörbe von Ust'-Kamenogorsk nach Tomsk verpflanzt, und im Jahre 1807 von eben daher nach Kusnezk. Um 1806 wurden Bienen mit Erfolg in Ischim angesiedelt. Zwischen den Jahren 1825 und 1830 verbreitete sich die Bienenzucht auch ins Gouvernement Jenissejsk; und in den Beginn der fünfziger Jahre fällt der erste Versuch der Einführung von Bienen in Transbaikalien. Nicht nur nach Norden und Osten verbreitete sich die Bienenzucht von ihrem Centralpunkte — Ust'-Kamenogorsk — aus, sondern auch nach Südwesten, jenseit des Balchasch-Sees, nach dem Gebiete Ssemiretschensk (Siebenstromland).

Als Beweis dafür, dass die Bienenzucht in Sibirien erfolgreich betrieben wird, dient nicht nur der Umstand, dass bereits seit dem Jahre 1818 viel Honig und Wachs von dort nach dem europäischen Russland ausgeführt wird, sondern auch die interessante Thatsache, dass die Bienen in einigen Gegenden Südsibiriens, z. B. im Kreise Bijsk (wo die Bienenzucht zu allererst eingeführt wurde), sowie in verschiedenen Gegenden des Gouvernements Tomsk, bereits in Wäldern in verwildertem Zustand angetroffen werden. Wenn das Faktum des früheren Fehlens der Honigbiene in Sibirien und ihrer künstlichen Verpflanzung dahin nicht so sicher verbürgt wäre, als es thatsächlich der Fall ist, so könnte ihr verwildertes Auftreten daselbst den Zoogeographen leicht irre führen und ihn zur Annahme verleiten, dass die Biene in Sibirien ursprünglich und spontan vorkomme, welche Ansicht Professor Gerstäcker und Dr. Morawitz in der That vertraten[3]). Der

[1]) Mit Ausnahme etwa der südlichsten Amurgegend, wohin die Honigbiene von Korea oder der Mandschurei aus übersiedeln konnte, wo sie vorhanden ist. Nach einer mündlichen Mitteilung H. Christophs fand er sie an den Ufern des Sujfun. — Bekanntlich erscheinen am Amur viele europäische Formen, wenn auch in selbständigen Arten, wieder, die im ganzen übrigen Sibirien fehlen, so z. B. Eichen, Haseln und Flusskrebse.

[2]) Als Hauptquelle dient der Aufsatz des Herrn R. B. Behrens): »Ueber einen neuen Industriezweig im südlichen Sibirien«, im Nordischen Archiv vom Juni 1803, S. 167–176. — Vgl. ferner zwei russische Aufsätze von N. Abramow; desgleichen A. A. D. »L'apiculture en Sibérie« Bull. Soc. d'acclimat. 1868, S. 478—480; und P. Voelkel, «L'apiculture en Sibérie« ib. 1870, S. 536—537.

[1]) Herr Arschenewskij gilt in Sibirien ganz allgemein als der Begründer der dortigen Bienenzucht; doch gehört der Ruhm der ersten Initiative darin unzweifelhaft Herrn Behrens.

[2]) Ueber die erste Uebersiedelung der Honigbiene nach Sibirien gibt es verschiedene spätere Berichte, die mit dem angeführten in den Jahreszahlen ein wenig differieren, indem sie für den Beginn der Uebersiedelung die Jahre 1784 oder 1786 angeben. So irrelevant solche geringe Differenzen sind, da in der Hauptsache, d. h. in Bezug auf die Thatsache des früheren Fehlens der Bienenzucht in Sibirien, sie alle übereinstimmen, so halte ich doch den mitgeteilten ältesten Bericht für den sichersten.

[3]) Es verhält sich damit ganz ähnlich, wie mit der Einführung des Flusskrebses in Westsibirien, wo dieser ursprünglich vollständig fehlte, während er gegenwärtig, nach der um das Jahr 1820 erfolgten Verpflanzung in den Fluss Isset, sich von

Digitized by Google

privaten Initiative der Uebersiedelung der Bienenzucht nach Sibirien kam die Gesetzgebung Russlands zu Hilfe, indem sie, zuerst im Jahre 1803, eine unentgeltliche Anweisung von Ländereien für Bienenzüchter in Westsibirien dekretierte, welche Maassregel im Jahre 1851 auch auf Ostsibirien ausgedehnt wurde.

Es kann mithin gar keinem Zweifel unterliegen, dass die Bienenzucht in ganz Sibirien bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht getrieben wurde; im grössten Teile Sibiriens hat sie sogar erst im laufenden Jahrhundert Eingang gefunden. Man könnte jedoch erwidern, dass, wenn auch die Zucht der Bienen thatsächlich daselbst gefehlt, dieser Umstand noch nicht als Beweis dafür gelten kann, dass in Sibirien auch die wilden Bienen von jeher nicht vorhanden waren und auch gegenwärtig nicht vorkommen. Es ist freilich unmöglich, das ursprüngliche Fehlen der wilden Honigbiene in Sibirien positiv zu beweisen, da ja immer die Bemerkung gemacht werden kann, dass sie daselbst vorhanden gewesen, aber nur nicht beobachtet worden sei; allein jenes Fehlen halte ich für ganz ausserordentlich wahrscheinlich, und zwar aus folgenden Gründen.

Wenn die russischen Uebersiedler, die seit dem 16. Jahrhundert Sibirien zu kolonisieren begannen, die Honigbiene daselbst angetroffen hätten, so würden sie sich zweifellos mit der ihnen sehr gewohnten Bienenzucht beschäftigt haben, und es hätten nicht 200 Jahre vergehen können, ohne die geringste Andeutung der Existenz der Biene und einer wenn auch ganz primitiven Waldbienenzucht. Pallas, der so aufmerksam und mit einer staunenswerten Genauigkeit das organische Leben Sibiriens und die ethnographischen Verhältnisse dieses Landes verfolgte, erwähnt in seiner berühmten Reisebeschreibung gar nicht des Vorhandenseins der Bienen in Sibirien; ja, an einer Stelle [1]) sagt er, dass er beim Dorfe Trawnikowka (12 Werst von der Festung Tschebarkulskaja, auf dem Wege nach Tscheljabinsk) zum letzten Male Bienenzucht angetroffen hätte, und bemerkt dabei ausdrücklich: »Weiter östlich und durch ganz Sibirien findet man dergleichen nicht mehr, obwohl die Bienen unter dieser Breite und in den südlicheren Gegenden Sibiriens recht wohl fortkommen könnten.« Dazu kommt noch das oben mitgeteilte positive Zeugnis des Herrn Behrens, der im Laufe von mehreren Jahren das an den Altai grenzende Gebiet von Sibirien bereist und mit Interesse auf die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes acht gegeben hatte. Die einstige Abwesenheit der Honigbiene in Sibirien wird ferner auch dadurch bezeugt, dass in den Sprachen der eingeborenen Stämme keine ursprünglichen Bezeichnungen für die Biene und den Honig vorhanden sind [1]). Endlich, wenn die Honigbiene in Sibirien selbst ursprünglich wild gelebt hätte, so wäre ja eine Ueberführung derselben dahin, auf eine Entfernung von über 2000 km, nicht notwendig gewesen!

Aus dem soeben Mitgeteilten folgt also, dass die Honigbiene ursprünglich auf dem ganzen ungeheuren Raume, der von Sibirien, Turkestan und der Mongolei eingenommen wird, gefehlt habe. Ferner, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Herren Professor Gerstäcker und Dr. Morawitz, fehlt sie gleichfalls in Indien und auf den Sunda-Inseln. Sie ist aber nach Gerstäcker im Himalaya vorhanden, desgleichen auch in China, wo sie bis zu den Küsten des Stillen Ozeans angetroffen wird. Da die Honigbiene hier vorwiegend in derjenigen Varietät vertreten ist, die sich am meisten der ägyptischen Form (Apis fasciata) nähert [2]), so erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, wie dies auch Gerstäcker (a. a. O. S. 31) betonte, dass dieselbe nach China künstlich verpflanzt sei und sich allmählich weiter ausgebreitet habe; allein für eine solche Annahme fehlen jegliche historische Zeugnisse. Mithin ist die Honigbiene spontan in Asien nicht nur nicht weit verbreitet (wie Gerstäcker anführt), sondern sie nahm daselbst ursprünglich nur eine schmale Zone ein, die von West nach Ost sich über Kleinasien, Syrien, Nordarabien, Persien, Afghanistan, das Himalayagebirge, Tibet und China erstreckte. Mit dem europäischen Verbreitungsgebiete der Biene hängt jene Zone über den Kaukasus, die Krim und die europäische Türkei zusammen.

Aus allem, was oben in betreff der geographischen Verbreitung der Biene gesagt ist, können wir einen ausserordentlich interessanten Schluss ziehen. Aus der Gemeinsamkeit der Bezeichnungen für den Honig folgt, wie schon bemerkt, dass die Honigbiene in der Urheimat sowohl der Indoeuropäer als

---

da aus, durch den Tobol, in den Irtysch, und aus diesem in den Ischim ausgebreitet hat. Vgl. Fr. Th. Köppen, »Ueber künstliche Verpflanzung der Flusskrebse in Russland«. (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, 2. Folge, Bd. 6, 1883.)

[1]) P. S. Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Teil II. (1773), S. 99. — Hier wird auch gesagt, dass einige Liebhaber in Tobolsk Bienen zu halten angefangen hatten; doch scheint dieses vereinzelte Beispiel gar keinen Einfluss auf die Umgegend gehabt zu haben.

[1]) Nemnich, der in seinem Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte mit grosser Genauigkeit die Namen der Tiere und Pflanzen in den verschiedensten Sprachen verzeichnet hat, führt keine einzige, in Sibirien gebräuchliche Benennung der Biene und des Honigs an. Nach einer mündlichen Bemerkung Herrn W. Radloffs haben die türkischen, am Altai wohnenden Stämme gegenwärtig für die Biene den Namen arū oder aryg; mit demselben Namen wird aber auch die Hummel bezeichnet; daher kann man wohl annehmen, dass nach der Uebersiedelung der Honigbiene nach dem Altai der Name der ihr ähnlichen Hummel auf dieselbe übertragen wurde.

[2]) Dr. Morawitz bemerkte mir mündlich, dass die oben erwähnten, am Sujfun vorkommenden Bienen gleichfalls am nächsten zu dieser selben Varietät stehen. Aber neuerdings teilt mir Dr. Morawitz mit, dass Potanin in der chinesischen Provinz Kan-su an mehreren Orten die Honigbiene in der in Mittel- und Nordeuropa einheimischen Form angetroffen habe; auch wird dieselbe dort kultiviert.

Digitized by Google

der Ugrofinnen war. Da die Biene nun aber in Sibirien und in Turkestan ursprünglich fehlte, — man auch nicht annehmen kann, dass sie dort früher, d. h. zu der Zeit vorhanden gewesen sei, als jene beiden Urvölker daselbst gelebt haben sollen — so darf man daraus schliessen, dass die Urheimat der Ugrofinnen nicht in Sibirien, und diejenige der Indoeuropäer nicht in Turkestan gelegen habe. Da ferner die Heimat beider Urvölker kaum von jemand in der oben bezeichneten asiatischen Zone gesucht werden dürfte, wo die Honigbiene vorhanden ist, so können wir weiter folgern, dass jene beiden Heimaten [1]) überhaupt nicht in Asien, sondern in Europa gelegen haben müssen.

In meiner oben erwähnten, im Jahre 1886 erschienenen russischen Abhandlung [2]) versuchte ich das Gebiet genauer zu bestimmen, wo die Urheimat der Indoeuropäer sowohl als der Ugrofinnen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu suchen sei; und zwar bezeichnete ich als solches den mittleren Lauf der Wolga, — d. h. genau dasselbe Gebiet, welches Schrader [3]) neuerdings für die Wiege des indoeuropäischen Urvolkes beansprucht.

Die Nutzung des Honigs und Wachses im europäischen Russland ist uralt. Auf den Reichtum an diesen Produkten der Biene weisen die Nachrichten hin, die in Bezug auf Religion, Sitten und Gebräuche der in Russland lebenden Völkerschaften erhalten sind. So beweisen die Namen der heidnischen Gottheiten der Mordwinen deren uralte Bekanntschaft mit der Honigbiene. Der nach dem obersten Gotte (Schkaj bei den Mokscha-, Pas [4]) bei den Ersa-Mordwinen) und der obersten Göttin (Ange-Pátjaj) folgende Gott Nischki-Pas erhielt seinen Namen vom Bienengarten (mordw. nischki oder nischke); er galt als Gott des Himmels, der Sonne, des Feuers und des Lichtes [5]), zugleich aber auch als Hauptbeschützer der Bienen. Nach der Anschauung der Mordwinen schwärmen die Seelen der guten Menschen um Nischki-Pas, gleichwie die Bienen um ihre Königin [6]). Der Umstand, dass die Mordwinen sowohl die Gesellschaft der guten Seelen im Himmel, als auch diejenige der Menschen auf Erden, sich als einen Bienengarten vorstellen, beweist, dass diese Völkerschaft bereits im grauen Altertum mit den Bienen vertraut war. — Der Gebrauch des aus Honig bereiteten Mets ist in Russland gleichfalls ausserordentlich alt. Mit schäumendem Met wurde in alten Zeiten die Geburt des Kindes begrüsst, sowie der Tote gefeiert; mit ihm füllten die Sieger ihre Pokale nach der Schlacht; ganze Ströme von Met flossen bei den heiteren Gelagen. . . . Bereits in der ältesten russischen Gesetzgebung (der Russkaja-Prawda des Grossfürsten Jarosslaw) [1]) findet sich ein Schutz des Eigentumsrechtes auf Waldbienenzucht. Honig und Wachs bildeten, nach Aufzeichnungen arabischer Schriftsteller, einen wichtigen Handels- und Gebrauchsartikel bei den Slawen und den übrigen Stämmen, die im 9. und 10. Jahrhundert im jetzigen europäischen Russland lebten. Dies berichtet z. B. Ibn-Dasta von den Bustasen, unter welchen nach der Ansicht einiger Forscher wahrscheinlich die heutigen Mordwinen zu verstehen sind.

Das oben Mitgeteilte kann mithin als eine neue Bekräftigung der siegreich sich Bahn brechenden Annahme gelten, dass die Urheimat der Indoeuropäer nicht in Asien, sondern in Europa gelegen habe.

[1]) Oder, meiner Annahme nach, die gemeinschaftliche Heimat der Ariofinnen, d. h. der noch ungetrennten Indoeuropäer und Ugrofinnen.

[2]) Betitelt: »Beiträge zur Frage über die Urheimat und Urverwandtschaft der Indoeuropäer und Ugrofinnen«.

[3]) Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. 1890, S. 631—640.

[4]) Die mordwinischen Benennungen pas = Gott und pátjaj = Göttin, Herrin, entsprechen den indoeuropäischen Bezeichnungen: sanskr. páti und pátni, griech. πόσις und πότνια, litt. pàts und patì u. s. w. Sanskr. páti in der Bedeutung Herr wird häufig als Bezeichnung von Göttern gebraucht. Ich habe früher vermutet, dass die Ersa-Mordwinen die Namen pas und pátjaj von den Litauern oder den Eraniern (Skythen) entlehnt hätten, doch ersehe ich keinen zwingenden Grund für eine solche Annahme, — um so mehr, als pátjaj oder patingeja = Herrin auch mehrere weibliche Verwandtschaftsnamen bezeichnet.

[5]) Diese Zusammenstellung beruht vermutlich auf dem Gebrauche der Wachskerzen, die Feuer und Licht spenden.

[6]) Vgl. darüber Melnikow im »Russkij Wjestnik« 1867, Bd. 71, S. 222.

Ethnologie und Philosophie.

Von Th. Achelis.

Ethik.

Die verhängnisvollsten Missgriffe und Irrtümer hat sich die Spekulation wohl auf dem Felde ethischer Betrachtung zu schulden kommen lassen, und deshalb ist es auch durchaus kein Zufall, wenn gerade hier die Gegensätze der verschiedenen Standpunkte am heftigsten aufeinanderplatzen. Man braucht nur irgend eines der bekannten Handbücher, welche über Sittenlehre handeln, aufzuschlagen, um sich davon zu überzeugen, wie ausschliesslich noch immer die Spekulation die Methode der Untersuchung bestimmt, und wie wenig die Erfahrung zu ihrem Rechte kommt. Ja man betrachtet es sogar mitunter als das wünschenswerte Ziel der ganzen Forschung, die Wirklichkeit völlig in ein schön gegliedertes System von Begriffen zu verflüchtigen. Dazu kommt noch die so verbreitete Neigung, die Thatsachen des völkergeschichtlichen Lebens lediglich nach dem Standpunkt des individuellen, höchstens des nationalen Geschmackes zu beurteilen. Ganz besonders ist für diese totale Verfälschung der Wirklichkeit (was Herr von den Steinen so treffend Kulturbrille genannt hat) das unbesonnene Verfahren der vergleichenden Sprachforschung und Mythologie verantwortlich zu machen. Dem vorgeschichtlichen Men-

[1]) Regierte 1019—1054.

Digitized by Google

schen, beispielsweise dem Urahn des arischen Geschlechts, werden Anschauungen und Gefühle untergeschoben, welche erst das Ergebnis einer hoch gesteigerten Civilisation sind, und in diesem Zusammenhange wird eine Deutung des Mythus versucht, welche den thatsächlichen psychologischen Hergang völlig auf den Kopf stellt. Indem z. B. Max Müller rhetorisch ausruft: Die Vorfahren Homers können nicht solche Idioten gewesen sein, um die Sonnenstrahlen wirklich für Rosse oder für Pfeile zu halten (Essays II, 66), nimmt er an, dass ursprünglich ein dichterisches Bild, eine Metapher den Anfang aller Naturmythologie gebildet habe, bis dann später diese symbolische Auffassung vergessen und dafür ein allerdings schwer verständlicher Glaube an die Realität der fraglichen Erscheinungen eingetreten sei. Abgesehen nun davon, dass damit die unverzeihliche Thorheit, ein Bild für die Sache selbst zu nehmen, nicht aus der Welt geschafft wird, sondern nur späteren Generationen zufällt, ist diese Auffassung für jede nüchterne, der Wirklichkeit nicht entfremdete Betrachtung ein vollständiges Unding. Wie in der That auch unsere Reisenden, die übrigens nebenbei bemerkt die besten Sachverständigen sind für die Beurteilung mythologischer Prozesse, einstimmig berichten, ist es den Naturvölkern mit ihren, uns vielleicht äusserst phantastisch vorkommenden Bezeichnungen der Dinge vollkommen Ernst, und sie sind weit davon entfernt, dieselben als blosse Allegorien gelten lassen zu wollen. Erst nachträglich, wenn sich eben die gläubige Naivität verloren hat, kann das Bewusstsein erwachen, dass wir es mit einer phantastischen Naturauffassung zu thun haben, indem sich nun der Unterschied des Bildes von der Sache selbst geltend macht. In ähnlicher Weise hat die idealistische Spekulation die Ethik verdorben. Indem man den winzigen Kulturausschnitt des 18. und 19. Jahrhunderts als das denkbar höchste Ideal sittlicher Entwickelung ansah, indem man sich danach ein Modell des sogen. allgemein menschlichen Typus zurechtlegte und endlich die gesamte Fülle des ethischen Verhaltens lediglich auf das individuelle Bewusstsein zurückführte, hatte man vermöge dieses so entstandenen Kanons leichtes Spiel mit der eigentlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts. Alles, was diesem Maassstab nicht zu entsprechen schien, wurde einfach als minderwertig oder schlecht verworfen; was sich aber sogar mit jenem Modell des Allgemeinmenschlichen überhaupt nicht recht vertragen wollte, wurde als a priori unglaubwürdig von der Tagesordnung gestrichen. Bei einer solch durch und durch subjektiven, unwissenschaftlichen Behandlung des Materials gedieh natürlich der begehrte systematische Aufbau um so besser, je weniger die gemeine Erfahrung zu Worte kam, bis anstatt der schwärmerischen, sentimental gefärbten Schilderungen von dem guten Wilden, wie sie das vorige Jahrhundert lieferte, die moderne Völkerkunde wenigstens allen, die sich nicht absichtlich dem verschlossen, ein ganz anderes Bild über die Anfänge und Grundlagen der sittlichen Entwickelung entrollte.

Dass in dieser Reaktion der mächtige Einfluss, der von Darwin auf fast alle Zweige wissenschaftlicher Forschung unserer Tage ausging, eine nicht unwichtige Rolle spielte, versteht sich nahezu von selbst. Die verschiedenen Faktoren des Prozesses, der Kampf ums Dasein, die Anpassung, die natürliche Auslese u. s. w., liessen sich mit leichter Mühe, teilweise sogar unmittelbar auf die Betrachtung des Völkerlebens übertragen, und wie der Mensch vordem in idealistischer Perspektive nur den lichten Höhen zustrebte und den Zusammenhang mit der Erde zu verlieren drohte, so erschien er jetzt in einem um so ungünstigeren Lichte, kaum über das Niveau seiner tierischen Verwandten vorgeschritten. Die social gezähmte Bestie wurde das Schlagwort dieser naturwissenschaftlichen Richtung, und man konnte nicht Worte genug finden, diese liebenswürdige Vorläuferin unserer jetzigen Generation möglichst abschreckend zu schildern. Auch nach einer anderen Seite hin wirkte die naturwissenschaftliche Analogie unseres Erachtens nicht günstig. Ausser der Anpassung war es besonders die Vererbung, mittels welcher der Zusammenhang einer sittlichen Entwickelung erklärt werden sollte. Vor allen suchte Herbert Spencer (auf den wir später noch zurückkommen werden), namentlich in seinem Werk: »Die Thatsachen der Ethik« (1874), die verschiedenen Erfahrungen über das Nützliche, aus denen allmählich die moralischen Anschauungen hervorgewachsen sind, durch Vererbung und Uebertragung in Gestalt physischer Dispositionen zu erklären. Mit Recht hat Wundt eine solche Ableitung als völlig phantastisch zurückgewiesen: »Wie aus Anlagen des Nervensystems moralische Anschauungen entstehen sollen, ist und bleibt ein Mysterium. Selbst diejenigen Physiologen und Psychologen, die der phantastischen Hypothese huldigen, die Nervenzellen des Gehirns seien permanente Träger von Vorstellungen, haben sich bisher nicht entschliessen können, diese Hypothese dahin zu erweitern, dass sie einen Uebergang der Zellen samt den Vorstellungen, von denen sie besetzt sind, von den Voreltern auf die Nachkommen annehmen. Noch misslicher aber steht es mit den empirischen Beweisen für diese psychologische Vererbungslehre. Wenn nicht einmal davon die Rede sein kann, dass so elementare Bewusstseinsthatsachen, wie einfache Sinnesempfindungen oder die Raumanschauung als angeborene nachzuweisen sind, wie kann dann von angeborenen moralischen Anschauungen die Rede sein, Anschauungen, welche eine Menge verwickelter empirischer Vorstellungen, die sich auf den Handelnden selbst, seine Mitmenschen und seine sonstigen Relationen zur Aussenwelt beziehen, voraussetzen? Wenn man aber zugesteht, dass alle diese Vorstellungen unmög-

Digitized by Google

lich fertig gegeben sein können, wie soll man sich dann das Auftreten der angeborenen moralischen Instinkte bei der empirischen Entwickelung jener Vorstellungen denken? Wie sollen die vererbten Nervenanlagen es zuwege bringen, beim Anblick eines leidenden oder in Gefahr geratenden Mitmenschen die Regungen des Mitleids, der Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit auszulösen? Wie denkt man sich den Nervenmechanismus beschaffen, der diese Affekte zu stande bringt? In der That, die wirkliche Neurologie verhält sich zu solchen phantastischen Vorstellungen ungefähr wie die wirkliche Astronomie und Geographie zu den Entdeckungsreisen eines Jules Verne, und im Vergleich mit dieser neuesten Gestaltung der Lehre von den ideae innatae gebührt der älteren naiveren Vorstellung, welche den Hauptinhalt der Moral, Metaphysik und Logik als ein göttliches Wiegengeschenk betrachtete, das jedem Weltbürger bei seinem Eintritt ins Dasein mitgegeben werde, unbedingt der Vorzug der Einfachheit.« (Ethik, S. 344). Ebenso hoffnungslos ist der noch immer beliebte Versuch, nur vermöge der äusseren Anpassung des Menschen an die Umgebung die sittliche Entwickelung zu erklären. Man verliert bei dieser Ableitung schliesslich den zweiten Faktor des in Rede stehenden Prozesses, nämlich das Individuum selbst, völlig aus der Hand, oder man verflüchtigt dasselbe zu einem vollkommen inhaltsleeren Abstraktum, dem höchstens noch eine gewisse formale Schmiegsamkeit gelassen wird. Auch das sind Einseitigkeiten, freilich erklärlich aus der berechtigten Reaktion gegen den Uebermut der spekulativen Deduktion, für eine tiefere Auffassung der Sache doch eben nicht stichhaltig; denn einerseits ist das Individuum für den ganzen Kampf ums Dasein als primäre Voraussetzung unentbehrlich, und damit sind bestimmte psychische und ethische Regungen und Triebe ebenso gegeben, andererseits ist es aber völlig verkehrt, für die Ethik beim individuellen Menschen zu beginnen; vielmehr muss jede Behandlung, welche uns in der That einen wirklichen Einblick in die Entstehung und Fortbildung des sittlichen Bewusstseins verschaffen will, über diesen beschränkten Rahmen hinaus der socialpsychologischen Perspektive folgen, wie sie uns eben die Völkerkunde eröffnet.

Nachdem wir so in gedrängten Umrissen die allgemeine Situation gekennzeichnet haben, wenden wir uns nunmehr unserer eigentlichen Aufgabe zu: nämlich die Prinzipien und, soweit das möglich ist, die Ergebnisse einer ethnologischen Auffassung der Ethik zu schildern, indem wir zugleich als praktischen Kommentar unserer Ausführungen die betreffenden Auslassungen namhafter Forscher anführen. Um nun gleich eine, freilich schon von der antiken Sophistik aufgestellte, aber durch die moderne Völkerkunde in unendlich grösserem Umfang erhärtete Wahrheit von vornherein zu nehmen, so ist das die Thatsache der Relativität aller unserer sittlichen Vorstellungen. Die Behauptung des (anscheinend allerdings unverbesserlichen) Idealismus von der Allgemeingültigkeit gewisser ethischer Empfindungen, namentlich derjenigen, welche sich auf die Familie, auf das Verhältnis der Kinder zu den Eltern und umgekehrt beziehen, ist in der That nur ein frommer Wunsch, kein wissenschaftlicher Erfahrungsgrundsatz. Bleiben wir bei den letzterwähnten Beziehungen stehen, wie sollte von einer Liebe z. B. des Vaters zu seinen Kindern geredet werden können, wenn überhaupt jeder Zusammenhang zwischen beiden fehlt, wenn ein Vater in unserem Sinne gar nicht existiert, wie im Matriarchat? Wie kann man also ein solches sympathetisches Gefühl als selbstverständlich auf Grund des angeblich allgemein menschlichen Naturells in Anspruch nehmen? Post wendet diesen Gesichtspunkt auf das mit der Sitte ja so eng verwandte Rechtsgebiet an, von dessen vielgestaltigem Inhalt er folgende Schilderung entwirft: »Man verbiete dem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechts empfinden; man mute einem civilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, dass er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, welcher seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Mann verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Familie, und er wird im Widerstreben der Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselmann, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiss, dass er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, dass dem Geräderten, Verbrannten oder Lebendiggesottenen recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmässig schreibt, Prügel. Unserem Rechtsbewusstsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manus soll dem Sudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Oel in Mund und Ohren gegossen werden, und der alte Aegypter fand es selbstverständlich, dass derjenige, welcher, auch nur aus Versehen, einen Ibis getötet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten. So sehen wir die Rechtsanschauungen überall wechseln, und vielfach gilt auf einer bestimmten Stufe dasjenige für

Digitized by Google

ein schweres Unrecht, was auf einer anderen vollkommen als Recht empfunden wurde. Es versteht sich daher auch ganz von selbst, dass dasjenige, was wir heute als Recht empfinden, von unseren Nachkommen nicht mehr als Recht wird empfunden werden.« (Bausteine für eine allg. Rechtswissenschaft I, 60.) Diese Blütenlese variabler rechtlicher und sittlicher Normen liesse sich noch aus den Archiven der Ethnologie beliebig vermehren, so dass jetzt auch vielfach von seiten der spekulativen Philosophie die Unmöglichkeit zugestanden wird, ein und dasselbe materiale Prinzip als höchste Instanz für alle Urteile hinzustellen. Um so mehr sucht man die Form zu retten und zu einem apriorischen Gut zu stempeln — und das mit einem gewissen Recht. So sehr nämlich der Inhalt der einzelnen Satzungen nach der Struktur der betreffenden Organisation, für die sie gilt, nach Zeit und Ort u. s. w. wechseln mag, so wenig würde doch überhaupt von einem Recht und einer herrschenden Sitte die Rede sein können, wenn man nicht für diese ganze Entwickelung auf ein ursprüngliches Gefühl, Recht von Unrecht je nach Lage der Sache unterscheiden zu können, Rücksicht nähme. Jede Autorität, die befehlend oder gebietend auftritt, jede sociale Norm des gesellschaftlichen Lebens setzt dieses individuelle Bewusstsein voraus, das sich eben deshalb auch nicht nachträglich aus Anpassung erklären lässt, vielmehr als conditio sine qua non jeder weiteren Entwickelung angesehen werden muss. In dieser Beziehung stimmen wir mit Windelband völlig überein, wenn er sagt: »In der ethischen Terminologie nennen wir das Gebot, dessen Erfüllung oder Nichterfüllung die Beurteilung bestimmt, eine Pflicht, und so lässt sich behaupten, dass von ethischer Beurteilung überhaupt nie die Möglichkeit gegeben wäre, wenn wir nicht ein Bewusstsein von Pflichten besässen, die durch uns erfüllt werden sollen. Das Pflichtbewusstsein ist insofern das Prinzip der Moral, als es die oberste Bedingung ist, unter der sittliches Leben möglich ist. Was Pflicht ist, das mag je nach Umständen, Völkern und Zeitläufen verschieden sein; aber dass überhaupt eine Pflicht anerkannt werde, ist die selbstverständliche, einem jeden einleuchtende Grundbedingung des ethischen Lebens. Wer da leugnen wollte, dass es überhaupt ein Soll für den Menschen gibt, wer gar keine Pflicht anerkennte, der müsste seinerseits auf alle Beurteilung verzichten, und in ihm würden wir andererseits den absolut Unsittlichen erkennen.« (Präludien, Freiburg 1884, S. 283.) Dieses Gefühl einer Verpflichtung (verkörpert in dem freilich durchaus nicht untrüglichen, vielmehr den stärksten Schwankungen unterworfenen, besonders durch religiöse Momente beeinflussten Gewissen) ist somit erwachsen einerseits aus der spezifischen Form der betreffenden Organisation, um die es sich gerade handelt, andererseits aus der unlöslichen Beziehung des Individuums zu diesem socialen Regulator; während anfangs der einzelne völlig von der ihn umschliessenden Stammesgenossenschaft absorbiert wird, entzieht er sich allmählich dieser Oberherrlichkeit und wird in der modernen Kultur zu einer bestimmten sittlichen Persönlichkeit. Alle Stufen des socialen Lebens zeigen daher ein stetiges Kompromiss zwischen den Ansprüchen, welche die Integrität des bezüglichen ethnischen Organismus stellt, und denen, welche von dem Individuum zum Schutz und zur Erhaltung seines eigenen Daseins ausgehen. Jede Association besteht eben in dem unausgesetzten Austausch von äquivalenten Leistungen, die ebensowohl auf die Erhaltung der gegebenen Association hinauslaufen, wie auf die des Individuums. Die Geschichte zeigt nun ein schrittweises Zurückgehen der Anforderungen, welche die Gesellschaft erhebt, und dagegen eine dementsprechende Vermehrung individueller Ansprüche. Je mehr mithin auch die Hemmungen und Störungen der gemeinsamen Wohlfahrt wegfallen (durch Verminderung oder Verkürzung der Kriege, Wertschätzung friedlicher Thätigkeit, Organisation socialer Tugenden u. s. w.), desto mehr wird die Förderung individuellen Wohles, das dann in der Herausbildung der allgemeinen psychologischen und sociologischen Momente zu einem persönlichen Charakter gipfelt, Hauptzweck der praktischen Ethik. Post schildert diese Entwickelung so: »Wir sehen überall im socialen Leben, dass das einzelne biologische Individuum einerseits von individuell-biologischen, auf die Erhaltung seiner biologischen Individualität gerichteten Trieben beherrscht, andererseits, dass sein individuelles Streben durch die Ordnung der socialen Verbände, in denen es lebt, abgelenkt und beschränkt wird. So kommt es denn, dass jedes biologische Individuum einerseits von egoistischen, andererseits von uneigennützigen oder gemeinnützigen, sittlichen Trieben beherrscht ist. Es ist einerseits selbst ein mechanisch-psychisches Teilsystem, andererseits ist es Glied höherer mechanisch-psychischer Teilsysteme. So kommt es auch, dass jedes biologische Individuum sich einerseits berechtigt und andererseits verpflichtet fühlt. Berechtigt fühlt es sich in seiner Eigenschaft als biologisches Individuum, verpflichtet in seiner Eigenschaft als Glied socialer Verbände. Auch die Attraktion und Repulsion der einzelnen Individuen in den socialen Verbänden und der niederen socialen Verbände in den höheren findet in der Seele der einzelnen biologischen Individuen ihren Ausdruck. Die mechanische Störung, welche einem mechanischen Ausgleichsakte zustrebt, in welchem der gestörte Gleichgewichtszustand eines socialen Verbandes wiederhergestellt wird, findet ihr psychisches Gegenbild im Affekte der Entrüstung und der Rachebegehrung, welche in der Seele des biologischen Individuums auftritt, wenn ein Unrecht begangen, d. h. die sociale Ordnung gestört wird. Der Affekt der Reue und die Sühnebegehrung, welche auf eine Missethat folgt, korrespondieren der mechanischen Störung, welche dem mechanischen

Digitized by Google

Ausgleichsakte zustrebt. Mit der Rachethat oder dem Sühneakt tritt in der Seele des biologischen Individuums ein Gefühl der Beruhigung ein, welches der Wiederherstellung des socialen Gleichgewichts korrespondiert. Auch Störungen des Gleichgewichtszustandes zwischen socialen Organisationskreisen werden von den einzelnen biologischen Individuen, welche in dieselben verflochten sind, mitempfunden. Damit sind die letzten Fundamente für die Sitte und das sittliche Bewusstsein der Menschheit gegeben. Der morphologische Aufbau des Kosmos, die physiologische Spannung aller kosmischen Individuen gegeneinander, welche auch im Verhältnis der Menschen zu den socialen Verbänden zum Ausdruck gelangen, sind es, auf denen Recht und Pflicht, Missethat und Rache, Egoismus und Sittlichkeit beruhen. Hier ist der reale Boden für das ganz ethische Gebiet. Es wird möglich sein, auf dieser Basis eine wirkliche wissenschaftliche Ethik aufzubauen, während diese Wissenschaft bisher noch vollständig in der Luft schwebt.« (Grundlagen des Rechts, Oldenburg 1884, S. 8.)

Mit dieser Erörterung haben wir schon mittelbar den zweiten bedeutungsvollen Zug berührt, der eine auf dem Material der Völkerkunde erwachsene Sittenlehre von der bisherigen spekulativ gehaltenen scharf unterscheidet, nämlich ihren socialen Charakter. Dass Sitte und Recht, jedes ethische und juristische Urteil nur Sinn und Bedeutung gewinnen kann durch diesen Hintergrund, ist eigentlich so selbstverständlich, dass es der ganzen Erbitterung der erfahrungsfeindlichen Metaphysik bedurfte, um dieses organische Verhältnis zu verkennen. Ja so sehr war der fanatische Individualismus der Aufklärungsphilosophie zu einer bestimmenden Macht geworden, dass in dieser Beleuchtung selbst der Wilde im Besitz einer beneidenswerten schrankenlosen Freiheit erschien, dass alle organischen Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie Sprache, Sitte, Religion, Recht u. s. w., nach dem Muster des Rousseauschen Contrat social als Produkte einer bestimmten willkürlichen Satzung oder nach der idealistischen Anschauung Kants in Form von gewissen transcendenten Ideen erfasst wurden. Doch überlassen wir diese Irrtümer ihrem eigenen Schicksal; die nüchterne Wissenschaft, soweit sie auch Eingang in die Philosophie gefunden hat, weiss nichts von solchen Beweisführungen. Wundt sagt sehr richtig: »Alle jene Fiktionen müssen vor der einfachen Thatsache verschwinden, dass der isolierte individuelle Mensch, den sie voraussetzen, in keiner Erfahrung existiert und zweifellos nie in einer solchen existiert hat. Wir kennen den Menschen nur als ein sociales Wesen, gleichzeitig beherrscht von einem Einzelwillen und von einem Gesamtwillen, und nichts spricht dafür, dass dieser erst aus jenem entstanden sei. Vielmehr ist die relative Verselbständigung des Einzelwillens immer nur ein Resultat späterer Entwickelung. Wie das Kind seines individuellen Willens allmählich erst inne wird und langsam nur aus einer Umgebung heraus, von der es sich selbst kaum unterscheidet, zur individuellen Persönlichkeit sich entwickelt, so ist auch im Naturzustande das gemeinsame Empfinden, Wollen und Denken das vorherrschende. Der Mensch individualisiert sich aus einem Zustande socialer Indifferenz heraus; aber er individualisiert sich nicht, um sich bleibend von der Gemeinschaft zu lösen, aus der er hervorging, sondern um sich ihr mit reicher entwickelten Kräften zurückzugeben.« (Ethik S. 389.) In den primitiven Associationen, den Geschlechtsgenossenschaften, die aller Wahrscheinlichkeit nach als die Keime aller späteren socialen Bildungen zu betrachten sind, fällt Recht und Sitte noch völlig unterschiedslos zusammen; der gegenseitige Schutz, zu dem alle Stammesgenossen sich verpflichten, die Blutrache und Friedloslegung sind Aeusserungen der Volkssitte, während das Recht seine schärfere Ausbildung erst erhält, wenn es sich eben von der Sitte abzweigt oder mit ihr kollidiert, also in der Periode staatlicher Entwickelung.

Religion und religiöse Vorstellungen der Arrapahoë-Indianer.

Von Friedrich J. Pajeken.

Die Arrapahoë glauben an zwei Gottheiten: an den guten und den bösen Gott; letzteren fürchten sie, und daher lautet das Gebet eines Arrapahoë in der Not nicht: »Guter Gott, beschütze mich,« sondern »Böser Gott, sei mir gnädig.« Entrinnt er glücklich der Gefahr, so dankt er seinem Gott nicht, da das Gefühl der Dankbarkeit ihm überhaupt fremd ist.

Der Arrapahoë ist überzeugt, dass der gute Gott immer nur sein Bestes will und sich bemüht, ihn nach jeder Richtung zu unterstützen, manchmal aber durch den schlechten Gott daran gehindert wird; denn nach seiner Ansicht liegen beide Götter in stetem Kampfe miteinander, aus dem, da ihre Stärke gleich gross ist, oft der gute, oft der böse Gott als Sieger hervorgeht.

Letzteren gnädig zu stimmen oder sich gegen seine Macht zu schützen, ist das Hauptbestreben des Arrapahoë bei allen seinen Unternehmungen. Sobald er im Alter von 17 bis 18 Jahren — häufig schon früher, wenn er sich durch eine kühne That oder auch durch hervorragende Schlauheit bei irgend einem Diebstahl ausgezeichnet hat — zum Krieger ernannt ist, zieht er sich auf einen entlegenen, einsamen Platz zurück, um sich dort ein Schutzmittel gegen den bösen Gott auszudenken und zugleich durch irgendwelche Anzeichen zu entdecken, ob jener ihm künftig gnädig gesinnt sein wird. Er betrachtet das als eine religiöse Angelegenheit zwischen ihm und seiner Gottheit. Glaubt er das Schutzmittel gefunden zu haben, so macht er sich sofort daran, dasselbe zu bereiten. Gewöhnlich wird

Digitized by Google

es aus kleinen Knochen oder Knochensplittern, Erde, Stückchen von Schlangenhaut, Haaren, möglichst von Feinden, inneren Teilen von Vögeln oder anderen Tieren, Asche von Gräsern oder Wurzeln hergestellt, und alles entweder durch Umrühren mit einem Holzstabe trocken gemischt oder in einem, besonders für diesen Zweck bestimmten Kessel gekocht. Die Zuthaten sind unendlich verschieden und werden sehr geheim gehalten. Bei der Zubereitung meint der Arrapahoë schon aus Farbe und Gestaltung erkennen zu können, ob das Mittel gut oder schlecht ist. Ist ersteres der Fall, so verteilt er es sorgsam, ohne es mit den Fingern zu berühren, wodurch es die Kraft verliert, in Säckchen aus Rehhaut. Eines derselben behält er für sich selbst, um es an einer Schnur um den Hals, auf der Brust oder im Nacken oder auch versteckt im Haar immer bei sich zu tragen. Von den übrigen Säckchen befestigt er eins am Schwanz oder in der Mähne seines Lieblingspferdes, ein zweites an seiner Büchse oder unter seinem Schilde; ein drittes hängt er in seiner Hütte auf. — Diese Schutzmittelbereitungen werden später immer wiederholt, und wenn der junge Krieger Weib und Kinder hat, erhalten auch diese ein Säckchen mit dem Mittel, welches sie dann ebenfalls stets bei sich führen müssen.

Das Wort in der Arrapahoësprache für dieses »geheimnisvolle Etwas« festzustellen, ist mir nicht gelungen. Verschiedene Worte wurden mir allerdings dafür genannt, z. B. »wotahú«, »hissiká«, »wakináme« u. s. w.; doch vermute ich, dass keines das Richtige bezeichnet. — Der »Kleine Bär«, Häuptling eines Arrapahoëlagers nahe dem Sioux-Pass in den Bighorn Mountains, benannte es, wenn ich die Rede darauf brachte, stets mit dem englischen Worte: »Medicine«. Er gehörte zu den aufgeklärtesten Indianern, welche ich kennen gelernt habe, war aber wie seine Brüder von der Kraft der »Medicine« fest überzeugt. — Mit »Medicine« bezeichnen die Arrapahoë überhaupt alles ihnen Unverständliche, Geheimnisvolle, Unbegreifliche und auf ihre Religion Bezügliche.

Vor allen grösseren Unternehmungen wird, um den guten oder schlechten Verlauf derselben möglichst vorher zu bestimmen, das »geheimnisvolle Etwas« von jedem Manne einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen zubereitet. Der erwähnte Häuptling that es sogar vor jeder beabsichtigten Büffeljagd und erklärte mir, dass er, wenn die »Medicine« schlecht ausfalle, das Lager nicht verlasse, um auf die Jagd zu reiten, da dieselbe in solchem Falle doch erfolglos sein würde.

Die Arrapahoë vermeiden es, von dem bösen Gott zu sprechen. Sie fürchten, indem sie seinen Namen nennen, ihn auf sich aufmerksam zu machen. Noch peinlicher sind sie darauf bedacht, ihn nicht zu erzürnen. — Obgleich die Arrapahoë Hundefleisch sehr lieben, gestattete der »Kleine Bär« nicht, dass solches in seinem »tipi« (Wigwam) gekocht oder gebraten wurde, weil er damit den Zorn des bösen Gottes zu erwecken glaubte. — Diesen Glauben auch in Bezug auf das Fleisch anderer Tiere habe ich mehrfach bei den Arrapahoë gefunden.

Verlassen die Männer das Lager, um irgend etwas ausserhalb desselben zu unternehmen, so beobachten sie jedes sich ihnen darbietende Zeichen, um daraus zu deuten, ob der böse Gott ihnen günstig gesinnt ist oder nicht. Zum Beispiel ritt ich einst mit dem Häuptling und fünf Männern aus, um eine Elchherde zu verfolgen, deren frische Spur von einem der Indianer in den Bergen entdeckt war. Das Pferd des Häuptlings strauchelte, als wir das Lager kaum verlassen hatten. Das genügte, um alle sofort zur Umkehr zu bewegen. Erst am nächsten Tage unternahmen wir die Jagd, welche jedoch, wie nun vorauszusehen war, erfolglos verlief, was aber die Ansicht der Leute, dass der böse Gott noch immer in der Nähe sei, bestärkte.

Um den bösen Gott zu versöhnen oder ihn gnädig zu stimmen, werden hauptsächlich im Winter religiöse Versammlungen abgehalten. Dieselben finden gewöhnlich in einem eigens für diesen Zweck erbauten grossen Wigwam statt und werden von dem »Medicineman« (»wotahássa?«) geleitet. Er steht durch die Gewalt, welche er sich über den bösen Gott zuspricht, bei dem Volke in grossem Ansehen und ist nach dem Häuptling der Erste im Lager, obgleich er sehr häufig nichts weiter als ein schlauer Betrüger ist, der aus der Dummheit seiner Brüder seinen Nutzen zieht. Es gibt jedoch auch solche, welche von ihrer Macht fest überzeugt sind. Mit den Weibern, deren Moral bei den Arrapahoë eine geringe Stufe einnimmt, ist er sehr befreundet. Sie allein dürfen zu jeder Zeit bei ihm eintreten, was den Männern nicht gestattet ist. Haben sie in der Hütte ihres Herrn und Gebieters ein besonders schmackhaftes Gericht zubereitet, so verfehlen sie nicht, ihrem Freunde einen Teil der Speise zu bringen.

In Krankheitsfällen vertritt der »Medicineman« die Stelle eines Arztes; da jedoch Krankheit nichts weiter als Anwesenheit des bösen Gottes ist, wird dieselbe selten durch Arznei aus Kräutern und Wurzeln, sondern meistens durch Gesang und einen auf einer Art Trommel (»tum-tum«) oder einem Kessel hervorgerufenen Höllenlärm zu bessern versucht.

Während meines Aufenthalts im Lager befand sich in einem Wigwam ein anscheinend am Fieber leidender Schwerkranker. Derselbe hatte offenbar heftige Schmerzen im Kopfe, da er wiederholt beide Hände gegen die Schläfen drückte; aber je mehr er sich in seinen Qualen krümmte, desto toller schlug sein Arzt mit einem eisernen Stabe auf einen alten Kessel, bis der Tod den Armen endlich erlöste.

Wenn auch eine grössere Anzahl Weiber bei dem Verblichenen ein jämmerliches Klagegeheul anstimmte, so verursachte der Sterbefall im allgemei-

Digitized by Google

nen viel mehr Freude als Schmerz, und zwar der unterhaltenden Abwechselung wegen, welche die Beerdigung und die sie begleitenden Vorbereitungen und Feierlichkeiten mit sich brachten.

Es wird behauptet, dass es sehr gefährlich für den Weissen ist, sich bei einem Todesfall im Lager der Indianer zu befinden, weil dessen Anwesenheit leicht die Ursache des Misserfolges, den bösen Gott zu bekämpfen, zugeschrieben wird. Ich wurde damals nicht im geringsten belästigt und verdankte das wohl meiner Freundschaft mit dem »Medicineman«, welche ich mir durch einige Schachteln rot- und grünbrennender Streichhölzer erworben hatte, die jener sehr wirkungsvoll bei den geheimen, religiösen Versammlungen verwendete. Nur bei der Beerdigung, welche, da wir anhaltenden Frost hatten, erst nach acht Tagen erfolgte, durfte ich nicht zugegen sein.

Der Tote, in dessen Wigwam täglich längere Zusammenkünfte der Männer stattgefunden hatten, denen ich fernblieb, um Unfrieden zu vermeiden, war mit seiner Büchse, seinem Messer, einigem Schiessbedarf und einem Feuerzeug in mehrere alte Büffelfelle — die Haarseite nach innen — sowie in eine rote wollene Decke gewickelt und dann mit Stricken fest umschnürt worden. So wurde er auf den Rücken eines Pferdes gelegt und unter dem Geheul und Geschrei der Weiber, gefolgt von sämtlichen Männern, zum Lager hinausgebracht. Die Kinder liefen neugierig hinterdrein. Etwa nach einer Stunde kehrten alle, dem Anscheine nach sehr befriedigt, zurück. Abends wurde in der geräumigen Hütte des Häuptlings, welche noch durch einen zeltartigen Anbau vergrössert worden war, ein Tanzvergnügen veranstaltet, an dem sich das ganze Lager bis in die späte Nacht beteiligte.

Am anderen Morgen war die Hütte, in welcher der Verstorbene verschieden war, entfernt. Seines schon bejahrten Weibes hatte sich ein Mann angenommen, dessen Frau ein Bein gebrochen hatte und daher für einige Zeit zur Arbeit unfähig war. Das Grab entdeckte ich unweit des Lagers in einem mit Steinen verschlossenen Felsspalt, vor dem ein Blechnapf voll Wasser und ein Kessel mit Speise standen. Letztere fand ich in den nächsten Tagen mehrfach erneuert. Beides sollte dem Toten auf der Reise nach den glücklichen Jagdgründen dienen, deren Dauer die Arrapahoë auf einen Monat veranschlagen.

Die Arrapahoë beerdigen ihre Toten in Felsspalten und Höhlen nur, wenn es in der Nähe ihres Lagers an Bäumen mangelt. Sind diese vorhanden, so legen sie die Leichen in der Weise verpackt, wie schon beschrieben, auf eine aus Zweigen und Stäben hergestellte Plattform in die Aeste eines Baumes oder auch, falls sich kein geeigneter Baum findet, auf ein aus vier in die Erde gepflanzten Pfählen verfertigtes Gestell.

Der Glaube an das zukünftige Leben in den glücklichen Jagdgründen lässt die Arrapahoë ruhig sterben. Dort gibt es keinen Tod und weder einen guten noch einen schlechten Gott. Auch wird niemand älter; aber Hunger, Durst, Schmerzen, Liebe, Hass und Feindschaft empfindet ein jeder wie bisher. Die im Kampfe empfangenen Wunden verschwinden auf der Reise dorthin; hat jedoch jemand auf Erden irgend ein Glied seines Körpers verloren, so fehlt ihm dasselbe ebenfalls in den glücklichen Jagdgründen. Ein Arrapahoë stirbt daher lieber, als dass er ein Bein oder einen Arm einbüsst.

Unter dreierlei Umständen fürchtet der Arrapahoë den Tod, und zwar erstens, wenn derselbe ihn im Dunkeln ereilt, weil ihn dann nach seiner Ueberzeugung auch in den glücklichen Jagdgründen ewiges Dunkel umgibt. Aus diesem Grunde wagt nachts keiner einen Angriff auf seinen Feind. Ein alter Trapper erzählte mir, dass ein dem Tode naher Krieger sich selbst abends vor Sonnenuntergang tötete, um nicht in der Nacht zu verscheiden. Zweitens verliert ein jeder, sobald er skalpiert wird, das Anrecht auf die glücklichen Jagdgründe; denn der Skalp steht in enger Verbindung mit der Seele. Die Arrapahoë glauben ausserdem, dass diejenigen Feinde, welche sie töteten und nicht skalpierten, im zukünftigen Leben ihre Diener sein werden. Drittens schliesst der Tod durch Erhängen ein Dasein in den glücklichen Jagdgründen aus, da nach der Meinung der Arrapahoë die Seele durch den Mund entflieht und bei einem Erhängten durch die zugeschnürte Schlinge gehindert wird, zu entweichen. — Erhängte und Skalpierte werden nicht beerdigt.

Tiere leben gleichfalls in den glücklichen Jagdgründen fort. Diese sind reich an Wild, hauptsächlich an Büffeln, dem Lieblingswild aller Indianer Nordamerikas. Beim Tode eines Kriegers werden gewöhnlich ein oder mehrere Pferde getötet, damit jener dieselben im künftigen Leben vorfinde. Bei dem erwähnten Todesfall geschah es, wenigstens während der Zeit meiner Anwesenheit, nicht, wahrscheinlich, weil die Arrapahoë in jenem Winter nur eine geringe Anzahl Pferde besassen; auch hatte jener Mann seinen einzigen Gaul kurz vor seinem Hinscheiden an einen seiner Brüder im Spiel verloren.

Dass auch die Weissen nach dem Glauben der Arrapahoë das künftige Leben mit ihnen teilen, geht aus den Worten hervor, welche mir der »Kleine Bär« beim Abschied sagte: »Wir sehen uns in den glücklichen Jagdgründen wieder.«

Die Heftigkeit der Klagen, in welche die Witwen und anverwandten Weiber beim Tode eines Mannes ausbrechen, und die bis zu dessen Beerdigung andauern, richtet sich nach dem Range, welchen der Verstorbene im Leben eingenommen hat. Auch raufen sich die Frauen dabei ganze Büschel Haare aus, und bei einem sehr angesehenen Toten verwunden sie sich, als ein besonderes Zeichen der Trauer, Arme und Brust mit einem Messer oder einem anderen scharfen Instrument. Kommen sie

Digitized by Google

später in die Nähe des Grabes, so beginnen sie ihre Klagen aufs neue.

Weibliche Leichen werden ohne Förmlichkeiten bestattet und sehr häufig ohne die bei den männlichen Leichen übliche Umhüllung in irgend einen Felsspalt geworfen oder notdürftig in der Erde eingescharrt. Wie mir ein Hauptmann der Vereinigten Staaten-Armee mitteilte, wurde mit dem Lieblingsweibe des Arrapahoë-Häuptlings »Kleiner Rabe« eine Ausnahme gemacht, indem man es mit allen Ehren und religiösen Gebräuchen beerdigte. Der Gatte gab ihr sogar ein Pferd nach den glücklichen Jagdgründen mit.

Sich selbst zu verwunden, ist eine dem bösen Gott wohlgefällige That und geschieht daher auch beim Kriegstanz. Die Männer ritzen sich an zwei Stellen der Brust die Haut auf und schieben unter diese einen langen Grashalm, den sie beim Tanzen hin und her ziehen, wodurch die Wunden oft sehr weit aufgerissen werden. Davon herrührende, breite Narben hatten der »Kleine Bär« sowohl als viele andere Männer mehrere auf der Brust[1]).

Bei den religiösen Versammlungen, an welchen die Weiber niemals teilnehmen, weil sie überhaupt mit religiösen Angelegenheiten nichts zu thun haben, ja gänzlich davon ausgeschlossen sind, werden häufig dem bösen Gott geweihte Tänze aufgeführt. Bei einem derselben war ich Zeuge, indem sich mir Gelegenheit bot, einen Blick durch ein Loch der aus Hirschhäuten hergestellten Wand des Wigwams zu werfen, in welchem der Tanz stattfand.

In der Mitte der Hütte hing über einem hellflackernden Feuer ein kleiner Gegenstand, welcher mit einer menschlichen Figur einige Aehnlichkeit hatte. Die Hälfte der anwesenden Männer hüpfte und sprang halb nackt, auf einer kleinen Flöte blasend, die sie mit den Zähnen festhielten, im Kreise umher, während die übrigen an der Erde hockten und unter monotonem Gesange, zu dem der »Medicineman« mit einem rasselnden Instrumente den Takt angab, aus einer von Hand zu Hand gehenden, reich mit Federn, Perlen und bunten Bändern verzierten Pfeife rauchten. Erst nach Mitternacht war der Tanz beendet, und am nächsten Tage erzählte mir der Häuptling, dass es ein »Medicine dance« gewesen sei, um den bösen Gott zu veranlassen, ihnen in baldiger Zeit recht viele Büffel zu schicken.

Es gibt verschiedene Arten dieser religiösen Tänze, von denen früher einige einen schauerlichen Charakter hatten, indem sich die Tänzer, um Mut und Selbstbeherrschung zu beweisen, auf eine grauenhafte Weise zerfleischten und marterten oder stunden-, ja tagelang ununterbrochen hüpften und sprangen, bis sie bewusstlos und halbtot vor Erschöpfung zusammenbrachen. Derartige Tänze werden von den Arrapahoë wohl kaum noch aufgeführt, seitdem sie unter Aufsicht der Regierung stehen. Ein alter Mann, welcher ebenfalls die vom Kriegstanz herrührenden Narben auf der Brust trug, zeigte mir mit der Bemerkung »Medicine dance« mehrere tiefe Narben auf seinen Schultern und seinem Rücken. Er hatte die Wunden bei der grossen religiösen Versammlung erhalten, welche die Arrapahoë mit den Cheyennes gemeinschaftlich im Jahre 1872 abhielten, und bei der diese Martertänze wochenlang Tag und Nacht veranstaltet wurden.

Ohne Pfeife ist keine Versammlung denkbar, und es werden je nach der Art derselben verschiedene Pfeifen gebraucht. Rauchen ist eine religiöse Handlung, und deshalb rauchen auch die Frauen nicht. Niemals habe ich einen Arrapahoë allein rauchen sehen. Immer waren es mehrere, die sich in einem Kreis auf dem Boden niedergesetzt hatten und die Pfeife von links nach rechts herumgehen liessen. Ein Arrapahoë wird die Pfeife nicht annehmen, wenn sie ihm von links gereicht wird. Er raucht nicht andauernd, sondern zieht zwei bis drei Züge tief in die Lungen ein und gibt die Pfeife dann weiter.

Nicht einmal gelang es mir, meinen Freund, den Häuptling »Kleiner Bär«, zu veranlassen, eine Cigarre zu rauchen. »No good!« gab er mir stets zur Antwort, wenn ich ihn darum ersuchte. Er betrachtete die Cigarre als Tabak, zerbrach und zerkleinerte sie und stopfte sie in die Pfeife, welche er in einem am Gürtel befestigten, prächtig mit bunten Perlen geschmückten Ledersacke immer bei sich trug. Sie bestand aus einem roten Steinkopf, von dem eine Adlerfeder sowie ein Büschel Skalphaare herabhingen, und einem langen hölzernen Rohr, in welches verschiedene Zeichen eingebrannt waren. Auf meine Frage, was dieselben bedeuteten, erhielt ich zur Antwort: »Medicine«.

Während ich in meiner einsamen Blockhütte in den Bighorn Mountains lebte, besuchten mich häufig abwechselnd mehrere Arrapahoë des etwa 15 engl. Meilen von mir entfernten Lagers. Sie pflegten dann, gewöhnlich sofort nach ihrer Ankunft, im Freien im Kreise niederzuhocken und zu rauchen. Keiner sprach dabei ein Wort, nur stiess dieser oder jener bisweilen ein Grunzen aus. War die Pfeife leergebrannt, so erhoben sich alle zu gleicher Zeit und reichten mir die Hand oder gaben mir einen leichten Schlag auf die Schulter. Diese Formalität war »Medicine«. Gern sahen es die Leute, wenn ich mich in ihre Mitte setzte und mit ihnen rauchte. Kam ich in ihr Lager, so wurde zuerst, meistens in der Hütte des Häuptlings, mit sechs oder acht Männern die Pfeife geraucht. Das erste Mal schlug dazu der »Medicineman« leise den »Tum-tum«, wahrscheinlich um den bösen Gott zu vertreiben, welcher den Weissen nach dem Glauben der Arrapahoë oft begleitet. — Zum Beispiel durfte ein gewisser Indiantrader (Unterhändler mit Indianern) nicht das Lager betreten, in welchem der »Kleine Bär« Häupt-

[1]) Dieser Tanz entspricht den sog. »Geistertänzen«.

Digitized by Google

ling war. Dieser behauptete, dass jener »bad medicine« sei. Ich wusste, dass der Indiantrader ein grosser Halunke war, der seine rotbraunen Kunden auf eine schändliche Weise übervorteilte.

Die Religion der Arrapahoë verlangt keine Pflichten weder gegen den bösen oder guten Gott noch gegen Mitmenschen. Sie lehrt weder Recht noch Unrecht. Was dem Arrapahoë zuwider ist, hält er für Unrecht; was ihm lieb und angenehm ist, für Recht. — Will er beispielsweise einen Diebstahl unternehmen, so bemüht er sich, den bösen Gott gnädig zu stimmen, damit dieser den guten Gott nicht störe, welcher ihm bei dem Diebstahl behilflich sein wird. Ein Gleiches ist der Fall, wenn er beabsichtigt, einen Feind zu töten. Gelingt es ihm nicht, so ist der böse Gott daran schuld.

So diebisch der Arrapahoë von Natur ist, wird er einem Weissen, der ihn in seinem Lager besucht, doch nie etwas stehlen; kampiert dieser jedoch ausserhalb desselben, so ist kein Stück seiner Habe vor dem Arrapahoë sicher. Ferner befindet sich im Kriege ein Weisser, solange er Gast des Lagers ist, in keiner Gefahr. Bereitwillig erhält er Speise und Trank, und ohne Sorge darf er sich auf das ihm gebotene Nachtlager zur Ruhe legen; entfernt er sich jedoch bis über einen gewissen Umkreis des Lagers hinaus, so wird er als Feind betrachtet und getötet. Zuwiderhandlungen gegen diese Gebräuche sind religiöse Verbrechen, ebenso an den eigenen Stammesbrüdern begangener Mord und Diebstahl. Letzteren bestrafen die Arrapahoë hart, indem sie dem Diebe sein sämtliches Eigentum nehmen und ihn, falls er nicht rechtzeitig entflieht, oft zu Tode misshandeln. — Einen Mord beurteilt man milder, da derselbe gewöhnlich in der Erregung begangen wird. Man zwingt den Mörder, an die Verwandten des Getöteten eine hohe Entschädigung zu zahlen, welche jene unter Beirat des Häuptlings bestimmen. In vereinzelten Fällen wird der Mörder auch aus dem Stamme ausgestossen. — Ist ein Mord an einem nächsten Anverwandten geschehen, und keiner vorhanden, der Entschädigung verlangt, so muss das Verbrechen dennoch gesühnt werden, und zwar erlegt sich der Mörder dann selbst eine Strafe auf. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück und verweilt dort längere Zeit ohne Nahrung. Das genügt, um ihn von seiner That vollkommen rein zu waschen.

Einen ähnlichen Fall hörte ich von einem Arrapahoë, den ich gern um mich sah, da er immer bereit war, meine Fragen zu beantworten und mich bei meinen Forschungen zu unterstützen. Er hatte bei einem Streit in der Wut seinen alten Vater mit einem Messer verwundet, und nach der That ernüchtert, legte er sich am Abend in der Nähe des Lagers nackt auf einen Felsen. Am anderen Tage holten ihn seine Freunde halb erfroren — es war Anfang Winter — in das Lager zurück, weil sie der Ansicht waren, dass er das Verbrechen hinreichend gesühnt habe.

Das eigene Weib zu töten ist kein Verbrechen, da es unbedingtes Eigentum des Mannes ist, mit dem er machen kann, was er will.

Verschieden ist die Ansicht der Arrapahoë darüber, wo sich die glücklichen Jagdgründe befinden. Der »Kleine Bär« sagte mir, sie lägen tief, tief unter der Erde. Es begründet sich diese Meinung wohl aus dem Glauben verschiedener Indianerstämme, dass die Büffel, welche früher im Frühjahr in grossen Herden von Süden nach Norden zogen, — nachdem lange Jahre weisse Büffeljäger unter den Tieren in mörderischer Weise aufgeräumt haben, trifft man nur noch sehr vereinzelt kleinere Herden derselben — im Süden aus Erdlöchern und somit aus den glücklichen Jagdgründen kommen.

Einzelne Arrapahoë glauben ausser an ihre beiden Götter auch noch an Geister. Einer derselben sollte z. B. auf der flachen Kuppe eines wunderbar geformten, gewaltigen Felsens wohnen, welcher in der Nähe meiner Blockhütte stand. Diese Geister haben jedoch keine Macht und stehen ebensowenig mit den Göttern in Verbindung; es sind nur schadenfrohe Wesen, die sich an den Missgeschicken und Qualen der Menschen weiden.

Grosse Furcht haben die Arrapahoë vor einem Irrsinnigen. Sie sind überzeugt, dass er ihnen durch den bösen Gott, welcher ihm blindlings gehorcht, das Schlimmste zufügen kann. Einer meiner Leute, ein Neger und drolliger Kauz, der mich häufig durch seine urkomischen Manieren, Gesichtsverzerrungen, Tänze und den dieselben begleitenden, näselnden Gesang zum Lachen reizte, veranlasste damit die mich besuchenden Arrapahoë sofort, ihn für irrsinnig zu halten. Von da ab kamen sie nicht wieder zu mir, ohne ihm, um sich seine Gunst zu sichern, irgend etwas zum Geschenk: ein Büffelfell, ein Paar Mokassins, ein mit Perlen gesticktes Ledertäschchen oder dergl. mitzubringen, was der Schwarze dankend und in der Meinung annahm, dass ihm die Gaben als Erkenntlichkeit für seine Spässe verabreicht würden. Ich liess die Arrapahoë bei ihrer Ansicht, hatte ich doch dadurch den Vorteil, von ihnen als Freund des Negers mit um so grösserem Respekt behandelt zu werden.

Schwarze werden von den Arrapahoë getötet, aber nicht skalpiert. Der Skalp ist »bad medicine«.

Die Arrapahoë haben ihre einst zahlreichen religiösen Gebräuche schon jetzt sehr eingeschränkt, seitdem die amerikanische Regierung eine immer schärfere Kontrolle über sie ausübt, der sie schliesslich ganz unterliegen werden. Sie zum christlichen Glauben zu bekehren, wird jedoch nie möglich sein; denn unbegreiflich ist es ihnen, weshalb sie nicht töten und nicht stehlen, sowie ihre vielen anderen Untugenden, die sie als Tugenden betrachten, ablegen sollen. Gelänge es trotzdem, so würden sie doch bald wieder zu ihrer Religion, die ihnen viel bequemer ist, zurückkehren.

Digitized by Google

Die Wolga.

Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis.

(Fortsetzung.)

Da am Westabhang des Ural die Vorberge nur geringe Höhe haben, so kommt es bei Hochwasser vor, dass eine Wasserverbindung zwischen der Kama, Wytschegda und Petschora hergestellt wird; dieser Weg muss im Altertum schon da gewesen sein. Er führte im Thal der Kolwa aufwärts bis zu ihrer Vereinigung mit der Wischerka, die aus dem Tschuchowskyschen See kommt. Eine Masse von Ruinen alter Ansiedelungen zeigen deutlich, dass hier einst eine belebte Strasse war. In den genannten See ergiessen sich im Norden zwei kleine Flüsschen, von Osten die Wogulka, von Westen die Berjosowka, deren Quellen in einer sumpfigen Niederung zwischen Kama, Petschora und Dwina liegen. Von der Wogulka lenkt die Strasse nach einem Seitenflüsschen, der Jelowka, ab, wo die Wasserstrasse endet. Hier müssen die Waren umgeladen und samt den Schiffen 4 Werst weit über Land geführt werden. Das ist der sogen. »Petschersky Wolok«, eine dichtbewaldete Gegend. Jenseit derselben fliesst ein Zufluss der Petschora, die Wolosniza, auf welcher die Schiffe in die Petschora gelangen. Nach der Ansicht einiger Gelehrten war das die Hauptstrasse, auf welcher die Bewohner des alten Biarmia zum Eismeer fuhren. Daneben gab es aber noch eine weit wichtigere zweite Strasse, welche die Kama mit der Dwina und dem Weissen Meer verband. Sie ging, wie die erste, anfangs durch die Berjosowka bis zum See Tschuchowsky und dann über den etwa ½ Werst langen, buchoninschen Trakt zur Wytschegda, welche in die Dwina fällt. Dieser Weg diente in der neueren Zeit hauptsächlich dem Verkehr zwischen Solikamsk und Archangelsk. Da hier die beste Gelegenheit zu einer Verbindung zwischen Wolga und Dwina sich darbietet, so hatte schon der geniale Peter der Grosse hier einen Kanal zu bauen beabsichtigt. Aber erst zu Zeiten Katharinas II. kam das Projekt zur Ausführung. Der Bau des Kanals wurde 1788 begonnen, aber erst 1818 beendet; er heisst der »nördliche Katharinenkanal«; seine Länge beträgt etwas über 16 Werst, seine Breite 40 Fuss, die Tiefe 5 Fuss. Der Verkehr auf demselben war übrigens von Anfang an gering und hat jetzt ganz aufgehört.

An der Kama liegt etwa 30 Werst unterhalb des Einflusses der Wischera die Stadt Solikamsk, der einstige Mittelpunkt des permischen Gebiets, seitdem es den moskauischen Fürsten gehörte. Die Stadt verdankt ihren Namen und ihren Ursprung den salzhaltigen Quellen und ist jetzt noch durch ihren Salzhandel bedeutend. Unterhalb der Stadt nimmt die Kama von Osten die Aiwa und Koswa, von Westen die Jewa und Obwa auf. An den Ufern dieser schiffbaren Flüsse liegen eine Menge von Fabriken. An der Koswa sind reiche Eisenerz- und Kohlenlager. Diese Gegenden waren einst noch viel dichter bevölkert als jetzt, worauf die Menge von Ruinen verlassener Städte hinweisen. Einige Werst oberhalb Perm kommt die Tschussowaja herein. Diese ist nach der Wischera der zweite Hauptzufluss der Kama, der dritte ist die Bjelaja. Alle diese drei Flüsse entspringen dem Ural und teilen den Lauf der Kama in drei Teile zu je 250 Werst. Die Ufer der Tschussowaja sind namentlich im Oberlaufe sehr felsig und ungemein romantisch; stellenweise fliesst der Fluss zwischen etwa 400 Fuss hohen, pittoresk geformten Felsen hin; da und dort bemerkt man in beträchtlicher Höhe über dem Wasser Höhlen im grauen Gestein, an welche sich mancherlei Sagen anknüpfen; in einer derselben verbarg sich Jermak auf seinem Zuge nach Sibirien. Die Tschussowaja war der Weg, auf welchem die aus Asien über den Ural hereinbrechenden Völker die nördlichen sarmatischen Ebenen überschritten; auf diesem Wege drangen auch die ersten russischen Kolonisten in Sibirien ein. Freilich war es im Thal der Tschussowaja nicht immer geheuer, dort hausten schlimme Räuber, denen die Höhlen als Schlupfwinkel dienten; sie überfielen die vorüberfahrenden Barken. Der Fluss hat auch seine Loreley, welche aber hier keine wunderschöne Jungfrau, sondern ein böses altes Weib ist. Da sitzt sie gebückt hoch oben auf zerklüfteten Felsen und liest ein Buch. Wer zu ihr hinaufschaut, gerät auf die Klippen. Ein anderer Fels ist »Schwanenfels« getauft worden, da seine entblössten Schichten die Figur eines Schwans darstellen; ein anderer heisst der »Ofen«, an seinem Fusse vertritt eine grosse Höhle das Schürloch. Da sind fünf einander völlig gleiche Vorsprünge, die »fünf Brüder«; nicht weit davon der »Thränenfelsen«, von dem beständig Wasser herabtropft. Mit einem Wort, die wunderbaren Formen dieser zum Himmel hinaufstrebenden Felsen haben die Phantasie des Volks mächtig angeregt. Die Tschussowaja hat eine Länge von etwa 670 Werst bei einer Breite von 50 – 160 Saschen und einer Tiefe von 1—7 Fuss, stellenweise 21 Fuss; sie ist stark versandet, was um so mehr zu bedauern ist, da sie die reichen Schätze des Ural der Kama zuführt; die Schiffahrt ist infolge davon sehr beschwerlich und gefährlich und erfordert geübte Flösser und Schiffer. Die Schnelle der Strömung beträgt etwa 8 Fuss in der Sekunde.

In ethnographischer Beziehung bildet die Tschussowaja die natürliche Grenze zwischen Wogulen und Baschkiren. Auf letztere kommen wir weiter unten zu sprechen, wenn wir zur Bjelaja zurückkehren. Hier einiges von den Wogulen. Diese sind durch die russische Kolonisation sozusagen auseinandergesprengt worden, und der eine Teil mehr nach Norden, der andere mehr nach Süden gedrängt. Jetzt bewohnen sie den nördlichen Teil des Ural, von da aus verbreiten sie sich weiter nach Osten bis zum Irtysch, zur Towda und zum Oberlauf des Tura, nach Westen fast bis zur Kama und nach Südwesten

Digitized by Google

bis zur Tschussowaja nächst der alten Stadt Kungur. Klein von Wuchs und schwächlich, haben sie, obgleich von weisser Hautfarbe, doch viel Aehnlichkeit mit den Kalmücken; das runde Gesicht ist meist bartlos, die Haare lang, meist schwarz oder dunkel, die Backenknochen hervorstehend. Uebrigens findet sich sonderbarerweise keine Andeutung davon, dass die Wogulen sich mit den Mongolen vermischt haben. Die Wogulen sind von Natur phlegmatisch, aber die beständige Beschäftigung mit dem Fang wilder Tiere hat sie gewandt, thätig und schlau gemacht. Während die Angehörigen dieses Stammes im Norden fast ausschliesslich Jäger sind, haben sie im Süden feste Wohnsitze und nähern sich hier in ihrer Lebensweise ihren Nachbarn, den Baschkiren. Ein armes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht kennt, wohnen sie im Winter in kleinen schmutzigen Hütten, im Sommer in kegelförmigen Jurten, die mit Baumrinde bedeckt sind. In den Wäldern leben sie in einzelnen Familien oder Geschlechtern zusammen. Jede Familie hält dasjenige Gebiet für sein Eigentum, das ihm vom Nachbar nicht bestritten wird. Da sie ausschliesslich von der Jagd leben, so sind sie genötigt, sich in weiter Entfernung voneinander niederzulassen, da sonst das Wild nicht für alle ausreichen würde. Sie sind fast beständig auf der Wanderschaft, ihre jeweiligen Niederlassungen bestehen selten aus mehr als fünf Jurten und sind 15 und mehr Werst voneinander entfernt. Pferde werden nicht gehalten, da man in den sumpfigen Gegenden leichter zu Fuss fortkommt. Auch würde es an Weideplätzen fehlen; zudem bilden die massenhaft vorkommenden Bären eine grosse Gefahr für die Pferde. Wohlhabendere Familien halten einige Kühe, welche mit den Frauen beständig in der Nähe der Jurten bleiben. Hunde sieht man sehr selten. Die ungeheuren Wälder gewähren ergiebige Jagd auf Zobel- und Elentiere. Mit Zobelfellen werden die Abgaben bezahlt, vom Verkaufe des Restes fristet der Wogule sein Leben. Das Fleisch wird nicht roh gegessen, sondern in Streifen geschnitten und ohne Salz an der Luft getrocknet oder geräuchert. In dieser Gestalt macht es die Hauptnahrung aus. Ist der Vorrat zu Ende, so werden die Knochen gesammelt, zerschlagen und gekocht. Doch kommt es selten so weit, denn das Gewehr und der Bogen verschaffen beständig die Möglichkeit, wilde Tiere und Sumpfvögel zu schiessen. Ausserdem beschäftigen sie sich mit Fischfang. Die Hauptzeit der Jagd ist Ende November, wo die Pelztiere das beste Fell haben. In Gruppen von drei und vier Mann gehen die Wogulen auf die Jagd, die Lebensmittel führen sie in kleineren Schlitten mit sich, bauen sich am Ort der Jagd eine Hütte und streifen den ganzen Winter im Wald umher. Die Jagdbeute verhandeln sie an Samojeden, Ostjaken und Russen. Merkwürdig ist es, dass die Wogulen trotz schlechter Ernährung und dem Leben inmitten von Sümpfen und in kalten Wäldern nicht an Skorbut leiden; das Harz der Lärche (Pinus Larix), welches sie beständig kauen, soll sie davor schützen.

Die an der Tura und Towda wohnenden Wogulen haben infolge des beständigen Verkehrs mit den Russen ihre ursprüngliche Lebensweise bedeutend geändert; auch sprechen sie schon mehr russisch, als ihre eigene Sprache. Sie beginnen ein ansässiges Leben zu führen und sich mit Ackerbau zu beschäftigen, jedoch sind sie immer noch vorzugsweise Jäger. Ihre Winterwohnung bilden viereckige hölzerne Jurten ohne Decke, die Thüren sind nach Norden oder Osten gewendet. Im Sommer leben sie mit ihrem Vieh in offenen Hütten aus Birkenrinde, in denen sie zum Schutze gegen Mücken und andere Insekten, welche in diesen Gegenden unerträglich sind, beständig Rauch machen.

Etwas unterhalb des Einflusses der Tschussowaja in die Kama, auf dem linken Ufer dieses Flusses, unter dem 58.° n. Br. liegt Perm, die jüngste unter den Städten dieser Gegend. Peter der Grosse hatte hier im Jahre 1721 Kupferwerke angelegt, in deren Nähe sich bald eine zahlreiche Bevölkerung ansiedelte, so dass der Ort im Jahre 1785 den Namen einer Stadt erhielt und Mittelpunkt des neuen Gouvernements wurde. Die Fabriken und Salinen in der Nähe brachten die Stadt bald zu hoher Blüte, und heute noch ist sie der Hauptstapelplatz für sibirische Waren.

Doch wir kehren zur Kama zurück. Die Kama ist bei Perm 1 Werst breit und 21—35 Fuss tief; das Niveau des Flusses über dem Meer beträgt 350 Fuss. Dieselbe ist wasserreicher als die Wolga und kann selbst im Hochsommer von den grössten Schiffen befahren werden. Das verdankt sie der Menge von bedeutenden Zuflüssen und der Masse von Sümpfen im Oberlauf. Die Strömung ist eine stärkere als auf der Wolga. Im Frühling überschwemmt die Kama die Wiesenseite vollständig. Im Mai beginnt das Wasser zu fallen und erreicht Mitte Juni das normale Niveau. Mitte August steht der Wasserspiegel 20 Fuss niedriger als im Frühling. Die wenigen Stromschnellen des Flusses bieten der Schiffahrt keinerlei Hindernis. Das Kamawasser ist reiner und gesünder als das der Wolga, auch ist sie sehr fischreich, was sie, wie die Wolga, dem Kaspischen Meere verdankt, doch sind ihre Fische schmackhafter als die der Wolga. Ausser Sterlet werden Störe, Hausen, Welse, Sander, Brachsen, Karpfen u. s. w. in grosser Menge gefangen. Vom Einfluss der Tschussowaja an schlägt die Kama die Hauptrichtung nach Südwesten ein. Der wichtigste Punkt auf dieser Strecke ist Sarapul, welches seit Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den Ruinen einer altbulgarischen Stadt aufgebaut worden ist. Lebhafter Handel mit Bau- und Brennholz bringt der Stadt grosse Einkünfte.

70 Werst unterhalb Sarapul mündet in die Kama die Bjelaja (bei den Baschkiren »Ak-Isil« genannt). Diese entspringt am Fusse der Hauptkette des Ural

Digitized by Google

zwischen dessen Ausläufern Iremel und Awaljak unter 54° 45′ n. Br. Im Oberlauf fliesst sie zwischen hohen bewaldeten Bergen, die reich an Höhlen sind. Eine derselben im Berge Baislan hat eine Länge von 80 Saschen, 8 Saschen Breite und 10 Saschen Höhe. Der Fluss ist im Oberlauf bis 45 Saschen breit, bei einer Tiefe von 1½—5 Fuss; die Strömung beträgt 5 Werst in der Stunde, der Fall 2 Fuss auf 1 Werst; sie nimmt eine Menge kleiner Zuflüsse auf. Im Mittellauf wird das Thal des Flusses breiter und wendet sich nach Norden; sie hat hier eine Breite bis zu 80 Saschen, bei einer Tiefe von 1—1½ Saschen. Die Strömung wird geringer. Nach Einfluss der Sima erbreitert sich das Thal bis zu 6 und 12 Werst, das linke Ufer wird niedriger, während das rechte von Hügeln begleitet wird. Die Strömung beträgt jetzt 1—3 Fuss in der Sekunde, die Breite 175—250 Saschen, die Tiefe 3 Saschen; hier ist der Fluss in der Navigationszeit schiffbar. An den Zuflüssen des Unterlaufs wohnen die Baschkiren [1]), die Tscheremissen und Wotjaken. Die Baschkiren beschäftigen sich mit Ackerbau und mit Bienenzucht, die durch die Kiefern-, Fichten- und Tannenwälder begünstigt wird. Die Bjelaja ist eine wichtige Strasse für die Erzeugnisse der Kupfer- und Eisenwerke des Ural, auch Korn, Pottasche und einige Waldprodukte werden auf ihr verschifft, z. B. Bast und Radreifen. Im Jahre 1877 beispielsweise wurden auf der Bjelaja 400 Schiffe befrachtet mit Waren im Wert von über 6 Millionen Rubel. Die Schiffe selbst werden an Ort und Stelle gebaut, alljährlich 70—100. Beim Einfluss in die Kama fällt die Bjelaja durch ihr weisses Wasser auf, welches die Farbe von Molken hat. Diese Farbe erklärt sich dadurch, dass der Fluss zwischen Ufern hinfliesst, die aus weichem Alabaster bestehen; auch auf dem Grunde findet sich an vielen Stellen weisser Kalk.

Die Bjelaja ist der Fluss der Baschkiren, denn sie bewässert mit ihren Zuflüssen das von diesem Volk bewohnte Gebiet. Seit uralter Zeit haben die Baschkiren oder, wie sie sich selbst nennen, »Baschkurten«, hier ihre Wohnsitze. Dieses Volk ist ein seltenes Beispiel davon, wie sich ein Nomadenvolk in ein ansässiges verwandelt hat. Ihrer Abstammung nach sind sie ein vertatarisierter finnischer Stamm. Plano-Karpini und Rubrukwis, Missionare im 13. Jahrhundert, kennen die Baschkiren (Pascatir) und behaupten, sie sprechen die gleiche Sprache wie die Ungarn. Bis zum Einbruch der Mongolen waren sie selbständig und ein starkes Volk. Dann aber gerieten auch sie, wie so viele andere Völker, unter das mongolische Joch. Zur Zeit Iwans des Grausamen waren sie sehr geschwächt, seit 1556 sind sie russische Unterthanen. Um sie gegen die Kirgisen zu schützen, wurde die Stadt Ufa gebaut.

[1]) Diesen Namen gaben ihnen übrigens die Tataren; »Basch« bedeutet tatarisch »Kopf«, »Kurt« = Wolf. In der Geschichte kommt der Name Baschkiren (Baschkurt) zum erstenmal bei Ibn-Fodlan im 10. Jahrhundert vor.

Jetzt teilen sich die Baschkiren in 13 Kantone, welche wieder in Jurten oder Wolosten zerfallen. Sie haben einen Ataman (einen General der Armee), die Kuratoren der Kantone sind Stabsoffiziere, die Vorsteher der Kantone und die Aeltesten der Jurten sind Baschkiren. Alle Kantone und Jurten werden mit Nummern bezeichnet. Sie sind verteilt in die Gouvernements Perm, Orenburg, Wjatka und Samara. Ueberhaupt machen sie die Hauptbevölkerung des südlichen Teils des Ural aus. Im Jahre 1849 betrug ihre Zahl 476000 Köpfe, im Jahre 1870 war sie auf 750000 angewachsen. Mit den Meschtscherjaken zusammen bilden sie ein Kosakenheer und können beim ersten Aufgebot 100000 Reiter ins Feld stellen.

Die ansässigen Baschkiren gleichen in ihrem Aeusseren auffallend den Tataren; sie haben die gleichen langen blauen Hemden, die gleichen Bastschuhe, sind fleissige Ackerbauer, leidenschaftliche Pferdediebe. Die einmal von ihnen gestohlenen Pferde verschwinden spurlos, denn sie werden von den Dieben aufgegessen. Der reine Typus des Stammes hat sich nur bei den nomadisierenden Baschkiren erhalten. Diese wohnen in den beiden Monaten, wo sie wandern, gewöhnlich in Kibitken, welche etwas höher und oben runder als die kirgisischen Kibitken sind. Hab und Gut wird in Bastkörbe gelegt, die am Sattel befestigt sind. Der Familienvater, sein Weib und die Kinder reiten in der Regel, eines hinter dem andern sitzend. Die Mütter legen die Brustkinder in ihre Kaftane an die Brust und halten dieselben mit einem wollenen Gürtel zusammen. Die kleinen Kinder, welche noch nicht selbst sich festhalten können, setzt die Mutter neben sich, die anderen sitzen hinter ihr, so dass das vordere sich am Gürtel der Mutter festhält, das hintere am vorderen; zu grösserer Sicherheit werden beide noch mit einem Gurt, der unter den Armen durchgeht, an die Mutter angebunden. — Während des Nomadisierens hat die Frau für die ganze Haushaltung zu sorgen. Sie pflegt Pferde und Kühe, melkt sie, bereitet den Kumys; sie fertigt die Butter und den »Krut«, einen säuerlichen grünen Käse, welcher die Hauptnahrung der Familie bildet. Ebenso verfertigt die Frau die Kleider und das Schuhwerk für die ganze Familie. Nur zur Zeit der Ernte und des Heumachens helfen auch die Männer; dann werden die Arbeiten im Haus einer für diesen Zweck gemieteten Magd übertragen. Nach Beendigung der Feldarbeiten erwarten die Frau im Hause neue Sorgen; jetzt muss sie den Ofen ausbessern, die Fenster mit Blasen bespannen, welche die Scheiben ersetzen, für den Winter Lebensvorräte bereiten, Hanf spinnen, Stiefel aus Pferdehäuten nähen, Tuch für die Kleider weben, Fausthandschuhe und Fusslappen für die ganze Familie zurecht machen, Kaftane nähen, Schaffelle gerben und aus ihnen Pelze machen, Filze für die Kibitken bereiten u. s. f. Wenn der nomadisierende Baschkir zum Dienst gezogen wird, so begibt er

Digitized by Google

sich an den Aralsee, schafft sich Wagen und Gespann an und erscheint als guter und eifriger Soldat in der Festung Orsk, um von da an die Mündung des Syr-Darja zu marschieren. Die zu Hause bleibenden thun lediglich nichts, sie trinken nur Thee und vertilgen eine ungeheure Menge Kumys. Das Lieblingsgetränk freilich ist saurer Met. Dieser wird auf folgende Weise bereitet: Man nimmt den Honig mit der Wabe, löst ihn in heissem Wasser auf, setzt etwas Hefe zu, säuert ihn ein, stellt ihn an einen warmen Ort, und am andern Tage ist das Getränk fertig. Es ist sehr stark, säuerlich süss und sehr berauschend; für unsern Geschmack freilich nicht sehr angenehm. Wer es nicht gewöhnt ist, wird von einem einzigen Glas berauscht, aber die Baschkiren können einen ganzen Wedro (16 bis 20 Flaschen) davon trinken. Da der Baschkire ein vorzüglicher Bienenzüchter ist, so hat er Honig in Hülle und Fülle und verdient damit viel Geld. Die Bienenstöcke werden in der Regel auf Eichen, Ulmen oder Pappeln angelegt, und zwar in höchst origineller Weise. Der Baschkire wählt hohe Bäume aus zum Schutz gegen die Bären. Er haut zuerst unten in den Baum zwei Einschnitte, gross genug, um die Füsse darein setzen zu können, dann umschlingt er den Baum und seine Taille mit einem Riemen und haut nun abwechselnd bald rechts, bald links kleine Stufen in den Baum, vermittelst deren er nach oben klettern kann. Wenn er auf diese Weise 35 bis 40 Fuss hoch hinaufgeklettert ist, so bohrt er eine Höhlung in den Baum, die bis auf ein kleines Flugloch wieder zugedeckt wird, macht dann von oben nach unten eine ziemlich breite Spalte in die Höhlung und verschliesst diese mit einem Keil. In der Höhlung bauen sich nun wilde Bienen an oder auch solche, welche ihren Stock verloren haben. Solche Höhlungen werden in jeden Baum zwei oder drei gemacht. Zur Nachweisung des Eigentums wird ein Zeichen eingehauen. Vom 21. Juli bis 6. August streift der Baschkire durch den Wald und besieht sich seine Bienenstöcke, wobei er ein Netz über das Gesicht trägt. Wo viel Honig vorhanden ist, nimmt er ihn heraus, wo wenig, rührt er ihn vorderhand nicht an. Bis zum 15. August aber wird aller Honig herausgenommen mit Ausnahme des für die Bienen nötigen Futters. Jeder Baschkire hat seine 10—20 und mehr solcher Bienenstöcke, ausserdem haben sie noch welche in ihren Hausgärten.

Die Baschkiren als Halbnomaden beschäftigen sich mit Viehzucht, vorzugsweise mit Pferdezucht, und manche haben bis zu 2000 Pferden. Besitzer von 500 Pferden sind keine Seltenheit, und selbst der Arme hat deren 30—40 Stück; dagegen trifft man weniger häufig Kühe, Schafe und Ziegen. Reiche Baschkiren halten auch Kamele, die indes den harten Winter schwer ertragen.

Der Baschkire ist ein grosser Stutzer, es kommt vor, dass er fünfmal am Tage sein Kostüm wechselt. Einige lassen das Haupthaar rasieren, andere tragen lange Locken. Sie sind alle Mohammedaner, haben aber viele Bräuche ihrer alten Religion erhalten. So haben sie z. B. keine allgemeinen Kirchhöfe, sondern jeder wird an dem Ort begraben, den er sich selbst zur ewigen Ruhe erkoren hat. Viele abergläubische Gebräuche und heidnische Vorstellungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Zauberei und Beschwörung sind in grossem Gang; die Zauberer heissen Kaschmesch. — Die mit den Baschkiren zusammenwohnenden Meschtscherjaken, Tataren und Teptjaren unterscheiden sich wenig von den ersteren und sind gleichfalls finnischen Ursprungs.

Nach Einfluss der Bjelaja beginnt der Unterlauf der Kama am Westfuss des Ural. Gleichsam zurückgedrängt von den Wassern der Bjelaja, schlägt sie eine südwestliche Richtung ein und behält diese bis zur Einmündung in die Wolga bei. In ihrem Unterlauf durchfliesst die Kama noch das reiche und fruchtbare Gouvernement Kasan und nimmt noch zwei grosse Zuflüsse, die Scheschma und den Ik, auf. Letzterer kommt aus dem Gouvernement Orenburg. Seine Ufer haben eine Fülle von allen möglichen Lebensmitteln, und die daselbst lebenden Tataren erfreuen sich grossen Wohlstands. Die zahlreichen Süsswasserseen strotzen von kostbaren Fischen, die saftigen Weiden der Steppe begünstigen die Viehzucht in hohem Grade. Der Ik ist 400 Werst lang, 20—45 Saschen breit und 4—8½ Fuss tief, so dass er auf einer grossen Strecke befahren werden kann. Die im Oberlauf des Flusses vom Ufer aufsteigenden bewaldeten Felsen sind reich an Höhlen. Die berühmteste unter ihnen ist die Ikhöhle benannte bei der Stadt Belebei. Der Eingang zu derselben liegt in einer etwa 30—35 Fuss tiefen trichterförmigen Einsenkung und ist so niedrig, dass man nur kriechend in dieselbe hineingelangen kann. Die erste Höhle ist sehr gross, und die Temperatur darin selbst im Hochsommer so niedrig, dass das Wasser friert; links davon gelangt man durch einen engen Gang in eine andere Höhle von 25 Saschen Länge, 10 Saschen Breite und 2 Saschen Höhe. Die Wände, Decke und Boden der Höhle bestehen aus Gipsschichten; westlich von dieser Höhle ist noch eine dritte mit einem grossen See. In der Nähe sind verlassene Kupferbergwerke, welche sich überhaupt zahlreich am Flusse finden. Längs der Ufer stösst man allenthalben auf Kurgane und Reste alter Befestigungen. An einem Zufluss des Ik liegt das durch seine Jahrmärkte berühmte Menselinsk, wo alljährlich 3—5 Millionen Rubel umgesetzt werden.

Nicht weit von dem Städtchen Jelabuga nimmt die Kama die ihr fast ebenbürtige Wjatka auf, welche allerdings nur einen Lauf von 900—1000 Werst hat, also kaum ⅔ des Laufs der Kama. Den Namen haben die Russen dem Fluss gegeben nach dem dort wohnenden Volk der Wotjaken. Diese selbst nennen ihn »Kam-Wjatka« (kam heisst bei den Wotjaken »lang«). Der Name des Volkes aber ist russifiziert

Digitized by Google

aus W'ot und jak. Das Volk selbst nennt sich »Ot« oder »Ut-Mort«, was »Mensch« bedeutet. — Die Wjatka entspringt in der Nähe der Kama, lange Zeit fliessen beide parallel, plötzlich aber gehen sie nach diametral entgegengesetzten Seiten auseinander und entfernen sich später bis auf 450 Werst. Schon im Oberlauf empfängt die Wjatka eine Menge wasserreicher Zuflüsse aus den undurchdringlichen Wäldern des nördlichen Teils des Gouvernements Wjatka. Keine menschliche Hand noch hat jene Wälder berührt, kaum ein menschlicher Fuss sie betreten. Das Klima ist rauh, der Boden unfruchtbar, die Bevölkerung dünn gesät. Die Hauptnahrung der Bewohner bildet die Rinde der Edeltanne. Sie wird mit Messern abgeschält, getrocknet, in Mörsern gestossen oder gemahlen, mit Mehl vermengt, wenn solches vorhanden, und daraus wird ein dünnes fladenartiges Brot gebacken. An den Erwachsenen sind die Folgen dieser kümmerlichen Nahrung nicht so zu bemerken, dagegen kann man nicht ohne Mitleid die armen Kinder ansehen; ihre bleichen Gesichtchen tragen deutlich den Stempel der kärglichen Nahrung auf sich. Auch die Erwachsenen leiden einige Zeit, wenn sie von der Rinde zum Brot übergehen; die Füsse schwellen an und zwingen die Armen, eine Zeitlang unbeweglich zu liegen.

(Schluss folgt.)

Litteratur.

Oscar Vug, Schlesische Heidenschanzen, ihre Erbauer und die Handelsstrassen der Alten. Ein Beitrag zur deutschen Vorgeschichte. In 2 Bänden mit 118 Abbildungen und 2 Karten. Grottkau, im Selbstverlag. 1890.

Das vorliegende, ziemlich umfangreiche (475 Seiten) Werk ist nicht das Produkt eines Gelehrten am grünen Tische, sondern eines Laien, der, von Wissens- und Forschungsdrang beseelt, das niedergeschrieben hat, was er im Laufe der Jahre aus eigener Anschauung kennen lernte. Es durchweht das Werk ein frischer Hauch von Begeisterung für die Erforschung der schlesischen Vorzeit, die dem Verfasser seiner eigenen Aussage nach schon in früher Jugend eingeimpft worden ist.

Leider dürfen wir uns nicht verhehlen, dass vielfach der Laie zum Vorschein kommt, der vage Behauptungen und unbewiesene Ansichten entwickelt. Wenn es auch dem Verfasser im grossen und ganzen gelungen ist, die einschlägige Litteratur sich dienstbar zu machen — er ist in der altdeutschen Heldensage und Geschichte sehr gut beschlagen —, so geht ihm doch noch ein guter Teil jener Kenntnisse ab, welche die »Wissenschaft des Spatens« durch jahrelanges, mühevolles Ringen sich erworben hat, und die für die Urgeschichtsforschung weitaus wichtiger sind als manche Nachrichten der Alten.

Gehen wir jetzt auf eine kurze Wiedergabe des Inhalts ein. Es ist bekannt, dass die Archäologen sich schon zu wiederholten Malen gegen das, einem jetzt überlebten Zeitgeiste entsprungene Dogma von einer Deutung der sogenannten Burgwälle (Heidenschanzen nach Vug) als Opferstätten aufgelehnt haben, eine Ansicht, die jüngst noch von Behla in seiner Schrift über die Rundwälle vertreten wurde. Vugs Erklärung bricht mit dieser veralteten Auffassung. Seine Beobachtungen brachten ihn nämlich zu der Ueberzeugung, dass »sich ursprünglich jeder einzelne deutsche Stamm zur Sicherung seines Besitzstandes gegen seine Nachbarn durch Wall und Graben abgeschlossen habe, dass sie ihre Dörfer durch Wallburgen und ihre Strassen durch Schutzwehren sicherten, dass aber eine gewaltige Hand alle diese Stämme geleitet habe . . . .« Fussend auf diesem Grundsatz, entwirft der Verfasser den grossartigen Plan eines Netzes von alten Heeres- und Handelsstrassen, die in der Vorzeit Schlesien nach allen Richtungen hin durchquerten, und an denen sich Schanze an Schanze in endloser Kette reihte. Anhaltspunkte für den Verlauf dieser Strassenzüge boten ihm immer die Hauptschanzen, an denen entlang er die Wege gleichsam wie an Etappen verfolgte.

Die Form der deutschen Schanzen ist das Viereck mit abgerundeten Ecken im Gegensatz zu dem Rechteck der römischen Castra. Für ihre fortifikatorische Bedeutung spricht schon der Umstand, dass sie mit Wallgräben, Dämmen und Gräben versehen waren. Die Entfernung der einzelnen Schanzen betrug ungefähr 3 km. — Interessant ist ferner die Beobachtung des Verfassers, dass die sogenannten unterirdischen Gänge von meilenweiter Ausdehnung nichts weiter waren als mit Wallaufwurf und dichtem Gesträuch versehene Gräben, die als Pfade und als Stammesgrenzen dienten.

Nach diesen Auslassungen allgemeinen Inhalts gibt der Verfasser eine eingehende Schilderung der einzelnen Schanzen Schlesiens (nach Lage, Einrichtung, Sage, geschichtlicher Ueberlieferung u. s. w.), die er mit einer grossen Anzahl Abbildungen und Skizzen begleitet. Leider verfällt er von vornherein in den Fehler, dass er alle burgwallähnlichen Anlagen für germanisch in Beschlag nimmt. Ohne Zweifel nahmen auch Völker anderer Nationen an ihrer Erbauung teil. Die vorgeschichtlichen Funde lehren, dass wir keltische, germanische, slawische und moderne Erdaufschüttungen unterscheiden müssen.

Die zweite Hälfte des zweiten Bandes widmet der Verfasser dem socialen und politischen Leben und Treiben des germanischen Volkes. Seine hierauf bezüglichen Erörterungen eröffnen uns viele neue Gesichtspunkte, scheinen aber doch manchmal etwas gewagt zu sein. Wir erhalten ein recht anschauliches Bild von den ältesten germanischen Beschäftigungen (Bergbau, Schifffahrt, Handel), von der Verfassung der deutschen Urzeit, der Stellung der deutschen Frau u. a. m. — Zum Schluss redet der Verfasser dem Markomannenfürsten Marbod das Wort als dem Verfechter der nationalen Idee und stellt die angeblichen Verdienste Armins in den Schatten. Die Beweisführung ist sehr überzeugend.

Noch einige Berichtigungen. Die Ansicht (S. 11), dass »die Kelten für nichts mehr und nichts weniger als einer jener kleinen deutschen Stämme anzusehen seien, der einmal irgendwie die Führung übernahm und dadurch besonders genannt wurde,« entbehrt jeder Begründung. — Ebensowenig ist bewiesen (S. 22), dass die Hünengräber nur zu menschlichen Wohnungen gedient hätten. Gegen eine solche Hypothese sprechen eben die Thatsachen (Funde). — Dagegen können wir den Auslassungen des Verfassers über die Wertlosigkeit des Dreiperiodensystems nur beipflichten, wenn auch nicht bedingungslos. — Die vom Verfasser gegebene Erklärung für die Entstehung der verschlackten Wälle und Glasburgen (Schutz gegen Angriffe durch angezündete Holzstösse an gefährdeten Stellen oder Freudenfeuer bei Festlichkeiten) ist ganz annehmbar. Referent gibt aber zu bedenken, dass diese Art von Wällen im allgemeinen nicht den Germanen zugeschrieben wird. — Auch für die Behauptung des Verfassers, dass der Weinbau in Schlesien uralt sei (S. 48), fehlen bis jetzt jegliche Anhaltspunkte. Ebenso kühn klingt seine Auffassung mancher Burgwälle, sogenannter Seifenberge (Reste von Kalk, Knochen u. a.) als altgermanischer Seifensiedereien.

Trotz dieser Ausstände, die sich noch vermehren lassen, erfährt die archäologische Wissenschaft in der vorliegenden Publikation eine wertvolle Bereicherung durch den Reichtum an Beobachtungen, welche in ihr niedergelegt sind, sowie durch den Versuch, die Urgeschichte mit den Ueberlieferungen aus Geschichte und Sagenwelt in Zusammenhang zu bringen.

G. Buschan.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

DAS AUSLAND

Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde

herausgegeben von

KARL VON DEN STEINEN.

Jahrgang 63, Nr. 52. **Stuttgart, 29. Dezember 1890.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7.— Zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter.

Manuskripte und Rezensionsexemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Dr. KARL VON DEN STEINEN, Marburg-Hessen, Barfüsserthor 28, zu senden.

Inserate auf dem Umschlag 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Enumclaw in den nordamerikanischen Kaskaden. Von Dr. Julius Röll in Darmstadt. S. 1021. — 2. Ethnologie und Philosophie. Von Th. Achelis. (Schluss.) S. 1026. — 3. Der Volksglaube und die Gebräuche der Kasaner Tataren. Von P. v. Stenin in St. Petersburg. S. 1031. — 4. Die Datumgrenze im Grossen Ozean und ihr wirklicher Verlauf. Von Dr. v. Danckelman. S. 1033. — 5. Problems of Greater Britain. Von L. Abel. S. 1035. — 6. Die Wolga. Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis. (Schluss.) S. 1037. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 1040. — 8. Litteratur. (Ermenegildo Costi. H. Borchard.) S. 1040.

Enumclaw in den nordamerikanischen Kaskaden.

Von Dr. Julius Röll in Darmstadt.

Enumclaw ist ein indianisches Wort und bedeutet »Ort der bösen Geister«. Der Name ist auf eine Station der Northern Pacific-Eisenbahn übertragen worden, welche etwa in der Mitte zwischen dem Kaskadengebirge und der Küste des Stillen Ozeans liegt. Veranlassung zu dem Namen »Ort der bösen Geister« haben den Indianern vielleicht die Torfmoore gegeben, die sich in der Umgegend ausbreiten, und auf denen wohl hie und da Irrlichter beobachtet wurden; vielleicht ist er auch auf eine dunkle Felsenschlucht zurückzuführen, welche am nahen Green River den Blick des Reisenden auf sich zieht, wenn er vom Gebirge kommend in die weite Ebene hinaustritt. Enumclaw liegt inmitten der vom Windhauch des nachbarlichen Ozeans durchfeuchteten Wälder, welche sich bis in das Kaskadengebirge erstrecken. Sieben geographische Meilen nach Südosten erhebt sich der Mount Tacoma (Mount Rainier), welcher als ein einzelner Schneeberg bis zu 14440 Fuss oder 4404 m Höhe aus der Kaskadenkette hervorragt. Mit seinem breiten, eine kleine stumpfe Mittelspitze zeigenden Gipfel steigt er frei und mächtig aus derselben empor und gibt, von den verschiedenen Standorten der Umgegend aus gesehen, durch die wechselnde Umrahmung und durch die Mannigfaltigkeit der Beleuchtung ein zauberhaftes und stets bedeutendes Bild.

Während Enumclaw im Jahre 1888 nur aus einem kleinen Hotel, einem Warenhaus, einer Schmiede und einigen Bretterhäuschen bestand, an die sich etwa 30 zerstreut liegende Farmen anschlossen, so besitzt es heute zwei Gasthäuser, zwei Salons mit Billard, zwei Warenhäuser, eine Kirche, eine Schule, eine Apotheke, einen Putzmacherladen und mehrere hübsche Privathäuser und zeigt so, wie mehrere Nachbarorte, das schnelle Wachstum der Städte im fernen Westen Amerikas.

Am 18. Mai 1888 kam ich zum erstenmal auf einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise für das weltberühmte Arboretum meines Freundes, des Rittergutsbesitzers Dr. Dieck in Zöschen bei Merseburg, mit meinem Begleiter, Herrn Purpus aus Illinois, nach Enumclaw. Wir fuhren, weil damals der grosse, durch das Kaskadengebirge führende Stampede-Tunnel dem Verkehr noch nicht übergeben war, auf den sog. »switchbacks« in Zickzacklinien über den Gebirgspass, dann am romantischen Green River hinab durch den Urwald, an dem amerikanischen Kurort Hot Spring und an Eagle gorge vorüber, nach Enumclaw und fanden, dass diese Station, zwischen Gebirg und Thal gelegen, ein für unsere naturwissenschaftlichen Studien zweckmässiger Aufenthaltsort sein müsse.

Als wir am 30. Mai, in umgekehrter Richtung vom Strand des Stillen Ozeans kommend, an Enumclaw vorüberfuhren, beschlossen wir, nach Beendigung unserer Kaskadentouren der Gegend von Enumclaw einen längeren Besuch abzustatten. Derselbe ward in den Tagen vom 29. Juni bis 12. Juli 1888 von uns ausgeführt.

Bei unserer Ankunft am Abend des 29. Juni fanden wir in dem einfachen Bretterhotel eines alten Anglo-Amerikaners gute Aufnahme. Dieser Mann hat durch die Anlage der Eisenbahn ein gutes Geschäft gemacht, da sich zur Zeit des Bahnbaues ein grosser Teil des umliegenden Landes in seinem Besitz befand. Sein Hotel war, als wir es besuchten, allerdings nur ein einfacher Holzbau mit kleinen, niedrigen Zimmern, aber er genügte den damaligen Verhältnissen. Wir erhielten zwei einfache, durch eine Bretterwand geschiedene Zimmer mit den notwendigsten Geräten. Durch das Fenster des mei-

Digitized by Google

nigen sah man in einen hübschen Blumengarten. Auch im Innern des Hauses fand sich ein von dem Wirt gut gepflegter Blumenflor. Statt in Blumentöpfe waren die Pflanzen sämtlich in alte Konservenbüchsen eingesetzt.

Neben dem Hotel liegen die Häuser von Enumclaw zum Teil am Rande des Waldes. Zwischen denselben stehen noch zahlreiche Baumstrünke. Im Innern der Häuser sieht man hie und da noch eine Anzahl Pflanzen dem ungedielten Boden entspriessen. In der Werkstätte des Schmiedes wachsen die Adlerfarne bis über Meterhöhe lustig empor. Aber diese Häuser und Werkstätten, die jetzt nur dem augenblicklichen Bedürfnis entsprechen, werden vielleicht bald grossen und bequem eingerichteten Gebäuden Platz machen. Im Westen ist alles in Wachstum und Entwickelung begriffen, nicht nur das Organische, die Menschen, ihre Herden und Saaten, sondern auch ihre Häuser.

Wir trafen im Gasthaus zwei Deutsch-Amerikaner, ein 14jähriges Mädchen, die Tochter eines deutschen Farmers aus der Umgegend, und einen deutschsprechenden Arbeiter, welcher einige botanische Kenntnisse verriet. Ich teilte ihm meine Absicht mit, die Torfmoore der Umgegend aufzusuchen. In der Frühe des nächsten Morgens brachte er mehrere Torfmoosproben zur Stelle. Trotz des Regens liessen wir uns von ihm an ein Torfmoor führen, in welchem ich zahlreiche Formen von Sphagnum acutifolium, fuscum, recurvum, teres, subsecundum und cymbifolium sammelte. In den nächsten Tagen besuchten wir noch einige andere in der Nähe von Enumclaw gelegene Moore.

Die Torfmoore von Enumclaw sind ebene, vom Urwald eingeschlossene Flächen, welche trotz ihrer Einförmigkeit dem Auge nicht unangenehm erscheinen. Keine rauhe Schürfung des Bodens, kein von der Kultur gezogener Graben beleidigt das Auge. Alles ist echte, unverfälschte Natur. Ein sonderbarer Reiz der einförmigen Fläche liegt in der Mannigfaltigkeit der Farben, welche die verschiedenen Formen der Torfmoose zeigen. Rote Acutifolien und Cymbifolien wechseln mit den bleichen Cuspidata, während sich die Formen des Sphagnum fuscum und teres in braunen Polstern ausbreiten. Erstere Art wächst mit Vorliebe am Rande des Weidengesträuchs und auf den durch höhere Pflanzen erzeugten kleinen Hügeln des Moores. Während diese Torfmoose an den trockenen Standorten niedrig und dicht erscheinen, erreichen sie an feuchten Stellen die Länge eines Fusses und bilden lockere Rasen. Alljährlich sterben Teile der Torfmoose, vom Frost und vom Alter gebrochen, ab und bilden inmitten der schützenden Feuchtigkeit den unverweslichen Torf. Seit Jahrtausenden arbeiten hier Feuchtigkeit und Sonnenlicht im Verein, um für spätere Geschlechter die Wärme aufzuspeichern, welche sie vor der Kälte des Winters schützt. Aus den Resten der modernden Ahnen sprossen neue Geschlechter hervor. So entstehen allmählich hohe, elastische Polster, welche sich auch seitwärts ausbreiten und mit der Zeit alle Vertiefungen, Lachen und Tümpel des Moores ausfüllen oder sie mit einer schwankenden Decke überziehen, welche zu betreten der Fuss des unerfahrenen Fremdlings sich hüten muss.

Die Torfmoore des amerikanischen Westens haben grosse Aehnlichkeit mit unseren deutschen Torfmooren der Niederungen. Zwar gibt ihnen der Rahmen des Urwaldes etwas Eigentümliches, aber die Moorflächen selbst und die Formen und Farben der Moose sind unseren deutschen sehr ähnlich. Auch manche Laubmoose, welche neben und zwischen den Torfmoosen wachsen, zeigen sich in beiden Erdteilen übereinstimmend, z. B. die charakteristischen Sumpfmoose Hypnum elodes und cuspidatum, Thuidium Blandowii und Aulacomnium palustre. Einige den Phanerogamen angehörige Sumpfpflanzen der deutschen Moore finden sich ebenfalls hier; so die Moosbeere (Vaccinium Oxycoccus), welche, ganz wie in Deutschland, mit ihren dünnen Stengeln über und zwischen dem Moose umherkriecht und mit ihren schönen, rosenroten Blütchen und ihren tiefroten, kugelförmigen Beeren die Torfmoore von Enumclaw schmückt. Ferner ist die rotstengelige Blutwurz (Comarum palustre) und der blassrötliche Fieberklee (Menyanthes trifoliata) beiden Floren gemeinsam. Die weissen Schöpfe des Wollgrases bewegen sich im Winde zwischen den schlanken Halmen der Halbgräser auf den Mooren von Enumclaw ebenso zierlich und träumerisch, wie daheim im deutschen Lande.

Andere Pflanzen der nordwest-amerikanischen Moore sind, obgleich den entsprechenden deutschen ähnlich, doch als Arten von ihnen verschieden. Statt unseres deutschen Sumpfporstes (Ledum palustre) findet sich bei Enumclaw Ledum glandulosum, statt unseres Sumpf-Knabenkrauts (Epipactis palustris) eine weisse Orchis mit schmaler Unterlippe, statt unseres rundblätterigen Sonnentaus (Drosera rotundifolia) eine sehr ähnliche Art. Ebenso sind die Weiden und Spiräen der Moore von Enumclaw zum grössten Teil von den unsrigen verschieden. Ein grosser Aaron mit zwei Fuss langen, glänzenden Blättern und grossen, grünen Blütenkolben, sowie ein hoher Germer (Veratrum) sind für die Torfmoore von Enumclaw charakteristische Pflanzen. Hie und da wachsen auch fleischige Claitonien am Rande des Moores. Die dasselbe umgebenden Bäume sind reich mit Baummoosen (Orthotrichen) bewachsen, unter welchen die Polster einer unserem Orthotrichum Lyellii ähnlichen Art (O. strictum Vent.) durch ihre bedeutende Grösse und reiche Fruchtbildung auffallen.

Ein grösseres Torfmoor besuchten wir am Nachmittag. Dasselbe liegt, etwa zwei englische Meilen von der Station entfernt, mitten im Urwald, in der Nähe der Wohnung eines deutschen Farmers, den wir am Morgen bei unserem Ausflug angetroffen

Digitized by Google

hatten und der nun am Nachmittag so freundlich war, uns an das Moor zu geleiten.

Ein schmaler Pfad führt von seiner Wohnung durch den Wald. Letzterer ist zum grossen Teil aus der Douglastanne (Pseudotsuga Douglasii) und der Riesenceder (Thuja gigantea) gebildet. Doch wechselt mit dem Koniferenwald hie und da auch Laubwald ab, an dessen Bildung verschiedene Ahornarten, hauptsächlich Acer macrophyllum und circinatum, hervorragenden Anteil nehmen.

Der feuchte, fruchtbare Untergrund hat hier eine Vegetation erzeugt, wie ich sie nur selten wieder in ähnlicher Ueppigkeit auf meiner Reise durch Nordamerika angetroffen habe. Riesenstämme der Douglastanne von 3 m Durchmesser und 100 m Höhe sind hier keine Seltenheit. Zahlreiche dieser Riesenstämme liegen umgestürzt am Boden. In einige, welche den Pfad sperren, sind treppenartige Stufen eingehauen, so dass man sie übersteigen kann; andere zeigen am Grund grosse Höhlungen, in denen man aufrecht zu stehen vermag. Cornus Nuttallii ist hier zum stattlichen Baum emporgewachsen und nimmt sich neben seinem kleinen, auf dem Waldboden als niedriges Kraut dahinkriechenden Bruder, dem Cornus canadensis, sehr sonderbar aus. Ein Traubenholunder (Sambucus) ist gleichfalls zum Baum erstarkt und leuchtet mit seinen roten Fruchttrauben weithin durch die Waldnacht. Die Heidelbeersträucher erreichen hier eine Höhe von 2 m und finden sich in zwei Arten, von denen die eine rote, die andere schwarze Früchte trägt. Beide Fruchtarten schmecken unseren deutschen Heidelbeeren sehr ähnlich. An feuchten Stellen hemmt zuweilen die stachelige Fatsia horrida den Weg. Sie wird an manchen Orten 2 m hoch und bietet mit ihren grossen, gelappten Blättern einen wunderbaren Anblick dar.

Laubreiche Sträucher verschiedener Art und prachtvolle Farngruppen füllen die Räume zwischen den Riesenstämmen aus. Die der Douglastanne steigen oft bis zu einer Höhe von 30 m schlank und astlos empor und entfalten erst in der oberen Hälfte ihre elegante Pyramidenkrone. Die Stämme sind mit üppigen Moospolstern bedeckt. Ueber die alten Wurzelstöcke breitet neben dem grünlichen Cypressenmoos (Hypnum cupressiforme) das schöne silberglänzende Plagiothecium undulatum seine kriechenden Stengel aus. Daneben stehen reichfruchtende Mniumarten im saftigsten Grün. Von den Zweigen lässt die goldbraune Neckera Menziesii ihre langen, lockeren Polster herabhängen. In den Astgabeln sprosst in Gestalt kleiner Palmbäumchen das schöngeformte Climacium, während dichte, halbkugelige Polster braungrüner Orthotrichen die Stammrinde besetzt halten. Zahlreiche Hypneen bedecken den humusreichen Waldboden in erstaunlicher Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit, und das zarte Blütenweiss des Sauerklees schimmert hell aus dem dunkeln Grün hervor. Hie und da steht auch ein grosser Champignon am Fuss eines Waldriesen.

Wenn man endlich aus dem Dunkel des dichten Urwalds heraustritt auf die weite Moorfläche, so wird das Auge fast geblendet von dem strahlenden Lichtschein, welcher die buntfarbige Moosdecke erhellt. Während einzelne Wolken, wenn sie vorübergehend die Sonne verdecken, als dunkle Schatten über das Moor ziehen, erzeugen an anderen Stellen einzelne Lichtstreifen einen zauberhaften Farbenschein auf den weichen Mooskissen. Wo an den tieferliegenden Einsenkungen ein kleiner Tümpel unter seiner Oberfläche braune Torfmoose birgt, erscheint das Wasser desselben dunkel, während der flache Wasserspiegel fern liegender Vertiefungen das Licht der Sonne hell und glänzend zurückwirft. So wechseln die Lichter und Farben beim Durchschreiten des Moores fort und fort. Selbst der Rahmen des Waldes zeigt, je nach der verschiedenen Entfernung desselben und den veränderten Lichtreflexen ein verändertes Aussehen. Wenn man mit den dunkeln Kronen der hochstämmigen ernsten Tannen das niedere Buschwerk inmitten des Moores vergleicht, so macht es zuweilen durch den Gegensatz der Beleuchtung einen ganz fremdartigen Eindruck. Oft glaubt man einen Augenblick, es wolle eine von einem Lichtstrahl getroffene Weidengruppe sich vor unserem Auge fortbewegen. Auch scheint es zuweilen, als ob durch die wasserziehende Sonne und durch die aufsteigenden Dünste des Moores ein Schleier mit rosigem Schimmer über die Fläche ausgebreitet würde, während die hinter derselben sich erhebenden Berge ein matt-violetter, geheimnisvoller Lichtschein erhellt.

Ich hatte in diesem Torfmoor eine Anzahl eigentümlicher, im Osten der Vereinigten Staaten vorkommender Torfmoosarten vermutet, z. B. Sphagnum Pylaisii, cyclophyllum, macrophyllum und Portoricense. Von diesen Arten fand ich aber keine Spur. Dagegen zeigten sich andere, auch bei uns in Deutschland vorkommende Arten hier sehr formenreich. Man glaube nicht, dass ich durch das Fehlen jener seltenen Arten enttäuscht gewesen wäre. Mir waren die zahlreichen, verschiedenen Formen der sog. gemeinen Arten und ihre Uebergänge in hohem Grade interessant, ja interessanter als einzelne fast immer spärlich vorkommende Seltenheiten. Wer alle einzelnen Pflanzenformen der Beobachtung und Untersuchung für wert hält, und nicht in der Trennung gemeiner und seltener Arten, sondern in der Erforschung des Zusammenhangs der Pflanzenarten und Formengruppen die Aufgabe der Naturforschung sieht, dem ist in diesen Mooren ein reiches Material zur Beobachtung und Untersuchung geboten, das ihn auf die Jagd nach seltenen Arten verzichten lässt.

Im Eifer meines Beobachtens und Sammelns war ich weit auf der Moorfläche vorgedrungen und hatte meine Begleiter hinter mir zurückgelassen. Im Westen stiegen finstere Gewitterwolken auf, und bald verkündete ferner Donner das nahende Unwetter.

Digitized by Google

Ein düsterfarbiger Schleier zog allmählich über das Moor, und der Wind stimmte sonderbare Melodien in dem Röhricht und Strauchwerk an. Die dürren Gräser raschelten und knisterten; die Weidenzweige bogen sich tief herab auf den feuchten Grund, und ihre Blätter lispelten leise Klagelieder. Die alten Douglastannen schüttelten unwillig das Haupt und rauschten im Winde. Die einsame Stätte hatte plötzlich ein unheimliches Leben gewonnen. War hier der Ort der bösen Geister? Hatten sie sich diese Stätte zum Sammelplatz auserkoren? Ich eilte, hier von einem Binsenpolster auf einen Mooshügel überspringend, dort einem Wassertümpel ausweichend, an den Waldrand, wo meine Gefährten meiner ungeduldig harrten, und wir traten den Rückweg durch den Urwald an. Ihn beherrschte jetzt dunkle Nacht, und wir mussten uns vorsehen, um nicht über die zahlreichen Baumwurzeln und umgestürzten Stämme zu fallen oder in die wassergefüllten Vertiefungen des schmalen Pfades zu treten. Der Sturm sauste durch die Baumkronen; grelle Blitze durchzuckten die Waldnacht, und der Donner durchdröhnte weithin den Forst. Aber das dichte Blätterdach des Waldes schützte uns vor den schweren Regentropfen, und ehe noch das Unwetter in seiner ganzen Heftigkeit zum Ausbruch gekommen war, hatten wir schon die einsame Waldhütte unseres Führers erreicht und warteten hier unter fröhlichen Gesprächen, bei einem Glase frischer Milch, bis der Himmel sich zu erheitern begann.

Wie mich schon oft eine amerikanische Gegend an eine Landschaft im Thüringer Wald oder in den Vorbergen der Rhön erinnert hatte, so geschah es auch hier. Auf dem Nachhauseweg sah ich zwei Berge, welche in ihrer Gestalt viel Aehnlichkeit mit dem Crayenberg und dem Hundskopf in der Vorderrhön zeigten; und nun ward mir auch die Aehnlichkeit unseres Führers mit dem Gastwirt von der Hohen Wart bei Lengsfeld klar, der seiner Zeit unter dem Namen des Kaisers von der Hohen Wart eine in der ganzen Vorderrhön bekannte Persönlichkeit war.

Aus dem Gewitter entwickelte sich ein Landregen, welcher mehrere Tage andauerte. Längeres Regenwetter im Sommer ist in der Nähe der Kaskaden selten, und die Bewohner von Enumclaw wussten sich eines so langen Sommerregens nicht zu erinnern. Wir verbrachten die Zeit mit dem Zubereiten unserer Sammlungen. Da die Zimmer des Hotels selten durch Gäste in Anspruch genommen wurden, so benutzte ich sie als Trockenräume und belegte auch zuweilen noch die Gänge mit Pflanzen, so dass sie durch die Farbenmannigfaltigkeit derselben das Aussehen eines sonderbaren Mosaikbodens erhielten.

Als nach einigen Tagen durch den fortgesetzten Regen der Boden so durchnässt war, dass wir zunächst auf weitere Ausflüge in die Umgegend verzichten mussten, hielten wir es für angezeigt, die Regentage zu einem Ausflug nach der Stadt Tacoma, am Puget Sound, zu verwenden, wo wir u. a. Gelegenheit fanden, das Fest der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli mitzufeiern. Hier fiel mir auf, dass um diese Zeit die Früchte der Vogelbeerbäume schon in prächtigem Rot erglänzten.

Auf der Rückfahrt nach Enumclaw lernten wir einen jungen, auf einer einsamen Farm bei Enumclaw wohnenden Engländer kennen, der sich früher längere Zeit in Deutschland aufgehalten hatte und nun im Urwald das Studium Goethes betrieb. Er zeigte uns am nächsten Vormittag von Enumclaw aus den Weg zur Farm eines Irländers, in deren Nähe sich ein Torfmooslager befinden sollte. Wir erreichten, nachdem wir das Besitztum eines Norwegers durchschritten hatten, das Blockhaus des Irländers nach kurzer Wanderung, fanden aber das Haus leer. Da es unverschlossen war, so quartierten wir uns einstweilen ein und nahmen zunächst einen Eimer in Beschlag, um aus dem nahen Bach Wasser zu holen. Dann begann ich die Durchsuchung des Moores, welche mehrere Stunden in Anspruch nahm. Ich sammelte zahlreiche Formen von Sphagnum acutifolium, recurvum, teres und squarrosum. Am Nachmittag verzehrten wir unter der Veranda des abwesenden Eigentümers unseren Imbiss und verliessen dann die gastliche Stätte, ohne ihren Besitzer gesehen zu haben. Die zurückgelassenen Torfmoosabfälle sind vielleicht das einzige Zeichen gewesen, das ihm den Besuch fremder Gäste verraten hat.

Wir nahmen unsern Heimweg auf einem wundervollen Waldpfad. Zu beiden Seiten desselben breitete sich eine dichte Wildnis aus und hüllte ihn in Dämmerung. Nur an einzelnen Stellen vermochte der Schein des Tages bis zu unseren Füssen herabzudringen, sonst herrschte überall ambrosische Nacht. Tiefe Stille lagerte über dem Wald; kein Laut, kein Windstoss drang in seine Einsamkeit, und kein Leben tönte aus seinem stillen Reich. Ich verliess meinen Begleiter und wanderte auf dem einsamen Waldpfad weiter, um daheim die Pflanzen einzulegen. Als ich aus dem Wald heraustrat, lag der Tacoma im Glanze der Abendsonne vor mir. Auch als die Sonne untergegangen war, leuchtete er noch in magischem Glanz von seinem hohen Throne über das weite Land. Seine Vorberge waren dem Auge durch Wald und Gebüsch verdeckt, so dass er einsam und geisterhaft aus dem Dunkel der Wälder hervorstrahlte.

Um weitere Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen und einen Ueberblick über die Flora und Fauna zu gewinnen, benutzten wir von der Station aus nach beiden Richtungen die Schienenwege der Eisenbahn, neben denen man leicht und ungehindert dahinwandern kann. Das Tierleben ist im Urwald schwer zu beobachten; im Freien hat man viel eher Gelegenheit dazu. Dass in der Umgegend von Enumclaw der schwarze und der braune Bär (Barribal und Zimtbär) und weiter im Gebirge auch der ge-

Digitized by Google

fürchtete graue (Grizzli-) Bär angetroffen wird, war uns mehrfach von den anwohnenden Farmern erzählt worden. Wir hatten glücklicherweise keine Gelegenheit, diese Thatsache zu bestätigen. Vor den nächtlichen Besuchen, welche uns ein Bär auf der Ostseite der Kaskaden vor unserem Zelt zuweilen abgestattet hatte, waren wir hier, inmitten einer leidlichen Civilisation, gesichert. Schon das Geräusch der Eisenbahnzüge genügt, um die ungebetenen Gäste fernzuhalten. Man kann daher unbesorgt auf dem Bahndamm dahinschlendern und hat nur bei Flussübergängen, z. B. auf der langen Eisenbahnbrücke des White River, acht zu geben, dass man beim Ueberschreiten der zahlreichen Holzschwellen nicht vom Schwindel erfasst oder von einem Eisenbahnzug überrascht wird.

Grössere Tiere sind um Enumclaw selten. Ausser den erwähnten Bären findet sich vereinzelt der amerikanische Berglöwe (Felis concolor), sowie der Luchs (Lynx fasciatus). Hirsche (Cervus canadensis) kommen ebenfalls nur selten vor. Hie und da wird ein Stinktier (Mephitis occidentalis) angetroffen. Nur die Eichhörnchen (Tamias) sind in grösserer Anzahl und in mehreren Arten vertreten.

Auch die Vogelwelt macht sich wenig bemerkbar. Man sieht hie und da einen Geier über dem Wald schweben; ein rotbrauner Habicht nimmt seinen Sitz mit Vorliebe auf den Pfosten der Holzzäune, welche das Besitztum der Farmer umschliessen. In den Felsenbergen des nahen Green River, bei Eagle gorge, horsten mächtige Adler. Ein hellblauer, weisshalsiger Häher mit hübschem Federschopf fliegt zuweilen über den Bahndamm oder über die kleineren Moorflächen. Am Waldrand flöten rotbrüstige Drosseln, und an den alten Douglastannen hämmern und pochen die geschäftigen buntfarbigen Spechte. Abends treiben die Ziegenmelker, welche grösser als unsere deutschen sind, ihr sonderbares Spiel. Sie machen Jagd auf Insekten und lassen sich dabei plötzlich auf ihre Beute herabfallen, wodurch sie mit den Schwungfedern einen eigentümlichen Ton erzeugen, der an das aus weiter Ferne tönende Gebrüll einer Kuh erinnert. In den Mooren sieht man zuweilen eine armlange Schlange mit gelben und schwarzen Längsstreifen, die ich öfter auch in anderen Gegenden der Kaskaden angetroffen habe. Der nahe Green River und seine Nebenflüsse sind mit Fischen, hauptsächlich Forellen, reich besetzt. Dieselben werden etwa fusslang und sind schwarz punktiert. Ein geschickter Angler kann hier reiche Beute machen, und mancher Amerikaner unternimmt dem Angelsport zuliebe eine lange Reise an die Gebirgsbäche der Kaskaden.

In der Umgebung von Enumclaw kommen Insekten in ziemlicher Anzahl vor. Unter Steinen und auf Pflanzen finden sich viele seltene Käfer; zahlreiche Fliegenarten sind vorzüglich häufig in den Mooren, unter ihnen auch unsere alten Bekannten, die blutgierigen Moskitos. Die Heuschrecken mit gelben Hinterflügeln, von der Grösse unserer Feldheuschrecken, haben ein bedeutendes Flugvermögen, so dass sie oft weite Strecken durchmessen. Schmetterlinge findet man nicht häufig. An schönen Abenden suchten wir die Nachtfalter anzulocken, indem wir die Telegraphenstangen mit einer Mischung von Bier, Rum und Zucker bestrichen. Doch war unser Fang nie ergiebig und viel geringer als in den Rocky Mountains, wo wir dieselben an manchen Abenden zu Hunderten erbeuteten.

Der Eisenbahndamm ist immer ein günstiges Feld für die Ansiedelung von Pflanzen. Die in grosser Menge an den Böschungen wachsende, schöne, über meterhohe kanadische Goldrute (Solidago canadensis), welche in Deutschland eine beliebte Gartenzierpflanze ist, fällt hier besonders auf. Auch ein schönes, weissfilziges Katzenpfötchen (Gnaphalium), welches die feuchten Stellen, hauptsächlich die Ausstiche neben dem Bahndamm bevorzugt, trägt zur Ausschmückung des Bodens bei. Neben ihm haben sich zahlreiche Moose aus der Gattung Bryum angesiedelt. Auch ein glatter, lederbrauner Staubschwamm (Bovista) war längs der Bahnlinie häufig zu finden, und am Waldrand war der Waldchampignon nicht selten.

Es würde zu weit führen, auf die Flora von Enumclaw hier näher einzugehen. Wie wir bereits andeuteten, übt die Nähe des Stillen Ozeans mit seinen feuchten Luftströmen einen günstigen Einfluss auf die Entwickelung der Vegetation aus, welche deshalb hier eine viel üppigere ist als auf dem Osthang des Kaskadengebirges, und welche auch die Flora der Rocky Mountains, die unter dem Uebel der Trockenheit leidet, an Mannigfaltigkeit, Reichtum und Ueppigkeit weit hinter sich lässt.

Unser 14tägiger Aufenthalt in Enumclaw brachte uns mit den Farmern der Umgegend in mehrfache Berührung. Wir erhielten u. a. den Besuch des Gemeindevorstehers, eines Deutsch-Amerikaners, welcher uns manche Gefälligkeit erwies und uns mit einer Anzahl deutscher Landsleute bekannt machte. Diese luden uns zum Besuch ihrer Farmen ein. Wir folgten den Einladungen derjenigen, in deren Besitztum uns unsere Forschungsausflüge führten, und wurden bei dieser Gelegenheit mit Milch, Butter und Käse bewirtet. Unter anderen besuchten wir auch die Farm eines alten Junggesellen, der ein grosses Feld, ein schönes Pferd, mehrere Kühe und Schweine, eine Schar Enten und Hühner, drei Hunde und zwei Katzen besass. Auf die Frage, warum er so viele Haustiere pflege, antwortete er, ohne sie lohne sich's nicht, zu kochen. Er bewirtete uns und spielte uns auf einer Drehorgel, dem einzigen musikalischen Instrument von Enumclaw, mehrere deutsche Weisen vor. Ein andermal schlossen wir uns einem deutschen Farmer an, welcher mit Sohn und Tochter zum Beerensuchen ging. Da aber das Beerensuchen nicht auf unserer Tagesordnung stand, so mussten wir uns leider bald von der unterhaltenden Gesellschaft trennen, um im einsamen Walde unseren natur-

Digitized by Google

wissenschaftlichen Sammlungen obzuliegen. Einen hübschen Sommerabend verlebten wir in dem Vorgarten eines Holsteiners. In der duftenden Laube sassen wir lange und sprachen vom deutschen Vaterland, und die Tochter kredenzte uns frische Milch und reichte uns zum Abschied einen Blumenstrauss.

An einem Sonntag Nachmittag versammelten sich die Deutschen von Enumclaw in der Schenke. Wir sprachen von der Zukunft Deutschlands, von der Zusammenkunft des deutschen und russischen Kaisers, und unsere Landsleute im fernen Westen knüpften an dieses frohe Ereignis den Wunsch und die Hoffnung einer allgemeinen europäischen Militärabrüstung.

Unseren interessantesten Besuch machten wir bei einem jungen deutschen Farmer, der früher Lehrer gewesen war und uns ganz besonders zu einem mehrtägigen Aufenthalt in seinem Blockhaus einlud. Wir folgten der liebenswürdigen Einladung und weilten zwei Tage auf seiner einsamen Waldfarm. Auch besuchten wir mit unserem jungen Freund den für Goethe schwärmenden Engländer, den wir auf der Reise von Tacoma nach Enumclaw kennen gelernt hatten, und verlebten in seiner Gemeinschaft einen erinnerungswerten, der Kunst und Wissenschaft geweihten Nachmittag. Dann setzten wir unsere Reise nach dem Westen fort, um einige Tage in dem schönen Astoria am Strand des Stillen Ozeans Aufenthalt zu nehmen.

Ethnologie und Philosophie.

Von Th. Achelis.

(Schluss.)

»Die primitive Sitte umfasst alle Seiten des socialen Lebens der Geschlechter der Urzeit. Sie ist die Aeusserung des Gesamtlebens des socialen Verbandes gegenüber den biologischen Trieben der einzelnen Individuen. Da nun Recht und Sitte ursprünglich zusammenfallen, so erstreckt sich auch das Recht der Urzeit auf das gesamte sociale Gebiet, nicht wie bei uns heutzutage nur auf die staatliche Seite desselben. Vor allem fallen ursprünglich Recht und religiöse Sitte noch zusammen.« (Post, Grundlagen S. 32.) Ist nun die Sitte durch und durch socialer Natur, so dass von einem isoliert aufgewachsenen Menschen streng genommen keine sittliche Handlung zu erwarten wäre, so muss auch der ethische Typus der die bezügliche Organisation bildenden Individuen sich vollkommen in der Struktur derselben widerspiegeln, und zwar um so getreuer, wenn es den einzelnen Gliedern noch nicht gelungen ist, sich zu einer verhältnismässigen Selbständigkeit emporzuarbeiten. Es wurde schon im Eingang dieser Betrachtung das Bedenken gegen die angebliche Allgemeingültigkeit und Ewigkeit gewisser sympathetischer Empfindungen geäussert; das trifft für diesen Zusammenhang ebenfalls zu. Nur soweit der Bestand der betreffenden ethnischen Bildung gefährdet erscheint, kann von bestimmten Pflichten der Einzelnen gegen die Gesellschaft geredet werden (man verzeihe den modernen Ausdruck), im übrigen ist, wie schon früher erläutert, der jeweilige Inhalt dieser Gebote und Verbote unvergleichbar verschieden. Und eben gerade die Gefühle, welche uns heutzutage die natürlichsten und selbstverständlichsten zu sein scheinen, finden wir in der Urzeit nicht entwickelt; weder bindet den Vater irgend eine sittliche Verpflichtung an seine leiblich erzeugten Kinder, noch erscheint es (um ein anderes Beispiel zu erwähnen) irgendwie anstössig, wenn ein Mädchen vor der Ehe in vollster geschlechtlicher Ungebundenheit lebt; umgekehrt, wird ihr dies meist zu grossem Ruhme, selbst von ihrem späteren Manne, angerechnet.

Dieser Gedanke von der socialen Begründung alles sittlichen Thuns ist auch von zwei zwischen Philosophie und Ethnologie in der Mitte stehenden Wissenschaften aufgenommen und weiter verwertet worden, nämlich von der Nationalökonomie und der Statistik, so dass wir ihm im Hinblick auf sie noch einige Worte schulden. Selbstverständlich wollen wir hier nicht die mächtige Entwickelung der socialen Wissenschaften unserer Tage (man denke nur an die Arbeiten eines P. v. Lilienfeld, Spencer u. a. mehr!) irgendwie ausführlich verfolgen, allein wir würden eine entschiedene Lücke in unserer Untersuchung lassen, wenn wir nicht wenigstens einen Vertreter aus diesem Fache anführen wollten. Wir wählen dazu A. v. Schäffle, der in unmittelbarer Anlehnung an Darwin die Theorie der natürlichen Zuchtwahl auf die Erklärung ethischer Probleme anzuwenden sucht, und zwar schliessen wir uns nicht der weitschichtigen Untersuchung in seinem Hauptwerk: Bau und Leben des socialen Körpers (zwei Bände) an, sondern einem Aufsatz, den er besonders jenem Zwecke einer naturwissenschaftlichen Begründung von Recht und Sitte gewidmet hat. Selbstverständlich weist er jede individualistische Ableitung von der Hand: »Der Mensch war gesellschaftlich, ehe er so reflektieren konnte, wie das Naturrecht ihn reflektieren lässt. Ja die Gemeinschaft absorbierte gerade im Anfange wirklich menschlichen Lebens den Einzelnen wahrscheinlich weit mehr, als in irgend einer späteren Epoche. Das Aufgehen der Individualität in der Horde und im Geschlechtsverband bei den Wilden gibt heute noch einen Begriff hiervon. Ueberwog aber im Anfang der menschlichen Dinge der Kommunismus den Individualismus, so ist es verkehrt, die Entstehung des Rechts und der Sitte aus individuellen Nützlichkeitserwägungen zu erklären oder dieselbe auf Gefühle individueller Sympathie zurückzuführen, die in der Vorstellung eigenen Leidens des vom Bemitleideten Erlittenen wurzelt. War der älteste Zustand ein Zustand des Aufgehens, so war die Gemeinschaft die Recht und Sitte zeugende Macht. Nie ist für den Einzelnen die Notwendigkeit der Hingebung für das Ganze vom Standpunkt der eigenen Erhaltung aller Einzelnen so klar

Digitized by Google

und augenfällig, nie der Wert der Solidarität so einleuchtend, als in der Zeit primitiven Hordenlebens. Gerade im Anfange der gesellschaftlichen Zusammendrängung der Menschen zu Geschlechterhaufen ist der Rechtsgehorsam, die Treue gegen die Sitte, die Aufopferung für den Stamm nichts weniger als eine gefoppte, betrogene oder närrisch gewordene Selbstsucht. Die individuelle Selbsterhaltung ist in einer für jeden Einzelnen erkennbaren Weise nur durch das Einstehen aller für die Gesamtheit möglich, der Wert der inneren Friedensgenossenschaft wird von jedem unmittelbar empfunden. . . . Die meisten Utilitarianer der Ethik haben sich dadurch der besten Gründe für ihre Ansicht begeben, dass sie das sittliche Subjekt als Atom, nicht als Gesellschaftsglied betrachteten.« (Ueber Recht und Sitte vom Standpunkte der sociologischen Erweiterung der Zuchtwahltheorie in der Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. II, 50.) In dieser entwickelungsgeschichtlichen Perspektive erscheinen die beiden Faktoren des socialen Lebens somit als ein naturnotwendiges Produkt der Wechselwirkung der Individuen und der bezüglichen ethnischen Organisationsstufen, so dass anstatt der immer noch versuchten spekulativen Ableitungen der Solidarität des Interesses der kollektiven Selbsterhaltung das Schwergewicht für diesen socialen Prozess zufällt. Daher muss auch mit der Veränderung der Struktur dieser Associationen ein Wandel der dadurch bedingten sittlichen und rechtlichen Anschauungen eintreten, und schon deshalb sind die bekannten Versicherungen von den ewigen, unumstösslichen und unverbrüchlichen Gesetzen der sittlichen Weltordnung, wie man sich meist auszudrücken liebt, mit Vorsicht aufzunehmen. »Nicht willkürlich gemachte und zufällige Grundsätze sind sie, aber doch nicht ewig in dem Sinne, dass sie ursprünglich fertig wären, dass sie in geschichtsloser Weise zur Anerkennung gelangen könnten, aus einer anderen Welt in unser Gewissen plötzlich hereingerufen, oder dass sie dem verschiedenen Inhalt verschiedener Entwickelungsperioden gegenüber stets denselben konkreten Gehalt haben müssten. Solcher Ewigkeit von Recht und Moral widerspricht die Erfahrung der ganzen Rechts- und Sittengeschichte. Eine Theokratie fordert sogar im Namen Gottes Vernichtung der Andersgläubigen; die primitive Stammesgenossenschaft befiehlt Blutrache und die Vernichtung aller Feinde, heiligt Menschenopfer und Menschenfresserei, während unserer Toleranz und Humanität das alles ein rechtlicher und sittlicher Greuel ist. Aber derselbe kollektive Selbsterhaltungstrieb ist es, der bei verschiedenen Bedingungen und Inhalten der Selbsterhaltung Verschiedenes, zum Teil Entgegengesetztes verbietet oder erlaubt. . . . Aus dem Grundgedanken der Entwickelungslehre ergibt es sich sogar als selbstverständlich, dass Rechts- und Sitteninhalte nicht ewige Axiome, sondern Entwickelungsergebnisse sind, dass jedes historische Rechts- und Moralsystem vergänglich und verbesserungsfähig, also weit entfernt ist, jene Ewigkeit und Heiligkeit zu besitzen, welche ihm seine Günstlinge immer zuschrieben.« (A. a. O. S. 61.)

Einige wenige Bemerkungen mögen sodann die sociologische Behandlung ethischer Probleme, wie sie die neuere Statistik versucht hat, veranschaulichen; für sie ist natürlich, um allgemeine Gesetze des geistigen Wachstums zu gewinnen, nicht der individuelle, sondern der sociale Standpunkt Voraussetzung jeder weiteren Untersuchung. Quételet, der bekannte belgische Forscher, bestimmt seine Aufgabe folgendermaassen: »Hat man den Menschen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern betrachtet, hat man nach und nach die verschiedensten Elemente seiner körperlichen und geistigen Verhältnisse ausgemittelt und zugleich die Veränderungen erkannt, welche in der Menge dessen, was er produciert und konsumiert, in seinen Beziehungen zu anderen Nationen eingetreten sind, so wird man die Gesetze bestimmen können, denen der Mensch bei den verschiedenen Völkern von ihrem Ursprunge an unterworfen war, d. h. man wird den Gang der Schwerpunkte jedes Teiles der Gesellschaft verfolgen können, gleichwie wir die auf den Menschen bezüglichen Gesetze bei den einzelnen Völkern aus der Summe der an den Individuen angestellten Beobachtungen ausgemittelt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die Völker in demselben Verhältnis zu der ganzen menschlichen Gesellschaft, wie die Individuen zu den Völkern; die einen wie die anderen hätten ihre Gesetze des Wachstums und des Verfalls und würden mehr oder weniger an den Perturbationen des ganzen Systems teilnehmen.« (Physik der Gesellschaft, S. 16.) Dieser Parallelismus wird auch anderweitig genauer verfolgt. »Ich habe bemerkt, die Entwickelungsgesetze der Menschheit seien im allgemeinen nicht dieselben wie die des mittleren Menschen; nichtsdestoweniger könnte es geschehen, dass diese Gesetze unter gewissen Umständen vollkommen dieselben wären, und dass die Menschheit in gewissen Beziehungen sich auf dieselbe Weise entwickelte, wie ein einzelnes Individuum. Ich wäre gar nicht abgeneigt anzunehmen, dass es sich mit der geistigen Entwickelung ebenso verhielte: verfolgt man sie in ihrem unsicheren Gange, so sieht man, wie der Geist von den frühesten Zeiten an sich versucht, erstarkt, wie er sodann sich zu den höchsten Ideen erhebt und fast dieselben Entwickelungsphasen darbietet, wie sie der einzelne Mensch von seiner Kindheit an bis zu seiner Reife durchläuft [1]). Auch ihn sieht man anfangs beim Anblick alles Ungewöhnlichen staunen und die einfachsten Erscheinungen der Laune übernatür-

[1]) Diese Kongruenz hat Lilienfeld im ersten Bande seiner umfassenden Socialwissenschaft der Zukunft (Mitau 1873 ff.) weiter begründet und verwertet, wenn er auch durch die Einführung eines seltsamen Schematismus dieser Entwickelung in dem Neben-, Ueber- und Nacheinander der einzelnen Phasen bedenklich ins spekulative Fahrwasser geraten ist.

Digitized by Google

licher Wesen zuschreiben, anstatt sie von unveränderlichen Gesetzen, die allein der Gottheit würdig sind, abzuleiten; später sieht man ihn einen sicherern und vernunftmässigern Weg einschlagen, die Thatsachen zuerst im einzelnen beobachten, sie sodann zusammenstellen und Folgerungen daraus ableiten; später lernt er durch Versuche Fragen an die Natur stellen und Erscheinungen, welche oft flüchtig sind, auf eine Weise, welche die Beobachtung erleichtert, nach freiem Willen wieder hervorrufen.« (A. a. O. S. 574.)

Nach diesen notgedrungenen Abschweifungen kehren wir zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück, indem wir den tiefgehenden Einfluss der Naturwissenschaft auf die Ethik an der Hand eines Schriftstellers untersuchen, den wir schon am Anfang dieser Betrachtung erwähnten, H. Spencers. Wir können hier natürlich nicht auf die Begründung seiner wesentlich durch Comte bedingten sociologischen Auffassung näher eingehen (am übersichtlichsten hat er die Methode in der Einleitung in das Studium der Sociologie, Leipzig, 2 Bände, behandelt), allein da gerade die empirische Grundlegung der Ethik durch ihn inauguriert ist[1]), so dürfen wir ihn nicht mit Stillschweigen übergehen. Schon in der ganzen Anlage zeigt er seine Abhängigkeit von entwickelungstheoretischen Anschauungen; anstatt, wie es meist geschieht, mit langatmigen Diskussionen über irgend welche Moralbegriffe zu beginnen, legt Spencer die biologischen Erscheinungen seiner Darstellung zu Grunde. Das Handeln ist ihm eine Anpassung an Zwecke und besteht in einer je nach der Entwickelungshöhe des betreffenden Subjekts verschiedenartigen Kombination von Bewegungen, bis sie im absoluten Sinne mit einer vollkommenen Anpassung an Zwecke zur Erhaltung und Förderung der Gattung ohne Schädigung der betreffenden gleichlaufenden Interessen anderer Individuen abschliesst: natürlich nur ein Ideal, das selbst unter den höchsten Kulturformen auch nicht annähernd erreicht wird. In dem guten Handeln liegt somit das Moment des dadurch für das Individuum selbst produzierten Glückes eingeschlossen, und erst dieses Lustgefühl erklärt hinreichend die Pflicht, die aus einer allgemeinen Beziehung des Menschen zu bestimmten Tugenden nicht abgeleitet werden kann (ebensowenig aus etwaigen autoritativen Instanzen, wie den Gesetzen Gottes oder des Staates). Spencers Theorie ist also eine hedonistische im universellen Sinne, berührt sich aber unmittelbar mit der utilitarischen Lehre, gegen die er unseres Erachtens vergeblich streitet. Denn seine schon früher erwähnte Ansicht, dass die sittlichen Fähigkeiten aus ererbten physiologischen Veränderungen hervorgegangen seien, die ihrerseits durch gehäufte Erfahrungen verursacht würden, ist doch nichts anderes als das Zugeständnis, dass nicht a priori über den Wert der Handlung entschieden wird, sondern je nach ihrer Brauchbarkeit, zum Nutzen oder Schaden irgend einer Organisation zu dienen. Ebenso ist die Bestimmung über die vollkommene Anpassung, um dadurch das Glück des eigenen und fremden Ich zu fördern, offenbar nur eine Umformung des Utilismus; denn dieser Hergang involviert zugleich die Herstellung eines Nutzens sowohl im persönlichen, wie im allgemeinen sociologischen Sinne, ohne welches jenes Glück und Wohl ganz abstrakt im Leeren schweben würde. Danach unterliegt auch nicht, wie er meint, das Nützliche völlig subjektiven Schwankungen, so dass jede That ad hoc erst auf dieses Merkmal untersucht werden müsste (beiläufig bemerkt würde das aber der Fall sein in der anscheinend diametral entgegengesetzten, in der That aber trotz allem Idealismus utilistischen Maxime Kants: Handle so, dass die Maxime deines Thuns jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein könne); sondern in der unerlässlichen Beziehung eines jeden Individuums zu der ihn umschliessenden Association findet sich, wie wir uns früher überzeugten, von selbst, instinktiv und ohne jedesmalige Reflexion der Wertmesser für die Beurteilung der betreffenden Handlung. Die vierfache Beleuchtung (physikalische, biologische, psychologische und sociologische), unter welcher unser Gewährsmann dann jedes Thun betrachtet, können wir hier nicht weiter verfolgen, wir begnügen uns vielmehr, auch auf andere bezeichnende darwinistische Züge hinzuweisen. Dahin gehört die Konkurrenz oder natürliche Züchtung; in dem Mitbewerb um die Beschaffung der Existenzmittel ist unvermeidlich die Kollision der betreffenden Organismen gegeben, die nur zur Knechtung oder Vernichtung der minder mächtigen und beanlagten führen kann. Das ideale, aber gänzlich undurchführbare Prinzip der Gleichberechtigung aller muss fallen oder kann wenigstens nur noch indirekt so behauptet werden, als es sich um die Rücksicht gegen die Interessen der Wesen handelt, die nicht auf gänzlich verschiedenen, sondern ähnlichen oder gar denselben Entwickelungsstufen stehen. Nur so kann der erbarmungslose Vernichtungskampf altruistisch umgewandelt werden, um aus der gegenseitigen Beziehung der Individuen zu einander und zu der gegebenen Organisationsform das Gefühl der Pflicht als einer unausweichlichen Nötigung (schon um die eigene Existenz zu erhalten) abzuleiten. Erst in diesen Phasen einer nicht mehr animalen, sondern humanen Selektion kann jene vollkommenste Lebensführung bestehen, von der wir oben sprachen, die bei höchst entwickelter eigener Lebensausnutzung zugleich (und zwar wesentlich dadurch) die Erringung gleicher Ziele anderen gleichartigen Wesen ermöglicht. Endlich zeigt sich der eminent darwinistische Charakter in dem Bestreben, für alle Produkte der Kultur, für alle Erscheinungen des höheren sittlichen Lebens die empirische Begründung in der Ableitung aus den Organisationsformen und

[1]) Die Thatsachen der Ethik, 1879.

Digitized by Google

den eo ipso damit gegebenen individuellen psychischen Anlagen zu liefern und nicht mit einem Salto mortale ins Transcendente ein ewiges Sittengesetz und eine motivlose Freiheit [1]) einzuführen. Dieser methodische Aufbau, frei von allen metaphysischen und spiritualistischen Hypothesen, stützt sich letzten Endes auf die einzig verlässliche Basis, auf das Material der vergleichenden Ethnologie, und dadurch erhebt er sich aus dem üblichen Rahmen einer psychologisch-dialektisch gehaltenen Individualethik zum Range einer induktiv begründeten Socialethik. Dass trotz dieser richtigen Anlage im einzelnen noch viel an den Spencerschen Schlussfolgerungen zu bessern ist, haben wir schon oben gesehen. Ganz besonders trifft das die utilistische Begründung der Ethik und namentlich der Vererbung moralischer Anschauungen, allein der richtige Ausgangspunkt für die genetische Erklärung aller sonst supranaturalistisch behandelten Probleme ist doch immerhin nicht zu unterschätzen.

Als zweiten Vertreter einer socialen Begründung der Moral führen wir E. Laas an, der, wesentlich unter dem Einfluss Comtes stehend, vielfach sich mit dem Utilitarianismus berührend, durch den Positivismus allen platonisierenden Tendenzen in der Ethik feind ist. Obschon er die durch Bentham u. a. begründete Theorie des wohlverstandenen egoistischen Interesses als wissenschaftlich unzulänglich verwirft, so hält er doch prinzipiell an dem Satze fest, dass alle Normen nur als Ausflüsse, wie er sagt, der gesellschaftlichen Oekonomie des Glückes zu fassen seien. »Wo liegt also der Quell und Ursprung unserer moralischen Urteile? Er liegt nicht im Himmel, sondern auf der Erde; er liegt nicht in der Natur der Dinge, sondern im Bewusstsein, in den Gefühlen der Menschheit. Die Moral ist nicht theonom, sondern anthroponom. Alle moralischen Anmutungen sind Erzeugnisse des menschlichen Gemeinschaftslebens. Sie sind in dieser Beziehung nicht wesentlich anders geartet als Rechtssätze und Kriminalstrafen.«

»Hinter allen stehen letzten Grundes nicht abstrakte Gedanken, angeborene Ideen, lustfremde Normen, sondern Bedürfnisse und Erfahrungen. Sie sind in ihrer positiven Form nicht frei von Willkür, Beschränktheit, Irrtum und Vergewaltigung. Es ist Sache der historischen Entwickelung, den Sinn für das allgemein Wohlthätige und die Einsicht in die besten Mittel so zu vervollkommnen, dass der Leiden immer weniger und die Lebensfreuden immer grösser werden. Die moralischen Regeln sind nur ein Teil dieser Mittel, diejenigen Werte betreffend, welche durch menschlichen Willen, durch menschliche Arbeit zu erstellen sind. Diese Vorschriften sind vom Standpunkte der Gesellschaft autonom, vom Standpunkte des Individuums heteronom, obwohl jeder Einzelne an ihrer Ausbildung und fortschreitenden Verbesserung Anteil hat und Erziehung es dahin bringen kann, dass er nichts anderes mehr wollen mag, als was sie auferlegen. Er kann als ganzer Mensch die Autonomie erwerben, die andere gewissen höheren Vermögen in ihm als ursprüngliche Qualität zuschreiben. Es gibt über allen Wandelungen der Meinung eine absolute Moral: aber sie ist nur ein Ideal. Und sie drückt in ihrer allgemeinsten Gestalt nur ein formales Verhältnis aus: das Verhältnis von Gesinnungen und Handlungen zu dem höchst erreichbaren Gesamtwohle. Welcher Art diese Gesinnungen und Handlungen in concreto sein müssen, hängt von der jedesmaligen natürlichen und historischen Stellung der Gesellschaft und der Individuen in ihr ab. Soweit in dieser Stellung und in diesem Verhältnis durchgehend gleiche Züge sich finden, gerade so weit hat die absolute Moral Aussicht, konstant zu sein. In allem übrigen muss sie mehr oder weniger variabel sich zeigen, wechselnd nach Orten, Zeiten, Umständen und Möglichkeiten.« (Idealist. u. positivist. Ethik, Berlin 1882, S. 222.) Glücklicherweise ist diese Ueberzeugung von dem socialen Ursprung unserer ganzen Sittlichkeit schon so weit verbreitet, dass selbst so unbeirrte Idealisten, wie der früher angeführte Windelband, nicht umhin können, zuzugestehen, dass die Pflichten der Individuen sich nur aus ihrer unmittelbaren Beziehung zur Gesellschaft erklären und dieser wieder die Herstellung eines gewissen Kultursystems obliegt. Es ist schliesslich der alte, oft gerügte Fehler der voreiligen Subjektivität, der sich in der bekannten spekulativen Konstruktion zeigt, wo das schöpferische Ich Inhalt und Form des ganzen sittlichen Lebens aus seiner unergründlichen Tiefe erzeugt. Statt dessen muss, wie wir uns früher schon überzeugten, die induktive ethnologische Forschung zunächst die Fundamentalfrage beantworten: Entscheidet über das sittliche Gute und Schlechte das Individuum als solches mit apodiktischer Souveränetät oder die jeweilige sociale Organisation, welche sich eben in der moralischen Anschauung naturgetreu widerspiegelt? Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Wir begreifen jetzt, wie der Mensch ein Centrum sittlicher Ideen werden kann, die man ihm sonst nur durch Offenbarung oder den ebenso mystischen Akt des Angeborenseins zu übermitteln im stande ist; denn dies blieb so lange vollständig unklar, als nicht der besondere Zusammenhang aufgezeigt wurde, der die Vorstellung einer Verpflichtung in ihm erzeugte. In der ethnologischen Anschauung erschien aber jeder Einzelne eingefügt in die Beziehungen, welche er zu dem ihn umschliessenden tellurisch-organischen Gebilde unterhält; aus diesem unlösbaren Zusammen-

[1]) Es ist übrigens für den nachhaltigen Einfluss der Naturwissenschaft auf die Philosophie ungemein charakteristisch, dass selbst so ausgesprochene Idealisten, wie z. B. Fechner, in dieser Frage, die wir hier nicht weiter verfolgen können, völlig auf dem Boden des Determinismus stehen und den entgegengesetzten als gänzlich unwissenschaftlich verwerfen. Vgl. die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, S. 170 ff.

Digitized by Google

hang erst ergibt sich allererst die Möglichkeit einer Imprägnation sittlicher Vorstellungen, die in primitiven Verhältnissen eben einen rohen Charakter gehabt haben. Das Individuum ist der adäquate Ausdruck des moralischen Typus, wie er der ganzen Organisation eigen ist; Moralität heisst sonach nichts anderes, als diese Kongruenz des Einzelnen mit dem Charakter seiner ethnischen Umgebung, und diese wird um so vollständiger ausfallen, je mehr er selbst zur Konsolidierung und Förderung derselben beiträgt. Je geringfügiger mithin die Leistung ausfällt, desto armseliger wird die Entwickelung des Individuums verlaufen, und umgekehrt, je mehr jene Assimilierung sich vollzieht, desto reicher und voller wird sein Leben ausfallen, ganz abgesehen davon, ob das zu erreichende Muster an sich sittlicher war als ein anderes. Die ethnologische Auffassung verlegt mithin das Problem von der zufälligen Entscheidung des Einzelnen, von dem als transcendent gesetzten Gewissen, das sich als Deus ex machina in die Entwickelung drängt, in den Charakter der spezifischen Organisation, der in dem Individuum einen zwar vorübergehenden, aber doch unerlässlichen Repräsentanten gefunden hat. Dadurch ist erst ein wahrhaft sicherer Ausgangspunkt für den Aufbau einer wissenschaftlichen Ethik gefunden, indem Recht und Sitte als naturnotwendige Produkte einer Differenzierung des Individuums im Kampfe oder in der Uebereinstimmung mit den gegebenen Existenzbedingungen erscheinen, die bald fördernd, bald hemmend in diesen Prozess eingreifen. Es ist möglich oder sogar wahrscheinlich, dass in dem weiteren, sagen wir systematischen Ausbau dieser primären ethischen Elemente von der Spekulation gewisse Postulate aufgestellt werden, die nicht unmittelbar in der Wirklichkeit liegen, sondern von uns ergänzend hinzugefügt werden, und Wundt sucht dadurch gerade zwischen den beiden extremen Richtungen der Forschung zu vermitteln, dass er diesem Gedanken Eingang in die Untersuchung verschafft: »Prinzipien, die den Charakter solcher Postulate besitzen, können aber überall durch die empirische Methode nur vorbereitet, nicht wirklich entdeckt werden. Ihre Auffindung ist vielmehr Sache der Spekulation, die übrigens nur dann einen bleibenden Erfolg ihrer Bemühungen erwarten darf, wenn sie sich den vollen Erwerb der kritisch geprüften wissenschaftlichen Erfahrung sichert. In diesem Sinne tritt die spekulative Methode neben der empirischen in ihre Rechte ein. Nicht dass sie, sondern wie sie angewandt wurde, bildet den begründeten Einwand gegen die herrschenden Richtungen der spekulativen Ethik. Die Ethik ist weder eine rein spekulative, noch eine rein empirische Disziplin, sondern sie ist, wie jede allgemeine Wissenschaft, empirisch und spekulativ zugleich. Aber nach dem naturgemässen Gang unserer denkenden Betrachtung der Dinge muss auch in ihr der Spekulation das empirische Verfahren vorausgehen; es muss ihr die Bausteine an die Hand geben, mit denen sie ihr Gebäude errichtet.« (Ethik S. 12.) Aber wie immer diese Ausführung des Materials ausfallen mag, die angedeuteten Grundlagen und Voraussetzungen, vor allem der sociale Charakter aller sittlichen Handlungen kann nimmermehr umgestossen werden, und andererseits ist der individual-ethischen Auffassung, wie es hoffentlich zur Genüge dargethan ist, von vornherein unmöglich, den klaffenden Widerspruch der thatsächlichen, durch die Akten der Völkerkunde verbürgten Entwickelung des sittlichen Bewusstseins der Menschheit mit den angestrebten Idealen auch nur einigermaassen auszugleichen. Deshalb ignoriert der abstrakte Idealismus lieber die Fülle des wirklichen Lebens und hält sich an die bequemen Machtsprüche seiner Dogmatik. Vor allem fehlt ihm aber die für jede echte Wissenschaft unentbehrliche Nüchternheit und Unbefangenheit, welche Post mit Recht für die Bearbeitung ethnologischer Probleme verlangt: »Die socialen Sitten und Anschauungen, wie sie im Völkerleben uns entgegentreten, werden vom Ethnologen als organische Produkte angesehen, über deren Existenz man sowenig eine Kritik üben kann, wie über die Existenz der einzelnen Pflanzen- oder Tierarten, über die Existenz eines Gestirnsystems oder über die Existenz der Welt überhaupt. Sie werden als etwas naturgemäss Gewachsenes angesehen, und nur die Ursachen, aus welchen diese Bildungen so geworden sind, wie sie vom Beobachter gefunden werden, sind der Gegenstand der ethnologischen Forschung. . . . Es gibt daher in der Ethnologie und speziell in der ethnologischen Jurisprudenz die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es gibt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existiert, und weshalb sie existiert oder weshalb nicht, ohne dass der individuellen Wertschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird. Dieser ganz objektive Standpunkt ist streng festzuhalten, wenn die Ethnologie und die ethnologische Jurisprudenz einen streng wissenschaftlichen Charakter behalten sollen. Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung darüber, dass ein Volk ehelos lebt, dass es dem Kannibalismus huldigt, dass es Menschenopfer bringt, dass es seine Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnolog mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer im stande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif.« (Einleitung in das Stud. der ethnol. Jurisprud., S. 52.)

Digitized by Google

Der Volksglaube und die Gebräuche der Kasaner Tataren.

Von P. v. Stenin in St. Petersburg.

Sehr selten dringt zu uns die Kunde vom geistigen und religiösen Leben des interessanten und intelligenten Völkchens der Kasaner Tataren, von denen man meistens nur weiss, dass sie sunnitische Mohammedaner sind. »Doch,« sagt der verdienstvolle russische Orientalist W. Grigorjeff, »keiner hat daran gedacht, den Vorhang des Islâms zu lüften, um die Entdeckung zu machen, dass unter demselben nicht wenige Spuren des alten Schamanismus verborgen sind.« Nun erschien neulich in den »Sapiski der Kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, ethnographische Sektion« eine höchst wertvolle Abhandlung [1]) eines Tataren, Kajum Nassyroff, der nach der Absolvierung der Universität zu Kasan, mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet, sich dem Studium der abergläubischen Gebräuche und der Märchenwelt seiner Landsleute unterzog. Im wesentlichen entnehmen wir die folgende Schilderung diesem fesselnden Werkchen.

Bekanntlich bevölkert der Naturmensch auf der primitiven Stufe des Schamanismus die ganze Natur mit bösen und guten Geistern, welche Berg und Thal, Menschen und Tiere, Luft und Gewässer, Pflanzen und Sterne beherrschen. Der Glaube an solche fabelhafte Wesen ist auch noch heutzutage bei den Kasaner Tataren trotz ihres strengen Monotheismus, trotz des Korans und der Sunna. So hat man einen Wasserkönig (çu-babassy) [2]), ähnlich dem wodjanoi der Russen, welcher immer in Seen haust, aber niemals mit den Menschen in Berührung kommt; dafür bedient er sich seiner Untergebenen, an deren Spitze zwei stehen, und zwar: der çu-ijassy (d. i. der Wasserwirt), welcher als ein durchtriebener kleiner Junge und Vermittler zwischen dem Wasserherrscher und den Menschen geschildert wird, und die çu-anassy, die Wassermutter, welche nach Nassyroff die Mutter des çu-ijassy und die Gemahlin des Wasserkönigs ist und manchmal in dem Wasser als ein Weib gesehen wird, das sich das Haar kämmt. Die Schlangen (dshilàn) sind nach der Ansicht der Kasaner Tataren von schwarzer Farbe mit der einzigen Ausnahme ihres Fürsten (dshilàn-padschassỳ), welcher blendend weiss ist. Ist eine Schlange 100 Jahre alt geworden, so verwandelt sie sich in einen Drachen (ashdaga), welcher sofort nach seiner Metamorphose auf Wolken nach einer Insel im Meere getragen wird. Nach 1000 Jahren verwandelt sich der Drache seinerseits in die jucha-kys (das jucha-Mädchen), welche verschiedene Gestalten, meistens jedoch die eines bildhübschen Mädchens, annehmen kann, um der Menschheit so viel als möglich Schaden zuzufügen und zum Verderben der Tataren sich sogar zu verheiraten. Doch kann der Mann mit Leichtigkeit erkennen, ob er das Unglück hat, ein solches Ungeheuer zur Frau zu haben, und zwar daran, dass sie einen üblen Mundgeruch hat, ohne Wasser nicht leben kann, ihr der Nabel fehlt und der Beischlaf mit ihr unmöglich ist. Ueberhaupt fügen alle Schlangen den Menschen Schaden zu, nur ihr Fürst verhält sich der Menschheit wohlwollend gegenüber. Die Schlangenhaut wird als Heilmittel gegen das Fieber verwendet. Der ubyr oder ubyr lykschi (d. i. der ubyr-Mensch), der upyr der Russen [1]), würgt und beisst die Schlafenden in der Nacht. Meistens sind solche Wesen weiblichen Geschlechts und vorgeschrittenen Alters, weshalb sie auch ubyrkartschyk (die ubyr-Alte) genannt werden [2]). Man erkennt den ubyr-Menschen leicht an einem Loche in der Schulterhöhle. Häufig wendet man sich an eine ubyr-Alte beim Verluste irgend einer teuern Sache. Braven und redlichen Menschen verleiht die Hexe oft einen grünen Koffer, welcher Edelsteine und andere Kostbarkeiten enthält; geizige und schlechte dagegen bekommen von ihr einen schwarzen Koffer zum Geschenk, aus dem beim Oeffnen eine Schlange auf den auf diese Weise Beschenkten stürzt und, sich um seinen Hals umwickelnd, ihn erwürgt. Einem im Walde verirrten Muselman, der die Hexe um Hilfe bittet, gibt sie einen Zauberknäuel, welchen er vor sich rollen muss und welcher ihn immer sicher an seinen Bestimmungsort bringt. Albasty (von el = Hand, oder auch von alt = Vorderteil, und basmak = würgen) ist ein schreckliches Ungeheuer, das die Menschen im Schlafe würgt und ihnen das Herzblut aussaugt. Urjàk (von urmjak = hauchen, wehen) ist ein Geist, welcher in Gestalt eines Menschen oder eines Heuhaufens die Leichen der auf gewaltsame Weise Verstorbenen bewacht, dabei herzzerreissende Klagelaute ausstossend. Daraus ist die abergläubische Furcht der Kasaner Tataren leicht erklärlich, den Ort, wo eine Leiche sich befindet, in der Dunkelheit zu betreten. Kajum Nassyroff sucht in seinem Werke den urjak als die vor-mohammedanische Vorstellung der Tataren von Kasan von der Seele zu deuten, da auch im Russischen die Seele (duschà) von hauchen, wehen (dutj) abgeleitet wird. Heutzutage wird die Seele im Kasaner Dialekt mit dem der neupersischen Sprache entlehnten Ausdruck »dshan« bezeichnet. Auch sagt der Kasaner Tatare, wenn er sehr erschrocken ist: urjagmỳ kuptỳ, mein urjak ist entwichen. Die bitschurà sind gespensterhafte Wesen, welche, ohne den Menschen grossen Schaden zuzufügen, meist nur Schabernack treiben, lachen, springen und zur nachtschlafenden Zeit schreien, verschiedenes Haus-

[1]) K. Nassyroff, Powjerja i obrjady kasanskych Tatar.

[2]) ç wie im Französischen; y = dem russischen ы; j und ch wie im Deutschen; sh = dem französischen j.

[1]) Merkwürdig ist der Umstand, dass der tatarische ubyr trotz seines beinahe gleichlautenden Namens nicht wie der russische upyr dem Menschen Blut aussaugt, sondern nur wie der russische domowoi ihn im Schlafe würgt.

[2]) Eine der »baba Jaga« der Russen ähnliche Hexengestalt.

Digitized by Google

gerät und andere Sachen verstecken, die Ofenklappen öffnen u. s. w. und uns lebhaft an die kikimory der Russen erinnern [1]). Bei den Kasaner Tataren besteht die Sitte, wenn etwas verloren ist und gesucht werden muss, zu sagen: kaja kitti ul narçjà, bitschurà úlladỳ mikjàn?, d. h. wohin ist diese Sache verschwunden; hat sie nicht die bitschurà gestohlen? Die bitschurà kommen in ein neues Haus hinein, wenn man bei dessen Bau lange keine Oefen gesetzt hat. Um die bitschurà aus dem Hause zu vertreiben, muss man nach der einen Meinung das Haus niederreissen und von neuem aufbauen, nach einer anderen dagegen nur einmal einen Bären hineinführen. Der ui-ijassy (der Hausherr) prophezeit durch seine Thätigkeit — man hört ihn bald schmieden, bald weben, bald schreiben oder ein Buch durchblättern — den Hausbewohnern ihre Zukunft; dies geschieht aber nur dann, wenn im Hause vollkommene Stille herrscht und die betreffende Person sich allein im Gemache befindet. Der Herr der Ställe (absar-ijassy) macht das Vieh, sobald er es liebgewonnen hat, fett und schön, im entgegengesetzten Falle magern die Tiere schnell ab und sind beständig in Schweiss gebadet; daher hört man häufig die Kasaner Tataren sagen: buàt mjangà tjus tugỳl, die Farbe dieses Pferdes passt mir nicht, d. h. eigentlich gefällt dem absar-ijassy nicht! Ist ein Kind an den Pocken erkrankt, so glaubt man fest daran, dass in dasselbe entweder die Pockenmutter, tschjatschjak-anassy, oder der Pockenherr, tschjatschjak-ijassy, eingezogen sei. Die schjurali ist ein Waldgeist weiblichen Geschlechts mit ungeheuren Brüsten [2]). Wenn sie einem Menschen begegnet, fordert sie ihn auf, einander um die Wette zu kitzeln, und einen Unerfahrenen kitzelt sie dabei zu Tode. Ein kluger Mensch dagegen fordert die schjurali auf, mit ihm ein besonderes Spiel zu versuchen, indem er mit seinem Beil in einen Baumstamm eine Spalte hineinhaut und einen Keil hineintreibt. Sobald die schjurali ihren Finger hineinsteckt, reisst er den Keil heraus, wodurch der Finger eingeklemmt wird. Natürlich ruft der überlistete Waldgeist die Kameraden zusammen, um an dem Menschen Rache zu nehmen; doch kann derselbe dem Tode durch das Kitzeln seitens der übrigen schjurali entgehen, wenn er auf die Frage des Waldgeistes nach seinem Namen, »byltỳr«, d. i. das vorige Jahr, geantwortet hat. Wenn nun die übrigen schjurali der Beschädigten zu Hilfe eilen und ihren Klageruf: byltỳr kystỳ (das vorige Jahr hat mich eingeklemmt!) hören, fangen sie an zu lachen und trösten ihre Freundin mit der Versicherung, dass es unnütz sei, das vorige Jahr zu suchen, man finde es doch nicht!

Ausser diesen gespenstigen, fabelhaften Wesen besitzt der Kasaner Tatare zwei Geister, die er der reichen Märchenwelt Persiens entlehnt hat, es sind: der dshin, welcher sowohl in Gestalt eines Mannes oder eines Weibes, als auch eines Hundes, einer Katze oder einer Schlange auftritt und sich sogar mit einem Menschen begatten kann, aber ohne Kinder zu erzeugen. Aus einer ehelichen Verbindung zweier dshin dagegen entspringen immer Kinder, welche häufig von den dshin den tatarischen Müttern untergeschoben werden, während sie selbst deren Kinder rauben. Der dshin hegt grosse Furcht vor dem Eisen, und daraus erklärt sich die Sitte vieler Tataren von Kasan, beim Schlafengehen ein Beil oder ein anderes eisernes Gerät unter das Bett zu legen. Da die dshin auch riesige Angst vor dem Wacholder (Juniperus comm.) haben und als Erzeuger der Wassersucht verrufen sind, so gebrauchen nicht nur die Tataren, sondern auch die Russen im Gouvernement Kasan gegen die Wassersucht den Wacholder. Die diù-perì, welche den Menschen auf den Feldern oder im Walde meist in Gestalt einer Jungfrau oder sogar eines Heuhaufens erscheinen, bewachen verborgene Schätze und suchen soviel es in ihrer Macht liegt, den Menschen zu schaden, indem sie kleine Mädchen stehlen, um sie später zu heiraten, oder in Gestalt eines Freundes oder Bekannten einen Muselman in ihre Stadt hineinlocken. Dies geschieht unter Vorspiegelung einer reichlichen Bewirtung, doch sobald der Betreffende vor dem Essen: Bismillah (im Namen Gottes!) sagt, so erblickt er zu seinem Erstaunen anstatt der vorgesetzten Speisen nur Pferdemist. Auch können die diù-perì mittels der nur ihnen bekannten Seelenmedizin (dshan-darnỳ) einen Verstorbenen wieder ins Leben rufen. Ebenso befindet sich in ihrem Besitze das »übernatürliche Kräfte verleihende Wasser« (kjutsch birja turgan çu).

»Der Kasaner Tatare bleibt,« sagt Kajum Nassyroff, »infolge des jedem Menschen gemeinsamen Wunsches, die Zukunft zu erfahren, vor äusseren Naturerscheinungen sinnend stehen und erwartet von ihnen Aufklärung über sein Schicksal. Aus dem Kreise der Gegenstände, welche der ihn umgebenden Natur angehören, dienen ihm zur Erforschung seiner Zukunft: 1. die Haustiere (das Pferd, der Hund), 2. das Ungeziefer, wie die Maus, die Küchenschabe, 3. einige Vögel (das Huhn, der Rabe, die Krähe, die Elster), 4. seine eigenen Körperteile (die Nase, die Hand, die Lippe, das Ohr) und sein Kind, sowie 5. seine Kleidung.« Von diesen Vorbedeutungen nach Kajum Nassyroff heben wir folgende hervor. Wenn einem Kasaner Tataren das rechte Ohr juckt, so bedeutet es, dass es recht warmes Wetter geben wird; juckt ihm das linke Ohr, so deutet es auf grosse Kälte. Wenn der Leuchtspan knistert, so erwartet man ein Schneegestöber; wälzt sich der Hund im Sommer, so bedeutet es Regen, im Winter Schneefall; kratzt sich die Katze, so ist gleichfalls ein Schneegestöber zu erwarten. Schneit es im Frühjahr und das in den Ställen eingesperrte Vieh schreit, so wird bald der Schnee schmelzen und das

[1]) P. v. Stenin, Ueber den Geisterglauben in Russland, »Globus«, Band 57.

[2]) Auch die Russen schildern die Frau des Waldgeistes, die ljessowicha, als ein Weib mit ungeheuren Brüsten.

Digitized by Google

Vieh auf die Weide getrieben werden können. Legt eine Jungfrau zu einem Neubau den Grund, so wird es in ihm immer warm sein. Ist die Wolga im Winter mit grossen Eishaufen bedeckt, so wird im Sommer eine reiche Ernte sein. Krächzt der Rabe mit besonders gellender Stimme, so wird das Wetter sich verändern, und zwar zum Schlechten. Schreit eine Elster oder putzt sich die Katze oder »singt« die Theemaschine, stösst sich eine Person mit dem Kopfe an den Kopf einer anderen oder fällt von der Decke eine Küchenschabe, so kommt ein Gast. Juckt jemandem die Lippe, so bekommt der Betreffende ein Geschenk (kutschmänätsch). Wenn beim Anziehen irgend eines Kleidungsstückes der Saum sich aufstreift oder in der Thür eingeklemmt wird, so wird der Kasaner Tatare seiner Meinung nach sicher an dem Tage bewirtet. Zieht er sein Kleid aus Versehen die unrechte Seite nach oben an, so wird er sich bald über irgend etwas freuen. Juckt ihm die innere Handfläche, wird er sicher Geld bekommen. Nicht nur der Mensch, sondern auch ein Pferd kann eine Behauptung durch das Niesen bestätigen.

Als Spuren der vielleicht einst bei den Kasaner Tataren herrschenden Feueranbetung betrachtet Herr Nassyroff die Sitte, kein zugespitztes Holzstück ins Feuer zu werfen, sonst bekommt man eine Eiterbeule, sowie das Verbot für die Kinder, ins Feuer zu spucken, denn sie könnten für solchen Frevel leicht Geschwüre im Munde kriegen. Kräht eine Henne wie ein Hahn, so bedeutet es ein bevorstehendes Unglück (sarar bulyr). Ein Komet prophezeit einen Krieg; den Krieg prophezeien auch die Sternschnuppen. Krächzt eine Krähe auf dem Hausdache, so prophezeit sie den Tod irgend eines Hausgenossen. Wenn ein Kind nachdenkend sitzt, so bittet man es, es solle dies nicht thun, sonst stürben die Eltern. Heult ein Hund, so steht seinem Besitzer ein Unglück bevor.

In der 15. Nacht des Monats Schaaban, falls sie natürlich hell ist, beobachten die Kasaner Tataren ihren Schatten: sieht einer von ihnen auf seinem Schatten keinen Kopf, so wird er noch in demselben Jahre sterben.

Neben den vom Islâm vorgeschriebenen religiösen Ceremonien und Gebräuchen herrschen bei den Kasaner Tataren auch einige abergläubische Gebräuche aus der alten heidnischen Zeit, welche aber mehr und mehr von dem nivellierenden Einfluss des Mohammedanismus verdrängt werden, und so ist man einem so fleissigen Beobachter wie unserm Gewährsmann Kajum Nassyroff für seine, wenn auch nicht vollständige Sammlung eben dieser heidnischen Gebräuche seiner sonst so streng monotheistischen Landsleute zu besonders grossem Dank verpflichtet.

Während der Choleraepidemie oder einer Viehseuche wird von den Mädchen des Dorfes rund um dasselbe gepflügt, indem die Mädchen sich ihren Sonntags- (oder eigentlich den Dschuma-) Staat anlegen und mit aufgelösten Haaren einen Pflug ziehen, angeführt von einem alten Weibe; alle schwingen dabei Peitschen. Vor und hinter der Prozession reitet ein altes Weib auf einem Besen, überhaupt erinnert diese ganze Sitte an das russische »opachiwanije«[1]). Während des Umpflügens darf weder jemand aus dem Dorfe hinaus, noch ins Dorf hinein, denn sollte es jemand wirklich wagen, so ist er dem sicheren Tode geweiht. Im Anfang des Sommers, wenn das Vieh zum erstenmal auf die Weide getrieben wird, darf in keinem Hause altes Feuer und altes Wasser bleiben, die Dorfgemeinde schickt sogar einen besonderen Abgesandten mit dem Auftrage herum, streng darüber zu wachen, dass überall das Feuer ausgelöscht und das Wasser ausgegossen werde. Darauf versammelt sich die ganze Gemeinde an einem bestimmten Orte, es wird daselbst ein »neues Feuer« durch das Reiben zweier Holzstücke erzeugt, und jeder nimmt von diesem Feuer nach Hause mit. Diese Ceremonie heisst »das Erzeugen des neuen Feuers« (dshangaut tschigarù). Beim Auftreten einer Viehseuche wird dem ersten gefallenen Tiere ein neues Schloss an dem Maul angebracht und der Kadaver unter dem Feldthor eingescharrt. Erkrankt ein Kind an den Pocken, so schenken die Eltern einem Armen eine weisse Ente oder eine weisse Gans, damit ihr Kind die Krankheit glücklich übersteht. Ist das Kind genesen, so wird eine »tschjatschjak-butkassy« (Pockenbrei) genannte Speise gekocht. Um die Kinder vor dem Behexen durch einen neidischen Blick zu schützen, malt man ihnen auf das Gesicht Pünktchen mit schwarzer und blauer Farbe, in der Meinung, der »böse Blick« falle erst auf diese Pünktchen und dann auf das Gesicht des Kindes. Als weitere Vorsichtsmaassregeln gegen das Behexen durch einen neidischen Blick gelten dem Kasaner Tataren folgende Schutzmittel: entweder wäscht man das Gesicht des Kindes mit dem Wasser, womit man den Griff der Thür gewaschen hat, oder man hängt dem Kinde ein Stückchen Wacholderholz oder ein Säckchen mit Gottesheilkraut (?) (Prunella vulgar.) um. Wenn ein Kasaner Tatare heftig erschrocken ist und infolgedessen erkrankt, so »legt man die Furcht nieder« (kurkulyk kujalar), d. h. man schmelzt Blei (kurgaschìn), giesst es ins Wasser aus, und die herausgekommene Figur wird dem Kranken um den Hals gehängt.

Oft trinken erhitzte, schwitzende Feldarbeiter an heissen Sommertagen kaltes Wasser aus einer Quelle oder einem Flusse und fühlen natürlich darauf innerliche Schmerzen; um die nach seiner Meinung erzürnten Wassergeister günstig zu stimmen, wirft der Kasaner Tatare Eier, Aepfel oder auch nur eine Handvoll Gras ins Wasser an der Stelle, wo er vorhin getrunken hat, und ruft dabei aus: »Möge mich das Wasser nicht zurückbehalten!«

[1]) P. v. Stenin, Ueber den Geisterglauben in Russland, »Globus«, Band 57.

Digitized by Google

Ueber einen Fieberkranken lässt man einen Bären schreiten, oder in Ermangelung dessen wickelt man den Leidenden in ein Bären- oder Wolfsfell und legt ihm eine Schlangenhaut auf die Brust; aus Angst vor diesen Tieren wird das Fieber sicher Reissaus nehmen. Wird jemand von einem tollen Hund gebissen, so sammelt er aus 40 Häusern angebrannte Brotstücke (imjak burunỳ, eigentlich »die Brotnasen«) und isst sie auf.

Bei der Halsbräune (bakà) und einer kyjarak (von kyjar = die Gurke) genannten Krankheit der Weichengegend berührt man im ersten Falle mit einem Stücke Schildpatt (die Schildkröte heisst tatarisch: guburljù-bakà), im zweiten mit Gurkensamen die kranke Stelle unter Aufsagen von Beschwörungsformeln, wie folgt:

»Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun!
Von neun kehre zurück,
Zerfalle in Asche und Staub!
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben!
Von sieben kehre zurück,
Mit Wind und Wirbelwind verschwinde!
Eins, zwei, drei, vier, fünf!
Von fünf kehre zurück,
Auf dem Scheidewege von fünf Strassen kehre zurück!
Eins, zwei, drei!
Von drei kehre zurück,
Auf dem Scheidewege dreier Strassen kehre zurück!
Eins!
Von einemmal kehre zurück,
Die Bezauberung war so,
Wartetest du nur darauf?
Aber nicht von meiner Hand,
Sondern von der Hand der Aischà Batmàn [1]).«

Am Gründonnerstag backen die Kasaner Tataren für ihre Toten, welche an diesem Tage ihre Gräber verlassen und unsichtbar herumgehen, Pfannkuchen, auch hüten sie sich, die Pferde an diesem Tage anzuschirren, weil die Toten das Kummet leicht beschmutzen könnten. In der Fastnachtswoche reiten die tatarischen Mädchen auf dem Spinnrocken umher, damit der Lein weiss, lang und faserig wachse. Die Kasaner Tataren hängen Pferdeschädel auf dem Felde oder am Gartenzaune auf, weil dadurch das Getreide und Gemüse besser gedeihen. Bei der herrschenden Dürre im Sommer kochen die Kasaner Tataren am Ufer eines Flusses oder eines Sees den sog. »Wasserbrei« (dshangyr-butkassy), zu welchem jeder Teilnehmer Grütze, Salz, Milch oder Butter beisteuern muss, verzehren diesen Brei gemeinschaftlich und baden sich im Wasser nur mit einem Hemd bekleidet. Damit kein Unglück geschehe, wenn ein Kind auf die Erde gefallen ist, stösst man in die Erde einen Nagel und giesst eine Tasse Wasser darauf, oder heisst das Kind auf die Stelle speien.

[1]) Nach der Meinung K. Nassyroffs ist diese mystische Persönlichkeit eine berühmte Zauberin des Altertums gewesen.

Die Datumgrenze im Grossen Ozean und ihr wirklicher Verlauf.

Von Dr. v. Danckelman.

Die Thatsache, dass man bei einer Weltumsegelung je nach der Richtung, welche man wählt, einen Tag verliert oder gewinnt, hat nicht nur unter den ersten Weltumseglern grosse Bestürzung hervorgerufen, sondern sie ist auch noch heute geeignet, bei mathematisch nicht Geschulten Erstaunen und Zweifel hervorzurufen. Jules Verne hat bekanntlich auf Grund derselben eine überraschende Lösung für den glücklichen Ausgang der Fahrt seines Helden in dem Roman »Ein Reise um die Erde in 80 Tagen« gefunden.

In enger Beziehung zu der natürlichen Erklärung für die Thatsache, dass man, wenn man stets nach Osten um die Erde reist, einen Tag gewinnt, steht die Datumgrenze, d. h. jene Linie, von der aus die Zählung des Datums beginnt. Vor einiger Zeit hat der österreichische Fregattenkapitän Freiherr v. Benko Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, dass die in allen Konversationslexicis noch übliche Darstellung dieser Linie des Datumwechsels nicht mehr zu Recht besteht. Jene alte, sogenannte historische Datumgrenze, welche in einem grossen Bogen östlich von Neu-Seeland, Neu-Kaledonien und Neu-Guinea verläuft, sich dann nach Westen wendend, zwischen Borneo und den Philippinen hindurchführt und dann, südöstlich von Formosa und den Japanischen Inseln sich hinziehend, der Beringsstrasse zustrebt, hat, wie v. Benko ausführlich nachweist, seit Ende 1844 allerdings ihre Berechtigung verloren. Die Philippinen, welche von Osten her entdeckt und später auch von Osten her durch Legaspi, den Eroberer und Kolonisator dieser Inselgruppe, besiedelt wurden, hatten durch die Spanier von Osten her auch ihre Zeitrechnung erhalten und waren daher in Bezug auf das Datum gegenüber dem benachbarten Indonesien und China Jahrhunderte hindurch um einen Tag in der Zeitrechnung zurück. Solange die Philippinen in ihrem Aussenverkehr fast ausschliesslich auf das spanische Amerika angewiesen waren, gab diese Anomalie nicht zu wesentlichen Störungen Anlass. Als aber im Anfang dieses Jahrhunderts die spanische Herrschaft in Amerika in Trümmer sank und die Philippinen auf dem naturgemässeren Wege von Westen her in den Bereich des Weltverkehrs gezogen wurden, führte die Anomalie der hier bestehenden Datierung namentlich im Verkehr mit dem benachbarten Hongkong zu starken Unzuträglichkeiten im Geschäftsleben, denen im Jahre 1844 durch ein gemeinsames Vorgehen der weltlichen und geistlichen Behörden in Manila abgeholfen wurde. Auf den 30. Dezember

Digitized by Google

1844 liess man unmittelbar den 1. Januar 1845 folgen. Herrn v. Benko ist es gelungen, jenen, die Umgestaltung der Zeitrechnung betreffenden Erlass aus dem Staube der Akten des erzbischöflichen Palastes in Manila an das Tageslicht zu ziehen, und hoffentlich wird der von ihm gegebene Anstoss genügen, um den Irrtum der Konversationslexika, als habe jene weit nach Westen umbiegende Datumlinie noch ein aktuelles Interesse, endlich zu beseitigen.

Die neueren Lehrbücher der Geophysik und mathematischen Geographie, wie die von Günther, Hann, Hochstetter, Pokorny und anderer, haben an Stelle jener seit fast einem halben Jahrhundert nicht mehr gebräuchlichen Datumgrenze eine andere, von ihnen als die »thatsächliche« bezeichnete, treten lassen, welche mit dem der pacifischen Erdhemisphäre angehörigen Halbmeridian von Greenwich, d. h. mit 180° v. Gr. zusammenfällt.

Bemerkenswerter Weise haben aber Nachforschungen, die ich bei den namhaftesten Autoritäten und den besten Quellen anzustellen Gelegenheit fand, ergeben, dass diese nautische Datumgrenze, wie sie wohl am besten zu bezeichnen ist, durchaus nicht mit der Praxis des Weltverkehrs zusammenfällt.

Die Samoa-Inseln nämlich, ebenso wie sehr wahrscheinlich auch die Tonga-Inseln, führen, obwohl sie östlich vom 180.° v. Gr. liegen — die Samoa-Inseln auf 169—172° w. L. — doch dasselbe Datum wie Australien. Der Verkehr mit den westlicher gelegenen Gebieten ist eben ein viel lebhafterer als mit Amerika, und daher hat man hier das Bedürfnis empfunden, sich dem Osten der Alten Welt in Bezug auf das Datum anzuschliessen. Es würde wahrscheinlich sehr eingehender Nachforschungen an Ort und Stelle bedürfen, um im einzelnen festzustellen, wie die Datumgrenze im südlichen Grossen Ozean wirklich verläuft. Nach den vorliegenden Erfahrungen wird man überall dort auf den Inselgruppen dieses Ozeans das australische oder »westliche« Datum anzutreffen erwarten können, wo die Verkehrsverhältnisse und die wirtschaftlichen Beziehungen auf einen regeren Verkehr mit dem Westen als mit dem Osten hinweisen, selbst wenn diese Inseln erheblich östlich von 180° v. Gr. liegen sollten. Ebenso wie früher die alte, sogenannte historische Datumgrenze eine westliche Ausbiegung unter dem Einfluss der älteren Verkehrsverhältnisse der Philippinen machte, erfährt die jetzt gebräuchliche, wahrhaft »thatsächliche« Datumgrenze, der man auch die Bezeichnung »wirtschaftliche Datumgrenze« geben könnte, unter dem Zwang der modernen Verkehrsgestaltung eine Ausbuchtung nach Osten.

Wie der Verlauf dieser Grenze im einzelnen ist, lässt sich zunächst nicht angeben, sie lässt sich daher auch noch nicht in die Karten eintragen. Es genügt hier darauf hinzuweisen, dass sie besteht und für die Verkehrsgeographie neben der nautischen Datumgrenze, die im wesentlichen dem durchgehenden, von Gestade zu Gestade des Weltmeeres führenden Weltverkehr dient, Berücksichtigung erfordert.

Problems of Greater Britain.

By the Right Hon. Sir Charles Wentworth Dilke Bart. 2 volumes. London 1890. Macmillan and Co.

Ein stolzes Buch! Ein berühmter Staatsmann von gründlicher Kenntnis und bedeutendem Urteil in allen englischen Angelegenheiten gibt in ihm eine Schilderung der wesentlichen Lage, zuerst jeder einzelnen englischen Kolonie und darauf der Gesamtheit. Grösse, Wert und Tragweite seines Gegenstandes für die englische Heimat lassen sich nicht besser anschaulich machen als mit seinen eigenen Worten:

»Mit seinen Kolonien und völlig angeschlossenen Protektoraten ist das britische Reich dreimal so gross als Europa, hat in seinen Finanzen eine jährliche Revenue von 4 200 000 000 Mark und nennt den halben Seehandel der Welt sein eigen. In allen Breitengraden gelegen, bringt es jedes Lebensbedürfnis und Handelsobjekt hervor. Uns gehören die weitesten Weizengebiete, Wolldistrikte, Wälder und Diamantenfelder der Erde. In der Theeproduktion werden wir demnächst die erste Rolle einnehmen, in Kohle, Eisen und Kupfer sind wir allen gewachsen. Im Zucker spielen wir eine Hauptrolle, im Tabak sichern uns Indien und Jamaica bereits die dritte Stelle, und schon fangen wir mit Havana und Manilla zu konkurrieren an. Unser Kaffee ist in Quantität dem brasilischen und javanischen noch bei weitem nicht gleich, in Qualität der beste der Welt. Wenn wir wollen, können wir uns in allen Lebensmitteln von allen anderen Ländern unabhängig machen.

»Dies über die wertvollsten Länder der ganzen Welt zerstreute und vom orientalischen Despotismus Indiens bis zur kanadischen und australischen Demokratie alle Regierungsformen einschliessende Reich ist wesentlich erworben und erhalten durch die ausserordentlichen Rassenvorzüge unseres vielgemischten englischen Volkes. Ueber das schliessliche Ergebnis seiner nationalen Grossthaten kann schon heute kein Zweifel sein. Ausser uns haben die meisten grossen Nationen der Alten Welt nur ein sehr beschränktes Gebiet in gemässigter Zone gelegen und zur Bodenbearbeitung durch weisse Menschen geeignet. Frankreich und Deutschland zumal sind in dieser Beziehung so übel bestellt, dass die Zukunftsentwickelung sich nur noch zwischen unserem Volk, wie es in dem britischen Reich und den Vereinigten Staaten sich findet, und den Russen, die allein Land genug dazu haben, abspielen kann. Vor 150 Jahren, als Kanada und Louisiana französisch waren und Indien es eben werden zu wollen schien, sah es aus, als ob Frankreich die grosse Kolonial-

Digitized by Google

macht der Zukunft werden würde; heute haben die Engländer Indien erobert, besitzen ganz Australien, fast ganz Polynesien und den grössten Teil des erschlossenen Afrika. Wenn diese unsere heutige Stellung vollkommen bewahrheitet, was man vor 50 Jahren voraussah, so lässt sich mit gleicher Sicherheit berechnen, was die weitere Zukunft daraus machen wird. Schon heute sprechen 100 000 000 Menschen englisch, und weitere 100 000 000 englisch neben irgend einer anderen Sprache; schon heute sind 400 000 000 direkt und indirekt unter englischer Herrschaft — die bevorstehenden Entwickelungen lassen sich daraus leicht entnehmen.

»In dem Rivalitätskonflikt zwischen der angelsächsischen und grossrussischen Rasse haben wir die guten Eigenschaften der besten Rassen der Alten Welt, die sich in der unsrigen mischen, auf unserer Seite. Ihnen verdanken wir, dass auch in unseren Töchterstaaten Mut, Verstand, Arbeitskraft und Integrität in ausserordentlichem Maasse vorhanden sind. So leicht die Russen Fremde assimilieren, so scheinen unsere Amerikaner und Australier die Deutschen, Skandinavier und andere Ankömmlinge noch schneller zu ihrem eigenen Fleisch und Bein zu machen; während, was die Besiegung grosser Hindernisse betrifft, die Russen uns allerdings gewachsen sind, wir aber in der grösseren Frische und in der Hoffnungsfreudigkeit unseres Wesens dennoch einen Umstand zu unseren Gunsten haben, der unsere starke politische Superiorität vielleicht mehr geschaffen hat, als dass er die Folge davon ist. Es ist wahr, weder die demokratische Autokratie Russlands noch die konstitutionelle Demokratie Englands werden ewige Regierungsformen sein; aber es ist wohl ebenso sicher anzunehmen, dass unsere Institutionen sich leichter und mit weniger heftigen Erschütterungen aus- und umgestalten werden als diejenigen der Russen — der Russen, die unsere einzigen nennenswerten Rivalen sind und uns allein gefahrdrohend werden können, wenn wir die unserer militärischen Lage entspringenden Besorgnisse nicht rechtzeitig in Anschlag bringen.

»Vergleichen wir die drei einzigen Grossmächte der Zukunft, von denen zwei angelsächsisch und eine slawisch sind, so ist das britische Reich ein wenig grösser als das russische und dreimal so gross als die nordamerikanische Union, hat aber bedeutend mehr Einwohner als beide zusammen. Die britische Staatseinnahme ist die doppelte der russischen, die dreifache der nordamerikanischen; der britische Handel schlägt die beiden anderen ebenfalls ausserordentlich. Unsere Schiffahrt übertrifft die der ganzen Welt, während die amerikanische Fabrikation allerdings die unsrige — obschon ein genauer Vergleich unmöglich ist — bereits nahezu eingeholt haben soll. In der Kohlenproduktion, in der Russland überhaupt nicht zählt, sind wir auch den Vereinigten Staaten weit voraus und verschiffen den Artikel überdies am leichtesten nach dem Atlantischen und Stillen Ozean. Die Goldproduktion ist in dem britischen Reich und den Vereinigten Staaten ungefähr gleich gross, in Russland nur halb so gross als in jedem der beiden anderen Reiche; in Silber haben die Vereinigten Staaten ein ungeheures Uebergewicht. Eisen ist ein Gegenstand scharfer Konkurrenz zwischen England und Nordamerika, in welchem wir schliesslich unterliegen werden; Russland spricht auch hier nicht mit. Wir bauen etwas mehr Weizen als die Vereinigten Staaten, und beide zusammen viermal so viel als Russland; in Mais dagegen stehen die Vereinigten Staaten weit obenan. In Wolle hat das britische Reich die Führung mit der doppelten Quantität Russlands, welches seinerseits wiederum die Vereinigten Staaten um ein Drittel schlägt. In Rindvieh kommen die Vereinigten Staaten zuerst, England zu zweit, Russland zu dritt; in Pferden Russland zuerst, Amerika zu zweit, England zuletzt. In Schafen besiegen wir alle, haben Russland in zweiter und Amerika in dritter Linie hinter uns; in Schweinen dreht sich die Reihenfolge um. Die amerikanischen Eisenbahnen sind doppelt so lang als die unsrigen, während die russischen verhältnismässig noch nicht in Betracht kommen. Man sieht, wie stark Russland zurückbleibt, wie sehr das kanadische und australische Wachstum England selbst in denjenigen Dingen, in denen es noch kämpft, Amerika gleichzuthun befähigt.«

Soweit Sir Charles Dilke. An einer anderen Stelle vervollkommnet er das entworfene Bild mit der Bemerkung, dass in hundert Jahren England, Russland und China allein noch in der Welt in Betracht kommen, und Deutschland und Frankreich, obschon sie ja auch etwas in Bevölkerung und Wohlstand zunehmen würden, zur Rolle absoluter Pigmäen an der Seite der drei Riesen herabgesunken sein werden. Es ist wahr, Leroy-Beaulieu und Prevost-Paradol haben sich dahin schlüssig gemacht, dass, da ihr Volk den Atlantischen und Stillen Ozean an England nun einmal verloren habe, dasselbe, wenn es sich noch eine Zukunft suchen wolle, sich das Mittelmeer und die nordafrikanische Küste sichern müsse. In Bezug auf uns lässt sich indes mit einiger Beruhigung erwägen, dass das Deutsche Reich 200 Jahre lang thatsächlich untergegangen war, dass es eben erst wiedererstanden ist und dass, wie sein Volk sich am Anfang des Mittelalters seinen Anteil an den Esswaren der Welt zu sichern gewusst hat, es vermutlich auch in Zukunft nicht zur entgegengesetzten Rolle verurteilt sein wird. Es würde fruchtlos sein, das Thema in diesem Augenblicke zu verfolgen, in welchem Frankreich und Deutschland, durch die irrige Empfindlichkeit des ersten und die langjährigen Misslichkeiten in der Leitung des letzten, sich gegenseitig in einer sterilen auswärtigen Politik festzuhalten beflissen sind, die allerdings nur England und Russland zu gute kommt. Indessen darf man wohl auch in dieser Gegenwart an die Vergangenheit erinnern und aus ihr einige Ermutigung für die Zukunft schöpfen.

Digitized by Google

Nicht nur in England, auch in Deutschland liegt so etwas wie Handelns- und Hoffensfreude im Nationalcharakter, und unsere schneidigen Jungen nehmen es mit den gallant fellows, wie diese letztere mannhafte Menschenart in ihrer Einsicht und Billigkeit gern zuzugeben pflegt, allerwege auf. Dazu haben wir in den meisten Fächern ebenso grosse praktische und in nicht wenigen grössere theoretische Kenntnisse als die Engländer. Eine vorläufig erhebliche, aber vielleicht gar sehr anwendbare Schwäche liegt in der geographischen Lage, die uns die drückendste, England die leichteste militärische Umgebung gibt. Im übrigen liegt die Zukunft der Nationen nicht allein im Landbesitz, sondern ebensosehr in der Energie ihrer geistigen und materiellen Thätigkeit. Um so mehr, als auch die englischen Kolonien nicht in der Politik, sondern nur in der Sprache englisch und teilweise sogar mehrsprachig sind und den Berliner ebenso zulassen, wie den Londoner; um so mehr, als nicht nur Kolonisierung, sondern auch Handel und Fabrikation die Quellen des Wohlstands bilden.

Der Reichtum des Dilkeschen Buchs an politischem, socialem und militärischem Detail ist so mannigfaltig und in jeder Einzelheit so ausserordentlich, dass es die lang gefühlte Lücke eines Kompendiums der britischen Kolonisation in ausgezeichneter Weise füllt. Dass dieses kopiöse Material durch die ungewöhnliche Begabung des Autors völlig verarbeitet und zu fertigen Schlüssen umgestaltet vorgelegt wird, kann sein Verständnis dem kontinentalen Leser und wohl auch den meisten englischen nur erleichtern. Wir beschränken uns, aus der Darstellung so vieler blühender Staatswesen nur einige naheliegende Punkte hervorzuheben.

Wie bekannt, sind die grossen Kolonien nur noch durch Personalunion mit dem Mutterlande verbunden; was Sir Charles dringend verlangt, ist, ihnen eine gemeinsam geleitete Verteidigung durch einen gemeinsamen, in London residierenden grossen Generalstab zu geben. Der Vorschlag liegt so sehr in der Natur der Sache, dass er sicher längst verwirklicht worden wäre, wenn die Kolonien sich nicht von der heimischen Politik überhaupt fernzuhalten suchten. Bräche ein grosser Krieg aus, so ist es nicht gewiss, wie weit die selbständigen Kolonien sich daran beteiligen würden — ihre ferne Lage und die Neigung aller Demokratien zur Augenblickspolitik lassen die Entscheidung wenigstens mancher von ihnen zweifelhaft erscheinen. Um so verständlicher ist Sir Charles' Forderung straffer Armeeverhältnisse und genügender Küstenbefestigung in England selbst. Nur wenn in diesen Beziehungen nicht gespart wird, lässt sich ein genügender Teil der Flotte zum Schutz des englischen Handels und zur Deckung des Suezkanals verwenden; andernfalls muss ein allzu grosser Teil derselben im Kanal gehalten werden, um den Rest für die letzteren Zwecke hinreichen zu lassen. Wenn in dieser wichtigen Frage, die schon so oft in verschiedenen Gestalten diskutiert worden ist, noch immer keine ausreichende Abhilfe geschaffen wurde, so liegt dies wesentlich an der im letzten Menschenalter beliebten Erweiterung des Wahlrechts, welche so viele in auswärtigen Dingen unbewanderte Wähler geschaffen hat. Man darf eben nicht vergessen, dass das britische Parlament, ausser dem jungen und in nationalen Impulsen zunächst einmütigen französischen, die einzige Volksvertretung ist, welche Gewalt über Sein oder Nichtsein der Ministerien hat und gleichzeitig einem Land mit grosser auswärtiger Politik angehört. Ein anderes bemerkenswertes Detail ist die grosse Bedeutung des Kaps der guten Hoffnung als Kohlenstation, welche, für England reserviert, für andere im Kriegsfall unzugänglich gemacht, an dieser Stelle die beiden Hemisphären zu Gunsten Grossbritanniens teilt und die sonst unerklärliche Tenacität in Bezug auf die Walfischbai, den einzigen anderen guten Hafen weit und breit, erklärt. Wir wissen nun, warum man das Parlament der Kapkolonie so straff gegen uns hat vorgehen lassen, warum man die holländischen Staaten jener Gegend durchaus an westlicher Ausdehnung gehindert hat.

Der Engländer hat in seiner bevorzugten Lage immer die Forderung des Landerwerbs gehegt, zu der sich die französischen Nationalökonomen erst kürzlich, die deutschen aber mit der Vorsicht, die unsere Situation gebietet, nur erst teilweise bekannt haben. Auch Sir Charles Dilke genügt nicht der Handel mit ganz- oder halbwilden Ländern, sondern nur die Okkupation, da die Produktion und damit der Handel in jenen Strichen erst vielfach geschaffen werden muss und dies nur durch Plantagen oder Kolonisation geschehen kann, was beides die Okkupation voraussetzt. Freilich muss man das erforderliche Anfangskapital haben.

Schon heute hat England, das Mutterland, 16000000000 Mark in den Handels-, Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaften seiner Kolonien angelegt, wofür es etwa 640000000 Mark jährliche Zinsen empfängt. Die Einsicht und Thatkraft, welche dies geschaffen hat, finden in unserem Autor einen dem ungeheuren Thema gewachsenen und von hohen angelsächsischen Gesichtspunkten erfüllten trefflichen Vertreter. L. Abel.

Die Wolga.

Eine bibliographische Studie von C. Hahn in Tiflis.

(Schluss.)

Ein ganz anderes Bild stellen die südlichen Teile der Wjatka dar, besonders das westliche Ufer. Hier haben wir meist »Schwarzerde«. Roggen, Weizen, Dinkel, Hafer, Erbsen, Gerste geben hier in Mitteljahren zehnfältige Ernte. Wotjaken, Tscheremissen, Tataren, Russen, welche dieses fruchtbare Land bewohnen, treiben ausser Ackerbau auch Bienenzucht. Die Jagd in den ausgedehnten Waldungen ver-

Digitized by Google

schafft ihnen reichen Gewinn. Hier haust das Elen, der Luchs, der Biber, der Marder, die Fischotter, die Sumpfotter, der Fuchs, der Bär, das Eichhorn. Auch findet man in dieser Gegend am Zufluss der Wjatka, der Choluniza, das beste Eisen in ganz Russland. An einem andern bedeutenden Zufluss der Wjatka, an der 400 Werst langen Tschepza liegt Glasow, sozusagen die Hauptstadt der Wotjaken, deren Zahl auf 260000 Köpfe geschätzt wird. Die Wotjaken wurden durch die russische Kolonisation an den Oberlauf der Wjatka und Tschepza zurückgedrängt, wo sie ihren Volkscharakter noch rein erhalten haben. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, sind aber dabei, wie die Baschkiren, vorzügliche Bienenzüchter, einige besitzen 50 und mehr Bienenstöcke, hauptsächlich auf Linden und Nadelhölzern. Honig und Wachs werden nach Archangelsk verkauft. Von Getreidearten gedeihen gut Roggen, Hafer und Gerste, doch ist der Boden ziemlich mager. Die Wotjaken sind sehr arbeitsam.

Sie sind die ältesten Bewohner dieser Gegenden; manche nehmen an, dass schon Herodot ihrer Erwähnung thut. Doch ist bis jetzt nicht ausgemacht, wo die Wiege dieses Volkes zu suchen, und zu welcher Rasse es zu rechnen ist, ob sie zur mongolischen oder kaukasischen gehören. Auf Grund der archäologischen Untersuchungen nehmen einige Gelehrte an, dass die Wotjaken ursprünglich in Centralasien, am Altai und am Jenisei gewohnt haben, was Inschriften, die man im Kreis Minusinsk gefunden hat, unzweideutig darthun sollen. Jedenfalls aber haben die Wotjaken lange vor der Völkerwanderung ihre alten Wohnsitze verlassen. Ein kleiner Teil derselben ist weit nach Westen gezogen, und noch heute treffen wir in den Gouvernements Nowgorod und Petersburg kleine Niederlassungen derselben, wieder andere wurden in die Gouvernements Ufa und Samara versprengt.

Die Wotjaken werden also geschildert: Wuchs mittelgross, im Vergleich zu Russen und Tataren klein, Körper schwächlich, Gesichtsfarbe rötlichbraun, Haare rötlich, auch weiss, gelockt oder schlicht, dick und hart, ohne Glanz. Kopf rund oder dreieckig, Augen blau oder hellgrau; Nase klein und stumpf; Backenknochen hervorstehend; Wangen eingefallen; Augenschlitz eng, kurz, horizontal; Stirn klein, Mund gross und widerlich, Kinn spitz, Bart klein, dünn, rötlich; Leib und Füsse mager; Gang langsam, Haltung gebückt. Die Weiber sind überhaupt unförmiger, unangenehmer und gröber als die Männer. Geistig sind die Wotjaken sehr wenig begabt. Ihre Unreinlichkeit ist so gross, dass sie sprichwörtlich geworden ist. Interessant ist die Schilderung der Wotjaken bei Pallas vor ungefähr 100 Jahren. Er schreibt: Die Wotjaken haben viele Gebräuche, die sie von den benachbarten Tscheremissen unterscheiden; Männer und Weiber sind dem Trunke ergeben, was auf ihren Wuchs einen nachteiligen Einfluss ausübt, namentlich solange sie sich noch nicht mit den Russen vermischt haben. Man trifft unter ihnen sehr wenig stattliche, hohe Figuren; die Weiber sind klein und mager. In ihrer Kleidung sind sie unreinlicher als die Tscheremissen, reinlicher als die Finnen; Gefässe und Lebensmittel werden reinlich gehalten. Ein späterer Reisender berichtet folgendes: Sie waschen sich kaum, Schmutz und Unreinlichkeit übersteigen bei ihnen alle Begriffe. In den Hütten ist es ebenso schmutzig wie auf der Strasse. Im Winter werden Kühe, Ziegen, Enten u. s. w. in die Hütten getrieben. Mit dem Vieh zusammen schlafen die Menschen auf dem Boden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Aus den Eimern, in welchen sie das reine Wasser schleppen, wird das Vieh getränkt und die schmutzige Wäsche darein gelegt. Die Tasse, aus welcher eben der Hund gefressen hat, stellt der Wotjake ruhig auf den Tisch und isst selbst daraus, ohne sie vorher gespült zu haben. Der Zuwachs der Bevölkerung ist sehr gering; er beträgt 1,6%.

Die Wotjaken haben für den Ethnographen insofern ein grosses Interesse, als sie gewissermaassen auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Daher verweilen wir noch einige Zeit bei ihnen. Aeusserlich bietet das Dorf des Wotjaken nichts Besonderes dar: die Hütten liegen in einer Reihe, die Fenster sind nach der Strasse gerichtet, nur wenige Häuser stehen noch einzeln, wie das zu Pallas' Zeiten üblich war. Die Hütten sind höher als bei Russen und Tataren, bis zum Fenster beträgt die Höhe 1 Sasche. Von den Baulichkeiten auf dem Hofe sind bemerkenswert das »Kenassie« und die »Kuala«. Das Kenassie ist ein Käfig aus Flechtwerk; früher hatte jedes Ehepaar ein solches Kenassie als Sommerwohnung; bei reichen Familien ist das noch jetzt der Fall. Die Kuala vertritt sommers und winters die Küche, dort brennt fast den ganzen Tag das Feuer. Aber sie gilt auch als heiliger Ort, denn hier wird gebetet und von Zeit zu Zeit geopfert. Die Kuala allein wird sehr rein gehalten, und die Wotjaken lassen aus Furcht vor Entheiligung nicht gern einen Russen in dieselbe eintreten. Eine solche Entheiligung zieht nach ihrer Meinung die Rache der Götter nach sich. Dem äusseren Ansehen nach ist die Kuala eine einfache Hütte ohne Decke mit Erdboden, das Licht fällt durch die Thür und eine Oeffnung im Dache herein, welche zugleich als Rauchfang dient, an den Wänden sind Bänke, in den Winkeln Pritschen; in der Mitte des Raumes hängt der Kessel, in welchem die Speisen gekocht werden.

Die Winterwohnung des Wotjaken ist eine Hütte, die ganz und gar der des Tscheremissen und des Tataren gleicht. Im Vorderteile der Hütte sind in ihrer ganzen Breite Pritschen, in die Länge rechts und links Bänke; links von der Thür im Winkel ist der Ofen, welcher aber nur zum Backen des Brotes dient und im Winter nicht jeden Tag geheizt wird. Das hauptsächlichste und fast einzige Ge-

Digitized by Google

schirr des Wotjaken ist der Kessel, denn alle Speisen werden gekocht oder gebraten. Dieser Kessel dient auch zum Brauen des Biers und zum Wärmen des Wassers.

An Feiertagen trifft man bei dem Wotjaken nicht selten einen mit reinem Tischtuch gedeckten Tisch. Von dem Hausgeflügel bringt er dem Gott Keremet zum öfteren Opfer dar, von jeder Art wenigstens ein Exemplar im Jahr. So wird es oftmals dem Reisenden schwer, ein Huhn oder dergleichen aufzutreiben. Fleisch isst der Wotjake bloss, wenn er Opfer darbringt oder an grossen Festen. Die gewöhnliche Nahrung sind Wasser- oder Kohlsuppen, Fladen, Pilze, Milch und Brot. Die allergewöhnlichste Speise ist »Ses-pys«, d. i. Gerstengrütze mit Kwas vermengt. Reich und Arm haben fast den gleichen Tisch; sie sind überhaupt im Essen nicht wählerisch und verzehren auch Raben, Meisen, Kreuzschnäbel u. s. w. Zu den Festen wird Bier gebraut und Kumys bereitet, auch sehr schlechter Schnaps von 5 ° Gehalt. Dazu werden die Lieblingsspeisen gekocht, wie z. B. der »Dschuk«, d. i. Weizengrütze mit Fett, garniert mit Stücken gekochten Gänsefleisches, Enten-, Hasen- oder Eichhornfleisches. Eine Lieblingsspeise sind auch getrocknete oder geräucherte Gänse, deren Fleisch öfters in Pulver verwandelt wird, ferner »Taban« = dicke Fladen, mit Butter oder dem sogen. »Arjan« gegessen. Letzterer wird aus gefrorener Milch bereitet, diese wird geschabt und geschlagen, und so erhält man eine dicker Sahne ähnliche Masse. Im allgemeinen ist die Nahrung des Wotjaken eine sehr dürftige, was übrigens auf seine Gesundheit keinen nachteiligen Einfluss ausübt. Die Wotjaken, wenigstens im Gouvernement Kasan, sind gut gebaut, die Frauen teilweise schön. Letztere haben ein sehr hübsches, originelles Kostüm und kleiden sich sehr reinlich. Die verheirateten Frauen tragen den »Aschjan«, einen eigentümlichen Kopfputz, die Mädchen »Takij«, d. i. Käppchen, welche ringsum mit Silbermünzen benäht sind. Die verheirateten Frauen sind vom frühen Morgen an frisiert, trotzdem dass die Frisur ihnen viel Zeit wegnimmt. Sie kämmen die Flechten zuerst nach vorne, dann binden sie dieselben mit einer Schnur zusammen, so dass sie die Hälfte der Stirn bedecken; an den Schläfen werden auf jeder Seite Locken gelassen. Die Mädchen tragen wie die Russinnen einen Zopf.

Das Kostüm des Mädchens ist weit nicht so originell, wie das der Frauen. Ueber ein langes Hemd mit rotem Rand tragen die Mädchen einen ärmellosen Rock und eine Schürze, in den Ohren Ohrringe, um den Hals ein Halsband aus Silbermünzen, auf der Brust eine Schnur ebenfalls mit Silbermünzen, welche von der linken Schulter herabfällt und an das Ohrgehänge befestigt wird, den Arm schmückt ein Armband oder eine Perlenschnur. Das Kostüm der verheirateten Frau unterscheidet sich von dem des Mädchens durch den Kopfputz, den schon erwähnten Aschjan. Dieser hat von vorne die Gestalt einer abgestumpften Pyramide in der Höhe von 4—5 Werschok (1 Werschok = 4.4 cm), deren Vorderseite mit kleinen Silbermünzen benäht und mit Goldschnüren geschmückt ist, die bis auf die Augen herabhängen und bei Jungverheirateten fast das ganze Gesicht bedecken; rückwärts fällt vom Aschjan in Gestalt von zwei Streifen mit seidenen Fransen bis zum Gürtel ein Schleier herab. Weiber, welche über ein Jahr verheiratet sind, tragen Aschjan und Kamisol aus rotem Wollenstoff mit schwarzen Streifen; bei den jungverheirateten Frauen ist im ersten Jahr der Aschjan weiss mit schwarzen Streifen, Hemd und Kamisol sind völlig weiss; ausserdem tragen sie auch ein Kamisol mit Aermeln nach Art der Armenier und Griechen. In einigen Gegenden wird der jungen Frau nach Ablauf eines Jahres der weisse Aschjan mit einer bestimmten Ceremonie abgenommen. Die jungen Burschen versammeln sich in der Hütte des jungen Paares, die junge Frau zieht ihr volles Kostüm an und versteckt sich hinter dem Ofen; nach einiger Zeit wird sie hervorgeholt, einer der Burschen nimmt ihr den Aschjan ab, setzt ihn sich auf, tanzt in demselben herum und wirft ihn dann auf den Boden. Von dieser Zeit an hört die junge Frau auf, das weisse Kostüm zu tragen.

Die Werktagskleidung der Männer besteht wie bei den Tataren aus einem langen Hemd, einem Kamisol ohne Aermel, wie es die Weiber tragen, und einem weissen Hute; an Feiertagen tragen sie ein weisses Gewand und einen mit schwarzen Litzen besetzten Hut. Alle Kleider werden von den Weibern, meist aus Wolle gefertigt. Ihre Gewebe zeugen von grosser Kunstfertigkeit, ebenso die Verzierungen der Handtücher, welche als eine Art von Schmuck an den Wänden herumhängen. Wie solid das Gewebe ist, lässt sich daraus ersehen, dass manches Frauenkostüm auf Tochter und Enkelin vererbt wird; das ist auch der Grund, warum es so schwer ist, ein solches Kostüm durch Kauf zu erwerben, besonders mit allen dazu gehörigen Münzen. Die Wotjaken sind überhaupt grosse Liebhaber alter Münzen und sammeln solche. Die zum Kostüm gehörigen werden wie ein heiliger Schatz von einer Generation auf die andere vererbt. — Der Webstuhl ist sehr primitiv und noch der gleiche, wie er vor 100 und mehr Jahren war; er ist dadurch sehr praktisch, dass er wenig Platz einnimmt.

Die Bewohner der einzelnen Niederlassungen bilden sozusagen eine einzige Familie, welche einen gemeinschaftlichen Stammvater hat. Daher herrscht unter ihnen völlige Einigkeit. Das macht unter anderm die Entdeckung eines Verbrechers ausserordentlich schwer, da der Wotjake seinen Dorfgenossen um keinen Preis verraten wird. Das patriarchalische System hält sich bis auf den heutigen Tag bei den Wotjaken, und nicht selten trifft man in einer Familie zehn und mehr Erwachsene. Tei-

Digitized by Google

lung kommt bei ihnen nicht vor; wenn in einer Familie vier und mehr Brüder vorhanden sind, leben sie dennoch zusammen und bilden eine Familie. Der Vater sucht seinen Söhnen Frauen aus, welche dann auch zur Familie gehören. Trotz des patriarchalischen Systems geniessen aber einzelne Familienglieder grosse Freiheit; sogar die Frauen sind freier als bei den Russen.

Eine neue Folge der Wolga-Artikel wird im nächsten Jahrgang erscheinen. Die Redaktion.

Kleinere Mitteilungen.

James Samuelson, Barrister-at-Law, erzählt in seinem interessanten Werk »India past and present«, London, Trübner & Co., S. 174, bei Gelegenheit des Besuches einer grossartigen Schöpfung der Herren Burrows, Thomson & Mylne eine bei uns wohl wenig bekannte Sage bezüglich der Affen.

Im Park dieser Herren befinden sich selbstverständlich grosse, schöne Banyan-Bäume, die zum Teil stark von Affen aufgesucht werden. Aber man findet niemals einen toten Affen. Wo bleiben die toten Affen? — Werden sie von ihren Verwandten verspeist oder begraben, oder tragen die anderen Affen den Verstorbenen zum Fluss, oder sollte der Affengott (monkey-god) »Hanuman« von seinem Himmelsthron herniedersteigen, um die Toten leiblich in das Seelenreich der Affen zu führen? Die Siamesen glauben, nach einer Mitteilung des Mr. Carl Bock (»Temples and Elephants«), dass die Affen niemals sterben, sondern, wenn sie alt werden, in die Luft steigen und mit Hoalaman leben. Hoalaman und Hanuman sind gleichbedeutend.

Hier ist, so meint Verfasser, in der That ein Problem, das wert ist, von Anthropologen und Forschern auf dem Gebiete der Hindu-Theologie untersucht zu werden. H. Lange.

Litteratur.

Costi, Ermenegildo, Storia d'Etiopia. Milano 1890. Alfredo Brigola & C. 8°. 297 S.

Der Verfasser, Lieutenant im 60. italienischen Infanterieregiment, bekennt in der Einleitung: »Ho inteso di scrivere soltanto per il popolo.« Wir haben demnach eine Popularisierung der Geschichte Abessiniens vor uns, die auf einen höheren wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch macht. Als zur Belehrung des Volkes bestimmtes Buch bietet aber das Werk eher zu viel, als zu wenig. Das Material ist indes nicht ohne Fleiss zusammengetragen und übersichtlich geordnet. Es enthält 4 Bücher, deren erstes in vier Kapiteln die älteste Kunde von Aethiopien bis auf die Römerherrschaft in Aegypten umfasst, deren zweites (in vier Kapiteln) die Zeit der Kaiser bis zum Einfalle der Galla behandelt, deren drittes (in fünf Kapiteln) bis auf Menîlek II. reicht, und deren viertes (in fünf Kapiteln) die neueste Zeit und namentlich das Eingreifen Italiens in Abessinien umfasst, dann chronologische Tabellen, eine genealogische Tabelle der äthiopischen Herrscher und Bischöfe, den abessinischen Kalender, eine Erklärung der Namen abessinischer Dignitäre, den Abdruck der italo-äthiopischen Verträge und endlich ein Verzeichnis der in Abessinien und dessen Nebenländern unternommenen Forschungsreisen. Das Werk ist Francesco Crispi gewidmet und als eine patriotische Tendenzschrift aufzufassen, die wohl geeignet ist, ihren Zweck zu erreichen. Naturgemäss hält sich der Verfasser an Ludolf und Bruce, hat aber auch die einschlägige ägyptische Geschichte mitstudiert und geschickt einbezogen. Auffällig ist die Schreibart Marietti (S. 41) für Mariette. Die Uebersicht der Forschungsreisen enthält manche Ungenauigkeit, besonders in der Schreibung von Eigennamen (S. 286 Isemberg, S. 287 V. F. Burton, Krapt, S. 288 Hildbrandt, S. 291 Healk und Peyson u. a. m.). Die S. 290 verzeichnete Reise eines Pinchard ist niemals unternommen worden. Ph. Paulitschke.

Borchard, Dr. H., Pastor, **Die deutsche evangelische Diaspora.** Erstes Heft: Australien, Südafrika, Südamerika. Gotha, F. A. Perthes 1890.

Die deutsche evangelische Diaspora umfasst vom Standpunkte der heimatlichen Kirche zuvörderst die Gemeinden, welche, mitten unter katholischer Bevölkerung lebend, besonders der materiellen Unterstützung bedürfen — es ist dies die Liebesarbeit des Gustav-Adolf-Vereins; dann aber auch diejenigen Gemeinden, welche, wie in Südafrika, Südamerika, Südeuropa, für ihre kirchliche Versorgung ganz auf die Heimat angewiesen sind, und für deren Bestand der Anschluss an die heimatliche Kirche notwendig ist; ferner diejenigen Gemeinden, welche, wie in Australien, selbständig und synodal geordnet sind, aber ihre Geistlichen und Lehrer nur von heimatlichen Anstalten berufen können.

Erfreulich ist es, dass mit der Aufrichtung des Deutschen Reiches die Teilnahme für die Bestrebungen des deutschen Volkes im Auslande gewachsen ist. Der Zweck von Borchards Arbeit ist, in der Heimat die Kenntnis von den Zuständen und Bedürfnissen der deutschen Gemeinden und Glaubensgenossen des Auslandes zu verbreiten und die Teilnahme für die Aufgaben und Pflichten, welche die heimatliche Kirche diesen gegenüber zu erfüllen hat, zu gewinnen. So viel aus den einleitenden Worten des Verfassers.

Das Heft bildet gleichzeitig Band 11—14, Abteil. 38 von Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie und umfasst 106 Seiten. Nach dem Inhaltsverzeichnis verteilt sich der Stoff, wie folgt:

A. Australien, Neuseeland und Hawai nehmen 18 Seiten ein;

B. Südafrika: Kapland, Britisch Kaffraria, Natal, Transvaal und Oranje-Freistaat beanspruchen 19 Seiten;

C. Südamerika: Brasilien, Argentinien, Uruguay, Chile, Venezuela. Dieser Abschnitt ist der bedeutendste und beansprucht 57 Seiten, wovon 47 Seiten auf Brasilien kommen. Zum Schluss werden Verzeichnisse der deutschen evangelischen Geistlichen in Australien, Südafrika und Südamerika und der deutschen Konsulate in den behandelten Gebieten geliefert.

Der Verfasser ist ein Mann von aufopfernder Thätigkeit und wahrhaft christlicher Hingabe für seine Mission. Er hat das Verdienst, in der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul der Bahnbrecher gewesen zu sein für die vernünftige Organisation der protestantischen Kirche. Wir halten an der historisch gewordenen Bezeichnung Provinz (jetzt Staat) fest, weil die Thätigkeit des Verfassers weit zurückreicht. Herrn Pastor Borchard war es beschieden, am 8. Januar 1865 die deutsch-evangelische Kirche in Porto Alegre einzuweihen.

Wenn der Verfasser in der Einleitung sagt: »Erfreulich ist es, dass mit der Aufrichtung des Deutschen Reiches die Teilnahme für die Bestrebungen des deutschen Volkes im Auslande gewachsen ist,« so möchten wir doch ein Fragezeichen dahinter setzen, wenigstens soweit Brasilien in Frage kommt. Teilnahmlos steht das grosse Deutsche Reich dem guten Kern deutscher Kulturarbeit in Brasilien gegenüber. Wir halten es auch für ganz vergeblich, in Deutschland den Versuch zu machen, etwa Stimmung für den Bau einer Eisenbahn, die zwei ehemalige deutsche Kolonien in Brasilien miteinander in Verbindung bringen könnte, zu gewinnen. Wenn auch dabei ein Gewinn an Kapital herauskommen könnte, nein, Afrika muss es sein! — Nun, vielleicht gelingt es dem braven Pastor, Herrn Borchard, in frommen und anderen Kreisen Stimmung für die evangelische Kirche im Ausland, also auch in Brasilien zu machen. Die kleine Schrift ist sehr belehrend und empfehlenswert, möge sie viele Abnehmer und Leser finden. H. Lange.

Bemerkung der Redaktion. Bei dem Aufsatz des Herrn Dr. Ed. Glaser in Nr. 50 »Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens II« ist der in dem Titel angekündigte Schlussabschnitt: »Abfassungszeit und Verfasser des Periplus Maris Erythraei« infolge eines Unfalls bei der Postversendung nicht zum Abdruck gelangt. Er wird in selbständiger Form nachgeliefert werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft ebendaselbst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 012 211 616

AP
30
A88
V.63
1890

DATE DUE			

Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305

Digitized by Google